Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier2818unse

Globus.

XXVIII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Achtundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1875.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die mittlere Höhe Europas 47.

Deutschland. Bevölkerung Berlins 352. Bevölkerung von Hannover 112. Vorgeschichtliches aus dem Posenschen; von A. Kohn 12. 213. Hollandsgänger; von F. Poppe 202. Die höchste Kunststraße Deutschlands 335. Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1873. 208.

Oesterreich. Am Nordgestade der Adria 1. 17. 209. 225. Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich; von J. Mestorf 200. Alte Begräbnißstätte in Böhmen 208. Kretins in Böhmen 160. Die hohe Tatra 288. Pfahlbauten im Neusiedler See 160. Das Deutschthum in der ehemaligen Militärgrenze 78. Bulgaren im Banat 207. Im Siebenbürger Goldlande 113. Römische Ueberreste in Siebenbürgen 129.

Schweiz. St. Gotthard-Tunnel 144.

Dänemark. Die prähistorischen Alterthümer des nordischen Museums in Kopenhagen; von Dr. Hassenkamp 364. 381. Todtenbäume in Jütland 256. Vulcanische Thätigkeit auf Island 16. R. Burton in Island 175.

Skandinavien. Streifzüge im südlichen Norwegen; von Dr. David Brauns 88. 106. 118.

Holland. Ein Besuch auf der Insel Urk in der Zuyderzee 25. 42. Hollandsgänger; von F. Poppe 202.

Großbritannien. Volksmenge der großen Städte 31. Das Manx 288. Ausgrabungen in Cißbury Camp 256.

Frankreich. Preisaufgaben der Pariser Eingewöhnungsgesellschaft 190.

Portugal. Kleinstädtisches Leben 239.

Italien. Eine neue Korallenbank bei Sicilien 160. Die Bäume im sicilianischen Volksglauben 332.

Türkei. Zur Schilderung des Waldes in der europäischen Türkei; von F. Kanitz 161. Verkovitsch's bulgarische Volkslieder 27. Donau-Bulgarien 145. Die Umgegend von Soloniki 238. Landesversammlung auf Kreta 48. Die Zeitung „Bassiret" 80.

Rumänien. Von der untern Donau 183. Rumänisches 256. Geographische Gesellschaft in Bukarest 144.

Rußland. Kleinrussische historische Gedichte 121. Vorgeschichtliches aus dem Posenschen und anderen Gegenden des slavischen Osten Europas; von A. Kohn 213. Die deutschen Colonisten aus Südrußland 142. Die Petersburger Bevölkerung im Jahre 1869. 303. Die Volkspoesie der Lappländer 334. Die Karelen des Gouvernements Olonez 367. Peter von Uslar und die kaukasischen Forschungen 108.

Asien.

Russisches Asien. Neue Eintheilung desselben 224. Eisenbahnprojecte in Transkaukasien 16. Die Schiffbarmachung des alten Oxuslaufes und des Jani-Darja 174. Der Canal zur Bewässerung der Hungersteppe 319. Karl von Neumann's Expedition nach den Bäreninseln vor der sibirischen Küste 43. 55. 74. Die Olenekexpedition von Czekanowski und Müller 236.

Asiatische Türkei. Die Bedeutung der Länder am Euphrat und Tigris für den Verkehr; von A. v. Triebel 138. 151. Hungersnoth in Armenien 48. Orientalische Pest bei den Montefikarabern 48. Cyperwein 192. Alterthümer auf Cypern 304. Besitzungen der Osmanen in Arabien 32. Die Einkünfte Mekkas aus der Wallfahrt 157.

Arabien. Hadhramaut 144.

Persien. Allerlei Zustände im Reiche des Schah von Persien 91. 104. Felleck und Tschob 31.

Türkische Chanate. Die Zustände in Ostturkestan 143. Chokand 239. Die russische wissenschaftliche Expedition nach Hissar 14. 286.

Ostindien. Die Pariahkaste der Koragars an der Malabarküste 59. Ein Besuch auf den Nikobarischen Inseln; von F. A. von Roepstorff 135. Die englischen Himalayabesitzungen; von Emil Schlagintweit 234. 248. Schonung der Elephanten auf Ceylon 15. Chineseneinwanderung 16. Zeitungen 16. Ausfuhr von Thee 16. Religiöse Vereine in Lackno 32. Verschiedenes 62. Wittwenverbrennungen 64. Strafcolonie auf den Andamanen 96. Aberglauben in Calcutta 160; in Lackno 288. Die Goldfelder im südöstlichen Wynaad 176. Die Weddas auf Ceylon 256. Geschichte der Ansiedelungen auf den Nikobaren 270.

Hinterindien. Eine Hof- und Staatsversammlung beim König von Birma 79. Europäische Wissenschaft in Siam 127. Mikluho-Maklai's Forschungen auf der Halbinsel Malakka 188.

China nebst Vasallenstaaten. F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan 33. 49. 276. 293. 337. 353. 369. Die wilden Lissu an der Grenze von Yünnan und Tibet 198. Ein ungarischer Sprachforscher in der Mongolei; von H. Vambery 220. 230. Ein Besuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai 262. 281. Schilderungen innerasiatischer Zustände; von A. Kohn (die Tanguten; die mohammedanische Revolution in Nordwest-China) 268. 284. 299. 314. Die Mongolen; von A. Kohn 344. 360. 378. Vom kaiserlichen Hofe 14. Die Blattern und der Durchgang der Venus 16. Eine deutsche Frau bei einem chinesischen Frühstück 29. Von der Insel Formosa 30. Zur Charakteristik der Chinesen 94. Verschlagene Palau-Insulaner auf Formosa 192. Quellen des Brahmaputra 192. Ausbrüche des Fremdenhasses 206. Einiges über Peking und dessen Umgebung 223. Sosnowski's Reise 272. 368.
Japan. Geschichten aus Alt-Japan 117. 133. Blattern 32. Handel 224. Vulcanismus 240.
Ostasiatische Gewässer. Der „Challenger" auf der Fahrt von den Philippinen nach Japan 58. 73. Tiefseemessungen des „Challenger" 80. Von den Philippinen 159. Die „Hertha" in den ostasiatischen Gewässern 349.

Afrika.

Die Zähmung des afrikanischen Elephanten 143. Neue Opfer Afrikas (Oates, Kraft) 14. 143.
Azorische Inseln. Auswanderung 32.
Marokko. Historische Denkmäler 287.
Algier. Playfair über den Dschebel Aurês 287.
Sahara. Ihre Ueberfluthung 191. Drei Monate in der Libyschen Wüste 336.
Ostafrika. Zeila 157. Der Seyyid von Sansibar 96. Auf dem Markt von Berbera 122.
Westafrika. Dr. Güßfeldt's Rückkehr 192.
Innerafrika. Aus Georg Schweinfurth's Reisen 257. 273. 298. 308. 324. Vom Albert Nyanza 287. Stanley's Erforschung des Victoria Nyanza 373.
Südafrika. Young's neue Expedition nach dem Niassa-See 47. Aus E. Mohr's Reise nach den Katarakten des Sambesi 6. G. Fritsch über die Ova-Herero 245. Bevölkerung der Capcolonie 112.
Madagaskar. Mullens' Reise 46.

Nordamerika.

Der Name Amerika 112.
Britische Besitzungen. Volkszählung auf Neufundland 96. Eine Expedition gegen die Branntweinhändler im amerikanischen Nordwesten 247.
Vereinigte Staaten. Eisenbahnmonopole 16. Zur Statistik der Zeitungspresse 63. Zeitungsstil 80. Geschworenengerichte 80. Advocatenstil 112. Kirchliche Blätter 112. Haushaltskosten der Präsidenten 158. Einwanderung 240. Walker's statistischer Atlas 288. Acclimatisation europäischer Singvögel 335. Eisenbahnen in 1874. 336.
Dr. Hayden's und Langford's Expedition nach den Felsengebirgen 65. 81. 97. Indianerangriff auf Dr. Hayden's Vermessungscorps 272.
Californien. Thee- und Kaffeebau 32. Wohlstand 47. Die künstliche Lachszucht am Mc. Cloud 92. Werth von San Francisco 224. Prähistorische Steinsachen von den Santa-Barbara-Inseln 304. Boraxlager 320. Chineseneinwanderung in San Francisco 336. Alterthümer aus Utah und Californien 357. Das südöstliche Californien 383.
Delaware. Pfirsichernte 144.
Georgia. Lage des Landes 304. Okefenokee 368.
Illinois. Die Adventisten in Chicago 63.
Iowa. Schwarzkunst 207: Communismus 336.
Louisiana. Anbau der Jute 112.
Newyork. Einwanderung 352.
Wisconsin. Bevölkerung der Städte 320.
Mexico. Budget 32. Rebellion 240. Eisenbahneröffnung 256.
Cuba. Der Aufstand 144.

Mittel- und Südamerika.

Zustände in den spanischen Republiken Amerikas 366.
Guatemala. Höhere Mädchenschulen 80.
Costarica. Kaffeebau 64.
Darien. Kautschuk 32.
Ecuador. Alterthümer 304.
Peru. Deutsche Gymnasiallehrer in Peru 111. Salpeterausfuhr 111. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Khechuastammes in Peru und Bolivia; von E. v. Boeck 265. 301. Peruanische Alterthümer 310. 328. Metalllager am Loa-Flusse 384.
Chile. Skizzen aus Chile; von G. Thiele 205. 218. 232. 251. 318. Handelsverkehr 112. Sternwarte zu Santiago 111.
Brasilien. Wettlauf zwischen Hirsch und Schildkröte am Amazonenstrom 11. Handelsentwickelung 48. Auswärtige Staatsschuld 80. Volkszählung 96. Dampfschifffahrt auf dem Amazonenstrom 111. Geognostische Karte des Landes 111. 255. Anbau der Jute in der Provinz Rio de Janeiro 111. Die Commission zur Untersuchung der Nebenflüsse des Amazonenstroms 255. Die Indianerdörfer am Tapajoz 255. Die Colonien der Provinz Rio Grande do Sul 255. Bevölkerung der Provinzen Goyaz und Amazonas 271. Indianerdörfer 271. Zahl der Deutschen in Brasilien 271. Olivenbäume in Rio Grande do Sul 335. Colonie St. Thomas de Papandura 384.
Uruguay. Revolution 239.
Argentina. Heuschrecken 48. Die Ranqueles-Indianer 110. Colonisation 111. Die deutsche Presse 288. Eisenbahnen 304. Rückwanderung 320.

Australien und die Südsee.

A. Hume † 15. Postdampferverbindung zwischen Neusüdwales, Neuseeland und San Francisco 255. Schnelle Fahrt von England nach Melbourne 271. Leichhard-Spuren 287.
Victoria. Ausfuhr 15. Waldanpflanzung und Käugeruhs 64. Minenstatistik 255. Statistisches 335. Schenkung an die Universität Melbourne 384.
Neusüdwales. Cook's Statue 14. Cannibalismus 64. 79. Ein Zeitungsredacteur 112.
Queensland. Majern 352.
Westaustralien. J. Forrest 62. Alluvialgold, Perlmuscheln, Eisenbahn, Tele-

graphen 255. Fischereibetrieb mit Kulis 368.
Südaustralien. Denkmal für Mc. Kinlay 15. Kurze Notizen; Ueberlandtelegraph 255. Ueberfall von Telegraphenbeamten durch Schwarze 271. Die Lake Eyre Exploring Party 303. 384. Die Colonie Südaustralien am Schlusse des Jahres 1874. 316. Ernst Giles' neueste Reisen in Australien 342.
Die Inseln des Stillen Oceans; von Prof. Dr. K. Meinicke 160.
Neuseeland. Frauenraub bei den Maori 16. Grabdenkmal eines Maorikönigs 80. Telegraph nach Neuseeland 271. Masern 271.
Neuguinea. Reisen dorthin 15. Dr. Albertis 15. Neuguinea und die Australier 95.
Louisiade-Archipel. Siebenzehn Jahre unter australischen Wilden 124.
Verschlagene Palau-Insulaner auf Formosa 192.
Von den Norfolk-Inseln 79.
Fidschi. Die Masern 77. 271. 319. Huldigung 352.
Markesas. Der Markesas-Archipel 177. 193. 241.
Hawai. Die „Arcona" im Hafen von Honolulu 64. Der Aussatz auf den Sandwichsinseln 141. Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Honolulu 208. Tönender Sand von Kaui 304. Aberglauben 352.
Die Robinson-Crusoe-Insel 62.

Die Polargegenden.

Deutsche Entdeckungen am Südpol 127. Deutsche Polarexpedition 208. Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 bis 1870 320.
Die Nordenskjöld'sche Expedition nach Nowaja-Semlja und in den Busen des Jenissey 208. 272. 347. Ein Tagebuch von Barent gefunden 304.
Von der englischen Nordpolexpedition 224. 351.
Die Nordfahrt der „Pandora" 351.

Vermischte Mittheilungen.

Aberglauben, Sagen u. s. w.

Däumling in der Völkerkunde 10. Wettlauf zwischen Hirsch und Schildkröte am Amazonenstrom 11. Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens; von Dr. H. Brunnhofer 71. 86. 154. 168. 186. Eine Verordnung des großen Kurfürsten gegen den Aberglauben 143. Die Bäume im sicilianischen Volksglauben; von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld 332. Abergläubisches aus Calcutta 160, Lackno 288, Honolulu 352.
Prähistorisches, Funde von Alterthümern ꝛc. (s. unter den betreffenden Ländern).
Aus Posen 12. 213, dem slavischen Osten Europas 213, Niederösterreich 200, Böhmen 208, Neusiedler See 160, Galizien 384, in Kopenhagen 364. 381, Jütland 256, England 256, Cypern 304, Californien 304. 357, Utah 357, Ecuador 304, Peru 310. 328.

Verschiedenes.

Müller's kosmische Physik in vierter Auflage 22. 38. Tiefseemessungen des „Challenger" 80. Ein Handwörterbuch des biblischen Alterthums 101. Das Hohe Lied Salomonis in der Zigeunersprache 112. Einnahmen der Kulis in den britischen Besitzungen 128. Größte Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges 144. „Journal des Museum Godessroy" 149. Das Einhorn der Bibel 158. Die Verbreitung des Morraspiels 159. Ueber die Ursache der Eiszeit 170. Das erste Manati in Europa 175. Die Bankulnuß 176. Preisaufgaben der Pariser Eingewöhnungsgesellschaft 190. Volksetymologien 191. Ein neuer Afrikareisender 207. Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1873. 208. Neuer Proceß im Gewinn des Goldes 254.

Vom Büchertische.

Die Inseln des Stillen Oceans; von Prof. Dr. K. Meinicke 160. Neue englische Reisewerke 240. Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870. 320. Drei Monate in der Libyschen Wüste 336.

Biographisches, Personalien ꝛc.

Albertis 15. Andreas 15. Karl Andree 289. 305. 321. Burton 175. Lebensbild des englischen Forschers Charles Tyrwhitt Drake 166. Forrest 62. Giles 342. Güßfeld 192. A. Hume † 15. Walther Kraft † 31. Lepkowski 384. Marko Kraljewitsch 207. E. Mohr 6. Mullens 46. Oates † 14. Peschel † 176. Schweinfurth 144. Der Seyyid von Sansibar 96. G. Smith 240. Sosnowski 272. 368. Stanley 373. P. von Uslar 108. Joung 47.

Illustrationen.

Europa.

Istrien.

San-Giusto-Kirche in Triest 2.
Platz der Börse in Triest 3.
Slavische Bäuerinnen aus Servola 4.
Eine Tschitschifamilie 5.
Dom in Parenzo 18.
St. Katharinenklippe zwischen Parenzo und Fasana 19.
Schloß Miramar 20.
Arbeitszimmer des Erzherzogs Maximilian in Miramar 21.
Rathhaus in Pola 210.
Tempel der Roma und des Augustus in Pola 211.
Das römische Amphitheater in Pola 212.
Pope der montenegrinischen Colonie in Peroi 226.
Bäuerin von Dignano 226.
Slavische Bauern in der Kirche von Dignano 227.

Kroatien.

Am Abhange des Gavranić 228.
Valle grande di Serčica 228.
Von den Höhen hinter Buccari 229.
Das Schloß von Buccari 229.

Siebenbürgen.

Altes Thor in Klausenburg 114.
Ansicht von Toroczko in Siebenbürgen 115.
Die Goldgruben des Csetatye in Siebenbürgen 116.
Römische Wachsschreibtafel 129.
Römisches Mausoleum aus Trajan's Zeit, in eine Kirche verwandelt. In Demsus bei Hazeg 130.
Rumänische Kirche in Zeykfalva 131.
Schloß Vayda Hunyad in Siebenbürgen 132.
Thurm aus der Römerzeit im Stralthale bei Hazeg 132.
Burg Kolz in Siebenbürgen 133.

Aus den polnischen Ländern.

Die beiden Bronzestierchen im Museum zu Posen 214.
Grab bei Osnica in der Gegend von Plock 216.

Türkei.

Troglodytendorf am Lom 146.
Eingewanderte Tscherkessen in Bulgarien 147.
Eichen am Crni-Vr 162.
Landschaft bei Banja 164.
Baumrindenhütte auf dem Kopaonck 165.

Asien.

China.

Ansicht von Talau 34.
Wilde aus der Umgegend von Talau, Tschepen und Muong po 35.
Ein Pay-Wilder in Yünnan 36.
Ein Tschendu-Wilder 37.
Das Dorf Ban-ku in Yünnan 50.
Ankunft im Thale des Yang-tse-kiang 51.
Familie von Wilden 52.
Wilde aus der Umgegend von Talau 53.
Gasthof an der Straße von Tong-tschuen nach Mong-ku 54.
Altar einer chinesischen Pagode 277.
I-kia, Frau und Mann 278.
Man-tse-Typen 279.
Aussicht auf den Kin-tscha-kiang auf dem Wege nach Ta-li 280.
Am Galgen, auf der Straße nach Ta-li 293.
Beobachtungsstation der Mohammedaner 293.
Mohammedanischer Priester in Ta-li 294.
Lissu, Mann und Frau 294.
Waarentransport in Yünnan 295.
Ein Dorf der Pa-y 296.
Wilder Mann von Ban-kon-han 340.
Wilde Frau von Ban-kon-han 341.
Mau-tse, Frau und Mann 341.
Min-kia-Typen 342.
Si-fan-Typen in Kant-tschu-tse 354.
Befestigte Dörfer auf den Höhen 354.
Miau-tse von Ta-kwang 355.
Schlucht des Hwang-kiang auf der Straße nach Lau-wa-tang 356.
Befestigte Wohnung des Bischofs von Yünnan zu Long-ki 370.
Schulgebäude der Mission in Yünnan zu Tscheng-fong-schang 371.
Der Yang-tse-kiang unterhalb Kwei-tschau-fu 372.

Hinterindien.

Karen. Mann 338.
Karen. Frau 339.

Japan.

Begegnung Gensaburo's mit den beiden Eta-Mädchen 118.
Der Geist von Sakura 134.

Afrika.

Der Süden.

Straße in Durban 7.
Auf der Wanderung 8.
Berg-Damara 246.
Herero, Frau und Mann 246.
Buschmännertypen (Kupfertafel. Zu S. 310).

Innerafrika.

Dorf der Niam-niam 258.
Getreidespeicher und Hunde der Niam-niam 259.
Wennepai und Lawoluka spielen auf der Mandoline 260.
Eine von Sfurrur's Frauen 261.
Ein Bähnki (Niam-niam-Chef) 262.
Munsa, König der Monbuttu 274.
Das Monbuttupaar Netolu und Bunsa 275.
Abd-es-Sammat bringt einen Akka herbei 308.
Der Akka Nsewuë 309.
Tägliche Lagerscene während der Niam-niam-Campagne 325.
Babuckur-Sklavin 326.
Hütten der Kredj 327.

Nordamerika.

Vereinigte Staaten.

Die Mitglieder der Expedition Dr. Haydens' und Langford's nach den Felsengebirgen 66.
Ogden Cañon 67.
Mammuthquellen 68.
Becken der Mammuthquellen 69.
Die Freiheitsmütze 70.
Die Expedition unterwegs 82.
Beförderung des Gepäcks 83.
Bannacks im Wigwam 84.
Dick und seine Familie 85.
Wohnung eines Pioniers 85.
Im Zelte 97.
Rückkehr von der Jagd 98.
Elen in den Felsengebirgen 99.
Der Berg Hayden 100.
Pfeilspitzen von Feuerstein und Obsidian, gefunden am großen Salzsee in Utah und am Borax-See in Californien 358.
Hieroglyphen auf Granit am Yuba-Flusse in Californien 359.

Südamerika.

Neugranada.

Goldwäsche im Caucathale 254.

Peru.

Monolith-Portal bei Tiahuanaco 311.
Monolith-Portal von Tiahuanaco 312.
Weinende Gottheit. Detail vom Monolith-Portal 313.
Details vom Monolith-Portal 313.
Details vom Monolith-Portal 314.
Kopf von Tiahuanaco 314.
Peruanische Alterthümer: „Aymara-Statuette". Sphinxartige Statue vom Titicaca-See. Bekleideter Torso vom Titicaca-See. Peruanische Gesichtsvase. Gegenstände aus der Begräbnißstätte von Pachacamác. Steinernes Götzenbild. Thönernes Wassergefäß. Flachgedrückter Pinguin aus dem Guano von Guanape 328 bis 330.

Von dem Stillen Ocean.

Markesas-Inseln.

Eingeborene an der Bay von Taio-Hae, Nuku-Hiva 178.
Bay von Taio-Hae 179.
Hütten auf den Markesas 180.
Kopf eines Eingeborenen von Hiva-Oa. Bein einer Eingeborenen von Nuku-Hiva. Hand der Königin Waekö. Hand eines Eingeborenen der Markesas 181.
Eingeborene der Markesas bei einem Götzenbilde 194.
Der König von Waitahu und seine Frau 196.
Aoa oder Baum der Königin auf Nuku-Hiva 197.
Krieger, Frau und Greis auf den Markesas 242.
Anthropophagen 243.
Nicht entzifferte Inschrift einer Insel des Polynesischen Archipels 244.

Verschiedenes.

Müller's kosmische Physik: Meeresströmungen 24.
Müller's kosmische Physik: Sonnenflecken und Mondkarte 39 u. 40.
Die Mondkarte 40.
Ein Handwörterbuch des biblischen Alterthums: Moabitische Astarte, nach einer Zeichnung Duisburg's. Baaltis, nach Layard. Assyrische Istar. Denkzettel I. Denkzettel II. 102 u. 103.
Der Carmel 104.
„Journal des Museum Godeffroy": Tättowirte Körpertheile der Eingeborenen auf der Insel Ponapé 150.
Karte des Victoria-Nyanza-Sees nach Stanley 376.

Porträts.

Eduard Mohr 6.
Karl Andree 291.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 1.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Am Nordgestade der Adria.

I.

In Triest. — Die Tschitscherei.

Die Hafenplätze an der Nordostküste des Adriatischen Meeres werden regelmäßig von Dampfern und somit von dem allgemeinen Verkehre berührt, aber das Innere wird nur selten von Fremden besucht; dasselbe ist, nach allgemein europäischen Begriffen, mehr oder weniger halbwild und hat mancherlei barbarischen Anstrich. Allerdings sind Straßenzüge vorhanden und die österreichische Regierung sorgt nach Kräften für die Sicherheit derselben, aber auf irgend welche Bequemlichkeit darf ein Reisender noch viel weniger rechnen als selbst in den Provinzen der Türkei. Von den größeren Ortschaften abgesehen findet er weder Karawanserais noch Gasthäuser; mit dem Fortkommen ist es schlecht bestellt und wer die nöthigen Lebensmittel nicht bei sich führt, kann leicht empfindlichen Mangel leiden. Von landschaftlichen Reizen ist in diesen slavischen Einöden nichts zu finden, sie sind traurig und eintönig, häufig wächst auf weiten Strecken nicht einmal ein Grashalm. In dieser traurigen Region wohnen Völkerstämme, welche dem Ethnographen ein nicht geringes Interesse darbieten, und deren Sitten und Gebräuche eigenthümlich und nicht selten durchaus patriarchalisch sind.

Man bezeichnet Triest als „Königin der nördlichen Adria" und es bildet in der That einen wichtigen Centralpunkt für das gesammte Verkehrsleben. Geographisch und politisch genommen gehört es nicht zur Halbinsel Istrien, es hat auf dem Landtage, der zu Parenzo abgehalten wird, keine Vertretung, sondern schickt seine Abgeordneten nach Wien in den Reichstag. Sowohl von der Höhe des Karstes aus wie vom Meer her gesehen macht diese Seestadt einen angenehmen und großartigen Eindruck; an den Halden und auf den Hügeln schimmern stattliche Landhäuser, die Arsenale, Schiffswerfte und Speicher haben in ihrer Gesammtheit etwas Imponirendes; im Hafen liegt Schiff an Schiff, nach Süden hin schließen Capo d'Istria und Pirano den Triestiner Golf. Die Stadt, Tergeste, ist, wie wir schon in einem frühern Aufsatze bemerkten, sehr alt, hat aber aus der Vorzeit nur einige wenige Ruinen aufzuweisen. Die alten Viertel der innern Stadt sind eng und düster, aber sie gewähren eben deshalb Schutz gegen die grimmigen Stürme der Bora; dem neuen Stadttheile mit den Prachtbauten gegenüber bilden sie einen schroffen Gegensatz.

In den Straßen herrscht ein ungemein lebendiges Treiben geschäftiger Leute und manche Handelsangelegenheiten werden unter freiem Himmel abgemacht. Jedenfalls erfreut sich Triest einer vortrefflichen Weltlage; es hat den ganzen Orient vor sich und ist für das österreichische und deutsche Hinterland eine Eingangs- und Ausgangspforte für die levantinischen Gegenden, mit welchen es durch die Dampfer des Triester Lloyd in lebhafter Verbindung steht. Uebrigens ist das Leben dort sehr kostspielig; Wohnungen, Lebensmittel, Bier sind theuer. Triest ist ganz und gar eine Kaufmannsstadt, in welcher sich Handelsleute aus vielen von einander entfernten Gegenden zusammenfinden; auf Tritt und Schritt fällt Einem südslavisches und levantinisches Gepräge auf,

aber drei verschiedene nationale Elemente herrschen vor: Italiener, Deutsch-Oesterreicher und Slaven. Der Italiener geberdet sich mit einem gewissen Hochmuth und bildet sich ein die herrschende Classe vorzustellen; er betrachtet Triest als eine italienische Stadt, in welcher allerdings seine Sprache vorwaltet. Der Oesterreicher dagegen weiß, daß die Stadt seinem Kaiser unterthan ist und wahrt nach Kräften das deutsche Element; der Slave endlich betont, daß die Stadt ringsum von slavischem Gebiet umgeben ist und daß die Italiener wie die Deutschen nur von auswärts her angesiedelte Zukömmlinge seien.

Hier liegt eine Zerklüftung in verschiedene Volksthüm-

San-Giusto-Kirche in Triest.

lichkeiten vor, die sich nicht hold sind und kein inneres Verständniß für einander haben. In nähere Berührung kommen sie nur durch das Geschäft. Eine homogene Gesellschaft ist nicht vorhanden; die Einwohner sind nach Nationalitäten und dann auch nach Kasten mehr oder weniger von einander geschieden. Die zahlreichen Griechen, Albanesen und die jüdische Colonie bleiben gleichfalls zumeist auf sich beschränkt. Von geistiger Regsamkeit ist wenig zu verspüren, desto mehr von übertriebenem Luxus, in welchem die Frauen und Töchter reicher Kaufleute sich gefallen. Sie entfalten großen Prunk im Theater; Abends acht Uhr kann man sie auch auf dem Corso sich betrachten; dieser hat aber gegen halb zehn Uhr ein Ende; dafür sind bis Mitternacht die Bierhäuser mit Gästen überfüllt.

Auf die Beschreibung der verschiedenen Gebäude, die in jedem Reisehandbuche verzeichnet sind, gehen wir nicht ein und begnügen uns mit einigen Notizen. Die San-Giusto-Kirche ist aus Bestandtheilen gebaut worden, die ins fünfte und sechste Jahrhundert hinaufreichen und im vierzehnten zu einem Ganzen vereinigt wurden; der Glockenthurm ist theilweise aus den Trümmern eines alten römischen Tempels erbaut worden. In der Nähe liegt das Alterthümermuseum mit dem Denkmale Winckelmann's, der am 9. Juni 1768 im Albergo grande ermordet wurde, und auf der Terrasse vor der Kirche befindet sich, mit einer Steinplatte bedeckt, das Grab Fouché's, welcher Polizeiminister des ersten Napoleon war und zum Herzog von Otranto erhoben wurde. Von dem Castell aus, wo einst das römische Capitolium stand, ist die Aussicht überaus lohnend.

Lohnend ist aber auch ein Wandelgang am frühen Morgen in den Straßen und auf den Plätzen. Dann kommen die Bauern vom Karst zur Stadt mit ihren Karren, vor welche sie graue Ochsen gespannt haben. Die Frauen aus Servola erkennt man sofort an ihrer Kopfbedeckung, der weißen Petschka; der Rock ist von schwarzer Farbe, der Hemdsärmel untadelhaft weiß. Diese Frauen handeln vorzugsweise mit Geflügel. Bald kommen viele auf Eseln reitende slavische Bäuerinnen aus der Umgegend zu Markte; sie bringen frisches Weizenbrot, das in den Dörfern für die Stadt gebacken wird, und ganze Ladungen duftiger Blumensträuße in Körben, in denen Eisstücke liegen, damit die Kinder der Flora in dem warmen Klima sich frisch erhalten. Die weiße Petschka sticht vortheilhaft ab gegen das gebräunte Antlitz dieser Bäuerinnen, welche sich äußerster Sauberkeit befleißigen.

Platz der Börse in Triest.

Da kommen auch die Tschitschi mit ihren langen, niedrigen Karren. Diese eigenthümlichen Leute haben im nördlichen Istrien die Tschitscherei oder den Tschitschen-Boden inne, einen Landstrich zwischen Pinguente, Planik, Mune und Slavnik. Der Name soll angeblich daher rühren, daß sie in ihrer Sprache sehr häufig das tschi gebrauchen; Andere erzählen Folgendes: Zwei Tschitschi, die einander nie zuvor gesehen hatten, begegneten sich und jeder begrüßte den andern als Tschitschia, d. h. Vetter. So redet in Ungarn ein junger Magyar einen ältern als Bekschi, Oheim, an, wie in Andalusien Tio und Tia, Oheim und Muhme, auf die ersten besten angewendet wird, denen man begegnet. Die, welche mit der Herkunft der Tschitschi nichts anzufangen wußten, gaben sie aus für — Ablömmlinge der Skythen! Und doch ist dieselbe klar genug. Vor zweihundert Jahren redeten diese Leute noch Rumänisch, das auch heute in Sejane und am Fuße des Monte Maggiore verstanden wird.

Der Slave ist im Allgemeinen schweigsam und zurückhaltend, der Tschitsche dagegen verräth seine walachische Herkunft durch Lebhaftigkeit und daß er gern schwatzt. Er hat seine nationale Sprache durch lange fortgesetzten, unablässigen Verkehr mit den Slaven fallen lassen, jedoch einige Brocken beibehalten. Wenn ihn aber ein Zigeuner walachisch anredet, schämt er sich desselben und thut als verstehe er nichts davon. Etwas besonders Charakteristisches ist in seiner Physiognomie nicht zu finden; insgemein ist die Stirn niedrig und flach, die Augen sind schwarz und glänzend, die Backenknochen stehen stark hervor, bei den Frauen findet man häufig eine aufgestülpte Nase.

Die Frau hat kein angenehmes Loos; sie muß dem

Mann, als ihrem Herrn und Gebieter, unbedingt gehorchen, ist sein Haus- und Lastthier und wird schon in früher Jugend mit Lasten und schweren Arbeiten überbürdet. Unsere Illustration zeigt wie sie sich kleidet; der Rock reicht bis etwa auf die Knie; die Strümpfe sind von grober Wolle, die Füße stecken in Opanken, den Kopf bedeckt eine Kaputze; um die plumpen Hüften wird ein Gürtel geschlungen, der auch wohl mit dicken Metallknöpfen besetzt ist.

Der Tschitsche erhält keinen Unterricht und keine Erziehung, kümmert sich auch nicht um gestern oder morgen und dabei ist er zufrieden. Er verfertigt Faßdauben oder ist Kohlenbrenner. Mit dem Ackerbau weiß er nicht viel anzufangen, denn seine mageren Felder liegen am Karst, und auf denselben gedeihen weder Wein noch Oelbaum. Sein Hausvieh besteht in Schafen, welche sich auf der spärlichen Weide dürftig ernähren. Der Mann macht es sich leidlich bequem und bürdet, wie schon gesagt, alle schwere Arbeit der Frau auf. Selten oder nie verzieht sich ihr Mund zu einem Lä-

Slavische Bäuerinnen aus Servola.

cheln; sie ist schweigsam und ergeben; den Fremden, welchem sie begegnet, spricht sie um ein Almosen an. Was sie zur Stadt bringt muß verkauft werden, gleichviel um welchen Preis, denn sie könnte die schwere Last, welche sie von der Höhe hinabgetragen hat, nicht wieder hinaufschleppen.

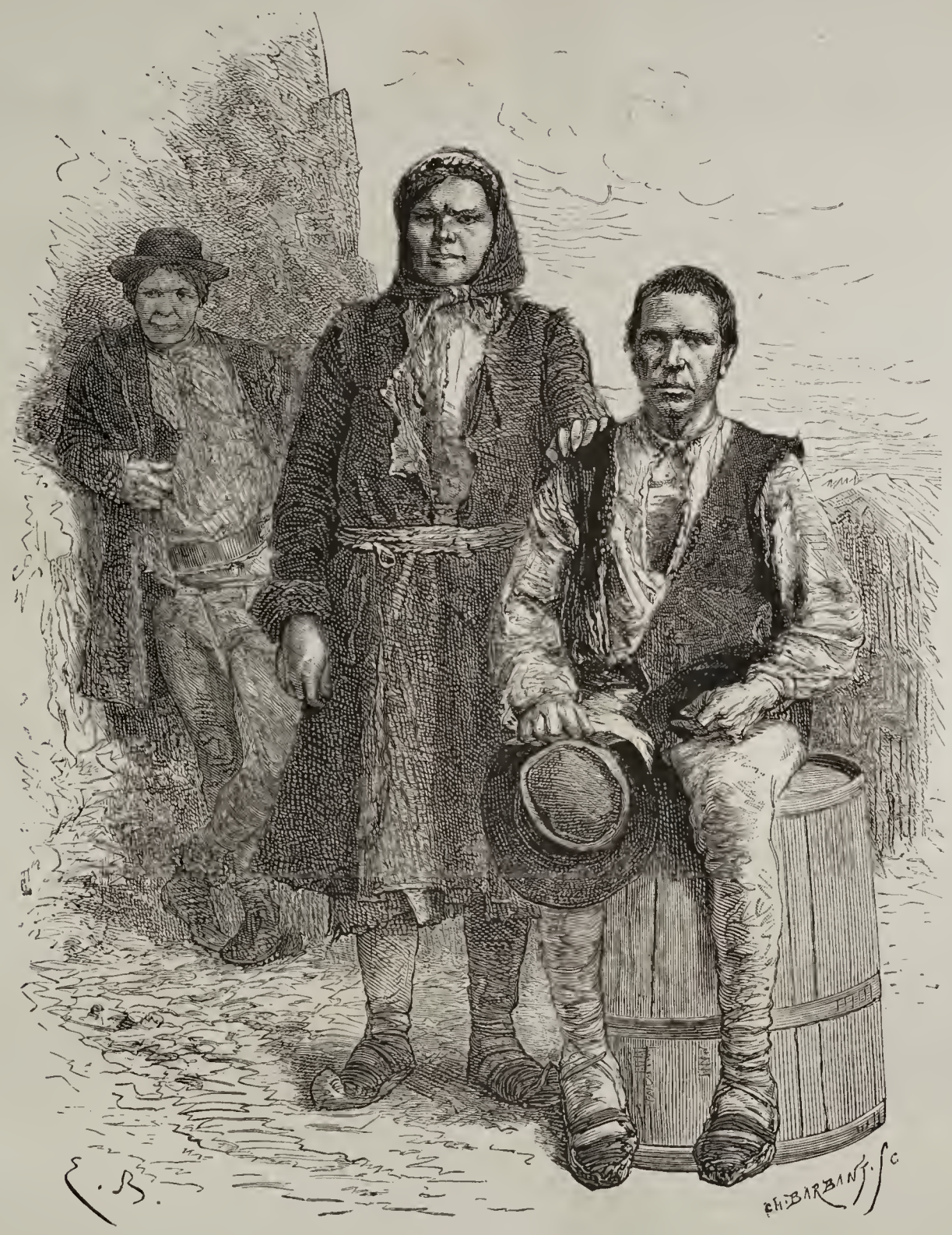
In Triest läßt der Herr Tschitsche es sich wohl sein; dort belustigt er sich, schwatzt, trinkt und singt in der Schänke. Seine Frau bleibt draußen unter freiem Himmel und bewacht den Karren. Wenn der Mann mit Jemand von ihr spricht, verfehlt er nie beizufügen: „Meine Frau, mit Ihrer Erlaubniß zu sagen!“ Bei guter Laune bringt er ihr wohl auch ein halbgefülltes Weinglas; sie nimmt dasselbe und trinkt ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Der Tschitsche wohnt in einem überaus armseligen Dorfe. Am liebsten hält er sich unter freiem Himmel auf, wie die wandernden Zigeuner. Er gilt für nicht gefährlich, doch thut man wohl, ihm nicht allzusehr zu trauen, sondern auf der Hut zu sein. Mit der Moral nimmt er es nicht streng und in Bezug auf das Eigenthum Anderer hat er seine eigenen Begriffe. Deswegen haben in den Städten die

Schutzleute ein wachsames Auge auf ihn; auf dem platten Lande weiß ohnehin jeder, wie er ihnen gegenüber sich zu verhalten hat.

Mune gilt für die Hauptstadt der Tschitscherei. Der dortige Pfarrer, ein sehr würdiger Mann, hat sich bemüht, den Kindern Unterricht zu ertheilen und diese Halbbarbaren so viel als möglich zu civilisiren. Er wohnt im Obergeschoß seines Hauses und hat dort auch seine Hühner; zu ebener Erde würden sie bald aus seinem Besitze verschwunden sein. Der Tschitsche bekennt sich zur römischen Kirche, ist sehr abergläubisch aber nicht fanatisch.

Die vorstehenden Schilderungen sind zumeist der Darstellung Vriarte's entlehnt, wir wollen aber erwähnen, daß die Bewohner des istrischen Küstenlandes ganz vortrefflich von Dr. Guido Stache („Oesterreichische Revue" 1867) dargestellt worden sind. Herr Stache ist Geolog und hat das ganze istrische Gebiet mehrmals sorgfältig durchforscht. Er steht eines Tages auf einem der breiteren, kahlen, mit



Eine Tschitschifamilie.

Kalkscherben und kleinen Trichtern übersäeten, langgezogenen Nummulitenkalkrücken, — der südwestlichen Tschitscherei. Nur im Frühling hat dieses weiße Steinfeld einen etwas frischern, grünlichen Farbenton von würzigen Kräutern, die zwischen Kalkscherben üppig hervorsprießen. Dann ist es auch stärker belebt von weidenden Schafherden und von in Schmutzigweiß und Braun gekleideten Hirten, die nicht aufhören in stockendem, weinerlichem Tremolando die einförmige Weise des Liedes vom Kraljewitsch Marko zu singen, der gewiß ein berühmter Schafdieb war, wie sie und ihre stammverwandten Brüder, die Morlaken Dalmatiens. Im Hochsommer und Herbst flimmert der ganze Kalkboden unter den sengenden Strahlen der Sonne in einem die Augen drückenden, graulichen Weiß. Nur hin und wieder unterbricht eine Gruppe von niederstämmigen, aber breit wie ein Schirm bekronten, baumartigen Wachholdersträuchen und ganz vereinzelt eine Gruppe alter knorriger Eichen die öde Kahlheit der Landschaft. Unter diesen vereinzelten Zeugen einer frühern, kräftigen und üppigen Waldvegetation sammelt sich das sparsame Leben. Unter dem Schutze des breitkronigen Wachholderstrauches steht dicht gedrängt im Kreise herum, die Köpfe zu Boden gesenkt, eine kleine Schafherde; nicht weit

davon ein kleiner Hirtenbub in weiße und braune Schafwolle gekleidet wie seine Herde; er vertreibt sich die Zeit damit, seiner Zwirala ewig dieselben einförmigen Tonfolgen zu entlocken. Der Schatten der kleinen Baumgruppe birgt eine größere Schafherde. Diese wird bewacht von großen weißzottigen Hunden und einigen Tschitschenweibern und Männern, deren Tracht zum farblosen Tone der Gegend stimmt. Die Weiber sind theils damit beschäftigt, die Schafe zu melken, theils drehen sie Wollfäden mit ihrer einfachen Spindel; die Männer ziehen das Nichtsthun vor und rauchen Taback. In einiger Entfernung gewahren wir eine Karawane von Maulthieren, die mit Holzkohlen beladen und begleitet sind von mit Aexten bewaffneten Männern und, fast den Maulthieren gleich, mit Holz, Laub oder Grummet beladenen Frauen, welche dabei noch die Spindel drehen oder stricken. Sie ziehen auf dem steilen Wege von der Gebirgsstufe des Orliak nach dem Dorfe und bringen die Waldbeute herab, welche sie in Triest verkaufen wollen.

Aus Eduard Mohr's Reise nach den Katarakten des Sambesi *).

Im Natal-Lande.

Mit wahrem Genusse haben wir dieses Werk durchgelesen. Herr Mohr ist ein überaus frischer Kernmensch, voll Ausdauer und Energie; er hat einen freien Blick und eine feine Gabe der Beobachtung. Dabei bethätigt er sich als durchaus praktischen Mann, der in schwierigen Lagen sich zu helfen weiß und dem eine Haupteigenschaft, welcher der Reisende in Afrika so dringend bedarf, nicht fehlt, — die Geduld. Er versteht es vortrefflich, mit holländischen Bauern, Kaffern,

Eduard Mohr.

Hottentoten und Buschmännern umzugehen und sie für seine Zwecke zu verwenden; sie folgen ihm gern, weil er sie in angemessener Weise behandelt. Mohr macht keinen Anspruch darauf, ein streng wissenschaftlicher Reisender zu sein; er stellt sich als einen Touristen hin, der treu schildert was er gesehen und erlebt hat; aber an einer tüchtigen Vorbildung hat es ihm keineswegs gefehlt, seine Breiten- und Längenbestimmungen sowie seine hypsometrischen Beobachtungen liefern den Beweis, daß er mit den Instrumenten umzugehen weiß. Sein Buch hat auch wissenschaftlichen Werth und dabei den

*) Nach den Victoriafällen des Zambesi, von Eduard Mohr. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt und Chromolithographie, einer Karte der Reiseroute, nebst einem astronomischen und commerciellen Anhange ꝛc. Leipzig 1875. Ferdinand Hirt und Sohn. 2 Bände. Wir geben, im Einverständnisse mit den Herren Verlegern, zwei Illustrationen und das Porträt E. Mohr's.

Vorzug, daß Herr Mohr einen guten Stil schreibt, den Leser in fortwährender Aufmerksamkeit erhält und daß auch an humoristischen Schilderungen kein Mangel ist. Vortrefflich sind die Schilderungen der verschiedenen Vegetationsformen; der Verfasser ist wir möchten sagen ein Landschaftsmaler, der frische Farben aufzutragen weiß.

Eduard Mohr, von Haus aus Seemann, hat seine Vorbildung auf der Steuermannsschule in Bremen erhalten. Er befuhr alle Oceane, war auf einem Walfischjäger in der Behringsstraße, hat auf den Südseeinseln unter Palmen geweilt; kennt Arrakan und die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens genau, und hatte schon viel gesehen und erlebt als er, in voller Kraft, 1866 seine erste Reise in Südostafrika antrat, welches seitdem das Land seiner Vorliebe geblieben ist. Im Jahr 1867 war er auf seiner Wanderung nach Norden hin bis über 20° S. hinausgekommen in das Gebiet des vielgenannten Häuptlings Mosilekatze, welchem alle Matebelestämme gehorchten. Er lernte die Eigenthümlichkeiten und die Lebensweise dieses Volkes genau kennen; er wandte der geographischen Bodenbildung und ihren Gegensätzen seine Aufmerksamkeit zu und war ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn. Es versteht sich, daß einen solchen die Thierwelt auf das Lebhafteste interessirte; er hatte Kämpfe bestanden mit dem Löwen und dem schwarzen Nashorn, dem Elephanten, dem Büffel und dem Hippopotamus und von den Antilopenarten, für welche die von ihm besuchten Landstrecken gleichsam classischer Boden sind, wird schwerlich eine einzige sein, die nicht von seinen Kugeln getroffen worden wäre.

Im December 1868 fuhr er von Europa aus zunächst

Straße in Durban.

nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung; es war diesmal sein Vorsatz bis zu den Wasserfällen des Sambesi vorzudringen und er hat das Unternehmen trotz aller Hindernisse durchgeführt. Diese Katarakten, welche durch Livingstone bekannt wurden, sind nun schon von mehreren Reisenden besucht und beschrieben worden; wir gehen deshalb auf eine Schilderung derselben nicht ein und verweisen auf Mohr's sehr anschauliche Darstellungen im zweiten Bande seines Werkes. Uns interessirt hier viel mehr seine Wanderung von der Küste des Natallandes durch den Oranje-Freistaat, die Transvaal-Republik, an und über den Limpopo nach Schoschong und Inyati.

Den Ausgangspunkt der Reise, welche Mohr mit den bekannten afrikanischen Ochsenkarren unternahm, bildete die Hafenstadt Durban an der Küste von Natal, wo er zu Anfang Februars 1869 landete. Dieselbe liegt auf einer Sandebene, die früher Meeresboden war, zwischen bewaldeten Hügeln, die man als Berea bezeichnet, und mit dichtem Busche bewachsenen Sanddünen, die sich gen Ost bis an den Indischen Ocean erstrecken; die rollende Brandung desselben wird in den Straßen der Stadt deutlich vernommen. Der Hafen hat die Gestalt eines durchgeschnittenen Flaschenkürbisses; der enge Hals bildet die Einfahrt. Die Zahl der Bewohner, welche im Verlaufe der letzten Jahre angewachsen ist, betrug etwa 8000 Köpfe. Sie hatten einige Banken und Kirchen, und zwei leidlich gute Gasthöfe; die Straßen sind noch ungepflastert und sehr breit, damit der landesübliche Verkehr mit den Ochsenwagen keine Schwierigkeiten findet; diese nicht selten mit 14 Thieren bespannten Fahrzeuge haben beim Wenden großen Raum nöthig. Die Seitenwege sind mit Brettern belegt oder mit rothen Ziegelsteinen gepflastert. Vor den Häusern stehen aus Bombay eingeführte Seringabäume,

die lilafarbige Blüthen haben und angenehmen Schatten spenden.

Durban ist als Handelsstadt von Belang; sie vermittelt die Waareneinfuhr für die Colonie Natal, einen Theil des Oranje-Freistaates, der Transvaal-Republik, des Zulugebietes und der west- und südwestlich liegenden Kafferländer und ist für diese Gegenden zugleich Ausfuhrhafen. Natal selbst liefert Zucker; dazu kommen Häute, Wolle, Elfenbein, Straußfedern, Arrowroot, Kaffee und Südfrüchte. Man ist überrascht, in dieser Stadt des Natallandes die Waarenläden mit allen europäischen Luxusartikeln wohl versehen zu finden. Die Lage der Stadt ist hübsch; die Häuser sind fast alle mit einer luftigen Veranda versehen, welche Schutz und Schatten gegen die dort schon intensiven tropischen Sonnenstrahlen geben. Mohr ist entzückt von Durban und entwirft folgende Schilderung, die wir als Probe seines Stiles geben.

„Zu Spazierritten benutzt man die kühlen Stunden des frühen Morgens oder die Zeit um Sonnenuntergang. Perlender Thau bedeckt Busch und Flur und entlockt der üppigen Pflanzenwelt aromatische Wohlgerüche. Westwärts leuchtet das Meer im Mondschein; auf einer Bereahöhe stehend sieht man ostwärts in endloser Linie den weißen Saum der Brandung. Unter uns ruhen die Häuser der Stadt, in deren Straßen der Verkehr nun erlischt; in feierlich glühender Abendfarbe treten die gigantischen Formen der westwärts liegenden Berge auf. Immer dunkler wird es im Thale, matter der Lichtschimmer auf den Höhen und der lockende Ruf der Abendvögel ist verstummt. Der sternbesäete

Auf der Wanderung.

Nachthimmel über uns tritt seine Herrschaft an und gießt seinen Lichtschimmer aus über die träumerische Landschaft."

„Wie in allen warmen Ländern steht man mit Tagesanbruch auf, nimmt den Kaffee, nachher ein Bad im Haus oder in der Bay. In den Frühstunden kommen die Eingeborenen zur Stadt und bringen Gemüse und frische Südfrüchte zum Markte. Die von Bombay als Arbeitskräfte eingeführten indischen Kulis haben sich fast ganz des Fischhandels bemächtigt; die Bay und das nahe Meer liefern eine Anzahl herrlicher Fische; in den Schlachthäusern, deren Besitzer zumeist Europäer sind, bietet man Ochsen- und Hammelfleisch feil. Das eigentliche Geschäft eröffnet um neun Uhr früh; gegen Mittag tritt im Verkehr eine bemerkbare Ruhe ein, gegen fünf Uhr Abends sind die meisten Geschäfte geschlossen. Die Bewohner sind gegen Fremde gastfrei und freundlich, aber es macht sich ein entschiedener Mangel an Geselligkeit fühlbar. Besonders kann der nach dieser Colonie kommende Deutsche nicht umhin, durch die beklagenswerthe Zerrissenheit der englisch-protestantischen Kirche unangenehm berührt zu werden. Da sind Presbyterianer, Holländisch-Reformirte, Methodisten, Baptisten, Anglicaner ꝛc., die alle ihre Façon selig zu werden für die allein richtige halten; daher denn ewige kirchliche Zänkereien."

Der 30. Gr. S. durchschneidet die Colonie in der Mitte; durch 29° O. v. Gr. wird dieselbe in eine östliche und westliche Hälfte getheilt. Seitdem der Bezirk Alfredia hinzugekommen ist, bildet der Umtamfuna an der südlichen Küste die Grenze; im Norden ist es die Tugela unter 29° 10′ S. Diese ist der bei Weitem mächtigste Strom des Landes. Die Länge der Küstenlinie beträgt etwa 150 Seemeilen (4 = 1 deutschen); die südwestliche und nordwestliche Grenze wird durch die mächtigen Bastionen der Drakensberge gebildet, das Randgebirge des ostwärts abbrechenden großen afrikanischen Plateaus; durch den Neenans-Paß (5400 Fuß) und den

De-Beers-Paß (5647 Fuß) führen die Verbindungslinien, durch welche der Verkehr selbst mit den schwerfälligen Ochsenwagen möglich wird und wodurch die westwärts liegenden Bauernrepubliken einen Theil ihrer Producte nach Durban zur Verschiffung bringen können. Die höchsten Spitzen der Khalambas oder Drakensberge erreichen in den Machache, Champagne oder Giants Castlehöhen wohl 10,000 Fuß. Alle kleineren Ströme und Bäche, welche den fruchtbaren, wasserreichen Staat Natal, diesen Garten von ganz Südostafrika, durchziehen, laufen in der Richtung von Nordwest nach Südost, kommen ohne Ausnahme von dem hohen Randgebirge und erreichen den Indischen Ocean. Wo die Drakensberge in der Nähe von Woodhouse Kop einen einspringenden Winkel bilden, stürzt die Tugela in einem beinahe directen Falle 2000 Fuß herab, wie denn überhaupt prachtvolle Wasserfälle in Natal zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören. Der Durchmesser der Colonie von Ost nach West beträgt an der breitesten Stelle 120 Seemeilen. „Kaum dürfte auf dem weiten Erdenrund ein Land zu finden sein, welches auf so engem Raum eine solche Fülle landschaftlicher Reize und verschiedener Klimate vereinigt."

Von den Khalambas bis zur See fällt das Land in drei Stufen ab, wodurch die Bodenbildung in vier unregelmäßige Terrassen getheilt wird. Die höchste derselben senkt sich von den Drakensbergen bis innerhalb 50 bis 55 Miles der Küste zu und hat eine durchschnittliche Höhe von 4000 Fuß; die mittlere mag 20 Miles Breite und 2000 Fuß Höhe über dem Meere haben.

Auf dieser Centralterrasse liegt, in 1005 Fuß Höhe, die Hauptstadt Pieter Maritzburg. Die untere Terrasse, etwa 800 Fuß hoch, hat eine mittlere Breite von 15 Miles; von ihr aus übersieht man den eigentlich tropischen District, das „Litoral" mit seinen Kaffeeplantagen, Zuckerfeldern, Orangen-, Pisang- und Ananasgärten. Eine dort vorkommende wilde Dattelpalme erreicht keine beträchtliche Stammhöhe. Wenn in Natal, das doch 6° südlich vom Wendekreise liegt, dennoch subtropische Pflanzenformen gedeihen, so erklärt sich diese Erscheinung aus dem warmen von Norden kommenden Madagaskarstrom, der die Küsten bespült und in Bezug auf Temperatur und Klima das Land um einige Wärmegrade den Tropen näher rückt. In den Monaten Mai bis August hat man zwischen 4000 und 5000 Fuß Höhe bei Nacht Fröste und Eisbildung. Eigentliche Wälder hochstämmiger Bäume fehlen, aber es mangelt doch nicht an werthvollen Holzarten. Eine Eigenthümlichkeit von ganz Südostafrika, auch in Natal, sind die mit furchtbaren Dornen versehenen Mimosengebüsche, welche von den Bauern als Haak-Doorns, Kameel-Doorns und Wacht-en-bitje-Doorns bezeichnet werden und dem Wanderer und Jäger entsetzliche Schwierigkeiten bereiten können.

Löwe und Elephant sind aus den Grenzen Natals schon lange verschwunden, aber kleinere Antilopen findet man in allen einsamen Dickungen, und in steinigen Einöden den Klipspringer (Oreotragus Saltatrix); Leopard und Panther sind noch sehr verbreitet und richten unter den Schafherden furchtbare Verwüstungen an. Auch jetzt noch kommen die großen Prachtantilopen vor, z. B. das Eland (Boselaphus Oreas); das schöne hirschartige Kudu mit den herrlichen, spiralförmig gewundenen Hörnern (Strepsiceros Capensis), der Riedbock (Eliotragus) und verschiedene andere. Der Strauß fehlt in Natal. Das Leben der Insecten und Kerbthiere entfaltet sich in wunderbarer Mannigfaltigkeit und Pracht; wahre Landplagen aber sind die Termiten und „das greulichste Geschöpf der Insectenwelt" ist in Natal die in den Gebüschen des Küstengebietes vorkommende Blutwanze, welche von den Colonisten als Tick bezeichnet wird. Kein Pferd, kein Rind wird von dieser Pest verschont. Das Insect ist kaum so groß wie der Kopf einer Stecknadel; es beißt sich in die Haut des Thieres fest, saugt sich voll Blut und hängt dann wie ein blaugrauer Sack, oft von der doppelten Größe einer starken Erbse, am Leibe des geplagten Thieres, wo es allemal die am meisten geschützten Stellen zu treffen weiß. Häufig sieht man Rinder, denen von den Blutwanzen die Ohren halb abgefressen wurden; auch werden wohl die Augen zerstört und es tritt völlige Blindheit ein.

Sehr zahlreich sind die Schlangen und die meisten Arten sind giftig. Sehr gefürchtet ist eine Cobra, welche in einer schwarzen und grauen Varietät auftritt und eine Länge von 8 Fuß erreicht. Diese „Mhamba" ist überaus muthig und gewandt; Reiter, welche sich ihr zufällig näherten, sind von ihr über eine Meile weit gejagt worden. Sie ist eine Nachtschlange, doch sieht man sie während der Regenmonate auch häufig genug bei Tage; sie kriecht in den sonnigen Stunden aus ihren Löchern heraus um sich zu wärmen und liegt aufgerollt im Grase. Noch zahlreicher kommt die Puffadder vor, die aber unbeholfener und langsamer ist. „Am Mangwe fand einer meiner Matebelebegleiter eine solche; sie wurde beim Kopfe aufgehangen und gehalten, ich spitzte ein Stäbchen von der Größe eines Schwefelholzes zu, tauchte die Spitze desselben in Tabacksjauche und stach in die Schlange hinein. Binnen 80 Secunden war sie unter furchtbaren Zuckungen verendet."

Mohr schildert den Kafferstamm der einst viel genannten Zulus, die im Norden der Colonie, jenseits der Tugela, ihre Wohnsitze haben und die an Wechseln so reiche Geschichte derselben.

In Durban rüstete er den unentbehrlichen, schwerfälligen Ochsenwagen in zweckmäßigster Weise aus. Ich habe, sagt er, immer gefunden, daß zwischen ihm und seinem Erfinder, dem holländischen Boer, eine absolute Aehnlichkeit besteht; wie dieser ist er plump, massiv, geschmacklos, aber kernfest und zähe. Er gewährt vollkommen Schutz gegen den Regen des Himmels, den Thau der Nacht und die oft kalten Stürme der Hochebenen. Im obern Theile hängt ein Holzrahmen, der netzartig mit Riemen aus rohen Ochsenhäuten überspannt ist; hierauf ruhet die Matratze. Der Wanderer hat so ein trockenes und geschütztes Bett. Den beiden Seiten im Innern entlang sind zahlreiche Taschen aus Leder oder Segeltuch angebracht, die sich als äußerst praktisch erweisen; sie enthalten unzählige Gegenstände, welche jeden Augenblick auf der Wanderung gebraucht werden: Schießbedarf, Fernrohr, Bücher, Taback, Reibhölzer, Pfeife, Toilettengegenstände, Becher, Feldflaschen, Arzneien, Mittel gegen Schlangenbiß, Schiffszwieback ꝛc. Mohr kaufte zwei vollständige neue Fuhrwerke, welche sich auf einer 450 deutsche Meilen langen Reise ausgezeichnet bewährten; sie kosteten ihn 210 Pf. St., also etwa 1400 Thlr. Nun war die Ausrüstung zu besorgen: Kleider, Waffen, Blei, Pulver, Patronen, Zündhütchen, Teller, Töpfe, Bratpfanne, Löffel, Messer, Gabeln, Arzneien, Bücher, astronomische Instrumente, Barometer, Thermometer, künstlicher Horizont und chemische Säuren. Sodann Handelsartikel für die im Innern wohnenden Kafferstämme: wollene Decken, bunten Kattun, venetianische Glasperlen, kupferne und messingene Ringe. Dazu noch Lebensmittel: Kaffee, Thee, Zucker, Mehl, Essig, Oel, getrocknetes Gemüse, Liebig'schen Fleischextract, getrocknetes Obst, Salz, englische Pickels, Cayenne- und schwarzen Pfeffer, Saucen, Strychnin um wilde Thiere, besonders Hyänen, zu vergiften; Capwein, Genèver, Cognac und noch Mancherlei.

Nach langer schwerer Wahl war endlich Mohr im Be-

sitze zweier Gespanne von zusammen 28 Stück Ochsen und 3 Reservethieren. Am 8. März 1869 Nachmittags setzten die Wagen sich in Bewegung nach Maritzburg. „Es war nun Alles bereit, den Kampf mit der Wildniß und ihren Mühseligkeiten aufzunehmen; voran flatterte von jedem Wagen herab die deutsche Fahne.“

In der Nähe von Durban, an der Straße nach Maritzburg, liegt inmitten von Orangen- und Oleandergebüschen die kleine Ortschaft Pine Town; um die Häuser herum hat man die von Australien eingeführten Gummibäume angepflanzt, welche für viele Landschaftsbilder Natals und des Transvaals schon so charakteristisch geworden sind. Unweit von Pine Town liegt Neu-Deutschland, eine von unseren Landsleuten bewohnte Ortschaft; diese Niederlassung ist 1848 von einem Herrn Bergtheil gegründet worden und hat es durch Fleiß und Ausdauer zu einem gewissen Wohlstande gebracht; sie versorgt Durban und die dort im Hafen ankernden Schiffe mit Küchengemüsen. Die kleine Gemeinde hat ihren eigenen evangelischen Pfarrer, Herrn Posselt. „Als ich gegen den Schluß des Jahres 1870 von meinem großen Marsche aus dem weiten Innern glücklich zurückkehrte, hörte ich hier in der kleinen Kirche von ihm eine Dankespredigt für die gegen unsere Erz- und Erbfeinde auf Frankreichs Boden erfochtenen Siege. Der deutsche Gesang der kleinen Gemeinde wogte in reinen Tönen friedlich zur Höhe empor; der Küster brauste mit der Orgel die Begleitung dazu, und dies urdeutsche Bild auf Afrikas Boden ergriff mich mächtig und entflammte meine germanisch-patriotischen Gefühle.“

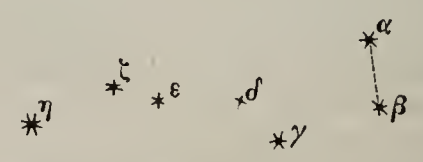
Wir verlassen für jetzt Herrn Mohr, den wir jedoch gelegentlich auf seiner Reise nach dem Innern wieder begegnen werden. Unsere Illustration zeigt, in welcher Weise er auf der Strecke zwischen dem Mangwe und dem Tati einherzog und in welcher Weise sich eine Karawane von Ochsenkarren in jenen Einöden bewegt. Auf dem Bilde fehlen auch die Strauße nicht, welche der Reisende gezähmt hatte, und die ihn auf einer Wanderung von manchen hundert Meilen treu begleitet haben.

Däumling in der Völkerkunde.

Zu dem kleinen aber sehr tüchtigen Kreise von französischen Gelehrten, welche in der „Revue Critique“, „Revue Celtique“ und „Romania“ ihre Arbeiten niederlegen, gehört auch Gaston Paris, welcher soeben ein vorzügliches Werkchen veröffentlichte, das den etwas frappirenden Titel trägt: „Le petit poucet et la Grande ourse (Paris, Librairie A. Franck 1875).“ Was hat der kleine Däumling des Märchens mit dem Sternbilde des Großen Bären zu thun?

Während, nach Gaston Paris, die semitischen, meist in großen Ebenen unter klar leuchtendem Himmel wohnenden Völker der Kunde des Himmels sich schon frühzeitig zuwandten und die Sterne selbst verehrten, beachteten die Arier, bergiger Gegenden und rauherer Klimate Kinder, mehr die gewaltigen Zuckungen der irdischen Natur; sie verehrten die Geister, welche im Sturmwinde daherrasten, oder die den Blitz und Donnerkeil auf die Erde sandten. — Die fünf großen Planeten, die den Alten bekannt waren, bildeten zusammen mit Mond und Sonne die heilige Heptade der Babylonier, eine Combination, die noch in unseren sieben Wochentagen und theilweise ihren Benennungen erhalten ist. Allerdings sind die assyrischen Götter in ihrer Verwandlung, beim Durchgange durch das Griechische und Römische und der doppelten Verwässerung durch diese, nicht mehr zu erkennen, doch regieren wenigstens noch fünf lateinische Götter die romanischen Wochentage, während im Norden die germanischen Götter die Namen der Tage beherrschen. Die alten Indoeuropäer kümmerten sich wenig um die Planeten, scheinen auch kaum Namen für dieselben besessen zu haben und borgten daher aus östlichen Quellen. Sie sahen die Sterne lieber als Bilder an und gaben ihnen in dieser Beziehung Namen, welche sie von irdischen Dingen hernahmen. Manche dieser Benennungen existiren heute noch in überraschender Uebereinstimmung bei räumlich und sprachlich sehr weit von einander getrennten Völkern, als Zeugnisse eines ehemaligen Beisammenlebens derselben. Am auffallendsten ist dieses aber bei der Benennung des Sternbildes des Großen Bären der Fall.

Professor Max Müller hat die Hypothese aufgestellt, daß der Name des Großen Bären aus einem linguistischen Mißverständniß entstand (Lectures on the Science of Language II). Das Sanskritwort riksha, glänzend, von einer Wurzel ark stammend, welche „glänzend sein“ oder „glänzend machen“ bedeutet, wurde auf die Sterne, die Glänzenden, übertragen und wurde so der Name des Bären, „so genannt,“ sagt Müller, „entweder von seinen glänzenden Augen oder von seinem brillanten funkelnden Pelze.“ Wir müssen gestehen, daß wir dieser geistreichen Hypothese nicht recht zu folgen vermögen; auf uns macht das nordische Thier einen mehr düstern als glänzenden Eindruck, so daß hier das lucus a non lucendo wirklich am Platze erscheint. Nach Müller haben wir aber Sanskrit ark, glänzend sein, und griechisch Arktos, Bär, als Eines zu betrachten, Sternbild und Thier, und „so beruht der Name der arktischen Region auf dem Mißverständnisse eines vor Tausenden von Jahren in Centralasien gebildeten Wortes.“



Der Müller'schen Hypothese steht nun wesentlich entgegen, daß die indoeuropäischen Völker, zum großen Theile wenigstens, das betreffende Sternbild gar nicht als Bär bezeichneten, sondern ganz anders benannten. Zur Zeit als die Odyssee niedergeschrieben wurde, hieß der Große Bär bei den Hellenen ἅμαξα, der vierräderige Wagen; so und nicht anders benennen ihn auch die meisten europäischen Nationen im Volksmunde noch jetzt. Die Sterne α β γ δ bezeichnen die vier Räder und ε ζ η entweder die Deichsel oder die Lastthiere, gleichviel ob Ochsen oder Pferde, welche den Wagen ziehen. Jakob Grimm zeigt bereits in seiner deutschen Mythologie, daß weder in den germanischen, slavischen, lettischen oder finnischen Sprachen ein Ausdruck vorhanden ist, welcher auf die Bezeichnung „Bär“ für die auffallende Sterngruppe hindeutet. Und alle diese Völker waren doch mit dem Bären, der in ihren Märchen eine große Rolle spielt, in der Urzeit wohl vertraut.

Ueber dem Sterne ξ, welcher den Mittelpunkt im Bärenschwanz oder der Wagendeichsel einnimmt, steht noch ein sehr kleiner Stern, welcher im Volksmunde als der Kutscher angesehen wird und bei den Franzosen Postillon, Cavalier, bei uns Deutschen Reiterlein, Fuhrmann, Knecht, auch Dümeke oder Dümke (bei den Niederdeutschen) und bei den Wallonen Pôcè heißt.

In diesem kleinen Reiterlein — jetzt kommt der Uebergang vom Großen Bären zum Däumling — erkennt nun Gaston Paris den kleinen lustigen Burschen im Märchen wieder. Das wallonische Pôcè, ein Aequivalent für Poucet, ein Derivativ von pollex, ist das Analogon von Däumling, Dümeke oder englisch Thumbkin.

Um diesen Himmelswagen und seinen Fuhrmann haben sich nun viele Legenden gruppirt. Nach einer derselben spannte ein Bauer am Charfreitag drei Rosse vor seinen Wagen. Als sie nicht ziehen wollten schrie er: „Vorwärts in Teufels Namen!“ Darauf verschwand er von der Erde und nun ist er der Wagenführer am Himmel. Eine andere Geschichte erzählt, wie ein echter Kutscher das Paradies mit allen seinen Freuden gern dahin geben wollte, wenn er nur sein Lebtag immer kutschiren könne. Nun sieht man ihn am Himmel des Nachts den Wagen führen; bis Mitternacht steigt sein Wagen aufwärts, dann geht er nieder und in der Schweiz erzählt man, daß man um Mitternacht das Geräusch höre, wenn er den Wagen wendet. In einigen Gegenden heißt der Große Bär der „Eliaswagen“, weil man annimmt, er sei das Fuhrwerk, in welchem der Prophet Elias gen Himmel fuhr; auch ist er als der Wagen des Gottes Thor angesehen worden, dem er in der christlichen Zeit genommen und St. Peter, St. Martin oder Karl dem Großen (?) zugetheilt wurde (Karlvagn in Schweden).

Die echten Volksmärchen vom Däumling stimmen alle darin überein, daß seine Geburt eine nicht natürliche, eine außergewöhnliche war. Er ist das echte oder adoptirte Kind eines Paares, welches sich lange nach einem Kinde sehnte und überaus glücklich war, als endlich noch der kleine winzige Bursche ankam. Wie die meisten kleinen oder buckeligen Leute ist er aber lebhaft und äußerst gescheit; er lenkt schon früh seines Vaters Pferde, denen er ins Ohr gesetzt wird. Auch daß er von einem Ochsen oder einer Kuh mit dem Futter verschlungen wird kehrt in fast allen Varianten des Märchens wieder, auch ist er diebisch und deshalb mit Hermes verglichen worden, der an seinem Geburtstage die Rinder des Apollo stahl; es existirt eine althellenische Vase, auf welcher der kleine Hermes abgebildet ist, wie er in einem Schuh statt in einer Wiege ruht, und auch Däumling wird in seines Vaters Schuh gewiegt.

Nach Gaston Paris gehört Däumling ausschließlich den germanischen und slavischen Völkern an. Weder in Italien noch in Spanien läßt sich eine Spur von der Geschichte auffinden, nicht einmal der Name; wenn er unter Walachen, Griechen und Albanesen vorkommt, so ist dieses nach unserm Gewährsmanne slavischen Einflüssen zuzuschreiben. Auch nimmt Gaston Paris an, daß der wallonische Name Pôcè sowie eine französische Version aus dem Deutschen stammen. Da nun der Däumling ausschließlich den Germanen und Slaven gehört, „so empfing er, nach Gaston Paris, seine Gestalt in einer Epoche, als diese beiden Völker noch zusammen lebten und noch eine besondere Gruppe der indoeuropäischen Familie bildeten.“

Es liegt ein großer Reiz darin unsere Ammenmärchen mit der Mythologie zu verknüpfen und ihren Ursprung in Zeiten zurückzuführen, welche noch vor der geschriebenen Geschichte liegen; aber mit diesem Bestreben sind auch große Gefahren verbunden und wie leicht geräth man dabei auf Abwege! In dem vorliegenden Falle scheint die Identität des himmlischen Fuhrmanns mit dem winzigen Helden des Volksmärchens einzig auf der Thatsache zu beruhen, daß beide mit demselben Namen benannt werden: Pôcè, Poucet, Däumling, Dümeke u. s. w. Doch solche Bezeichnungen scheinen mehr genereller als individueller Natur zu sein. Jedes kleine Wesen kann man als Daumenlang, Tommeling, Tom Thumb ꝛc. bezeichnen. In Rußland ist er als Maltschik-paltschik bekannt, als der „kleine Fingerlang“; paltschik ist ein Diminutiv von palets, Finger. Paltschik entsteht aus dem zufällig abgeschnittenen Finger seines Vaters. Wegen dieser Verschiedenheit meint Gaston Paris, daß die ursprüngliche Bedeutung des russischen Wortes palets und des polnischen palec „Daumen“ gewesen sei und erst später die Bedeutung „Finger“ angenommen habe. Auch macht er auf die Aehnlichkeit von pollex und palets aufmerksam. Im fünften Bande von Afanasiew's russischen Volksmärchen finden wir drei Versionen der Däumlinggeschichte. In der ersten und dritten stammt der lustige Bursch vom kleinen Finger seiner Mutter, die ihn sich beim Kohlschneiden abschnitt, in der dritten vom Finger des Vaters, den dieser verliert, während er eine Planke in Splitter zerhackt.

Jedenfalls hat Gaston Paris einen belangreichen Beitrag zur vergleichenden Märchengeschichte geliefert, für den wir ihm dankbar sein müssen, gleichviel ob wir mit ihm annehmen, daß der Reiter am Wagen des Großen Bären und der Däumling der Volkssage ein und dasselbe seien.

Wettlauf zwischen Hirsch und Schildkröte am Amazonenstrome.

Daß die Thierfabeln in der alten Welt nicht selten überraschende Aehnlichkeiten aufweisen, ist bekannt; eben so wissen wir, daß dieselben nicht entlehnt sondern Erzeugnisse der Spontaneität sind. Die Rolle, welche der Coyote namentlich bei den indianischen Stämmen Nordwestamerikas spielt, erinnert vielfach an unsern Reineke Fuchs, aber auch Südamerika hat seine Thierfabeln. Es ist ein Verdienst des Professors Heath, auf seinen Wanderungen im Gebiete des Amazonenstromes diesem interessanten Gegenstande ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet zu haben.

In Niedersachsen, namentlich im Lüneburgischen, erzählt sich das Landvolk von dem Wettlaufe zwischen dem Igel und dem Hasen, bei welchem der letztere durch die List des erstern besiegt wurde. Durch Dr. Schröder's allbekannte Erzählung, welche den richtigen Ton ganz vortrefflich getroffen hat, ist der Wettloop des Swinegels und des Hasen allgemein bekannt geworden. Heath hat, so viel wir abnehmen können, von diesem Wettlaufe nichts gewußt; er fand jedoch auf der ganzen Strecke von Para an der Mündung des Amazonas bis nach Tabatinga an der peruanischen Grenze eine Thierfabel bei den Indianern verbreitet, die nahezu buchstäblich mit jener niedersächsischen übereinstimmt, nur daß andere Thiere

auftreten. Die Moral ist dieselbe: blinder Eifer schadet; wohlbedachte Schlauheit führt besser zum Zweck als unüberlegtes Stürmen.

Eine im Gebiete des Amazonas sehr häufig vorkommende kleine Schildkröte, die von den Portugiesen Jabuti, von den Indianern als Tauti bezeichnet wird, hat kurze Beine, bewegt sich nur langsam; sie hält sich gern verborgen und ist harmlos, in der Thierfabel tritt sie aber als sehr schlau und rachsüchtig auf, dabei hat sie Humor und eine scharfe Zunge.

Eines Tages begegnet der Jabuti ein Hirsch. Sie spricht ihn an und sagt: „Nun, Hirsch, was suchst du denn hier?“ Er antwortet: „Ich suche mir etwas zu essen, aber, Schildkröte, wohin gehst denn du?“

„O, ich gehe auch ein bischen herum und suche Wasser, denn ich bin durstig.“

„Bis wann gedenkst du denn an das Wasser zu kommen?“

„Wie kommst du zu einer solchen Frage?“

„Wie? Nun, weil du so kurze Beine hast.“

„Das trifft zu, aber ich kann doch schneller laufen als du mit deinen langen Beinen.“

„Nun, da könnten wir ja mal einen Wettlauf veranstalten.“

„Ist mir ganz recht,“ sagte die Schildkröte; „wann wollen wir laufen?“

„Gleich morgen.“

„Um welche Tageszeit?“

„In aller Frühe.“

„Eng, eng“ (ja, ja), sagte die Schildkröte. Sie ging nun in den Wald und rief alle ihre Freunde und Verwandten zusammen und sagte: „Paßt auf, wir wollen den Hirsch ums Leben bringen.“

„Wie willst du das denn anfangen?“ fragten sie.

„Ei, ich sprach zum Hirsche: Wir wollen einen Wettlauf halten und sehen, wer von uns am schnellsten laufen kann. Nun gedenke ich ihn zu überlisten. Ihr müßt am Rande des Campo (offenen Feldes) im Wald euch aufstellen, eine nicht weit von der andern, müßt euch aber dabei ganz still verhalten. Wenn nun morgen der Wettlauf stattfindet, so wird der Hirsch auf freiem Felde laufen, ich aber bleibe ruhig an meiner Stelle. Wenn er nun nach mir ruft und an euch vorbeigelaufen ist, so antwortet ihm, aber nicht eher als bis ihr ihm voraus seid.“

Am andern Morgen ging der Hirsch zur Schildkröte und sagte: „Können wir jetzt laufen?“

„Ja, aber warte ein Weilchen, ich will in den Wald gehen und dort laufen.“

„Du kurzbeiniger, kleiner Kerl willst im Walde laufen?“

Die Jabuti sagte, daß es ihr auf dem Campo nicht möglich sei; sie wäre nur an Laufen im Walde gewöhnt. Der Hirsch war damit zufrieden; die Schildkröte ging in den Wald und sagte: „Wenn ich an meiner Stelle bin, so werde ich mit einem kleinen Stabe klopfen; dann weißt du, daß ich bereit bin.“

Als nun die Schildkröte dieses Zeichen gab, lachte der Hirsch und setzte sich ganz gemächlich in Gang, denn Laufen hielt er für überflüssig. Die Jabuti blieb ruhig an ihrem Platze. Als der Hirsch ein wenig vorwärts gegangen war, drehete er sich um und rief: „U'i yauti!“ Zu seinem nicht geringen Erstaunen antwortete die Schildkröte vor ihm: „U'i yassu.“ „Gut,“ dachte der Hirsch, „die Jabuti kommt doch rasch vorwärts,“ und nun fing er an schnell zu laufen. Als er sich dann umdrehete und wieder rief, antwortete die Schildkröte; sie war ihm wieder voraus. „Wie das nur kommen mag,“ sprach er zu sich selbst; „ich muß doch längst der Schildkröte voraus sein!“ Er rief noch einmal und vor ihm rief die Schildkröte auch jetzt wieder „U'i yassu!“

Nun wurde er ungeduldig, lief was er konnte und meinte doch endlich der Schildkröte voraus zu sein; aber auch jetzt hörte er wieder die Antwort U'i yassu, und so ging es immer fort bis er müde war, mit dem Kopfe gegen einen Baum rannte und todt zur Erde fiel. Die Schildkröte, welche ihm zunächst war, rief ihn an, bekam aber keine Antwort. Nun ging sie aus dem Wald auf das Campo und sah, daß der Hirsch todt da lag. Alle Schildkröten waren sehr erfreut über diesen Sieg.

Eine andere Thierfabel erzählt den Wettlauf zwischen einem Hirsch und dem Carapato, einem Insect. Als der Lauf beginnt, hängt sich dieses an den Schwanz des Hirsches und antwortet wenn dieser ruft. Der Hirsch aber rannte so lange bis er todt war.

Vorgeschichtliches aus dem Posenschen.

A. K. Vor mehr als einem Jahre erschien in der „Neuen Freien Presse“ ein „Dr. W. G.“ unterzeichneter Feuilletonartikel, in welchem der Verfasser die Provinz Posen als einen Landstrich schilderte, der durch nichts reize und weder geologische noch auch vorhistorische Denkmäler in seinem Schoße berge.

Für mich wurde der Artikel die Veranlassung, meine Aufmerksamkeit auf die Alterthümer der Provinz Posen zu lenken und sorgsam Alles zu sammeln, was auf die graue Vorzeit meines engern Heimathslandes Bezug hat. Eine Folge hiervon war, daß ich mich auch nach denjenigen umschaute, welche durch Arbeiten in der von mir genommenen Richtung einen Namen erworben haben und zu denen vor allen der Director des Posener Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, Herr Dr. Schwarz, gehört.

Ich will es Herrn Dr. W. G. nicht verargen, daß ihm die seit Jahren bei Inowrazlaw entdeckten Salzlager, die häufigen Bernsteinfunde, die Braunkohlen- und Gypslager unserer Provinz, die breiten Flußthäler, in denen jetzt kleine Bäche dahinfließen, die sandige nicht bedeutende Wasserscheide zwischen Brahe und Netze nichts über die geologische Vergangenheit der Provinz Posen sagten; man kann sonst recht gelehrt sein und doch die Sprache eines Salz- und Gypslagers, eines breiten Flußbettes, eines versteinerten Seeigels in einem Süßwassersee nicht verstehen und ein Hühnengrab für einen großen Maulwurfshügel halten, oder dem Chronisten Dlugosz glauben, „daß es in Polen Gegenden giebt, in welchen Töpfe in der Erde wachsen.“ Für uns sind solche Sachen nicht stumm, wie auch ein Scherben, der tief aus der Erde herausgegraben, ein Stück bearbeiteten Feuersteins, ein alter Bronzering eine sehr beredte Sprache reden. Der eben citirte Satz Dlugosz's beweist, daß man schon vor vielen Jahrhunderten wußte, daß hier Urnen in der Erde stehen; man hat nur ihre Bedeutung nicht verstanden und deshalb mögen recht viele solche Denkmäler der grauen Vorzeit vernichtet worden sein. Das Interesse für diese Funde

wurde erst spät wach und deshalb sind bis jetzt verhältnißmäßig wenig vorgeschichtliche Begräbnißplätze genau untersucht und wenig Schätze aus ihnen herausgegraben worden. Trotzdem man sich bei uns so spät an diese Arbeit gemacht, hat man schon eine recht respectable Summe von Arbeit geleistet und Herr Dr. Schwarz allein hat schon nahezu fünfzig vorhistorische Friedhöfe untersucht und beschrieben. Die Funde aber mehren sich, man beginnt auch systematischer zu suchen, und hin und wieder begegnen wir ihren Beschreibungen schon in den hiesigen Zeitschriften, welche bis vor nicht zu langer Zeit solche Gegenstände ignorirt haben. Ich werde von Zeit zu Zeit, wenn die verehrte Redaction mir ein wenig Raum hierzu gewähren will, über neue Funde berichten.

Für heute möchte ich die Leser mit einem solchen neuen — ich möchte nicht gern sagen „seltenen" — Funde bekannt machen, den man in diesen Tagen ganz in der Nähe der herrschaftlichen Wirthschaftsgebäude von Gorzyce, Kreis Pleschen, gemacht hat.

Man bemerkte seit einiger Zeit auf dem Sandhügel beim Vorwerke Gorzyce, von dem der Wind immer mehr Sand hinweggeführt hatte, Ränder von Töpfen und man begann Nachgrabungen zu machen. Das Resultat ist, daß man 38 theils beschädigte, theils wohlerhaltene Geschirre aus Lehm zu Tage förderte. Unter diesen 38 Stücken befinden sich einige Urnen, welche fast ganz mit nicht verbrannten Knochenresten gefüllt sind. Diese Urnen sind groß, sehr ausgebaucht und die größte ist sehr stark gebrannt; der Hals einer kleinern ist fünfmal in gleichmäßigen Abständen eingebogen. Außer diesen Urnen, welche ohne Glasur sind, fand man noch verschiedene glasirte Urnen und zierlich gearbeitete Thränenkännchen, welche auf roheren Untersätzen standen. Die Deckel der Urnen zeichnen sich durch geschmackvolle, delicate Arbeit aus und beweisen überhaupt, daß die Verfertiger ein feines Gefühl für Ornamentik besaßen. Eines der Geschirre hat ganz die Gestalt einer Glocke, die sich nach oben verjüngt, wo eine ausgezeichnet genau gearbeitete quadratische Oeffnung ist. Viele der gefundenen Gegenstände haben die Form von Gläsern, Vasen und Kannen; einige Urnen waren sogar mit Henkeln versehen, während andere ohne solche waren. Trotz der Verschiedenheit herrscht doch eine gewisse Gleichförmigkeit unter den ausgegrabenen Urnen und bemerkenswerth ist, daß nur in einem Grabe Vasen gefunden worden sind.

Besonders merkwürdig ist ein Grab, dessen Anfertigung beweist, daß die Urbewohner der Provinz Posen, die in dem Hügel bei Gorzyce ruhen, schon auf einer vorgerückten Stufe der Civilisation stehen mußten, da sie ihren Dahingeschiedenen noch nach dem Tode eine gewisse Anhänglichkeit, vielleicht auch Achtung bewiesen.

Das Grab, von welchem ich hier spreche, bildet ein längliches Viereck, in der Richtung von Nord nach Süd. Die Tiefe beträgt $^1/_2$, die Länge $1^1/_2$ und die Breite 1 Meter. Der Boden dieses Grabes war mit platten, absichtlich zu diesem Zwecke bearbeiteten Steinen ausgelegt. Die Längenseiten bilden große, platt gehauene, tief in den Boden eingelassene Steine, während die Breitenwände aus kleineren Steinstücken zusammengesetzt waren. Die in dem Grabe befindlichen Thränenbehälter tragen alle Spuren der größten Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit des Meisters, der sie angefertigt hat, an sich. Leider ist keines dieser Geschirre ganz aus dem Grabe herausgeschafft worden; sie waren so dicht an einander gepreßt, daß sie beim Herausnehmen in Stücke zerfielen. Wahrscheinlich waren sie alle durch den Druck, der auf sie beim Beisetzen der letzten Stücke geübt wurde, geborsten. Es ist klar, daß in einem Stamme, der seine Todten in dieser Weise bestattete, die Liebe zur Familie schon tief eingewurzelt gewesen sein muß; diese Behauptung würde auch dann noch nicht erschüttert werden, wenn wir annähmen, daß das hier näher beschriebene Grab die Familiengruft eines Fürsten oder eines Reichen gewesen ist, denn es steht ja unbestreitbar fest, daß sowohl Gesittung und Bildung als auch ihre Gegensätze von oben nach unten dringen, vom Individuum zur Menge gelangen. Das Gegentheil ist unbeweisbar.

In den anderen Gräbern standen die ausgegrabenen Geschirre unmittelbar auf dem Sande, waren aber ohne Ausnahme mit Steinplatten bedeckt. In einigen Gräbern waren die Geschirre mit Steinen umgeben.

An der Südostseite dieses vorgeschichtlichen Friedhofes traf man beim Nachgraben auf Erde, welche Spuren von Feuer an sich trug. Diese Stelle liegt jedoch außerhalb des Friedhofes und zeichnet sich durch eine sehr sorgfältig hergerichtete Lage von Steinen aus, die gleichsam einen Herd bilden, auf dem augenscheinlich die Leichen verbrannt wurden. Einige Schritte weiter befindet sich eine zweite Einrichtung dieser Art.

Die hier besprochene alterthümliche Begräbnißstätte gehört augenscheinlich schon einer ziemlich vorgerückten Periode an. Zwar wurden in ihrer Nähe verschiedene Steingeräthe aufgefunden, aber man fand in den Urnen selbst einen bronzenen Ohrring, einige geschmolzene Stückchen blauen Glases und etwas geschmolzenes Silber. Ein verrostetes Messer, das viel Aehnlichkeit mit jetzt gebrauchten Messern hat und in geringer Tiefe unter der Oberfläche lag, dürfte, als nicht den in der Erde ruhenden Geschlechtern gehörend, zurückzuweisen sein.

Im Allgemeinen gehört wohl der bei Gorzyce entdeckte Friedhof in die Kategorie der ihm ähnlichen, in Westeuropa entdeckten. Da kein Schädel gefunden wurde, ist ein Schluß auf die Race, der die Urnen und Gräber angehören, unmöglich, und ebenso unmöglich ist es zu bestimmen, welcher Volksstamm in ihnen ruht. Diese Bemerkung muß ich meinen Landsleuten machen, die geneigt sind in Gräbern und Urnen, wie die hier besprochenen, ihre directen Vorfahren zu suchen, während doch nur das Eine gewiß ist, daß sie den Vorbesitzern der Gegend angehören. Ob diese Mongoloiden oder Arier waren, kann aus dem bis jetzt zu Tage geförderten Nachlasse nicht gefolgert werden; noch unberechtigter aber dürfte ein Schluß auf die Nationalität derjenigen sein, deren Spuren wir bis jetzt unter der Oberfläche der Provinz Posen gefunden. Halten wir bei Besprechung solcher Funde nur das fest, daß es uns nicht zusteht den jetzt grassirenden Nationalitätenstreit in die Wissenschaft hineinzutragen, mit den Verdiensten um die Cultur desjenigen zu prahlen, dessen Gebeinreste in einer relativ schönen Urne aus gewöhnlichem Lehm liegen; schreien wir nur nicht gleich: „Das war unser Vorfahr, ein Pole!" Es war ein, uns gegenüber, gewiß noch recht tief stehender — Mensch. Suchen wir vor allen Dingen erst nach Spuren der Entwickelung des menschlichen Geistes, und lassen wir den Hader um die Stammesangehörigkeit auf sich beruhen, da ihn ohnedies die fortschreitende Civilisation anders, als wir es vielleicht denken und wünschen, entscheiden wird.

Aus allen Erdtheilen.

Eine Expedition der Russen nach Hissar in Centralasien.

Eine solche wird in der zu Taschkend erscheinenden „Turkestanischen Zeitung" als nahe bevorstehend angekündigt. Hissar ist ein kleines Chanat, das in einer gewissen Abhängigkeit von Buchara steht; es liegt südlich von Samarkand, südöstlich von Buchara. Wir wissen von diesem Lande wenig, doch hat Fedtschenko einige Nachrichten über dasselbe mitgetheilt; dasselbe ist gebirgig, schwer zugänglich und noch von keinem russischen Reisenden betreten worden. Wir lesen die Andeutung, daß die Expedition auch die übrigen kleinen Chanate jener Region: Derwas, Schigman, Kutab und auch das Gebiet Wachan besuchen werde, also Gegenden am obern Oxus, über welche seit längerer Zeit zwischen den Regierungen von London und St. Petersburg so viel hin und her verhandelt worden ist. Die Leitung ist Herrn Mayeff, Herausgeber der „Turkestanischen Zeitung", anvertraut; ihm schließen sich an der Astronom Schwartz und die Herren Bektschurin, Matusoff und Weinberg. Sie werden Samarkand zu ihrem Ausgangspunkte nehmen, über den Tachtu-Karadsch-Paß in das Chanat Scheri Sebs und nach Karschi gehen und mit dem Emir von Buchara eine Zusammenkunft haben. Nach Hissar hinein führt die Straße über den Kelte-Minar- und den Tschartschack-Paß; insbesondere soll der Surchab erforscht werden, ein Hauptzufluß des obern Oxus. Die Rivalität der beiden Großmächte hat der Wissenschaft schon manche Bereicherung gebracht und auch diese Expedition wird nicht unfruchtbar verlaufen.

Wieder ein Opfer Afrikas.

Frank Dates, Mitglied der Londoner geographischen Gesellschaft, unternahm seit dem Frühjahr 1873 Wanderungen in Südostafrika, namentlich zu naturwissenschaftlichen Zwecken; er beschäftigte sich insbesondere mit der Fauna. Nachdem er einige Zeit sich im Norden des Limpopo unter den Matebele aufgehalten, trat er seine Reise nach den Victoria-Wasserfällen des Sambesi an; er war aber nicht so vorsichtig wie Eduard Mohr, der bei Eintritt der Regenzeit unterwegs umkehrte und an den Mangwe zurückging, sondern ging in der ungesunden Jahreszeit vorwärts. Es gelang ihm auch, bis an die Katarakten vorzudringen und unmittelbar fühlte er sich auf der Rückreise vom Sambesi auch noch nicht krank; aber bald nachher wurde er vom Fieber ergriffen und am 5. Februar ist er in einem Kraal bei den Makalakas gestorben. Ein englischer Arzt, Dr. Bradshaw, der an Ort und Stelle war, konnte das Verhängniß nicht abwenden. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen und die Tagebücher sind durch den Missionär Mackenzie, der in Schoschong bei den Bamangwato seine Station hat, gut verwahrt worden und unterwegs nach Europa. Dates hatte vor 1872 wissenschaftliche Reisen in Nord- und Centralamerika unternommen; er ist nur 35 Jahre alt geworden.

Aus China.

Nach dem Tode des Kaisers besorgte man den Ausbruch von Unruhen und war auf den Ausbruch von Rebellionen gefaßt; es scheint jedoch als ob die Dinge bis auf Weiteres einen glatten Verlauf nehmen, wenigstens war im April die Ruhe ungestört. Die beiden Kaiserinnen-Mütter vertragen sich gut mit einander, führen die Regierung über ein paar hundert Millionen Menschen und der vierjährige Knabe hat als Küang sü, das ist sein Name, den kaiserlichen Thron bestiegen. Die Astrologen hatten den 25. Februar als den Glück verheißenden Tag bezeichnet und für diesen war die allgemeine Landestrauer um den verstorbenen Sohn des Himmels unterbrochen.

Bemerkenswerth ist der Streit in welchen die Kaiserinnen-Regentinnen mit den Palasteunuchen gerathen sind; die Zahl derselben beträgt nicht weniger als etwa fünftausend. Während der Krisis nach dem Ableben des Kaisers hatten sie sich durch unerträgliche Anmaßungen überaus lästig gemacht und sich in ungehöriger Weise in vielerlei Dinge eingemischt. Sie spähen alles Mögliche aus, haben Zutritt zu den Kaiserinnen und zu den Frauengemächern und üben auch im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge einen nicht geringen Einfluß. Der verstorbene Kaiser Teng tschi war ein unerfahrener Jüngling und nach seinem Tode lockerte sich die Zucht unter den Eunuchen in bedenklicher Weise. Daran haben die Kaiserinnen Anstoß genommen und ihrem Mißvergnügen in der amtlichen Pekinger Zeitung Ausdruck gegeben; mehrere Fahnenführer sind schimpflich ihres Ranges entkleidet worden und ein strenges Decret ist gegen die Zuchtlosigkeit gerichtet. Es heißt in demselben unter anderen: „Gewisse Eunuchen waren so keck, sich schlecht zu betragen und ihre Pflichten zu mißachten; in einigen Fällen sind sie so weit gegangen, sich Befugnisse anzumaßen, auf welche sie gar kein Anrecht haben; sie ließen sich mit Palastbeamten in allerlei Ränke ein. Ihre bösen Umtriebe, bei welchen sie ihren eigenen Vortheil im Auge hatten, sind im höchsten Grade verabscheuungswürdig. Die am schwersten bei solchen Missethaten betheiligten, nämlich die Obereunuchen Tscheng te hi und Meng tscheng ki, nebst dem Eunuchen, welcher den amtlichen Knopf trägt, sind hiermit ihrer Aemter entsetzt und werden an den Amur geschafft, wo sie den Soldaten als Sklaven überantwortet werden. Sie sind und bleiben von jedem künftigen Generalpardon ausgeschlossen. Vier andere (deren Namen aufgeführt werden) erhalten die schärfste Art der Bastonnade und sollen als Grasschneider in den kaiserlichen Jagdgehägen beschäftigt werden. Die Beamten des kaiserlichen Haushaltes werden alle Personen in strenge Untersuchung nehmen, welche im Verdachte stehen mit Eunuchen in rechtswidrigem Einvernehmen gestanden zu haben. Ein Günstlingswesen auf Kosten der Gerechtigkeit soll und darf nicht stattfinden."

In den nordwestlichen Gegenden des Reiches erhält die Mandarinenarmee fortwährend Verstärkungen. Die Pekinger Regierung glaubt noch immer Osttürkestan wieder erobern und den Emir Jakub Beg besiegen zu können. Man meinte in Peking, daß sie im Spätfrühling den Kampf gegen den mohammedanischen Herrscher eröffnen werde. Von englischer Seite ist bekanntlich der Emir, mit welchem Forsyth den bekannten Vertrag abgeschlossen hat, als Landesherrscher anerkannt worden und Jakub läßt Münzen mit dem Wappen des osmanischen Sultans prägen. Durch die Ermordung Margary's und den Ueberfall der Expedition des Obersten Browne durch chinesische Soldaten ist die Spannung noch größer geworden.

Australien.

Am 27. October 1874 waren 146 Jahre verflossen, seit Capitän Cook in dem kleinen Flecken Morton in Yorkshire geboren wurde. An diesem Tage fand in Randwick, einer vier Miles von Sydney entfernten Vorstadt an der Botany Bay, die feierliche Enthüllung der wohlgelungenen Statue

statt, welche Patrioten der Colonie Neusüdwales diesem großen Manne zu Ehren aus Pyrmont-Quaderstein hatten anfertigen lassen. Der Name des Künstlers ist Walter M'Gill. Die Statue mißt vom Piedestal bis zur Krone achtzehn Fuß, die Figur selbst aber ist acht Fuß hoch. Cook, entblößten Hauptes, nimmt die Stellung eines commandirenden Capitäns ein, ihm zu Füßen liegt ein Anker, die linke Hand ruht auf einem zum Theil mit dem Union Jack bedeckten Globus und die rechte hält ein Teleskop. Der Blick ist nach dem Punkte der Botany Bay gewendet, wo der große Weltumsegler im April 1770 landete.

— Am 14. November 1874 legte in Gawlertown, dem sogenannten Athen der Colonie Südaustralien und 26 Miles nördlich von Adelaide gelegen, der westaustralische Forscher John Forrest den Grundstein zu einem öffentlichen Denkmal, welches daselbst zu Ehren des am 31. December 1872 verstorbenen Reisenden Mc Kinlay errichtet werden soll. Dasselbe wird aus einem hohen Obelisk bestehen, dessen vier Seiten pyramidalisch nach oben verlaufen. Die Sammlung hat bis jetzt eine Summe von ungefähr 500 Pf. St. ergeben. Mc Kinlay hat große Verdienste. Seine berühmteste Reise ist die, welche er im August 1861 mit sechs Mann Begleitung, zweiundzwanzig Pferden, vier Kameelen und Mundvorräthen auf zwölf Monate, zur Aufsuchung von Burke und Wills, unternahm. Er erreichte den Golf von Carpentaria, wo er vergeblich den Melbournedampfer „Victoria" erwartet hatte, und schlug sich dann unter unsäglichen Mühseligkeiten, wie sie je ein Reisender erfahren, nach den angesiedelten Districten der Colonie Queensland durch. Im Jahre 1865 wurde er von der südaustralischen Regierung zum Führer einer Gesellschaft ernannt, welche Adam Bay an der Nordküste, zum Zwecke einer dort anzulegenden jungen Colonie, näher erforschen sollte. Von der Fluth erreicht, flüchtete er sich mit den Seinigen auf eine Anhöhe, wo ein Pferd nach dem andern geschlachtet und gegessen ward, bis sich das Wasser so weit verlaufen, daß er den Alligatorfluß erreichen konnte. Mit einem aus Pferdehäuten gebildeten Boote fuhr man denselben herunter und gelangte endlich wieder in Adam Bay an.

— In England wie in Australien wächst die Neigung, den östlichen Theil von Neuguinea für eine britische Besitzung zu erklären. Seit den Mittheilungen, welche Capitän Moresby über seine Entdeckungen und die guten Häfen an der Südostseite gegeben, beschäftigt man sich viel mit diesen Gegenden. Ein Missionär, Macfarlane, hat jüngst Port Moresby besucht und schreibt (von Cap York), daß er dort Alles in bester Ordnung gefunden habe. Leider habe jedoch der Capitän eines Schiffes in höchst frevelhafter Weise und ohne jede Veranlassung auf die Eingeborenen Feuer gegeben. Wir haben hier also wieder die alte Geschichte, die sich stets wiederholt; hinterher wird dann Alles den „Barbaren" zur Last gelegt, die sich ja nicht verantworten können. Fort Moresby ist ein herrlicher Hafen, aber zur Niederlassung für Europäer nicht geeignet, weil er eine durchaus steinige, unfruchtbare Umgegend hat. In der Nähe von Fairfax Harbour hat ein Geognost Gold gefunden. Das Land im Hintergrunde der Missionsstation ist durchaus baumlos und neun Monate ohne Regen. Yule Island eignet sich besser für die Anlage einer Mission; dasselbe liegt an der Mündung eines Stromes der aus der Stanleykette kommt und scheint gesund zu sein.

Dr. Albertis, der unermüdliche italienische Naturforscher, war zu Anfang März am Cap York, von wo er wieder nach Neuguinea wollte, von Yule Island aus gedachte er in die Stanleykette einzudringen.

Ueber das tragische Ende A. Hume's liegen jetzt nähere Nachrichten vor. Seine Begleiter waren O'Hea und L. Thompson. Der Letztere, welcher allein mit dem Leben davon kam, hatte sich zu Magendie am Barwon den anderen angeschlossen. Sie brachen mit drei Sattel- und fünf Packpferden auf, überschritten die Flüsse Moonie, Warrego, Paroo und Bulloo, aber es gelang ihnen nicht bis zum Wilsonflusse vorzudringen. Vom Graham's Creek aus zogen sie drei Tage lang durch eine wasserlose Einöde. Sie wollten dann zum Graham's Creek zurück und Thompson wurde vorausgeschickt, um Wasser aufzusuchen. Er fand auch ein Wasserloch, war aber so schwach, daß er kaum an dasselbe gelangen konnte; er fiel vom Pferde und rollte in dasselbe hinein. Das war am fünften Tage nachdem er seine Gefährten verlassen. Er füllte seine Flasche um dieselbe seinen Gefährten zu bringen, aber sein Pferd war nicht vom Wasser fortzubringen. Er versuchte dann zu Fuße weiter zu gehen, mußte aber zum Pferde zurück. Er blieb Nachts liegen, stieg aber Morgens in den Sattel. Nun aber peinigte ihn der Hunger; seit fünf Tagen hatte er nichts als sogenanntes Schweinsunkraut genossen. Am Abend fand er weiter abwärts am Creek die Packpferde seiner Gefährten und dann gelang es ihm die Polizeistation Nocatunga zu erreichen, wo er schlief. Von dort machte er sich mit drei Weißen und einem Schwarzen, der sich auf die Spuren verstand, auf den Weg; sie fanden O'Hea's Pferd, das in Folge von Durst und Anstrengungen gefallen war; bald nachher auch das Pferd Hume's, welches dieser erschossen hatte, offenbar um das Blut zu trinken. Eine kleine Strecke weit davon lag Hume's Leiche.

Die Ausfuhr der Colonie Victoria hat im Jahr 1874 sich auf 15,441,109 Pf. St. gestellt, 138,655 Pf St. mehr als im Vorjahre. — Von der Handelsbewegung Südaustraliens im Jahre 1874 entfallen auf die Einfuhren 3,973,455 Pf. St.; davon kamen auf Großbritannien 2,589,166 und aus den britischen Colonien 1,224,116, auf fremde Staaten nur 160,173. Die Ausfuhren betrugen 3,868,276, ungefähr 400,000 weniger als im Jahre vorher, obwohl die Wollernte stärker gewesen war; dagegen war die Ausfuhr von Brotstoffen um etwa eine halbe Million schwächer. Im laufenden Jahre sind 866,000 Acres mit Weizen bestellt.

Schonung der Elephanten auf Ceylon.

Der Gouverneur dieser Colonie hat ein strenges Gebot erlassen, demzufolge auf der Insel bis auf Weiteres keine Elephanten mehr geschossen werden dürfen. Die Jagdliebhaber sind beflissen gewesen, unter diesen überaus nützlichen Thieren namentlich während der letztverflossenen Jahre so arge Verwüstungen anzurichten, daß jetzt schon Mangel an denselben eingetreten ist. Der Elephant ist als Arbeitsthier namentlich auf Ceylon ganz unschätzbar und er zeigt bei seinen Beschäftigungen eine große Intelligenz. Man verwendet ihn bei öffentlichen Arbeiten gern zum Steineschleppen, namentlich auch beim Brückenbau; er bringt gewaltige Massen an Ort und Stelle, legt sie genau dorthin, wo sie am Platze sind, und das thut er so gut wie ein geschickter Maurer. Früher konnte man gut abgerichtete in erforderlicher Menge haben; manche Privatleute hielten sich Elephanten, um sie an die Regierung zu vermiethen, und ein Gleiches geschah mit denen, welche in den buddhistischen Tempeln zunächst zum Zwecke religiöser Processionen gehalten wurden. Jetzt aber hält es schwer, sich gut abgerichtete Arbeitsthiere zu verschaffen. Vor einer längern Reihe von Jahren war es im Interesse des Ackerbaues und der Dämme bei den Bewässerungscanälen allerdings nöthig, die übergroße Zahl dieser gewaltigen Thiere zu vermindern; seitdem sie aber so eifrig verfolgt werden, benehmen sie sich mit äußerster Vorsicht und halten sich weit entfernt von den Wohnörtern, weil sie wissen, daß in denselben Schützen wohnen. Es wird nun einige Zeit verfließen, ehe man wieder die hinlängliche Anzahl von Arbeitsthieren zur Verfügung haben wird.

* * *

— Dr. Andreas wird auf Kosten der geographischen Gesellschaft in Hamburg eine Expedition nach Südper-

sien unternehmen. Die Reise geht von Bombay über Bender Abbas nach Buschir (Bender Abuschehr), und das von dort aus zu bereisende Gebiet ist im Norden von der Landstraße zwischen Buschir und Schiras und Schiras-Kerman, im Süden vom Persischen Meerbusen begrenzt. Dr. Andreas ist sehr bewandert in der Alterthumskunde Persiens und hat in Bezug auf Landeskunde und Geschichte eingehende Studien gemacht.

— Die vulcanische Thätigkeit auf Island ist während des verflossenen Winters überaus heftig gewesen. In einem Bericht aus den ersten Tagen des April schreibt ein Bewohner von Bardardal: Wir haben ganz entsetzliche Zeiten überstanden! Zuerst wurden wir von Erdbeben heimgesucht, die in manchen Fällen großen Schaden anrichteten, und dann kamen die Eruptionen mit ihrem Aschenregen. Die Dyngjufjäll speien noch unablässig Feuer und wir sehen jeden Tag wie die Rauchsäule bis in unermeßliche Höhe emporsteigt. Die Eruptionen breiten sich in der Wildniß immer weiter aus und man kann sagen, daß die ganze Region der Myvatnberge eine einzige Feuermasse bildet. Westwinde waren vorherrschend und haben die Asche über die östlichen Firths hingetrieben, wo dieselbe nun eine weite Fläche bedeckt. Am 29. März war der Aschenregen so stark, daß er die ganzen östlichen Abhänge überdeckte, insbesondere Jökuldal, wo sie bis zu 6 Zoll hoch liegt. An diesem Tage war der Himmel klar, die Sonne schien, aber die Leute dort haben pechrabenschwarze Dunkelheit. Quellen sind durch die Asche verstopft worden, Bäche abgedämmt und alle Berggewässer, die doch im östlichen Island sonst, wo wir weder Gletscher noch Moränen finden, krystallklar sind, haben nun durch die vulcanische Asche verschlammtes Wasser. Die Bauern sind mit ihrem Vieh aus den mit Asche bedeckten Gegenden fortgezogen und suchen anderwärts Weide, es steht aber sehr dahin, ob sie solche finden. Die gegenwärtigen Eruptionen sind für Island offenbar ein großes Unglück.

— Die russische Regierung hat den Bau einer Eisenbahn von Tiflis in Georgien (bis wohin der Schienenweg vom Hafen Poti am Schwarzen Meere bereits seit längerer Zeit vollendet und im Betrieb ist) nach Baku am Kaspischen Meere genehmigt. Auch soll eine Bahn von Tiflis bis nach Djulfa am Araxis, das an der persischen Grenze liegt, unverweilt in Angriff genommen werden.

— In einem von Markham verfaßten Blaubuch über Indien wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Einwanderung von Chinesen mehr und mehr zunimmt. Diese kommen ohne Frauen, nehmen ein Weib im Lande und dadurch wird die Zahl der Mischlinge, Hindu-Chinesen, vermehrt. Diese Mischlinge sind körperkräftiger als die Hindus. — Im Jahre 1873 hatte Britisch Indien, Britisch Birma ausgeschlossen, 30,477 Schulen, in welchen die Kinder bedürftiger Leute unentgeltlichen Unterricht erhielten. Die Zahl der Mittelschulen betrug 2506 mit nur 144,538 Schülern; dazu kamen noch 20 in Britisch Birma mit 1630 Schülern. Die Zahl der höheren Lehranstalten betrug 40; dazu kamen noch medicinische und technische Schulen und 1400 Schulen für Mädchen, deren etwa 30,000 Unterricht erhielten; es giebt auch einige Seminare, in welchen Lehrerinnen für Mädchenschulen gebildet werden. — Die Gesammtzahl der zum Christenthume sich bekennenden Eingeborenen auf dem indischen Festlande wird, nach sorgfältiger Zählung, von Markham auf 318,363 angegeben, wozu dann noch etwa 30,000 auf Ceylon kommen. Die Zahl der Missionäre, welche dem Bekehrungswerk obliegen, stellt sich auf etwa 600.

— Im Jahre 1873 erschienen in Indien, Britisch Birma mitgerechnet, nicht weniger als 473 Zeitungen und Zeitschriften, wovon 255 in den verschiedenen Landessprachen, 151 in Englisch und 67 zweisprachige. Nimmt man durchschnittlich 700 Abonnenten auf jede und die Zahl der Leser auf zwei Millionen oder höchstens das Doppelte an, so bleiben doch immer noch 188,000,000 Menschen in Indien, die kein Zeitungsblatt zu sehen bekommen.

— Ueber die Eisenbahnmonopole in Nordamerika werden fortwährend Klagen erhoben. „Sie sind schon eben so mächtig wie die Bundesregierung.“ Die Pennsylvaniabahn besitzt oder controlirt eine Bahnstrecke von ungefähr 10,000 Miles. Sie reicht, unter derselben Verwaltung, von Neuyork, Philadelphia, Baltimore und Washington nach Chicago, St. Louis, Omaha, Leavenworth, Memphis, Louisville, Vicksburg, Neuorleans und vielen anderen Städten in Westen und Südwesten. Um ihre Bedeutung zu ermessen, braucht man nur einen Blick auf die Karte zu werfen.

— Zu Wellington auf Neuseeland hatte im Februar 1875 das Gericht über nachstehenden Fall zu entscheiden. Klägerin war ein junges Maorimädchen von etwa 15 Jahren; der Verklagte ein Mann von 40 Jahren. Dieser forderte das Mädchen als seine Frau; dasselbe sei ihm von den Verwandten versprochen worden, war aber nicht um Ja oder Nein gefragt worden. Als sie sich dann geweigert ihm als Frau zu folgen, hatte er sie an den Haaren vorwärts gezogen. Der Mann gestand zu, daß er diese Gewaltthat begangen habe, machte aber zu seiner Rechtfertigung geltend, daß er nach Maoribrauch dazu vollkommen Recht gehabt habe. Der englische Richter entschied: „Kein Mann darf ein Mädchen gegen dessen Willen zur Ehe zwingen und Beklagter hat 1 Pfund Sterling Strafe zu erlegen.“ Diese verwerfliche Neuerung fand bei den anwesenden Maori keinen Beifall.

— Die Blattern und der Durchgang der Venus in China. Es hat sich getroffen, daß Teng tschi, der verstorbene Kaiser von China, am 9. December erkrankte; sofort brachten die Hofastrologen die Blattern in Verbindung mit jenem Phänomen am Himmel. Der Monarch war nicht geimpft worden, denn kein Arzt hätte es wagen dürfen, einen Schnitt in das geheiligte Fleisch des Himmelssohnes zu machen. In dem Erlasse, in welchem die beiden Kaiserinnen (Mutter und Gemahlin) die Erkrankung anzeigen, sprechen sie aus, daß sie über dieselbe „hoch erfreut“ seien. Das wird uns Europäer Wunder nehmen, aber nach chinesischen Begriffen sind die Blattern ein „Geschenk des Himmels“, das man wo nicht mit Freudigkeit, doch wenigstens mit Gleichmuth hinnehmen müsse. Die japanische Regierung faßte die Sache anders auf, sie führte die Zwangsimpfung im ganzen Reiche ein.

Vom 10. Juni an wohne ich in Leipzig und bitte ich alle für mich und den Globus bestimmten Sendungen nicht mehr nach Dresden, sondern nach Leipzig, Weststrasse 84. I., zu adressiren.

Karl Andree.

Inhalt: Am Nordgestade der Adria. I. (Mit vier Abbildungen.) — Aus Eduard Mohr's Reise nach den Katarakten des Sambesi. Im Natal-Lande. (Mit drei Abbildungen.) — Däumling in der Völkerkunde. (Mit einer Abbildung.) — Wettlauf zwischen Hirsch und Schildkröte am Amazonenstrome. — Vorgeschichtliches aus dem Posenschen. — Aus allen Erdtheilen: Eine Expedition der Russen nach Hissar in Centralasien. — Wieder ein Opfer Afrikas. — Aus China. — Australien. — Schonung der Elephanten auf Ceylon. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 15. Juni 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 2.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Am Nordgestade der Adria.

II

Parenzo. — Miramar.

In einem frühern Aufsatz wurde hervorgehoben, daß man Pisino als eine Charakterstadt des istrischen Binnenlandes betrachten kann; man legt jedoch die Strecke bis zur westlichen Küste mit einem der landesüblichen Karren in etwa vier Stunden zurück. Diese Gefährte sehen allerdings nichts weniger als hübsch aus, passen aber recht gut für die ganz abscheulichen Wege.

Von Pisino aus, das auf einer Hochebene liegt, zieht die Straße aufwärts durch mehrere kleine Thäler, in welchen vorzugsweise Ackerbau getrieben wird. Der Grund und Boden ist in eine große Menge kleiner Aecker getheilt; größere Grundbesitzer lassen ihre Felder auf Halbpacht bearbeiten. Das Trachten des Bauern ist darauf gerichtet, einen wenn auch noch so kleinen Fleck Erde zu erwerben und denselben allmälig durch einige Ruthen zu vergrößern. Mit Vorliebe bauet er Sorgho, Gurken, Melonen und zweierlei Art Weizen; die eine, la golta candida, ist weiß; die andere wird als Frumento commune bezeichnet. Das Mehl von der erstern wird in den Städten verkauft, wohin die Landleute auch sehr schmackhaftes Weizenbrot bringen.

Die größeren Meiereien sind alle nach einem gleichmäßigen Plane gebaut, von welchem ein Bauernhaus in Sbandati (Band XXVII, S. 373) eine getreue Vorstellung giebt. Die Wagen werden von Ochsen gezogen. Einen nicht unangenehmen Anblick gewähren die manchmal recht hübschen Mädchen, welche zahlreiche Puterherden auf die Weide treiben; die mit rothem Band geflochtenen Zöpfe, welche unter einem saubern, weißen Kopftuch herabhängen, stehen ihnen sehr hübsch.

Weiterhin wird der Boden wieder unfruchtbar. Einzelne Meiereien liegen in ziemlicher Entfernung von einander und die Felder innerhalb derselben grenzen sich durch niedrige Steinlagen ab. Aber der Ernteertrag ist so spärlich, daß man sich unwillkürlich fragt, weshalb die Leute Fleiß auf einen so undankbaren Boden verwenden. Von eigentlichem Wohlstande kann hier keine Rede sein, aber die Frauen und Mädchen haben doch als Schmuck dicke Korallenhalsbänder und manche hängen auf eine Schnur gereihete Maria-Theresia-Thaler um.

Von Sbandati aus fällt das Gelände rasch ab und man hat von der Anhöhe einen prächtigen Blick auf das Meer, die Stadt Parenzo, den von Schiffen belebten Hafen, die beiden Glockenthürme und die Eilandklippe St. Nicolo, welche sich aus der Ferne wie ein vor Anker liegendes Schiff ausnimmt. Guido Stache schreibt: „Das alte Parentium, welches einigen aus Candia eingewanderten Familien seine Wiedergeburt verdanken soll, ist ein freundliches, reinliches, wohlgepflastertes Städtchen von einem gewissen ehrwürdigen und nobeln Anstriche. In seinem von vielen kleinen Inseln geschützten, tiefen und sichern Hafen herrscht stets ein reges Leben und Treiben. Die ehrwürdige, zwölfhundert Jahr alte

schöne Kathedrale ist als ältestes christliches Baudenkmal eine der sehenswerthesten Merkwürdigkeiten Istriens."

Auch Yriarte hat mit Vorliebe in Parenzo einige Zeit verweilt. Die allerdings nur kleine Stadt ist nicht ohne einige Bedeutung. Dort tagt der istrische Landtag, auch ist hier der Bischofssitz. Dieser heute so ruhig und friedlich daliegende Ort hat eine sehr unruhige Geschichte hinter sich und manche schwere Zeiten erlebt. Die Bewohner leben in Wohlstand und sind nun keinen stürmischen Wechselfällen mehr ausgesetzt; sie bauen ungestört Mais, Wein, Weizen und Gemüse und treiben einen einträglichen Handel mit Brennholz nach Venedig und Chioggia. Sie belasten mit diesem Brennstoffe große Felucken, welche in der Lagunenstadt manchmal einen großen Theil des Giudecca-Canals gleichsam bedecken. Sodann wird ein bedeutendes Geschäft mit vortrefflichen Bruchsteinen gemacht, welche die Umgegend liefert.

Parenzo kann als eine venetianische Stadt bezeichnet werden, welche auf dem Grund und Boden einer alten römischen

Dom in Parenzo.

Colonie sich erhob. Man kann noch jetzt die beiden Epochen deutlich unterscheiden, denn jede hat ihren eigenthümlichen Charakter. Die innere Stadt war befestigt, die Ringmauer mit Thürmen flankirt. Die Piazza dei Signori nimmt sich ganz und gar venetianisch aus; die kleinen Paläste haben byzantinische, auf zierlichen Säulen ruhende Balcone, überall ist der Löwe des heiligen Marcus zu sehen und gern weilt der Blick auf den hübschen und zierlichen Springbrunnen aus dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Die zahlreichen Denkmäler aus der Römerzeit sind dermaßen beschädigt und verwüstet, daß sie für den Alterthumsforscher kaum noch ein Interesse darbieten. Das ist dagegen im höchsten Grade der Fall mit der Kathedrale schon deshalb, weil dieselbe, trotz der Zerstörung einzelner Theile und offenbarer Restaurationen, uns die Basiliken der frühesten Zeit klar veranschaulicht. Die Erbauung des Domes fällt in die Zeit zwischen 524 und 543, also in die Epoche, da der ostgothische König Theodorich die istrischen Bisthümer gründete. Die

Kirche hat drei Schiffe, vor diesen ein Atrium und vor diesem ein Baptisterium mit dem Taufbecken. Unsere Illustration veranschaulicht diesen Theil mit den dort aufgehäuften Ruinen. Die Wände sind einst mit Mosaiken bekleidet gewesen, von welchen nur wenige Bruchstücke bis auf uns gekommen sind.

Die drei Schiffe sind durch Säulen aus kostbarem griechischen Marmor getheilt; in dem Winkel des einen Schiffes befindet sich ein mit Bretterverschlag bedecktes unterirdisches Gewölbe, in welchem man, 1,20 Meter unter der gegenwärtigen Oberfläche, sehr schöne Mosaiken erkennt. Der Hauptaltar ist in seinen unteren Theilen mit kostbarem Marmor, mit Mosaiken, Perlmuttereinlagen und orientalischem Porphyr bekleidet und mit Friesen, Fischen, Algen und Muscheln verziert. Im oberen Theile stellt eine Mosaik den heiligen Euphrasius und seinen Sohn vor, sodann den Archidiaconus Claudius und Engel und Heilige, welche sich um eine Maria gruppiren. Aus der Kirche kommt man in ein Martyrium, eine Art von Katakomben, die aber nicht tief sind und theilweise vom Meerwasser unterwaschen werden. Alles Material, welches man zur Erbauung des Domes verwandt hat, besteht aus Trümmern römischer Monumente. Spuren der Restaurirung sind überall sichtbar; die erste fällt ins zehnte, die zweite ins dreizehnte Jahrhundert. Dann folgten noch einige andere, bis 1764 der Bischof Negri das kostbare Tabernakel bloßlegte, dessen Bau in das Jahr 534 fällt.

Der Plan der alten Stadt ist nicht mehr erkenntlich nachzuweisen, aber manche Punkte kann man mit Sicherheit bestimmen. So ist der Platz Marfori, das alte Forum Martis, auf welchem ein Tempel des Mars und des Neptun standen. Vom alten Theater kann man noch das Halbrund erkennen und wenn man bei ruhigem Wetter und bei Ebbezeit auf der Landspitze San Pietro steht, erblickt man in dem klaren Wasser enorme Mauerfundamente, Anker und angerostete Eisenringe, Ueberbleibsel des alten Hafens mit seiner Mole und den Kais.

Wir sagten schon, daß vor der Küste von Parenzo manche kleine Inseln liegen. Eine derselben, San Nicolo, erreicht der Ruderer in einer Viertelstunde. Dort stand ein jetzt in

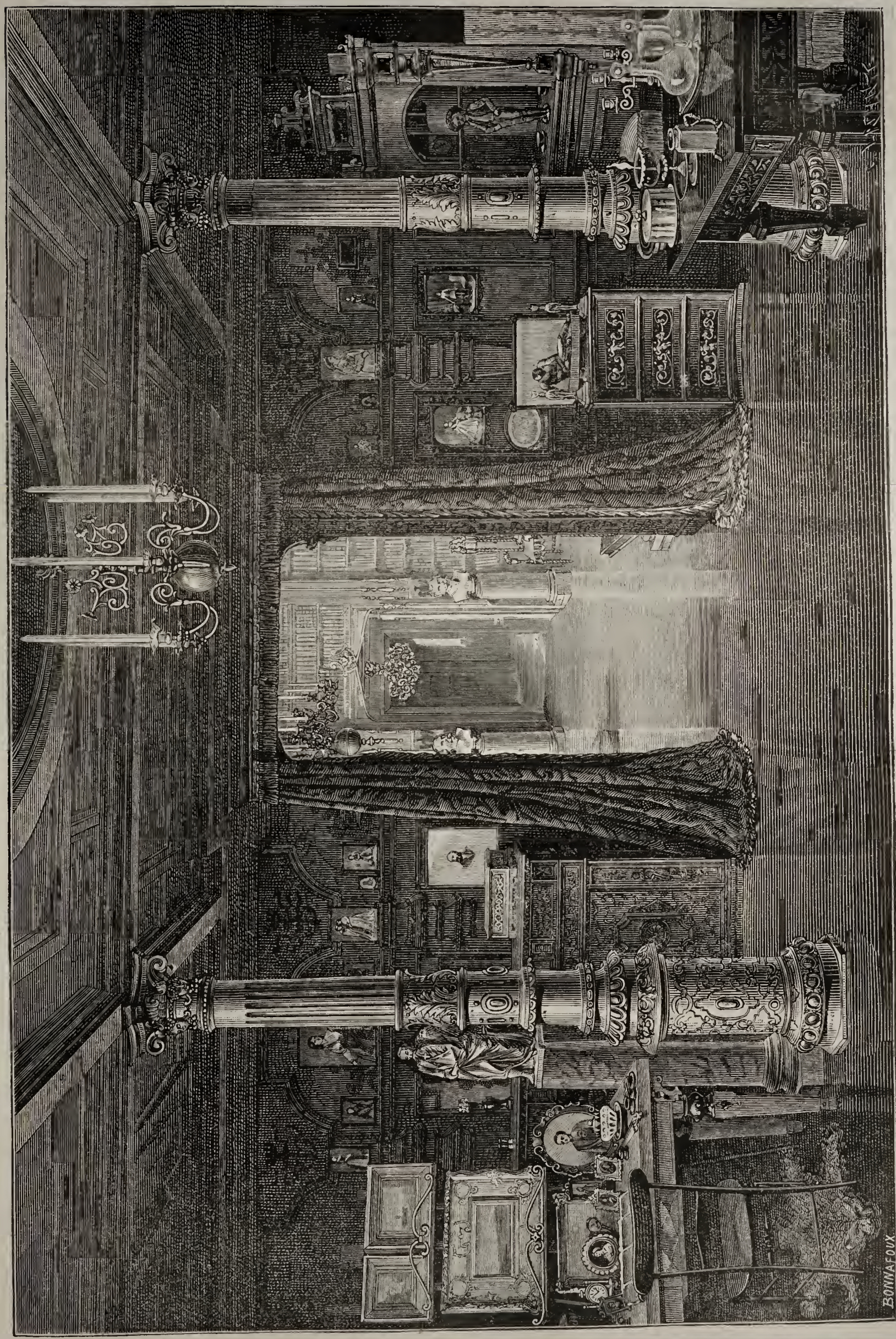
St. Katharinenklippe zwischen Parenzo und Fasana.

Ruinen liegendes Benedictinerkloster; der noch erhaltene Thurm dient den Schiffern als Landmarke. Am Landungsplatze enthält eine große venetianische Inschrift, über welcher der Löwe des heiligen Marcus prangt, eine strenge Warnung. Dieses Edict des Procurators Alessandro Zeno, welchem die Obhut der Gesundheitspflege übertragen war, besagt, daß kein Schiff, gleichviel ob bewaffnet oder nicht, anlegen dürfe, wenn es nicht mit einem Gesundheitscertificate versehen sei. Eine derartige Vorsicht war völlig am Platze. Die Zeitbücher melden, daß die große Pest von 1360 in Parenzo grauenhafte Verwüstungen anrichtete und die Einwohnerzahl beträchtlich verminderte. Die Stadt kam nach und nach wieder empor, aber nachdem die Pest von 1580 ausgetobt, zählte man nur noch 700 Bewohner. Bald nachher, im Jahre 1600, fand sie sich wieder ein und als sie verschwunden war, hatte Parenzo kaum 300 Einwohner, welche dann allesammt flüchteten, als die Seuche noch einmal von Oberitalien her eindrang. Die ganze Stadt war zum Leichenacker geworden und volle 37 Jahre hindurch ist sie weder von einem Schiffer noch von anderen Leuten besucht worden. Als keine Gefahr für die Gesundheit mehr vorhanden zu sein schien, holten die Venetianer Griechen aus Kandia, Dalmatiner und andere Slaven, auch Albanesen, denen sie Grundstücke verliehen. Die Anzahl der Bewohner betrug aber nach Ablauf des Jahrhunderts kaum zweitausend.

* * *

Schon lange vor dem tragischen Schicksale, von welchem Erzherzog Maximilian von Oesterreich in Mexico betroffen wurde, bildete das von ihm erbauete Schloß Miramar einen Anziehungspunkt für die meisten Fremden, welche Triest besuchten. Man erreicht dieses prächtige, in seiner Art einzige Schloß binnen ein paar Stunden. Auf einer weiten Strecke ist die Straße sehr staubig; zu beiden Seiten derselben liegen Magazine, Bauhöfe und andere derartige Anstalten, wie man sie bei großen Hafenstädten anzutreffen pflegt. Weiterhin wird die Gegend weniger traurig, man gelangt in eine Art von Landschaft und sieht auf der rechten Seite der Straße nur dann und wann eine Schänkwirthschaft; zur Linken, tief unten, brandet das Meer. Man

Schloß Miramar.



Arbeitszimmer des Erzherzogs Maximilian in Miramar.

fährt durch San Bartholo, das eine Art von Vorstadt Triests bildet, und bald nachher erblickt man aus der Ferne das Schloß, welches sich auf einer in den Golf hinausragenden Felsenspitze erhebt.

Diesen Punkt hatte Maximilian auserkoren, um sich ein reizendes Heim zu gründen. Als er in Folge des ungünstigen Verlaufes der Feldzüge in Italien nicht mehr Vicekönig der Lombardei war, zog er sich nach Triest zurück. Es war in diesem Erzherzoge, einem vielseitig gebildeten Manne, der von poetischen Gefühlen durchdrungen war, ein hohes Streben und ein gewaltiger Drang nach Thätigkeit. Auf politischem Gebiete vermochte er denselben nicht zu befriedigen, aber etwas schaffen wollte er, und so entstand Miramar. Er verwandelte wilde, steile Felsen in reizende Gärten und bauete das Schloß über dem Meere. Viele schüttelten den Kopf als er die Ausführung des von ihm entworfenen Planes in Angriff nahm, und Andere wollten wissen, daß das Gebäude, in Hinblick auf die zu besiegenden Schwierigkeiten, eine Ruine bleiben werde. Aber Maximilian hatte die Genugthuung, sein Werk herrlich hinauszuführen.

Ein Felsenabhang fiel bis ins Meer ab, die gewaltigen Blöcke lagen von oben bis an den Strand wie cyklopisches Getrümmer umher; oben wuchsen Oelbäume. Oberhalb läuft die Eisenbahn, welche von Triest nach Nabresina führt und die Hafenstadt einerseits mit Italien, andererseits mit Wien verbindet. Von dort herab hat man einen Blick auf das Schloß, dessen Bauart unsere Illustration veranschaulicht. Mit richtigem Verständniß sind die geraden Linien vielfach unterbrochen worden. Das Schloß ragt hoch über das Meer empor und wenn man auf den breiten Balconen steht oder auf den Terrassen umherwandelt glaubt man über der Adria zu schweben. Nach allen Richtungen hin ist die Aussicht wunderbar schön. Da liegt Triest am Fuße des Karstes mit seiner Bucht, mit den Häfen Muggia, Pirano und der nach Osten hin ziehenden istrischen Küste. In der Richtung gegen Venedig hin ist freies Meer, zur Rechten verschwindet die Küste Friauls am fernen Horizonte. Ja, dieses Schloß war in der That würdig, die Heimstätte eines hochbegabten, poetisch angelegten Fürsten zu sein, eines strebsamen Geistes mit reicher Phantasie, der mit großartigen Gedanken sich trug. Aber die Einbildungskraft und das Trachten nach hohen Dingen war mächtiger in ihm als die ruhige Prosa des erwägenden Verstandes. Er hatte einen ritterlichen Anstrich, und ein Zug zum Abenteuerlichen war diesem blauäugigen Träumer, dem Nachkommen Kaiser Karl's des Fünften, nicht fremd.

Zu den oberen Gemächern gelangt man durch eine weite, von Grund aus aufsteigende Halle. Zu beiden Seiten der Treppenflucht stehen alte Ritterrüstungen, Trophäen und Waffenschränke; einen besondern Schmuck bilden die Hirschgeweihe. Das Arbeitszimmer ist eine Nachahmung im Großen desjenigen, welches Maximilian auf der „Novara" inne gehabt hat. Unsere Illustration veranschaulicht, in wie ansprechender Weise dasselbe ausgeschmückt ist; die Bibliothek enthält die Classiker aller Völker von Homer bis auf unsere Zeit.

An der einen Wand hängt eine mit allegorischen Figuren umgebene Karte vom Reiche Kaiser Karl's des Fünften, in welchem bekanntlich die Sonne nicht unterging. Welchen Träumereien und Phantasien mag der Erzherzog sich hingegeben haben, wenn er dieselbe betrachtete, und man weiß daß er oftmals stundenlang sich von ihrem Anblicke nicht hat trennen mögen. Als der böse Geist aus Paris ihm als Versucher nahete und ihm Glanz und Macht auf der andern Erdhälfte vorspiegelte, fand er ein vorbereitetes Gemüth. In dem von Gold erglänzenden Thronsaale befindet sich ein Porträt Maximilian's in voller Gestalt, mit dem Scepter in der Hand und mit dem Kaisermantel angethan.

Der Garten ist dem Felsen abgewonnen worden; man hat große Gesteinsmassen hinwegsprengen und fruchtbares Erdreich hinaufschaffen müssen. Nun wandelt man in weiten, wohl unterhaltenen Baumgängen, gelangt durch Tunnels zu kühlen Grotten, findet schattige Ruhebänke, sieht hübsche Statuen und das Alles zusammen genommen mit den architektonisch berechneten Rampen giebt dem Ganzen einen zugleich ländlichen und monumentalen Anstrich. Die Bodengestaltung ist sehr uneben und man hat deshalb viele Treppen und mehr oder weniger sanfte Abhänge angebracht. Die Vegetation ist eine schon vorzugsweise südliche, aber neben der Cypresse ist die californische Sequoia gigantea angepflanzt worden und neben dieser die Chamaerops excelsa. Rechts vom Schlosse, hoch über dem Meere, steht einsam ein Landhaus; dort verweilte in völliger Abgeschiedenheit die unglückliche Kaiserin Charlotte drei Monate lang, nachdem die traurige Katastrophe von Queretaro zu ihrer Kunde gelangt war.

Der kleine Hafen von Miramar ist eine vom Vorgebirge gebildete Bucht, zu welcher Treppen hinabführen. Er bildete die „Darsena", in welcher die Yacht und andere Fahrzeuge des Erzherzogs vor Anker lagen. Jetzt schaukelt sich dort die Dampfschaluppe des Grafen Brandi, dessen Schloß in der Nähe liegt.

Dort oben auf dem Felsen war kein Wasser und ohne dieses Lebenselement an einen kräftigen und gesunden Pflanzenwuchs nicht zu denken. Man hat sich geholfen, indem man vermittelst zweckmäßig angelegter Maschinenwerke Wasser aus der Reka, welche unweit von Triest mündet, auf die Höhe emporhebt.

Bevor man von Miramar scheidet, unterläßt man nicht einen Blick in das kleine „Museum" zu werfen, in welchem Alles an den unglücklichen Erzherzog erinnert; dort sieht man seine Kleider, seine Waffen, sein Scepter; die Sammlungen, welche er auf seinen weiten Reisen veranstaltet hat und die manches Werthvolle enthalten, viele Photographien, ägyptische Sculpturen und manche Alterthümer aus dem Lande der Azteken, in welchem das Leben dieses hochsinnigen Habsburgers einen so tragischen Abschluß gefunden hat.

Müller's kosmische Physik in vierter Auflage*).

I.

Vor etwa zwei Jahren besprachen wir an dieser Stelle die dritte Auflage des vorliegenden ausgezeichneten Werkes und schon liegt es in einer neuen vor, die wiederum Zeugniß ablegt von dem regen Eifer, welchen der Verfasser seiner

*) Lehrbuch der kosmischen Physik von Dr. Joh. Müller, Professor zu Freiburg im Breisgau. Ergänzungsband zu sämmtlichen Auflagen von Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik. Mit 431 in den Text eingedruckten Holzstichen und 25 dem Texte beigelegten, sowie einem Atlas von 46 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln. Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn 1875. Preis mit Atlas 24 Mark.

Arbeit zuwendet. Fallen auch keine großartigen Entdeckungen in den Zeitraum, der zwischen der dritten und vierten Auflage liegt, so haben doch verschiedene Abschnitte eine eingehendere Behandlung erfahren.

Selbst der stabilere astronomische Theil der kosmischen Physik hat nach dieser Richtung hin einige Bereicherungen gewonnen, wie z. B. die Paragraphen, welche von den Sonnenflecken, der Axendrehung der Sonne, dem Venusdurchgang u. s. w. handeln. Der ganze Abschnitt von den Kometen mußte umgearbeitet werden. An die Stelle der Planetenerscheinungen und Finsternisse, welche in der dritten Auflage als bevorstehend betrachtet wurden, unterdessen aber vorübergegangen sind, traten diejenigen, welche sich in den Jahren 1875, 1876 und 1877 ereignen werden.

So ist das schöne Werk, eine Zierde der deutschen Lehrbücher nach Inhalt wie Ausstattung, überall auf dem Laufenden und erfüllt in ausgezeichneter Weise seinen Zweck, die wichtigsten Lehren der Astronomie und Meteorologie derart zusammenzufassen, daß dadurch dem gebildeten Laien ein möglichst klares und lebendiges Bild dieser Disciplinen vorgeführt und ihm das Eindringen in die Specialstudien erleichtert wird.

Müller's kosmische Physik zerfällt, den Hauptabtheilungen der Physik entsprechend, in vier Bücher, deren erstes die Bewegungserscheinungen der Himmelskörper und ihre mechanische Erklärung behandelt, während sich das zweite mit den kosmischen und atmosphärischen Lichterscheinungen, das dritte mit den calorischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche und in der Atmosphäre, das vierte endlich mit den elektrischen und magnetischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche beschäftigt.

Vor allen ähnlichen Werken zeichnet sich Müller's Physik aber durch den reichen Schmuck guter Abbildungen aus, die übrigens nicht bloß Decoration sind, sondern zur Erleichterung des Unterrichts dienen. Und da der einfache schwarze Holzschnitt nicht mehr genügt, um verwickelte Verhältnisse klar zu machen, so ist der Farbendruck hier im ausgedehnten Maße dienstbar gemacht worden und zwar jener, welchen die Buchdruckerpresse liefert. Es ist eine Errungenschaft der neuern Zeit, daß wir bunte Karten und Illustrationen aller Art jetzt mitten in den gesetzten Text zu drucken vermögen, wie denn auch die heute mitgetheilte Karte der Meeresströmungen (Tafel 40 des Müller'schen Atlas) in vier Farben auf der Buchdruckerpresse hergestellt ist.

Indem wir erklären, für die Conturen, wie sie das Land auf dieser Karte zeigt, nicht überall einstehen zu können, benutzen wir diese Gelegenheit, um zu zeigen, in wie klarer und übersichtlicher Weise Müller das Capitel von den Meeresströmungen behandelt.

„Die ungleiche Erwärmung der Meeresoberfläche in verschiedenen Breiten kann nur einen untergeordneten Einfluß auf die Circulation der Gewässer in den großen Oceanen ausüben, denn selbst, wenn alle Meere aus reinem Wasser beständen, würde das specifische Gewicht des Wassers in den Polarmeeren nur so wenig größer sein als in den Aequatorialmeeren, daß dieser Unterschied allein keine bedeutende Strömung bedingen würde. In der That ist aber das Meerwasser salzhaltig (im Durchschnitt enthält das Meerwasser nahezu 3 Proc. Salz und zwar 2,7 Proc. Chlornatrium) und dieser Umstand bewirkt, daß der Unterschied der specifischen Gewichte des Meerwassers verschiedener Breiten noch geringer wird. Der Oberfläche der Aequatorialmeere wird nämlich durch Verdunstung mehr Wasser entzogen als ihnen durch Regen und Flüsse wieder zugeführt wird, das Meerwasser wird in Folge davon salzhaltiger und der Wirkung der hohen Temperatur entgegen specifisch schwerer. In den Polarmeeren dagegen wird der Einfluß der niedrigern Temperatur dadurch zum Theil neutralisirt, daß man hier mit weniger salzhaltigem Wasser zu thun hat, indem den Meeren weit mehr Wasser durch Regen und Flüsse zugeführt wird, als sie durch Verdunstung verlieren.

Vom Aequator bis zu den mittleren Breitegraden nimmt das specifische Gewicht des Wassers an der Oberfläche der Meere nur um 0,005 zu; unter dem 66. Grade nördlicher und zwischen dem 50. und 55. Grade südlicher Breite hat das Meerwasser im Atlantischen Ocean seine größte Dichtigkeit. Ueber diese Grenze hinaus nimmt sein specifisches Gewicht wieder ab.

Weit kräftiger als diese geringen Unterschiede des specifischen Gewichts wirken die Winde bewegend auf die Oberfläche der Meere ein, indem sie namentlich auf die Wellenberge einen Druck ausüben und dieselben in der Richtung der Winde forttreiben. Die furchtbaren Verheerungen, welche die Sturmfluthen anrichten, zeigen zur Genüge, mit welcher Gewalt Wind und Sturm auf die Oberfläche der Meere einzuwirken vermögen. Unter mittleren und höheren Breitegraden ist aber die Windrichtung zu wechselnd, als daß sie beständige Meeresströmungen erzeugen könnte. Nur in Gegenden, wo Jahr aus Jahr ein nahezu die gleiche Windrichtung herrscht, wie dies, wie wir bald sehen werden, in der Region der Passate der Fall ist, werden die regelmäßigen Luftströmungen auch regelmäßige Meeresströmungen hervorrufen können.

Auf diese Weise entstehen die auf der Karte leicht zu verfolgenden Driftströmungen, welche in der Tropenzone der großen Oceane das Wasser auf der Oberfläche der Meere in der Richtung von Ost nach West fortführen.

Im Uebrigen dürfte es wohl schwer halten, die Meeresströme in genügender Weise theoretisch zu erklären, und zwar um so mehr, da die höchst ungleiche Vertheilung von Wasser und Land und die ungleiche Meerestiefe verschiedener Gegenden nur störend auf eine regelmäßige Gestaltung der Meeresströme wirken können. Wir müssen uns fast ganz auf eine empirische Kenntniß derselben beschränken und selbst diese ist noch sehr mangelhaft, da sich die unterseeischen Strömungen der Beobachtung fast gänzlich entziehen.

Die warmen Meeresströme sind in der Karte durch rothe Curven und ihre Richtung durch kleine Pfeile bezeichnet.

Von den Inseln des Grünen Vorgebirges geht eine Aequatorialströmung nach den Westindischen Inseln. In fast gleicher Richtung läuft eine andere aus dem Golf von Guinea gegen die Nordwestküste von Südamerika und diese entlang, um in den Mexicanischen Meerbusen einzudringen. Hier wird die Temperatur der Gewässer, welche auf dem ganzen Wege von Afrika nach Amerika den nahezu scheitelrechten Strahlen der Sonne ausgesetzt und dadurch schon stark erwärmt waren, noch bis zu fast 30° C. gesteigert.

Während nun Aequatorialströmungen im Süden des Mexicanischen Meerbusens in denselben eintreten, dringt aus dem nördlichen Theil desselben zwischen Florida und Cuba ein mächtiger Strom warmen und stark salzhaltigen Wassers hervor. Der Golfstrom folgt zunächst in einiger Entfernung den nordamerikanischen Küsten, um sich in der Nähe von Long Island nach Osten zu wenden.

Zwischen Florida und Cuba beträgt seine Breite nur 50 Kilometer (ungefähr 7 deutsche Meilen), beim Cap Hatteras (Ostspitze von Nord-Carolina) ist dieselbe schon auf 120 Kilometer gewachsen, um alsbald eine Breite von mehr als 1000 Kilometern zu erlangen. An seiner engsten Stelle beträgt die Tiefe des strömenden Wassers ungefähr

Meeresströmungen.

360, beim Cap Hatteras beträgt sie nur noch 200 Meter, um im weitern Verlauf der Strömung um so mehr abzunehmen, je mehr ihre Breite zunimmt.

Bei Florida hat der Golfstrom eine Geschwindigkeit von 7 Kilometer (ungefähr 1 deutsche Meile) in der Stunde; beim Cap Hatteras beträgt dieselbe nur noch 5 Kilometer, und im weitern Verlauf des immer breiter und weniger tief werdenden Stromes nimmt seine Geschwindigkeit auf 3, 2, 1 u. s. w. Kilometer in der Stunde ab.

Die klaren Gewässer des Golfsstromes zeichnen sich durch eine tief blaue Färbung, welche überhaupt den Meeren der heißen Zone und namentlich auch dem Indischen Ocean eigen ist, von dem hellern mehr grünlichen Wasser des ihn umgebenden Meerwassers aus.

Bei seinem Austritt aus dem Mexicanischen Meerbusen hat der Golfstrom eine Temperatur von nahezu 30° C., welche die des benachbarten stromfreien Meeres um 5° übertrifft. In der Nähe des Cap Hatteras beträgt seine Temperatur noch 26 bis 27° und in der Nähe von Neu-Foundland sind seine Gewässer im Winter noch um 10 bis 15° C. wärmer als die des benachbarten stromfreien Meeres.

Der in der Nähe von Long Island sich nach Osten wendende Golfstrom spaltet sich nördlich von den Azoren in zwei Theile. Der Hauptstrom setzt seinen Weg nordöstlich nach den Westküsten Europas fort, er bespült Irland, England und Norwegen und sendet seine Ausläufer bis in die Polarmeere. Ein anderer Theil des Golfsstroms wendet sich in südlicher Richtung gegen die Westküsten von Afrika, um sich endlich mit dem bei den Cap-Verdischen Inseln entstehenden Driftstrom zu vereinigen.

Die dem Golfstrom entsprechende Meeresströmung des Stillen Oceans wird von den Japanesen wegen seiner tief blauen Färbung der Kuro-Siwo, d. h. der dunkle Strom, genannt. Er bildet eine Fortsetzung der Südsee-Driftströmung. Durch seine hohe Temperatur, welche die des angrenzenden Meeres um 5 bis 10° C. übertrifft, mildert er das Klima der Ostküste von Nipon, welches in schroffem Gegensatze zu dem rauhen Klima der von kalten Meeresströmen bespülten Westküste dieser Insel steht.

Nachdem der Kuro-Siwo Japan verlassen hat, theilt er sich in zwei Arme, deren schwächerer zwischen Kamtschatka und den Aleuten gegen die Behringsstraße vordringt, während der stärkere südlich von den Aleuten vorbeiströmend die Westküste von Amerika erreicht und endlich in den Aequatorialstrom einmündet.

Außer den im Vorhergehenden genannten findet man noch andere hier nicht näher zu besprechende warme Meeresströmungen verzeichnet. Während diese das im Tropengürtel erwärmte Wasser höheren Breiten zuführen, strömt in anderen Gegenden das weniger salzhaltige und deshalb leichtere Wasser aus den Polarregionen dem Aequator zu (kalte Meeresströme). Diese kalten Meeresströmungen sind durch blaue Curven bezeichnet. Ein solcher Polarstrom theilt sich in der Nähe der Südspitze Amerikas in zwei Ströme, deren einer unter dem Namen des Humboldtstromes der Westküste von Südamerika folgt, während der andere um das Cap Horn umbiegt und sich zum Theil gegen die Südspitze von Afrika wendet.

An den peruanischen Küsten beträgt die Temperatur des Humboldtstromes 15,5° C., während die Temperatur der stromfreien Meere jener Gegenden 28° C. beträgt. Der Humboldtstrom übt daher auf das Klima von Chile und Peru einen wohlthätig abkühlenden Einfluß aus, während Brasilien, an dessen Gestaden ein südlicher Ausläufer der atlantischen Aequatorialströmung entlang fließt, zu den heißesten Ländern der Erde gehört.

Da wo die Küste Südamerikas am weitesten nach Westen vorspringt, wendet sich der Humboldtstrom größtentheils nach Westen und seine unter dem Einfluß der Tropensonne mehr und mehr erwärmten Gewässer gehen endlich in die allgemeine Aequatorialströmung über; ein kleiner Theil der Humboldtströmung geht jedoch längs der Küste weiter und läßt sich bis in den Golf von Panama verfolgen.

Im Atlantischen Ocean dringt ein Strom kalten, oft eisführenden Wassers aus der Davisstraße und längs den Ostküsten von Grönland nach Süden und drängt sich zwischen die amerikanischen Küsten und den Golfstrom ein. Dieser kalte Polarstrom ist es vorzugsweise, welcher die Temperatur der Ostküsten von Nordamerika herabdrückt.

So sehen wir denn, wie die Ostküsten von Nordamerika und die Westküsten von Südamerika durch kalte Meeresströme abgekühlt werden, während umgekehrt die Temperatur der Westküsten von Nordamerika und der Ostküsten von Südamerika durch warme Meeresströmungen über die mittlere Temperatur der entsprechenden Breitegrade erwärmt ist.

Die Grenze des Treibeises ist auf der Karte durch ·v·v·v·v· bezeichnet."

Ein Besuch auf der Insel Urk in der Zuydersee.

I.

M. Die Holländer sind mit preiswürdiger Ausdauer bemüht, dem Ocean, der an ihren Gestaden so arge Verwüstungen angerichtet und während des Mittelalters mehr als einmal weite Landstrecken unter Wasser gesetzt hat, wieder festen Boden abzugewinnen. Sie deichen ein, was irgend einzudeichen ist, aber während diese kleineren Arbeiten unablässig ihren Fortgang nehmen, haben sie auch großartige Werke in Angriff genommen und glücklich ausgeführt. Die Zweifel, ob das Haarlemer Meer trocken zu legen sei, haben im Jahre 1853 ihr Ende gefunden; das Haarlemer Meer ist trockener Boden geworden.

Durch den günstigen Erfolg ermuthigt, hat man vor einigen Jahren einen noch viel großartigern Plan gefaßt. Es handelt sich darum, auch die Zuydersee wenigstens zum großen Theile wieder in festes Land zu verwandeln. Man hat sorgfältige Untersuchungen angestellt und diese sind günstig ausgefallen; man ist überzeugt, daß sich dort dem Meer „eine ganze Provinz" abgewinnen läßt. Freilich erst nach langjähriger Arbeit und mit vielen Kosten, aber der Vortheil wird groß sein und die Holländer könnten auf ein solches Werk noch viel stolzer sein als auf die Trockenlegung des Haarlemer Meeres.

Man scheint in den Niederlanden den ernsten Willen zu haben, das Riesenwerk in Angriff zu nehmen. Dasselbe

wird in der Configuration der Landschaft eine völlige Umwandelung bewirken; von der See bleiben nur noch einzelne Strecken und mehrere Inseln werden dem Festland angeschlossen werden. Zu diesen gehört auch das kleine Eiland Urk (sprich Uerk), welches im nördlichen Theile der Zuydersee, im Süden der Provinz Friesland, im Westen von Overyssel liegt.

Dann wird die Eigenthümlichkeit dieses von Wogen umrauschten Fleckes Erde verschwunden sein. Auf diesen einsamen Eilanden herrscht recht eigentlich das Stillleben; selten verliert sich ein Reisender dorthin, und doch sind sie eines Besuches werth. Man findet auf ihnen, und namentlich auch auf Urk, manche Eigenthümlichkeiten, die anderwärts längst verschwunden sind.

Seit Jahrhunderten kämpfte diese Handvoll Erde mit dem sie umgebenden Element und wenn sie auch nur selten unbeschädigt aus solchem Kampf hervorging, so zeigt sie sich dem Reisenden, der von Lemmer nach Amsterdam fährt, doch noch stets als einen grünen Hügel und gewährt durch ihre hohe Lage, durch ihre Thurmspitzen und niedrigen Fischerhütten einen nicht unangenehmen Anblick. Daß indeß das Meer seinen reichlichen Tribut erhalten hat, erhellt daraus, daß die Schiffer eine Stelle mitten in der See, zwischen Urk und Schockland, den „Urker Kirchhof“ nennen.

Die Commission für Trockenlegung der Zuydersee war lange nicht schlüssig, ob sie Urk mit aufnehmen oder an dessen Strand vorbeigehen sollte. Gelingt jene Riesenarbeit, so ist es mit Urks Eigenthümlichkeiten vorbei, es mag aufgenommen oder ausgeschlossen werden.

Die Insel läßt sich von Enkhuyzen aus in wenigen Stunden erreichen und die Fahrt ist bei nicht zu ruhiger See von großem Interesse. Urk hat eine längliche Form und erstreckt sich in etwa $^3/_4$stündiger Ausdehnung von S.-W. nach N.-O. Der schmale nordöstliche Streifen Landes, welchen die Insulaner den „Schweif“ (Staart) nennen und der fast $^4/_5$ des Ganzen umfaßt, steht zur Fluthzeit oft unter Wasser und dient dann den diebischen Seehunden, welche die Netze untersuchen, als unsichern Aufenthaltsort.

Durch diesen „Schweif“ läuft ein Sandrücken, der in den gewaltigen Sturmfluthen vom November 1775 und November 1776, als die Insel nur sehr mangelhaft gegen die Angriffe der See geschützt war, entstanden sein soll.

Der höhere (südwestliche) Theil erhebt sich etwa 10 Meter über den Meeresspiegel und hier befinden sich alle Wohnungen und sonstigen Gebäude. Diese liegen ohne jeglichen Plan wirr durch einander gewürfelt; kaum findet man zwei Häuser gerade neben einander stehen, so daß man fast eines Führers bedarf, sich durch dieses Labyrinth hindurchzuwinden. Die Zwischenräume sind mit Gras bewachsen und so gleicht das Dörfchen einer Weide, in die man hier und da ein Haus gestellt hat. Dieses ist fast ausnahmslos einstöckig und theils aus Stein, theils aus Holz gebaut. Vor einigen Häusern findet man eine Pappel oder eine Weide, um Wind und Hitze etwas zu dämpfen.

Die beiden Kirchen — die der Reformirten und die einer christlichen Secte — stehen in schwesterlicher Eintracht nahe bei einander, im Schatten des Leuchtthurms. Letzterer ist unschwer zu besteigen und, wie alle Leuchtthürme, mehr praktisch als schön. Mit unbewaffnetem Auge erblicken wir Enkhuyzen und die friesische Küste und das ruhig wogende Meer giebt ein unvergeßliches Bild. Das Drehfeuer vierter Größe ist bei klarem Wetter in Enkhuyzen sichtbar. Dieses Licht dient nicht nur den Schiffern, sondern — auch den Katzen. Die Vögel fliegen des Nachts gern dem Lichte zu; sie stoßen mit Gewalt gegen die dicke Kuppel und fallen dann todt oder betäubt nach hüben und drüben, wo sie von den zahlreich versammelten Raubthieren mit Haut und Haaren verschlungen werden. Es sind meistens Lerchen, Krammetsvögel und Staare, welche als Opfer fallen. In einer Nacht fing der Wärter einst 147 Stück solcher Vögel.

Die Kirchen sind äußerst einfach. Betreten wir jene der Reformirten, so erblicken wir in erster Stelle ein vollständig aufgetakeltes Schiffchen, welches vom Zuge bewegt an der Decke hin- und herschwankt und uns an die überstandene und zu erwartende Seekrankheit erinnert. An beiden Seiten der Kanzel hängt ein Brett, welches die Namen der früheren Prediger trägt. Jetzt hat die kleine Gemeinde keinen Seelsorger; aber allmonatlich kommt vom Festlande ein Geistlicher herüber, um Gottesdienst zu halten. Solcher gleicht ganz einer häuslichen Andacht und die Kirchlichkeit wird hier im vollsten Sinn des Worts mit der Muttermilch eingesogen.

Die letzten Glockenschläge sind verhallt; der Prediger hat die Kirche betreten. Langsam folgt ihm die Gemeinde: Männer und Frauen in ihrer insularischen Tracht. Jene tragen eine sehr weite blaue Jacke mit großen, oft silbernen Knöpfen; silberne Schnallen auf den niedrigen Schuhen und echte Thaler an den weiten schwarzen Pumphosen vollenden den Luxus. Die Beine stecken in schwarzwollenen Strümpfen; eine blauwollene runde Mütze bedeckt das Haupt und um den Hals hängt ein rothes Tuch.

Auch die Frauen sind der irdischen Pracht nicht gram, wenn auch in etwas verschiedener Weise wie die Männer. Sie kleiden sich vorzugsweise schwarz und umschlingen den tief sichtbaren Hals mit einem weißen Tuche, das durch zwei silberne Nadeln mit großen Köpfen festgehalten wird. Die holländischen Ohreisen findet man hier nicht.

Verschiedene Mütter haben während der Predigt ihre Säuglinge auf dem Schoße. Werden sie unruhig, so legt die Mutter sie ohne Weiteres an die Brust; wenn sie schläfrig sind, wird baldigst aus Mantel oder Tuch ein Bettchen improvisirt.

Wer von den Kirchengängern sich nach frischer Luft sehnt, geht ruhig hinaus und kommt gegen den Schluß der Predigt wieder, da er ja doch einmal den Zusammenhang verloren hat. Andere legen sich in ihrer vollen Länge auf die Bank, theils auf den Rücken, theils auf den Bauch und stützen mit beiden Händen den Kopf. Weder Prediger noch Zuhörer lassen sich durch lautes Schnarchen stören.

Aber es giebt auch andächtigere Zuhörer, wie jene Mutter, die ihren Paulus auf dem Schoß hat und ihm in ihrer Sprache den Text des Predigers vom verlorenen Sohn erklärt: Daor was er en zieker man, die twie zuuns adde. De jüngste van die beye junges zee tuugen zien toate: Toate, gief mie mien part van't geld en good, dat men toekomt. Jen zien toate gaf em zien part. Toe ging ie eene, ien zammelte alles by enkanjer; ien toe ging ie op raeze noa en vremd laand; ien toe brogt ie daor alles deur wat ie adde etc. (Luc. 15, 11 ff.).

Wenige Schritte dem Meere näher liegt die allgemeine Begräbnißstätte und zwar dem Meere so nahe, daß sie fast von den Wellen berührt wird.

Den Urkern, die ihre Todten mit kindlicher Ehrfurcht verehren, ist dies eine heilige Stätte. Verunglückt einer der Ihrigen, so ruhen sie nicht eher, als bis sie die Leiche aufgefunden haben und am Tage des Begräbnisses fehlt gewiß kein Fischer, um dem verunglückten Gefährten die letzte Ehre zu erweisen. Die verwitterten Grabsteine, die sich auf dem einfachen Kirchhofe zwischen dem hohen Grase verbergen und so laut das Memento mori verkünden, sie liefern den Beweis, daß das wüthende Element eine nicht geringe Zahl

Schlachtopfer sich wählte und daß manche Wittwe und Waise den liebenden Versorger verlor.

In einer verlassenen Ecke deckt ein einfacher Sandstein die angetriebene Leiche eines Fischers, der „mit 25 anderen zwischen Vlieland und Terschelling" jämmerlich ertrunken ist. An einer andern Stelle heißt es: „Hier ruhen zwei Männer einer Frau; beide fanden ihren Tod in den Wellen." Solcher Inschriften zeigt der hiesige Kirchhof in traurigem Ueberfluß.

Dieser ernste Eindruck wird oft durch Reimereien gestört. So lasen wir auf einem alten Steine, dessen Inschrift nur mit Mühe zu entziffern war (in fast wörtlicher Uebersetzung):

Hier liegt die theure Frau,
Ein Prachtjuwel der Frauen;
Gottseligkeit und Tugend
War an ihr zu beschauen.

Ein anderer Stein, der einen Arzt (gest. 1827) deckt, spricht ziemlich ironisch:

Vielen half er in der Noth,
Viele brachte er auch zum Tod.

Wenn man aber erfährt, daß besagter Arzt auch Leichenträger war, dann wird die Ironie in Wegfall kommen und nur die kindliche Poesie zurückbleiben.

Am Sonnabend Abend liegen alle Schiffer mit ihren 150 Schuiten in und am Hafen und keiner geht wieder von dannen, bis die zwölfte Stunde den Sonntag vom Montag getrennt hat. Mag der Wind noch so günstig, das Wetter noch so unheildrohend sein, die Fischer werfen erst dann, aber auch dann ihre Taue los, sobald ihr „Admiral", einer der am meisten erfahrenen Fischer, die Insel verläßt. Wenn er die Segel aufhissen darf, dann folgen alle anderen ohne Furcht. Denn es herrscht unter ihnen der unerschütterliche Glaube an ein Fatum. Niemand, sagt der Urker, stirbt vor seiner Zeit. Darum fürchtet er auch keine Gefahr; er segelt, wenn seinem Nächsten ein Unglück begegnet ist, mitten in die wüthende Brandung hinein.

Wo so viele Selbstaufopferung, da ist gewiß auch viel edler Muth und wahre Menschenliebe.

Es war in dem heftigen Sturm am 17. December 1873, als das Hamburger Schiff Urania auf das Norderneier Riff gerieth. Zwölf Menschenleben befanden sich in drohender Gefahr. Schon längere Zeit war ein Urker Fischerboot vergeblich bemüht, sich durch die rasende Brandung hindurchzuarbeiten, um dem bereits sinkenden Schiffe Hülfe zu bringen — leider vergebens. Ein jugendlicher Fischer gab die Rettung auf und rief seinen Cameraden zu: Kehrt! Gott erbarme sich der armen Menschen! Wir haben unsere Pflicht vor Gott gethan!

Da stürzte ein wackerer Urker aufgeregt nach vorn, ballte die Faust und donnerte dem Andern zu: Vor Gott unsere Pflicht gethan? — Nein, zum Teufel, noch nicht! Vorwärts! Wir wollen alle achtzehn hierbleiben oder alle retten!

So geschah es! Nach wiederholter Anstrengung aller Kräfte, die fast das Menschliche überstieg, wurden die zwölf Schiffbrüchigen gerettet. Die holländische Regierung hat diese edle That in würdiger Weise anerkannt.

Die geistige Bildung steht hier eben nicht auf einer ganz niederigen Stufe, wenn auch der Schulunterricht sich nur auf die einfachsten Elementarkenntnisse erstreckt. Im Winter, wenn man sich nicht mit Stricken und Verbessern der Netze beschäftigt, geben sich Viele dem Lesen hin; ferner hat man eine „christliche" Bewahr-, Näh- und Strickschule und auch noch ein Local, in dem die „christlichen" Jünglinge am Sonntag Nachmittag sich in ihrem extremen Christenthum fortbilden. Sodann kommen doch auch die Männer in Folge ihres Berufes vielfach mit Festländern in Verbindung und holen sich dort einen gewissen Schliff.

Anders ist es mit den Frauen, von denen viele die Spanne Erde, auf der sie geboren sind, nie verlassen haben. Noch vor wenigen Jahren gab es hier 75jährige, welche die „Außenwelt" nie geschaut hatten. Kommen sie einmal nach dem Festlande, so staunen sie alles Unbekannte mit großen Augen an und es mag mancher Insulanerin dort ergangen sein, wie jener Frau von Borkum, die, als sie zum ersten Mal eine Windmühle erblickte, staunend ausrief: O wat 'n grote Haspel! Die Heimath geht ihnen, gleich allen Insulanern, über alles und wenn Verhältnisse sie in die weitere Welt setzen, so stellt sich recht bald ein nicht zu dämpfendes Heimweh ein. Eine junge Frau, die in Amsterdam als Dienstmagd sich aufgehalten hatte, bemerkte: Dort seien die Häuser und Läden freilich viel hübscher, dahingegen aber die Straßen auch arg schmutzig.

Verkovitsch's bulgarische Volkslieder *).

Ein bosnischer Serbe, Verkovitsch, der in Seres mit alten Münzen und Medaillen handelt, war seit langer Zeit von der fixen Idee behaftet, daß die Slaven der Türkei die directen Nachkommen der alten Urbewohner Macedoniens und Thraciens seien, und um Belege für diese seine Ansicht beizubringen scheut er weder Arbeit noch Kosten. In seinem Auftrage sammelten verschiedene Leute, denen er seinen Enthusiasmus einzupflanzen verstand, die Gesänge und Märchen in jenen Theilen der Balkanhalbinsel und der Ertrag, anfangs dürftig, begann allmälig immer reicher zu fließen und den eifrigen Sammler für seine Mühe zu lohnen. So konnte Verkovitsch im Jahre 1867 im „Bulletin de l'Ecole française d'Athènes" eine Anzahl Lieder veröffentlichen, welche den Beweis liefern sollten, daß auf Orpheus bezügliche Traditionen noch in Thracien heimisch seien. Von diesen Gesängen erschien unter dem Titel Chants du Rhodope eine ausführliche Analyse und endlich wurden die Originaltexte im sechsten Bande der „Archives des missions scientifiques" in Paris veröffentlicht. Unterdessen wuchsen die „Entdeckungen" Verkovitsch's immer mehr an, immer wichtigeres und gehaltvolleres Material wurde zu Tage gefördert. Nicht nur wurde hierdurch das bisher dunkle Leben von Orpheus aufgehellt, auch auf das Leben Alexander's des Großen fielen Streiflichter, ja die Ankunft der Slaven in Europa ist darin besungen. Natürlich machte eine solche Entdeckung Aufsehen und der französische Unterrichtsminister hielt es für gerathen, den Dingen im Interesse der Wissenschaft näher auf die Spur zu gehen. So wurde Herr Auguste Dozon, Kanzler beim französischen Generalconsulat in Belgrad und Autor des Werkes „Poésies populaires serbes", damit

*) Les chants populaires bulgares. Rapports sur une mission littéraire en Macédoine. Par Auguste Dozon. Paris. Imprimerie nationale. 1874.

beauftragt, die ganze Sammlung zu untersuchen und sein Gutachten darüber abzugeben, das nun auch in dem angezeigten Werke vorliegt.

Verkovitsch scheint der Meinung zu sein, daß nicht nur die alten Macedonier und Thracier mit Einschluß von Orpheus und Alexander dem Großen Slaven, sondern daß auch diese Slaven „die einzigen Träger der Civilisation waren, die man bisher fälschlich den Hellenen zuschrieb." Wie Verkovitsch sich hier mit seinem slavischen Stammesbruder Liebelt abfinden wird, vermögen wir nicht zu sagen, nur so viel ist sicher, daß dieser Tscheche zu Prag 1868 eine Schrift: „Die Abstammung der Slaven", herausgab („als Hülfsmittel zur leichtern Erlernung der griechischen Sprache"), in welcher nachgewiesen wird, daß die Slaven gar keine Slaven, sondern unmittelbare Nachkommen der alten Hellenen seien! Was sind nun Fallmerayer's Ansichten gegenüber diesen beiden? Gewiß, er ist böse mit den Neuhellenen umgegangen und hat manchmal über das Ziel hinausgeschossen, aber er kommt doch noch lange nicht zur Gräkophobie von Verkovitsch, dem die alten Griechen „turanische Wilde" sind!

Nachdem Verkovitsch sich von der „Wahrheit" seiner Ansichten überzeugt hatte, begann er weitern Stoff zur Unterstützung derselben zu sammeln und kam in den Besitz von 177 Gedichten, die zusammen etwa 85,000 Verse haben und als „die Vedas der die Balkanhalbinsel bewohnenden Slaven gelten können". Hauptsammler dieser Schätze war ein gewisser Jovan Ekonomow, der jedoch auf Verkovitsch's Zureden den mehr slavisch klingenden Zunamen Gologanow annahm. Längere Zeit Schulmeister in Kruschewo gab Jovan auf Verkovitsch's Wunsch seinen Posten auf und errichtete eine kleine Schänke, in der die wandernden Minnesänger, die „Kiradschis" und „Pomaken", verkehrten. Von ihnen sammelte Jovan seine Schätze, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeiten.

Die Gedichte nun, welche sich auf Orpheus beziehen sollen, sprechen von einer Art Halbgott, einem Könige oder Heros mit Namen Orfen, Ourfen, Fren, Frenouché oder Forlen. Seine Mutter ist eine Juda oder Nymphe, seine Tante der Morgenstern. Er kann nach Belieben Flügel an seine Schultern setzen und mit deren Hülfe sich in die höchsten Himmelshöhen erheben, wo er nach göttlichem Wunsche seinen Aufenthalt nehmen muß. Sein Hauptattribut ist eine magische Flöte, mittelst deren Kraft er nicht nur solche Wunder wie Orpheus und Amphion vollbringt, sondern mit deren Hülfe er auch alle schädlichen Ungeheuer bezaubert oder vertilgt. Die folgende Analyse wird einen Begriff von der Natur der Gedichte geben.

Ein Priester des Gottes Koleda tritt in eine diesem Gotte geheiligte Höhle ein; in der Hand hält er ein strahlendes Buch und eine goldene Flöte; er will dem Gotte einen Vogel opfern. Da findet er in der Grotte einen schlafenden Halbgott, der in einen goldenen Mantel gehüllt ist und eine goldene Flöte in der Hand hält. Der Priester weckt den Schlummernden auf und will ihn mit Feuer verbrennen; aber der Heros beginnt auf seiner magischen Flöte zu spielen und der Priester fällt leblos auf die Erde nieder. Nun tritt eine Nymphe ein, welche den Flötenspieler auffordert sein Spiel zu unterbrechen. Sobald dann die Musik aufhört steht der Priester wieder lebend auf und der Eindringling erzählt ihm seine Geschichte: „Ich lebe im Himmel und diene dort Gott. Da ich mich in eine junge Prinzessin verliebte, so stieg ich von meiner Höhe herab um sie zu heirathen. Als ich aber vor ihrem Palast anlangte fand ich sie nicht und ich bitte Dich, den Gott Koleda zu fragen wohin sie geflohen ist." Nun bringt der Priester Opfer und Gebete dar und Koleda antwortet, daß die Prinzessin im Himmel sei, wohin Orfen fliegen muß, wenn er sie heirathen will. Orfen vergießt einige Thränen, kehrt in den Himmel zurück und wird auf Erden nicht mehr gesehen.

Auch das Andenken an Alexander den Großen ist in Macedonien nicht ganz ausgestorben, und ganz sicher, bemerkt Dozon, haben die Sammler des Herrn Verkovitsch einige Traditionen aufgefunden, die sich auf diesen Herrscher beziehen. Eine derselben erzählt, wie der Vater des jungen „Leksandr" ein wundervolles Pferd mit einem Ochsenkopf besaß; viele Könige und Fürsten versuchten es zu besteigen — allein vergeblich. Endlich sprang der junge Leksandr kühn ihm auf den Rücken, setzte sich dort fest „wie ein Vogel auf sein Nest" und zähmte es sofort. Als Leksandr ein Mann geworden ritt er mit dem Pferde durch viele Länder und kam bis an das Reich Indien. Vergeblich versuchte der indische König ihm zu widerstehen; Leksandr ritt mitten in seine Armee hinein und vernichtete sie; freilich wurde das Roß dabei zu Tode verwundet, allein ehe es starb rettete es seinen Reiter noch aus der Gefahr. Dies ist eine Erzählung mit historischen Anklängen, allein andere Gedichte hüllen sich in ein mythologisches Dunkel. Unter dem Einflusse classischer Tradition wird Alexander als der Sohn eines Drachen dargestellt, zu dem sich seine Mutter geflüchtet hatte, als sie vor den Drohungen ihres kinderlosen Mannes, des Königs Felesina, erschrak.

Außer den Geschichten von Orfen und Alexander ist Verkovitsch so glücklich gewesen eine Anzahl Lieder zu entdecken, die nach seiner Ansicht die heikle Frage von der Ankunft der Slaven in Europa behandeln. Was bisher angenommen wurde und was byzantinische Geschichtschreiber von den Einfällen der barbarischen Slaven im sechsten Jahrhundert berichteten, beruhte nur auf griechischer Falschheit und Eifersucht. Die Bulgaren und Serben und andere Südslaven waren ursprünglich Eingeborene Indiens, in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen befinden sie sich aber schon mindestens 2000 Jahre; in ihren Liedern und Geschichten haben sie Traditionen aufbewahrt, welche helles Licht auf ihren frühern Aufenthalt in Indien werfen und sogar den Wanderzug erkennen lassen, auf dem sie von Asien nach Europa kamen. Aus der kurzen Analyse, welche Dozon von einigen dieser Gesänge giebt, ersehen wir, daß einzelne Nationen zu volkreich wurden und deshalb ihre Jugend ausschickten oder wenigstens „die Leute, welche unter hundert Jahr alt waren", damit sie sich eine neue Heimath suchen sollten. Das alles geschah auf göttlichen Befehl und das Commando über die Ausziehenden führte der Sohn des regierenden Königs. Aber der Ort, von dem die Auswanderung ausgeht, die durchzogenen Gegenden, das Land, in welchem sie sich niederließen, nachdem sie die wilden Ureinwohner vertilgt — das alles wird in so vagen Ausdrücken geschildert, daß wir es Verkovitsch überlassen müssen, darin Indien u. s. w. zu erkennen. Für den historischen Kritiker erscheinen die Angaben dieser Lieder werthlos.

Wenn nun auch die historischen Lieder uns als Belege dessen, was sie beweisen sollen, wenig anmuthen, so muß Herr Verkovitsch von den mythologischen Traditionen seiner Sammlungen sich um so mehr befriedigt fühlen, denn in mehreren derselben werden in der unzweideutigsten Weise göttliche oder übernatürliche Wesen erwähnt, deren Existenz bisher unbekannt oder zweifelhaft war. Wir gehen auf eine der merkwürdigen Compositionen ein, welche nicht weniger als 2464 Verse enthält und die den Ursprung der Kunst des Lesens und Schreibens erörtert, eine Kunst, für welche die gewöhnlichen Bulgaren von heute keine allzugroße Vorliebe zeigen. Der nicht weniger als dreihundert Jahre alte König Tscheta heirathet die junge Voelkana, bleibt aber ohne Leibeserben. Da verliebt sich die Sonne in die junge Kö-

nigin und beredet sie, daß sie sich einem trügerischen Flügel anvertraut, um sich in die Hallen der Sonne emporzuschwingen. Nachdem sie hier lange genug geweilt, steigt sie wieder zur Erde herab und beschenkt Tscheta mit einem Sohne Namens Sada. Als dieser Prinz erst drei Jahre alt war führte er bereits eine Schaar Unterthanen seines Vaters in fremde Länder. Nach einiger Zeit bewirbt er sich um eine Frau, und eine Nymphe, welche in den Himmel geschickt war, um hier Lesen und Schreiben zu lernen, wünscht die Seinige zu werden. Keinenfalls ist sie aber sehr ungeduldig, denn nachdem sie schon ein Jahr lang im Himmel gelernt, ist sie erst bis zum Buchstaben R gekommen. Erst wenn sie beim *Φ* angelangt ist wird ihr gestattet ihrem Wunsche nachzukommen, bis dahin muß Sada sich als Junggesell gedulden. Endlich erscheint der glückliche Moment, die Nymphe steigt, mit zwei goldenen Tafeln versehen, vom Himmel hernieder und lehrt Sada in der kurzen Zeit eines Monats Lesen und Schreiben. Der Prinz schreibt nun seinem Vater einen Brief, in welchem er diesen zu seiner Hochzeit einladet; da aber der alte Herr weder lesen noch schreiben kann, so ertheilt auch ihm die Nymphe Unterricht. Nun endet alles glücklich.

Aus den mitgetheilten Analysen wird man das Wesen dieser Dichtungen genügend erkennen. *Wie steht es aber mit ihrer Echtheit?* Es liegt auf der Hand, daß sie einen der wichtigsten Beiträge zur vergleichenden Mythologie bilden, die in den letzten Jahren ans Tageslicht traten, *wenn* sie echt sind; andererseits aber sind sie, wenn nicht echt oder nur verarbeitet, höchst schädlich und können in diesem Falle nicht genug verdammt werden. Dozon, welcher die Originaltexte gesehen hat, spricht von ihnen in etwas wegwerfender oder spöttischer Weise, ohne aber selbst zu einer entschiedenen Meinungsabgabe zu kommen. Daß aber Verkovitsch und sein Agent, Gologanow, alias Ekonomow, bona fide gehandelt haben, glaubt Dozon versichern zu können. Er beschreibt den erstern als einen ehrenhaften Enthusiasten, den die Verfolgung seiner Lieblingsidee viel Geld gekostet hat, und den letztern als einen „furchtsamen Mann von mildem, sympathischem Charakter, ohne jeglichen dichterischen Enthusiasmus", — einen so einfachen Menschen, daß es rein unmöglich für seine Gaben gewesen sei, die ungeheuere Masse von Gedichten zu fälschen, die er gesammelt haben will. Aber trotzdem giebt er wieder zu, daß, wie schon früher politische Erwägungen zu literarischen Fälschungen führten, dieses auch bei den Liedern vom Rhodopegebirge der Fall gewesen sein könne. Im Ganzen aber scheint sein Urtheil günstig für die Echtheit der Gedichte zu sein, obgleich er mit Verkovitsch in der Identificirung von Orfen und Orpheus, oder dem indischen Exodus der Bulgaren nicht übereinstimmt.

Jedenfalls wird es gut sein nur mit der größten Vorsicht, ja mit Mißtrauen die Entdeckungen Verkovitsch's aufzunehmen. Daß viele Volkslieder und Geschichten in den macedonischen Bergen umlaufen, hat er nachgewiesen, und Vieles, was sein Agent Jovan Ekonomow aufgeschrieben hat, ist gewiß echt; anderes aber ist zu verdächtig. Augenscheinlich sind viele Gedichte umgemodelt und mit vorgefaßten Ideen in Einklang gebracht worden. Dozon's Bericht wurde schon 1872 geschrieben; auf dem Titel steht die Jahreszahl 1873 und auf dem Umschlage gar 1874. „In diesem Augenblicke," schreibt Dozon vor jetzt drei Jahren, „läßt Verkovitsch prächtig und auf seine Kosten den *ersten* Band drucken, welcher 7000 Zeilen umfaßt, die mit einer französischen Uebersetzung von einem Tschechen versehen sind. Dieser Band soll Ende des Herbstes (1872) erscheinen." Dieser erste Band ist aber noch gar nicht erschienen.

Der hauptsächlichste Vorwurf, welchen man den Liedern machen kann, ist der, daß sie zu viel beweisen wollen. Ueber die Götter, welche die alten Slaven verehrten, ist sehr wenig bekannt und trotzdem tüchtige böhmische, russische und andere Forscher die slavische Mythologie bearbeiteten, ist dieselbe noch keineswegs in allen Stücken über Zweifel erhaben. In Gesängen und Gebräuchen giebt es allerdings manche Anhaltepunkte, aus denen auf die alten Götter geschlossen werden kann, namentlich in den um Weihnachten gesungenen *Koljadki*, deren Namen in sehr verschiedener Art erklärt worden ist. Die meisten slavischen Sprachforscher sehen darin eine Anpassung der römischen Kalendae, ein Wort, welches über Byzanz zu den Slaven eingeführt wurde; einige Sagenforscher aber haben es auf einen Gott Koleda zurückführen wollen, obgleich sich so gut wie gar nichts von dessen Dasein im slavischen Pantheon sagen läßt. In den von Verkovitsch mitgetheilten Liedern aber spielt der Gott Koleda eine große Rolle und genau wird beschrieben, wie die Priester ihm in Höhlen Vögel opfern. Czernybog, der schwarze Gott, welcher von alten slavischen Mythologisten (auch von unserm Helmond) als böses Princip angenommen wird, im Gegensatz zum Bielobog, dem weißen Gott, figurirt in diesen bulgarischen Gesängen. Indeß mit Recht wird dieser Gott von den neueren Mythologen geleugnet. Am verdächtigsten aber erscheinen in diesen bulgarischen Gesängen gewisse der Hindumythologie angehörige Namen. Verkovitsch ist ein Schüler Rakovsky's, der annimmt, daß die Slaven direct aus Indien kamen — da muß die Existenz von Hindugöttern in slavischen Ländern sicher auffallen. Da kommen zwei Trimurtis vor: Brahme, Ura und Survina, und Koleda, Surina und Vischnu Boga, was nach Dozon allerdings mit Vischnu nichts zu thun haben, sondern višny (höher) bedeuten soll. Wir erlauben uns da anderer Ansicht zu sein. Wenn wir Vischnu in der einen, Brahme in der andern Dreieinigkeit und Survina oder Surina oder Surva (die Sonne, vergl. Surya) in beiden finden, so müssen wir doch entschieden an die Hindugötter denken, deren Verknüpfung mit Bulgarien gewissen für die Abstammung ihres Volks aus Indien begeisterten Männern am Balkan nicht unlieb erscheinen wird. Dozon hat den Gesang, in welchem Vischnu Boga vorkommt, vollständig übersetzt und theilweise im Original wiedergegeben. Hiernach waren die Götter Koleda und Surina gerade dabei, die sündige Welt zu zerstören, als Vischnu Boga dazwischen trat und sie rettete, wobei er in seine Incarnation einwilligte, als der sterbliche Sohn einer goldenen Mutter geboren zu werden. Wer dieses Stück gelesen hat, der wird die erwarteten bulgarischen Lieder des Herrn Verkovitsch nur mit dem allergrößten Mißtrauen in die Hände nehmen.

Aus allen Erdtheilen.

Eine deutsche Frau bei einem chinesischen Frühstück.

Bekanntlich sind in den eröffneten chinesischen Hafenplätzen auch manche *deutsche Kaufleute* angesiedelt und ein sehr beträchtlicher Theil der Schifffahrt an den Küsten des Blumenreiches der Mitte wird durch deutsche Fahrzeuge vermittelt. Der sehr wichtige Theehandel war früher völlig in den Händen englischer Kaufleute, nach und nach sind aber auch

deutsche Häuser mit ihnen in erfolgreichen Wettbewerb getreten.

Einen wichtigen „Theehafen" bildet gegenwärtig die große Hafenstadt Fu tschëu fu in der Provinz Fokien. Dieser Platz hat etwa 800,000 Einwohner, eine zahlreiche, auf Booten lebende Bevölkerung mit eingerechnet. Die Factoreien der fremden Kaufleute liegen an der Mündung des Flusses Min; von den etwa 200 Ausländern sind etwa die Hälfte Engländer, die übrigen Deutsche, Amerikaner, Portugiesen und Parsis.

Die großen chinesischen Kaufleute sind allmälig mit den europäischen nicht bloß commerciell, sondern auch gesellschaftlich in nähere Berührung gekommen, doch weniger mit den Engländern, welchen eine gewisse Biegsamkeit mangelt, als mit den Deutschen. Wie diese gesellschaftlichen Beziehungen beschaffen sind, ersehen wir aus einem Familienbriefe, der uns zur Benutzung überlassen worden ist. Die erste deutsche Frau, welche zu Fu tschëu fu in chinesischen Kreisen sich bewegte, ist eine Dame aus dem Rheinlande. Der im Briefe erwähnte Mr. Allum ist ein reicher chinesischer Kaufmann.

Fu tschëu fu, 20. Februar 1875.

Wir waren bei Mr. Allum zum „Tiffin" (Frühstück). Es war ein Hauptspaß, und ich freue mich sehr, daß ich dort gewesen bin. Außer meiner Wenigkeit befanden sich noch drei englische Damen dabei. Als wir hinkamen, empfing uns der „Theemann" (Mr. Allum), der ganz in blauen Atlas gekleidet war, führte uns in das Empfangszimmer, welches sehr hübsch mit Blumen und einem Teppich ausgeschmückt war, und überreichte uns eine Tasse Thee. Dann zeigte er uns alle anderen Zimmer und wir durften seine Frau aufsuchen. Die Herren mußten natürlich im Vorzimmer bleiben, da es nicht anständig für eine Chinesin ist, andere Herren zu empfangen.

Unser Theemann hat nur eine Frau, was hier ein seltener Fall sein soll. Sie war sehr erfreut, uns zu sehen, was uns die kleine Tochter des Doctor St. sagte, welche Chinesisch versteht und sprechen kann. Die Frau war prachtvoll gekleidet, trug ein Diadem von Gold mit Perlen durchschlungen, gewiß zehn Armbänder, ein blaues kurzes Atlaskleid und Schuhe mit Goldperlen gestickt. Sie zeigte uns ihre Kammer (die Bettdecken waren alle von Atlas) und alle ihre Schmucksachen, zwei große Kasten voll; jedes Armband kostete über 100 Dollars. Sie war wunderhübsch geschminkt, ganz weiß, nur die Backen roth, und hatte prachtvolles Haar. Frau St. lud sie ein, ihr auch einmal einen Besuch zu machen; ihr Töchterchen mußte natürlich für sie sprechen. Darauf antwortete Frau Allum, sie wolle gern kommen, aber sie dürfe keine Herren sehen.

Dann gingen wir in das Nebenhaus zu dem Compagnon Allum's, der auch ein reicher Theemann ist, und sahen schrecklicherweise — vier Frauen. Dieses Ungeheuer hatte vier Frauen, und es war trotz der vier Frauen nicht so rein und ordentlich hier als bei Mr. Allum, der nur eine Frau besitzt. Jede von den vieren wohnt allein in einem Zimmer; die erste Frau hat natürlich das beste Gemach, die schönsten Kleider und die meisten Schmucksachen. Sie kamen gleich, eine nach der andern, mit ihren Kleidern, und ich kann wohl sagen, diese waren prächtig: von Atlas mit Gold, Silber und Seide gestickt, für jeden Tag ein anderes und vielleicht noch zehn mehr.

Dann holte uns Mr. Allum ab und führte uns in sein Haus zurück zum Frühstück. Es war ein langer Tisch gedeckt, ein hübsches Tischtuch darauf, mit Blumen ausgeschmückt. Die Plätze waren belegt und ich hatte die Ehre, neben Mr. Allum und seinem ältesten Sohne zu sitzen. Es waren außer uns vier Damen noch sechszehn Herren; Bruder W. natürlich auch unter ihnen. Servietten bekamen wir nicht, aber jeder von uns erhielt sein eigenes Näpfchen, während sie sonst immer alle zusammen aus einer Schüssel essen. Wir bekamen gewiß zwanzig verschiedene Suppen und mußten tüchtig zulangen. Die Speisen waren durchaus chinesisch zubereitet, mit Knoblauch und vielen Zwiebeln, und ich würde gewiß nichts davon gegessen haben, wenn nicht Mr. Allum so nahe bei mir gesessen und sein kleiner Sohn mich so scharf beobachtet hätte. Jedes Mal, wenn der Diener mir ein anderes Näpfchen brachte, fragte er mich: „You like it, Mrs. H.?" und ich war deshalb genöthigt, etwas zu essen. Sobald er aber seine Augen wegwandte, winkte ich einem Chinesen, mir das Näpfchen fortzunehmen. Die Diener freuten sich darüber sehr, da sie es dann selbst verzehren konnten.

Mr. Allum ließ sehr starke Getränke, selbstverständlich chinesische, herumreichen und war sehr erstaunt, daß ich die schönen Getränke sowie auch den Champagner nicht trinken wollte. „You no like i Champaign, Mrs. H., what will you have?" Darauf bat ich ihn um etwas Bier, und Bruder W. sagte mir nachher, die Herren wären mir sehr dankbar gewesen; denn wenn sie die schweren chinesischen Getränke — es soll ganz starker, feiner Branntwein sein — zu sich genommen hätten, wären sie sicher gleich tipsy geworden. Wir waren über drei Stunden bei Tische und hatten dabei schöne oder vielmehr schreckliche Tafelmusik: zwei Chinesinnen, die eine spielte die Harfe, aber furchtbar, die andere sang dazu noch entsetzlicher. Ein Chinese machte allerlei Kunststücke und sprach Chinesisch dazu.

Die Frau Allum's durfte natürlich nicht im Eßzimmer erscheinen, weil Herren in demselben waren, und wir gingen nachher wieder zu ihr, um ihr Lebewohl zu sagen. Einige Herren durften mit uns gehen, da Mr. Allum es erlaubt hatte; die Frau war darüber so sehr erstaunt, daß sie sich immer umdrehte und ihnen die Hand nicht geben wollte. Sie befühlte meine Sammtjacke und fragte mich etwas, was ich natürlich nicht verstand. Wie mein Gatte nachher meinte, habe sie sicher erfahren wollen, wie theuer dieselbe sei. Dann überreichte sie uns chinesische Zuckersachen, und nun wurden wir in das Speisezimmer zurückgeführt.

Bruder W. war sehr froh, daß ich ihm in unserm Hause vorher Suppe und Fleisch vorgesetzt hatte, da er das chinesische Essen nicht hatte genießen können; er hatte die schönen Speisen alle so weit wie möglich in sein Taschentuch gesteckt und mit nach Hause gebracht.

Das Tiffin war für die Engländer ein großes Ereigniß, da der Theemann nie vorher ein Frühstück für Engländer, geschweige denn für Damen, gegeben hatte.

Von der Insel Formosa.

Dieses große Eiland, welches durch die Straße von Fokien vom südchinesischen Festlande geschieden wird, ist seit dem bekannten Flottenzuge der Japaner häufig genannt worden und verdient in mehr als einer Hinsicht unsere Aufmerksamkeit. Es liegt dem Blumenreiche der Mitte so nahe und ist doch erst im Jahre 1430 durch Zufall von den Chinesen entdeckt worden; eines ihrer Fahrzeuge litt an der Küste Schiffbruch. Aber diese Entdeckung hatte keine Folgen und Ansiedelungen wurden nicht gegründet. Etwa zweihundert Jahre später, 1620, versuchten die Japaner einige Niederlassungen zu gründen, gaben jedoch dieselben bald wieder auf, und dann erschienen 1634 die Holländer, welche neun Jahre später Fort Zelandia baueten. Bald nachher, 1644, unterwarfen die Mandschu zunächst den Norden Chinas; der Süden leistete ihnen einige Zeit tapfern Widerstand, unterlag jedoch, und einer seiner Häuptlinge, Tscheng tscheng kong, schiffte nach Formosa hinüber; er erstürmte Fort Zelandia, vertrieb die Holländer und war Alleinherrscher. Sein weniger kluger Sohn Tscheng king mischte sich in die Händel auf dem Festlande, starb bald, und sein Sohn und Nachfolger, Tscheng ko schuang, ließ seine Ansprüche auf den chinesischen Thron fallen, unterwarf sich den Mandschu und so wurde seit 1682 die Insel als Zubehör des Reiches betrachtet.

Man nimmt an, daß Formosa etwa fünf Millionen Einwohner zähle, wovon etwa drei Millionen Chinesen und Mischlinge derselben seien. Diese wohnen an der Westküste und theilweise auch im Innern; der ganze östliche Theil ist im Besitze der Ureingeborenen, der Scheng fan, d. h. wilden Wilden, wie die Chinesen sagen. Als Wilde kann man sie allerdings bezeichnen; sie zerfallen in eine große Menge von Stämmen, ermorden Alle, die an ihren Küsten schiffbrüchig werden, und manche sind bis heute Cannibalen geblieben. Gegen die Chinesen hegen sie erblichen tiefen Haß, weil 1430 eine Anzahl ihrer Vorfahren von denselben auf verrätherische Weise ermordet worden sind. Es ist den Chinesen erst allmälig gelungen, die Wilden ins Innere zurückzudrängen, aber nur an der Westseite, welche von der östlichen durch eine hohe Gebirgskette geschieden ist; diese zieht sich von Norden nach Süden durch das ganze Eiland und erreicht eine Höhe bis zu 12,000 Fuß.

Wir haben namentlich seit der Expedition der Japaner und durch den Engländer Hart, welcher Oberzolldirector der eröffneten Häfen auch auf Formosa ist, manches Nähere über diese „Wilden" erfahren. Ihre Hütten sind einfach, aber mit Schiefer gedeckt, welchen sie im Gebirge brechen; die Thüröffnung befindet sich an einer Ecke der Vorderseite, ist nur zwei Fuß breit, drei Fuß hoch und führt in einen Raum, der gleichfalls so niedrig ist, daß man darin nicht aufrecht stehen kann. An den Wänden hängen Bogen, Pfeile und Spinngewebe, neben den Köpfen von Thieren, die auf der Jagd erlegt worden sind. Tag und Nacht, Winter und Sommer, wird ein Herdfeuer unterhalten, dessen Rauch durch die Spalten im Dach abzieht. Die Hinterseite der Hütte lehnt sich an eine Bergwand. Man schläft auf Matten und die Luft in diesen Hütten ist rein, was bekanntlich in den Wohnungen der Chinesen nicht der Fall ist. Vor jeder Hütte befindet sich ein auf Pfählen stehender Schuppen, der als Getreidespeicher dient und so eingerichtet ist, daß die Ratten nicht hinzu können.

Links von der Thür steht eine lange Bambusstange, an welcher Federn, Bänder und die Haarzöpfe erschlagener Chinesen befestigt sind; man kann die gesellschaftliche Stellung eines Mannes nach der Menge dieses „Schmuckes an der Stange" beurtheilen. Sehr werthvoll für die Wilden sind ihre Hunde, die eine vortreffliche Spürnase haben; sie sind dunkelfarbig, sehr dicht behaart und struppig. Als sonstige Hausthiere werden Katzen und Hühner gehalten. Messer und Gabeln sind begreiflicherweise unbekannt, aber auch die chinesischen Eßstäbchen nicht in Gebrauch gekommen, man ißt die auf Blättern liegenden Speisen mit den Fingern. Als Getränk dient Wasser, in welchem süße Kartoffeln abgekocht worden sind; Wildpret, namentlich Fleisch vom Eber, ist Lieblingsspeise. Ein grobes Brot wird aus Hirse bereitet; aus dieser gewinnen sie auch ein geistiges Getränk, welches jedoch für jeden Europäer einen widerwärtigen Geschmack hat; Apfelsinen, Bananen und Ananas sind in Fülle vorhanden.

Eine Zeitrechnung haben diese Wilden nicht. Die Männer sind wohlgestaltet, sehr muskelkräftig, die Frauen durchgängig viel hübscher und von besserm Wuchs als die Chinesinnen; sie kauen übrigens Betel und das entstellt sie. Wenn ein Wilder es auf eine Schöne abgesehen hat, bringt er ihr einige Tage hintereinander Serenaden und singt so gräßlich und rührend wie er irgend vermag. Sie geht, wenn sie ihm gewogen ist, aus der Hütte, giebt ihm das Jawort und am Vermählungstage wird im Hause der Braut für Verwandte und Freunde ein Schmaus veranstaltet, bei welchem sie den Vorsitz führt. Sie sitzt angethan mit einem Gewande, das mit silbernen und goldenen Spitzen verziert ist; als Haarschmuck dienen Kränze von Dotter- und Ringelblumen, die überall in Menge wachsen. Der junge Ehemann bleibt bei den Eltern seiner Frau, denen er als Stütze dient. Die Wilden sehen es deshalb gern, viele Töchter zu haben; die Todten werden in aufrechter Stellung begraben, mit Erde überschüttet; späterhin sammelt man die Gebeine, die in Urnen aufbewahrt werden.

Das hier Gesagte bezieht sich namentlich auf die Bergbewohner. Der Küste entlang wohnen Fischer, welche dem Opiumgenusse fröhnen, in sehr schmutzigen Dörfern.

* * *

— Wieder ein Opfer Afrikas. Walter Kraft aus Sargans in der Schweiz ist dem gefährlichen Klima von Sansibar erlegen. Der „Toggenburger Bote" vom 2. Juni meldet, daß der rüstige Mann in der Blüthe der Jahre gestorben sei. Er hatte früher mehrere Jahre im Oriente, namentlich in Syrien, gelebt, sich die Sitten und Sprachen der Orientalen angeeignet und besaß neben klarem Verstande und energischem Charakter einen kräftigen, abgehärteten Körper. Mehr als ein Anderer schien er daher geeignet, die Lücke auszufüllen, welche der Tod Richard Brenner's im Betriebe des Geschäftes gelassen, welches von Gewerbtreibenden der Cantone St. Gallen und Appenzell in Sansibar gegründet worden war.

— Die Volksmenge in den großen Städten von England, Schottland und Irland ist für die Mitte des Jahres 1875 in folgender Weise angenommen worden. Die Berechnung nimmt an, daß der Zuwachs in derselben Weise stattgefunden habe wie in dem Jahrzehnt von 1861 bis 1871.

London	3,445,160.
Glasgow	534,564.
Liverpool	516,063.
Manchester	356,626.
Salford	135,720.
Manchester mit Salford	492,346.
Birmingham	366,325.
Dublin	314,666.
Leeds	285,118.
Sheffield	267,881.
Edinburgh	211,626.
Bristol	196,186.
Bradford	168,305.
Newcastle upon Tyne	137,665.
Hull	133,932.
Portsmouth	122,632.
Brighton	111,089.
Leicester	109,830.
Sunderland	106,243.
Nottingham	92,251.
Oldham	87,437.
Norwich	82,842.
Wolverhampton	71,718.

— Felleck und Tschob sind zwei wichtige Dinge in Persien. Das erstere Instrument ist ein derber etwa 5 bis 6 Fuß langer Stock, an welchem in der Mitte zwei laufende Knoten angebracht sind; das zweite ist ein Bündel zäher aber biegsamer Ruthen. Vornehme Leute führen auf ihren Umzügen und Reisen diese beiden Werkzeuge mit sich und stellen sie vor ihrer Wohnung zur Schau aus. Mit einem armen Sünder, der gezüchtigt werden soll, verfährt man in folgender Weise. Man legt ihn platt auf den Rücken, die Beine werden in die Höhe gezogen und die Füße mit den Knoten umschnürt, so daß die Sohle wagerecht liegt. Zwei „Vollstrecker" ziehen dann Ruthen aus dem Bündel und zählen dem Delinquenten die zugemessene Anzahl Streiche auf. Er mag nachher sehen wie er sich zu Hause schleppt. Man hat dem Schah Nasreddin nach der Rückkehr von seiner europäischen Reise angerathen, diese barbarische Art der Züchtigung abzuschaffen, er hat sich aber darauf nicht eingelassen, weil sie einmal hergebracht und für Persien sehr passend sei.

— Die Azorischen Inseln verlieren seit einiger Zeit

einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Bewohner. Diese sind dem Heerdienst abhold und seitdem die portugiesische Regierung die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat, nimmt die Auswanderung, insbesondere nach Brasilien, in bedenklicher Weise zu; es findet in der That eine Entvölkerung statt, und wenn dieselbe nur einige wenige Jahre in dem bisherigen Verhältniß fortdauert, werden höchstens einige tausend Menschen auf den schönen Habichtsinseln zurückbleiben.

— Zu Lackno in Indien haben die Hindus einen religiösen Verein gegründet, der sich Arya Dharma Subha nennt. Dem Programme gemäß ist es ein Hauptzweck des Vereins, dafür zu sorgen, daß die heiligen Bücher der Hindureligion in weiten Kreisen fleißig gelesen und durch Erläuterungen dem Verständnisse des Volkes näher gebracht werden. Auch wird derselbe eine religiöse Zeitschrift herausgeben und der Volkserziehung Fürsorge widmen. Gleichzeitig warnt die politische Zeitung in Lackno die Hindus vor den Sonntagsschulen der europäischen Missionäre, weil sie in denselben dem uralten Glauben der Väter abwendig gemacht würden. Bemerkenswerth ist, daß auch die Mohammedaner in Lackno einen Verein, den Anjuman in Islam, gegründet haben, der aus seiner Casse Reiseprediger besoldet; diese treten in jener Gegend überall dort auf, wo die christlichen Missionäre sich einfinden, und bekämpfen die Lehren derselben. Hindus sowohl wie Mohammedaner haben schon seit längerer Zeit die Offensive gegen die Sendboten aus dem Abendland ergriffen.

— Die Ausfuhr von Thee aus Britisch-Indien. Die ersten Versuche mit dem Anbau der Theestaude sind 1837 in Oberassam angestellt worden; derselbe nahm zuerst einen langsamen Fortgang, breitete sich aber dann rasch aus, so daß in den Vorbergen des Himalaya die Theegärten schon einen beträchtlichen Raum einnehmen; so in Kaschar, Silhet, bei Dardschiling, in Kangra und auch in Assam. Aus einem von der bengalischen Handelskammer veröffentlichten Berichte ersehen wir, in welchem Verhältnisse die Theeausfuhr des Hafens Calcutta sich gesteigert hat. Dieselbe betrug:

1864	229,282	Pf. St.
1865	273,475	„
1866	226,506	„
1867	683,076	„
1868	860,441	„
1869	1,016,978	„
1870	1,083,502	„
1871	1,358,858	„
1872	1,523,527	„
1873	1,692,699	„

Der in Calcutta verschiffte Thee geht zum größten Theile nach England, in kleinen Quantitäten auch nach Australien und Amerika. Wie viel vom Himalaya aus nach Centralasien versandt wird, wissen wir gegenwärtig nicht, wohl aber, daß den Engländern viel daran liegt, sich die turkestanischen Märkte zu eröffnen und wo möglich den chinesischen Thee zu verdrängen.

— Die Besitzungen der Osmanen in Arabien. Ein türkischer Oberst, Hadschi Raschid Bey, hat eine Geschichte von Jemen und Ssana drucken lassen, in welchem die Feldzüge der Türken in Arabien seit 1871 ausführlich dargestellt worden sind. Die „Allgemeine Zeitung“ bespricht das Buch, und wir lesen, daß der Krieg im Januar 1871 begann; im April 1873 war dann Yemen völlig erobert und die unterworfenen Länder bilden nun das Vilajet Yemen mit der Hauptstadt Ssana. Ueber die Bevölkerung der verschiedenen Landestheile giebt der Oberst folgende Ziffern, die natürlich nur als annähernd zutreffend betrachtet werden können:

Jemen und Assir	2,252,150	Seelen
Hadramaut	1,550,000	„
Oman und Maskat	1,350,000	„
Bahrein, Katif, Ahsa, Derajah, also das Nedsch	2,350,000	„
Hidschas, Aneze, Tehama von Hidschas, Belad i Kassam, Dschebel Schamar	3,250,000	„
Im Ganzen	10,752,150	Seelen.

— Kautschuk auf der Landenge von Darien. Die Nachfrage nach diesem lebhaft begehrten Erzeugnisse der tropischen Wälder steigert sich immer höher und es ist deshalb von Belang, wenn Strecken in Angriff genommen werden, welche bisher unbenutzt blieben. Das geschieht gegenwärtig von Seiten des Staates Panama im Gebiete der Darienindianer, welche allerdings Miene machen, sich der Ausbeutung ihrer Wälder zu widersetzen. In denselben wachsen Kautschukbäume, welche zum Genus Castilloa gehören. Der columbische Congreß will nun eine Abtheilung Truppen dorthin senden, um die Arbeiter gegen Angriffe der Indianer zu schützen. Im Mai hatten die Kautschukhändler in Panama etwa 300 Waldarbeiter auf dem Darienflusse nach Chucunaque geschickt, wo eine Station errichtet wurde. Von dieser aus sollen dann die Wälder an den Flüssen Chucurti und Chuquanque in Angriff genommen werden und man hofft auf reichen Ertrag. Gleichzeitig ist Fürsorge getroffen worden, daß das Abzapfen der Milch vorsichtig geschehe, damit die Bäume nicht zu Grunde gerichtet werden. In Bezug auf das letztere haben die brasilianischen Seringueiros sich große Vorwürfe zu machen.

— Mexico hat für 1875 ein Ausgabebudget von 24,949,775 Dollars. Davon entfallen auf das Kriegsministerium nicht weniger als 10,691,967, für Rechtspflege und öffentlichen Unterricht nur 912,359 Dollars. Für Werke öffentlichen Nutzens sollen 5,496,853 Dollars verwandt werden.

— Man wird bald fragen: Was liefert Californien nicht? Mit dem Theebau hat man bereits den Anfang gemacht und nun ist in Santa Clara County auch Kaffee gepflanzt worden; ob mit Erfolg, wird sich nach einigen Jahren herausstellen.

— Die Blattern sind zu Anfang des laufenden Jahres in Tokio (sonst Jeddo) und auch in Jokohama aufgetreten, doch blieben die Europäer von der Krankheit verschont. Die unteren Classen der japanischen Bevölkerung glaubten ein sicheres Mittel gegen Ansteckung gefunden zu haben. Die Verehrung des Gottes Nio war seit einiger Zeit in Abgang gekommen, man hat nun aber seine Statue wieder hervorgesucht und wer zwischen den Beinen derselben hindurch kriecht, bekommt die Pocken nicht. Man meint sich in manche Gegenden Europas versetzt, wenn man in einem Bericht aus Japan liest: „Jetzt kommen die Leute zu Tausenden aus der Umgegend und schwärmen wie Ameisen um den Tempelhügel; der Strom der kriechenden Gläubigen nimmt jetzt ununterbrochen seinen Fortgang.“ Die Gläubigen, welche nach Echternach im Luxemburgischen wallfahrten, kriechen nicht, sondern springen; auf je zweimaliges Hüpfen nach vorwärts machen sie einen Sprung rückwärts.

Inhalt: Am Nordgestade der Adria. II. (Mit vier Abbildungen.) — Müller's kosmische Physik in vierter Auflage. I. (Mit einer Karte.) — Ein Besuch auf der Insel Urk in der Zuydersee. I. — Verkovitsch's bulgarische Volkslieder. — Aus allen Erdtheilen: Eine deutsche Frau bei einem chinesischen Frühstück. — Von der Insel Formosa. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 25. Juni 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 5.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 3.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan.

I.

Die sogenannten hinterindischen oder indochinesischen Staaten sind in unseren Tagen von immer größerer Wichtigkeit geworden. Sie empfinden sowohl politisch wie commerciell mehr und mehr Einflüsse von Seiten der europäischen Seemächte und theilen dieses Schicksal mit China und Japan. Der ganze ferne Orient wird mehr und mehr vom Abendland abhängig.

Ein Blick auf die Karte veranschaulicht die Weltstellung dieser Länder. Birma war eine Zeitlang das mächtigste unter den hinterindischen Reichen; ihm gehörte ein großer Theil des Gestadelandes auf der Ostseite des Bengalischen Meerbusens und durch Eroberung war es in den Besitz von Pegu gekommen, während es gleichzeitig seine Herrschaft nach Norden hin, bis an die Grenze Chinas, über die Könige der Schan- (Thaï-) Völker behauptete. Aber durch mehrmalige Kriege, in welche es mit den Engländern verwickelt wurde, hat es so schwere Einbuße an Gebiet erlitten, daß es zu einer Macht dritten Ranges herabgesunken ist. Es verlor alle Landschaften am Bengalischen Golf, mußte späterhin auch Pegu abtreten, die Mündung des Irawaddy mit der wichtigen Handelsstadt Ranguhn ist britisches Gebiet, und der König welcher zu Mandelay Hof hält, ist auf das Binnenland beschränkt. Nur mit Widerstreben fügt er sich dem Zwange der Umstände und eben jetzt, im Juni 1875, ist der englische Bevollmächtigte Forsyth bei ihm erschienen, um ihn zu gutem Verhalten zu ermahnen und ein mit Fractur geschriebenes Ultimatum zu stellen. In einem Kriege mit England würde er nothwendig unterliegen. Wir wollen beiläufig bemerken, daß man in Calcutta schon vor etwa drei oder vier Jahren die Eventualität voraussah, Birma zu annectiren; man würde es gewiß ungern thun, doch bleibt unter Umständen möglicherweise nichts anders übrig.

Birma wird in der Richtung von Norden nach Süden vom Irawaddy durchströmt; dieser ist unter allen hinterindischen Flüssen derjenige, welcher die bequemste Fahrbahn bis in die Nähe der chinesischen Grenze darbietet. Sein Strombett ist ohne alle Hindernisse, und den Endpunkt der Schiffbarkeit bildet das in unseren Tagen so oft genannte Bhamo. Während die südwestlichen Provinzen Chinas sich der Ruhe erfreueten, bildete es einen wichtigen Stapelplatz für den Karawanenhandel zwischen beiden Ländern, und die Engländer wissen die Bedeutung dieses Handelsemporiums vollkommen zu würdigen. Sie nöthigten den König von Birma, die Schifffahrt auf dem Irawaddy frei zu geben, und erzwangen sich die Erlaubniß, in Bhamo einen Bevollmächtigten zu unterhalten. So lange in Yünnan der Krieg gegen die Mohammedaner dauerte, war der Verkehr auf der alten Handelsstraße so gut wie völlig unterbrochen, seitdem aber die Panthes (Panthays) vermittelst französischer Beihülfe durch die Mandarinenarmee niedergeworfen sind und die Grenzgebiete sich wieder leidlicher Ordnung erfreuen, hindert nichts, den alten Karawanenweg von Yünnan nach dem Irawaddy zu benutzen und über Ranguhn die chinesischen Erzeugnisse in den Welthandel zu bringen.

Es war die Aufgabe der von uns im „Globus“ geschilderten Expedition des Obersten Browne sich von der gegenwärtigen Lage der Dinge in jenen Grenzgegenden zu überzeugen. Der König von Birma hat ihr sicherlich viele Hindernisse in den Weg gelegt, ist mit den chinesischen Generalen in verdächtige Verbindungen getreten und wenn auch nicht unmittelbar Schuld an der Ermordung Margary's, so hat er doch offenbar ein doppeltes, schlechtes Spiel gespielt. Man will ihn nun zur Verantwortung ziehen; jedenfalls hat er seine Lage den Engländern gegenüber wesentlich verschlimmert und gewiß wird man ihn fühlen lassen, daß er der schwächere ist.

Die Franzosen ihrerseits sind schon seit nun zweihundert Jahren bemüht gewesen, im fernen Orient eine wichtige Rolle zu spielen. Ihre Regierungen, gleichviel welcher Art sie sein mochten, schreiben sich das Privilegium zu, im ganzen Oriente Beschützer der römischen Kirche zu sein und an dieser Maxime wird auch heute festgehalten. Sie verfolgen aber auch und eben jetzt eifriger als je Handelszwecke. Die Engländer eröffneten sich den Irawaddy; flugs brach Napoleon der Dritte 1863 einen Krieg mit dem Kaiser von Annam vom Zaune und nahm diesem das Mündungsgebiet des Mekong (des sogenannten Flusses von Kambodscha) nebst der Hafenstadt Saigong ab. Mit nicht geringem Scharfblick ermittelten die Franzosen, daß vom Busen von Tongking aus eine fahrbare Wasserstraße nach Yünnan hinein führe, die weit bequemer und kürzer ist als jene des Irawaddy. Sie haben dem annamitischen Kaiser mehrere Verträge aufgezwun-

Ansicht von Talan.

gen, welche ihnen freie Verfügung über mehrere Hafenplätze gestatten, in denen sie Consuln und Garnisonen unterhalten. Sie sind mit den Mandarinen in Yünnan im besten Einvernehmen, denn sie waren es, welche denselben Waffen und Kriegsbedarf zur Bekämpfung der Panthays lieferten. Der Strom, welcher einen Zugang in das südwestliche China möglich macht, ist der Songka und die Franzosen treiben auf demselben bereits lebhaften Handel. Der König von Annam ist von ihnen durchaus abhängig geworden und Widerwärtigkeiten, welche den Engländern in Birma so viel zu schaffen machen, haben sie ihrerseits nicht zu besorgen.

Bevor man die Vortheile kannte, welche der Songka darbietet, lag den Franzosen daran, zu erforschen ob der Mekong, der uneigentlich sogenannte Strom von Kambodscha, als Wasserstraße in ähnlicher Weise zu benutzen sei wie der Irawaddy. Zu diesem Zwecke wurde die Expedition Lagrée's ausgerüstet, welche 1866 ihre Fahrt von Saigong aus antrat. Es ergab sich, daß der Mekong keine große Stromader für regelmäßigen Schifffahrtsbetrieb bilde. Wir haben in einer Reihe von Bänden des „Globus“ nach und nach diese in hohem Grad interessante Reise geschildert, durch welche über bisher wenig bekannte Landstriche helles Licht verbreitet worden ist. Nach etwa achtzehn Monaten finden wir die Expedition in der Nähe der chinesischen Grenze nördlich vom 23. Grade, aber sie erreichte dieselbe erst nach manchen widerwärtigen Verzögerungen.

In jener Grenzregion liegen viele kleine von Schanstämmen bewohnte Gebiete, deren jedes seinen einheimischen Herrscher hat. Diese sogenannten Könige stehen zumeist in Vasallenverhältniß gleichzeitig zu China und zu Birma, jene

weiter nach Westen hin sind von Siam abhängig. Als die Expedition nach längerm Aufenthalte (den wir seiner Zeit geschildert) Muong Yong verlassen konnte, nahm Alles anfangs einen glatten Verlauf. Nach und nach machten sich chinesische Einflüsse bemerklich, man sah industriellen Betrieb und Holzfägereien lieferten Bretter in großer Menge. Das war noch im nördlichen Laos. In der Umgegend sind die Does sehr geschickt im Waffenschmieden und liefern auch gute Messer, ohne Blasebalg oder Ambos.

Bei Ban Kien trafen die Reisenden einen Greis, der ein Wanderleben führte und von den Landesbewohnern als Seloh bezeichnet wurde, d. h. als ein „Mann der vieles weiß". Er zog als Arzt umher, verkaufte Medicin, war überall gern gesehen, nahm keine Bezahlung sondern begnügte sich mit Obdach und Kost. Er war aus Ava und von dort bis Ban Kien etwa drei Jahr unterwegs gewesen.

Sehr freundlich war die Aufnahme beim Könige von Muong Yong. Er äußerte unverhohlen, daß er sich in die Abhängigkeit von Birma nur mit äußerstem Widerwillen füge und viel lieber mit Europäern in engerm Verkehr stehen

Wilde aus der Umgegend von Talan, Tschepen und Muong po.

möchte. Ueberhaupt sind die Birmanen wegen ihrer Erpressungen und ihres Hochmuthes überall bei den Laos verhaßt. Die Laos, namentlich die nördlichen Thaistämme, wären ohne jenen Druck leicht für eine höhere Civilisation zu gewinnen.

In den größeren Plätzen wird allemal am fünften Tag ein Markt abgehalten und auf jenem in Muong Yong ging es sehr lebhaft her. Eine Menge von Schänk- und Speisebuden sind im Freien aufgeschlagen; die „wilden" Khos, welche auf dem platten Land in großer Menge wohnen, bringen Baumwolle, Rohseide, Wachs, Eisen, Blei, Antimonium, Betelblätter und Arekanüsse aus dem Gebirge; Melonen, Kürbisse, mancherlei Obstarten, Zwiebeln, Piment, Pfeffer, Taback, Indigo, Eier, Fische, Schweins- und Büffelfleisch. Man sieht, daß die „wilden" Khos eine Menge nützlicher Waaren auf den Markt liefern, auf welchem dann auch englische Baumwollenzeuge feilgeboten werden und wo Salz häufig die Stelle des Kleingeldes ersetzt. Europäische Waaren sind ferner: Spiegel, Kämme, Waagen und Nähnadeln. Fast Jedermann spricht in jener Grenzgegend schon den Yünnandialekt des Chinesischen.

In Xieng Houg hatten sich aus der durch Fehden beunruhigten Umgegend viele Flüchtlinge eingefunden, die nun ohne Obdach waren, auch solche aus dem Volke der Thaï Neua, welche sich nicht tättowiren und das Haar lang tragen. Auch mit „neuen Wilden" kamen die Reisenden in Berührung, namentlich mit Lolos und Yo Jens. Beide sprechen eine vom Chinesischen durchaus verschiedene Sprache; die ersteren gelten für sanft und friedlich gesinnt, die zweiten für gute Schützen und — kecke Straßenräuber. Oberhalb Xieng Houg sind fortwährend große Barken und Flöße in Thätigkeit, um den Verkehr zwischen beiden Ufern des Mekong zu vermitteln, und die Expedition nahm hier Abschied von dem Strome.

Vegetation und Ackerbau gewannen nun allmälig einen andern Anstrich; an die Stelle der Reisfelder traten Maisäcker, die chinesische Nessel, aus welcher das Grastuch bereitet wird, wuchs wild. Gemüsebau wurde von den Landleuten mit großer Sorgfalt betrieben, ebenso die Obstbaumzucht. Die Fremden wurden freundlich empfangen und gegen Zahlung mit Nahrungsmitteln reichlich versorgt. Die Bevölkerung dieser Gegend an der Grenze bildet einen Mittelschlag zwischen dem chinesischen und dem Thaï-Typus, und

Ein Pay-Wilder in Yünnan.

dieser Mitteltypus giebt uns sicherlich eine genaue Vorstellung von der alten Bevölkerung Yünnans, die einst zumeist aus Thaïs bestand. Auch die Hausthiere wurden sorgfältiger gepflegt, Pferde, Rindvieh und Schweine waren stark und wohl genährt, auch sah man dann und wann einige Maulthiere, die weiter nach Süden hin nicht vorkommen.

Tschn tschiai, wo die Hühnerzucht man kann sagen in Blüthe stand, war das erste Dorf, welches einen durchaus chinesischen Anstrich hatte. An den Thürpfosten las man mit mächtig großen Schriftzeichen, was der Hausbesitzer zu verkaufen hatte; die Sprache der Laos wurde nicht mehr verstanden; die Europäer befanden sich also im Blumenreiche der Mitte, in China! Aber weit und breit war das platte Land verwüstet und beide Theile, Mohammedaner wie Mandarinen, hatten in gleich entsetzlicher Weise gehaust.

Nach einer überaus beschwerlichen Reise von achtzehn Monaten erreichte die Expedition die erste chinesische Stadt, Semao. Sie langte dort in einem „wahrhaft erbärmlichen Zustand" an, abgerissen, ohne Schuhe, und als Würdezeichen dienten verschossene und abgeschabte Epaulettes! Die Reisenden wußten wohl, daß sie bei einem Volke, das so viel auf äußere Form giebt wie die Chinesen, für den Augen-

blick eine klägliche Rolle spielen würden. Die Leute hatten von den Europäern die wunderlichsten Vorstellungen. Ein Militärmandarin drängte sich, alle Regeln der Etikette außer Acht lassend, an den Commandeur Lagrée heran und wollte demselben von hinten den Hut vom Kopfe nehmen. Zu seiner Entschuldigung wußte er weiter nichts zu sagen als: „Ich möchte doch gern das dritte Auge sehen, welches die Europäer am Hinterkopf haben und mit dem sie die in der Erde verborgenen Schätze entdecken!"

Uebrigens war der Empfang ganz anständig. Ein Mandarin mit blauem Knopfe brachte von Seiten des Gouverneurs Geschenke: Reis, Salz, Hühner und Schweinsfleisch. Die Reisenden staffirten sich am andern Tage so gut heraus als ihre Mittel erlaubten und machten, von ihren bewaffneten Annamiten gefolgt, dem Gouverneur einen Dankbesuch. Ueberall in der Stadt fanden sie Spuren der von den Mohammedanern angerichteten Verwüstung; viele Häuser waren niedergebrannt, andere lagen halb in Trümmern. Soldaten zogen auf und ab, die Pagoden waren in Casernen verwandelt; überall lagen die von den Panthays zertrümmerten Götzenbilder umher. Der Empfang beim Gouverneur ließ nichts zu wünschen übrig; der Mandarin erklärte, daß man die Ankunft der Männer aus dem Abendlande schon vor länger als einem halben Jahre erwartet habe. Die Fortsetzung der Reise werde übrigens mit großen Hindernissen und Beschwerlichkeiten verbunden sein; man werde von Krankheiten, Straßenräubern und Gesindel aller Art nicht verschont bleiben. Diese Schilderung war allerdings nicht im mindesten übertrieben, denn weit und breit war die Gegend in der ärgsten Verwirrung. Kaum vier Tagereisen von Semao entfernt waren seit Wochen häufige Gefechte vorgefallen. Dort im südlichen Yünnan kümmerten auch die Feinde der Mohammedaner sich so viel wie gar nicht um die kaiserliche Regierung. Leute aus dem Lande selbst hatten sich zu Mandarinen aufgeworfen und man ließ sie gewähren. Diese ganze Gegend ist erst zu Anfang des laufenden Jahrhunderts von Peking abhängig geworden, behauptet aber eine gewisse Selbständigkeit und wacht eifersüchtig über ihre Municipalfreiheiten. Die Stadt Ho nitschen kann als eine Art von Republik betrachtet werden; das Volk wählt die Beamten selbst. Lange Zeit hat die kaiserliche Regierung ihnen kein Unterstützung gegen die Mohammedaner gewähren können und sie haben sich selber ihrer Haut wehren müssen. So erklärt sich, daß sie ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl haben.

Die Expedition ließ sich nicht abschrecken, trotzdem Kui tsëu — so werden die Panthays von den Chinesen bezeichnet — ganz in der Nähe der Stadt umherschwärmten. Der Gouverneur stellte willig zwanzig Träger und der Zug blieb unbelästigt. In jener Gegend sind die sehr ergiebigen Salzwerke von Mo he, um welche zwischen beiden Theilen manche erbitterte Kämpfe geführt worden sind. Weiter nach Norden hin sieht man auf einer Strecke viele Theegärten, die eine vortreffliche Waare liefern; dann wird die Gegend rauh und steinig bis in die Nähe von Tong kuang, das in einer mit Dörfern gleichsam besäeten, ungemein fruchtbaren Ebene liegt. In dieser „Festung des Ostens" lagen Tausende von Soldaten, die eben jetzt keinen Angriff von Seiten des Feindes zu befürchten hatten und ein lustiges Leben führten. Sie zogen zur Parade mit Fahnen aus, vor jedem Offizier gingen Spielleute und Kranzträger und die Tamtams hatten gar keine Ruhe. Alles zog ohne Ordnung bunt durch einander; häufig blieben ganze Gruppen stehen, rauchten Taback und tranken vor einer Schänke.

Ein Tschendu-Wilder.

In Talan, wo die Bergabhänge vortrefflich angebaut sind und wo tropische Pflanzen sich mit denen der gemäßigten Klimate begegnen, waren die Reisenden hocherfreut, unsere Kartoffel zu finden; nach lang entbehrtem Genusse war sie ihnen viel lieber als Apfelsinen und Mango; auch Aepfel, Birnen, Walnüsse und süße Kastanien waren auf dem Markte. In Talan stellte sich ein Mandarin vor, der jüngst von Peking gekommen war und der ihnen allerlei Nachrichten über europäische Vorgänge mittheilte; seit einem Jahre hatten die Reisenden keine Nachrichten mehr aus der Heimath.

In Talan ist die Bevölkerung nicht etwa gleichförmig. Dort leben viele „Wilde", welche von den Chinesen als Ho nhi bezeichnet werden. Sie tragen sich etwa wie die Khas khos, die wir in früheren Aufsätzen geschildert haben, sind aber hübscher und kräftiger gebaut. Ihr Gesicht nähert sich unseren europäischen an, die Augenbrauen liegen horizontal, das Auge ist schwarz, die Hautfarbe spielt etwas ins Kupferige. Die Frauen dieser „Wilden" sind kräftige Gestalten und nehmen sich ungemein vortheilhaft neben den schwächlichen Chinesinnen aus. Die Ho nhi kämpften auf Seite der Chinesen; sie sind ausgezeichnete Bogenschützen und haben vergiftete Pfeile.

Talan liegt etwa 1500 Meter hoch und jetzt im December wurde das Wetter kalt; es regnete oft. In der Umgegend wird Gold gegraben; Jedermann kann sein Glück versuchen, der Ertrag ist aber nicht bedeutend; auch Silber wird in kleinen Quantitäten gefunden. Der Faden einer Spinne, welche wir nicht näher bezeichnet finden und die in den Buschwaldungen in großer Menge vorkommt, wird gesammelt und nach der Stadt Yünnan geschickt, wo man ihn zu Zeug verwebt.

Die chinesische Regierung hat den Anbau des Mohns streng verboten; nichtsdestoweniger sahen die Reisenden als sie einen Gebirgsrücken überschritten, ganze Felder mit demselben bestellt. Die Landbewohner sind sehr gemischt und haben im Allgemeinen wenig vom chinesischen Typus; die „Wilden" überwiegen und sie sind fleißige Leute, welche sich vortrefflich auf den Ackerbau verstehen; kein fruchtbares Fleckchen Erde lassen sie unbenutzt. Der Verkehr in jener Gegend war sehr lebhaft; auf der Straße zogen ganze Salzkarawanen; als Lastthiere dienen Esel und Maulthiere; andere sind beladen mit Oel, Reis, Branntwein, Papier, Fayence und Arekanüssen, und jeder Zug war von Soldaten begleitet. In Yünnan treiben alle Mandarinen Handel.

In Yuen kiang wurden die Reisenden mit einer Art von Pomp empfangen; denn die Mandarinen in Amtskleidung zogen ihnen bis vor die Stadt entgegen und etwa zweihundert Soldaten waren in der Reihe aufgestellt, die Musik spielte und die Kanonen donnerten. Yuen kiang war noch vor einhundert Jahren eine Stadt der Thaï (Laos) und hieß Muong tschung. In der Umgegend wohnt der Stamm der Pay, welche einen Zweig der großen Thaïfamilie bilden und gen Osten hin, nach der Grenze von Toug king zu, ein fast unabhängiges Gemeinwesen bilden. Die Chinesen zählen dort als „Wilde" auf: die Ho nhi, Kha to, Tschan tsu, Pula, Lope, Lolos; die Mundarten dieser Stämme weichen nur wenig von einander ab und gehören demselben Sprachstamme an. Die Sprache der Lolos hat Verwandtschaft mit jener der Stämme, welche als Man tse bekannt sind und im nördlichen Yünnan wohnen.

In Lin ngan erlebte Garnier ein widerwärtiges Abenteuer. Als er in den Straßen umherging, folgte ihm eine lärmende Menge. Man schrie ihn Kula an; mit diesem Worte wird im nördlichen Indo-China jeder Fremde aus dem Westen bezeichnet. Die Gassenbuben wurden immer frecher und verfolgten ihn bis in seine Wohnung. Ein aufdringlicher Pöbelhaufe verlangte, der Fremde solle auf die Straße kommen und sich zeigen; sie wollten sich ihn recht genau betrachten; sie wühlten in seinen Taschen herum, verlangten, daß er ihnen zeige, wie er esse und dergleichen Nichtswürdigkeiten mehr. Er mußte sich ihrer endlich dadurch erwehren, daß er blinde Revolverschüsse in die Luft feuerte.

Müller's kosmische Physik in vierter Auflage.

II.

Sonnenflecken. — Zodiacallicht. — Darstellungen der Mondoberfläche.

Es sind vier große Abtheilungen, in welche das angezeigte Werk zerfällt. Die erste behandelt die Bewegungserscheinungen der Himmelskörper und ihre mechanische Erklärung; die zweite die kosmischen und atmosphärischen Lichterscheinungen; die dritte die calorischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche und in der Atmosphäre; die vierte endlich die elektrischen und magnetischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche.

Wir wollen hier aus dem zweiten Buche, welches die kosmischen und atmosphärischen Lichterscheinungen behandelt, einige Mittheilungen geben, da das Licht der Himmelskörper und seine Verbreitung im Weltraume gerade neuerdings Gegenstand interessanter Beobachtungen gewesen ist. Müller beginnt hier mit der Schilderung der Sonnenflecken, schließt daran, was wir über die physische Beschaffenheit der Sonne wissen und geht dann zu der Sonnenatmosphäre mit den merkwürdigen Protuberanzen über, die in einer Reihe höchst effectvoller Farbendrucktafeln dargestellt werden.

Bei genauerer Betrachtung der Sonnenflecken erkennt man, daß der dunkle Kern derselben gleichsam mit einem Halbschatten umgeben ist, welcher den Namen der Penumbra führt.

Die Contouren des Kerns sowohl wie der Penumbra sind unregelmäßig gestaltet und meist liegen mehrere Kerne in einer gemeinschaftlichen Penumbra. Die Kerne sind übrigens keineswegs ganz dunkel, sie erscheinen nur so in Folge des Contrastes. Zöllner hat durch photometrische Untersuchungen gefunden, daß ein Kernfleck doch immer noch 400,000mal so viel Licht ausstrahlt als eine gleich große Fläche des Vollmondes.

Durch ein farbiges Sonnenglas kann man natürlich die wahre Farbe der Sonnenflecken nicht sehen; um diese zu erkennen, erzeugte Busolt mittelst eines sechsfüßigen Fernrohres ein Sonnenbild auf weißem Papier oder auf einer Scheibe von feinem Gyps, welche auf eine Spiegelplatte war gegossen worden. Die Sonnenscheibe selbst erschien nun farblos, aber durchweg hellviolett gesprenkelt. Die Flecken bestanden aus dunkelvioletten Kernen, welche mit einem prächtig gelben Hofe umgeben waren.

Die erwähnte Sprenkelung (Granulation) macht den Eindruck, als wäre die Sonnenoberfläche mit glänzenden Reiskörnern bedeckt. In dem Hof der Flecken macht diese Granulation den Eindruck, als wären (nach Nasmyth's Vergleich) leuchtende Weidenblätter ausgestreut. Bisweilen ist das Innere der Flecken mit einem rosenrothen Schleier durchzogen.

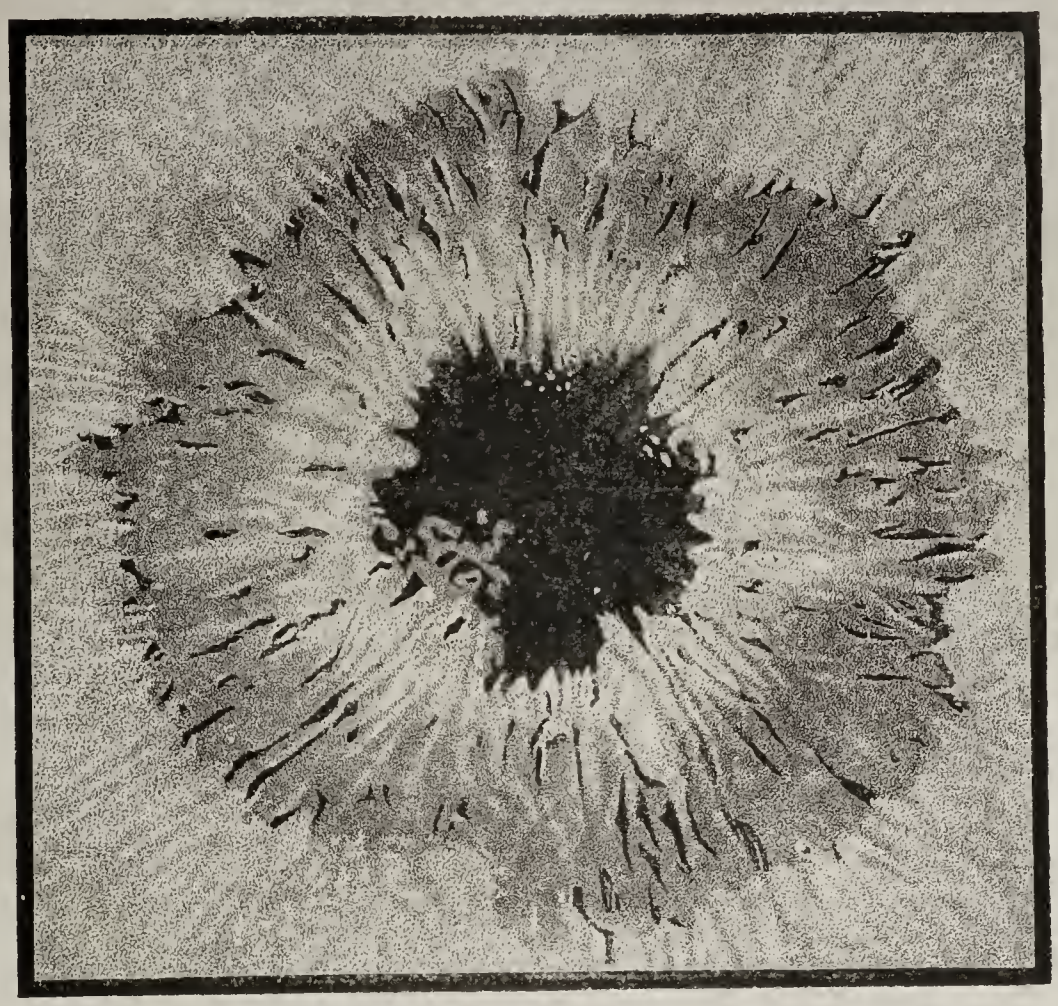
In der Nähe der Flecken zeigen sich häufig Stellen, welche heller sind als der übrige Theil der Sonnenscheibe und welche man Sonnenfackeln nennt.

Wilson hat zuerst die Beobachtung gemacht, daß die Penumbra der Sonnenflecken beim Fortrücken gegen den westlichen Sonnenrand auf der Ostseite des Flecks rascher verschwindet, daß hier der Kern schärfer begrenzt erscheint als auf der Westseite. Auf diese Erscheinung gründet Herschel die folgende, auch von Arago vertretene Hypothese über die Constitution der Sonne.

Der eigentliche Kern der Sonne sei eine dunkele Kugel, welche ringsum von einer Gasatmosphäre umgeben ist. In dieser Atmosphäre schweben nun zwei wolkenartige Schichten, von denen die äußere, stark leuchtende, die Photosphäre genannt wird. Die innere Wolkenschicht dagegen ist entweder

nur schwach leuchtend oder vielleicht auch nur durch die äußere erleuchtet.

Es bleibt nun noch übrig, das Wilson'sche Phänomen, welches die Aufstellung der Hypothese vom dunklen Sonnenkern veranlaßt hat, auch nach der Annahme eines glühenden Sonnenkörpers zu erklären. Schon Galiläi erklärte die Sonnenflecken für Wolken, welche in der gasförmigen Atmosphäre der Sonne schweben und als dunkele Flecken auf dem glänzenden Sonnenkörper erscheinen. Er sagt: „Wenn die Erde ein selbstleuchtender Körper wäre, so würde sie, von fern gesehen, dieselben Erscheinungen darbieten wie die Sonne. Je nachdem die eine oder die andere Gegend sich hinter einer Wolke befände würde man bald an der einen, bald an der andern Stelle der scheinbaren Erdscheibe Flecken wahrnehmen; dabei würde die größere oder geringere Undurchsichtigkeit der Wolken eine größere oder geringere Schwächung des Erdlichtes herbeiführen. Zu gewissen Zeiten würde es wenig Flecken geben, zu anderen würde eine große Zahl sichtbar sein; einige würden sich zusammenziehen, andere dagegen sich weiter ausdehnen u. s. w."



Galiläi's Ansicht über das Wesen der Sonnenflecken bedarf nur einiger Modificationen, um das Wilson'sche Phänomen vollständiger und ungezwungener zu erklären als es durch die Herschel-Arago'sche Hypothese vom dunklen Sonnenkörper geschieht. Kirchhoff giebt diese Erklärung in folgender Weise:

„In der Atmosphäre der Sonne müssen ähnliche Vorgänge stattfinden wie in der unserigen; locale Temperaturerniedrigungen müssen dort wie hier die Veranlassung zur Bildung von Wolken geben; nur werden die Sonnenwolken ihrer chemischen Beschaffenheit nach von den unserigen verschieden sein. Wenn eine Wolke dort sich gebildet hat, so werden alle über derselben liegenden Theile der Atmosphäre abgekühlt werden, weil ihnen ein Theil der Wärmestrahlen, welche der glühende Körper der Sonne ihnen zusendet, durch die Wolken entzogen wird. Diese Abkühlung wird um so bedeutender sein, je dichter und größer die Wolke ist, und dabei erheblicher für diejenigen Punkte, welche nahe über der Wolke liegen als für die höheren. Eine Folge davon muß sein, daß die Wolke mit beschleunigter Geschwindigkeit von oben her anwächst und kälter wird. Ihre Temperatur sinkt unter die Glühhitze, sie wird undurchsichtig und bildet den Kern eines Sonnenfleckens. Aber auch noch in beträchtlicher Höhe über dieser Wolke findet Temperaturerniedrigung statt; sind hier irgendwo durch die Tiefe der schon herrschenden Temperatur oder durch das Zusammentreffen zweier Luftströme die Dämpfe ihrem Condensationspunkte nahe gebracht, so wird diese Temperaturerniedrigung die Bildung einer zweiten Wolke bewirken, die weniger dicht ist als jene, weil in der Höhe der geringern Temperatur wegen die Dichte der vorhandenen Dämpfe kleiner ist als in der Tiefe, und die, theilweise durchsichtig, den Halbschatten bildet, wenn sie eine hinreichende Ausdehnung gewonnen hat.

Jene beiden Wolkenschichten spielen bei der Theorie der Sonnenflecken, die ich vertheidige, dieselbe Rolle wie die beiden Oeffnungen der wolkigen Atmosphäre und der Photosphäre bei derjenigen, welche ich angreife. Denkt man sich die beiden Wolken von denselben Dimensionen und an denselben Orten als die beiden Oeffnungen, so erklärt sich das Wilson'sche Phänomen nach beiden Theorien in genau gleicher Weise." Uebrigens ist noch zu bemerken, daß das Wilson'sche Phänomen keineswegs bei allen Sonnenflecken auftritt.

Nach Zöllner sind die Sonnenflecken ungeheuere Schlackenmassen, welche auf der feurigflüssigen Sonnen-

oberfläche schwimmen. In den über der Schlackenmasse befindlichen Theilen der Sonnenatmosphäre müssen sich aber wegen der geringern Strahlung an dieser Stelle wolkenartige Condensationsproducte bilden, durch welche hindurch die Schlackeninsel als Kernfleck erscheint, während die Wolkenwände die Penumbra bilden.

Ueber das Zodiacallicht, welches bisher gewöhnlich mit der Atmosphäre der Sonne in Verbindung gebracht wurde, läßt sich Müller folgendermaßen vernehmen.

Um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche erscheint manchmal an sternhellen Abenden, wenn die letzte Spur der Dämmerung verschwunden ist, am westlichen Horizonte ein schwacher Lichtstreifen, meist noch matter als das Licht der Milchstraße, welcher die Form einer schief auf dem Horizont stehenden Pyramide hat.

Die Basis dieses unten breiter werdenden Lichtkegels erscheint ungefähr da, wo die Sonne untergegangen ist; die Axe desselben ist gegen die Stelle hin gerichtet, an welcher

Die Mondkarte.

sich eben die schon untergegangene Sonne befindet; sie fällt fast ganz mit der Ebene des Sonnenäquators zusammen, der ganze Streifen fällt also am Himmel nahezu in den Thierkreis, da die Ebene des Sonnenäquators nur einen Winkel von 7° mit der Ebene der Ekliptik macht; daher der Name Zodiacallicht.

In unseren Gegenden bildet in der genannten Jahreszeit die Axe des Lichtkegels des Abends einen Winkel von ungefähr 64° mit dem Horizont.

Am östlichen Himmel erscheint auch zuweilen das Zodiacallicht und zwar Morgens vor Sonnenaufgang zur Zeit des Herbstäquinoctiums, aber doch nie so lichtstark wie zur Zeit des Frühlingsäquinoctiums am Abendhimmel.

Auf der südlichen Hemisphäre ist die Zeit des Herbstäquinoctiums die günstigste Periode zur Beobachtung des Zodiacallichtes am Abendhimmel.

Während bei uns die Spitze des Zodiacallichtes stets nach Süden gerichtet ist, erscheint auf der südlichen Erdhälfte

die Lichtpyramide des Zodiacallichtes nach Norden geneigt, so daß am Abendhimmel der Scheitel des Lichtkegels rechts von der Basis erscheint, welche das Zodiacallicht darstellt, wie es nach einer Zeichnung von Ludwig Becker am 11. October 1858 zu Melbourne in Australien beobachtet wurde. Ueber dem Gipfel des Zodiacallichtes erblickte man an jenem Abend in der Nähe der Mondsichel Venus und Antares, während in einiger Entfernung nach Norden hin der Donati'sche Komet stand, welcher am 11. October zu Melbourne zum ersten Male sichtbar war.

Was die Erklärung des Zodiacallichtes betrifft, so sind bis jetzt zweierlei Meinungen darüber aufgestellt worden; nach Mairan's Erklärung ist das Zodiacallicht die Atmosphäre der Sonne, welche entweder selbstleuchtend ist oder von der Sonne erleuchtet wird; diese Atmosphäre ist wegen des schnellen Umschwungs der Sonne so stark abgeplattet, daß sie als ein in der Richtung des Sonnenäquators liegender Streifen erscheint. Aus den Gesetzen der Gravitation läßt sich aber darthun, daß eine etwaige Sonnenatmosphäre sich nicht bis zur Mercursbahn erstrecken kann. Weit wahrscheinlicher ist dagegen die andere Ansicht, nach welcher die Erscheinung des Zodiacallichtes einem um die Sonne herumliegenden Nebelringe zuzuschreiben ist.

Auch mit dem Nordlicht hat man das Zodiacallicht in Zusammenhang bringen wollen, wenigstens deutet darauf hin, daß sein Spectrum aus einer einzigen hellen Linie besteht, welche mit einer hellen Linie des Nordlichtspectrums zusammenfällt.

Ganz vortrefflich ist auch, was Müller über die Darstellungen der Mondoberfläche sagt, wobei die schönen Abbildungen des Atlas, darunter ein photographisches Bild, ihn wesentlich unterstützen.

Schon Galiläi hat es versucht, eine bildliche Darstellung der Mondoberfläche zu geben; seine im „Nuntius sidereus" publicirten Mondbilder von ungefähr 7 Centimetern Durchmesser sind aber ebenso wie die Scheiner'schen noch höchst unvollkommen. Die erste einigermaßen brauchbare Mondkarte brachte Hevel im Jahre 1643 zu Stande und veröffentlichte sie nebst 40 Phasenzeichnungen in seiner Selenographie. Hevel's Mondkarte blieb länger als 100 Jahre die beste. Erst Tob. Mayer in Göttingen gab eine kleine aber höchst sorgfältig nach wirklichen Messungen gezeichnete Mondkarte heraus, welche wieder bis auf die neueren Zeiten die beste blieb. In seinen selenographischen Fragmenten (1791) gab Schröter zahlreiche Darstellungen einzelner Partien der Mondoberfläche, bei deren Aufnahme er aber nicht objectiv genug verfuhr, wodurch der Werth derselben wesentlich beeinträchtigt wurde.

Im Jahre 1824 erschienen vier Blätter einer von Lohrmann nach richtigen Principien aufgenommenen und gezeichneten Mondkarte, welche aber erst ein Neuntel der ganzen uns sichtbaren Mondoberfläche darstellten. Das Werk blieb unvollendet. Im Jahre 1838 erschien eine höchst werthvolle Lohrmann'sche Generalkarte des Mondes.

Im Jahre 1830 begannen Beer und Mädler eine nach Lohrmann's Plan, aber ausschließlich auf eigene Beobachtungen gegründete Mondkarte anzufertigen, welche im Jahre 1836 in vier Blättern unter dem Titel „Mappa selenographica" erschien und das vollendetste ist, was bis jetzt in dieser Beziehung geleistet wurde. Der Durchmesser dieser die feinsten Details zeigenden Mondkarte beträgt 3 Fuß.

Vortreffliche in größerm Maßstab ausgeführte Karten einzelner Mondlandschaften hat auch Julius Schmidt in Athen veröffentlicht.

Die große Mondkarte von Beer und Mädler zu Grunde legend, hat Conservator Dickert in Bonn ein 18 Fuß im Durchmesser haltendes Relief der uns sichtbaren Mondhälfte ausgeführt. Auf einer Hohlkugel von Holz sind 116 gegossene Gypsplatten von je 15 Grad Länge und 15 Grad Breite genau an einander gefügt, auf deren Oberfläche die entsprechenden Gebirgspartien in erhabener Arbeit dargestellt sind. Die horizontalen Dimensionen der Gebirge sind in $^1/_{600,000}$, die Höhen aber in dreifachem Maßstab, also in $^1/_{200,000}$ der natürlichen Größe, aufgetragen. Dieses Relief, welches seiner Zeit in verschiedenen Städten Deutschlands gezeigt wurde, giebt eine überraschend lebhafte Anschauung der Mondoberfläche. — Einzelne Partien dieses Reliefs, z. B. Copernicus, Tycho, Plato u. s. w., mit ihren nächsten Umgebungen werden für sich verkauft und geben ein treffliches Bild der Kraterbildung auf dem Monde. Es wäre sehr zu wünschen, daß Reliefs der ganzen sichtbaren Mondhälfte in kleinerm Maßstabe, etwa 2 bis 3 Fuß im Durchmesser, angefertigt und in den Handel gebracht würden.

Ein neues vortreffliches Mittel zur getreuen Darstellung der Mondoberfläche liefert die Photographie. Bereits im Jahre 1857 stellte Warren de la Rue eine Reihe ausgezeichneter Mondphotographien her, von denen unter anderen eine Collection von 12 allerliebsten Phasenbildern durch Smith, Beck und Beck in London veröffentlicht wurden. Obgleich in diesen kleinen Bildern der Durchmesser des Mondes nur $4^1/_2$ Centimeter beträgt, so sind doch einzelne Krater und Ringgebirge mit überraschender Schärfe und Deutlichkeit erkennbar. Von wissenschaftlichem Werthe können aber nur größere Phasenbilder dieser Art sein, deren Warren de la Rue gleichfalls mehrere ausgeführt hat, von denen nur zu wünschen wäre, daß sie durch den Buchhandel leichter zugänglich gemacht würden.

Eine ganz ausgezeichnete Photographie des Mondes ist diejenige, welche Rutherfurd in Neuyork am 6. März 1865 drei Tage nach dem ersten Viertel aufnahm. Der Mond erscheint in diesem Bilde in einem Durchmesser von 53 Centimeter; in ausgezeichneter Schärfe zeigt es die Ringgebirge in der Nähe der Lichtgrenze, so namentlich Plato, Archimedes, Aristippus und Antolykus, Eratosthenes, Copernicus, Ptolemäus, Alphons, Tycho und Andere.

Der Durchmesser des Plato ist auf diesem Bilde 15 Millimeter, der des Archimedes ist 12, der des Copernicus ist 14 Millimeter lang. Der innere Flächenraum des Plato ist noch ganz dunkel, während das ihn umfassende Ringgebirge, namentlich aber der innere östliche Abfall desselben, hell erleuchtet ist. Copernicus liegt noch größtentheils im Schatten, nur ein Theil des innern östlichen Abhanges ist hell erleuchtet, weniger hell sind einige Partien der westlichen Wallhälfte. Jenseits der Lichtgrenze sind noch vielfach einzelne Lichtpunkte und Lichtstreifen sichtbar.

Von diesem schönen Mondbilde hat Photograph Vollenweider in Bern eine etwas verkleinerte sehr gelungene photographische Copie gemacht (Monddurchmesser 39 Centimeter), deren Verlag die Dalp'sche Buchhandlung (Schmid) in Bern übernommen hat.

Um eine Mondlandschaft aus photographischen Abbildungen genau kennen zu lernen, sind mehrere bei verschiedener Beleuchtung aufgenommene Bilder derselben nothwendig.

Astronomische Photographien können nur mit Hülfe eines großen parallaktisch aufgestellten und durch ein gleichförmig gehendes Uhrwerk gedrehten Fernrohrs gemacht werden. Schraubt man von einem solchen Instrument das Ocular ab, so erhält man im Brennpunkt des achromatischen Objectivs ein Mondblild, dessen Durchmesser ungefähr $^1/_{120}$ von der Brennweite des Objectivs ist, welches also nahezu $1^1/_2$ Zoll Durchmesser hat, wenn die Brennweite des Objectivs 14 Fuß beträgt. Ein gewöhnliches achromatisches Ob-

jectiv giebt keine ganz scharfe photographische Bilder. Rutherfurd berechnete sein Objectiv so, daß es ohne Berücksichtigung der optisch wirksamsten Strahlen möglichst gleiche Brennweite für die verschiedenen chemisch wirksamen Strahlen hatte. Der Durchmesser dieses Objectivs betrug $11\frac{1}{4}$ Zoll, seine Brennweite 14 Fuß.

Mit Hülfe eines solchen Objectivs wird nun zunächst ein negatives Collodium-Glasbild von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser hergestellt, welches aber so feine Details enthält, daß es eine namhafte Vergrößerung verträgt. — Ein solches negatives Original wird nun als Object in einen Apparat eingesetzt, welcher nach dem Principe der Laterna magica in möglichst optischer Vollkommenheit construirt ist. Von Sonnenlicht oder von elektrischem Licht beleuchtet wird das kleine negative Mondbild mit 10- bis 14maliger linearer Vergrößerung auf eine photographisch präparirte Glasplatte projicirt, auf welcher auf diese Weise ein großes positives Bild erzeugt wird. — Von diesem großen positiven Glasbild wird nun zunächst wieder eine gleich große negative Copie hergestellt, welche dann in der gewöhnlichen Weise dient, um positive Copien auf Papier zu machen.

Wenn man die Rutherfurd'sche Photographie mit der Mondkarte von Beer und Mädler vergleicht, so muß man staunen über die Genauigkeit, mit welcher diese Karte alle Details der Mondoberfläche wiedergiebt.

Mit Hülfe von Mondphotographien wird man vielleicht dereinst auch entscheiden können, ob auf der Mondoberfläche wirklich gegenwärtig noch Veränderungen vor sich gehen. Aeltere Beobachtungen, nach welchen noch thätige Vulcane auf dem Monde vorkommen sollen, scheinen auf Täuschungen zu beruhen.

Lohrmann, Beer und Mädler versichern niemals eine wirkliche Veränderung auf der Mondscheibe beobachtet zu haben. Im October 1866 aber machte Schmidt in Athen die Wahrnehmung, daß der früher deutlich als ein sehr tiefer Krater wahrnehmbare Linné im mare serenitatis diese Kratergestalt gegenwärtig nicht mehr zeigt.

Wir haben nur einzelne Abschnitte des ungemein reichhaltigen und fesselnden Werkes hier behandeln können, empfehlen es aber nochmals dringend jenen, welche sich mit der kosmischen Physik beschäftigen. Der hohe Werth des Buches ist allgemein anerkannt und braucht nicht noch besonders von uns betont zu werden.

Ein Besuch auf der Insel Urk in der Zuydersee.

II.

Der Aberglaube wuchert hier in üppiger Weise; der Urker glaubt an Hexen, Spuk, Vorgesichte ꝛc. Die Insel soll nicht weniger als 82 Zauberinnen beherbergen, über die eine 86jährige Frau als Königin regiert. Diese verdankt solche zweifelhafte Würde dem — Asthma, welches sie bei Nacht oft zwingt, das Bett zu verlassen und lehnend über die Unterthür frische Luft zu schöpfen.

Der Urker ist freigebig, ehrlich und treuherzig und der wäre kein richtiger Insulaner, der des Nachts die Thür schlösse oder auch nur riegele, aus Furcht bestohlen zu werden.

Um Wirths- und Kaffeehäuser kümmert sich unser Urker wenig; man behauptet sogar, daß der Branntwein hier kein Volksgetränk sei. Wir haben keinen Grund, dieses zu bezweifeln, wissen aber, daß verschiedene süße Liqueure mit großen Quantitäten noch süßern Kuchens hier viele besondere Freunde finden. In dem Hôtel: Het Urker wapen (ein Kabliau auf einer Schüssel) kann man nach dem Aushängeschild keine „starken Getränke“ haben. Dort heißt es (wörtlich übersetzt):

Willst Du in dem Urker Wappen
Zum Vergnügen oder Zeitvertreib
Kaffee trinken oder dort schlafen,
Dann findest Du hier auch einen Nachtaufenthalt.

Selten oder nie verheirathet sich der Urker mit einem „ausländischen“ Mädchen. Daher kommt es, daß die Insulaner, sowohl äußerlich wie innerlich, einander so sehr gleichen, daß ihr Körperbau und ihre Gesichtszüge, die Farbe der Haare und der Augen die gemeinsame Abstammung so laut bezeugen. Nur selten lassen Fremde sich hier nieder.

Im Allgemeinen ist der Urker kräftig und wohlgebaut, hat breite Schultern und Hüften, blondes Haar und blaue Augen. Unter den Frauen trifft man viele, die auf bedingte Schönheit Anspruch machen können. Besonders zeichnen sie sich durch weiße Hautfarbe, durch große, dunkelblaue Augen mit langen Wimpern und hübsch gebogenen Brauen vortheilhaft aus, während der übrige Körper etwas Plumpes und Männliches hat.

Aber man findet hier auch viele entstellte Gesichter, da eine krankhafte Orthodoxie sich bis zum Aeußersten gegen die Einführung der Jenner'schen Erfindung gesträubt hat. Noch im Jahre 1844 wüthete die Pockenepidemie so heftig, daß nur wenige davon verschont blieben und jetzt noch viele die unauslöschlichen Spuren jener Krankheit im Gesichte tragen. Sonst ist der Gesundheitszustand ein sehr befriedigender. Trotz ihres schweren Berufes erreichen doch viele Insulaner ein hohes Alter. Rheumatismus und Katarrh sind die herrschenden Krankheiten, während besonders die Kinder, in Folge der steten Fischnahrung, an Eingeweidewürmern leiden. Wechselfieber kommen nur selten vor.

Die Zahl der Einwohner beträgt zur Zeit etwa 1400, von denen die der Männer eine unbedeutend größere ist, als die der Frauen. Das Verhältniß ist etwa wie 100 : 95. In 38 Jahren nahm die Bevölkerung um 617 zu; in dieser Zeit wurden 1391 Kinder, 716 Knaben und 675 Mädchen, geboren, also 100 : 94,3. Es starben 720 Personen, einige 50 werden die Insel verlassen haben und im „Auslande“ gestorben sein. Die Zahl der Heirathen war in dieser Periode 270, stellt sich also zu den Geburten wie 1 : 5,15. Ob sich darunter uneheliche befinden, ist uns unbekannt geblieben, aber eine gerichtliche Ehescheidung kam in jener Zeit nicht vor. Aus dem allen ergiebt sich, daß die Bevölkerung hier rasch zunimmt und sich von 1638 bis 1852 um das Achtfache vermehrt hat.

Dahingegen sind die Existenzmittel nicht gleichmäßig vorgeschritten. 1750 hatte man 46 Schuiten, jetzt etwa 150. Die See ist der Urker Element, die Fische sind ihr Ruhm, ihre „Gloria“. Im Februar fangen sie in der Nordsee

große und kleine Schollen, während die kleinsten Fahrzeuge dann Jagd auf Küstenhäringe, auf Kabliau und Schellfische machen. Im Vorsommer beginnt der Fang der Anschovis, die auf der Insel geköpft, gesalzen und verpackt werden, während man im Nachsommer wiederum der kleinen Scholle und der Zunge nachstellt. Im Herbst und Frühling fängt man Schellfische mit Angeln.

Die älteren Leute nimmt man nicht mit an Bord, aber auch diese und die Frauen fischen gern am Strande, wodurch sie durch den Ertrag für Küstenhäringe eine nicht zu verachtende Beisteuer in die Familiencasse liefern. Es giebt hier zwei Schiffswerfte, jede groß genug, um darauf fünf Schiffe zugleich zu kalfatern; fünf Segelmachereien und einige andere Einrichtungen für die Schifffahrt.

So verdient der Urker Fischer mit wackerm Eifer und froher Zufriedenheit sein Brot. Er hat bei seinen bescheidenen Ansprüchen sein reichliches Auskommen. Im Jahre 1873 säckelte ein solcher für Schellfische und Anschovis 3000 fl. holl. ein. Das ist freilich Bruttoverdienst, denn bei den beträchtlichen Ausgaben für einen oder zwei Knechte, für Segel und Netze, für den Unterhalt des Schiffes stellt sich die Nettoeinnahme bedeutend niedriger. Trotzdem ist die Einnahme doch eine gute und wenn nach den sogenannten „hohen Festen": Ostern, Pfingsten und nach dem ersten Abendmahl nach Ostern, die Kaufleute von Enkhuyzen, Kampen, Blokfiel u. s. w. die Insel heimsuchen, um ihre Forderungen einzucassiren, dann kommen sie gewiß nicht vergebens. Später hält dies allerdings etwas schwerer.

Die Nahrung besteht fast nur aus Fisch, Brot und einigen Gemüsen; einen Fleischer sucht man hier vergebens; dahingegen giebt es fast ein Dutzend Bäcker, deren Waare, schwarz oder weiß, sehr schmackhaft ist.

Der Viehstand besteht aus etwa 100 mageren Schafen, 40 ziemlich guten Kühen und 4 alten Pferden. Unter Anführung des Stiers kommen die Kühe des Abends von der Weide und lagern sich für die Nacht gegen Wind und Wetter zwischen den Häusern, wodurch oft Arme und Beine der Insulaner in Gefahr gerathen.

Bei Tage weidet das Vieh auf dem sogenannten Berg, einem ausgedehnten und hochgelegenen Stück Weidelandes. Hier findet man einen ziemlich tiefen Brunnen, wie es deren viele giebt; fehlt trotzdem das Wasser, so muß solches durch Schiffe vom Festlande geholt werden.

Früher gab es viele Hunde, doch hat die Steuer sie jetzt auf vier vermindert. Einer derselben, ein kleines schwarzes Thier, führt seinen blinden Herrn — den Ausrufer Tymen — durch den Irrweg der Häuser nach den verschiedensten Stellen seines Amts und am Sonntag zur Kirche.

Auch an Kaninchen soll es in jener Zeit, als die Insel noch Sandboden hatte, nicht gefehlt haben; in dem jetzigen harten Lehmboden würden sie vergebliche Anstrengungen zum Höhlenbau gemacht haben.

Die einzigen wilden Vierfüßler sind Ratten und Mäuse, die in zahlreicher Vertretung die Nachtruhe bedeutend stören.

Außer den Hühnern findet man Sperlinge, Staare und Lerchen. Dies sind die einzigen Vögel, die hier brüten. Kibitze, Schnepfen, Wasserläufer (Totanus), Drosseln, Möven sowie Bergenten (Anas tadorna) besuchen auf ihren Zügen die Insel wohl, brüten aber nicht daselbst.

Die Flora ist eine dürftige und bietet nichts Bemerkenswerthes.

Karl v. Neumann's Expedition nach den Bäreninseln vor der sibirischen Küste.

I.

Am 5. Februar 1870 verließen wir mit fünf Narten und von zwei Kosacken begleitet Nischni Kolymsk, um ein großes Wagniß zu unternehmen; das war wenigstens die Meinung der Bewohner. Die Bäreninseln sind bei ihnen als Aufenthaltsort böser Geister verschrien; man erzählte uns gar erschreckliche Dinge von spurlos verschwundenen Jägern, von furchtbaren bärtigen Männern, von der Wildheit und Bosheit der dortigen Bären, die viel mehr Zähne hätten als der gewöhnliche Bär, und nur mit Mühe konnten wir das nöthige Angespann mit den Führern dazu auftreiben. Die Sage von den gegen Norden im Meere oder auf unbekannten Inseln lebenden bärtigen Riesen *) ist am ganzen Gestade von der Mündung der Jana bis zur Kolyma allgemein verbreitet, Russen wie Eingeborene, Christen und Heiden schwören auf die Existenz der Bartmenschen (Borodatyje). Die Tschuktschen allein, bei denen ich ähnlichen Unsinn nie vernommen habe, machen eine rühmliche Ausnahme. Andererseits liegt es nahe, einzelne wunderbare Erzählungen und Berichte, wie die Phantasiegebilde Andrejew's, welche einst so viel Aufsehen erregten und selbst Wrangel zum Aufsuchen der fabelhaften Festung auf der dritten Bäreninsel verleiteten, auf solche weitverbreitete Märchen zurückzuführen. Unsere Kosacken und Führer aber, von solchen Erzählungen eingeschüchtert, bestanden auf die Abhaltung eines eigenen, den Teufel beschwörenden Gottesdienstes und nahmen, als bestes Mittel gegen die von demselben drohenden Gefahren, eine Menge Weihrauch mit.

Ein wichtigeres Hinderniß, als der von uns mit großer Mühe bekämpfte Aberglaube, konnte indeß der durch Fischarmuth des Jahres 1869 verursachte Mangel an Nahrungsmitteln werden. So enorm der Preis für die Fische auch gestiegen war, so bemühte ich mich doch wenigstens für die Hunde einen reichlichen Vorrath zu erlangen und sandte denselben auf Narten nach Bolschoje Tschuchotschje voraus, von wo ich meine Fahrt nach dem Eismeer anzutreten beabsichtigte. Für den Fall eines längern, durch schlechtes Wetter herbeigeführten Aufenthalts auf dem Meere war unsere ganze Hoffnung auf die Bärenjagd gerichtet, denn Seehunde werden zu der Zeit noch nicht gejagt, die Bären aber sind wegen des Winterschlafs nicht allzugefährlich. Zu wesentlicher Beruhigung gereichte es uns, daß auch Kotelnikow, der für den

*) Zwei ihm persönlich mitgetheilte Erzählungen alter Leute, die solche fabelhafte Spukgestalten selber gesehen haben wollen, theilt hier Dr. Neumann ausführlich mit; es handelt sich um bärtige Riesen, die große Bäume umreißen, Thiere mit Haut und Haar verschlingen u. s. w.

besten Schützen im ganzen Lande gilt und manches Dutzend schwarzer sowohl als weißer Bären schon erlegt hat, sich unserer Expedition wieder anschloß. Um so weniger konnten wir uns auf die übrige Reisegesellschaft verlassen, von der noch Keiner je auf dem Meere gewesen war oder einen lebendigen Bären zu Gesicht bekommen hatte. Ihre Unerfahrenheit verzögerte in der Folge auch sehr unsere Reise, der beste Hundelenker auf dem Lande taugt oft gar nichts auf dem zugefrorenen Meere.

Unser Weg führte zuerst an den dicht bei dem Städtchen beginnenden, zu beiden Ufern des Flusses gelegenen Saimkas vorüber, nach dem 40 Werst von Nischnij-Kolymsk entfernten Dorfe Koretowo. Unter dem Namen „Saimka", der im übrigen Sibirien so viel wie eine kleine Farm oder ein Lusthaus bedeutet, versteht man hier die erste beste Hütte, die von den Fischfängern zum Aufenthalt während der Fangzeit benutzt wird. An geeigneten Stellen gesellen sich zu einer solchen Saimka bald andere hinzu und es entstehen so allmälig kleine Dörfer, deren es am Ufer der Kolyma, bis Maloje Tschuchotschje hinab, eine ziemliche Anzahl giebt. Koretowo liegt an der Einmündung des gleichnamigen Flusses in die Kolyma, zu beiden Seiten derselben; auf dem rechten Ufer wohnen größtentheils Jukagiren, auf dem linken befindet sich die Saimka Kotelnikow's, die sich vor den übrigen Hütten durch ein freundlicheres Aussehen auszeichnet und schon mehr einer echten sibirischen Saimka ähnlich sieht.

Einige Notizen über diese hervorragende Kosackenfamilie werden hier vielleicht von Interesse sein. Vor ungefähr 200 Jahren wanderten Kotelnikow's Vorfahren aus dem wologdaschen Gouvernement nach Sibirien aus und dienten anfangs als Kosacken in Kamtschatka, dann in Gischiga. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Theil der Kosacken aus Gischiga an die Kolyma übergesiedelt wurde, befand sich unseres Gefährten Großvater unter denselben. Dessen Sohn Simeon, durch außerordentliche Körperkraft bekannt, erwarb sich bald den Ruf des besten Jägers im Lande. Zur Zeit der Wrangel'schen Expedition war er der unzertrennliche Gefährte Matiuschkin's, ausgezeichnet durch seltene Kaltblütigkeit und persönliche Tapferkeit. Er war auch der Erste, der in Handelsverkehr mit den Tschuktschen trat und mehrere Mal ihr Gebiet bereiste; er war es auch, der den Versuch machte, im Norden des kolymschen Kreises Pferde- und Viehzucht zu betreiben. Die Erfahrung lehrte ihn, an passenden Orten Thierfallen zu stellen und bald gelangte er zu einem verhältnißmäßig bedeutenden Wohlstande, Grund genug, um bei den abergläubischen Einwohnern den Ruf eines Zauberers zu erwerben. Die unsinnigsten Gerüchte wurden über ihn verbreitet: der Teufel in höchsteigener Person sollte ihm die besten Stellen zum Fallenlegen und sogar den Platz für seine Saimka angewiesen haben. Ein vor derselben stehender, vertrockneter Lärchenbaum, von dem aus diese Platzanweisung stattgefunden haben soll, wird noch immer nur mit Furcht betrachtet, die Nachbaren bekreuzigen sich, wenn sie daran vorbeikommen und betreten das Haus nicht ohne eine schutzbringende Portion Weihrauch in der Tasche. Wie überhaupt von jedem, der sich hier in irgend einer Weise hervorthut und mehr als Andere zu Wege bringt, heißt es von Simeon Kotelnikow: „er war im Einverständniß (nämlich mit dem Teufel), und der Iwan ist's auch." Als demselben Simeon aber, schon in hohem Alter, das Glück den Rücken wendete und er verarmte, da war man überzeugt, daß er, nach Einweihung seines Sohnes und seiner Enkelin in den geheimnißvollen Umgang, für sich das verfluchte Thun bereut und sich vor dem herannahenden Ende zu Gott gewandt habe. Diese Enkelin, ein allerliebstes Mädchen, mit viel Verstand begabt und im Lesen und Schreiben unterrichtet, wird doch schwerlich je einen Mann bekommen: „Sie ist mit dem Teufel befreundet," sagen die Burschen nicht ohne Bedauern, „wer steht uns dafür, daß sie nicht zum Schornsteine hinausfährt und vom vertrockneten Baum herab die Waldteufel zum Schmause ladet? Gott mit ihr!" Als Thatsache kann ich noch hinzufügen, daß alte Leute uns bei unserer Ausreise aus Nischnij-Kolymsk wohl das schönste Wetter prophezeieten, aber nur für den Fall, daß wir dem Kotelnikow in Koretowo keinen Besuch abstatteten, sonst würden alle beim obenerwähnten Gottesdienst abgehaltenen Ceremonien ihre Kraft verlieren.

Um unseren Begleitern den Glauben an solche Märchen zu benehmen, fuhren wir gerade ins Kotelnikow'sche Haus, aber da kamen wir gut an! Wie zum Trotze für unser Untersangen brach am folgenden Tage ein heftiger Schneesturm los, so daß wir nur mit Mühe das 50 Werst abwärts gelegene Pochodsk erreichen konnten; an Weiterreisen war gar nicht zu denken, das Barometer fiel auf $1^1/_2$", wogegen das Thermometer um ganze 12° R. stieg; plötzlich schlug der Wind um und Alles deutete auf ein noch furchtbareres Unwetter. Dasselbe ließ denn auch nicht lange auf sich warten und wir mußten einen ganzen Tag in Pochodsk verbleiben und uns noch glücklich schätzen, daß unsere Behausung den Windstößen widerstand. Und dazu nun das alberne Gerede unserer Leute, daß unser Besuch bei Kotelnikow das Unglück heraufbeschworen habe und wir nun Alle zu Grunde gehen würden! Trotz des fortdauernden Schneegestöbers entschloß ich mich am folgenden Tage die Reise fortzusetzen und mit Hülfe des Compasses erreichten wir am Abende das 60 Werst entfernte Maloje Tschuchotschje, mußten dort aber, da der Schnee so dicht fiel, daß man buchstäblich den nächsten Hundeschweif nicht vor sich sehen konnte, doch wieder unfreiwillige Rast halten und das Ende des Unwetters abwarten.

Maloje Tschuchotschje liegt an der Stelle, wo die Kolyma ins Eismeer mündet. Die Breite derselben beträgt hier ungefähr 6 Werst; das linke Ufer ist flach, während am rechten hohe Felsen sich befinden; das Wasser erhält im Sommer beim geringsten Nordwind einen so salzigen Geschmack, daß es ungenießbar wird. In der Mitte des Flusses liegt eine schmale, beinahe 15 Werst lange Insel, „Kamenni-Ostrow" (Steininsel), die sich durch häufige Felseinstürze einen traurigen Ruf erworben hat. Die nördliche Spitze der Insel ist überaus fischreich, aber es geht hier selten ohne Unglück ab. Die Hoffnung, die Bäreninseln oder gar das nur 100 Werst nördlicher gelegene große Tschuktschenvorgebirge zu erreichen, mußten wir für dieses Mal gänzlich aufgeben; um aber bei der nächsten Excursion alle Zeit auf die Untersuchung der Inseln verwenden zu können, entschloß ich mich, trotz des schlechten Wetters Kamenni-Ostrow und die weiter drüben befindlichen Baranowyje-Kamni (Schafselsen) zu besuchen.

Die Ueberfahrt zur Steininsel nahm wieder einen ganzen Tag in Anspruch. Schon glaubten wir die Insel von Menschen verlassen zu finden, als plötzlich dicht vor uns einige Funken aus dem Scheee aufflogen: wir waren, ohne es zu wissen, auf das Dach eines verschütteten Hauses gerathen, in welchem eine vom Schneesturm überraschte Fischerfamilie mit ihren Hunden eine Zuflucht gesucht hatte. Nach einer guten Stunde erst gelang es uns, einen Eingang in das Haus durch den Schnee zu graben. Wir fanden Menschen und Hunde halb verhungert, mit Gier fielen sie über die ihnen von uns dargebotenen Nahrungsmittel her. Zudem befanden sie sich in großer Sorge um zwei junge Bursche, welche, von Hunger getrieben, am Morgen aufgebrochen waren, um an der Nordspitze der Insel Fische zu fangen. Wie leicht konnten dieselben bei dem furchtbaren Unwetter umgekommen

und unter Schnee und Eis begraben sein! Bald ließ es dem Vater keine Ruhe mehr, er stürzte hinaus, deren Spur zu verfolgen und kehrte, o Freude, nach einer Stunde mit den Verlorengeglaubten und einer Beute von zehn sibirischen Lachsen zu den Seinen glücklich zurück. Der Jubel war groß, aber wie lange hielt die Aushülfe vor! Die Menschen hätten vielleicht eine ganze Woche lang von den Fischen leben können, allein die Hunde mußten ja auch ihren Antheil daran haben, da reichte dieser mit Lebensgefahr erbeutete Vorrath vielleicht für zwei Tage aus, dann ging die Sorge von Neuem an. Vater oder Sohn wagten sich wieder auf den Fischfang hinaus, um vielleicht dieses Mal nicht wiederzukehren; unter einer Eisscholle zermalmt, oder, wovor Gott einen Jeden behüten möge, unter dem Schnee begraben und eines qualvollen Hungertodes gestorben, deckt der Frühling erst den vermoderten Leichnam des Verunglückten auf. Ich muß hier nochmals wiederholen, daß die Hunde oft eine große Last für die Bewohner dieses Landes sind; weit leichter haben es in dieser Beziehung die Tschuktschen mit ihren Renthieren oder die mit ihrem Vieh in einer und derselben Jurte hausenden Jakuten.

Unterdessen tobte der Sturm immer heftiger, an ein Weiterkommen nach Sucharino war nicht mehr zu denken, wir mußten auf der Insel besseres Wetter abwarten. Am 10. legte sich endlich der Wind ein wenig und wir beschlossen, unsern Weg fortzusetzen. Mit großer Mühe kamen wir über den 2 Werst breiten, gewöhnlich „Kamennaja (steinige) Kolyma" genannten Nebenarm des Flusses zwischen der Insel und dem östlichen Ufer. Letzteres erreichten wir zwischen Sucharino und Kabatschkowo. Hier aber wuchs die Macht des Sturmes nun immer heftiger an und nach wenigen Werften waren unsere Hunde, die zum ersten Male selbst gegen den Wind nicht mehr von der Stelle wollten (mit dem Winde, der ihnen den Schnee ins Fell jagt, ist den Hunden die Fahrt noch schwerer), so ermattet, daß wir auch den Besuch der Baranowye Kamni aufgaben und uns zur Umkehr entschließen mußten. Mit Mühe und Noth nur erreichten wir das menschenleere Kabatschkowo. 15 Werst weiter nach Süden, fast unter 69° n. Br., befindet sich eine passend Waldesgrenze (Krai lessow) benannte Ortschaft; hier endet der Lärchenwald, nördlich findet sich noch Cembrana und die Sandweide, die an der Kolyma entlang bis zum Eismeer gedeihen, in der Tundra fehlt auch dieser ärmliche Baumschmuck. Die Waldesgrenze *) erstreckt sich nach Osten sehr regelmäßig in einer Linie bis zu 170° östl. L. Dann biegt sie plötzlich gegen Süden und erreicht 66, ja sogar 65° n. Br. Am nämlichen Tage erreichten wir noch Koretowo und am 12. Nischnij-Kolymsk, wo zu unserer Ueberraschung die ganze Zeit über kaltes, aber schönes, windstilles Wetter geherrscht hatte. Uebrigens hat Wrangel bereits die auffallende Verschiedenheit der Witterung auf der nur 80 Werst langen Strecke von Kolymsk nach Pochodsk bemerkt, ich habe sie ebenfalls öfter erfahren.

Am 14. Februar langte auch Baron Maydell, nach glücklich vollbrachten Streifzügen, wohlbehalten in Nischni-Kolymsk an; er hatte die Renthiertschuktschen, die ihr Lager am Anadyr und im Gebiete der beiden Anin aufgeschlagen hatten, besucht, um Tributangelegenheiten mit denselben zu regeln. Einige Tage später besuchte uns unser Freund Amraurgin und verweilte fünf Tage bei uns; obwohl das Thermometer in unserm Quartier nicht über 6 bis 8° des Tages stieg und Nachts das Wasser gefror, klagte unser Gast doch beständig über große Hitze. Amraurgin bedauert überhaupt aufrichtig die armen Stadtbewohner, die in engen Häusern leben müssen. Einst hatte ihn die Lust überkommen, St. Petersburg zu besuchen, er machte sich auch wirklich auf den Weg, kam aber nur bis Jakutsk; diese leblose Stadt erschien ihm so übervölkert und geräuschvoll, daß er die weitere Reise aufgab, und, mit größtem Abscheu vor dem Städteleben, schleunigst in seine Tundra zurückflüchtete.

Bald nach des Häuptlings Abreise trafen die Kaufleute wieder ein und das Städtchen lebte, nach einjähriger Todtenstille, auf kurze Zeit wieder auf. Sowohl die Steigerung der Fischpreise als namentlich die Nachricht, daß dieses Mal in Folge unserer Reise eine größere Anzahl von Vorgebirgstschuktschen sich nach Aninsk begeben wollten, brachte eine größere Thätigkeit unter den Kaufleuten hervor. Alles beeilte sich, die nöthigen Vorräthe wie auch Hunde und Narten sich zu verschaffen und bald stiegen die Preise hierfür zu außerordentlicher Höhe, z. B. ein Hundegespann mit Narte, sonst mit 30 Rubeln bezahlt, war nun nicht unter 60 Rubel zu haben. Die besten waren natürlich für uns vorbehalten, 8 für Maydell und 5 für mich.

Unsere Expedition ging nach Schluß des Jahrmarkts ganz aus einander. Mein Ziel ist dem Leser bereits bekannt; der Chirurgus Antonowitsch befand sich, wie oben erwähnt, in Sresdny-Kolymsk, um dort die Ankunft der Zugvögel abzuwarten, der Topograph Abanasjew wollte mit den zurückkehrenden Lamuten das Quellgebiet des Flusses Omolon erforschen bis zur Stelle, wo dieser Fluß die frühere Gischigastraße durchschneidet (über diese Reise hat Abanasjew später einen sehr interessanten Bericht erstattet), Wrangel aber beabsichtigte, weiter gegen Osten, mindestens bis zum Jakanschen Vorgebirge, vorzudringen, um über verschiedene Dinge an Ort und Stelle persönlich Einsicht zu gewinnen und auf einige Fragen des Akademikers Bär, namentlich auch bezüglich des, wie die Eingeborenen versicherten, von Jakan deutlich sichtbaren Wrangel-Landes bestimmte Auskunft ertheilen zu können.

Gegen Ende März, wo auch Amraurgin mit seinen Leuten daselbst sich einfinden wollte, begaben wir uns nach Aninskaja Kriepost a. Ich wollte den Ort noch einmal astronomisch bestimmen und meine früheren Beobachtungen verificiren, sodann aber auch meine Tschuktschenfreunde, mit denen ich in rauhem Lande so lange gelebt und von denen ich so viele Freundlichkeit erfahren hatte, wiedersehen. Auf der Fahrt dahin erfuhr ich auch die Wahrheit eines kolymschen Sprüchworts, welches lautet: „Kein Reisender passirt ohne Bad den kleinen Anin." Bisher war ich diesem Schicksal glücklich entronnen, aber dieses Mal mußte ich auch daran glauben. Die obere Eisrinde nämlich, die durch Zufrieren des heraustretenden Wassers gebildet wird, barst plötzlich unter uns und ich fiel mitsammt meinem Begleiter Kotelnikow ins Wasser; wir hatten nun, nach einem eiskalten Bade, die Annehmlichkeit, in einer Temperatur von — 30° R. die durchnäßten Kleider und Wäsche wechseln zu müssen. Der Mensch gewöhnt sich eben an Alles und so kamen auch wir ohne irgend welche Nachwirkungen glücklich davon.

Die Kaufleute trafen erst einige Tage nach uns in der Kriepost a ein und wir verwandten die Zwischenzeit allseitig mit großem Nutzen. Mir gelang es, eine ganze Reihe von astronomischen Beobachtungen zu bewerkstelligen, während Maydell die ganze Umgegend sowie die bereits eingetroffenen Tschuktschen in ihrer Nationaltracht photographisch aufnahm und, nach den Berichten der von denselben erwählten Aeltesten

*) Die Grenze des Hochwaldes giebt Wrangel nicht ganz richtig an; der Anadyr ist waldlos, nur hin und wieder zeigt sich, einer grünen Insel gleich, auf unabsehbarer Wasserfläche eine kleine Gruppe von Pappeln; die Ursache der Waldlosigkeit ist meiner Meinung nach weniger in der nördlichen Lage des Anadyr als in der vor dem vorherrschenden kalten Ostwinde unbeschützten Richtung seines Laufes zu suchen.

und anderer eingeborener Jahrmarktsbesucher, den Versuch einer Tschuktschenzählung machte. Das Resultat dieser Volkszählung konnte natürlich nur ein approximatives sein, da nicht alle Tschuktschenlager aufgesucht und in die Berechnung gezogen waren. Jedenfalls ist die wahre Bevölkerungsziffer weit größer als die von Maydell gefundene, und kleiner als die von Kaufleuten und Kosacken angegebene. Mit Hülfe der Ortsvorstände wird eine ziemlich genaue Zählung nicht allzuschwer zu bewirken sein. Ich stattete noch vor Beginn des Jahrmarkts den mir bekannten Tschuktschen Besuche ab und wurde überall auf das Freundlichste aufgenommen. Meine Bemühungen aber, von ihrer Vergangenheit, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Glauben und Aberglauben etwas zu erfahren, blieben wieder ganz erfolglos. Sie scheinen wirklich selber nichts von ihrer Herkunft zu wissen und sind nicht einmal im Stande, den Sinn einiger sonderbaren Gebräuche zu erklären. So war es mir zum Beispiel auf unserer Reise aufgefallen, daß jedesmal beim Aufbruche alle abgenagten Knochen sorgfältig aufgelesen und verbrannt wurden, ja es war bei Holzmangel vorgekommen, daß sie ihr Fleisch roh verzehrten, um nur für dieses Autodafé das nöthige Brennmaterial zu ersparen. Aber vergeblich forschten wir nach einer Erklärung dieses Gebrauchs, keine andere Antwort konnten wir auf alle unsere Fragen erhalten, als die: „Woher sollen wir es wissen? Unsere Vorfahren thaten so und sie werden wohl gewußt haben, warum.“ Ebenso energisch verharren die Tschuktschenweiber bei einem andern abergläubischen Gebrauch: sie thun nie Renthierfleisch in einen und denselben Kessel mit Vögeln, und bei Gänsen sehen sie sich wohl vor, daß die Federn verbrannt oder ins Wasser geworfen werden: „Es könnten sonst wohl die Thiere ihrer frühern Freiheit sich erinnern und sich aus dem Staube machen!“ Ueberhaupt sind auch dort die Weiber fanatischer als die Männer.

Aus allen Erdtheilen.

Von der Insel Madagaskar.

Auf diesem großen ostafrikanischen Eilande vollzieht sich ganz allmälig eine Umwandelung zum Bessern, die unserer Theilnahme würdig ist. Die Insel war schon dem großen venetianischen Reisenden Marco Polo bekannt, wurde 1605 von den Portugiesen besucht und als Insel des heiligen Laurentius bezeichnet; die Araber haben mit der Nordküste seit vielen Jahrhunderten in Verkehr gestanden. Die Franzosen erhoben seltsamerweise schon 1642 Anspruch auf den Besitz der ganzen Insel, weil dieselbe von „Wilden“ bewohnt sei; sie mußten sich aber damit begnügen, an verschiedenen Küstenpunkten Handelsfactoreien und auch Forts anzulegen, von denen viele nach und nach wieder verlassen wurden, so daß sie auf der großen Insel selbst heute gar keinen Punkt besitzen, wohl aber mehrere kleine Inseln vor der Küste, z. B. Sainte Marie mit einem sichern Zufluchtshafen an der Ostküste, und Nossi be, wo sie Kaffee bauen, an der Nordwestküste.

Mit den Engländern ist der König des herrschenden Volksstammes, der Howas, welche die Centralprovinz Emirene inne haben, im Jahre 1814 in nähere Berührung gekommen; sie lieferten ihm Schießgewehre und Exercirmeister; 1820 erschienen die Missionäre. Wir gehen hier auf die inneren Kämpfe und die Christenverfolgungen nicht ein und bemerken nur, daß seit 1862 Religionsfreiheit gewährleistet ist, auch die Handelsverhältnisse mit dem Auslande geregelt worden sind.

Ueber die geographischen Verhältnisse hat vor einigen Jahren Grandidier in einem vortrefflichen Werke gute Auskunft gegeben. Die inneren Zustände des Volkes sind von Ellis eingehend geschildert worden; jetzt eben lieferte Joseph Mullens manche werthvolle Beiträge über die gegenwärtige Lage der Insel, auch giebt er nähere Nachrichten über die vulcanischen Verhältnisse. Wir wissen nun, daß insbesondere der centrale Theil Madagaskars gewaltige vulcanische Erschütterungen erfahren habe. Die Ankarat-Berge, welche sich am Südwestrande der Hochebene von Emirene (Imerina) erheben und von der Hauptstadt Antananarivo aus sichtbar sind, nehmen eine Fläche von etwa 600 Geviertmiles ein. Die fünf centralen Piks, welche übrigens keinen erkennbaren Krater zeigen, erreichen eine Meereshöhe von 8000 bis 8950 Fuß. In der Nähe des Itasysees, etwa 25 Miles jenseit dieses nicht mehr thätigen vulcanischen Centrums, ist eine andere vulcanische Region, in welcher man Krater neben Krater sieht; Mullens und sein Gefährte Pillans haben nicht weniger als 40 derselben in ihrer Karte verzeichnet und nach Norden hin liegen wahrscheinlich noch viele andere. Etwa 50 Miles weiter nach Süden hin findet man wieder drei Gruppen von Vulcanen und die Reisenden zählten dort nicht weniger als an 100 erloschene Krater. Dieser vulcanische Gürtel setzt sich nach Norden hin fort und steht offenbar in Verbindung mit den vulcanischen Piks, welche die Inseln Nossi be, Mayotta, Anjuan (Johanna) &c. bilden. Gegenwärtig ist Großkomoro das große Ventil, wo gewaltige Eruptionen sehr häufig sind; möglicherweise findet auch eine Verbindung mit den Vulcanen auf Mauritius und Reunion statt.

In neuerer Zeit ist mehrfach die Ansicht aufgestellt worden, daß Madagaskar einst einen Theil des unter dem Meere verschwundenen Continentes gebildet habe, der bis zur malayischen Halbinsel sich erstreckt habe, und von welchem die Seychellen, Rodriguez, Mauritius noch Ueberbleibsel seien.

Mullens nimmt an, daß die Malgaschen alle zu einerlei Race gehören; er bestreitet Crawford's Behauptung, der zufolge die überwiegende Mehrzahl derselben afrikanischen Ursprungs seien. Er theilt sie in die drei Stammgruppen der Betsimasarakas, der Sakalaven und der Hovas. Die Bewohnerzahl habe man früher viel zu hoch veranschlagt (— gewöhnlich auf etwa vier bis fünf Millionen Seelen —); sie übersteige dritthalb Millionen nicht. Mullens, wir meinen etwas sehr gewagt, behauptet, sie seien ein malayisches Volk mit malayischen Sitten und Gebräuchen; manche hätten malayische Augen und alle sprachen bis auf den heutigen Tag in malayischer Zunge. Das ist viel zu viel gesagt. Die Ethnographie hat auf Madagaskar noch eine schwierige Aufgabe zu lösen. Der jetzt so oft genannte Bartle Frere fand eine überaus große Aehnlichkeit zwischen den Malgaschen und den — Japanern! Es fehlt nur noch, daß der entsetzliche, abspurige Londoner Hyde Clarke Aehnlichkeit zwischen ihnen und den vorchaldäischen Akkadiern, eventuell auch mit den Etruskern oder Tschuktschen entdeckt!

Ellis war bis 1865 auf Madagaskar, wo er mit Missionsangelegenheiten vielfach beschäftigt war. Die alte Königin hielt streng am Glauben ihrer Vorväter, als aber die gegenwärtige Herrscherin Ranavalona den Thron bestieg, wurden die früher üblichen heidnischen Ceremonien nicht weiter befolgt, sondern man stellte zur rechten Hand der Monarchin eine Bibel auf. Im Februar 1866 empfing sie unter großen

Feierlichkeiten die Taufe und am 8. September 1869 sind dann, auf ihren allerhöchsten Befehl, alle Götterbilder den Flammen überantwortet worden. Schade, daß sie nicht in unsere ethnographischen Museen kamen, wo sie gewiß keinen Schaden für das Seelenheil der Europäer angerichtet haben würden. Dem Beispiel der Königin leisteten auch die Privatinhaber von Idolen Folge. Die vor 70 Jahren von den Missionären ausgestreute Saat war endlich reif. Es giebt kaum irgendwo ein Seitenstück zu einer solchen religiösen Umwälzung. Jede nach Europa gelangende Kunde brachte Ueberraschungen und in Folge davon flossen die Beiträge für die Mission sehr reichlich. Ellis allein sammelte 7000 Pf. St.

In den bisher erschienenen Werken über Madagaskar findet man eine Abbildung des königlichen Palastes zu Antananarivo; derselbe bildet ein hohes hölzernes Gebäude mit mehreren Stockwerken und spitzem Giebeldach. Jetzt ist an die Stelle desselben ein großer Palast getreten, um welchen sich eine auf steinernen Pfeilern ruhende Veranda zieht, und auch Thürme und Bastionen sind angebracht worden. Damit ist eine Eigenthümlichkeit verschwunden, welche der Residenz einen gewissen Charakter gab. Die Kirche in Ampamarinana ist ganz europäisch, hat einen Glockenthurm und Fenster von farbigem Glase; die Kirche der Königin neben dem Palaste hat den sogenannten englischen Stil und in der Umgegend hat man Villen gebauet, welchen die Schweizerhäuser zum Vorbilde dienten. Uebrigens haben die Missionen unter einander viel Zank und Hader gehabt; denn es sind zwei dort an der Arbeit gewesen und jene der englischen Hochkirche hat nicht nachgelassen, bis sie allen Widerreden zum Trotz einen Bischof einsetzen konnte.

Young's neue Expedition nach dem Niassa-See.

Bereits im Jahre 1867 hat der englische Marineoffizier E. D. Young den Niassa-See in Ostafrika in einem zerlegbaren eisernen Boote befahren und einige Aufnahmen an dessen Ostküste gemacht. Damals handelte es sich darum, Nachrichten über das Schicksal Livingstone's einzuziehen, der, nach Aussage seiner entronnenen Begleiter, ermordet sein sollte. Young's Nachforschungen brachten jedoch die Lügen der Johannaleute ans Tageslicht und weil es damals darauf ankam, möglichst schnelle Nachrichten nach England zu übermitteln, so konnte an eine sorgfältigere Aufnahme des Niassa-Sees nicht gedacht werden. Dieses soll nun nachgeholt und gleichzeitig damit der Zweck verfolgt werden, den dort besonders stark blühenden Sklavenhandel brach zu legen. Auf Anregung des Reverend Dr. Stewart ist in Poplar bei London ein kleiner zerlegbarer eiserner Dampfer gebaut und Flala — nach dem Todesorte Livingstone's — genannt worden. Die einzelnen Stücke des Dampfers, der 50 Fuß lang, 10 Fuß breit ist und 15 Tons faßt, wiegen nicht mehr als je 1 Centner. Vierhundert Träger sind erforderlich, um ihn längs den Katarakten des Schiré (des Abflusses des Niassa-Sees) zu transportiren. Commandant der neuen Expedition ist abermals E. D. Young.

Die mittlere Höhe Europas.

Ein Schüler Oscar Peschel's, Dr. Gustav Leipoldt in Dresden, hat auf die Anregung seines Lehrers hin es unternommen, die mittlere Höhe unseres Erdtheiles neu zu berechnen. Bisher galt allgemein die von Humboldt 1843 berechnete mittlere Höhe von 205 Meter, welche für richtig angenommen wurde. Nachdem bereits einige Zweifel laut geworden, machte Leipoldt sich an eine gründliche Neuberechnung, ein ungemein mühevolles Werk, das nur mit der zähesten Ausdauer und Geduld durchzuführen war. Man erschrickt förmlich vor der Masse der einzelnen Zahlen, die hier zu bewältigen und in Verbindung zu bringen waren.

Das Ergebniß der mühevollen Arbeit nun ist in der 140 Seiten umfassenden Schrift: Ueber die mittlere Höhe Europas von Dr. Gustav Leipoldt, Plauen 1874, niedergelegt und lautet einfach: Europa besitzt eine mittlere Höhe von 296,8 Meter oder 90 Meter mehr als Humboldt ihm zuerkannte. Auf die einzelnen berechneten Gebiete vertheilt sich die mittlere Höhe folgendermaßen:

Schweiz	1299,9	mittlere Höhe
Iberische Halbinsel . . .	700,6	" "
Balkanhalbinsel	579,5	" "
Oesterreich	517,9	" "
Apenninische Halbinsel .	517,2	" "
Skandinavien	428,1	" "
Frankreich	393,8	" "
Rumänien	282,3	" "
Großbritannien	217,7	" "
Deutsches Reich	213,6	" "
Rußland	167,1	" "
Belgien	163,4	" "
Dänemark ohne Island .	35,2	" "
Niederlande ohne die Depression	9,6	" "

Das bessere Material, welches Leipoldt zu Gebote stand, berechtigt uns, bei der übrigen Sorgfalt, die er auf seine Arbeit verwandt, sein Ergebniß von 300 Meter als ein vertrauenswürdiges zu betrachten, als ein der Wahrheit sich nach Möglichkeit näherndes. Es bleibt nur zu wünschen, daß der Verfasser es unternehmen möge, auch für die übrigen Continente die mittlere Höhe zu berechnen, wenngleich hier bei dem ungleich mangelhaftern Material die Ergebnisse weit weniger genau ausfallen dürften.

Der Wohlstand Californiens.

Von demselben entwirft die deutsche „California-Staatszeitung" folgende Schilderung:

„Die Minen geben einen reichen Ertrag, und wenn auch die Speculanten schwer unter der gegenwärtigen Panik leiden, so sind die Mengen von Gold und Silber, die unsere Minen in den Verkehr bringen, außerordentlich bedeutend. Wenn eine einzige Mine per Monat über zwei Millionen liefert, so ist es natürlich, daß unsere Münze Tag und Nacht beschäftigt ist und mehr liefert als je zuvor.

Der rasche Aufschwung unserer Quecksilberbergwerke ist dem Wohlstande unseres Landes und dem Bergbau außerordentlich förderlich gewesen. Eine ganze Anzahl neuer Quecksilberminen sind in diesem Jahre in Betrieb gesetzt worden. Das Quecksilbermonopol ist dadurch gebrochen und der Preis des Quecksilbers von 1 Dollar 75 Cents auf 80 Cents gefallen.

Unser Staat ist nach außen nichts schuldig, während unsere Ausfuhr fortwährend eine bedeutende ist und unsere Wollenproduction allein auf 11 Millionen geschätzt wird. In keinem Lande der Welt findet sich so viel Unternehmungsgeist unter den großen Capitalisten, in deren Händen sich in den letzten Jahren colossale Summen angehäuft, wie in Californien. Unsere Geldprinzen verwenden ungeheure Summen für die Verschönerung von San Francisco. Ganz dasselbe finden wir in anderen Theilen des Staates. Eine ganze Anzahl kleiner Bahnen werden durch den Unternehmungsgeist einzelner Leute gebaut. Senator Jones baut eben einen ganzen Minendistrict in Panamint. Er hat die Minen gekauft, baut Mühlen, eine Stadt, eine Eisenbahn nach der Küste, einen Hafen in Monica, kurz er verwendet Millionen auf ein Unternehmen, welches einem ganzen Theil unseres Staates eine andere Gestalt geben wird.

Was überhaupt eben im Süden unseres Staates sowohl von der Southern Pacific wie von einzelnen Privatgesellschaften geleistet wird, übertrifft Alles, was man selbst früher in Illinois gesehen. Ganz dasselbe gilt von unseren Bay-

Counties, die sich nach allen Richtungen mit einem wahren Netz von Eisenbahnen überziehen. Welche Capitalien durch alle diese Unternehmungen unter das Volk gebracht werden, läßt sich kaum annähernd berechnen.

Noch größer ist der Aufschwung, den unser Acker- und Obstbau in den letzten zwei Jahren genommen, mit durch die rasche Entwickelung unserer Verkehrswege. Die Herstellung eines Canal- und Bewässerungssystems hält in vielen Counties gleichen Schritt mit dem Bau der Eisenbahnen, und die Zeit ist nahe, wo eine regelmäßige Bewässerung und eine rationelle Bodenbehandlung den Landbau allen Gefahren der Trockenheit entrückt.

Wir stehen erst am Anfang der Entwickelung unserer überreichen Hülfsquellen, wenn wir aber damit so rasch vorwärtsschreiten wie in den letzten zwei Jahren, so wird es wohl bald kaum ein Product geben, welches unser Staat nicht in irgend einem seiner Counties producirte. Unsere Baumwollen- und Tabackproduction ist in raschem Zunehmen begriffen, unser ganzer Süden verwandelt sich in einen Garten, wo tropische Früchte neben Wein, Oliven, Obst und Getreide gedeihen, unsere Obstcultur liefert unter dem Aldenprozeß Producte, denen ein unbegrenzter Absatz gesichert ist, kurz unser Staat geht einem Aufschwunge entgegen, dem sich nur wenige Staaten der Welt an die Seite stellen können."

Die Handelsentwickelung Brasiliens.

Brasilien hat, den übrigen Staaten Amerikas gegenüber, den großen Vorzug, eine Monarchie zu sein und von Präsidentenwahlen nebst obligatem Zubehör verschont zu bleiben. Die Ruhe wird selten gestört, die Ordnung aufrecht erhalten und das Land kommt, vieler Mängel ungeachtet, in materieller Beziehung vorwärts. Die nachstehenden Ziffern beweisen, in welcher Weise der Handel zugenommen hat.

In den fünf Jahren 1846 bis 1851, als die Einfuhr von Sklaven ihren höchsten Stand erreicht hatte, betrug die Handelsbewegung mit dem Auslande 11,004,580 Pf. St.; sie war in den fünf Jahren 1866 bis 1871 gestiegen auf 34,193,201 und stellte sich für 1873 auf 37,403,672 Pf. St. Der fünf Jahre lang andauernde Krieg mit Paragnay (seit 1865) wirkte allerdings nachtheilig ein, aber trotzdem nahm der Handelsverkehr zu. Als Kaiser Dom Pedro der Zweite 1831 durch die Entsagungsacte seines Vaters zum Throne gelangte, betrug die Staatseinnahme 1,117,152 Pf. St.; 1840, im ersten Jahre seiner Majorennität, 1,631,075. Sie war 1871 gestiegen auf 9,773,655 und 1872 auf nahezu 11 Millionen.

Die Ausfuhr von Kaffee betrug 1841 nur 74,294,680 Kilogramm, 1871 schon 225,834,488. Baumwolle 1860 nur 9,854,952 K., 1872 aber 83,543,337. Zucker 65,387,951 in 1861 und 1872 schon 126,526,730. — Taback in derselben Zeit stieg von 4,608,987 auf 12,835,162 Kilogramm. Die Ausfuhr von Kautschuk war 1861 noch ganz unbedeutend, betrug aber 1873 schon 5,067,725 K. im Geldwerthe von 1,048,484 Pf. St.

* * *

— Während Kleinasien durch die Hungersnoth so entsetzlich gelitten hat und noch leidet, droht gegenwärtig eine solche auch in Armenien. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" schreibt, daß der ungewöhnlich lange Winter die Bewohner gezwungen habe, ihr Vieh einen Monat länger als sonst im Stalle zu halten; dabei gingen alle Heu- und Körnervorräthe verloren. „Ueberdies nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens von Jahr zu Jahr ab, denn die gänzliche Entwaldung des Landes hat einerseits auf die Bewässerung des Bodens nachtheilig gewirkt, andererseits die Bewohner gezwungen, den Viehdünger als Brennstoff zu benutzen, also den Feldern die nöthige Befruchtung zu entziehen." Es sind dies dieselben Ursachen, welche auch Kleinasien immer mehr unfruchtbar machen, so daß es, wenn nicht energisch eingegriffen wird, am Ende unbewohnbar werden wird.

— Auf der Insel Kreta ist in der Mitte des Junimonates eine Landesversammlung abgehalten worden. Unter den Abgeordneten befand sich auch ein Jude, zum großen Mißvergnügen der türkischen und christlichen Abgeordneten; sie behaupteten, daß in der Verfassung der Insel für einen solchen kein Platz sei! Der türkische Statthalter erklärte jedoch, es sei Platz für den Israeliten und was dem Einen recht, sei auch dem Andern billig.

— Heuschrecken in Argentinien. Darüber sagt Herr August Kahl in der Märznummer der „La-Plata-Monatsschrift" Folgendes:

„Eine Plage des Landwirths sind die Heuschrecken (Acridium paranense, Burm.). In Zwischenräumen von 5 bis 7 Jahren erheben sich im Frühjahr aus den Wildnissen des Chaco unermeßliche Züge dieses Insectes. Der Landbewohner, durch lange Jahre des Anblicks entwöhnt, weiß nicht, was er aus der Farbe und Form rauchähnlicher Wolken machen soll. Die Wolke wird immer dichter, bis sie von einem Horizont zum andern reicht und bald wird es ihm nur allzuklar, was sie bedeutet. Der Tag verdunkelt sich, umsonst werden an der Grenze der Felder Feuer angezündet, Tücher geschwenkt; die Sonne ist im Untergehen begriffen, und der Milliarden zählende Schwarm setzt sich, Meilen und Meilen weit den Boden bedeckend. Am andern Morgen erhebt er sich, um weiter zu wandern, aber die grüne Farbe ist mit ihm verschwunden. Getreide, Gemüse, das Laub der Bäume, ja zuweilen deren Rinde — alles abgenagt, die Arbeit des Jahres ist verloren. Neue Schwärme, bald größere, bald kleinere, folgen dem ersten. Nach einem Monat giebt das Insect die Wanderungen auf, um seine Eier zu legen. Man zerstört diese, wo man sie findet, allein die Strecken unbewohnten Landes sind zu groß, um dieses mit Erfolg thun zu können. Die neue Brut (Saltona) kriecht bald aus den Eiern und überzieht in geschlossenen Colonnen die Saatfelder. Es giebt kein Hinderniß für diese Milliarden Thiere, sie kriechen über alles hinweg und hindurch, sie durchschwimmen die Flüsse und löschen das Feuer mit ihren Leibern. Eine solche Colonne ist zuweilen Meilen lang und 10 bis 12 Cuadras breit. Da sie langsam kriechen, so geben sie dem Landwirthe Zeit, sie durch von Pferden gezogene eiserne Walzen zu zerquetschen. Wenn die junge Brut ihre Flügel erhält, wartet die gesammte Colonne, bis alle ihre Mitglieder mit diesem Apparat versehen sind, um dann zusammen aufzufliegen. Auch Führer, gewöhnlich ein erwachsenes Exemplar mit Flügeln, will man bei dem Marsche der jungen Brut bemerkt haben."

— Aus Bagdad wird berichtet, daß die orientalische Pest sich im Maimonat über das ganze Gebiet der Montefikaraber verbreitet habe und daß Tausende von Menschen derselben erlegen sind.

Inhalt: F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan. I. (Mit vier Abbildungen.) — Müller's kosmische Physik in vierter Auflage. II. (Mit drei Abbildungen.) — Ein Besuch auf der Insel Urk in der Zuydersee. II. (Schluß.) — Karl v. Neumann's Expedition nach den Bäreninseln vor der sibirischen Küste. I. — Aus allen Erdtheilen: Von der Insel Madagaskar. — Young's Reise nach dem Nyassa-See. — Die mittlere Höhe Europas. — Der Wohlstand Californiens. — Die Handelsentwickelung Brasiliens. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 2. Juli 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 6.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 4.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan.

II.

Unsere Leser erinnern sich, daß Garnier während seines Aufenthaltes in Lin ngae von einem Pöbelhaufen angegriffen und schwer beleidigt wurde. Er erhielt indeß Genugthuung, denn als er am andern Tage die Stadt verlassen hatte, wurde er von zwei Reitern überholt; sie meldeten von Seiten des Obermandarinen, daß der Missethäter, welcher mit Steinen nach dem Europäer geworfen habe, in den Halsblock gesperrt worden sei und daß man ihm dann soeben den Kopf abgeschlagen habe!

Die Stadt Tschepin an dem gleichnamigen See hatte durch die Unruhen nicht gelitten. Die Straßen sind mit Marmor gepflastert und werden sauber gehalten; die Wilden verschiedener Stämme, namentlich die Pay und Lolo, machen einen recht vortheilhaften Eindruck; außerdem leben dort noch Pula, Wilde von kleiner Statur und stark gedunkelter Hautfarbe. Der Verkehr auf dem Markte war lebhaft; Garnier sah Eisen, welches aus Gruben in der Nähe gewonnen wird, Töpfergeschirr, zum Theil sehr zierlich, in großer Menge, Schwefel, Thee, Salz, Baumwolle und Reis. Am 16. December, als die Expedition von Tong hay aufbrach, hatte sie den ganzen Tag Schneegestöber, das Gelände stieg immer mehr an, aber bald waren die Reisenden von ihrem nächsten Ziele nicht mehr weit entfernt; sie erblickten aus der Ferne die Mauern von Yünnan und wurden vor ihrem Einzuge von einem kleinen Mandarinen begrüßt, der ihnen einen Brief in französischer Sprache einhändigte; derselbe war von einem der Missionäre, welche in jener Stadt seit langer Zeit eine Station haben. Es war eine große Menschenmenge zusammengeströmt, um sich die Europäer zu betrachten, welche erst durch die südwestliche Vorstadt und aus dieser in die Hauptstraße geleitet wurden, die einen sehr vortheilhaften Anblick darbot mit den vielen, reich versehenen Waarenläden und den vielen bunten Schildern und Fahnen. Man wies ihnen als Wohnung ein großes Regierungsgebäude (Yamen) an, das allerdings theilweise in Trümmern lag; vor der Verwüstung waren in demselben die Examina für die Studenten abgehalten worden, welche sich um das Baccalaureat bewarben. Vor einigen Monaten war von Peking aus Befehl gekommen, einen Theil wieder in guten Stand zu setzen.

Die beiden französischen Missionäre Protteau und Fenouil gingen natürlich ihren Landsleuten in jeder Beziehung an die Hand und gaben ihnen die beste Auskunft; der Obermandarin zeigte sich sehr gefällig, schickte Lebensmittel und stellte eine Polizeiwache. In der Stadt wohnen viele Mohammedaner, denen man nichts anhaben kann, weil sie sich ruhig verhalten. Die Zahl der Christen giebt Garnier auf ungefähr einhundert an und er meint, daß bei der Gleichgültigkeit der Chinesen gegen religiöse Dogmen dieselbe sich wohl auch nicht vermehren werde; früher, vor dem Ausbruche der Unruhen, sollen sie etwa achthundert Köpfe gezählt haben.

Die Zahl der Einwohner betrug, als Garnier zu Ende des Jahres 1867 dort war, höchstens 50,000; sie muß sich aber, die ausgedehnten Vorstädte mit eingerechnet, vor dem Krieg wohl auf das Vierfache belaufen haben. Die Festungs-

Das Dorf Ban-tu in Yünnan.

werke sind ausgedehnt; der Boden, auf welchem die Stadt erbaut wurde, fällt sanft bis zum See ab; nach Norden hin erheben sich einige Hügel und die Umgegend ist sorgfältig angebaut. Für den Handelsverkehr hat Yünnan eine entschiedene Bedeutung; es bildet einen Mittelpunkt, in welchem von weit und breit Massen werthvoller Erzeugnisse aufgestapelt werden. Die Provinz ist namentlich reich an Metallen, insbesondere an Kupfer, welches aus mehr als vierzig Gruben gewonnen und hier raffinirt wird. Im Jahr 1850 betrug das Kupfer, welches den Antheil für die kaiserliche Regierung bildete und nach Peking abgeliefert werden mußte, ungefähr 6,000,000 Kilogramm. Der Silberertrag ist minder bedeutend, jährlich etwa 40,000 Kilogramm, die aus den Gruben von Lo ma und Mien hoa ti gewonnen werden; was man an Gold gewinnt, ist kaum der Rede werth; Zinn wird nur aus einer einzigen Grube gewonnen, dagegen ist die Förderung von Blei und Zink nicht unbeträchtlich; den Bedarf an Eisen deckt die Provinz selber.

Das Kupfer von Yünnan ist für die kaiserliche Regierung von größtem Belang, weil sie desselben zur Herstellung ihrer Scheidemünze, der Sapeken, nothwendig bedarf und für diese ist die Nachfrage in dem von ein paar hundert Millionen bewohnten Reiche unbeschränkt. Deswegen schießt sie auch den Grubenbesitzern beträchtliche Summen vor um die Ausbeute zu steigern. Uebrigens hat auch Yünnan seit dem Jahr 1661 eine Münzstätte, in welcher ganz ungeheuere Quantitäten Sapeken fabricirt worden sind. Solch ein Geldstück besteht aus 54 Theilen Kupfer, 42,75 Zink und 3,25 Blei. Vor dem Kriege mit den Mohammedanern lieferte Yünnan jährlich mehr als 100,000,000 Sapeken, von denen nach amtlicher Schätzung 1200 auf ein Taël, d. h. eine Unze Silber, kamen; die Sapeke wiegt $4^1/_2$ Gramm. Seit dem Kriege hat sich die Production vermindert und der Zusatz von Zink ist beträchtlicher geworden; als Garnier dort war stand der Cours niedrig: 1800 Sapeken für den Taël.

Die Industrie liefert einen eigenthümlichen Stoff, der als Sammet des östlichen Meeres bezeichnet wird: Toug hay tuan tse. Derselbe ist dick und man verwendet zum Gewebe den Faden welchen die schon früher erwähnte Waldspinne liefert; er ist insgemein schwarz, nimmt aber

Ankunft im Thale des Yangtsekiang.

auch andere Farben an. Dieser Sammet von Yünnan ist in ganz China berühmt; man verfertigt dort auch sehr hübsche Teppiche, Decken und Filzarbeiten. Auf den Markt kommt auch Opium, das in der Provinz selbst bereitet wird, Salz, Thee, Zinnober, Seide, Moschus, allerlei Drogen und Arzneikräuter, Taback. Sodann Pelz und Wollentuche aus Rußland, englische Baumwollenwaaren und rohe Baumwolle aus Birma.

Die Ebene von Yünnan liefert Getreide in Menge, Obst verschiedener Art, insbesondere Sorgho, Weizen und Hafer, sodann Flachs und Taback; an Obstarten Kirschen, Pfirsiche, Birnen, Nüsse, Kastanien; den Viehstand bilden Schafe, Ziegen, Rindvieh und Büffel.

Seitdem der Anbau des Mohnes eine große Ausdehnung gewonnen hat, liefert Yünnan nur noch wenig Wachs, das einst eine wichtige Handelswaare bildete. Die Bienen, so sagen die Eingeborenen, hatten eine krankhafte Vorliebe für den Mohn und gingen nicht mehr auf andere Blumen; binnen zwei oder drei Jahren waren sie dann alle gestorben.

Der Yünnan-See hat seinen Abfluß zum Yangtsekiang vermittelst eines Wasserlaufes, der bei der Stadt Kuen yang tschen das Becken verläßt.

Es ist schon weiter oben bemerkt worden, daß die Expedition sich in einem kläglichen, abgerissenen Zustande befand; vor allen Dingen war es nöthig, anständige Kleidung zu beschaffen. Sie befand sich in einem civilisirten Lande, mußte sich freigebig zeigen gegen die vielen Beamten und Diener, welche der Obermandarin ihr zur Verfügung gestellt hatte, und sie hatte noch eine weite Reise vor sich. Der Missionär Fenouil wußte Rath. Ma ta jen, Mohammedaner und General bei den kaiserlichen Truppen, war erfreut den Europäern die Summe von 700 Taels vorzuschießen und verlangte nicht einmal Rückzahlung. „Wenn Ihr aber auf einer solchen besteht, so schickt mir von Schanghai aus europäische Waffen für das Geld.“ Somit war eine große Verlegenheit beseitigt und die Reisenden konnten sich und ihre Begleiter anständig kleiden.

Nun aber fragte sich, wie und ob sie weiter nach Tali würden gelangen können. Diese Stadt ist in geographischer

Familie von Wilden.

wie commercieller Beziehung von entschiedener Wichtigkeit; sie liegt zwischen dem Blauen Fluß und dem Mekong und bildet den Schlüssel der Straße die aus Birma nach dem Innern Chinas führt. Aber der directe Weg war nicht offen, dort hatten überall die Mohammedaner die Oberhand. Auch hier wußte der eben genannte Missionär guten Rath; er machte seine Landsleute auf den Lao papa aufmerksam. Dieser alte Mann war das geistige Oberhaupt der Mohammedaner in der Stadt Yünnan und stand in großem Ansehen auch bei der chinesischen Regierung, weil diese den Beweis liefern wollte, daß sie gegen die Bekenner des Islam als solche keine feindselige Gesinnung hege, sondern die Mohammedaner nur bekämpfe, wenn dieselben als Rebellen gegen den Kaiser sich auflehnten.

Der Lao papa hatte in jüngeren Jahren weite Reisen gemacht und war namentlich im Indischen Archipelagus auch vielfach mit Europäern in Berührung gekommen; und so erklärt sich, daß er die beschränkten Ansichten seiner Landsleute nicht theilte. Seine Lieblingsbeschäftigung war Astronomie und der Missionär that ihm zu wissen, daß einer der Reisenden sich ganz ausgezeichnet auf die Himmelskunde verstehe. Damit war die Bahn gebrochen. Der Lao papa unterhielt sich mit Garnier über die Entfernung der Planeten und der Fixsterne, über Sonnen- und Mondfinsternisse und Kometen. Bei einer feierlichen Zusammenkunft äußerte Garnier seine Hochachtung über die Kenntnisse des würdigen Mannes, der dann ein prächtiges Fernrohr herbeiholte, das er einst in Singapore gekauft hatte. Leider konnte es von ihm nicht benutzt werden, weil er mit dem Mechanismus, namentlich mit der Schraube, nicht umzugehen wußte. Als dann Garnier Alles rasch in Ordnung brachte und der Lao papa sich desselben bedienen konnte, war die Freude groß. Aus Dankbarkeit erbot er sich, allen Einfluß aufzubieten, um den Europäern die Reise nach Tali zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke schrieb er einen langen Brief an seine rebellischen Glaubensgenossen, welchen er den Zweck auseinandersetzte, weshalb die Männer aus dem fernen Abendlande nach China gekommen seien; aus Liebe zur Wissenschaft, insbesondere zur Astronomie, hätten sie große Beschwerden ertragen, der Ungunst der Witterung Trotz geboten und sich weder vor

Wilde aus der Umgegend von Talan.

wilden Thieren noch Straßenräubern gefürchtet. „Ich bin mit ihnen bekannt, ihr Herz ist aufrichtig, ihre Rechtschaffenheit unterliegt keinem Zweifel, ihr Betragen ist artig, ihre Sitten sind anständig. Ich fordere nun alle Mohammedaner und alle Chinesen auf, nicht minder auch alle Barbaren, welche diese Gegenden bewohnen, diese Franzosen frei und ungehindert reisen zu lassen und ihnen keinerlei Hinderniß in den Weg zu legen.“ Das war ein bündiger Empfehlungsbrief und auch der Vicekönig von Yünnan stellte einen Fu pay aus, das heißt einen Geleitsbrief für die Strecke über Tong tschuen, Tschao tong, den Blauen Strom bis Schanghai. Ein christlicher Untermandarin mit kupfernem Knopfe sollte die Reisenden als Führer bis Tong tschuen begleiten.

Am 8. Januar 1868 verließ die Expedition Yünnan, wo sie zwei Wochen lang hatte Rast halten können. Sie zog am 10. Januar über eine weite, vortrefflich angebauete Ebene, welche durch ein ausgedehntes Canalsystem reichlich bewässert wurde; nach allen Richtungen hin lagen theils Dörfer theils große Meierhöfe, auf den Wiesen weidete Vieh und das Ganze erinnerte lebhaft an eine europäische Landschaft. Weiterhin wurde die Gegend hügelig, wurde von vielen Schluchten durchzogen und die weit von einander entfernten Dörfer lagen hier zumeist in Trümmern; die Panthays hatten fürchterlich gehaust und die Chinesen zitterten vor ihnen. Am 12. Januar führte der Weg in eine tiefe Schlucht, welche das Bett des Li tang ho bildet; dieser fällt unweit von Tong tschuen in den Blauen Strom. Die Bevölkerung dieser Gegend ist nur spärlich; der chinesische Typus verschwindet fast ganz bei ihr und die Physiognomie der Leute zeigt deutlich, daß hier starke Blutvermischung stattgefunden hat. Die Häuser sind aus gestampfter Erde ausgeführt; auf den Feldern, über welche ein kalter Wind hinwegfegt, bauet man nur Hafer und Kartoffeln; Gesträuche findet man lediglich in den kleinen Schluchten und Bodenvertiefungen. Die Reisenden hatten nun eine beträchtliche Höhe erreicht; zu ihrer Linken erhob sich ein mächtiger Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt war und dessen Höhe Garnier auf etwa 4000 Meter schätzt. Das Plateau war nach allen Richtungen hin von breiten und tiefen Spalten durchrissen, welche wie Mauerwälle jäh abfielen und den Zug nach Nordosten hin hatten. Unsere Illustration zeigt den Charakter dieser Schluchten auf der Straße von Tong tschuen nach Mong ku.

In diese Abgründe mußte man hinabsteigen. In den Frühlingsmonaten dienen sie dem Regen- und Schneewasser als Abzugsbetten. Aber selbst in diesen Einöden liegen Städte, die einen beträchtlichen Verkehr haben, so hier der Marktflecken Tay phu, wo alle Waarenläden reich ausstaffirt waren, denn das chinesische Neujahr war nahe. Eine über- aus buntscheckige Volksmenge war aus dem Gebirge herab- gekommen um Einkäufe zu machen; der Gasthof war zu Ehren der Europäer mit Flaggen geschmückt und die Herberge ließ nichts zu wünschen übrig.

Tay phu liegt an einem Bache, der sich nach und nach zum Flusse von Tong tschuen erweitert. Auf diesem lag

Gasthof an der Straße von Tong tschuen nach Mong ku.

eine große Barke bereit, auf welcher die Europäer den Fluß rasch hinabtrieben, während ihr Gepäck auf dem beschwerlichen Landwege befördert wurde. Das Wasser war seicht und hatte viele Stromschnellen, aber der flache Boden der Barke, die mit tüchtigen Ruderern bemannt war, kam trotzdem ohne Hindernisse vorwärts in dieser abscheulichen Gegend. Das Fahrzeug hatte zu beiden Seiten hohe, röthliche Felsen- wände, die völlig kahl waren und auf denen gar nichts wuchs, nicht einmal ein Grashalm. Dazu war der Him- mel impertinent klar und die Sonne brannte in die Schluch- ten hinein; dann und wann kam ein heftiger Windstoß aus Südwest und pfiff unheimlich durch die Schluchten. In wei-

ter Entfernung von einander lagen einige armselige Fischerhütten.

Nach achtstündiger Fahrt kamen die Reisenden in einen Seitencanal, welcher einen Theil des Flusses nach Tong tschuen leitet. Nun treten die Felswände zurück, bilden einen weiten Kreis und in der weiten Ebene wächst Getreide. Bald kamen auch die Mauern von Tong tschuen in Sicht, wo die Europäer bei einbrechender Dunkelheit einzogen. In einer Pagode war schon eine Wohnung für sie hergerichtet und von Seiten der Behörden war Befehl an das Volk ergangen, die Fremden nicht zu stören.

Wir verlassen sie hier, um sie auf ihrer spätern Wanderung zu begleiten und wollen nur bemerken, daß Commandeur Lagrée in Tong tschuen gestorben ist.

Karl v. Neumann's Expedition nach den Bären-Inseln vor der sibirischen Küste.

II.

Von ihrer Vergangenheit haben die Tschuktschen, wie schon bemerkt, gar keine Kenntniß überkommen, obwohl noch vor Kurzem, wie sie versichern, ihre Vorfahren gewußt hätten, wo sie hergekommen seien. Selbst von so allgemein verbreiteten Ueberlieferungen, wie von der Sintfluth, ist ihnen nichts bekannt, nur über die beiden wichtigsten Welterereignisse, die Schöpfung der Erde und des Menschen, habe ich bei ihnen zwei eigenthümliche Sagen gefunden.

Die eine auf die Entstehung der Renthiertschuktschen bezügliche lautet folgendermaßen: Im Anfange wurden mit einem Schlage alle Völker erschaffen, Tschuktschen, Inkagiren, Tschuwanzen, Tunguſen, Koriaken, Lamuten, Russen u. s. w., und in verschiedenen Gegenden hatten sie ihre Wohnungen. Diese Völker bekriegten einander und führten ein sündliches Leben. Dadurch erweckten sie Gottes Zorn und derselbe ließ einen furchtbaren Sturm los, der sie nach allen Weltgegenden verwehte; am weitesten flogen die Russen. In Folge dieses Sturms trennten sich auch die Inseln vom Festlande ab und es entstand die Bucht von Kolintschin. Bei diesem Sturme gingen nun auch alle Boote verloren und neue konnten, da auch die Wälder zerstört waren, nicht verfertigt werden. In Folge dessen mußten die Tschuktschen die Seehundsjagd aufgeben, es brach bald eine Hungersnoth unter ihnen aus und sie fingen an sich allmälig zu zerstreuen. Gott aber erbarmte sich ihrer und gab ihnen das Renthier. So entstanden die Renthiertschuktschen. Der andere Theil dieses Volks aber, dem die hohen Felsen des Schelagskij-Mys vor dem Sturme Schutz gewährten, bereute erst viel später sein sündhaftes Leben und blieb deshalb ohne Renthiere. Dann aber erbarmte Gott sich auch seiner und lehrte ihn aus Fischbein und Walroßhäuten kleine Boote (Bajdary) verfertigen und die Seehundsjagd betreiben. Doch können die ansässigen Tschuktschen, da sie zu ihren Kleidern der Renthierfelle bedürfen, ohne ihre glücklicheren Stammesgenossen nicht existiren und Gott hat die Renthiertschuktschen bei weitem lieber.

Die andere unter den ansässigen Tschuktschen verbreitete Erzählung lautet höchst einfach: Im Anfange wurde ein Menschenpaar erschaffen; von diesem stammen alle Völker ab, die sich je nach Neigungen und Fähigkeiten verschiedenartig beschäftigen. Das ist Alles und man kommt bei dieser Legende wohl auf den Gedanken, daß sie erst nach Einführung des Christenthums und mit diesem sich unter den Aug-Kali festgesetzt habe. Die erste Legende hat mir der heidnische Aiginroth mitgetheilt. Die heidnischen Tschuktschen verehrten nur einen guten, auf der Sonne wohnenden Geist, der Dualismus eines Ormuz und Ahriman war ihnen ganz fremd. Ich will keineswegs behaupten, daß diese religiösen Anschauungen tschuktschische Originalproducte seien, sie mögen ihnen ebensowohl von einem andern, vielleicht inzwischen untergegangenen Volke überkommen sein, aber so viel kann ich behaupten, daß dies überhaupt Alles ist was die Tschuktschen darüber wissen *); sie hatten keinen Grund uns etwas zu verheimlichen und mehr wird wohl Niemand in Erfahrung bringen.

Die Erwartung auf einen belebten Jahrmarkt ging in der That in Erfüllung, allein von den Vorgebirgstschuktschen hatten sich gegen 60 eingefunden, was übrigens die abergläubische Furcht vor denselben nicht verminderte. Der Umsatz war ungleich bedeutender als im Vorjahre, der Tabak wurde so schnell abgesetzt, daß er gegen Ende des Markts nicht mehr aufzutreiben war und viele Eingeborene ihr theures Pelzwerk wieder mit nach Hause nehmen mußten. Creditirt wird den Russen nicht mehr und nicht ohne Grund, nachdem vor 20 Jahren ein jakutskischer Kaufmann dem reichen Vorgebirgstschuktschen Chotto, welcher ihm eine bedeutende Partie Pelzwerk creditirt hatte, seine Verpflichtungen nicht einhalten wollte. Chotto mußte seinen Schuldner verklagen, er gewann auch, freilich etwas spät, den Proceß, aber seitdem haben die Tschuktschen ihr Vertrauen zu den russischen Kaufleuten verloren. Dies gilt übrigens nur von den Tschuktschen, welche sich so vollkommen frei erhalten; die anderen eingeborenen Stämme, Tunguſen, Jakuten, Lamuten, handeln auf Credit und gerathen dadurch in immer größere Abhängigkeit. Da es hierbei ohne Verluste nicht abgeht, so erhöhen die Kaufleute letzteren gegenüber allmälig ihre Preise, den Tschuktschen aber, die ihnen stets gute Pelzwaare fast aus der ersten Hand bringen, geben sie verhältnißmäßig billiger ab. Durch besondere Redlichkeit zeichnen sich aber auch die Lamuten aus, die einen unbeschränkten Credit genießen. Es herrscht bei ihnen nicht allein die löbliche Sitte, daß der Sohn die Schulden des verstorbenen Vaters berichtigt, sondern, wenn seine Mittel nicht ausreichen, kommt der ganze Stamm selber dafür auf. Derselbe ist daher bei den Kaufleuten sehr beliebt. Der Jahrmarkt von 1870 war nicht minder belebt als der vorigjährige, dasselbe bunte Gemisch von Völkertrachten und Gesichtern, dieselben Waaren und Handelsgeschäfte, dieselben Spiele, Tänze und Wettrennen.

Am Morgen nach dem Schlusse des Jahrmarkts nahm ich Abschied von meinen tschuktschischen Freunden. Wer weiß, ob ich je wieder diesen guten, unverdorbenen Menschenkindern begegne, ob ich noch einmal in meinem Leben in

---

*) Die von Schischmarew im Jahre 1821 aufgezeichneten Legenden sind den Tschuktschen factisch unbekannt.

leichter Narte über jene endlose, öde Tundra dahinfliege und unter der zottigen Felldecke, sei es im räucherigen Pologe oder gar im bloßen Schnee, die von langer Fahrt steif gewordenen Glieder ruhe! So lebet denn wohl, ihr rauhen Söhne des rauhen Nordens, die ihr, unbekannt mit allen Reizen höherer Cultur, eure Freiheit über Alles schätzet und außerhalb eurer eisigen Heimath kein Erdenglück euch vorstellen könnt. Glücklich seid ihr in eurer Naivetät und Unwissenheit, weit glücklicher als die von allen Feinheiten des civilisirten Lebens angeleckten Culturmenschen, die, ewig unzufrieden mit dem, was ihnen geboten, ewig nach Neuem langend, endlich von der traurigen Erkenntniß der Leere ihrer Bestrebungen und unerfüllten Hoffnungen niedergedrückt aus dem irdischen Jammerthale scheiden. Ihr seid glücklich in eurer Anspruchslosigkeit, zufrieden mit Allem, laßt ihr es euch an den kargen Gaben eurer Heimath genügen, habt ihr eure Freude an dem einzigen Reichthum, der sich euch bietet, den Renthierherden, befriedigt euch selbst der mit Lebensgefahr verbundene Fischerwerb auf dem Meere. Vom Eismeere bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, von der Kolyma bis zum Großen Ocean führt ihr mit euren Herden ein patriarchalisches Nomadenleben. Frei lebt ihr in euren geräumigen Zelten und zufrieden. Wohl habt ihr euch einst wild und grausam erwiesen gegen die eindringenden Kosacken-Eroberer, welche euch Freiheit und Unabhängigkeit rauben wollten, aber gastfreundlich und milde waret ihr gegen uns friedliche Reisende, die wir nur Freundschaft und Liebesdienste von euch beanspruchten. Ueberschreitet je wieder ein Reisender, sei es ein Mann der Wissenschaft, ein einfacher Tourist oder ein Jäger, die Grenzen eures Gebietes, so lasset ihm die Aufnahme angedeihen, die wir bei euch fanden, und Gott wird es euch lohnen, er wird euch in eurem Vorhaben beistehen und das ungerechtfertigte Mißtrauen eurer abergläubischen Nachbaren in Freundschaft und Achtung verwandeln. Lebet wohl!

Von der Kriepostа mußte ich zunächst wieder nach Nischnij-Kolymsk zurück; ich machte den Weg, nur einmal die Hunde wechselnd, in 24 Stunden. Die Geschwindigkeit und Ausdauer der Hunde ist eine ganz enorme; so legte vor einigen Jahren ein Kaufmann aus Jakutsk (N. Baramygin) diese 260 Werst (= 37 Meilen) lange Strecke, ohne zu wechseln, in 16 Stunden zurück, Kotelnikow fungirte dabei als Kajur und kann die Fahrt, deren er sich als einer Heldenthat rühmt, nicht vergessen. Am 12. April feierten wir ein durch die Anwesenheit der Kaufleute ziemlich belebtes Osterfest. Am Tage darauf gegen Mittag trat ich auf die Nachricht, daß die bestellten Narten in Pochodsk bereit ständen, meine zweite diesmal glücklichere Expedition nach den Bäreninseln an. Noch am nämlichen Tage erreichte ich Koretowo, folgenden Tags Pochodsk. Daselbst fand ich zwei bekannte Kaufleute vor, G. Solowjew und N. Tschichatschew, welche bereits zu wiederholten Malen von Nußkoje Ustje (russische Mündung), welches an der Indigirka liegt, über das Eismeer zum Anuischen Jahrmarkt sich begeben hatten. Dieselben befanden sich mit einigen 30 waarenbeladenen Narten auf dem Rückwege nach Hause, und wir beschlossen, da unser Weg einige Tagereisen weit zusammenfiel, gemeinschaftlich zu reisen. Herr Solowjew wollte mich sogar zur Eisbärjagd auf die erste Insel begleiten. Am 14. trafen wir in Maloje Tschuchotsche ein, wo meine erste Reise so unglücklich endete. Hier fängt das Eismeer an; das Ufer hat bis zum Krestowskij-Mys (Kreuzvorgebirge) eine fast genau nördliche Richtung, von da biegt es aber nach Westen aus. Auf halbem Wege ungefähr befindet sich das Große Tschuktschenvorgebirge (Bolschoje Tschuchotschje), eine Halbinsel bildend von ungefähr 6 Werst Länge und $1^1/_2$ Werst Breite. Man rechnet 110 Werst Entfernung von Klein- bis Großtschuchotschje. Wir brauchten bei widrigem Winde — das Eismeer begrüßte uns wieder mit einem heftigen Schneesturm — einen ganzen Tag für diese Strecke; es gilt, da bei den fast beständigen Schneegestöbern das Vorgebirge nur selten sichtbar ist, für ein großes Glück, sich in dieser Gegend nicht zu verirren. Es muß hier bemerkt werden, daß die Uferbewohner mit dem Gebrauch des Compasses gänzlich unbekannt sind und bei ihren Fahrten auf dem Eismeere sich lediglich nach den vom herrschenden Nordwinde gebildeten Schneewellen (Sastrugi) orientiren. Oft sind die alten Sastrugi durch frischgefallene Schneemassen verdeckt, dann wird die frische Kruste mit einem Messer oder auch einfach mit der Hand entfernt und die darunter liegende Schneewelle giebt die Richtung wieder an. Bewundernswerth ist dabei die Kunst der Kajuren, die eingeschlagene Richtung festzuhalten.

Bei Bolschoje Tschuchotsche sah ich zum ersten Male einen freien Eisbären; derselbe kam ziemlich nahe an unser Lager heran, ließ sich aber dann durch das Gebell von fast 300 Hunden verscheuchen, unsere Bemühungen ihn einzuholen waren vergeblich. Uebrigens waren auch gar keine erfahrenen Jäger unter uns; Kotelnikow, der einzige tüchtige Jagdkundige unter den Bewohnern der Kolyma, war dieses Mal leider nicht mit da (er begleitete Baron Maydell), und von meinen Leuten hatte noch keiner einen Eisbären gesehen.

Das Schneegestöber nahm indessen immer mehr zu und die Bewohner von Nußkoje Ustje riethen mir dringend ab, bei solchem Wetter mich weiter hinauszuwagen. Ich ließ mich aber nicht zurückhalten, den Curs hatte ich im Voraus berechnet und auf die Richtigkeit der Wrangel'schen Karte durfte ich mich, nach meinen bisherigen Erfahrungen, wohl verlassen. Ich umfuhr nun das ganze Vorgebirge, welches aus schwarzem Thonschiefer besteht, hin und wieder mit Eisschollen untermischt. Durch diese im Frühjahr und Herbst antreibenden Schollen verändert sich alljährlich die äußere Form desselben, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man die jetzige Gestalt mit der von Kosmin im Jahre 1823 abgezeichneten vergleicht. Dem ganzen Ufer entlang, von Maloje-Tschuchotsche ab, trifft man Tausende verschiedener, nach einer ordentlichen Hebeltheorie aufgestellter Thierfallen, die sogenannten Pasty, in denen sich hauptsächlich blaue Eisfüchse, zuweilen aber auch Bären fangen.

Um zu dem etwa 60 Werst nördlich vom Vorgebirge entfernten Flusse Agafonowka zu gelangen, brauchten wir in Folge der ungünstigen Witterung einen ganzen Tag; wir fanden daselbst eine Powarnia, die uns einigen Schutz gegen den Schneesturm bot. In der Mitte zwischen dem Großen Tschuchotsche und der Agafonowka geben Wrangel und Kosmin einen recht bedeutenden See an, derselbe existirt aber nicht mehr. In den vierziger Jahren durchbrach der See sein schmales östliches Ufer und floß ins Meer, die Durchbruchsstelle, welche früher einen natürlichen Damm gegen das Meer bildete, wird jetzt „das durchlöcherte Ufer" genannt; sie ist von der nämlichen Formation wie das Große Vorgebirge, in der Nähe sind mehrere Mammuthzähne gefunden worden.

Von der Mündung der Agafonowka aus soll man die erste der Bäreninseln, die sogenannte Kreuzinsel, bei klarem Wetter erkennen können, ich konnte mich davon leider nicht überzeugen. Meine Reisegefährten (als Bewohner der Nußkoje Ustje Indujirschtschikt genannt) beschlossen hier zu rasten, und auch Solowjew besaß nicht den Muth, seinen Jagdplan auszuführen; so mußte ich mich mit meinen Leuten allein auf den Weg machen.

Am 18. April 1872 um 11 Uhr Morgens betrat ich das Eismeer. Voran läßt man eine leichter beladene Narte gehen, die den anderen zum Wegweiser dient und zugleich zu gelegentlicher Bärenjagd benutzt werden kann. Ich fuhr mit einem jungen Kosacken Namens Iwan Schkulew, welcher eines der besten Gespanne an der Kolyma besitzt und selber, wie ich mich öfters überzeugen konnte mit Recht, für einen der kühnsten und gewandtesten Kajuren gilt. Nach zweistündiger Fahrt passirten wir glücklich die erste Eiswand (aufgethürmte Eisschollen, Toros), vier Werst weiter eine zweite, die gegen 4 Faden (24 Fuß) hoch war, glücklicherweise aber einen Durchgang aufwies. So ging die Fahrt im Ganzen ohne große Schwierigkeiten von Statten und gewann sogar durch die Eiswälle, da dieselben doch ein wenig Schutz gegen den Sturm gewährten, einigermaßen an Annehmlichkeit. Indessen begann es zu dämmern und meiner Berechnung nach mußten wir die die erste Insel vom Festlande trennenden 40 Werst beinahe zurückgelegt haben, noch war aber von einer solchen weit und breit keine Spur zu erblicken: meine Leute wurden allmälig immer unruhiger und mir selbst, ich gestehe es unverhohlen, war nicht ganz wohl zu Muthe. Noch 5 Werst fuhren wir in der eingeschlagenen Richtung weiter; da endlich, als sich gerade der Sturm ein wenig legte, gewahrten wir zur allgemeinen Freude, kaum 2 Werst vor uns, das ersehnte Ziel. Wir richteten nun unsere Fahrt nach einer an der nordwestlichen Spitze der Insel befindlichen kleinen Bucht, wo nach Wrangel eine Menge Treibholz sich finden sollte, und wirklich war auch jetzt eine beträchtliche Menge dieses kostbaren Materials vorhanden und wir brauchten unseren eigenen, für den Nothfall mitgenommenen Vorrath nicht zu schmälern.

Diese erste Insel ist die größte des ganzen Archipels. Sie wird von zwei ziemlich bedeutenden Bergen beherrscht und am Südende von einem kleinen Flusse durchzogen; ich habe den Lauf dieses letztern ungefähr 2 Werst stromaufwärts verfolgt und auffallender Weise eine Menge todter Fische von der Gattung der sibirischen Lachse an beiden Ufern liegen sehen; sie müssen sich, beim Hinaufschwimmen in dem engen Flüßchen, gegenseitig aus dem Wasser gedrängt haben. Im Norden und Osten der Insel erheben sich hohe und steile Felsenufer, ich entdeckte dort zahlreiche Bären-, Eisfuchs- und Renthierlager und überall die Spuren von Mäusen; schon Wrangel erklärt diese Thierchen für die ursprünglichen Bewohner der Insel. Die Vegetation beschränkt sich ausschließlich auf Moos, hin und wieder ein wenig dürres Gras, nur auf der sechsten Insel fand ich zu meiner Ueberraschung Blaubeeren.

Ein kurzer historischer Rückblick auf die Entdeckung der Bäreninseln wird nicht ohne Interesse sein.

Die erste Nachricht von deren Existenz erhielt man durch den jakutskischen Kosacken Michailo Sladuchin, welcher im Jahre 1644 Nischni Kolymsk und Ostrog gründete und von den wilden Tschuktschen erfuhr, daß gegenüber der Kolymamündung eine Insel sich befinde. Sladuchin nahm an, daß dieselbe eine Fortsetzung von Nowaja Semlja sei, und widmete, seinerseits mit Erforschung des — später als Anadyr erkannten — Flusses Pogitschi beschäftigt, den Erzählungen der Tschuktschen ebensowenig Aufmerksamkeit wie seine Cameraden und Nachfolger Kolmojorow, Ussow und der berühmteste aller russischen Seefahrer, Semen Deschnew, die sich sämmtlich nach Osten wandten. Im Jahre 1648 umfuhr Deschnew das Ost- und Tschuktschenvorgebirge und entdeckte die Mündung des Anadyr; ihm gebührt folglich die Ehre, die geographische Streitfrage von der Trennung Asiens und Amerikas gelöst zu haben. Das neidische Schicksal, welches der neuen Welt den Namen ihres Entdeckers Columbus mißgönnte, es entzog auch dem bescheidenen Kosacken den Preis seiner mühevoll errungenen Lorbeeren; 80 Jahre später belegte der Däne Behring die russischerseits längst entdeckte Straße mit seinem Namen. 1678 auf einer Fahrt von der Lena nach der Kolyma begriffen, machte ein gewisser Rodion Michailow seine Reisegefährten Nikifon Malygin und Jacob Wiatka auf eine der Kolymamündung gegenüber liegende Insel aufmerksam; darauf theilte Wiatka den Anderen mit, daß bei einer frühern Fahrt über dieses Meer drei seiner Fahrzeuge an jener Insel gestrandet seien und seine Leute dieselbe besucht, daselbst aber, außer Spuren unbekannter Thiere, nichts weiter gefunden hätten.

Lange Zeit hiernach erfuhr man nichts Neues von den Inseln, erst 1727 erzählten die Jäger Iwan Walegin und Sopkin dem Bojarensohne Fedor Amossow, daß sie eine Tagereise vom Flusse Tschuchotscha eine Insel besucht und alte Jurten auf derselben gesehen hätten. Sofort beschloß Amossow die Insel zu untersuchen, er machte sich auch wirklich am 3. November 1724 von Nischni Kolymsk aus auf den Weg, kehrte aber schon am 23. desselben Monats wieder zurück und theilte, über die Schwierigkeiten des Weges klagend und als Grund seiner raschen Umkehr Futtermangel angebend, über das gesuchte Land nur mit, daß er alte Jurten auf demselben bemerkt habe, aber nicht wisse, wer deren Bewohner gewesen und was aus letzteren geworden sei.

Am 3. August 1740 erblickte der Lieutenant Dmitri Loptew von seinem Schiffe aus die erste oder Kreuzinsel und benannte sie dem Heiligen des Tages zu Ehren „St. Antoniusinsel", er untersuchte sie aber nicht näher und gab auch keine Beschreibung; Schalaurow, dessen Schiff im Jahre 1761 hier von Eisschollen eingeschlossen wurde, war der Erste, der einige dieser Inseln auf der Karte bezeichnete. Endlich im Jahre 1763 sandte der Generalgouverneur Tschitscherin, auf Vorschlag des durch seine Beschreibung des südöstlichen Sibiriens bekannten Obersten Pleinsnew, den Geodäsie-Sergeanten Andrejew nach jener Inselgruppe. Ueber den fabelhaften Bericht dieses Menschen mich hier weiter auszulassen, halte ich, nach den zahlreichen darüber veröffentlichten Schriften und Documenten (namentlich nach der letzten Bearbeitung dieser Frage durch den Akademiker Bär), für überflüssig, auf einige seiner Phantasieproducte werde ich bei Beschreibung der dritten und sechsten Insel noch zurückkommen. Ein Bericht über eine lange unbekannt gebliebene zweite Expedition Andrejew's im Jahre 1764 ist im Journal des hydrographischen Departements (Jahrgang 1852) zu lesen; Bär bezweifelt übrigens stark den zweiten Besuch der Inseln Seiten Andrejew's. In den Jahren 1769, 1770 und 1771 wurden weitere Expeditionen von den Geodäsisten Leontjew, Lyssow und Puschkarew unternommen, denen wir die erste ausführliche Karte der Inseln verdanken; ihre astronomischen Bestimmungen sind freilich nicht sehr zuverlässig. Uebrigens herrschte in jener Zeit noch allgemein die Meinung vor, daß das amerikanische Festland sich an der Kolymamündung vorüber ziehe. Die 1787 ausgerüstete großartige Billing'sche Expedition kam gar nicht bis zu den Bäreninseln, erst 1810 wurde die erste derselben wieder von Hedenström besucht; der letzte wissenschaftliche Besucher vor mir war Wrangel, welcher wiederholt sich dort aufhielt, die Inselgruppe mit großer Treue beschrieb und sehr richtig ihre Breite und Länge bestimmte, auch die zweite bis dahin unbekannt gebliebene Insel entdeckte. In den funfziger Jahren verlebte der Kaufmann Tschicha Tschew, von der Indigirka kommend, einige Tage auf der Insel, die Winterszeit vereitelte aber seine Bemühungen, Mammuth-

zähne aufzufinden. Aus Kolymsk ist seit Wrangel Niemand mehr hierher gelangt.

Ich nehme nun meine Reisebeschreibung wieder auf.

Am 19. April gelang es mir auf der von Wrangel gewählten Stelle einige magnetische Beobachtungen anzustellen und die geographische Lage der Kreuzinsel zu bestimmen. Ich umfuhr die ganze Insel und überzeugte mich von der Richtigkeit der Wrangel'schen Karte, sammelte einige Stücke verschiedener Felsarten und begab mich um 4 Uhr Nachmittags weiter zu den anderen Inseln. Der Schneesturm legte sich ein wenig und nach fünf Stunden gewahrten wir zwei im Meridian vor uns liegende Inseln, nach Wrangel die dritte und vierte, von der kleinen zweiten war aber noch nichts zu erblicken; erst eine Stunde später, nachdem ich behufs Aufsuchung eines passenden Nachtlagers meine Leute nach dem nördlichen Ende der dritten Insel vorausgesandt hatte, entdeckte ich Nro. II., umgeben von großen Eiswällen. Aus großen Steinblöcken gebildet, zieht dieselbe sich, bei einer Breite von etwa 250 Faden, gegen $^3/_4$ Werst hin. Nachdem ich auch diese Insel umfahren hatte, wandte ich mich zur Nro. III. und fand dort bald den von Wrangel beschriebenen Keller, aber nichts darin und die Balken ganz verfault, von Menschenknochen, die Wrangel in der Nähe gesehen haben will, ebenfalls keine Spur.

Den Aufenthalt auf dieser Insel werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Der Sturm wurde gegen Mitternacht wieder heftiger und ich war froh, für mich und Schkulew eine geschützte Stelle zu finden, wo wir ein Feuer anzündeten, den Theekessel aufstellten und der Ankunft der übrigen Leute, welche alle Lebensmittel mit sich führten, sehnsüchtig entgegensahen. Bald siedete das Wasser im Kessel, aber von meinen Leuten und dem Thee war immer noch nichts zu sehen. Wir wurden schon ganz unruhig, da kamen endlich, aber nicht vom Meere sondern vom südwestlichen Ufer aus, vier Narten auf uns zu. Schon konnten wir, da der Wind auf uns zuwehte, einzelne Stimmen vernehmen, als plötzlich Alles hinter einem kleinen Felsvorsprunge verschwand und nicht wieder zum Vorschein kam. Vergebens warteten wir noch längere Zeit, vergebens ging mein Kajur aus nach ihnen zu suchen, die Narten, unsere Leute und unser Thee blieben verschwunden. Es blieb uns nichts übrig als endlich unsererseits uns wieder auf den Weg zu machen. Da ich mich schon früher von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, das von riesigen, 10 Faden hohen Eiswänden umgebene Nordende der Insel zu umfahren, so mußten wir, um an die Ostseite zu gelangen, das nur 2 Werst breite Innere derselben durchschneiden. Die Insel erhebt sich nur wenig über dem Meere, aber die Ufer sind steil und es kostete uns einige Mühe die Narten hinaufzubringen. Auf dem östlichen Ufer angekommen, konnten wir von unseren Reisegefährten wiederum weit und breit nichts entdecken. Während wir so von einem hervorragenden Punkte aus vergeblich auslugten, wurden die Hunde mit einem Male unruhig und plötzlich stand, wie aus der Erde gewachsen, ein gewaltiger Eisbär vor uns, der nicht minder erschrocken war über die unvermuthete Begegnung als wir selber. Die Hunde griffen ihn wüthend an und bald bildeten wir alle zusammen: Menschen, Hunde und Eisbär, einen einzigen wirren Knäuel. Weder Büchse noch Lanze konnten rasch genug losgebunden werden und so gelang es dem Bären, sich endlich loszumachen und, von den Hunden verfolgt, dem steilen Meeresufer zuzueilen. Wir hinterdrein, pfeilschnell den Abhang hinunter, aber bald mit der Narte umgeworfen, stürzten wir ungefähr 10 Fuß tief Hals über Kopf aufs Eis. Kaum erholte ich mich ein wenig von meiner Betäubung als Iwan Schkulew mir unterthänigst rapportirte, daß erstens der Bär, wenn auch auf drei Füßen, glücklich das Weite gesucht habe; zweitens daß einer von unseren Hunden stark verletzt sei; und drittens, was das Schlimmste war, daß eine Schlittensohle zerbrochen und unbrauchbar geworden sei. Welch eine Lage! 300 Werst von jeglicher menschlicher Niederlassung entfernt, ohne Lebensmittel und Futter auf einer wüsten Insel im Eismeer, der Möglichkeit zum Weiterkommen beraubt und ohne Aussicht, von unseren verschwundenen Cameraden aufgesucht zu werden. Glücklicherweise fand Iwan unter dem Treibholze ein zur Schlittensohle taugliches Stück Holz und schleunigst machten wir uns an die Arbeit; daß ich auch meinerseits nur auf unsere Rettung bedacht war, daß alle Lust zu wissenschaftlichen Beobachtungen mir in unserer verzweifelten Lage vergangen war, das wird mir Niemand zum Vorwurf machen wollen. Genießbares konnten wir beim besten Willen unter unseren Effecten nicht auffinden, außer etwa $1^1/_2$ Pfund Stearinlichte, die aber der nagende Hunger selber uns nicht appetitlich erscheinen ließ. Zehn Stunden beinahe arbeiteten wir an der Wiederherstellung der Schlittenkufe und es war gegen Mittag des folgenden Tages geworden, als wir endlich versuchen konnten unsern Weg fortzusetzen. Zu unserer nicht geringen Freude erwies der ausgebesserte Schlitten sich wieder ganz brauchbar und bald entdeckten wir auch auf dem Eise die kaum noch bemerkbaren Spuren der verschwundenen Narten, die, wie wir richtig vermuthet hatten, zur vierten Insel führten.

Der „Challenger“ auf der Fahrt von den Philippinen nach Japan.

I.

In der Humboldt-Bai an der Nordküste Neuguineas.

Wir haben dieses Schiff auf seinen Fahrten im Indischen Archipelagus begleitet und dasselbe bei den Philippinen verlassen*). Seitdem sind Berichte von ihm aus Yokohama vom 11. April eingelaufen.

Der „Challenger“ verließ Zamboangan am 5. Februar; er steuerte durch die Straße zwischen Mindanao und Basilan. Die Küste der erstern Insel ist steil und rauh, theilweise aber auch gut angebaut; Basilan ist flacher, weniger malerisch und scheint zum großen Theil mit Urwald bedeckt zu sein.

Es war die Absicht des „Challenger“, womöglich den geraden Cours nach den Carolinen und den Ladronen zu nehmen, ungünstiger Winde wegen schlug er aber jenen nach der Küste von Neu-Guinea ein. Dort besuchte er zunächst die

*) „Globus“ XXVII, S. 73. 89. 362.

Humboldt-Bai und späterhin die Admiralty-Inseln, die von Schouten 1666 entdeckt worden sind und späterhin mehrfach besucht wurden. Dort versuchte er eine Landung zu bewerkstelligen und erlebte eine Menge höchst interessanter Begebenheiten. Interessant ist, daß vom „Challenger“ ermittelt wurde, daß das auf den Karten verzeichnete Carteret-Riff gar nicht vorhanden ist. Am 21. Februar trieb das Schiff nach Süden und war bald darauf vor dem Delta des großen Flusses Ambermo, der in den Charles-Louis-Bergen entspringt. Diese prächtige Gebirgskette erhebt sich bis zu 16,000 Fuß hoch und fällt im Osten der Geelwink-Bai in die See ab. In dieser war sehr viel Treibholz und der Naturforscher des „Challenger“ sammelte von seinem Boote aus mehr als 50 Species von Samenkörnern und Kapseln, die offenbar aus bedeutender Entfernung auf dem Flusse herabgetrieben waren.

An der Ostseite der Humboldt-Bai wurde Anker geworfen in 19 Faden Wasser. Sofort kam eine Anzahl von Kähnen der Eingeborenen in Sicht, die sich aber nicht bewegen ließen näher zu kommen. Am andern Morgen jedoch waren nicht weniger als 80 Kähne beisammen, jeder 15 bis 20 Fuß lang und mit 4 bis 6 Leuten bemannt; Weiber und Kinder waren nicht sichtbar. Für Melanesier hatten diese Leute ein recht gutes Aussehen und malerisch genug nahmen sie sich aus. Die Nase ist ziemlich flach und durch ein Zierrath entstellt, das aus einem symmetrischen Paar von Eberzähnen besteht, die an ihren Wurzeln zusammen befestigt und dann durch den Nasenknorpel gehängt sind; das Ende steht aufwärts oder niederwärts je nach dem Geschmacke des Inhabers. Die Augen sind dunkel, der Mund ist breit, die Lippen sind sehr voll, die Zähne aber fast alle zerstört durch ewiges Betelkauen. Die Ohren sind breit und stehen weit vor, die Ohrläppchen langgezogen durch die schweren Ringe von Perlmutterschalen und Eberzähnen, welche ihnen als Schmuck dienen. Das Haar ist kraus und dick, aber nicht wollig und wird in der Form einer großen runden Perrücke getragen. Insgemein wird es durch Kalk, rothe Farbe und Ocker gebleicht oder geröthet. Fast alle Männer tragen 6 bis 8 weiße Federn im Haar und auch einen Strauß von scharlachrothen Hibiscusblumen. Sie waren nur schwach tättowirt, aber das Gesicht war häufig mit schwarzer oder rother Farbe eingerieben. Die Schmucksachen abgerechnet gingen sie absolut unbekleidet. Die Haut war im Schatten dunkelbraun, aber wenn warmes Sonnenlicht auf sie fiel, erschien sie in einem schönen Rothbraun.

Alle Eingeborenen waren wohlbewaffnet mit Pfeil und Bogen; die Rohrpfeile sind 5 bis 6 Fuß lang. In jedem Kahne bemerkte man 3 bis 4 sehr sorgfältig gearbeitete Steinbeile von verschiedenen Mustern; diese Beile waren an Stielen von hartem Holze sehr geschickt befestigt. Bemerkenswerth ist, daß dieselben genau denen gleichen, welche in Dänemark gefunden worden sind.

Die Humboldt-Bai ist im Jahre 1827 von Dumont d'Urville entdeckt und benannt worden; sie wurde später, 1848, von dem holländischen Dampfer Etna besucht. Innerhalb der Bai liegt eine kleine Gruppe von Inseln, welche vor dem Südwestwind Schutz gewähren. Der „Challenger“ traf dort mehr als 100 Kähne beisammen, die eine sehr malerische Procession um das Schiff herum aufführten.

Eins der Dörfer bestand aus etwa 20 bis 30 Hütten. Einige derselben standen auf dem Festlande unter Bäumen, die meisten aber waren Pfahlbauten. Die Plateforme derselben steht durch einen Plankenweg auf Pfählen mit dem Festlande in Verbindung, dieser Bohlengang aber kann nach Belieben entfernt werden. Die Hütten haben die Gestalt von Bienenkörben, manche sind aber auch kegelförmig zugespitzt und werden in der Mitte durch einen etwa 20 Fuß hohen starken Pfahl gestützt. Die Leute des „Challenger“ unterhielten einen lebhaften Verkehr mit den Eingeborenen und tauschten Waffen ein, Steingeräthe und allerlei Schmucksachen gegen Eisen, auf welches die Wilden den höchsten Werth legten. Auffallend erschien, daß kein Eingeborener zu bewegen war, irgend ein Nahrungsmittel der weißen Leute auch nur zu berühren. Jedenfalls waren sie sehr mißtrauisch und es ist klar, daß sie vor kürzerer oder längerer Zeit mit Europäern von den Molukken in Berührung gekommen waren und daß diese bei ihnen Menschenraub getrieben hatten. Uebrigens können sie mit Europäern keinen häufigen Verkehr gehabt haben, denn man bemerkte nur einige wenige Glaskorallen an den Armringen.

Die Pariahkaste der Koragars an der Malabarküste.

Ungefähr Mitte Wegs zwischen Bombay und Cap Comorin liegt das südliche Canara, die nördlichste unter den Provinzen der Präsidentschaft Madras an der Westküste Indiens. Vielleicht findet man nirgends eine größere Mannigfaltigkeit von Kastenclassen und Nationalitäten als gerade auf dieser Strecke der Malabarküste. Sie wird besucht von Handelsfahrzeugen aus dem Persischen Meerbusen, aus dem Arabischen Golf, aus den ostafrikanischen Häfen und selbstverständlich auch aus allen Seeplätzen der Küste selbst. Bemerkenswerth ist, daß eine der dravidischen Sprachen nur allein in Südcanara gesprochen wird und zwar von höchstens 150,000 Menschen: es ist das Tulu, welches wahrscheinlich bevor ein Jahrhundert abgelaufen ist ausgestorben sein wird. Dort gilt das Altiya-Sandana-Gesetz, d. h. der Brauch, daß nur die Töchter, niemals die Söhne erben.

Die wichtigste Stadt dieses Districts ist Mangalore, wo Walhouse als Civilbeamter in häufige Berührung mit den Eingeborenen kam („Journal des Londoner anthropologischen Instituts“ April 1875, S. 369 ff.). Am meiden interessirten ihn die Koragars, ein Volkstrümmer, das nur höchstens einige hundert Köpfe zählt und eine Sklavenkaste bildet. Eigenthümlich für dieselbe erscheint, daß die Frauen einen Schurz aus geflochtenen Zweigen und grünen Blättern als Kleidungsstück über dem Hintertheil des Körpers tragen. In früheren Zeiten war es beiden Geschlechtern streng geboten, nur solche Schürzen als Kleidungsstücke anzulegen, heute aber wird die alte Sitte nur noch von den Frauen befolgt, und was früher ein Zeichen der Erniedrigung war, gilt ihnen jetzt als eine liebe Gewohnheit. Die Blattschürzen sind heute vollkommen überflüssig, denn sie werden über den anderen Kleidern getragen.

Es sieht komisch aus, wenn eine Anzahl Koragarfrauen auf der Straße in ihrer wunderlichen Tracht sich einherbewegt. Die Leute sind sehr ruhig und harmlos, klein und schlank gewachsen, die Männer selten über 5 Fuß 6 Zoll engl. hoch, die Haut ist schwarz, die Lippen sind dick, die

Nase ist breit und flach und das Haar rauh und struppig. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Korbflechten, und die Arbeit müssen sie für ihre Herren verrichten. Sie leben außerhalb der Dörfer in der Nähe derselben, aber kein Koragar darf in einem aus Thon oder Erdschlamm aufgeführten Hause wohnen; er muß sich mit einer Hütte aus Zweigen und Blättern begnügen, und eine solche wird Koppus genannt. Gleich vielen anderen wilden Stämmen Indiens zeichnen sich die Koragars durch unbedingte Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe aus, das Wort eines Koragar ist sprüchwörtlich und wird selbst von den Hindus, die bekanntlich so gern lügen, als unbedingt wahr angenommen.

Durch eine Regierungsacte ist die Sklaverei in Indien 1843 aufgehoben worden, nichtsdestoweniger giebt es noch heute eine große Anzahl von Sklavenkasten, deren Lage gegen früher sich allerdings verbessert hat, die aber von ihren Gebietern in unbedingter Unabhängigkeit stehen. Bekanntlich sind die vier höheren Classen der Hindus aus Körpertheilen des Gottes Brama entsprungen, später entstanden die Anulomakasten aus dem geschlechtlichen Verkehr zwischen Bramanen und Kschatriyas mit Frauen aus Kasten, die aus ihnen entstanden waren. Der Ausdruck Anuloma bedeutet schlankes, regelmäßiges Haar und dieses charakterisirt allemal Leute arischer Abkunft. Nach jenen sechs Kasten entstanden abermals sechs andere, die Bradilga, die in umgekehrter Ordnung von Bramanen und Kschatriyas entstanden. Die dritte unter ihnen war die Dschandalakaste, die Bramininnen zu Müttern und Sutras zu Vätern hat. Alle diese Kasten haben ihre besonderen Benennungen und befolgen strenge Regeln und Vorschriften.

Die Dschandalas oder Sklaven waren abermals in 15 Classen getheilt. Keine von diesen durfte in die andere heirathen und diese Regel wird noch heute streng beobachtet. Die beiden niedrigsten der 15 Classen sind die Kapata oder Lumpenträger und die Kotta oder die blattragenden Koragars. So lautet der Bericht bramanischer Werke; es ist aber wahrscheinlich, daß diese niedrigsten Sklavenkasten abstammten von der Urbevölkerung, welche durch die arischen Eroberer aus dem Norden von ihrem Boden verdrängt wurde. Der Kampf mag Jahrhunderte gedauert haben; allmälig mußten die Ureingeborenen theils in die Gebirge und Wälder flüchten, theils wurden sie zu Sklaven gemacht.

Die Bergketten und die großen Waldstriche im südlichen Indien werden von halbwilden Stämmen bewohnt, welchen einst die fruchtbaren offenen Ebenen gehörten, und sie sind die Erbauer jener megalithischen Grabmäler gewesen, welche wir weit und breit über das nun angebauete Flachland zerstreut finden. Es ist ausgemacht, daß noch im 15. Jahrhundert ein eingeborenes Volk, die Kurumbas, einen großen Volksbund im Süden bildeten. Diese sind nun fast gänzlich verschwunden und nur noch wenige von ihnen übrig geblieben in den wildesten Gegenden der westlichen Bergregionen.

Alle diese Racen werden von ihren Hindugebietern mit unaussprechlicher Verachtung angesehen und gelten für durchaus unrein. Dieses Gefühl scheint aus den Zeiten herzustammen, als die nun verachtete Race noch mächtig erschien und die Hindu mehr oder weniger von ihnen abhängig waren; ohne Zweifel haben die Fehden lange gedauert.

Eigenthümlich ist, daß diese verachteten Kasten eine Menge von Rechten und Privilegien bewahrt haben, an denen sie streng festhalten. An gewissen Tagen können sie die Tempel der Hindus betreten, während zu jeder andern Zeit ihnen das unbedingt verwehrt ist. Auch haben sie manche Ceremonien und gesellschaftlichen Gebräuche, an denen die Hindus sich betheiligen, weil sie sonst Unglück für sich befürchten. Zu gewissen Zeiten im Jahre halten sie ein großes Fest ab, das man den römischen Saturnalien vergleichen kann. Dann ist die gegenseitige Stellung der Sklaven und Gebieter umgekehrt und die ersteren lassen es sich nicht nehmen, die letzteren mit Spott, Hohn und Schimpf gleichsam zu überschütten, ja, sie drohen sogar alle und jede Arbeit einzustellen, wenn ihre Privilegien ihnen nicht ausdrücklich bestätigt werden. Das geschieht und man ersucht sie demüthig, doch ja ihre Arbeiten fortzusetzen.

In die Verachtung, in welcher sie von den Hindus gehalten werden, mischt sich bei diesen eine abenteuerliche Furcht Man glaubt, daß sie geheime Zauberkräfte besitzen, daß sie hexen können und Einfluß auf die alten böswilligen Urgötter haben, in deren Macht es steht, Gutes oder Uebeles zu bescheeren. Wenn einer Bramanenmutter ein kleines Kind erkrankt, so ruft sie ein Koragarweib, giebt demselben Oel, Reis und Kupfermünzen und legt ihr das Kind in die Arme, weil sie sonst Unglück für sich befürchtet. Die Pariahfrau, welche man zu anderen Zeiten nicht berühren würde, giebt nun dem Kinde die Brust, legt ihm ihre eisernen Armbänder an, und wenn das Kind ein Knabe ist, nennt es denselben Koragar, wenn ein Mädchen, Korabula. Nach einiger Zeit wird es der Mutter zurückgegeben, und diese glaubt nun, daß ihrem Sprößling eine lange Lebenszeit beschcert sei. Ferner wenn ein Mann gefährlich krank ist oder längere Zeit Unglück gehabt hat, so schüttet er Oel in ein irdenes Gefäß und verrichtet vor demselben die Andacht wie vor dem Familiengott, blickt mit seinem Gesichte in das Gefäß, damit dasselbe sich im Oele wiederspiegele, und wirft dann etwas Haar vom Haupt und Schnitzel von Nägeln der Zehen in die Masse; dann wird das Oel der Koragarfrau gebracht und durch diese werden die feindlichen Gottheiten unschädlich gemacht.

Ueber die Koragars giebt es eine alte örtliche Ueberlieferung. Als Loba Diraya um 1550 v. Chr. König in Nordcanara war, kam von dem Ghatsgebirge ein Krieger, Namens Hawaschicka, mit einem Heerhaufen herunter, welcher völlig aus Dschandalas oder Sklavenkasten bestand, besetzte die Gegend und rückte südlich bis Mangalore vor, dann brachen unter ihnen die Blattern aus. Sie wurden außerdem schwer beläftigt durch die gelben Ameisen und deshalb zog Hawaschicka nach Panieschwach, das etwa drei deutsche Meilen südlicher liegt. Eine örtliche Herrschaft gehörte dem Angara Bama, Sohn Mira Bama's, der gemeinschaftlich mit seinem Neffen regierte. Angara Bama trieb den Feind in die Wälder, wo derselbe so schwer litt, daß alle Krieger einwilligten Sklaven zu werden. Sie wurden dann unter den Bramanen vertheilt, welche ihnen bestimmte Arbeiten anwiesen. Einige mußten das Feld besorgen und das Vieh hüten, Anderen wurden andere Lasten aufgebürdet und diese Arbeiten müssen sie bis zum heutigen Tage verrichten. Die Koragars aber, welche unter Hawaschicka im höchsten Ansehen standen, wurden entkleidet und bis an die Meeresküste getrieben, um dort getödtet zu werden. Sie schämten sich sehr, daß sie nackt gehen mußten, sammelten die Blätter des Nickibusches und flochten sich daraus kleine Schürzen, mit denen sie den Vorderleib bedeckten. Darüber empfanden die, von welchen sie hingerichtet werden sollten, Mitleid und ließen sie gehen. Sie wurden aber dazu verurtheilt, die Niedrigsten unter den Niedrigsten zu sein und nicht eine andere Kleidung zu tragen als Blätter.

Dieser Ueberlieferung liegt offenbar irgend etwas Thatsächliches zu Grunde, was aber, können wir nicht näher ermitteln. Noch heute werden die Koragars mit solchem Haß von den Hindus betrachtet, daß eine Abtheilung der-

selben, die Anti- oder Topfkoragars, unabläſſig am Nacken einen irdenen Topf tragen müſſen; in dieſen müſſen ſie ſpeien, denn ſie ſind ſo überaus unrein, daß es ihnen verboten iſt, die Erde mit ihrem Speichel zu beſudeln.

Die Koragars haben, wie ſchon bemerkt, ſich der Sklaverei nur unter gewiſſen Bedingungen unterworfen und ſich dadurch einige Rechte bewahrt. Es wurde befohlen, daß ſie auf immer und ewig Sklaven ſein ſollten. Sie durften täglich nur einmal etwas eſſen und nie Speiſe für den nächſten Tag in Beſitz haben. Jeder Sklave wurde ſeinem Gebieter unter folgenden Formeln eingehändigt, die noch in unſeren Tagen befolgt worden ſind. Der Sklave wurde gewaſchen, mußte ſich mit Oel ſalben und ein neues Gewand anthun. Sein künftiger Gebieter nahm eine Metallſchüſſel, füllte dieſelbe mit Waſſer und ließ eine Goldmünze hineinfallen, die der Sklav an ſich nahm, nachdem er das Waſſer getrunken hatte. Dann ergriff er etwas Erde vom Grund und Boden des künftigen Gebieters und warf dieſelbe auf die Stelle, wo er ſich eine Hütte bauen wollte. Dieſe wurde ihm nebſt allen darauf ſtehenden Bäumen übergeben. Bei Uebertragung von Land wurde der Sklav gleichfalls mit verkauft; er konnte aber auch beſonders losgeſchlagen werden. Manchmal wurde er einem Tempel geſchenkt, um der Gottheit zu dienen. Das geſchah öffentlich, indem ſein Herr zum Tempel hinantrat, etwas Erde, die er vor dem heiligen Gebäude aufgenommen hatte, dem Sklaven in den Mund ſteckte, erklärte, daß er auf alle ſeine Rechte verzichte und dieſelbe der Gottheit übertrage. Außerdem war genau ausgemacht — denn die Hindu haben eine gewiſſe Leidenſchaft, auch kleine Angelegenheiten zu reguliren — wie viel Speiſe der Sklav erhalten ſolle, und welche Geſchenke man ihm bei Feſttagen zu verabfolgen habe oder was er ſeinerſeits dem Herrn ſchenken ſolle. Bei Verheirathung der Sklaven warfen Braut und Bräutigam ſich vor dem Gebieter nieder und erhielten deſſen Einwilligung nebſt einem Geſchenk von Geld und Reis. Nach der Heirath kamen ſie abermals vor den Herrn, der ihnen Arekanüſſe gab und etwas Oel auf den Kopf der Braut goß. Wenn der Herr ſtarb, mußte der Hauptſklave ſich ſofort Kopfhaar und Schnauzbart abſcheeren.

Es gab eine Liſte von Vergehen, für welche der Herr den Sklaven beſtrafen durfte. Unter dieſelben gehört Zauberei oder wenn einer böſe Geiſter gegen einen Andern ausſandte. Die ſchwerſten Strafen beſtanden in Brandmarken und Auspeitſchen. Ueber Leben und Tod hatte der Herr kein Recht, und wenn er dem Sklaven nicht das vorgeſchriebene Quantum Nahrung überreichte oder ſchwerere Strafen verhängte, konnte derſelbe ſich bei den Behörden beklagen.

Gleich allen Sklavenkaſten und niederen Racen verehren die Koragars Mara Ama, die Göttin der Blattern. Sie iſt die entſetzlichſte Form der Parwati, Siwa's Weib, in Canara aber die populärſte Göttin. Sie wird unter den widerwärtigſten Formen dargeſtellt, und die Opfer ſind immer blutig. In ihrem Tempel werden Ziegen, Büffel, Schweine und Hühner geſchlachtet, der Kopf dieſer Opferthiere muß allemal auf einen Schlag vom Rumpfe getrennt werden durch einen Aſati, d. h. einen Mann aus den Sklavenſtämmen, die in den Ghatsgebirgen wohnen. Die Koragars gleich allen übrigen Sklavenkaſten gelten für ausgeſtoßen und dürfen ſich keinem Bramanentempel nähern. Sie haben aber nichtsdeſtoweniger einige Hindufeſte angenommen, namentlich jene von Kriſchna's Geburtstag und den Dſchandi. Bei dem letztern müſſen die einleitenden Gebete von einer Jungfrau geſprochen werden, bei dem erſtern wird viel geſchmauſt und getrunken. Sie ſitzen dann dicht neben einander und wenn ein Reiskorn zufällig oder nicht zufällig auf die Schüſſel des Nachbars fällt, hören Alle mit Eſſen auf; der Schuldige muß eine Strafe zahlen und wird ausgeſtoßen, denn ſelbſt dieſe Niedrigſten aller Stämme bilden noch Kaſten unter ſich und als Strafe für manche Vergehen haben ſie die Ausſtoßung aus der Kaſte, z. B. für Verführung eines Mädchens oder einer Wittwe, für geſchlechtlichen Verkehr mit Frauen aus einer niedrigern Kaſte, endlich für Eſſen im Hauſe von Leuten niedrigerer Kaſte. Bei den Koragars gilt es für einen Schimpf, die Hütte einer einzelnen Frau nach Sonnenuntergang zu betreten. Der Ausgeſtoßene kann ſich den Eintritt in die Kaſte wieder verſchaffen, wenn er eine Strafe zahlt oder für die Gemeinde ein Feſtmahl veranſtaltet. In einigen Fällen baut man ſieben kleine Hütten am Ufer eines Fluſſes, ſteckt dieſelben in Brand und der Straffällige muß über die brennenden Stäbe und die Aſche hinüberlaufen.

Die Hauptverehrung der Koragars wie aller Landleute wird den örtlichen Dämonen gezollt, den böſen Geiſtern und Kobolden. Sie werden als Buddhas bezeichnet und ſchwärmen in Legionen weit und breit über das Land umher. Bald iſt einer, bald iſt ein anderer populär beim Volke; der beſondere Buddha der Koragars heißt Kadu, und hat unter einem Kaſach-Kana-Baume ſeinen Sitz. Unter denſelben legt man Bananenblätter und einen Haufen gekochten Reiſes, der mit Curenma gelb gefärbt wird; der älteſte Mann ſpricht die Gebete. Solche Götterverehrung findet in den Monaten Mai, Juli und October ſtatt.

Heirathen werden bei den Koragars am Sonntage vollzogen, bei anderen Sklavenkaſten am Montag. Braut und Bräutigam nehmen ein kaltes Bad, ſetzen ſich auf eine Matte vor dem Hauſe der erſteren und neben ihnen liegt auf einem Blatt eine Hand voll Reis. Ein alter Mann, der den Vorſitz führt, nimmt einige Reiskörner und wirft ſie dem Brautpaar auf den Kopf, welchem Beiſpiel die übrigen Anweſenden folgen, erſt die männlichen und dann die weiblichen. Der Bräutigam überreicht ſeiner jungen Frau zwei Silbermünzen und muß dann der Gemeinde ſechsmal einen Schmaus geben. Eheſcheidung iſt mit Bewilligung der Gemeinde erlaubt und erfolgt oft aus Unverträglichkeit; die Frau kann wieder heirathen, auch die Wittwe. Der Mann kann eine zweite und dritte Frau haben, die alle bei ihm wohnen. Eine Wöchnerin gilt am ſechsten Tage wieder für rein und dann bekommt das Kind ſeinen Namen. Der Mutter giebt man Reis und Gemüſe und einige geſpaltene Cocosnüſſe; die untere Hälfte gehört der Mutter und die obere dem Manne. Todte Sklaven werden verbrannt mit Ausnahme der an den Blattern geſtorbenen. Nach dem Begräbniſſe werden vier Kuchen gekochten Reiſes auf das Grab gelegt, wahrſcheinlich als Speiſe für die Seele des Abgeſchiedenen.

Bemerkenswerth iſt, daß unter allen Sklavenkaſten allein die Koragars das Fleiſch der Alligatoren genießen, hingegen haben ſie ein großes Vorurtheil gegen vierbeinige Thiere, todte oder lebendige, ja Alles was vier Beine hat, iſt ihnen widerwärtig, z. B. ein Stuhl, ein Tiſch u. ſ. w. Da ſie alle als Kulis arbeiten, ſo wird ihr komiſcher Widerwille oftmals läſtig. Walhouſe bemerkt, daß während der drei letzten Jahre, die er in Mangalore verlebte, die Zahl der blättertragenden Frauen ſich allmälig vermindert habe. Er iſt der Anſicht, daß die Sitte nach einigen Generationen wohl vollſtändig verſchwinden werde.

Aus allen Erdtheilen.

J. Forrest in Westaustralien.

John Forrest, der bekannte australische Reisende, hat in der Londoner Geographischen Gesellschaft einen sehr klaren Vortrag über die Wanderung gehalten, welche er in der westlichen Hälfte Australiens von der Championbai an der Westküste bis zum Ueberlandtelegraphen unternommen hatte in einer Strecke, die in gerader Linie etwa 1400 Miles lang ist, mit dem Umweg gerechnet aber 2000 Miles. Er war noch nicht weit ins Innere eingedrungen, als er an die Spinifexwüste gelangte, welche er in einer Ausdehnung von etwa 600 Miles durchzog. So weit das Auge reicht, glaubt man aus der Ferne Felder reifen Korns zu sehen, aber in Wahrheit erblickt man nur das Gras oder den Stengel, welcher aus den Büscheln des Spinifex hervorragt. Dieses ist das sogenannte Stachelschweingras, Festuca irritans. Die Wanderung durch dasselbe ist außerordentlich beschwerlich, namentlich für die Pferde, die an den Beinen beschädigt werden. Das Vieh frißt dieses Gras nicht, denn es ist völlig dürr und ohne jeden Nahrungsstoff.

Dreimal wurde Forrest von den Eingeborenen angegriffen. Diese glichen in körperlicher Erscheinung wie in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen den anderen Schwarzen des innern Australien. Sie gehen völlig unbekleidet und schlafen zwischen zwei Feuern, nicht in einer Hütte, außer wenn das Wetter sehr naß ist. Dann stecken sie einige Pfähle in die Erde und bewerfen sie mit Zweigen und Gras. Es ist bemerkenswerth, daß sie in der schlimmsten Spinifexwüste in nicht geringer Zahl angetroffen werden. Daraus sollte man schließen, daß, weil Eingeborene dort sind, auch Wasser zu finden sein müßte. Dem ist aber nicht so, denn ein Australier wäscht sich nicht und kocht auch nicht mit Wasser, er gebraucht dasselbe nur zum Trinken. Eine kleine Aushöhlung im Felsen, die etwa 20 bis 100 Gallonen faßt, genügt auf längere Zeit für eine Anzahl dieser Schwarzen. Sie decken ein solches Wasserloch sorgfältig zu, damit keine Verdunstung stattfinden könne. Ein europäischer Reisender, der Pferde oder Kameele bei sich hat, würde freilich kaum einen Tag genug an einem solchen nassen Vorrath haben.

Die Eingeborenen gehen sehr häufig weit weg von jeder Wasserstelle und sie können es, weil sie sich ihren Trunk aus den Wurzeln einer Art Encalyptus (Mallee Scrub) bereiten. Sie heben die Wurzel aus, zerbrechen dieselbe in Stücke von etwa einem Fuß Länge, stellen sie senkrecht hin und dann fließt die in denselben enthaltene Flüssigkeit in eine Art von Napf oder Schüssel. Der Reisende traf unterwegs große Haufen dieser Wurzeln und sie sind ein schlimmes Anzeichen, denn wo man sie findet, ist sicherlich äußerster Mangel an Wasser.

Ein beträchtlicher Theil der Gegend von der Westküste bis an die Wasserscheide des Murchison ist als Viehweide ausgezeichnet. Auch sind bereits Squatter dorthin gezogen. Aber wenn man die Wasserscheide bis zu 128° östl. L. durchzogen hat, wird das Land wieder unbrauchbar, denn hier ist diese ausgedehnte Gegend nichts weiter als eine leicht wellenförmige Spinifexwüste und das vorwaltende Gestein tertiärer rother Wüstensandstein.

Von 128° östl. L. bis zur Telegraphenlinie findet man an manchen Stellen prächtigen Graswuchs und dort haben auch bereits Südaustralier sich angesiedelt. Das Resultat von Forrest's Wanderung ist, daß nun die westliche Seite Australiens von Osten nach Westen durch das Centrum dem 26. Breitegrade entlang bekannt geworden ist und daß wir uns über das Innere des Continentes in Klarheit befinden. Es handelt sich jetzt noch darum, einen verhältnißmäßig geringen Theil im nordwestlichen Winkel von Roberch zum Victoria River zu erforschen und das wird über kurz oder lang auch geschehen. Dort handelt es sich darum mehrere hübsche Flüsse zu untersuchen, namentlich den Fitray und den Gleneig.

Indien.

In Trivallore im südlichen Indien haben sich die heiligen Affen, denen kein Mensch etwas zu Leide thun darf, in höchst bedenklicher Weise vermehrt und ihre Zudringlichkeit ist überaus lästig. Wenn die Bewohner Speise genießen wollen, so müssen sie große Körbe über den Kopf stülpen, sonst raffen ihre langschwänzigen Gäste ihnen die Bissen vor dem Munde weg. Die Bewohner haben sich nun in ihrer großen Noth an die britische Behörde gewandt, die eigentlich keine Macht oder Gewalt über die heiligen Thiere hat, aber doch gebeten wird, dieselben einzufangen, nach irgend einem Wald in ferner Gegend zu schaffen und dort loszulassen. — Die Landschaft Gonda war im December durch wilde Thiere dermaßen unsicher, daß die Bauern sich nicht auf ihre Felder wagten; einige Dörfer sind völlig verlassen worden, weil die Tiger sich regelmäßig ihre Beute raubten.

Auf den Theeplantagen in den Nilgherris sollen von nun an chinesische Arbeiter beschäftigt werden. — Im Gondaverybezirke gedeiht der Manilatabak sehr gut und die Bauern erhalten jetzt Anweisung zur richtigen Behandlung der Blätter.

In Madras sind eine Anzahl Mädchen und Frauen aus der Kaste der Barbiere in die Hebammenschule getreten; auch einige Frauen aus höheren Kasten haben sich unterrichten lassen, diese würden aber um keinen Preis der Welt einer Frau von geringerer Kaste Hebammendienste verrichten.

In Calcutta ist ein Drama veröffentlicht worden. Dasselbe führt den Titel Rudrapala und ist eine Nachahmung von Shakespeare's Macbeth. Die Hexen sind durch drei Anbeterinnen der scheußlich blutigen Göttin Kali ersetzt. Ein anderes Drama, Gopi Tschend, gefällt insbesondere den Parsis zu Bombay, weil nicht bloß eine laufende Locomotive sondern auch ein Dampfer mit rauchendem Schornstein vorkommt.

Die Robinson-Crusoe-Insel.

Vor Kurzem machte nachstehende Notiz die Runde durch die Zeitungen: „Eine deutsche Colonie von etwa 70 Seelen bevölkert seit 1872 Robinson Crusoe's Insel im südlichen Stillen Ocean. Es fanden sich dort große Herden von Ziegen, 30 halbwilde Pferde, etwa 60 Esel und eine Anzahl anderer Hausthiere vor. Die Ansiedler brachten Kühe, Schweine, Hühner, Ackerbaugeräthschaften, kleine Boote und Angelgeräthe mit, und befinden sich nach Umständen wohl. Es muß einen eigenthümlichen Reiz gewähren, in einem deutschen Hause an Ort und Stelle die abenteuerlichen Erlebnisse des ehemaligen Gebieters der Insel in der Erinnerung vorüberziehen zu lassen."

Mit Bezug hierauf bemerken die „Valparaiso Deutschen Nachrichten" Folgendes: „Die Robinson-Crusoe-Insel (Juan Fernandez) liegt bekanntlich nur $1\frac{1}{2}$ Tagereisen per Dampfboot von dieser Küste. Diejenigen Leser, die dieselbe besucht haben, wissen aus eigener Anschauung, was auch so hier aller Welt bekannt, daß an obiger schönen Erzählung kein wahres Wort ist. Zwar bestand einmal ein solcher Colonisationsplan, aber er wurde zu Wasser. Gegenwärtig beschränkt

sich die Bevölkerung der Insel auf eine Anzahl spanischer resp. chilenischer Fischer und auf eine Anzahl von Ziegen, welche die Besucher meistens schießen möchten, ohne zur Ausführung ihres Vorhabens zu kommen. Es gehört schon eine eingefleischte Nimrodnatur dazu, um sich den Anstrengungen, welche mit der Gewinnung eines Zickleins verbunden sind, aus eigener Wahl zu unterziehen."

Zur Statistik der nordamerikanischen Zeitungspresse.

Die siebente Auflage, Jahrgang 1875, des amerikanischen Zeitungs-Adreß-Kalenders ist erschienen. Sie enthält in überaus übersichtlicher Anordnung eine Aufzählung sämmtlicher in den Vereinigten Staaten, den Territorien, der Dominion von Canada und Neufundland erscheinenden Zeitungen und periodischen Zeitschriften. Es werden demnach in den genannten Ländern 774 Zeitungen täglich, 100 dreimal wöchentlich, 121 zweimal wöchentlich, 6287 wöchentlich, 27 zweiwöchentlich, 108 halbmonatlich, 850 monatlich, 10 zweimonatlich und 71 vierteljährlich veröffentlicht — zusammen 8348, ein Zuwachs von 564 über die Zahl der im Vorjahre (1874), von 1057 über die Zahl der im Jahre 1873, von 1426 über die Zahl der im Jahre 1872 und von 1910 über die Zahl der im Jahre 1871 erschienenen Zeitungen.

Von den 7736 in den Vereinigten Staaten erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften (134 werden in den Territorien, 464 in der Dominion von Canada und 14 in Neufundland publicirt, zusammen also, wie oben angegeben, 8348) werden 695 wöchentlich, 77 dreimal wöchentlich, 104 zweimal wöchentlich, 5858 wöchentlich, 24 zweiwöchentlich, 106 halbmonatlich, 798 monatlich, 8 zweimonatlich, 67 vierteljährlich veröffentlicht. Der Staat Neuyork steht obenan mit 1086; dann folgt Pennsylvanien mit 707, Illinois mit 642, Ohio mit 537.

Abgesehen von den Wochen- und Sonntagsblättern der täglichen Zeitungen erscheinen in den Vereinigten Staaten 338 deutsche Zeitungen und Zeitschriften, in Ontario in der Dominion von Canada deren 9, davon 8 wöchentlich und 1 monatlich, zusammen also 347. An der Spitze steht Pennsylvanien mit 59, davon 10 tägliche; dann folgt Neuyork mit 51, davon 14 tägliche; Ohio mit 40, davon 7 tägliche; Illinois mit 28, davon 7 tägliche; Wisconsin mit 27, davon 5 tägliche; Neujersey mit 19, davon 2 tägliche; Missouri mit 18, davon 6 tägliche; Jowa mit 17, davon 1 tägliche; Indiana mit 15, davon 4 tägliche; Californien mit 8, davon 2 tägliche; Minnesota 8, sämmtlich wöchentlich; Texas 7, davon 1 tägliche; Maryland und Michigan je 6, davon resp. 2 und 3 tägliche; Kentucky 4, davon 2 tägliche; Kansas, Louisiana, Massachusetts, Connecticut, Nebraska, Tennessee, Virginia je 2, davon je 1 tägliches in Kansas und Louisiana und deren 2 in Virginia; und je eines in Arkansas, Delaware, District Columbia, Georgia, Nevada, Oregon, Südcarolina, Westvirginia, Colorado und dem Territorium Dakota, davon nur ein tägliches in Washington, D. C., die übrigen sämmtlich wöchentlich.

Es erscheinen je fünf tägliche deutsche Zeitungen in der Stadt Neuyork, in St. Louis, Milwaukie; je 4 in Philadelphia und Buffalo; je 3 in Chicago, Detroit, Cincinnati, Cleveland und Pittsburg; je 2 in San Francisco, Peoria (Illinois), Evansville (Jowa), Indianapolis, Baltimore, Newark, Brooklyn, Albany, Rochester, Allentown (Pennsylvanien), Richmond (Virginia), je 1 in Washington, D. C., Belleville, Quincy, Davenport, Leavenworth, Neuorleans, Kansas City, Toledo und Reading. — In französischer Sprache erscheinen in den Vereinigten Staaten 26, in den britischen Besitzungen 32 Zeitungen und Zeitschriften, davon in Louisiana 12, in Massachusetts 3, in Neuyork 5, in California 2, und je 1 in Illinois, Minnesota, Rhode-Island und Vermont. Von den in den britischen Besitzungen veröffentlichten französischen Zeitungen und Zeitschriften werden 29 im District Quebec und je 1 in den Districten Manitoba, New-Brunswick und Ontario publicirt. Täglich erscheinen französische Zeitungen: 1 in San Francisco, 1 in Neuorleans, 2 in Neuyork, 1 Ottawa (District Ontario), 7 im District Quebec, von den letzteren 4 in Montreal und 3 in Quebec. — In skandinavischer Sprache erscheinen in den Vereinigten Staaten 26 Zeitungen und Zeitschriften, davon 10 in Illinois (davon 6 in Chicago), 5 in Neuyork (davon 4 in der Stadt Neuyork), 3 in Minnesota, je 2 in California, Nebraska und Wisconsin, je 1 in Jowa und Utah. Davon sind 2 tägliche, die eine in Chicago, die andere in Neuyork erscheinend. — In spanischer Sprache erscheinen 23 Zeitungen, davon 11 in der Stadt Neuyork, sämmtlich wöchentlich, halbmonatlich und monatlich; 7 in Neumexico, davon eine tägliche in Santa Fe; 3 in California und je 1 in Texas und Colorado. — In holländischer Sprache erscheinen 8 Zeitungen, davon 6 in Michigan und 2 in Jowa, sämmtlich Wochenblätter. — In italienischer Sprache zwei Wochenblätter, eines in San Francisco und das andere in Philadelphia; 5 in wallisischer Sprache, davon im Staate Neuyork 3 und zwar 1 in Remsen und 2 in Utica; in Pennsylvania 2, eines in Pittsburg und das andere in Scranton. — Die Böhmen haben vier Organe, sämmtlich Wochenblätter, und zwar je 1 in Jowa City, Omaha, Cleveland und Racine (Wisconsin). — Die Portugiesen sind durch eine Monatsschrift, die in der Stadt Neuyork erscheint, vertreten; und die Polen durch zwei Wochenblätter, von denen das eine in Chicago, das andere in Detroit erscheint.

Die Adventisten in Chicago.

Wir lasen vor einiger Zeit die Angabe, daß die Anzahl der christlichen Kirchen und Secten in Nordamerika die ansehnliche Zahl von 127 erreicht habe. Eine dieser Secten, die Adventisten, sehnt mit wahrer Inbrunst den „Untergang der Welt" herbei, um desto rascher „selig" zu werden. Ihre Vorsteher erhalten Offenbarungen, auf welche hin sie den Tag des Weltunterganges prophezeien. Leider treffen diese Vorhersagungen niemals ein, wie folgender Bericht aus Chicago zeigt.

Wie fest diese kleine Secte an die Erfüllung der Prophezeiung ihres geistigen Lenkers Thurmann geglaubt hatte, nach welcher am Abend des 10. April „die Welt" untergehen und das tausendjährige Messiasreich beginnen sollte, das zeigt am deutlichsten die Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, welche ihrer sich bemächtigte, nachdem diese Weissagung sich als haltlos erwiesen hatte. Das Hauptheer der Gläubigen hatte sich an jenem Abend nach der „Swea Halle" in Chicago zurückgezogen und blieb daselbst unbehelligt. Lange Tafeln waren zusammengerückt und auf diesen war das vermeintliche letzte Liebesmahl servirt worden, bestehend aus Hammelfleisch, Obst, Rothwein und ungesäuertem Brot. Am obern Ende der Halle war ein eigenthümliches Sopha aufgestellt, mit Immergrün und anderen Blattpflanzen umgeben, und auf diesem improvisirten Throne saß der Prophet Elder Thurmann. In der Halle waren etwa 150 Personen, darunter viele Kinder, zugegen, die Männer saßen zur Linken, die Weiber zur Rechten Thurmann's.

Innerhalb des von den Tafeln eingeschlossenen leeren Raumes waren Waschbecken und Handtücher für die Fußwaschung aufgestellt und diese ging zuerst vor sich, dann setzte man sich zum Speisen nieder. Immer näher aber rückte der Zeiger gegen Mitternacht vor, doch keinerlei Anzeichen von dem bevorstehenden Ereignisse machten sich bemerklich. Bange Zweifel, ängstliche Ungewißheit sprachen von den Gesichtern der Harrenden und selbst Thurmann begann bedenklich unruhig zu werden. Als Mitternacht herangenaht war, stand er auf und hielt eine Rede an seine Herde, welche er um Vergebung bat, daß er sie ohne seinen Willen getäuscht hätte. Er vermöchte diesen Vorwurf indeß nicht zu ertragen und nähme

daher Abschied von ihnen. Nun folgte eine sehr seltsam aufgeregte Scene.

Weiber rangen in bitterm Grimme die Hände, starke Männer vergruben ihr Angesicht rathlos, verzweifelt in die Hände. Der schroffe Uebergang von verzückter Freude zu schrecklicher Enttäuschung wirkte betäubend und lähmend. Die Armen hatten seit langer Zeit ihre Gedanken ausschließlich auf diesen Tag gerichtet, mit aller Inbrunst sich auf das Ereigniß, das er ihnen bringen sollte, vorbereitet, und nun war ihnen der Boden unter den Füßen weggerissen, jeder Halt genommen. Thurmann sprach noch ein Gebet und den Segen über die Versammlung, dann schien er in dumpfes Hinbrüten zu versinken, um ihn aber weinte und schluchzte Alles und das Opferfest war gründlich gestört. Viele der Getäuschten hatten nun aber sehr materielle Gründe, die sie das Fehlschlagen ihrer Hoffnungen bejammern ließen; sie hatten in der festen Zuversicht auf den bevorstehenden Weltuntergang ihre ganze Habe verschenkt, ja selbst ihre Wohnung aufgegeben, und jetzt wußten sie nicht, wo sie mit Weib und Kind ihr Haupt hinlegen sollten. Ein alter, weißhaariger Mann Namens Miller, der sein über 6000 Dollar werthes Grundstück abgetreten hatte, bat einen Bruder, der nur seine Möbel weggegeben hatte, um Erlaubniß, wenigstens in seinem Hause auf dem Fußboden zu schlafen. Dazwischen schrien die Kinder, Säuglinge wimmerten, die Weiber wehklagten, endlich trennte man sich in äußerst gedrückter Stimmung und Jeder suchte sich ein Obdach aus, wo er es eben finden konnte, mit Schrecken des Elendes gedenkend, das die nächsten Tage bringen mußten.

* * *

— Der deutsche Kriegsdampfer „Arcona" im Hafen von Honolulu. Die „California Staatszeitung" enthält folgenden Bericht: Am Montag, den 10. Mai, um 12 Uhr Mittags, empfing der König von Hawaii im Jolani Palast den stellvertretenden Consul des Kaisers von Deutschland, Herrn J. C. Glade, und den Baron von Reibnitz, Commandanten des deutschen Kriegsschiffes „Arcona", welcher den König anredete wie folgt: „Majestät! Mein erhabener Souverän, der Kaiser Wilhelm, hat mich nach Honolulu gesandt, um das Interesse zu zeigen, welches er an dem Fortschritt und der Wohlfahrt der Staaten Eurer Majestät nimmt, in denen so viele seiner Unterthanen eine neue Heimath gefunden haben und sich aller jener Vortheile erfreuen, welche die weise Regierung Eurer Majestät den Ausländern in demselben Grade wie den Eingeborenen bietet. Die gute Aufnahme, welche die „Arcona" von Seiten der Regierung Eurer Majestät gefunden hat, hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich bin glücklich, diese Gelegenheit zu haben, um Eurer Majestät meinen aufrichtigen Dank auszudrücken." — Der König erwiederte hierauf wie folgt: „Baron von Reibnitz! Es macht mir sehr große Freude, Sie, sowie die Offiziere des schönen Schiffes, welches Sie commandiren, heute hier bewillkommnen zu können, da die „Arcona" das erste Kriegsschiff unter der Flagge des deutschen Reiches ist, welches mein Land besucht hat. Ich gebe Ihnen die feste Versicherung, daß die Unterthanen Ihres Souveräns sich stets jeden Vortheiles erfreuen sollen, welche den Eingeborenen dieses Staates gewährt wird, und daß keine Leute auf diesen Inseln willkommener geheißen werden als die Deutschen, deren Industrie und Unternehmungsgeist so viel zu der Prosperität jedes Landes beitragen, in welchem sie wohnen, und es macht mir großes Vergnügen, zu hören, daß Ihr Souverän, der Kaiser Wilhelm, Sie hierher geschickt hat, um das Interesse zu zeigen, welches er an dem Fortschritt und der Wohlfahrt meines Staates nimmt."

— Der Anbau des Kaffees in Costa rica ist schon so beträchtlich geworden, daß die jüngste Ernte nahezu 300,000 Centner geliefert hat, im Geldwerth von etwa sechs Millionen Thaler. Der Kaffeebaum ist in dieser Republik zuerst vor nun etwa 25 Jahren von einem deutschen Kaufmann, Herrn Eduard Wallerstein, eingeführt worden, und gedeiht vortrefflich. Ein Gleiches ist in Guatemala der Fall, von wo alljährlich größere Quantitäten in den Handel gelangen.

— Im australischen Victoria sind viele Grundbesitzer so verständig, große Flächen mit Waldbäumen zu bepflanzen. — Die Zahl der Känguruhs wird durch die Jäger beträchtlich vermindert, aber von einer Ausrottung dieser Thiere kann auf lange Zeit hinaus noch keine Rede sein. Bei einer in der Nähe von Port Lincoln veranstalteten Jagd wurden auf der Station Uly mehr als 200 geschossen, während etwa 600 unbehelligt blieben und entkamen. — In Neusüdwales kommen noch immer Fälle von Cannibalismus zur Anzeige. So berichtet die „Townsville Times" Folgendes über den Mord eines Ansiedlers Namens Conn und dessen Frau: Die Eingeborenen hatten Hrn. Conn überfallen und niedergeworfen. Sie holten hierauf seine Frau herbei, um der Ermordung ihres Mannes beizuwohnen. Diesem wurde auf einem Baumstumpf ein Bein am Knöchel und an dem Knie abgehackt. Die Frau riß sich los und rannte nach dem Hause zurück, wo sie eine Schrotflinte ergriff und auf die Wilden feuern wollte. Die Flinte versagte. Sie rannte hierauf nach der Nachbarfarm zu und wurde dabei mit einem Speer im Rücken getroffen, wobei die Schwarzen die Flinte auf ihrem Kopfe zerschlugen. Sie schnitten ihr hierauf die Eingeweide aus und nahmen sie mit. Die zur Verfolgung ausgesandten Truppen überraschten die Mörder, die eben über die That ein Fest angerichtet hatten und die mitgenommenen Körpertheile verzehrten. Sie hatten Boote in Bereitschaft, um nach dem Feste nach Hinchinbrook Island überzusetzen. Nach ihrem Zusammentreffen mit den Truppen hatten sie keine irdischen Boote mehr nöthig.

— Wittwenverbrennungen kommen in Indien vereinzelt immer noch vor, so im vorigen December in der Umgegend von Lackno, wo eine Frau nicht davon abzubringen war, ihrem Mann in den Tod zu folgen. Sie nahm ein Bad, schmückte sich bräutlich und wurde von ihren Verwandten in festlichem Zuge zum Scheiterhaufen geleitet, der dann von Hindus niederer Kaste in Brand gesteckt wurde. Holz ist in jener Gegend theuer und selten, man hatte deshalb zumeist andere brennbare Stoffe verwandt, welche um die Frau herum aufgehäuft waren. Sie legte ihren Kopf in den Schooß des Todten und dann wurde der Scheiterhaufen mit Stroh überschüttet. Der Neffe des Verstorbenen reichte der Satti eine brennende Fackel und im Nu stand Alles in Flammen. Man war mit der größten Heimlichkeit zu Werke gegangen und als die Polizei anlangte, fand sie nur noch einen Aschenhaufen. Etwa 30 Personen, darunter die Verwandten der Wittwe, sind verhaftet worden und werden vor Gericht gestellt.

Inhalt: F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Karl v. Neumann's Expedition nach den Bäreninseln vor der sibirischen Küste. II. — Der „Challenger" auf der Fahrt von den Philippinen nach Japan. I. — Die Pariahkaste der Koragars an der Malabarküste. — Aus allen Erdtheilen: J. Forrest in Westaustralien. — Indien. — Die Robinson-Crusoe-Insel. — Zur Statistik der nordamerikanischen Zeitungspresse. — Die Adventisten in Chicago. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. Juli 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 7.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 5.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Dr. Hayden's und Langford's Expedition nach den Felsengebirgen.

I.

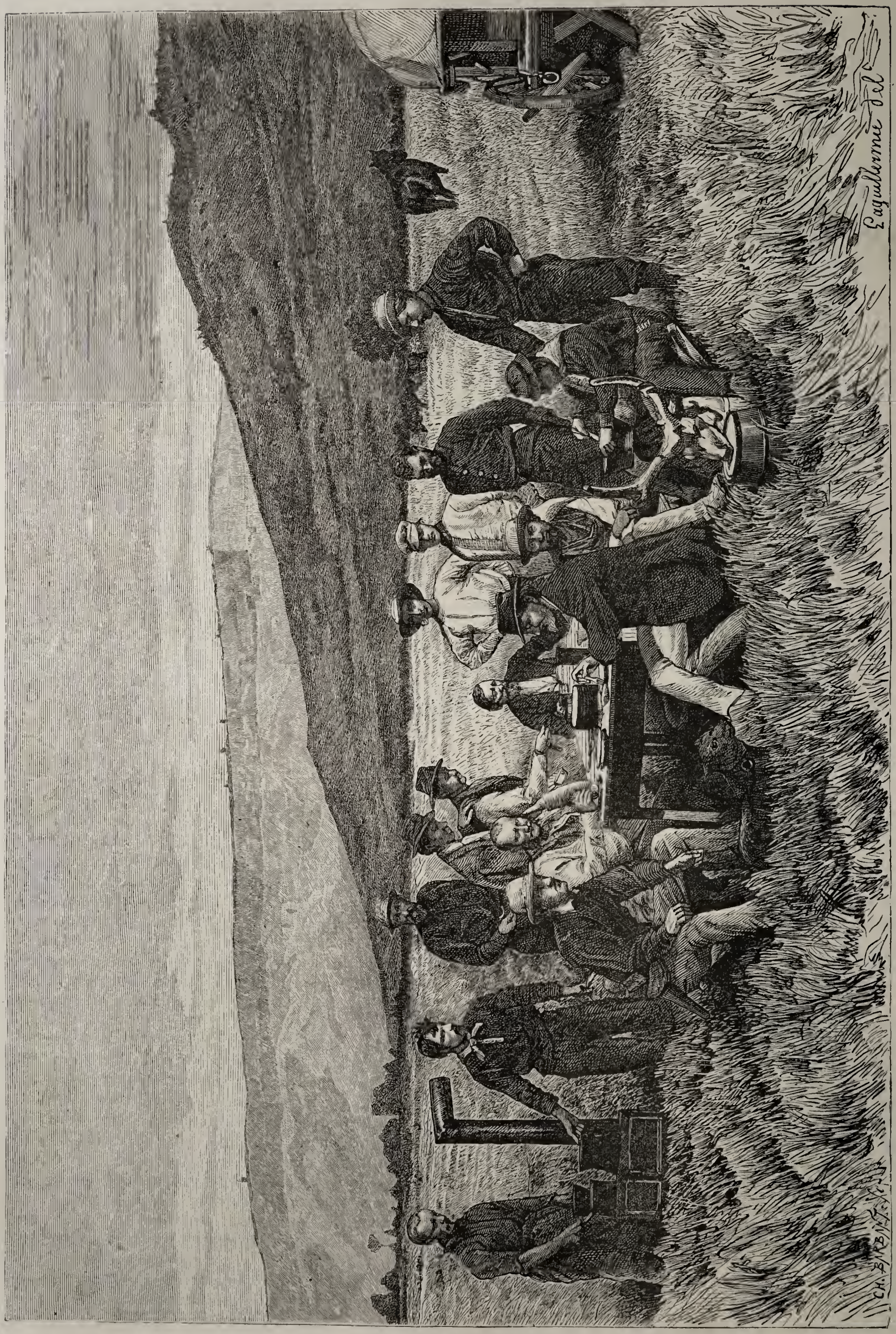
Wir haben im vorigen Bande des „Globus“ (S. 289, 305, 321 ff.) die Erforschung der Geyserregion am obern Yellowstone und des Firehole dargestellt. Als die Nachricht von dieser „Wunderregion“ im Osten der Vereinigten Staaten bekannt wurde, beschloß die Regierung eine geologische Mission nach dem in so vieler Beziehung hochinteressanten Gebiete abzusenden und sie hätte keinen tüchtigern und eifrigern Forscher finden können als Dr. Hayden, der seine erste Expedition im Frühsommer des Jahres 1871 vortrefflich ausgerüstet antrat *).

Dieselbe verließ am 1. Juni die Stadt Ogden im Territorium Utah. Am 4. zog sie durch den Ogden-Cañon, eine malerische Schlucht, deren steil emporragende Wände eine Höhe von 1500 bis 2000 Fuß haben. Auch widmete sie dem Thale des Snake-(Schlangen-) River eine besondere Aufmerksamkeit und zog dann über Fort Hall nach Fort Ellis. Von dort aus gelangte sie am dritten Tage an den Gardinerfluß; hier traten schon heiße Quellen auf. Ganz nahe dem Strome quollen einige in kreisrunden Becken hervor, die einen Durchmesser von 6 bis 10 Fuß und eine Tiefe von 2 bis 4 Fuß zeigten. An denselben hatte sich eine große Menge Kranker gelagert, die in Zelten lebten und mit Begeisterung von den Wirkungen des Bades erzählten.

Als die Reisenden etwa eine Meile weiter gezogen waren, bot sich ihnen ein wunderbares Schauspiel dar, das den Forschern des vorigen Jahres völlig entgangen war. Vor ihnen erhob sich ein hoher, weißer Berg, der einem ungeheuern gefrorenen Wasserfall glich. Es waren die Quellen, die heute als Mammuthquellen bezeichnet werden. Am Fuße des Berges, der etwa 200 Fuß emporragte und aus Kalkablagerung bestand, schlugen sie ihr Lager auf.

Dieser Bau der Natur gehört offenbar zu den interessantesten auf unserm Erdballe. Das Ganze besteht aus einem System an einander gelagerter Terrassen, welche den Stufen einer ungeheuern Treppe gleichen. Auf jeder derselben finden sich halbzirkelförmige Becken, deren Rand eine Höhe von einigen Zoll bis zu 6 Fuß hat. Diese Ränder sind so prachtvoll mit Gewinden und Auszackungen verziert, daß der Beschauer erstaunt sie betrachtet. Die Färbung ist überall schneeweiß und in dieselbe mischen sich in Abstufungen scharlachrothe, grüne und gelbe Töne so prächtig und glänzend wie nur unsere schönsten Anilinfarben. Diese Halbbecken haben verschiedene Größen, von einigen Zoll bis zu 6 und 8 Fuß, die Tiefe beträgt von 2 Zoll bis 2 Fuß. Da das Wasser oben von dem Berge herabläuft, so zieht es aus einem Becken in das andere, wird kälter, je tiefer es

*) Mitglieder der Expedition waren die Herren Stephenson, welcher die Oberverwaltung führte; der Zeichner Elliot; der Statistiker, Entomolog und Agronom Professor Cyrus Thomas; der Topograph Schönborn mit einem Gehülfen; der Meteorolog Beaman; der Botaniker Allan; der Mineralog Pealo; der Arzt Dr. Turnbull; der Zoolog Camington; der Secretär Logart mit vier Gehülfen, und der Maler Moran.



Die Mitglieder der Expedition.

kommt, und wer badet, kann sich die ihm zusagende Temperatur wählen.

Oben auf dem Berge befindet sich eine flache Terrasse von 150 bis 200 Schritt weit und auch sie enthält mehr oder weniger ähnliche Becken, welche gegenwärtig die thätigsten von allen sind. Das größte liegt am äußern Rande der Terrasse und hat einen Durchmesser von 25 zu 40 Fuß. Das Wasser ist vollkommen klar und man sieht bis auf den Boden herab. Die Wände sind mit einem Schmucke bekleidet, welcher den Korallen gleicht und in sehr mannigfaltiger Weise hübsch gefärbt ist von reinem Weiß bis zu einem glänzenden Gelb. Der blaue Himmel spiegelt sich in diesem klaren Becken, das dadurch eine Azurfarbe annimmt. Es wäre der Kunst unmöglich diese Erscheinung wiederzugeben.

Die Quellen haben einen oder mehrere Mittelpunkte des Aufwallens und manche steigen etwa 4 Zoll über die Oberfläche empor. Das Wasser läuft an den Hügelabhängen hinunter und wird überall aufgefaßt in Canälen, in denen es rasch in die Becken hinab fließt. Ueberall lagert es mehr oder weniger Kalkbestandtheile ab, die alle möglichen Formen annahmen. Unterhalb vieler Becken und am Rande derselben sieht man Stalaktiten von jeder Größe, welche durch die über den Rand herabfallenden Wassertropfen gebildet werden. Viele dieser Stalaktiten haben wahrhaft prachtvolle Decorationen. Zeichnung und Photographie können eine Vorstellung von diesen Terrassen geben, aber immerhin nur eine unvollständige, weil der so reiche Gegensatz aller dieser glänzenden Farbennüancen fehlt, welche dem Auge einen wahrhaft bezaubernden Anblick bieten.

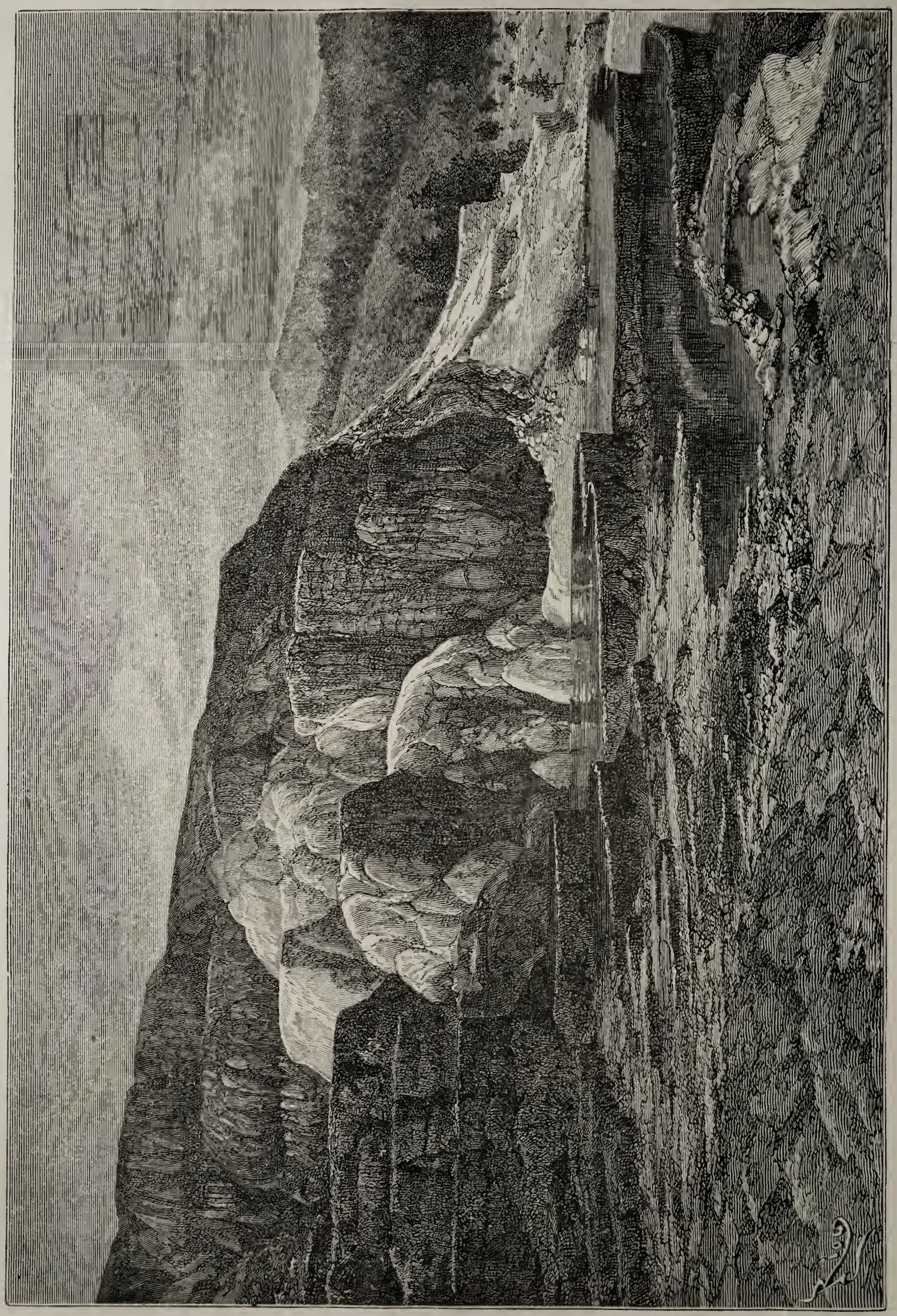
Ueber der obern Terrasse liegt ein merkwürdiger 150 Fuß hoher Kegel, der an der Basis 120 Fuß breit ist. Seiner Gestalt wegen wurde er als Freiheitsmütze bezeichnet. Er ist offenbar Trümmer eines erloschenen Geysers; das Wasser wurde wahrscheinlich ohne irgend welche Unterbrechung mit starker Gewalt emporgeschleudert. Dieser Geyser erhob seinen Krater, so lange der Druck des Wassers es gestattete, dann schloß er sich allmälig selbst bei seinem Gipfel und erlosch. Heute giebt er auch nicht einen einzigen Tropfen Wasser mehr. Die Kalkniederschläge haben sich um einander gelegt etwa wie Lagen von Stroh, mit denen man ein Dach bildet. Am Nordwestrande der Hauptterrasse ziehen sich längliche Dämme von 50 bis zu 150 Schritt Länge hin, in einer Höhe von 6 bis 10 Fuß. An ihrer Basis haben sie 10 bis 15 Fuß. Von einem Ende der Terrasse zum andern läuft oben ein 6 bis 12 Zoll breiter Spalt, aus welchem manchmal in beträchtlicher Menge Dampf emporsteigt. Man hört, wie das Wasser unten kocht ähnlich wie in einem Kessel. Das Innere ist, so weit man es verfolgen kann, mit einer starken Lage emaillirten Porcellans garnirt und an manchen Stellen mit prächtigen Schwefelkrystallen bekleidet, welche der Dampf niedergeschlagen hat.

Neben der obern Terrasse, die in Wirklichkeit nur ein alter Kraterrand ist, findet man eine große Anzahl länglichrunder erstorbener Geyser; einige sind zerbrochen, so daß sie gewissermaßen eine Art von Höhlen bilden, in welchen die wilden Thiere einen Schlupfwinkel finden. Dr. Hayden ging in eine dieser Höhlen und fand in derselben Baumzweige und Knochen, welche durch Thiere dorthin getragen worden sind; ganze Wolken von Fledermäusen stiegen empor, als sie sich beunruhigt fühlten. Einige dieser Höhlen sind nach oben hin offen und man kann bequem die verschiedenen Ablagerungen verfolgen, auf anderen stehen Fichten von 80 bis 100 Jahren.

Ogden Cañon.

Die oberen Abtheilungen dieses Berges haben täuschende Aehnlichkeit mit den Ruinen eines Dorfes, dessen Häuser in Verfall sind. Mit größter Bequemlichkeit kann man die verschiedenen Niederschläge betrachten ungefähr so wie die Jahresringe an einem Baume. Auf der mittlern Terrasse, wo gegenwärtig die Hauptquellen in großer Thätigkeit sind, liegen mächtige Fichten unter 6 bis 8 Fuß hohem Wasser. Diese gewaltigen Bäume wurden offenbar erst in unseren Tagen umgestürzt. Die Quellen sind vielfach angefüllt mit kleinen Fäserchen, unter denen Dr. Billings die Arten Palmella und Oscyllera ermittelte. In den kleinen Rinnsalen, welche aus den siedenden Quellen ablaufen, findet man eine große Menge von einer Substanz, die faserig und seidenweich ist und gewissermaßen der feinsten Kaschmirwolle gleicht. Sie vibrirt bei der leichtesten Bewegung des Wassers und scheint gleichfalls vegetabilischer Natur zu sein. Bei ruhigem Wasser nehmen diese seidenartigen Massen einen Niederschlag von Kalk an; die vegetabilischen Fäserchen verschwinden und es bleibt nur eine faserige, schwammige Masse, die einer feinen, sehr weißen Koralle ähnelt.

Wenn man die Quellen dieser Region in Bezug auf ihre chemischen Bestandtheile classificiren will, so zerfallen sie in solche, in denen der Kalk, und in andere, in denen Silex vorwaltet. In Bezug auf die Schönheit der Formen geben die Kalkquellen die herrlichsten architektonischen Muster und nehmen die merkwürdigsten Formen an. Die Landschaft in dieser Geysergegend ist über alle Beschreibung schön. Sie liegt etwa 1000 Fuß über dem Boden des Yellowstone und man hat von dieser Höhe eine ungeheuer weite Aussicht.



Mammuthquellen.

Nach Norden sieht man einen Theil des Zinnobergebirges, während auf der andern Seite sich Höhen emporthürmen, die mit gigantischen Mauern den Horizont schließen. An den Abhängen der Schluchten sind Basaltsäulen in einer so wunderbaren Ordnung und Regelmäßigkeit aufgestellt, wie jene in der Fingalsgrotte auf Staffa. Thurmförmig steigt dort Berg Everts empor. Seine Abhänge sind mit Fichtenwald bestanden, sein Gipfel besteht aus Basaltfragmenten. Die Expedition konnte nicht länger verweilen, sie zog am „Thurm" vorbei am Eingange des großen Cañon und an den beiden Wasserfällen des Yellowstone, die nach Hayden einen viel großartigern Eindruck machen als selbst der Niagarafall.

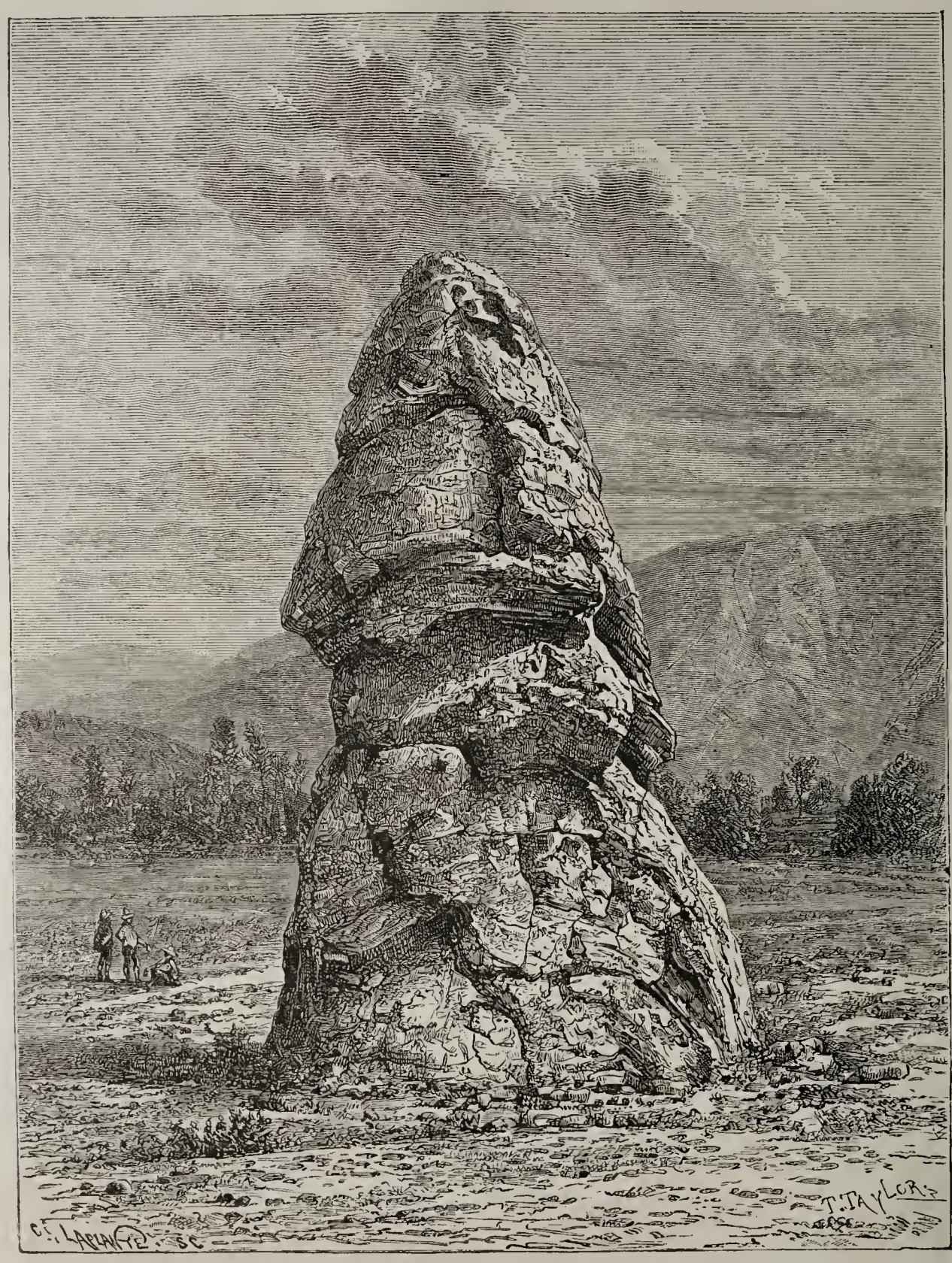
Hayden verfolgte dann im Allgemeinen die Route, welche im Jahre vorher Lieutenant Doane eingeschlagen hatte und die in unseren früheren Mittheilungen geschildert worden ist.

Becken der Mammuthquellen.

Im Jahre 1872 bewilligte der nordamerikanische Congreß eine nicht unbeträchtliche Summe zur Fortsetzung der Forschungen und so konnte diesmal Hayden zwei Abtheilungen bilden. Jede derselben bestand aus einem Geologen, einem Topographen, einem Astronomen, einem Meteorologen und einer Anzahl jüngerer wissenschaftlich gebildeter Leute. Die eine Partie unter Dr. Hayden nahm ihren Ausgangspunkt auch diesmal von Fort Ellis, untersuchte genauer den Nationalpark und die Region des Gallatin. Die zweite brach von Fort Hall auf, drang in die Felsengebirge ein und ihr gelang es einen Berg zu erklimmen, den man für unersteigbar gehalten hatte und welcher den Namen Mount Hayden erhielt. Wir werden im folgenden Aufsatze diese letztere Expedition unter Langford's Leitung näher schildern.

Langford war bereits Mitglied der Expedition von 1870 und 1871 gewesen. Er bemerkt, daß er auf beiden Wanderzügen kaum die Hälfte der wunderbaren Erscheinungen und Naturspiele jener Gegend gesehen habe. Ein Hauptresultat

der Forschung Hayden's aus dem Jahre 1871, gleichsam ein herrliches Siegeszeichen, war die Entdeckung der Mammuthquellen; Langford seinerseits hoffte noch andere Wunder zu entdecken und deswegen trat er mit Eifer seine neue Wanderung an. Hayden wollte die Region im Süden des Yellowstone, namentlich die Gegend am Snake River untersuchen, über welchen noch so viele Fabeln umliefen. Er befahl also Capitän Stephenson von Süden her in den National-



Die Freiheitsmütze.

park einzudringen, während er selber die Route des vorigen Jahres einschlug. Beide Gruppen sollten sich dann im Geyserbecken des Firehole wieder zusammenfinden.

Diese südliche Route, so schreibt Langford, hatte für mich einen großen Reiz, denn sie war noch so gut wie unbekannt. Der Snakefluß durchzieht in der That schlängelnd diese Gegend nach dem Großen Ocean hin und läuft Hunderte von Meilen entlang der Kette der Tetonsgebirge, welche eine mächtige Grenzscheide in diesem Theile von Nordamerika bilden.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

Zweite Abtheilung *).

Wer die Wirksamkeit des Aberglaubens in der unendlichen Fülle seiner Erscheinungsformen durch alle Zeiten und Zonen hindurch verfolgt, wird sich zwar gestehen müssen, daß wir ohne sein Dasein die lieblichsten und erhabensten Schöpfungen der Kunst: Kalidasa's Sakuntala eben so wenig als Shakespeare's Sommernachtstraum, und des Aeschylus' Prometheus eben so wenig als Dante's Divina Commedia und Goethe's Faust besäßen, von den Meisterwerken der Musik und aller anderen Kunstgattungen zu geschweigen. — Aber der Besitz dieser Kunstgenüsse, die bis anhin denn doch nur einem sehr bescheidenen Kreise zugänglich gewesen sind, wird auf der andern Seite in den Augen des die Weltgeschichte fühlend Betrachtenden wieder überschwer aufgewogen durch den Verlust von mindestens hundert Millionen gewaltsam oder künstlich gebrochener Menschenherzen, welche dem Aberglauben zum Opfer gefallen sind. Und so hoch sich auch unsere Wissenschaft und Philosophie entwickelt haben, so festen Boden die Geistesfreiheit schon errungen, so tief sich das Verständniß der großen Lebensfragen sogar schon in die untersten Schichten der abendländischen Menschheit hineingebohrt hat, so schwingt gleichwohl haarsträubender Aberglaube seine Geißel über große, vornehmlich sich gebildet wähnende Kreise der europäischen und amerikanischen Gesellschaft noch bis zu dieser Stunde mit nicht weniger despotischer Willkür, als dies zu irgend einer Zeit in der Culturgeschichte der Fall gewesen ist.

Noch bis zu dieser Stunde spielt die weiße Frau an den Höfen der großen Culturvölker Europas dieselbe Rolle, wie vor Jahrhunderten. Und wie sonderbar: gerade die nordamerikanische Union, das „gepriesene Land der freiesten Geistesentwickelung" (!!), ist das Land des gröbsten Aberglaubens, der finstern Geistesnacht, des frechsten Religionsbetrugs! In Boston und Neuyork giebt es öffentliche, von den bedeutendsten Zeitungen ausgeschriebene Geistercitirungsbüreaus, durch deren Vermittelung man jeden Augenblick mit seinen verstorbenen Verwandten in brieflichen Verkehr treten kann. Und die Vielweiberei der Mormonen, stützt sie sich nicht auf die Ausgeburt der tollsten Bibelfälscherei? Wenn das am grünen Holz eines jungen „Freistaates" geschieht, da schlägt in uns das Gewissen der Menschheit, wir werden für einen Augenblick irre in unserm Glauben an die ewige Vervollkommnungsfähigkeit **) unseres Geschlechts, an der Macht der Bildung, an dem Adel der menschlichen Seele und entsetzt erheben wir die angsterpreßte Frage: Was ist denn schuld an diesem die Völker seit Jahrtausenden zerfleischenden Unheil? Woher stammt denn dieser Heerwurm am Lebensbaume der Menschheit? Welches ist denn die Quelle des Aberglaubens?

Die Quelle des Aberglaubens ist einestheils die gläubige Phantasie des Volkes, welches sich die Naturerscheinungen in Vorstellungsbilder verwandelt, dann aber auch der schlauberechnende Verstand des herrschsüchtigen Priesterthums.

Versetzen wir uns einen Augenblick in die Urzeit des Menschengeschlechts. Wir haben uns dasselbe, nach den neuesten Untersuchungen über vorgeschichtliche Zustände, als unter ähnlichen, nur noch inferioreren Verhältnissen lebend zu denken, wie die Papuas auf Neuguinea oder die Schwarzen auf Neuholland. Den Urzustand der Menschheit bezeichnet wie beim Kinde die Oberherrschaft der Phantasie. Die Erzeugnisse dieser Phantasie liegen uns vor in den Heldengedichten, Märchen, Sagen, Legenden, Schwänken, Kinderliedern, Zaubersprüchen, Sitten, Bräuchen und mannigfachen Einrichtungen der Völker.

Es lassen sich drei große Hauptperioden unterscheiden, in welchen sich die Naturvölker ihre Glaubensformen, ihre Religionen, geschaffen haben. Diese Perioden folgen jedoch nicht mit derselben Unveränderlichkeit auf einander, wie der Neujahrsmorgen der Sylvesternacht. Es ist mit den Entwickelungsperioden der Volksgeister wie mit den Perioden, deren sich die Geologie bedient, um die Aufeinanderfolge verschiedener Gesteinsschichten zu erklären. Man kann nicht immer sagen: hier hört die eine Schicht auf und da beginnt nun die andere. Wie die Natur in allen ihren Gestaltungen nicht schroffe Uebergänge liebt, so kennt auch die Geistesentwickelung der Menschheit nur allmälig in einander verfließende, nicht urplötzlich aus dem Nichts entsprungene Bildungsepochen. Es tritt sogar häufig der Fall ein, daß bei diesem Volke eine Entwickelungsperiode rascher verläuft als bei jenem, hier sämmtliche Perioden wunderbar regelmäßig auf einander folgen, dort wieder der ganze Strom der Entwickelung auf der Hälfte des zurückgelegten Weges erstarrt. Immer jedoch gehen die Entwickelungsformen früherer Perioden in den späteren nicht verloren, sondern bleiben häufig in urwüchsiger Rohheit neben den Entwickelungsformen späterer Perioden fortbestehen und verschmelzen dann häufig mit denselben zu einer selbst für das geübte Auge des Fachforschers kaum mehr entwirrbaren Nagelfluhmasse.

Wie die Fische nicht untergingen, als die Amphibien kamen, und die Affen nicht verschwanden, als der Mensch ins Dasein trat, so sehen wir auch in den Perioden der höchsten Geistesbildung sehr oft die rohesten Grundformen des geistigen Lebens wiederkehren. Nicht selten treffen wir dann neben dem erhabensten Ideencultus den niedrigsten Götzendienst.

Diese drei Entwickelungsperioden des Aberglaubens sind nun in möglichster Kürze darzustellen.

In der ältesten Periode, die sich am zutreffendsten als die elementare bezeichnen läßt, ist von Göttern und göttlichen Wesen noch keine Rede. Da finden wir den Menschen weit entfernt, sittliche Begriffe zu Idealen sinnlicher Anschauung zu gestalten. Da dämmert auch noch keine Ahnung der in ihm schlummernden Seelenkräfte. Da hat er sein Auge noch nicht in die Tiefen seines Geistes versenkt. Da ist es noch voll aufgeschlagen über die wechselvollen Erscheinungen der Außenwelt. Sein Blick haftet noch an der Oberfläche des Daseins. Seine Wahrnehmung wird von dem Stillleben der Natur und dem geheimen Spiel ihrer Kräfte noch weit weniger angefochten als von den gewaltigen Kämpfen der

*) Vergleiche „Globus" XXVII, S. 125. 136. 152.

**) An diese glaubt doch kein Ethnolog. A.

Elemente und den kraftvollen Wirkungen, die vom Firmamente zu uns herniederströmen. Der Erdboden hat für das Interesse des Urmenschen gleichsam noch gar kein Dasein, all sein Wahrnehmungsvermögen ist noch der Betrachtung der am Himmel sich vollziehenden Vorgänge verpfändet. Ein indischer Hirt spricht diese Empfindung ein Jahrtausend vor Christus in einem Liede des Atharvaveda (X, 8, 16) noch sehr naiv aus:

Das Land, wo uns die Sonn' aufgeht und wo sie wieder untergeht,
Das halt ich für das höchste Gut und über dieses geht mir nichts.

Sonnenschein und Regen, Maienthau und Herbstnebel, Frühlingsgewitter und Winterstürme, das sind und bleiben die großen Angelpunkte für jene Menschen. Wenn die Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen die Trauben- und Korngelände unserer europäischen Hügelwelt zu lange meidet, dann sind Mißernten und der finanzielle Ruin ganzer Thallandschaften unser Theil. Wenn die Regengüsse Centralafrikas das große Becken nicht überfüllen, welches den Nil speist, so kann der heilige Strom nicht genügend austreten und in Folge dessen bricht Unfruchtbarkeit, Theuerung, Hungersnoth, Pestilenz und Aufruhr aus über ganz Aegyptenland und keine Priesterweisheit vermag den Lauf der Natur zu ändern. Der Nomade Hochasiens geht mit Roß und Rind zu Grunde, wenn der befruchtende Maithau nicht zur rechten Zeit seine gräsertreibende Macht entfaltet. Und vergißt der Herbsthimmel des Felsengebirges einmal, seine Schleusen zu schließen, so schwemmt der Missisippi Haus und Hof mit Mann und Maus zu Tausenden hinweg. Und der Föhn, der tückische Sohn der Alpen, kann er nicht über Nacht unsere Gletscher schmelzen und unsere lachenden Alpenthäler in traurige Steinwüsten verwandeln? Die Cultur kann diese Uebel nur mildern, niemals aber wird es ihr gelingen, sie aus der Welt zu schaffen. Ist es da noch ein Wunder, wenn der Naturmensch, der keine anderen als Nahrungssorgen hat, sich zunächst aus Furcht, später dann vielleicht auch aus Dankbarkeit zur Verehrung dieser sein Schicksal so gänzlich bestimmenden Naturmächte hingetrieben fühlt? So erscheint denn in der Urzeit die Phantasie des Menschen noch vollauf damit beschäftigt, in den Gewitterphänomenen und den mit ihnen aufs Engste verknüpften Gestirnen: in Sonne, Mond und Sternen, die bald übelwollenden, bald etwa auch gütigen Mächte zu erblicken, welche bald die Schuld seines Unglücks, bald das Verdienst seines Glückes tragen.

Wollte sich nun der Naturmensch diese Mächte unter irgend einer Form vorstellen, blieb ihm da noch etwas anderes übrig, als in denselben Abbilder derjenigen Gegenstände und Wesen zu schauen, von welchen er auf Erden umgeben war? Da ist denn nun die Sonne bald ein goldenes Ei, bald auch ein goldener Becher, bald ein Auge, bald ein flammendes Rad. Der Mond ist ein silberner Kahn, eine Kuh, aber auch ein Hase. Der Sturmwind ist bald ein heulender Hund, bald ein Wolf, bald auch ein Jäger, der sein Jagdgeschrei hören läßt. Die Wolke aber gilt bald als ein Stein, ein ungeheuerer Felsblock, ein Berg, bald wieder als ein Sack, ein Balg, ein Schlauch, ein Fell. Ein Fell läßt aber auf ein Thier schließen, dem es angehört. Und so finden wir denn die Wolke bald als zottige Ziege, bald als grauen Esel, bald als rothe Milchkuh. Ebenso floß aus der Anschauung der von der Sonne vergoldeten, oder vom Blitz umrankten, oder von Winden ausgefächerten Wolke das Bild einer Blume, eines Strauches, eines Baumes oder auch eines Waldes. Aus der Wolke heraus zuckt aber der Blitz und brüllt der Donner. Da mußte der flammende Blitz der weiße Hauer eines wüthenden Ebers, der rothe Kamm eines hellaufkrähenden Hahnes, die gelben Fänge des pfeilschnell durch die Lüfte dahinschießenden Adlers sein. Wenn der Blitz vernichtend herniederfuhr, erblickte man in demselben bald einen Keil, den Donnerkeil, bald einen Hammer, eine Axt, einen Pfeil oder eine Lanze, welche von einem in der schwarzen Wetterwolke hausenden Wesen heruntergeschleudert wurden. Oder man sah das unbekannte Wesen ein Schwert zücken oder eine Schlinge werfen, einen Faden, ein Seil, eine Kette herunterlassen. Nach der Farbe des Blitzes mußte man sich dann ganz folgerichtig alle diese Gegenstände, welche man im Blitz zu erkennen glaubte, bald als roth, bald als gelb, bald als blau, bald als weiß vorstellen. So konnte man sich denn auch nur Pflanzen und Bäume, welche rothe oder gelbe, blaue oder weiße Blüthen trugen, oder aber rothes Holz oder rothen Saft hatten, oder deren Blätter nach der Form des Donnerkeils dreieckig oder scharf eingekerbt waren, als in den himmlischen Gärten wachsend vorstellen.

Da galt denn der Blitz bald als ein im Gewitter gelb aufblühendes Farrnkraut mit rothem Safte, bald als gelbe Lotosblume, bald als weißblühende Haselstaude. Der Donner aber, der aus der Gewitterwolke hervorbricht, galt bald als das Muhen des Wolkenrindes, bald als Löwengebrüll, bald als das Gewieher eines Rosses, bald als das Geschrei des Wolkenesels; bald aber auch als das Krächzen eines Raben, als das Krähen des rothkammigen Blitzhahnes, als der Ruf des Kriegshorns oder der Schlachttrompete; bald aber auch ganz einfach — und das war wohl mit die älteste Auffassung — als ein Poltern mit Steinen, als ein Kegelschieben. Wenn aber der Zahnschmerz die Kinnlade durchzuckte, wenn das Fieber die Glieder schüttelte oder sonst eine Krankheit den Leib des Menschen zerwühlte — das kam dann von Würmern, von Käfern, von allerhand Unthieren, die im Menschen ihr Wesen trieben. Wenn der Schmerz sich legt, so sagen wir noch, ganz im Sinne der Urzeit, er verfurre, wir fassen den Schmerz als eine vorüberfummende Hummel auf. Aehnlich schon der alte Inder vor drei Jahrtausenden. Ein Zauberspruch des Atharvaveda (VI, 25) spiegelt diese Auffassung noch deutlich wieder:

Die Fünfundfünfzig, die sich mir im Nacken tummeln hin und her,
Sie mögen hingehn allzumal, als wie ein Hummelnschwarm verfurrt.
Die Siebenundsiebzig, die sich mir im Halse tummeln hin und her,
Sie mögen hingehn allzumal, gleichwie ein Hummelnschwarm verfurrt.
Die Neunundneunzig, die sich in den Schultern tummeln hin und her,
Sie mögen hingehn allzumal, gleichwie ein Hummelnschwarm verfurrt.

Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß die älteste Urzeit über diese einfachen Vorstellungen hinausgegangen sei, indem sie dieselben innerlich verknüpft hätte. Ebensowenig verband die älteste Anschauung mit diesen Bildern auch nur die leiseste Spur sittlicher Vorstellungen. Dieses war erst das Werk der zweiten Periode, welche aber Jahrtausende später eintrat, zwar auch nicht plötzlich, sondern ganz allmälig.

Diese zweite Periode läßt sich als die combinirende oder als diejenige Periode bezeichnen, welche die in der ersten Periode geschaffenen Einzelbilder dichterisch und künstlerisch unter sich verknüpft. In dieser Periode, welche gewöhnlich ihren Glanz mit der inzwischen erwachten Kunst der Viehzucht und des Ackerbaues entwickelt, entstehen die ersten dürf-

tigen Vorstellungen von den Göttern als sittlichen Mächten und es beginnt der Mythus.

Für das vorgerücktere Bewußtsein genügt die Lanze, das Schwert, der Hammer nicht mehr als Bild des Blitzes. Das Brüllen des Rindes oder des Löwen, das Wiehern des Rosses, das Krähen des Hahns, das Schmettern der Trompete reichen der Phantasie nicht mehr aus, für dieselbe Bilder des Donners zu sein. Wenn man im Donner ein Gewieher wahrzunehmen glaubte, so konnte das nun nur noch davon herrühren, daß das Donnerroß einen lauten Freudenschrei darüber ausstieß, daß ein wackerer Held, eine über das Maß der Sterblichen hinaus gewaltige Macht in Menschengestalt es zügelte. Das flammende Schwert, das er zückte, die Lanze, der Pfeil, der Hammer, der Dreizack, die er herabschleuderte, mußten nun auch ein Ziel haben und welches andere konnte das sein, als der Feind, der da trachtete, den Menschen die Sonne, den Urquell alles Glücks und Heils, in dem finstern Wolkenberge zu verstecken, oder die Wolkenkühe zu stehlen, von welchen Fruchtbarkeit und Gedeihen für Menschen und Vieh abhing? Der Dämon, welcher den Menschen die Sonne raubte, indem er dieselbe entweder in der Sturmwolke des Sommers oder in den Nebeln des Winters verbarg, mußte schon frühzeitig auch als der Feind des Lichtes in höherm Sinne erscheinen, als Widersacher alles dessen, was der Sterbliche in seiner Hülfslosigkeit sich als wünschenswerth dachte. Umgekehrt mußte sich jener unbekannte Walter des Lichtes und der von ihm ausgehenden Wärme mit ihren segensreichen Wirkungen in Feld und Wald und Gehöfte bald zu einem lieben Freunde von überirdischer Gewalt und Güte verwandeln, befreiete er doch den Menschen von der starrenden Winterkälte und erlöste ihn von den Alles umkettenden Nebelhorden; gab er doch dem in düsterer Winterschwermuth dahinbrütenden Sterblichen den Frühling und die Alles zu neuem Leben erweckende Sonne zurück. Wenn da der Gewitterherr in gewaltigem Kampfe mit dem Sonnendieb, wenn der Vater der Fruchtbarkeit mit dem Räuber der Wolkenkühe stritt, wenn er da die Blitzlanze auf den Dämon der Finsterniß schwang, da konnte er für den Menschen der Urzeit auch einfach eine Keule, eine Ruthe oder einen Stab führen. Konnte dann aber diese Ruthe, dieser Stab ein anderer sein als der einer Haselstaude, eines Kreuzdorns, eines Vogelbeerschaftes, die als elementare Vertreter des Blitzes sich in der Anschauung bereits vorfanden? Wenn der Wirbelwind, wie es noch unsere alltägliche Sprache in urwüchsiger Einfachheit wiedergiebt, wenn der Wirbelwind eine Windsbraut war, mußte da nicht die Vorstellung entstehen, der Jäger, den man sich mit einer Koppel Hunde im Sturmwind einherbrausend dachte, auf dem im Donner laut aufwiehernden Blitzschimmel reitend — der wilde Jäger führe seine Braut heim? Wenn am Himmel droben die Steinkugeln hin und her rollten, durfte man sich da nicht die Wesen, welche doch die Kugeln schieben mußten, als kegelschiebend vorstellen? Und wenn dazwischen das Gold und Silber des Blitzebers funkelte, der Meth der Wolkenziege herniederträufelte, mußte sich da nicht in der Phantasie eines dichterisch angelegten Menschen, der diese Einzelbilder in einen innern Zusammenhang brachte, die Vorstellung von einem himmlischen Schmause und Zechgelage mit goldenem Tafelgeräth entwickeln?

Der „Challenger" auf der Fahrt von den Philippinen nach Japan.

II.

Bei den Anthropophagen der Admiralitätsinseln.

Von der Humboldt-Bai steuerte der „Challenger" nach den Admiralty-Inseln. Vorher wurden bei dem Dorfe Unyra Pfahlbauten besucht, die sehr hübsch angelegt waren. Man wollte anfangs den Weißen nicht gestatten das Dorf zu besuchen, hatte aber nichts dagegen, daß sie dasselbe aus der Ferne beobachteten.

Am 3. März wurde Admiralty-Eiland erreicht. Das Wetter war regnerisch und der Himmel sehr bedeckt. Der Anker wurde in 18 Faden ausgeworfen in der Nares-Bai. Bald nachher erschien eine Anzahl hübscher Kähne, 30 bis 40 Fuß lang, jeder mit einer Bemannung von 10 bis 16 Leuten. Diese Nachen waren doppelt so groß wie jene in der Humboldt-Bai, aus einem einzigen Baumstamme gearbeitet, sehr symmetrisch gebildet und in der That ein Kunstwerk, zu dessen Herstellung viel Mühe und Geduld erforderlich gewesen ist. Die Eingeborenen sind melanesische Papuas; da aber die Admiralty-Inseln den westlichen Theil einer Kette von Inseln bilden, zu denen die Gruppen von Neu-Hannover, Neu-Irland und Neu-Britannien gehören, so ist es wahrscheinlich, daß diese Papuas mehr Aehnlichkeit mit den Bewohnern dieser Eilandgruppen haben als mit denen Neu-Guineas. Uebrigens gleichen sie im Allgemeinen den Bewohnern der Humboldt-Bai: sie haben dieselbe Statur, das Haar ist schwarz und gekräuselt. Sie tragen es kurz, färben es selten und gehen ganz und gar nackt, mit Ausnahme eines sehr schmalen Lendenschurzes; statt des letztern tragen viele nur die Hälfte einer Eierkanrimuschel. Ein Lieblingsschmuck ist eine 3 bis 4 Zoll breite Platte von Perlmutter, die vor der Stirn getragen wird und oft ein ganz zierliches Muster bildet. Eine ähnliche nur größere Platte tragen sie als Schmuck auf der Brust, die Nasenzier besteht aus langen Knochen, die von einem Querstück herabhängen, welches durch den Nasenknorpel gezogen wird. Die Ringe am Oberarm sind aus Muscheln gebildet.

Bemerkenswerth erscheint, daß die Waffen und Geräthe der Admiralty-Insulaner vollständig verschieden sind von denen der Papuas der Humboldt-Bai; auf den Admiralty-Inseln kennt man keine Bogen. Jeder Nachen war bewaffnet mit langen Speeren; die Spitze war von Obsidian. Sie werfen diese Waffen mit großer Kraft und Genauigkeit und fassen dieselben dicht unter der Speerspitze an. Auch haben sie lange, scharfe Messer oder Dolche von Obsidian, welche in einer Scheide aus geflochtenem Grase stecken. Diese wird am linken Oberarm getragen. Fast Jedermann trägt über der Schulter eine kleine hübsche eiserne Axt mit einem gebogenen Stiele aus hartem Holz.

Der Handelsverkehr zwischen den Eingeborenen und dem „Challenger" gestaltete sich lebhaft. Einige der ersteren wag-

ten sich an Bord, blieben aber sehr schüchtern. Diese Leute sind offenbar dann und wann von Handelsleuten aus den Molukken besucht worden, denn sie hatten eine größere Menge Perlmutterschalen in Päckchen gesammelt und wußten den Werth der Waaren recht gut zu schätzen. Alle Weißen hatten sich der Vorsicht wegen mit Revolvern bewaffnet, die Eingeborenen aber zeigten ihr Vertrauen dadurch, daß sie nicht bewaffnet erschienen; man muß jedoch große Vorsicht beobachten, da das kleinste Mißverständniß mit den Eingeborenen Streit erzeugen kann. Auch die Frauen wurden allmälig dreister und kamen aus den Hütten hervor. Hübsch waren sie allerdings nicht, die meisten leicht mit blauen Linien tättowirt und bei manchen war die Büste mit systematisch angebrachten rund ausgeschnittenen Narben geschmückt. Diese verursacht man dadurch, daß man den betreffenden Fleck mit einem glühend heißen Steine brennt. Sie trugen nur einen Lendenschurz von Gras oder Palmblättern, der vorn und hinten herabhing.

In den Hütten findet man mancherlei Küchengeräthe, auch einige Fetische in Gestalt von Thierschädeln, die mit allerlei Farben bemalt sind. Die großen Näpfe haben manchmal einen Durchmesser von 2 bis 3 Fuß und sind aus einem Blocke schweren, harten Rothholzes herausgearbeitet und sehr elegant geformt, namentlich sind die Henkel sehr hübsch und zierlich, manche hat man über und über an der Außenseite mit Schnitzereien versehen. Auch die großen Thongefäße und Kochtöpfe zeigen hübsche Zeichnungen.

Das Dorf ist mit einem Pfahlzaun umgeben. Die Wege zwischen den verschiedenen Hütten sind sorgfältig mit Korallensand bestreut und zwischen den einzelnen Wohnungen erheben sich Dracänen, die Schatten gewähren. Ueberall sind junge Cocosbäume gepflanzt und sorgfältig mit Dornen umzogen, damit die Schweine ihnen keinen Schaden zufügen können.

Diese Insulaner sind intelligent genug aber sehr unruhig, sie lärmen und schreien dem Fremden dermaßen in das Ohr, daß es unerträglich wird. Im Handel und Wandel sind sie ehrlich und aufrichtig und unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von ihren Nachbarn in der Humboldt-Bai.

Eins besonders fiel den Europäern auf; sie sahen nirgends Spuren von Gräbern und nachdem sie ermittelt hatten, welches der Ausdruck für Tod sei, erkundigten sie sich, was man mit den Abgeschiedenen anfange. Die Wilden sind außerordentliche Pantomimisten, und wenn nun gefragt wurde, was mit den Leibern der Gestorbenen geschehen sei, gaben sie ganz unzweideutig zu verstehen, daß sie dieselben in Stücke gehackt, gekocht und verzehrt hätten. In jedem Dorf ist eine besondere Hütte für den öffentlichen Gebrauch. In derselben werden die Fischnetze aufbewahrt, auch sieht man in ihr eine große Anzahl Schädel von Menschen, Schweinen, Schildkröten, außerdem dicke Büschel von Menschenhaaren und derartige „Zierrathen". Die Thürpfosten eines dieser Häuser auf Vulcan-Eiland sind sehr sorgfältig geschnitzt. In diesen Häusern werden die Menschenknochen ganz ohne Unterschied mit denen von geschlachteten Thieren durch einander geworfen.

Einem der Offiziere machten die Eingeborenen sehr deutlich vor, wie sie den Menschenleib zerschneiden, kochen und verzehren. Als man ihnen durch Zeichen die Frage vorlegte, ob sie die weißen Männer wohl verzehren oder ob sie lieber einander auffressen möchten, deuteten sie an, daß sie das eine wie das andere mit dem größten Vergnügen thun würden, aber seltsam genug, als man sie fragte, ob sie einen Hund verzehren würden, äußerten sie den größten Abscheu. Merkwürdig ist ferner, daß diese Insulaner weder den Gebrauch des Tabacks noch der Spirituosen kennen.

Karl v. Neumann's Expedition nach den Bäreninseln vor der sibirischen Küste.

III.

Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir die Insel und fanden dort unsere Leute im tiefsten Schlafe heiliger Unschuld in einer kleinen Bucht, wo sie mit vollkommener Seelenruhe ihren Polog aufgestellt hatten, wohlbehalten auf. Ich weckte die Schläfer eben nicht allzuzart aus ihrer Sorglosigkeit auf, konnte aber meinen Ernst kaum bewahren, als auf das Vorhalten ihres fatalen Ungehorsams mir die dumme Antwort zu Theil wurde: da sie mich nicht gleich an der verabredeten Stelle gefunden, seien sie hierher gekommen und hätten beschlossen ruhig zu warten; sie wüßten ja, daß ich nirgends anders bleiben konnte und über kurz oder lang schon wieder zu ihnen stoßen würde! Was sollte ich mit solchen Leuten anfangen, ich regalirte sie mit einigen wohlverdienten Ehrentiteln und setzte mich dann zu einer frugalen Mahlzeit nieder.

Auf der vierten Insel erheben sich zwei längliche Berge; in der Bucht war viel Treibholz vorhanden. Obwohl ich im Voraus an der Existenz der von Andrejew beschriebenen, angeblich auf einem Otyriadysch, einem aus dem Meere unweit des Ufers hervorragenden Felsen, befindlichen Festung gegründete Zweifel hegte, so konnte ich doch nicht umhin, um mich von den Phantasiegebilden dieses Reisenden zu überzeugen, persönlich das nördliche Ufer zu besichtigen. Andrejew liefert bekanntlich eine für seine rege Einbildungskraft zeugende, detaillirte Beschreibung dieses künstlichen Festungsbaues, dessen Länge er auf $4^1/_2$, dessen Breite auf 3 Faden angiebt, und schließt sein betreffendes Phantasieproduct mit folgenden Worten: „Man muß gestehen, daß dieser Bau auf einer so hohen und engen Steinbank nur mit Aufwand großer Mühe kann errichtet worden sein; die Russen haben ihn nicht errichtet, wer es aber gethan, das ist nicht zu erfahren." Und in der That wird schwerlich Jemand etwas darüber in Erfahrung bringen, denn es ist Alles reine Erfindung, die ganze weitläufige Erzählung von Anfang bis zu Ende erlogen. Wrangel suchte lange vergeblich nach jenem Otyriadysch und meinte endlich, derselbe befinde sich von Eisschollen bedeckt unter Wasser. Es giebt überhaupt keinen weichen Stein auf dem ganzen nördlichen Ufer, die niedrige Insel besteht ganz aus hartem Granit und Dammerde. Auf der Südspitze derselben fand ich mehrere Mammuthknochen und Zähne, von denen ich aber, da sie stark eingefroren waren, nur kleine Stücke abhauen konnte. Noch am nämlichen Tage besuchte ich die fünfte Insel, deren westliches, auf der Wrangel'-

schen Karte meiner Ansicht nach falsch verzeichnetes Ufer ich abnahm, und dann begaben wir uns Abends auf die letzte und zweifellos interessanteste Insel dieser Gruppe, die wir, bei günstiger Witterung, auf dem glattgefrorenen Meere bald erreichten und wo ich, zur Erholung der ermatteten Hunde, einen ganzen Tag zu rasten beschloß.

Die sechste oder Viersäuleninsel, von Wrangel nach den vier weithin sichtbaren, granitnen (?) Felsensäulen so benannt, ist kleiner als die Kreuz- (erste) und die vierte Insel, größer als die drei übrigen; sie hat die Gestalt einer auf dem Wasser sitzenden Ente und kann als doppelt angesehen werden, wenn der niedrige Isthmus, welcher den Kopf dieser steinernen Ente mit dem Rumpfe verbindet, vom Wasser überflnthet wird. Die geologische Formation des Kopfes, dunkeler Schiefer mit Quarzadern, ist gänzlich verschieden von der des Rumpfes, die hauptsächlich aus Gneis und Granit (?) besteht. Besonders interessant war mir der Kopf dieser Insel; es befinden sich dort eine Menge Bärenlager in einer Entfernung von 80 zu 80 Schritten und der ganze, gegen 10 Faden hohe und etwa 5 Werst im Umfange breite Felsen ist rings mit Millionen von Vogelnestern beklebt. Die kleinen Nesterbewohner, Plectrophanus nivalis, welche bereits durch fröhliches Zwitschern den herannahenden Frühling begrüßten, sind echte Kinder des Nordens, sie siedeln sich im Eismeer selber an; überall finden sie es leicht zu heiß und während der Zugzeit begeben sie sich nur wenig weiter nach Süden. Das Wetter begünstigte mich hier sehr, die Luft war ungemein klar, der Himmel wolkenlos; ich konnte in Folge dessen gut die Breite der Insel bestimmen und bestieg dann, mit einem ausgezeichneten Frauenhofer versehen, den Berg, um die Gegend genauer in Augenschein zu nehmen. Es fehlten gerade nur 3 Tage an 107 Jahren, daß auf derselben Stelle Andrejew stand und Folgendes niederzuschreiben geruhte: „Und wir bestiegen den Gipfel des Berges und blickten uns nach allen Seiten um. Gen Mittag gewahrt man den Golomenit-Stein, der unserer Meinung nach nichts anderes sein kann als der Kowym'sche Stein; links in östlicher Richtung, kaum erkennbar, zeigt sich in der Ferne ein blauer oder schwarzer Flecken: ob das eine offene Stelle im Meere oder Land ist kann ich leider nicht mit Bestimmtheit angeben." Nun, ich hielt meine Umschau beim klarsten Wetter mit einem trefflichen dreizölligen Fernrohr und sah sehr deutlich: im Süden das ganze Ufer von Sucharino bis zum Tschaunschen Busen, im Hintergrunde die von Wrangel erwähnten weißen Berge; im Westen die übrigen Inseln und das Ufer vom Großen Tschuktschenvorgebirge bis zum Kreuzcap; im Norden breitete sich der Horizont frei in weiter Ferne vor uns aus ohne jegliche Spur einer offenen Meeresstelle, hin und wieder von ungeheuren Massen von Eiswänden unterbrochen; im Osten ebenfalls die endlose, mit dem schneeigen Leichentuche bedeckte Fläche des Eismeers mit ihren Eiswällen. Das kleinste Stückchen Land hätte, bei der wunderbar reinen Luft und auf der weiten lichten Ebene, mir nicht entgehen können, es war aber beim besten Willen keine Spur einer noch so kleinen Insel zu entdecken. Andrejew hat eben wieder einmal munter gelogen und Petermann in seiner bekannten trefflichen Zeitschrift hätte es sich füglich ersparen können, Wrangel, den man den gewissenhaftesten Forschern aller Zeiten zuzählen darf, deswegen zu tadeln, weil er den Andrejew'schen Schwindeleien nicht durchweg blindlings folgte.

Ich kehrte nun, während einige meiner Leute, und zwar einer derselben mit meiner Büchse bewaffnet, Bärenlagern nachspürten, zu meinen magnetischen Beobachtungen zurück. Kaum hatte ich mich aber unter den Polog begeben und mein Instrument aufgestellt als der Ruf erscholl: „Ein Bär, Herr!" Rasch sprang ich auf und suchte nach einer Flinte, es waren aber, der Beobachtung wegen, alle eisernen Sachen aus dem Zelte entfernt worden, nur ein Stutzen befand sich in den Händen eines Kosacken. Ich stürzte waffenlos aus dem Zelte und sah meine Leute in großer Angst und Bestürzung. Der flintenbewaffnete Kosack legte sein Gewehr eben auf den Bären an, aber ich sah gleich, daß er ihn verfehlen würde; der Mann war so in Angst, daß der Stutzen in seinen Händen hin und her schwankte wie ein Fernrohr auf dem Decke eines Schiffes im Sturm. Der Bär rückte unterdessen, ohne der angebundenen Hunde zu achten, mit großer Gemüthsruhe heran, da, auf eine Entfernung von 30 Schritt, schoß der Kosack ab und — natürlich weit über das Thier hinweg. Einen Augenblick stutzte der Bär und unterdessen fand ich glücklicherweise einen Revolver und ein Messer auf und konnte mit letzterm die Hunde losbinden; gleichzeitig befahl ich den Leuten, die Stangen und Lanzen (sogenannte Palmen, eine Art spießartiger Messer, die auf einer Stange befestigt sind), welche zum Aufstellen des Zeltes benutzt werden, zur Hand zu nehmen. Anfangs griffen die Hunde tapfer an, bald aber wurde ihnen die Sache doch zu ungemüthlich und sie fanden es gerathener, sich hinter meine Person schutzsuchend zu verkriechen. Meine Leute verloren ebenfalls den Kopf. Ich meinerseits hatte freilich in früheren Zeiten schon manchen Strauß mit den schwarzen Bären ausgefochten, doch waren mir die Manieren des weißen noch völlig fremd und in der That zeigten dieselben sich ziemlich verschieden von denen Michail Iwanowitsch's (so bezeichnet der Volksmund den schwarzen Bären, der Eisbär wird Michail Jegorowitsch genannt). Letzterer widmet seine ganze Aufmerksamkeit den Hunden, wenn diese, zur Jagd dressirt, ihm tapfer zu Leibe gehen, und ist alsdann für den Jäger nicht gefährlich; sind aber die Hunde auf den Kampf mit ihm nicht dressirt, so beschäftigt er sich nur mit den Menschen und ist dabei um so gefährlicher, als er den schwarzen an Kraft übertrifft. So geschah es auch jetzt: nicht sobald hatte er wahrgenommen, daß die Hunde ihm keinen Schaden anthun würden, als er sich mit der größten Ruhe gegen mich wendete. Meine Lage war kritisch: entweder mußte ich mich entschließen, die Flucht zu ergreifen und dann hing alles von der Schnelligkeit meiner Füße ab, wobei es leicht geschehen konnte, daß der Bär mich dennoch und dazu von hinten wehrlos erwischte oder ich mußte mein Heil im Revolver suchen. Ich wählte letzteres. Auf 20 Schritt ungefähr drückte ich ab, die Kugel traf in den Hals und knurrend erhob sich Mischka auf die Hinterfüße. Noch dreimal schoß ich meine Waffe ab und zog mich dann einige Schritte langsam zurück. Da reichte mir der zum Gefolge gehörige Bauer Jakob Schkarin von hinten eine Lanze zu und gleichzeitig griff von den übrigen nunmehr auch losgebundenen Hunden einer den Bären keck an. Inzwischen war das wüthende Thier dicht an mich herangekommen und ich konnte mich einer persönlichen Auseinandersetzung mit ihm nicht entziehen. Noch zwei Kugeln sandte ich auf meinen Gegner ab und sie verfehlten ihr Ziel eben so wenig wie ihre Vorgänger; wie sich nachträglich erwies, hatten alle meine Schüsse gut getroffen, Michail Jegorowitsch war tödtlich verwundet und am Ende seiner Kräfte und sank auf meinen ersten Lanzenstoß zu Boden; er verendete auf der Stelle. Die feigen Hunde fielen nun wüthend über den gefallenen Feind her und meine Mannen von Leuten drängten sich ebenfalls glückwünschend heran. Beim Ausweiden fanden wir im Magen des Thieres eine noch ganz frische Robbe. Ich bemerke hier noch, daß die Hunde gefrorenes Bärenfleisch sehr gern essen, warm dagegen rühren sie es nicht an; man kann mit dem Fleische eines erwachsenen Bären ein Dutzend Hunde eine ganze Woche lang füttern.

Am folgenden Tage erstieg ich nochmals den Berg, um

meine magnetischen Beobachtungen zu wiederholen, und besuchte dann die auf der südöstlichen Seite der Insel befindlichen steinernen Säulen; betreffs letzterer kann ich nur auf die Beschreibung Wrangel's verweisen, welcher dieses eigenthümliche Naturgebild ebenso genau wie treffend geschildert hat. Die größte Säule hat, nach seiner Angabe, eine Höhe von 48 Fuß und einen Umfang (an der Basis) von 91 Fuß, nach oben zu wird sie schmäler; die eine Säule steht vereinzelt auf der östlichen Spitze der Insel, die anderen drei, die wohl einst zu einem einzigen großen Felsen gehörten, bilden eine Gruppe für sich. Nach diesen Säulen gab Wrangel dieser sechsten Insel den bekannten Namen, während die erste mit dem Namen Kreuzinsel bezeichnet wurde. Die ganze Gruppe aber belegte der Oberst Plenisnew im Jahre 1763 nach den vielen Bärenspuren, die sich auf derselben finden, mit dem Namen der Bäreninseln.

Nachmittags am 22. April verließ ich die Viersäuleninsel, um in gerader Linie auf das große Baranowy-Vorgebirge oder, wie die Eingeborenen sagen, den Baranowy-Stein loszufahren. Nachdem wir ungefähr 60 Werst zurückgelegt hatten, ließ ich halten und Thee kochen. Es giebt in diesen Breiten zu dieser Jahreszeit, wo die Sonne nur auf ein paar Stunden vom Horizont verschwindet, fast keine Nacht; wir blieben bis zum Aufgang der Sonne hier und hatten den wunderschönen Anblick einer Luftspiegelung. Während im Osten der Bodenumriß beständig seine Form wechselte, zeigte sich unseren überraschten Blicken in der Luft ganz deutlich die schon weit entfernte Viersäuleninsel und so täuschend ähnlich, daß ein Unkundiger glauben mußte sie wirklich vor sich zu haben. Die ganze Erscheinung dauerte ungefähr 10 Minuten und es muß nach meiner Berechnung das Pieschtschany- oder vielleicht Schelagski-Vorgebirge gewesen sein. Bald nachdem wir uns auf den Weg gemacht hatten, begegneten wir wieder einem Eisbären und dieses Mal erlegten wir ihn gemeinschaftlich nach kräftigem Widerstande; meine Leute wetteiferten mit den Hunden, ihre gestrige Feigheit vergessen zu machen; einer meiner Leute erhielt eine leichte Schramme und ein Hund wurde schwer verwundet. Während des gegen zwei Stunden dauernden Ausweidens des erbeuteten Thieres schlug das Wetter plötzlich um; heulend erhob sich der Sturm und das Schneegestöber fing sein altes Spiel wieder an. Die bis jetzt deutlich sichtbaren Baranowy-Felsen verschwanden unseren Blicken und obendrein versperrte uns ein hoher und langer Eiswall den Weg; das Hinüberschaffen der Schlitten und Hunde über die ungeheueren Eisblöcke nahm ganze sechs Stunden in Anspruch. Endlich waren wir glücklich hinüber und hatten, so viel man bei dem starken Schneesturm wahrnehmen konnte, eine ziemlich glatte Fläche vor uns. Als wir über dieselbe ungefähr 15 Werst weit rasch dahingeglitten waren, gelangten wir an eine große Spalte, die wir nicht ohne bedeutende Gefahr passirten. Am 25. klärte sich das Wetter wieder auf und ich konnte noch einige Beobachtungen anstellen.

Das große Baranowy-Vorgebirge besteht aus zwei fast parallel sich erhebenden Felsen, aus der Ferne gesehen hat es die Gestalt eines flachen Berges, auf welchem ein niedriges Zelt aufgestellt zu sein scheint. Der westliche von diesen Felsbergen besteht aus weißem Granit, der östliche dagegen aus schwarz-blauem Schiefer. Auf dem ersten Berge nimmt man verschiedene aus isolirten Granitblöcken gebildete Gestalten wahr, wie sich dergleichen überall am Eismeer, wo das Ufer aus Granit besteht, vorfinden; dieselben werden, gleich den oben erwähnten Säulen der sechsten Bäreninsel, mit dem Namen Kekury bezeichnet. Mit ein wenig Phantasie kann man unter diesen Kekury des Baranowy-Vorgebirges die Formen einer Schloßruine, einer sitzenden Frau, eines reitenden Ritters mit einem Helm auf dem Kopf u. s. w. erblicken.

Ich bestieg die Höhe des Berges um noch einen Blick auf das Eismeer zu werfen und ergötzte mich lange Zeit an dieser wilden und in ihrer Art schönen Landschaft. Der Sturm hatte sich gelegt, alle Spalten hatte der Frost geschlossen und vor meinen Augen dehnte sich eine unübersehbare glatte Fläche aus, in ihrer Einförmigkeit nur unterbrochen von düsteren Felsen, über welche ungeheuere Eisblöcke ihre weithin glänzenden Spitzen emporheben. Nirgends eine Spur von Menschen, die Natur selbst scheint ihre schöpferische Kraft hier eingebüßt zu haben, nur während der kurzen Sommerperiode wird diese öde Wüste von Renthierherden und einzelnen Zügen von Gänsen belebt. Wehmuth und Traurigkeit erweckt der Anblick des Eismeers unwillkürlich in der Seele des Beschauers; meine Gedanken schweiften weithin nach den blühenden Gestaden des Mittelmeeres, die ich vor zehn Jahren besucht hatte: dort überall reiches Leben, hier — das Reich des Todes.

Am folgenden Tage begab ich mich zu dem kleinen Baranowy-Felsen; beide Vorgebirge verdanken ihren Namen den hier in Menge vorkommenden wilden Schafen; zwischen beiden befindet sich der sogenannte Otpriadysch, dessen Höhe 1822 von Wrangel gemessen und auf 30 Fuß angegeben wurde. Dabei verfuhr Wrangel mit Rücksicht darauf, daß das Ufer des Eismeers sich allmälig heben könnte und um künftigen Forschern einen sichern Maßstab zu bieten, mit großer Genauigkeit. Ich folgte seinem Beispiel und erhielt, sowohl durch trigonometrische wie auch durch ganz einfache vermittelst einer Schnur vorgenommene Messungen, das interessante Resultat, daß der Otpriadysch gegenwärtig gerade 38½ Fuß hoch ist. Man darf daraus schließen, daß entweder das Meer vom Ufer zurückgetreten ist, oder daß letzteres an dieser Stelle sich gehoben hat; über diese Erscheinung habe ich aus den Mittheilungen der Seefahrer des vorigen wie unseres Jahrhunderts beachtenswerthe Notizen gesammelt, deren Bearbeitung ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte. Am folgenden Tage erreichten wir Sucharino am rechten Ufer der Kolyma. Zehn Werst nördlich davon erhebt sich ein alter hölzerner Leuchtthurm, welchen Dmitrij Laptew im Jahre 1739, um kühnen Seefahrern den Eingang in die Kolyma zu weisen, erbaute; dieser Zeuge des unternehmenden achtzehnten Jahrhunderts hat sich leider schon ein wenig auf die Seite gelegt, wird aber wohl noch längere Zeit, zum rühmlichen Andenken seines Erbauers, dem Zahne der Zeit widerstehen. Sechs Werst oberhalb Sucharino sieht man die Trümmer eines ziemlich großen Hauses, vom Volke als Caserne des Schalaurow bezeichnet; hier soll dieser kühne Mann in den Jahren 1761 bis 1762 den Winter verbracht haben.

Die Ueberfahrt vom kleinen Baranowy hatte die Hunde völlig ermüdet, da das Eismeer uns zum Abschiede noch mit einem seiner unerquicklichsten Reize: dem „Rossol", tractirte. Mit dem Namen Rossol (eine in Rußland sehr beliebte Salatmischung) bezeichnet man hier das ausgewitterte oder ausgefrorene Meersalz, welches, das Eis bedeckend, das Fortkommen sehr erschwert. Die Hunde bekommen davon schlimme Füße, von den Schlittenkufen wird die dünne Eiskruste, „der Wojd", abgerieben (boudams-woidatj heißt die Schlittenkufen mit Wasser begießen). Bei großen Frösten bildet sich an den Kufen eine glatte Eiskruste, was eben so sehr zu ihrer Erhaltung wie zum leichtern Fortgleiten der Schlitten beiträgt.

Aus Sucharino begaben wir uns durch Kabatschkowo und die oben erwähnte Grenze des Hochwaldes nach Bochodsk

und Koretowo, an allen diesen Orten gelang es mir Beobachtungen zu machen.

Am 29. April, nachdem schon Tags zuvor Thauwetter eingetreten war, langten wir in Nischnij-Kolymsk wieder an, von den Einwohnern als Leute empfangen, an deren Wiederkommen man verzweifelt hatte. Meine Expedition hatte dieses Mal ihren Zweck völlig erreicht: ich habe die Beobachtungen, welche vor fünfzig, hundert und mehr Jahren Wrangel, Billing, Laptew und Schalaurow angestellt, an den nämlichen Stellen wiederholt und verificirt; ich hoffe, daß die von mir erzielten Ergebnisse für die Wissenschaft nicht ganz ohne Nutzen sein werden, und in solchem Falle wird die Erinnerung an alle überstandenen Drangsale und Gefahren mir lieb und werth bleiben.

Von den Fidschi-Inseln.

Heimsuchung durch die Masern.

Die Fidschi-Inseln sind bekanntlich durch die Masern schwer heimgesucht worden und den Berichten aus Levuka aus der letzten Hälfte des April zufolge sind mehr als 20,000 Menschen in wenigen Wochen der verderblichen Seuche erlegen.

Bekanntlich hat König Kakobau, nachdem er sein Reich an die Engländer abgetreten, zu Ende des vorigen Jahres Sydney in Neusüdwales besucht und dort eine ehrenvolle Aufnahme gefunden. Wir haben seinen Aufenthalt daselbst ausführlich geschildert („Globus“ Band XXVII, S. 222). Als Kakobau mit dem Dampfer Dido, begleitet von zweien seiner Söhne und zahlreichem Gefolge, in Sydney eintraf, wütheten dort die Masern und die sämmtlichen Fidschi-Insulaner wurden, allerdings nur leicht, von der Krankheit ergriffen.

Der König kam mit seinem Gefolge am 15. Januar nach Levuka, der gegenwärtigen Hauptstadt der Fidschi-Inseln, zurück. Niemand schien noch an der Krankheit zu leiden, aber es war jedenfalls ein Fehler, die Regierung nicht zu benachrichtigen, daß Kranke an Bord gewesen seien. So fand dann ungehinderte Verbindung zwischen dem Dampfer und den Leuten vom Lande statt. Viele Personen kamen an Bord und die Reisenden wurden ohne jeden Anstand gelandet.

Kakobau begab sich nach seinem Landsitze, wo sein Bruder Ratu Savanaca, ein höchst intelligenter Mann, ihn empfing. Dort befand sich auch Ratu Abel, sein ältester Sohn, und seine Gemahlin Lydia. Die Freude über die Rückkehr des Königs war groß, von allen Seiten brachte man Schweine, Hühner, Wälschhühner, Enten, Fische, Gemüse und Früchte, und dann fand das für die Fidschi-Insulaner so charakteristische Meki Meki statt, ein fröhliches Fest, wobei viel getanzt und gesungen wird. Zwei Tage später begab sich Kakobau dann nach seiner Residenz in Ban und auch dort war alles munter und froh.

Aber kaum war eine Woche vergangen, als von allen Seiten her Jammer und Wehklagen sich erhoben, Hunderte und aber Hunderte von Leuten nach allen Richtungen hin waren von der Seuche ergriffen, von der man bis dahin auf dem Archipel auch nicht das Geringste gewußt hatte. Zuerst wurden die Häuptlinge von der Krankheit heimgesucht und sie starben einer nach dem andern dahin. Von jenem Tage an ist dieses Vanua Levu eigentlich nur ein großes Leichenhaus gewesen, die Leute sind hinweg gestorben, wie Fliegen. Als die Krankheit sich mehr und mehr verbreitete, wurden alle Gegenmittel getroffen um den Fortgang zu hemmen, aber alles war vergeblich. Die öffentlichen Gebäude wurden in Spitäler verwandelt und waren bald mit Kranken und Sterbenden überfüllt. In Levuka wurde die alte wesleyanische Capelle als Krankenhaus benutzt, in Totuna das Polizeigebäude. Die Colonialregierung und die anwesenden Aerzte waren unermüdlich, der Krankheit Einhalt zu thun, aber sie waren nicht im Stande zu helfen, denn die Eingeborenen wurden von dem schrecklichen Wahn ergriffen, daß jetzt, da die Papalagi (d. h die Engländer) im Besitze ihres Landes seien, sie nun darnach trachteten, die Insulaner auszutilgen. Es war vielfach unmöglich den Wahn zu zerstreuen, daß man den König eigens zu dem Zwecke nach Sydney geschafft habe, um dort das verderbliche Gift zu holen und mit demselben das ganze Volk dem Untergange zu weihen. Kranke Männer und Frauen sahen einander ruhig ins Gesicht, überzeugt, daß ein unerbittliches Schicksal über sie kommen werde und sie sprachen ruhig: Ich werde nun sterben, und dann setzten sie sich nieder und verendeten. Wer einem Fidschimann sagte, er sehe kränklich aus, war sicher, daß der Mann nach kurzer Zeit dem Tode verfallen sein werde.

Abergläubische Furcht spielte bei diesem Jammer eine große Rolle. Hier ein Beispiel. Sechs gesunde Männer besuchten eine Pflanzung auf Viti Levu und sprachen mit einem dort arbeitenden Mann aus Tonga (den Freundschaftsinseln). Dieser äußerte, daß alle auf der Pflanzung beschäftigten Fidschianer Sa Mate wären, d. h. sterbenskrank. Er sagte aber auch den Sechsen: „Ihr sehet krank aus.“ Sofort wurden diese von einem Schauder ergriffen. Sie zogen sich in eine Hütte zurück, zwei waren am andern Morgen todt, zwei andere am dritten Tage, und am Abend des letzten war keiner von den Sechsen mehr übrig!

Schlimm genug, daß den Leuten mit ärztlicher Hülfe gar nicht beizukommen war. Sobald die Masern erschienen wurde dem Kranken gerathen ruhig in seiner Wohnung zu bleiben, Kälte und Regen zu vermeiden und unbedingt kein Bad zu nehmen; aber auf diesen Rath hörten sie nie, sondern sie liefen in der kalten Luft umher und sprangen in den nächsten Fluß, um das Fieber los zu werden. Allerdings wurden sie dasselbe los — durch den Tod.

Unter den Gestorbenen sind die angesehensten Häuptlinge, welche die Abtretungsurkunde unterzeichnet haben, auch der schon erwähnte Sa Wenatä, der sich stets als einen treuen Freund der Weißen erwiesen hatte. Er war ein Mann von klarem Verstande und Eingeborene wie Ansiedler bedauern sein Hinscheiden. Er starb mit großem Gleichmuth, ohne irgend einen Seufzer oder eine Wehklage. Weiße Männer haben ihn zu Grabe getragen und die Eingeborenen über demselben eine mächtige Pyramide aufgehäuft. Seitdem sind noch fünf andere der angesehensten Häuptlinge der Seuche erlegen. Die Insel Ualao ist eine der kleinsten in der Gruppe; hier sind über 600 Menschen zur Erde be-

stattet worden und noch jetzt (am 23. April) kommen Todesfälle vor. Auch sind die Weißen nicht verschont geblieben, namentlich viele Kinder von den Masern ergriffen worden.

Die Sterblichkeit blieb aber nicht auf diese Insel beschränkt, sondern hat sich mit entsetzlicher Schnelligkeit über alle anderen Eilande verbreitet. Im Gebirge auf Viti Levu und Vanua Levu sind ganze Stämme dahingerafft worden. Auf den Windwardinseln ist die Sterblichkeit groß und wenn die Seuche ausgewüthet haben wird, sind gewiß zwei Drittel der Eingeborenen erlegen. Bis in die dritte Aprilwoche belief sich die Zahl der Todten auf mindestens 20,000.

Unglücklicher Weise ist die Krankheit in die schlechteste Jahreszeit gefallen. König Kakobau kam im Januar von Sydney zurück, zu Anfang der sogenannten Orcanzeit, der schlimmsten im ganzen Jahre. Sie reicht vom Januar bis März und ist gerade in diesem Jahre ungewöhnlich streng gewesen. Gleich zu Anfang zog ein fürchterliches Sturmgewitter über die Inseln dahin und der Regen strömte Tagelang ununterbrochen aus den Wolken herab. Von da an bis zu Ende März haben die Eilande auch nicht einen einzigen schönen Tag gesehen, und die ältesten Einwohner erklären, daß sie einer so entsetzlichen Jahreszeit sich nicht erinnern. Gewiß ist, daß seit nun 16 Jahren kein solches Wetter erlebt wurde, und dasselbe ist für die kranken Leute entsetzlich verhängnißvoll geworden.

Zu Ende April nahmen die Dinge einen günstigern Verlauf. Die Pflanzer und Ansiedler konnten wieder an ihre Arbeit gehen, die Seuche hatte nachgelassen, und man hoffte, daß sie nach Eintritt des bessern Wetters endlich erlöschen werde.

Wir wollen hier einige Bemerkungen über die wirthschaftlichen Verhältnisse der Fidschi-Inseln beifügen. Der Zuckerbau ist noch in seinen Anfängen, aber keine andere Region der Erde ist günstiger für die Erzeugung des wichtigen Products. Sobald Capitalien in Menge herbeiströmen, werden die Fidschi-Inseln für den Zuckerbau mindestens so beträchtlich werden wie Westindien. Manche Inseln, z. B. Viti Levu und Vanua Levu, haben einen größern Flächeninhalt als Mauritius und als die größten Zuckereilande auf den Antillen. Der Anbau von Baumwolle auf Sea-Island ist wegen der niedrigen Preise während der drei letzten Jahre zurückgegangen, dafür aber gewinnt der Maisbau eine große Ausdehnung. Der Mais findet in Neuseeland und Neucaledonien stets willige Abnehmer und der Ertrag ist so reich, daß der Acker 30 bis 70 Buschels ausgiebt und man erntet in 14 Monaten dreimal. Gegenwärtig wird dieser Zweig des Ackerbaues noch sehr primitiv mit der Hacke betrieben, doch sind neuerdings Pflüge, Pferde und Ochsen eingeführt worden. Auch die Cocosnüsse sind von großer Bedeutung für die Inseln. Man pflanzt in jedem Jahre eine große Menge von Cocospalmen, die freilich vier bis sechs Jahr gebrauchen, ehe sie Früchte geben. Auf den Acker Land entfallen durchschnittlich 80 Bäume. Kaffeepflanzungen sind gleichfalls angelegt worden.

Was den sogenannten Arbeitsmarkt anbetrifft, so nehmen die Dinge gegenwärtig einen glatten Verlauf und von Menschendiebstahl ist keine Rede mehr. Viele der auf anderen Südseeinseln angenommenen Arbeiter sind nach Ablauf ihres Contractes in ihre Heimath zurückgeschickt worden, andere bleiben, namentlich auf den noch vorhandenen Baumwollenplantagen. Diese Kulis befinden sich sehr wohl. Ihre Arbeit ist nicht allzubeschwerlich und sie haben Nahrung im Ueberfluß: Camaras, süße Kartoffeln, Yams, Bananen, Brotfrüchte, Fische so viel sie mögen, dann auch halten sie Hühner und Schweine, während auf den neuen Hebriden und der Salomonsgruppe eine solche Fülle von Nahrungsmitteln nicht vorhanden ist. So kommt es, daß die Kulis wohlgenährt und wohlauf sind und gern und gut arbeiten. Merkwürdiger Weise haben diese fremden Kulis nicht von den Masern gelitten, wahrscheinlich deshalb, weil sie von ihren europäischen Arbeitgebern unter strenger Aufsicht gehalten wurden.

Insgemein wird die weiße Bevölkerung des Fidschi-Archipelagus auf 2000 Köpfe geschätzt. Einem Correspondenten der „Times“ zufolge ist diese Zahl zu hoch gegriffen, derselbe nimmt als Maximum 1200 an. Ebenso ist er der Meinung, daß die bisherige Annahme von 150,000 Seelen für die eingeborene Bevölkerung übertrieben sei. Er schätzt dieselbe auf höchstens 80,000 bis 90,000, von denen jetzt, nachdem die Seuche so arg gewüthet hat, 60,000 bis 70,000 am Leben sein werden.

Aus allen Erdtheilen.

Das Deutschthum in der ehemaligen Militärgrenze.

Man schreibt aus Neusatz: Seit einiger Zeit vollzieht sich unter unseren Augen fast unbemerkt und doch sehr beachtenswerth eine Art Völkerwanderung im Kleinen. Seit Einführung der neuen Grenzorganisation hörten die sogenannten Grenzgemeinden auf, gesetzliche Verbindlichkeit zu haben und die Grenzfamilien können die bisher bestandene Haus- und Gütergemeinschaft aufheben und das bisher gemeinschaftliche Gut unter einander theilen. Dadurch wird aber der Grundbesitz zersplittert, so daß derselbe bei der bekannten Arbeitsunlust des serbischen Stammes nicht mehr genügt, seine Eigenthümer zu ernähren. Es finden daher massenhafte Auswanderungen von syrmischen Grenzerfamilien in das Fürstenthum Serbien statt und umgekehrt wandern aus der Backa und aus dem Banate Deutsche nach Syrmien in das Grenzgebiet ein, wo die Grenzverpflichtungen nur noch formell bestehen. Täglich ziehen Karawanen solcher deutscher Einwanderer über die Donau, wo sie in den Grenzdörfern sich eine neue Heimstätte bereiten. Dort finden sie nicht allein den fruchtbarsten, sondern auch den wohlfeilsten Boden, da die auswanderungslustigen Serben ihren Grundbesitz fast um jeden Preis verkaufen. Während in der Backa guter Grund nicht unter 500 Gulden per Joch zu haben ist, ist eben so guter Ackerboden in Syrmien um 20 Gulden zu kaufen, es ist daher wahrscheinlich, daß die deutschen Ansiedelungen sich rasch vermehren werden, und daß der größte Theil des Grundbesitzes schon in wenig Jahren von slavischen in deutsche Hände übergegangen sein wird, wie dies in der Backa factisch der Fall ist. Wie sehr aber das deutsche Element im Allgemeinen rasch an Zahl zunimmt, davon haben wir bei uns und in nächster Nähe überraschende Beweise. So ist alle Aussicht vorhanden, daß Neusatz auf dem nächsten Reichstage zum ersten Male seit seinem Bestehen von einem seiner deutschen Mitbürger repräsentirt werden wird, und ebenso haben die Deutschen in Groß-Becskerek, einem noch vor

kurzer Zeit als nrserbisch betrachteten Orte, alle Hoffnung, auch einen Deutschen als ihren Vertreter in den Reichstag zu bringen. Selbst in Pancsova vermehrt sich der junge Nachwuchs der Deutschen viel bedeutender als jener der Serben, so daß man mit Gewißheit darauf rechnen kann, daß in längstens 10 Jahren schon die Deutschen daselbst in der Majorität sein werden.

Eine Hof- und Staatsversammlung beim König von Birma.

Dieser Monarch, welcher gegenwärtig in höchst unliebsamer Weise viel von sich reden macht, lebt für gewöhnlich in der innern Burg seiner Hauptstadt Mandelay. In dieser Festung hält er eine starke Leibwache. Das äußere und größere Fort wird von den Staatsministern und deren Beamten bewohnt. Außerdem halten sich dort viele Kaufleute und Besucher auf. Der König ist sehr kurzsichtig und trägt stets Brillen. Bei einem Derbar geht es höchst einfach zu und bei Weitem nicht mit solchem Pomp wie an den indischen Höfen. Die Halle ist sehr geräumig, mit hübschem Schnitzwerk versehen und sehr nett verziert. Dem Eingang gegenüber steht auf einer Emporbühne ein goldener Sessel und zur Seite desselben befindet sich eine kleine vergoldete Thür. Wenn nun die fremden Gesandten ihre Stellung eingenommen haben — denn Niemand darf eintreten, nachdem sich der König schon in der Halle befindet — dann wird die vergoldete Thür geöffnet und der König setzt sich auf den goldenen Thronsessel, verbeugt sich aber nicht und grüßt auch Niemand. Die anwesenden Birmanen kriechen auf allen Vieren sobald der König eintritt. Dieser wirft dann einen Blick über die ganze Halle und redet diejenigen an, mit denen er zu sprechen wünscht. Nach der Unterhaltung erhebt er sich, grüßt Niemand und geht durch dieselbe Thür ab, durch welche er gekommen. Dann erheben sich auch die Anwesenden und der Derbar hat ein Ende.

Cannibalismus gegen die Mischlinge in Australien.

Vor einigen Tagen erhielten wir eine Zuschrift aus einer Stadt im Niederschlesischen. Der Briefsteller bemerkte, daß ein vor sechszehn Jahren nach Australien ausgewanderter Landsmann auf Besuch zurückgekehrt sei und viel Interessantes zu erzählen wisse. Man halte ihn im Kreise seiner alten Freunde für einen wahrheitsliebenden, zuverlässigen Mann, aber Manches, was er berichte, erscheine doch auffallend; z. B. daß die Producte der Vermischung weißer Männer mit schwarzen Frauen von den Eingeborenen getödtet und verspeist würden. Man ersuche den „Globus", darüber seine Meinung zu äußern.

Wir geben gern einige Notizen. Mit dem, was der jetzt in der alten Heimath befindliche Australier seinen Freunden erzählte, hat es seine volle Richtigkeit; zum Beweise geben wir, von anderen Gewährsmännern abgesehen, eine Zuschrift, welche T. A. Murray unterm 20. April 1867 an die Anthropologische Gesellschaft zu London gerichtet hat. Sie steht in Band VI, 1868, S. 53 des Journals dieser Gesellschaft.

„Die älteren Schwarzen in den südlichen Districten von Neusüdwales und wahrscheinlich überall in der Colonie haben bis vor nicht gar langer Zeit alle Mischlingsknaben getödtet, sobald dieselben das Alter der Mannbarkeit erreichten. Im Jahre 1859 hatte ich als Beamter Veranlassung, einen merkwürdigen Fall am Murrumbidge River im County Morey zu untersuchen. Die Schwarzen hatten sich in der Nähe versammelt und hielten ihre Corroberis. Ich bemerkte unter ihnen mehrere Mischlingsknaben. Dann zogen sie sich in das einige Meilen entfernte graue Hügelland zurück. Als sie nach einigen Tagen zurückkamen, war von diesen Mischlingen keine Spur mehr zu sehen. Ein Hirt sagte bei mir eidlich aus, daß er die verbrannten Leiber derselben gesehen habe und zwar in einer Umfriedigung, welche die versammelten Stämme aus Zweigen um ihren letzten Lagerplatz geflochten hatten. Dort sah er elf brennende Feuer und in jedem einen Menschen. Ich ritt noch denselben Abend an Ort und Stelle, um zu sehen, ob einer oder der andere Mischling verschont worden sei, ich konnte aber keinen einzigen auffinden. Dann fragte ich mehrere Schwarze, die ich kannte, was aus jenen geworden sei, aber keiner wollte Antwort geben.

Am nächsten Tage ritt ich mit einer Anzahl von Polizeileuten wieder an Ort und Stelle, um zu untersuchen, wie und wo der Mord stattgefunden hätte. Wir fanden eine viereckige Umfriedigung, welche ganz roh aus Zweigen geflochten war, und innerhalb derselben elf Aschenhaufen. Jeder derselben enthielt Reste von menschlichen Knochen. Ich gab mir alle Mühe, die Sache zu verfolgen, konnte aber keinen Beweis herbeischaffen. Die Schwarzen waren inzwischen fortgezogen und erst nach etwa zwei Jahren kamen sie wieder aus dem Gebirge ins Unterland zurück.

Dieser Gebrauch, die Mischlinge zu ermorden, erklärt es, daß man so selten dergleichen in der Colonie antrifft. Einige wenige sieht man in der Station der Ansiedler, wo sie als Pferdeknechte oder Schafhüter verwandt werden, aber ich habe noch nie einen erwachsenen Mischling unter den Eingeborenen gesehen, wohl aber mehrfach Mischlingsweiber. Ich forschte nach, weshalb die Schwarzen diese Knaben ums Leben bringen, konnte aber weiter nichts ermitteln, als daß sie Furcht haben, sie möchten als Männer allzu großen Einfluß ausüben.

Murray berichtet noch Folgendes: „Ich habe die Eingeborenen durchschnittlich als gutherzige und sanftmüthige Menschen kennen gelernt und sehr oft haben sie den Weißen werthvolle Dienste geleistet, aber ich weiß auch, daß ein Sohn seinen Vater erschlagen hat, und man nahm diese Thatsache als einen Beweis für die Wildheit des Gemüthes der Australier. Die Sache aber verhält sich folgendermaßen: Der australische Sohn „schmilzt leicht in Sorgen", und wenn er gedrückten Gemüthes ist, wird er aufgeregt und begeht das, was wir für Verbrechen halten. Wenn ein angesehener Mann vom Feinde erschlagen wird, so ist im ganzen Stamme der Jammer, die Erniedrigung und Pein ganz außerordentlich und eben so groß der Triumph und Jubel des Feindes. Hier in dem betreffenden Falle war es Biluti der Vater, ein hoch bejahrter Mann. Er war stets ein großer Krieger gewesen und mancher Feind von seiner Hand gefallen. Jetzt in einer Fehde hatten die Gegner ihm den Tod geschworen und einige Male war er nur mit genauer Noth entkommen. Sein Sohn Dimuti war stets sehr aufmerksam und freundlich gegen den alten Mann gewesen und selber ein hervorragender Krieger im Stamme. Als nun die Schwäche des Vaters täglich zunahm, war der Sohn in großer Unruhe, aber er wollte dem Feinde den Triumph nicht gönnen, den tapfern Krieger getödtet zu haben, und erschlug ihn deshalb selber. Er wollte nicht, daß er in die Hände der Feinde fiel. Der Stamm aber übte Wiedervergeltung aus: auf Dimuti wurde eine große Hetzjagd veranstaltet und er wurde gefangen und von sämmtlichen Leuten des Stammes gespeert."

Von den Norfolkinseln.

Derselbe Dampfer Dido, welcher gegen Ende vorigen Jahres den König Kakoban von den Fidschi-Inseln nach Sydney brachte, ist auch auf der Norfolkinsel gelandet, auf welcher sich bekanntlich die Nachkommen der Meuterer befinden, welche im Jahre 1789 mit dem Schiffe Bounty nach Tahiti segelten. Mehrere derselben nahmen dort Frauen, fuhren mit denselben nach den Pitcairninseln, verbrannten die „Bounty" und blieben viele Jahre auf jenem Eilande, ohne daß man etwas weiter von ihnen gehört hätte. Allmälig, da ihre Zahl anwuchs, wurde ihnen die Pitcairninsel zu klein und man siedelte sie im Jahr 1856 nach der Norfolkinsel über, die früher

eine Sträflingsniederlassung war. Dort ließen sie sich 340 Köpfe stark nieder, nur einige Wenige blieben auf Pitcairn zurück.

Eine merkwürdige Person auf den Norfolkinseln ist der Caplan Nobbs, angeblich Sohn eines Marquis und einer Baronesse. Nach einer romantischen Laufbahn in den südamerikanischen Kriegen ging er 1828 nach Pitcairn, wo er als Lehrer wirkte. Etwa 25 Jahr später machte er einen Besuch in England und wurde vom Londoner Bischof zum Geistlichen geweiht. Er ist jetzt 73 Jahr alt. Die Ansiedelung der Insulaner liegt an der Sydneybai. Manche Hütten sind ganz solide gebaut. Die Ansiedler treiben fast ausschließlich Ackerbau und Walfischfang, aber es ist kein Aufschwung unter diesen Leuten und sie bestellen ihre Felder sehr nachlässig, während der Walfischfang bei ihnen zu einer förmlichen Leidenschaft geworden ist. Sie verstehen sich auf denselben ganz vortrefflich, aber der Leviathan der Tiefe erscheint nur sehr unregelmäßig an der Küste und oft fangen sie viele Monate auch nicht einen einzigen. Die Hautfarbe deutet auf die starke Mischung mit tahitischem Blute hin. Eine Anzahl der Insulaner kam an Bord der „Dido", um dem Gottesdienste beizuwohnen. Wenn man sie sieht, erinnert man sich immer an ihre Großeltern. Einige Frauen sind recht hübsch, namentlich jene der Familie des Herrn Nobbs. Ihr Benehmen ist äußerst einfach und ansprechend, aber im Ganzen läßt sich nicht in Abrede stellen daß sie träge Menschen sind und von Fortschritt bei ihnen keine Rede ist.

Grabdenkmal eines Maorikönigs in Neuseeland.

Der „Melbourne Argus" meldet darüber Folgendes: In Melbourne ist soeben ein Grabdenkmal für den 1849 in Otaki beerdigten Maorikönig Rauparaha vollendet. Dasselbe besteht aus einem Marmorobelisk, der auf einer Basaltgrundlage steht und oben die Bildsäule des Gestorbenen und darunter eine Inschrift trägt. Diese ist in der Maorisprache und enthält, außer Angabe des Geburts- und Todestages, folgende Ruhmesmeldung: „Er tödtete den Stamm Kapitii, ging dann über den Te Waiponnan und tödtete alles Volk, und zu Ehren dieses Helden brachten die Familie und seine Freunde 200 Pf. St. zusammen und setzten dieses Denkmal." Die Büste ist von Herrn Gilbert angefertigt und stellt den Rauparaha in Lebensgröße in einem Gewande von Hundefell dar, mit tättowirtem Gesicht, Ohrringen aus Greenstein, den Federn seines Ranges und Ruhmeszeichen, die sein Haar schmücken.

Tiefseemessungen des „Challenger".

Zwischen Mindanao und den Admiralitäts-Inseln wurde an sieben Stationen eine Reihenfolge von Beobachtungen und Messungen veranstaltet. Die größte Tiefe auf dieser Linie, 2500 Faden, liegt zwischen der Molukken-Passage und den Pellew-Inseln. Die durchschnittliche Temperatur der Meeresoberfläche auf der erwähnten Strecke war 82,5° F. Die Temperaturlothungen scheinen anzudeuten, daß ein großer Theil des westlichen Pacific nicht in durchaus freier Verbindung mit der Südsee steht, denn das Wasser sinkt rasch bis zu 34,5° F. in einer Tiefe von 1500 Faden und behält diese Temperatur auch in beträchtlicheren Tiefen. — Auf der Strecke zwischen den Admiralitäts-Inseln bis Japan, 2250 Seemeilen, wurde die größte Tiefe, 4575 Faden, am 23. März gefunden. Dies ist die beträchtlichste mit Sicherheit ermittelte Tiefe, mit Ausnahme zweier Lothungen der „Tuscarora" vor der Ostküste von Japan, welche resp. 4643 und 4655 Faden ergaben.

* * *

— Die türkische Zeitung „Bassiret" weiß, daß St. Petersburg eine deutsche Handelsstadt sei. Das Deutsche Reich greife immer mehr um sich und trachte jetzt dahin, Bremen und Hamburg zu deutschen Seestädten zu machen. „Bassiret" will diese interessanten Nachrichten in der „Oldsche Mein Zatang", d. h. „Allgemeinen Zeitung", gelesen haben.

— In der Stadt Guatemala ist auf Staatskosten eine höhere Unterrichtsanstalt für Mädchen gegründet worden — die erste in Centralamerika.

— Die auswärtige Staatsschuld Brasiliens betrug zu Ende Januars 19,931,200 Pf. St., die innere 257,672,700 Milreis.

— Es ist unter Umständen mit den Geschworenengerichten eine bedenkliche Sache. In den Vereinigten Staaten gilt als Regel, daß die schwarzen Geschworenen wenn irgend möglich einen angeklagten Neger freisprechen und die Mormonen in Utah befolgen dasselbe System. Der Mormonenälteste Thomas Ricks hatte einen gewissen E. D. Skeen ums Leben gebracht; dieser war ein Nichtmormone. Der Mord war sonnenklar erwiesen, aber die Geschworenen, sämmtlich Mormonen, erklärten den Angeklagten für unschuldig.

— Der Stil mancher amerikanischer Zeitungen läßt an Derbheit kaum etwas zu wünschen übrig und es scheint als ob die dortigen Herren Publicisten über einen reichen Vorrath von Complimenten verfügen. Hier eine Probe aus dem „Illinois Volksfreund", der über die Zustände in dem „Muckernest Elkhard" sich äußert wie folgt: „Wenn im Dummbach-Elkhard ein Faß Bier seinen Einzug hält, dann geräth darüber das ganze Wassersimpelsgelichter des Dorfes in einen förmlichen temporären Wahnsinn. Wahrhaftig die erste deutsche Bombe zur Zeit des deutsch-französischen Krieges kann beim Eindonnern in die Mauern von Paris unter den Einwohnern jener Stadt keine größere Bestürzung hervorgerufen haben als neulich die Ankunft von zwei Fäßchen Bier, die sich ein gemüthlicher Deutscher zur Abhaltung eines Familienfestes aus Lincoln hatte schicken lassen, unter den Wasserbotokuden Elkhards. Am Bahnhof, der gewöhnlich von einer Rotte tabackskauender ungewaschener Lümmel mit dumm dreinglotzenden wässerigen Fischaugen umlagert ist, hatte sich, als die schreckliche Mähr von den zwei Fässel Vernunfts- oder Civilisationstinctur bekannt wurde, die halbe Brut des Muckernestes eingefunden, um ihren verschnapsten Herzen in Gestalt von Donnerflüchen Gottes gegen den edlen Gerstensaft Luft zu machen. Des Abends hielt man sogar unter den Auspicien der dortigen Temperenzloge eine Entrüstungsversammlung ab. Elkhard ist durch das Muckerpack ganz auf den Hund gekommen, die Geschäftshäuser stehen dorten leer, weil die in der Umgegend wohnenden vernünftigen Bauern lieber zehn Meilen weiter nach Lincoln fahren als sich nach den Vorschriften dieser Elkharder Wasserochsen behandeln zu lassen."

Inhalt: Dr. Hayden's und Langford's Expedition nach den Felsengebirgen. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens. Von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. Zweite Abtheilung. — Der „Challenger" auf der Fahrt von den Philippinen nach Japan. II. (Schluß.) — Karl v. Neumann's Expedition nach den Bäreninseln vor der sibirischen Küste. III. (Schluß.) — Von den Fidschi-Inseln. Heimsuchung durch die Masern. — Aus allen Erdtheilen: Das Deutschthum in der ehemaligen Militärgrenze. — Eine Hof- und Staatsversammlung beim König von Birma. — Cannibalismus gegen die Mischlinge in Australien. — Von den Norfolkinseln. — Grabdenkmal eines Maorikönigs in Neuseeland. — Tiefseemessungen des „Challenger". — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. Juli 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 6.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Dr. Hayden's und Langford's Expedition nach den Felsengebirgen.

II.

Langford's Expedition sollte am 12. Juli 1872 aufbrechen, und in aller Frühe begann man die Lastthiere zu beladen. Dazu gehört große Geschicklichkeit, aber seine Leute verstanden sich vortrefflich auf ihr Geschäft. Um 10 Uhr Morgens war Alles bereit; jedes Mitglied der Expedition ritt einen starken Gaul, und als wir von Fort Hall in das bewaldete Thal hineinritten, muß unser Zug sich recht malerisch ausgenommen haben. Anfangs kamen wir durch eine sandige, wasserlose Wüste und um Mittag war die Hitze geradezu erdrückend. Ein prächtiger Hund Stephenson's verendete vor Durst und Erschöpfung. Ich erinnere mich nicht, jemals mehr Durst empfunden zu haben als an jenem Tage.

Es fragte sich nun, ob wir den Lauf des Snake verfolgen oder etwa in gerader Linie nach Norden hin bis zum Henryflusse vordringen sollten. Wir waren eigentlich schon zu letzterm entschlossen, als ein bekannter Trapper, Beaver Dick, der vom Norden herkam, uns mittheilte, daß wir dort keine Furth finden würden und nach diesem guten Rathe schlugen wir uns in der Richtung nach dem Snake hin. Am 15. waren wir am Lac du Marché. Dieser Theil des Schlangenflusses wurde bereits im Winter von 1853 auf 1854 durch Lieutenant Mullen näher erforscht. Der sogenannte See war damals ein hübsches Wasserbecken von 12 bis 14 Miles Länge, heute bildet er lediglich eine sandige Vertiefung in der Prärie. Die alten „Montagnards" legten großen Werth auf dieses Wasserbecken, und wenn ihre Vorräthe knapper wurden, pflegten sie in der Regel eine Wanderung nach dem Marché zu unternehmen. Sie wußten, daß sie dort gewöhnlich eine Anzahl von Trappers fanden, von denen sie allerlei nothwendige Gegenstände eintauschen konnten. Uebrigens ist das Verschwinden eines Wasserbeckens bemerkenswerth; die unterirdischen Gewässer, welche einst die Prärie in einen See verwandelten, haben den letztern nun wieder trocken daliegen lassen.

In diesen Einöden war ein lustiges, munteres Leben. Nie zuvor waren 27 Reiter und 25 Lastthiere durch dieselbe gezogen. Vor uns erhoben sich die schimmernden Gipfel der Tetons. Diese gewaltigen mit ewigem Schnee bedeckten Berge haben als weithin sichtbare Landmarken gedient allen Forschungsreisenden von den Tagen, da Lewis und Clark den Weg nach dem Stillen Ocean fanden durch eine Menge von Gebirgspässen und durch unzählige Labyrinthe, an denen im Jahre 1811 auch Hunt mit seiner kleinen Truppe vorüber zog, die dem Hungertod nahe war. Er kam aus den inneren Bighornbergen und es gelang ihm bis in das heutige Britisch-Columbien zu gelangen. Auch für Capitän Bonneville bildeten sie eine Landmarke und er hat in dieser Gegend nicht selten in den Wigwams befreundeter Stämme, Bannaks und Schoschonis, übernachtet. In späteren Tagen haben die Goldjäger diese Gegend nach allen Richtungen durchstreift. Jetzt sah ich sie näher als je zuvor, und wenn die Morgensonne auf sie fiel, glichen sie täuschend gigantischen Krystallen. Ich betrachtete mit be-

Die Expedition unterwegs.

sonderm Interesse den höchsten Gipfel der drei Berge, seine steil abfallenden und von Felsen starrenden Wände und erwog, ob es mir möglich sein werde, denselben zu erklimmen. Die Umrisse dieses Berges aus der Ferne gesehen, wo wir standen, zeigten so viele concave Partien und so viel jähe Abfälle, daß es mir schien als würde unser Unternehmen fehlschlagen müssen. Und doch, wenn ich bedachte, welchen Ruf es mir bringen würde, wenn ich der Erste war, der diese Jungfrau bestieg, so konnte ich das Verlangen, das Wagniß zu unternehmen, nicht zurückdrängen. Beaver Dick sagte uns, schon mehrfach sei es versucht worden, den Grand Teton zu besteigen aber allemal vergeblich. Auch die Indianer, bemerkte er, hielten ihn für unbedingt unzugänglich.

Hunt hat ihnen den Namen der Monts Pilotes gegeben, weil sie als Landmarken dienen, aber weit früher haben sie von den französischen Pelzhändlern den Namen der Tetons erhalten, weil sie Aehnlichkeit mit der Gestalt einer Frauenbrust haben, allerdings nur aus weiter Entfernung, denn wenn man ihnen näher kommt, so zeigen sie scharfe und winkelige Umrisse. Hayden hat sie sogar mit Haifischzähnen verglichen und in vieler Beziehung trifft das zu. Ich meinerseits möchte sie lieber als die drei Titanen bezeichnen, damit würde man sie am besten gekennzeichnet haben.

Wir kamen an den Henryfluß und lagerten uns an zwei großen Hügeln, deren eigenthümliche Gestaltung unsere Aufmerksamkeit erregte. Sie sahen äußerlich aus wie Basalt, waren aber so weich und so zerreiblich wie Kalkstein. Einige von uns untersuchten dieses merkwürdige Terrain näher.

Beförderung des Gepäcks.

Sie fanden in einer Höhe von 150 Fuß einen enormen Krater, eine gähnende Öffnung von 300 Fuß tief. Hier war offenbar ein erloschener Vulcan, und ein Bruch am Rande des Kraters in der Richtung nach unserm Lager hin zeigte den alten Lauf, welchen einst die Lava genommen hatte. Unser Geolog erklärte die Thatsache, daß das Gestein Aehnlichkeit mit Sandstein habe, aus dem Umstande, daß die Lava unter Wasser herabgeströmt sei und daß sich auf diese Weise ein vulcanischer Sandstein gebildet habe. Diese Erscheinung ist äußerst selten. Wir stiegen durch einen Spalt von etwa 45 Grad hinab in den Krater, in welchem Wachholderbüsche und Gras wuchsen.

Nachdem wir ihn so im Innern gesehen, wo er mit seinen Erosionen, Spalten und überhaupt den vielen Unregelmäßigkeiten seiner Wände einen eigenthümlichen Anblick darbot, stiegen wir wieder nach außen zurück. An dem Abhange des Hügels nimmt die Lava manche phantastische Gestalten an. Sie bildet z. B. Oefen mit hohen Schornsteinen, dicke Thürme, Glockenthürme, Bogen und dergleichen mehr. Vom Rande hat man eine außerordentlich weite Aussicht. Unter den Felsen, welche auf der Basis des Vulcans eigenthümliche Gestaltungen bildeten, war einer, den wir Schloß Kenilworth nannten, weil er mit dieser berühmten Ruine Aehnlichkeit hat.

In dem einen Theile desselben fanden wir Inschriften, die noch nicht sehr alt sein konnten. Sie stellten eine Büffeljagd dar, Begegnung mit Bären, Tödtung von Hirschen; sodann Zeichnungen von Kranichen, Jäger zu Pferde und zu Fuß, Alles deutlich noch erkennbar. Ich habe oftmals auf den Mänteln von Elen- und von Büffelhaut bei den Schwarzfüßen ähnliche Zeichnungen gesehen. Diese Black-

Baunacks im Wigwam.

feet haben mehr als andere Indianer die Neigung, allerlei Begebenheiten durch Zeichnungen zu fixiren; wahrscheinlich rühren auch diese Felseninschriften von ihnen her.

Beaver Dick war uns sehr anhänglich. Er hatte sein Zelt neben unserm Lagerplatz aufgeschlagen und hatte seine indianische Frau und seine Kinder bei sich. Dieser Dick ist wirklich in seiner Art ein Charaktermensch. Denn so lange er bei uns war, bewies er Eigenschaften, wie sie einen volksthümlichen Romancharakter zieren würden. Von Geburt ist er Engländer. Als er 21 Jahre zählte wurde er Trapper.

Dick und seine Familie.

Er kennt alle zugänglichen Theile der Felsengebirge, hat viel mit Indianern verkehrt und manches von ihren Sitten und Gebräuchen angenommen. Zweimal in jedem Jahre geht er in civilisirte Gegenden, um Pelzwerk zu verkaufen und sich mit allem nöthigen Bedarf zu versorgen. Er hilft uns, wenn wir Flüsse durchwaten, Gebirgspässe übersteigen und Collisionen mit feindlichen Stämmen vermeiden müssen. Seine Kinder stehen mit allen Mitgliedern der Expedition

Wohnung eines Pioniers.

auf dem besten Fuße. Seine Frau ist eine sanfte Creatur, deren größter Ehrgeiz darin zu bestehen scheint, ihrem Herrn und Gebieter dienstwillig und gefällig zu sein.

Unter Dick's Leitung zogen wir im Thale des Henryflusses hinauf, den wir, allerdings nicht ohne Schwierigkeiten, durchwateten. Die Ufer sind sehr steil und die Strömung ist ungemein rasch. Wir mußten deshalb große Fürsorge treffen, damit unsere Packpferde von derselben nicht fortgerissen würden. In diesem Flusse wimmelte es gleichsam von jenen großen Lachsforellen, die man in allen Strömen

findet, welche in den Großen Ocean münden. Wir fingen dergleichen die drei Pfund schwer waren. An Gestalt und überhaupt ihrem ganzen Aussehen nach gleichen diese Fische unseren gewöhnlichen Bachforellen, aber sie haben keine rothen sondern braune Flecken. Das Fleisch hat eine schöne Lachsfarbe und schmeckt ungemein delicat.

Unter unseren Pferden hatten wir auch ein kleines, gelbliches Cayusepony, das allerdings sehr geduldig durch den Fluß schwamm, hinterher aber die tollsten Capriolen machte. Diese sogenannten Cayusepferde sind sehr bösartig, schwer zu bändigen und noch schwerer zu reiten. Am merkwürdigsten ist bei ihnen der Hammelsprung; sie machen alle vier Beine steif und springen dann hoch in die Luft. Der Stoß ist so heftig, daß nach zwei oder drei Malen der Reiter den Sattel nicht mehr halten kann, falls er nicht sehr erfahren und sicher ist. Das Thier sieht überhaupt unangenehm aus; die Ohren hängen schlaff nach hinten hinab, die Augen haben einen bösartigen Ausdruck, sehr häufig steht Schaum vor dem Maule und das Pony knirscht immer mit den Zähnen auf dem Zügel. Es giebt sich alle mögliche Mühe dem Reiter zu zeigen, wie gern es ihn los sein möchte. Diese schlechten Eigenschaften sind nicht aus ihm herauszubringen, weder durch gute Behandlung noch mit Peitsche und Sporen, welche alle gar nichts nützen.

Bei unserm Lager wuchsen in großer Menge Camas und Yamphwurzeln, Nahrungsmittel, die von den Indianern sehr geschätzt werden und die auch wir gern genossen. Für manche dieser Jagdnomaden ersetzt der Camas gleichzeitig das Mehl und die Kartoffel und man findet ihn gerade in den unfruchtbarsten und ödesten Gegenden in großer Menge. Er ist eine runde Wurzel von zwiebelartiger Gestalt, der Geschmack ist mild, er ist sehr reich an Stärkemehl und außerordentlich sättigend. Die Indianer verstehen diese Knollen vortrefflich zuzubereiten. Sie höhlen ein 6 Fuß breites Loch in die Erde und machen ein Feuer in demselben. Gleichzeitig erhitzen sie Steinplatten, welche als Deckel dienen sollen. Wenn alles bereit ist, schütten sie die Knollen in das erste Loch, bedecken dasselbe mit Rasen und legen über dieses die heißen Steine. Der Yamph ist eine längliche Knolle und kleiner als der Camas, auch nicht so nahrhaft und wird roh gegessen. Mit diesen Wurzeln kann ein Mann sich wenigstens das Leben hinhalten und häufig haben die Stämme den ganzen Winter über nichts anderes zu verzehren als diese Knollen.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

II.

Wenn Nachts der Mond leuchtete und die Sterne schimmerten, wenn in der elementaren Periode der Mond als Kahn und die Sterne als Lichter aufgefaßt worden waren, mußte sich da nicht, wenn der Himmel als Aufenthalt der Seligen galt, die Vorstellung bilden, die frommen Seelen segelten auf dem Mondkahn ins Jenseits hinüber oder wandelten, die Lichter in der Hand, durch die finstere Nacht in die Heimath der Unendlichkeit?

In ähnlicher Weise haben wir uns die Entstehung aller anderen Mythen zu denken, alle haben sich in dieser Periode der dichterischen Combination gebildet.

Allein die Vorstellung konnte hierbei nicht stehen bleiben. Im Laufe der Jahrtausende hatte man natürlich ganz vergessen, daß die Gestalten, die Thiere, die Pflanzen, die Geräthschaften, die Lebensweise, die Charaktereigenthümlichkeiten, die man den Göttern zuschrieb, nur den irdischen, den menschlichen Verhältnissen nachgebildet worden waren. Die Vorzeit betrachtete es als eine augenfällige Thatsache, daß der Gewittergott während des Gewitters die himmlischen Wolkenkühe mit seiner blitzenden Haselruthe strich und daß dann darauf hin die Wolkenkühe ihre Fruchtbarkeit und Gedeihen spendende Milch, den Regen, strömen ließen. Nun galt aber der Blitz auch als gelbblühender Kreuzdorn oder als mit rothen Beeren bequasteter Vogelbeerstab — in jedem Falle that man klug daran, wenn man seine eigenen Kühe ebenfalls mit Ruthen dieser Sträucher schlug, man war dann sicher, von seinen Kühen wohl ebenso reichliche Milch zu erzielen, als die Himmelsbewohner von ihren Wolkenkühen.

Wenn nun für den Hirten der Urzeit die Milch den Werth und die Bedeutung des Unschätzbaren und Verehrungswürdigen hatte, wie dies noch im Veda der Fall ist, so mußte aus derselben Anschauung heraus, welche in der Haselstaude, im Kreuzdorn, im Vogelbeerbaum oder im dionysischen Narthexstabe den milch- und honigspendenden Blitz verkörpert sah, natürlich auch der Glaube fließen, Ruthen solcher Sträucher besäßen die geheime Kraft, Schätze zu entdecken oder zu verschaffen. Der als Haselruthe, als Kreuzdorngerte oder Vogelbeerstab oder Narthexstengel gedachte Blitz öffnete ja gleichsam den vom Milchgold strotzenden Wolkenberg: eine Ruthe von einem dieser Sträucher mußte deshalb zur Wünschelrnthe werden, welche nicht allein als Brunnenschmecker die unterirdischen Quellen anzuzeigen, sondern jeden Schatz zu heben, jeden Wunsch zu erfüllen im Stande war.

Wenn der Gewittergott mit seinem funkelrothen Blitzfaden von dem Dämon der finstern Wolke Besitz ergriff, denselben fesselte und erwürgte und auf diese Weise die Wolkenkühe oder das Sonnenrind vor Schaden bewahrte, so verstand es sich von selbst, daß man auch von Erden mittelst eines rothen Fadens Besitz nahm, an sich fesselte, einweihete und vor Schaden bewahrte. Deshalb war der rothe Faden bei den Germanen das dem Grenzgott heilige Rechtssymbol der Besitznahme. Als solches zieht er sich noch bis zu dieser Stunde durch alles Tau- und Segelwerk der britischen Flotte und ist darüber seit Goethe's Wahlverwandtschaften zu einer europäischen Zeitungs- und Salonphrase geworden. Deshalb auch wurde der indischen Braut ein rothwollener Faden als Hochzeitsschnur um den Hals gehängt. Ebenso wurde den in die eleusinischen Mysterien Eingeweihten eine rothwollene Schnur umgelegt. Um sich vor Verletzungen und Hantausschlägen zu schützen, wand sich die indische Braut an einem mittelst Lack rothgefärbten Faden ein aus einer Honigpflanze bestehendes Amulet um den kleinen Finger. Uebereinstimmend mit diesem Brauch ist der deutsche, dem Vieh rothe Bänder um den Hals,

um die Hörner und um den Schwanz zu binden, um dasselbe vor allem Schaden zu bewahren.

Umgekehrt kann aber auch, nach anderer Vorstellung, welche die alten Bilder nur noch in düsterm Lichte erblickt, der rothe Faden als unheilbringend aufgefaßt werden. In einem indischen Krähenorakel heißt es deshalb: Ergreift der Rabe einen rothen Faden, setzt er sich damit auf das Dach eines Hauses und giebt er einen Ton von sich, so wird das Haus abbrennen. Deutlicher als in diesem indischen Aberglaubenssatze könnte sich der Rabe als der mit seinem Krächzen den Donner und mit dem rothen Faden im Schnabel als der den Blitz darstellende Vogel nicht zu erkennen geben.

Während des Gewitters hörte man den furchtbaren Schall der Donnertrompete, oder der Donnerpauke, oder den schrillen Schrei einer Pfeife. Man nahm wahr, wie nach dem Getöse der Donner- und Blitzmusik die Dämonen der finsteren Wetterwolken auseinanderstoben und verschwanden, weil das Gewitter überhaupt zu Ende ging und der Himmel sich wieder aufheiterte. Da galt es denn, bei herannahendem Gewitter unter Trompeten- und Paukenschall auszuziehen oder die Glocken zu läuten. Dann mußten ja die bösen Gewitterwesen, die unheilvollen Geister der schwarzen Wetterwolken, schreckerfüllt entweichen.

Dieser Brauch ist uralt. Die Brahmanen vertrieben und schädigten ihre Feinde vermittelst des Getöses, welches sie durch das Schlagen der Mahlsteine bewirkten, durch deren Reibung der Saft der heiligen Somapflanze gewonnen wurde. Sie begründeten diesen Opferbrauch mit der Legende, daß Manu, der heilige Stammvater des Menschengeschlechts, einen Stier gehabt, dessen Schnauben und Brüllen die Unholde und Kobolde aufgerieben habe. Die Stimme dieses Stieres ging bei dessen Opferung auf die Manavi, die Gemahlin des Manu, über und nach deren Opferung in das Opfergeräthe, aus welchem sie nun nicht mehr herauszubringen war.

Nach indischer Sage besänftigte Buddha's Apostel die Stürme des Wasserdrachen in Kaschmir durch Klostergeläute, lange bevor es christliche Kirchenglocken gab. Und übereinstimmend wandten auch die Zauberer der Griechen und Römer das Erzgetöse zur Abwehr und Vertreibung böser Geister an. In Cholerazeiten verbrennen die Leute in Mandalay, der Hauptstadt des Königreichs Birma in Hinterindien, Popanze im Hofe des Tempels. Die Birmanen beobachten dann die Sacyamintoukti genannte Ceremonie, indem sie unmittelbar nach dem Abfeuern der Abendkanone in jedem Hause einen furchtbaren Lärm durch Stampfen und Trommeln erheben und damit für eine oder zwei Stunden fortfahren, um die bösen Geister zu verscheuchen. Auf keiner andern Grundlage beruht der norddeutsche Brauch der Polterabendscherze. Auch diese bestehen hauptsächlich darin, daß an der Thür der Braut am Hochzeitsabend Töpfe und dergleichen zerschlagen werden, offenbar ursprünglich auch nur zu dem Zwecke, um die bösen Geister zu vertreiben.

Im Gewitterkampfe dachte man sich den in der stockfinstern Regenwolke wirkenden Gott oder Helden als mit einem schwarzen Fell oder einem unsichtbarmachenden Helme bedeckt. Das war die Tarnkappe. Wollte sich der Mensch unsichtbar machen, so brauchte er sich nur eine Tarnkappe zu verschaffen und dessen war Rath. Denn wenn die Haselstaude mit ihren weißen Blüthen oder die Rose oder der rothblühende Kreuzdorn oder der Vogelbeerbaum mit seinen rothglänzenden Früchten für den Menschen der Urzeit Repräsentanten der zauberkräftigen Blitzruthe gewesen waren, so mußte es ja auch mit ihrer Hülfe möglich sein, sich in den Besitz der Tarnhaut zu bringen oder sich rundweg unsichtbar zu machen.

In Deutschland gilt das Farrnkraut als ganz besonders kräftig zu diesem Zwecke. Rainfarren (Tanacetum) in der Johannisnitternacht gesammelt, macht den, der ihn bei sich trägt, unsichtbar. In Böhmen heißt es: Sieht man in der St. Kiliansnacht glühendes Farrnkraut und steckt es zu sich, so wird man unsichtbar. Bei den Griechen und Römern hatten verschiedene rothblühende Pflanzen unsichtbarmachende Zauberkraft. Bald war es die Hagerose, bald die Päonie, bald aber auch die Blume Aglaophotis, „die herrlich Glänzende", welche namentlich zur Herbeirufung der Götter verwendet wurde. Sie wird von einigen für die Rose gehalten. Sie spielt eine Hauptrolle in einem altägyptischen Zauberspruch, der etwa im fünften Jahrhundert nach Christus aufgezeichnet worden ist und hier als ein Musterbeispiel dienen mag für die schon oben hervorgehobene Thatsache, daß sich die Zauberstilistik aller Zonen gleich bleibt. Der Spruch lautet nach Professor Parthey's Uebersetzung wörtlich:

„Bewährtes Mittel zum Unsichtbarmachen.
Großes Werk."

„Nimm das Auge eines Affen oder eines Erschlagenen und reib' es zusammen mit Lilienöl, dann das Kraut Aglaophotis, reib' es von rechts nach links und sprich den folgenden (rein kauderwelschen) Spruch dazu: anok anup anok usirphre anok osotsoron uier anok peusire penta set tako, erhebe dich, unterirdischer Dämon, io erbeth io phorbeth io pakerbeth io apompso. Wenn ich, der und der, euch befehle, daß ihr mir gehorcht. Wenn du unsichtbar werden willst, so salbe dir das Gesicht allein, nach der Vorschrift, und du wirst unsichtbar sein, so lange Zeit du willst. Wenn du aber wieder erscheinen willst, so geh' von Abend gegen Morgen und sprich dieses Wort und du wirst offenbar und sichtbar sein allen Menschen, das Wort aber ist marmarioth marmariphange, machet mich, den und den, sichtbar allen Menschen am heutigen Tage, gleich gleich, schnell schnell! So, nun bleib' mir aber gewogen!"

Wenn sich die elementare Periode den Körperschmerz und die Seelenkrankheit als böse, im Leib hausende, die Gesundheit nagende Wesen in Thiergestalt vorgestellt hatte, wenn der Wurm, der im Zahn oder im Gehirn seine Bosheit ausließ, zugleich mit dem Wurm, der Schlange, dem Käfer übereinstimmte, der als Blitz- und Donnergeist in der finstern Wetterwolke drohte, so mußte der Krankheitskäfer wohl auch auf dieselbe Weise und mit den nämlichen Mitteln vertrieben werden können, wie der zerstörende Blitz- und Donnerkäfer. Wenn die Sonne mit ihren durchdringenden Strahlen die finsteren Tücken der dämonischen Wetterwolkenhummel vereitelte, so mußte sie auch die Kraft haben, die den Kropf bewohnende Hummel zu vertreiben. In diesem Sinne wird sie denn auch in einem Zauberspruche des Atharvaveda (VI, 83) angefleht.

Aus diesem Vorstellungskreise heraus ist unter allen Völkern die Geisterbannung und Teufelsaustreibung, mit einem Worte: der Exorcismus, hervorgewachsen, der seine düsteren Schlagschatten noch bis in unsere Gegenwart hineinwirft. Denn die römische Kirche hat diesen Fetischismus in aller Form sogar wieder in ihr Glaubenssystem aufgenommen.

Es konnte jedoch bei geistig weniger entwickelungsfähigen Racen nicht ausbleiben, daß die unzählige Menge von Formen, Gegenständen und Wesen, welche sich die Phantasie im Laufe der Jahrtausende zu irdischen Vertretern der am Himmel sich vollziehenden Vorgänge zurecht geschaffen hatte, mit der Zeit nicht ebenso verwirrend auf die Vorstellungskraft

einwirkte, als es uns geistig doch unendlich weit vorgerückteren heutzutage schon unmöglich wird, uns in der bunten Terminologie der philosophischen Systeme gegenseitig verständlich zu werden. Steine, Pflanzen und Thiere in wimmelnder Masse und in zahllosen Wechselbeziehungen galten als Verkörperungen der Wolke, des Blitzes und Donners, des Himmels, der Sonne, des Mondes und der Sterne. Die geheimen Kräfte, welche man diesen Gegenständen und Wesen zuschrieb, insofern sie den bezüglichen Naturerscheinungen eigen waren, mußten schließlich der Phantasie des inferioren Naturmenschen vollauf genügen, um sich aus denselben, ohne Beziehung auf die den Symbolen zu Grunde liegenden Naturerscheinungen, auch die räthselhaftesten Vorgänge im Menschenleben zu erklären. Er bedurfte nur dieser Gegenstände, um sich mit deren Wunderkräften alles Wünschenswerthe zu verschaffen oder sich wenigstens vor Unheil zu bewahren. Aber leicht mochte jede Ahnung von dem ehemaligen Zusammenhange der roth- oder gelbblühenden Wunderpflanze mit dem roth- und gelbfunkelnden Blitze oder mit der Sonne verloren gehen. Der rothe Stein mochte keine Beziehung mehr auf den rothen Blitz- und Donnerstein durchschimmern lassen und des Käfers Gesurr nicht länger als das Zischen des Blitzes empfunden werden. Hörte aber die Phantasie einmal auf, diesen Zusammenhang wenigstens noch zu ahnen, begann sie, den Gegenständen und Wesen, welche für den alten Glauben die Naturerscheinungen repräsentirten, selbständige, von den Naturerscheinungen unabhängige Wunderkräfte beizulegen, so konnte nur die ausschweifendste Verwirrung in den Vorstellungen von den das Natur- und Menschenleben regelnden Kräften und Wesen eintreten. Und diese Verwirrung schlug bei den geistig untergeordneten Völkerracen schon urzeitlich früh in das System der Zauberei aus, wie wir dasselbe bei den Mongolen als Schamanenthum, bei den Negern als Fetischismus und bei den Insulanern der Südsee als die Religion des Tabu treffen. Die Zauberei, die Magie, der Fetischismus oder wie man nun den Glauben an die selbständige Wunderkraft der von ihren Urbeziehungen zu den Naturerscheinungen losgelösten Gegenstände und Wesen nennen will, der Fetischismus ist nicht die Urreligion, sondern die urzeitlich frühe Verkommenheit der Urreligion.

Bei den geistig regsameren und in Folge dessen auch entwickelungsfähigeren Racen blieb zwar diese Verwirrung in den religiösen Vorstellungen auch nicht aus und die Spuren derselben ziehen sich durch die Religionen der gebildetsten Völker des Alterthums und der Neuzeit noch deutlich wahrnehmbar hindurch. Aber diese nothwendige Verwirrung gelangte nicht zum erdrückenden Uebergewicht. Denn die Phantasie dieser Naturvölker, aus welchen sich im Laufe der Zeit die eigentlichen Culturvölker entwickeln sollten, war frühzeitig und auf die Dauer beschäftigt, die Gestalten, in welchen man sich die Naturvorgänge ursprünglich vorgestellt hatte, mehr und mehr mit dem Schmelz menschlicher Individualität auszuschmücken.

So roh nun auch diese Gestalten in der Urzeit waren und sein mußten, so lag in ihnen doch schon der unzerstörbare Keim individueller Entwickelungsfähigkeit. So wie die Völker geistig höher stiegen, rückten ihnen, wiewohl den Menschen völlig unbewußt, allmälig auch die Götter nach, ohne daß jedoch die früheren, roheren Vorstellungen von den Göttern neben den späteren, schöneren, völlig eingingen. Die Kunst trägt dann nicht am wenigsten dazu bei, die Götter dem menschlichen Vorstellungskreise näher zu bringen. So entwickelt sich allmälig ein System des Vielgötterthums, wie es die Völker der kaukasischen Race und unter diesen vorzüglich die Indogermanen, insbesondere aber die Inder, Griechen und Germanen, zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet haben.

Streifzüge im südlichen Norwegen.

Von **Dr. David Brauns.**

IV.

In Sätersdalen.

Am 11. August brachen wir mit zwei Saumpferden und deren Führern, sowie mit einem der Jagd kundigen Wegweiser von Valle auf, um durch das Gebirge die Westküste zu erreichen. Die Tour ward mit Besteigung des Svarvar-Knuten eröffnet, eines nahezu 4400 Fuß hohen Gneisblockes von drehrunder Form, fast einer aufrecht stehenden Walze mit rundem Kopfe gleich. Die im Sätersdal nun auch schon fast verklingende, nur wenige Geschichten vom Haugafolk, von den Berggeistern und Kobolden, bewahrende Sage umschwebt noch das Haupt jenes eine halbe Tagereise von Valle entfernten Bergriesen und nennt ihn den Traumberg; er soll den jungen Burschen und Mädchen im Traum ihre Zukunft offenbaren, wenn sie in der Johannisnacht oder Sommersonnwendnacht auf ihm sich schlafen legen.

Der Weg zu dem Knuten war anfangs sehr steil vom Thale hinauf an einigen Gehöften vorbei, dann minder steil durch moorige Thäler und Schluchten. Hier fanden wir Schneehühner (Ryper) von der schon genannten Art der Moorschneehühner oder Skooryper und Alpenhasen (Lepus variabilis L.); die Vegetation änderte sich stufenweise, indem wir von dem etwa 1200 Fuß hoch belegenen Hauptthale noch über 1500 Fuß in der Waldregion, dann an 1000 Fuß in der Zwergwaldzone und endlich in der baumlosen Zone uns bewegten. Die letztere weist hier schon in größeren Mengen das Renthiermoos auf; auch fanden wir Wermuth, Enzian und andere Alpenkräuter bis zu beträchtlichen Höhen hinauf. Die Moltebaer bewies ihre große Schmiegsamkeit an die nordischen Klimate, indem sie sich vom Blüthenstande bis zur Fruchtreife gleichzeitig je nach Höhe und Sonnenmenge vorfand.

Die großartig-wilden nordischen Gebirge sind äußerst wenig belebt, ja öde, was natürlich ihren bewältigenden Eindruck beträchtlich erhöht. Oft sah man in den wildzerrissenen Hochthälchen kein lebendes Wesen. Selbst Raubvögel sind im Innern des Landes selten; früher, als holländische

und deutsche Falkenfänger hierher zogen und in Geklüft und Höhlen — die Tradition bezeichnet diese als Höhlen „deutscher Räuber" — Zuflucht suchten, da muß dies anders gewesen sein. Jetzt ist durch Aussetzen von Schußgeld diesen Feinden der nützlichen wilden Hühner bedeutend Abbruch gethan, wogegen die Füchse und zeitweilig die Wölfe, welche der Volksmeinung zufolge aus Rußland herüber wandern, ihnen immer noch vielfach und erfolgreich nachstellen. Nur den Thurmfalken, Falco tinnunculus L., sahen wir wiederholt an den steilen Felswänden. Von kleineren Vögeln hielt sich nur noch der Steinschmätzer (Saxicola oenanthe L.), dessen melancholischer Laut gut zu der Umgebung paßte; die Flußregenpfeifer (Aegialites curonicus Bes.) und die Schwimmvögel blieben an den tiefer liegenden Seen zurück. Selbst der Frosch (Rana temporaria L.) wird hier in der Höhe von etwa 4000 Fuß seltener, obschon seine Brut immer noch wesentlich zur Ernährung der zahlreichen Forellen beiträgt, zu welcher außerdem die Larven der vielen und lästigen Mücken ein bedeutendes Contingent stellen. Die rothbauchige Eidechse, Lacerta (Zootoca) crocea W., die ich auf dem Gebirge nahe dem Byglandfiord noch gefunden, vermißte ich hier. Ameisen kamen ziemlich hoch, Kanker, Spinnen, Schmetterlinge bis oben hin vor; unter letzteren fielen am meisten die hellblauen Lycänen auf.

Fast überall liegen rundliche Blöcke fremden Gesteins auf den Felsen auf, oft in solcher Zahl, daß die anstehende Felsart nur mit Mühe ermittelt werden kann. Das eigentliche Gebirge ist westlich von Valle und in der Umgebung des Svarvar-Knuten durchgehends Gneis, während aus röthlich gekörntem Granite die meisten jener aufliegenden Blöcke bestehen. Diese liegen oft lose auf den höchsten Gipfeln, so daß es schwierig erscheint, ihren Transport zu erklären. Die Trümmerwälle, die fast in allen Seitenthälern hoch hinauf und andererseits bis ins Hauptthal hinunter reichen, sowie die Rundhöckerform vieler Felsen machen die Annahme früherer Gletscher mindestens höchst wahrscheinlich. In der That können diese nicht so sehr auffallen, da nur einen Grad nördlicher und keine 1000 Fuß höher jetzt noch colossale Gletscher sich finden.

Die Fernsicht vom Svarvar-Knuten reicht bei klarer Luft weit nach dem durch seine Naturschönheiten berühmten Districte von Telemarken und bis nach dem Hardanger-Lande. Die trübe Luft, die sich gerade bei unserer Abreise einzustellen anfing, ließ uns die Formen der Berge — rundliche, doch malerisch wechselnde Conturen — nur oberflächlich erkennen.

Von da wandten wir uns einer größern, von Valle aus beschickten Sennerniederlassung zu, welche westwärts an einem Hochsee, dem Urdvik-Vand, lag, einem der vielen Becken, welche ihr Wasser bei Hyllestad in die Otteren-Elv schicken. Wir erreichten dieselbe sehr ermüdet gegen Abend. Mit den Entbehrungen des Sennerlebens wohl vertraut, waren wir hier doch in hohem Grade unangenehm überrascht durch das Bild von Schmutz und Mangel an allem, selbst dem primitivsten, Comfort, das sich uns darbot. Nicht daß es hier öde und leer gewesen wäre; im Gegentheil, Herden von Vieh und wohl an 30 Menschen waren in wenigen und unzureichenden Behältern so zusammengepfercht, daß der Schmutz eine uns noch neue Höhe erreichte. Das Gras war von dem Boden rings um die Gebäude verschwunden, das Heu spärlich, so daß wir den Luxus frischen Heues für unser Lager entbehren mußten. Das Brennholz bestand ausschließlich aus Zwergbirken und Wachholdern, da der Urdvik-See schon über der Region der hochwachsenden Waldbäume liegt. Obgleich die Milch und frisch gefangene Forellen uns noch genügend nährten, so war doch die Unreinlichkeit zu groß, um irgend ein Gefühl des Behagens aufkommen zu lassen. Ohne die Bäder im See, den die Sonne etwas gewärmt, wäre es noch übeler bestellt gewesen.

Der folgende Tag war einem Streifzuge gewidmet, der uns in das nämliche Quartier zurückbrachte. Renthiere, die hier sich mitunter zeigen, fanden wir indessen nicht; nur bewiesen einzelne Fährten, sowie auch der stete Genoß des Renthieres, der Lemming (Myodes lemmus L.), daß wir uns in der That auf dem Gebiete des wilden Renthiers, wenn auch sicher an dessen Südgrenze, befanden. Selbstverständlich konnte es sich hier nur um wilde Renthiere handeln, da die Existenz des zahmen Renthieres mit der des lappischen Volksstammes eng verknüpft ist, und eine Renthiercultur durch Indogermanen und deren Mischlinge nie geübt worden ist*). Der Bär wurde, wie überall, auch hier uns angezeigt; eine frische Fährte sahen wir ganz nahe am Urdvik-Vand. Zum ersten Mal kamen uns hier die eigentlichen Fjeld-Ryper, die Alpenschneehühner (Lagopus alpinus Nilss.), vor.

Wenn auch die Jagdergebnisse unbedeutend waren, so brachte uns die Wanderung auf dem Riuven-Fjeld, dessen höchster Punkt 4700 Fuß hoch über dem Meere liegt und auf dem wir uns selten unter 4000 Fuß hoch befanden, mehrfach auf ewigen Schnee, der jedoch in zu vereinzelten und kleinen Partien vorkam, als daß Gletscherbildung stattfinden könnte. Die Felsmassen waren noch wilder, als bislang, die Wasserfälle noch mächtiger und auf dem röthlichen Granit, der hier den Grundstock des Gebirges bildet, noch malerischer.

Am folgenden Tage, einem Sonntage, weigerte sich unser jagdkundiger Begleiter, ein Haugeaner, zu reisen, und wir mußten uns ohne Wegweiser behelfen. Nach einigen Debatten brachten wir so viel Klarheit in die Nachrichten über das sehr mangelhaft bekannte westliche Gebiet, daß wir die Nothwendigkeit erkannten, von dem nach den Specialkarten praktikabel erschienenen directen Wege abzugehen. Ortschaften, das heißt Gehöfte', welche dort verzeichnet waren, bestanden nur noch als leere Gebäude ohne Bewohner; von schlechtem Wetter überrascht, hätten wir dort mit unseren knappen Vorräthen eine elende Existenz zu führen gehabt. Wir mußten uns entschließen, einer langen Seenkette meist ohne alle Wege über sehr beschwerliches Terrain nach Süden zu folgen, bis wir auf den neuen, von Hyllestad aus durch Probst Blom's Bemühungen nach dem nächstgelegenen westlichen Thale, Siredal, abgesteckten Weg gelangten. Zunächst sah es freilich auch dort trostlos genug aus; nachdem wir einen halben Tag leidlich verbracht und uns bei einigen schmutzigen Säteren mit Milch erquickt hatten, brach ein Sturm mit Regen los, der das Weiterkommen sehr erschwerte. Die Pferdeführer aus Valle wußten ebensowenig Bescheid, als wir selber, und wir hätten aufs Gerathewohl weiter marschiren müssen, hätten auch, wie wir später fanden, nur verlassene Sennhütten noch angetroffen, wenn uns nicht zwei Hirten begegnet wären, uns den Weg nach ihrem etwas ablegenen Stöl — so heißen die kleineren Sennhütten — gezeigt und in ihrem sehr beschränkten, vom Winde durchfegten und sehr räucherigen, aber doch mit Heu versehenen Häuschen ein Unterkommen gewährt hätten. Da schliefen wir zu Sechs eng an einander gedrängt, die Pferde gingen im wilden Wetter mit den Kühen und Schafen grasen. Die beiden Hirten lösten sich während eines Theils der Nacht auf der Bärenwache ab; wie dies in der Regel der Fall, kam der Bär nicht.

*) Nur auf dem Fällefjeld und bei Röldal in Hardanger hat man vor etwa zwei Decennien Versuche mit der Haltung zahmer Renthierherden gemacht, die jedoch nach wenigen Jahren wieder aufgegeben wurden.

Der Weg ward am andern Tage immer schlechter, so daß wir trotz des ziemlich guten Wetters froh waren, bis zu einer nahe der Sire-Elv belegenen, ihrem Flußgebiete angehörenden kleinen Niederlassung, Suleskard, zu gelangen. An den glatten Felshängen, die wir passirten, lernte ich die norwegischen Pferde erst nach Gebühr schätzen. Einmal verlor sich der Weg auf eine glatte, schräge Felswand; alle Versuche, oberhalb oder unterhalb durchzubrechen, waren vergebens. Die Pferde aber benutzten eine feine Schichtspalte, um ohne Zaudern und ohne Störung hinüber zu kommen; jeder Fehltritt hätte sie kopfüber in den tief unten sich ausbreitenden See gestürzt und auf dessen Klippen zerschellen lassen. Auch die Führer bewährten sich, und am besten gerade der, vor dem man uns als „dem größten Banditen in Sätersdalen" gewarnt hatte. Er hieß Björn Knudsön; trotz seines für einen Norweger auffallenden Leichtsinnes, der ihm jene Nachrede verschafft haben mochte, fanden wir in ihm einen gutmüthigen, ja bald uns anhänglichen Burschen.

In Suleskard versuchten wir vergebens einen Wegweiser zu miethen, da der einzige zur Verfügung stehende junge Mann einen Gemeindearmen, einen alten Krüppel, der sich nur kriechend auf allen Vieren fortbewegen konnte, zu Pferde zum nächsten Hofe des Sprengels mehr als 4 Stunden weit bringen mußte, dessen Besitzern seine Verpflegung für die nächsten Wochen oblag. Dieser Arme, der uns mit einigem Stolze erzählte, seine Eltern hätten den Gaard erbaut, in welchem wir ihn trafen, schien freilich sein Schicksal nicht gerade sehr hart zu finden; welcher Art es aber war, konnten wir nicht ohne Schaudern uns ausmalen: er ward auf die angegebene Weise Jahr aus Jahr ein in guter und schlechter Jahreszeit von Hof zu Hof gejagt, um das karge Brot Aller zu theilen, das man ihm unverdrossen in jener herkömmlichen Weise gab, ohne daß er oder irgend Jemand eine Idee von einer andern Möglichkeit hatte.

Nach einer zweifelhaften Nachtruhe auf dem mit wenig Heu bedeckten Boden des Wohnzimmers brachen wir früh Morgens nach Ramme oder Aaderamme auf, einer nicht weit entfernten zweiten Niederlassung in einem Seitenthale der Sire-Elv nahe dem Sire-Vand; beide Niederlassungen, Suleskard und Ramme, sind die nördlichsten im Thale, die noch bewohnt werden und unschwer ließ sich erkennen, daß auch sie dem nahen Untergange geweiht sind. Nicht nur die drei bis vier Gaarde, aus denen jede derselben bestand, zeigten unleugbare Spuren des Verfalls — die Stabuure waren ohne Bretterbekleidung, ihre Balken verrottet, die Wohnhäuser nothdürftig geflickt, die Ställe noch nothdürftiger —, sondern auch die Wege waren im trostlosesten Zustande. Um zu einem der Gaarde in Ramme zu gelangen, in welchem wir endlich einen Wegweiser fanden, mußten wir einen langen Sumpf und mehrere Bäche durchwaten.

Von nun an zog sich der Weg, den wir ohne Führer nie weiter gefunden hätten, über ein wildes Gebirge hin bis zum Sire-Vand, den wir in einem dort vorgefundenen Boote (Prahm) kreuzten — die Pferde mußten schwimmen — und dann, durch ein Labyrinth von Hochthälern mit wilden kleinen Seen, und zwischen tief eingeschnittenen Felsgeklüften, auf die Höhe des Gebirgsstockes, auf die Varde-Heya, von welcher wir die tiefe Spalte des Lysefiords und Lysedals erblickten.

Auf dieser — wohl an 4000 Fuß hohen — Wasserscheide angelangt, waren wir selbst nach den bisherigen Erlebnissen von den Gebirgsmassen frappirt, die sich hier anthürmten. Ein solches Bild der Verwüstung war uns noch nicht vor Augen gekommen. Hatten wir immer schon nach traditionellen Schreckensbildern gesucht, mit denen wir die wilden Landschaften verglichen, so wußten wir jetzt nichts Besseres heranzuziehen, als Dante's Hölle, um diese Gegend angemessen zu bevölkern. Die Gneismassen fielen fast senkrecht ab, die Hänge, allgemein für die steilsten in diesem Theile Norwegens gehalten, lagen voll von abgestürzten Blöcken. Selten fand sich eine grünbewachsene Thalspalte, fast Alles öde und schwarz wie verbrannt. Weiter hinaus übersah das Auge, soweit es reichte, eine plateauartige Granitwüste, in welche der tiefe Spalt des Lysefiords sich scharf eingeschnitten zeigte, ohne daß von der seinen Grund ausfüllenden Wasserfläche etwas sichtbar gewesen wäre. Die Granitmassen mit ihren kahlen runden Formen erhöhten noch den schauerlichen Eindruck, ebenso wie die vom scharfen Winde uns entgegengefegten Nebel und die dunkelen Regenwolken, welche von der Seeseite heranjagten. Endlos schien sich die Felsenwüste fortzusetzen; die See selbst blieb hinter den Gebirgsmassen versteckt.

Der Pfad ward immer schlechter; mehrmals suchten die Führer vergebens nach einer Stelle, auf welcher die Pferde von der höchsten Felsenstufe in eins der Thälchen hinabgeleitet werden konnten. Endlich gelang es; indem die Pferde nach einander, vom Einen am Kopfe, vom Andern am Schwanze erfaßt, hinabbefördert wurden, kamen wir über Trümmerhaufen an einen öden Bergsee, an welchem wir den kaum erkennbaren Pfad wiederfanden. Anfangs noch kahl, dann mit üppigerm Graswuchse und Zwergwald versehen, führte unser Weg durch enge Hochthäler, oft ganz von kleinen Seen erfüllt, bis ein Felssturz den Pferden das Weitergehen unmöglich machte. Willig beluden sich unsere Begleiter mit dem Gepäck und kletterten mühsam über die scharfen colossalen Gesteinstrümmer fort, während die Pferde, nur mit einer Fessel um die Vorderfüße, grasen gingen, bis ihre Herren des Weges zurückkommen würden.

Zum Glücke begegnete uns ein Bauer aus Lyse, der gewohnt war, schwere Lasten von der Küste nach dem Siredal zu schaffen, und wir erlangten gegen mäßige Bezahlung seine Beihülfe, die uns nöthiger war, als wir dachten. Denn jetzt erst kam das schwerste Terrainhinderniß. Der Weg, der eine kurze Strecke ohne sonderliche Beschwerde fortgegangen war, fiel nun, bald nachdem die obere Waldbaumgrenze überschritten war, jäh an einem riesenhaften Felssturze, der Lysebrekka, mehr als dritthalbtausend Fuß in das Thal hinab. Wie auf einer Treppe mußten wir von Block zu Block hinabklettern, eine höchst beschwerliche Arbeit. Wir Alle gebrauchten etwa doppelt so viel Zeit, als der Mann aus Lyse trotz seiner schwereren Last. Wir malten uns unwillkürlich das traurige Schicksal aus, welches die Colonien im nördlichen Siredal sofort bedrohte, falls dieser Mann erkrankte oder auswanderte; denn der Weg, den wir gekommen, war der einzige, der von der Küste nach dort in Gebrauch war, und nur dem stärksten und geübtesten Lastträger war es möglich, die Nahrungsmittel, Roggen und Gerste, nach dort zu schaffen.

An der Lyse-Elv ging die Reise bequem abwärts nach dem Orte Lyse, wo wir in einem Gaarde Aufnahme fanden und der uns sehr nothwendigen Ruhe zu pflegen anfingen, als uns eine sonderbare Erscheinung aufschreckte, die wir im Dämmerlichte kaum zu enträthseln wußten, aber nach dem Anbrennen eines Streichhölzchens, welches die Gestalt nach langem Suchen in Brand setzte, als einen völlig nackten Bauersmann erkannten, der uns ganz unbefangen nach unserm fernern Begehren fragte. Dies zerstörte nun zwar unsere Hoffnung, hier schon einen merkbaren Grad von Cultur anzutreffen, doch gingen Nacht und Morgen trotz der unausbleiblichen sechsbeinigen Peiniger so leidlich vorüber; gestärkt durch den Genuß erlegter Schneehühner, sowie einiger Eier, die eine angenehme Ab-

wechselung gegen die fortwährend genossene Milch gewährten, zogen wir mit unseren Sätersdalern bis an das äußerste Ende des Fiord, wo wir uns am 16. Mittags in einem kleinen Segelboote einschifften, da der entlegene Lysefiord nicht von Dampfschiffen befahren wird.

Das Thal ist sehr schön und hat trotz aller Wildheit manche gefällige Punkte. Der Fluß selbst führt Perlmuscheln (Baphia oder Margaritana margaritifera, Retz.) und ist reich an Lachs. In Verbindung mit den Seitenbächen, welche zum Theil in mächtigen Staubfällen niederstürzen, ist er stark genug, um das Wasser des Fiords an dessen oberm Ende zu entsalzen. Auch noch weithin, bis da, wo der schmale Lysefiord sich aus dem breitern Zweige des Stavanger-Fiords, aus dem Hölefiord, abzweigt, ist das Wasser brakig. Bis oben hin findet sich jedoch Seetang und eine ziemliche Menge von Uferschnecken (Littorina littorea L.), zu denen sich bald zahllose Miesmuscheln (Mytilus edulis L.), rothe Seesterne (Asteracanthion rubens L.) und Seeeicheln (Balanus) gesellen. Der Fiord ist von steilen, hohen Gneisklippen mit Staubbächen eingefaßt und trotz der Taucher und Kormorane, die den hinaufziehenden Fischen nachstellen, sehr öde. Nur wenige Gaarde hängen an den Felsen oder liegen unten am Ufer in trostloser Verlassenheit.

Die Nacht brach herein, ehe wir den massigen Glimmerschieferfelsen von Foßan, den Grenzpunkt des Lyse- und Höle-Fiords, erreichten. Wir fuhren indessen auf schaukelnden Wogen in die bitterkalte, sternenhelle Nacht hinein, welche dem stürmischen Tage gefolgt war. Dafür hatten wir den Anblick eines prachtvollen Nordlichtes. Bekanntlich unterscheiden sich die Nordlichter höherer Breiten von denen, die wir gelegentlich in Deutschland zu sehen bekommen, durch das Vorherrschen der hellen Strahlenbüschel, die, wie ich mich bei der ungewöhnlich langen Dauer dieses Nordlichtes überzeugte, concentrisch von einem Punkte des Meridians ausgehen, in welchem zu der betreffenden Zeit sich die Sonne befindet. Einen Einfluß auf die Magnetnadel konnte ich in dem schwankenden Boote nicht beobachten.

Ein Zwischenfall gab auf dieser Fahrt den Beweis von der großen Fähigkeit der Norweger, Kälte zu ertragen. Björn Knudsön, der der Versuchung nicht widerstehen konnte, Stavanger zu sehen und als Steuermann auf dem Boote mitfuhr, stürzte beim Landen an einem Gaard, auf einer kleinen Insel, in welchem wir bald nach Mitternacht einige Erfrischungen einnahmen und uns durchwärmten, bis an die Brust in die See, wechselte aber nicht einmal seine Kleider, noch trocknete er dieselben, und blieb augenscheinlich von dem Vorfalle ganz unberührt. Bei dem meist conträren Winde gelangten wir erst am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang in der Vaage an, dem Hafen von Stavanger.

Allerlei Zustände im Reiche des Schah von Persien.

I.

Teheran, die Hauptstadt Persiens, hat schon viele Elemente europäischer Cultur in sich aufgenommen. Wenn man von Ispahan her gen Norden durch Persien reist, dann treten deutlich die Veränderungen hervor, welche nach und nach die Sitten, Gewohnheiten und die Tracht der Bevölkerung erlitten haben. Wenigstens gilt dies von den höheren Classen; aber auch die niederen Volksschichten fühlen sich in einigen Gegenden weniger gedrückt, da sie nicht mehr von der Willkür und dem Drucke der Beamten, Soldaten und Steuererheber zu leiden haben. Die Soldaten dürfen es nicht mehr wagen, in die Häuser und die Felder einzudringen und Alles, was ihnen gefällt, ohne zu bezahlen, zu nehmen. Eine Frau tritt in diesem Theile des Reiches sicherer und fester auf, als ein Mann in den von der Hauptstadt entfernt gelegenen Provinzen. Den Beweis liefern folgende Thatsachen. Auf einer Reise von Ispahan nach Schirâs war ich Augenzeuge, daß zwei kräftige Männer zu Boden geworfen und gepeitscht wurden, weil sie den Soldaten keine Lebensmittel geliefert hatten. Während sie so unbarmherzig mißhandelt wurden, jammerten sie und riefen in einem fort: „Aman, Aman, Dekhil Dekhil!“ Ebenso habe ich gesehen, daß die Soldaten von den Aeckern fortnahmen, was sie und ihre Pferde gebrauchten, ihre Taschen und ihre Säcke füllten und auf die Besitzer losprügelten, als diese den Mund zu öffnen wagten, und gegen den Raub Widerspruch erhoben.

In Teheran und dessen nächster Umgegend scheuen sich dagegen die Soldaten und ebenso auch die Beamten, irgend etwas zu rauben. Es ereignete sich einmal, daß ein Offizier niedern Ranges in trunkenem Zustande in einen Garten eintrat, und in die den Frauen vorbehaltenen Wohnräume drang; der Hausherr war nicht anwesend. Ohne Bedenken ergriff die Frau einen starken Knittel und vertrieb den Eindringling, welcher von einer Stelle zur andern floh. Sie verfolgte ihn, mit dem Knittel in der Hand, auch noch außerhalb des Gartens, und würde auf den Unglücklichen losgeschlagen haben, wenn nicht Soldaten und Nachbaren sich ins Mittel gelegt hätten. Ich fand mich veranlaßt, gegen meine Begleiter die Ansicht auszusprechen, daß, wenn man in den übrigen Theilen des Reichs Leben und Eigenthum in gleicher Weise vertheidigen würde, Persien viel glücklicher wäre als es ist. „Aber,“ wurde mir geantwortet, „dort dürfen die Soldaten alles thun, was ihnen beliebt.“ Es existirt keine Behörde, bei welcher das Volk seine Beschwerden anbringen kann und Gehör zu finden hoffen darf, aber selbst, wenn seine Klage zur Bestrafung der Soldaten führt, so steht zu fürchten, daß diese Rache nehmen und dem Ankläger großes Leid zufügen; in Teheran und dessen Umgegend ist es anders. Hier wird Disciplin geübt und die Soldaten dürfen dem Volk nichts Unrechtes thun.

Die Folge der kläglichen Zustände ist, daß Noth und Elend unter der Landbevölkerung herrschen; und dies ist selbst in der Umgegend von Teheran der Fall. Denn da, wo die Soldaten, die das Volk verflucht, ihren Einzug halten, haben die Bewohner unendlich viel zu leiden. Während deren Raubsucht in der schärfsten Weise zu brandmarken ist, sollten wir aber auch andererseits nicht vergessen, daß die reine Noth jene Leute zu Verbrechen gleichsam zwingt. Sie erhalten für den Monat vier Kérans (d. h. etwa $1\frac{1}{3}$ Thlr.) Sold, und außerdem soll ihnen noch jährlich ein Zuschuß von 7 Tomans (d. h. circa 22 Thlr., 1 Toman = 10 Kérans = $3\frac{1}{6}$ Thlr.) gezahlt werden. Der Sold wird wohl regelmäßig entrichtet, der Zuschuß aber an manchen Orten bis auf die Hälfte verringert, ehe er in die Hände des Soldaten kommt. Der arme Mensch ist schon zufrieden, wenn er von den sieben Tomans vier erhält. Der Zuschuß wird bei Be-

ginn des Winters gezahlt, um den Soldaten in den Stand zu setzen, sich einige warme Kleidung zu verschaffen. Er muß daher lediglich von seinem geringen monatlichen Solde zehn Monate hindurch sich ernähren.

In früheren Zeiten unterschieden sich die Armenier von den Persern durch ihre Kleidung. Sie trugen kleinere Hüte und schoren ihre Bärte; jetzt haben alle höheren und selbst auch schon die mittleren Classen die armenische Kleidung angenommen. Einige von ihnen scheeren den Bart; mitunter tragen sie schon Beinkleider und Hemden nach europäischem Schnitt. Auch Halstücher und Cravatten sieht man.

Der Schah hat eine halb europäische halb armenische Kleidung gewählt. Niemals legt er seine Stiefel ab. Für diese hat er nämlich seit seinem Besuch in Europa eine große Vorliebe gewonnen. Man erzählt, daß er früher häufig an Erkältungen und Husten litt; er fragte weshalb die Europäer davon frei seien, worauf ihm die Antwort ertheilt worden sei, er ziehe sich dadurch Erkältungen zu, daß er mit nicht genügend fester Fußbekleidung auf feuchtem Boden gehe. Seitdem lege er die Stiefel niemals ab, sogar in das Bett nehme er sie mit, seine Frauen sollen sie ihm indessen, wenn er schläft, abziehen.

Die weiten „Paijama“ werden von Niemand mehr getragen, der bei Hofe Dienst zu thun hat. An ihre Stelle sind Beinkleider nach europäischem Schnitt getreten; nur sind sie an den Knien weiter und überhaupt länger, so daß man ohne Unbequemlichkeit niederknien und beten, auch nach der üblichen Gewohnheit mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzen kann. Selbst die niedrige Dienerschaft wählt gern eine neue Tracht, welche ein Gemisch von europäischer, armenischer und persischer Kleidung ist.

Vorurtheile und Classenunterschiede, welche in früheren Zeiten eine so große Bedeutung hatten, sind bei Vielen verschwunden, und Muselmänner und Kafirs essen ohne Bedenken von demselben Gericht.

Die Missionäre und ihre Freunde freuen sich, daß das Evangelium in der Hauptstadt Persiens gepredigt wird, und daß es amerikanischen Missionären gelungen ist, ein paar Muselmänner zu bekehren.

Der amerikanische Missionär bewohnt während der heißen Monate ein etwa zwei Meilen von Teheran entfernt liegendes Landhaus. Ich wohnte einem Gottesdienst bei und der Katechist eiferte in seiner Predigt lebhaft gegen Mohammed und dessen Lehre. Während der Rede fürchtete ich immer einen Angriff von Seiten einiger fanatischer Muselmänner; ich hatte dazu um so mehr Grund, als der „Gottesdienst“ am hellen Tage gefeiert wurde, der Zutritt Jedem gestattet war, und sich in der Versammlung mehrere Muselmänner befanden, eine Schutzwache aber ganz fehlte.

Obgleich die persische Regierung die Freiheit des Glaubens nicht ausdrücklich anerkannt hat, so drückt sie doch die Augen zu, wenn auch von den Missionären die Landesreligion angegriffen wird. Aber wie wird sich die auf dreiste Art herausgeforderte persische Priesterschaft verhalten?

Auch in Tebris haben die Amerikaner eine Missionsstation, und wie sie behaupten einige Anhänger Mohammed's bekehrt, aber keine Perser sondern Araber.

Eine Sitte, von welcher sich die Perser schwer zu trennen scheinen, ist die Gewohnheit, stundenlang in hockender Stellung auf den Knien zu sitzen. Stühle benutzt man nicht. Den Europäern allein werden dergleichen zur Benutzung angeboten.

Die Veränderungen, deren ich erwähnt habe, versprechen ein gutes Resultat für Persien. Europäische Cultur, Kunst und Sitte haben wenigstens auf einzelne Perser tiefen Eindruck gemacht. Das Uebergewicht der militärischen Kraft hat man aus eigener Erfahrung kennen gelernt.

Die künstliche Lachszucht am Mc Cloud in Californien.

Die künstliche Fischzucht gewinnt immer größere Ausdehnung; so hat unter anderen auch Amerika wieder zwei neue Anstalten gegründet, um in denselben Lachse zu züchten. Die eine, am Penobscot in Maine, soll die kälteren nördlichen Ströme, die zweite am Mc Cloud in Californien die südlichen Flüsse mit jungen Lachsen versorgen. Seit zwei Jahren hat die Zucht begonnen und das Resultat ist ein günstiges gewesen.

Der Mc Cloud ist ein Nebenfluß des Pit, welcher in den Sacramento fällt; er führt ein eiskaltes, wunderbar klares und reines Wasser aus den Schneefeldern des Schastagebirges. Sein oberer Theil bildet den beliebtesten Laichplatz des Lachses.

Die Station liegt etwa 5 Meilen (deutsche) von Reading, dem jetzigen Vereinigungspunkte der Oregon- und California-Eisenbahn und etwa eine Meile oberhalb der Mündung des Mc Cloud in den Pit. Der gewählte Platz eignet sich besonders für den Lachsfang, zugleich aber ist er vielleicht der lieblichste und schönste in ganz Californien. Der Fluß, welcher eine Breite von etwa 200 Fuß hat, bildet hier eine natürliche Barre, von welcher er in rascher Strömung in die unter ihr liegende Vertiefung fällt. Diese Beschaffenheit hat man sich zu Nutze gemacht. Auf der Barre wurde allerdings mit großen Mühen und Anstrengung eine Verzäunung aus Weiden errichtet, welche die den Fluß hinaufsteigenden Lachse verhindert, zu ihren oberhalb gelegenen beliebten Laichplätzen zu gelangen.

Das Etablissement besteht aus einem festen Wohnhause und einem großen Zelt, in welchem letztern die Fischkästen und die sonstigen Geräthschaften aufbewahrt werden.

Da die Erfahrung gelehrt hat, daß auch das klarste Flußwasser noch nicht rein genug ist, um einen sichern Erfolg zu gewähren, es der Filtration vielmehr bedarf, um insbesondere die Fungus zurückzuhalten, welche auf den Eiern sich sonst ansetzen und das Auskriechen der jungen Lachse verhindern, so wird das Wasser filtrirt. Zu diesem Zwecke sind Reservoire angelegt. Das Wasser wird durch ein Schöpfrad, welches der Fluß selbst treibt, gehoben und nachdem es drei Filter passirt hat, in die Reservoire geleitet, von welchen es dann in regelmäßigem Zufluß in die Zuchtkästen gelangt. Diese sind aus Tannenholz — 16 Fuß lang, 8 Fuß breit und 7 Zoll hoch — gefertigt. Im Innern sind sie mit einer Masse von Asphalt und Kohlentheer bekleidet, welche verhindert, daß in den Holzkästen sich der Fungus bildet. In jedem Zuchtkasten sind sieben Körbe — 2 Fuß lang, 11 Zoll breit und 6 Zoll tief — aufgehängt. Da jeder derselben für 30,000 Eier ausreicht, so kann das Etablissement in einem Jahre acht Millionen junge Lachse züchten. Unter der Leitung des

mit der Verwaltung betrauten Directors Stone sind zehn Mann überhaupt beschäftigt gewesen; außerdem aber haben die Indianer freiwillige Hülfe geleistet. Der Monat August ist die Zeit, wo der Lachs in Tausenden zu den Laichplätzen aufsteigt. Eine große Menge hat man hinauf kommen lassen, dann aber die Verzäunung geschlossen, welche zu überspringen ungeachtet aller Bemühungen nur einigen wenigen gelingt. Die bei Weitem größere Hälfte fällt abgemattet und erschöpft in die Tiefe zurück und kann in dem ruhigen Wasser leicht gefangen werden. In der Regel beginnt der Fang in früher Morgenstunde und wird bis spät Abends fortgesetzt. Die Indianer, welche die Arbeit willig unterstützen, versammeln sich dann um ein Feuer und sind vergnügt wie die Kinder, denn sämmtliche Fische, welche man gefangen hat, sind ihnen zugesichert und werden ihnen überliefert sobald die Befruchtung ausgeführt ist.

Am nächsten Tage werden die Fische aus den Körben genommen. Auch der stärkste und kräftigste Lachs verhält sich ruhig, wenn man ihn mit der einen Hand an dem Schwanze faßt und die andere Hand unter seinen Kopf legt. Das Weibchen, welches leicht an dem feinen Kopf und dem stärkern Bauche zu erkennen ist, wird zwischen die Beine genommen, durch ein leichtes Streichen mit den Händen der Rogen herausgedrückt und dieser in einem wasserleeren Gefäß aufgefangen. Jedes Weibchen liefert etwa 3000 Eier. Nun wird ein Männchen ergriffen, dessen Milch, welche eine schleimige Masse bildet, in das mit dem Rogen gefüllte Gefäß gedrückt, und dann etwa eine Minute lang vorsichtig umgerührt. Hierauf wird der Same in ein mit Wasser gefülltes Becken gebracht, in welchem er dreiviertel Stunden unberührt stehen bleibt.

Die Befruchtung ist jetzt vollzogen. Der Rogen wird mit Vorsicht aus der Milch herausgeschöpft. Während bei der wilden (natürlichen) Befruchtung kaum von tausend Eiern ein Ei, also von jedem Weibchen nur etwa drei Eier zur Entwickelung kommen, und ein besseres Resultat auch dann nicht eintreten wird, wenn die Befruchtung in fließendem Wasser oder in einem mit Wasser gefüllten Gefäß geschieht, so wird auf die oben beschriebene Weise dagegen erreicht, daß man von 1000 Eiern auf 950 junge Lachse mit Gewißheit rechnet.

Die Indianer sehen der Operation mit dem lebhaftesten Interesse zu, denn wenn die Befruchtung geschehen ist, werden ihnen die Fische ohne Ausnahme überliefert, welche sie zum größten Theil trocknen, um ihren Wintervorrath zu decken. Darin, daß man ihnen das gegebene Wort hält und die Fische sämmtlich überläßt, ist der alleinige Grund zu suchen, daß sie die Fischerei überhaupt in dem von ihnen vorzugsweise geschätzten Fischwasser gestatten.

Die befruchteten Eier erfordern eine sehr sorgfältige und unausgesetzte Beachtung. Nach drei Tagen zeigt sich in den einzelnen Eiern ein kleines dunkles Pünktchen, welches als der eigentliche Lebenskeim angesehen wird und in dem Mittelpunkte des Eies liegt. Die über dem Dotter liegende Hülle dehnt sich nun allmälig. Sowohl des Morgens als des Abends wird jeder Korb aufgenommen und die Eier werden einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Diejenigen Eier, welche blaß oder weiß aussehen, sind todt oder im Absterben begriffen und werden mit einer kleinen Zange entfernt, weil sie die Eier, mit denen sie in Berührung kommen, gefährden. Das Heraussuchen und Fortnehmen der verdorbenen Eier erfordert große Sorgfalt und Gewandtheit; die Sache muß nämlich schnell beendet werden, weil helles Tageslicht von den Eiern möglichst fernzuhalten ist um nicht zu schaden; einige Indianer haben indeß eine so große Fertigkeit erlangt, daß sie mit einem Blick ihres scharfen Auges jedes todte oder absterbende Ei sofort erkennen und es mit geübter Hand augenblicklich beseitigen.

Nach zwanzig Tagen treten an jedem einzelnen Ei zwei glänzend schwarze Punkte hervor; es werden dies die Augen des Lachses. Immer deutlicher zeigt sich nun das Leben. Nach sechs Wochen durchbricht der junge Lachs seine Hülle und erscheint als Fisch mit schmalen Flossen und Schwänzchen; ungefähr einen halben Zoll lang bildet er eine halbdurchsichtige Masse. Er schwärmt anscheinend willenlos auf dem Wasser. Noch ist er ein ganz hülfloses Wesen, welches für sich nicht sorgen kann, allein da er nur die äußere Hülle abgelegt hat, so ist ihm unter seinem kleinen Körper der Dotter geblieben, aus welchem er die nöthige Nahrung noch wochenlang entnimmt. Anfänglich sind die Thierchen fast ganz bewegungslos; von Tag zu Tag werden sie aber in ihren Bewegungen lebhafter. Sie beginnen den Mangel an hinlänglichem Schutz zu fühlen und von dem eingeborenen Instinct geleitet, suchen sie die Winkel und Ecken des Korbes auf, um vor etwaigen Feinden sich zu verbergen. Nach drei Monaten ist der Vorrath, welchen die Mutter Natur auf den Lebensweg mitgab, aufgezehrt; das Fischchen, jetzt etwa ein und einen halben Zoll lang, ist nun aber auch im Stande, selbständig sich fortzuhelfen. Wenn es ihm gelingt, seinen unendlich vielen Feinden zu entgehen, dann kehrt der vollständig ausgewachsene Lachs nach drei Jahren in den Fluß zurück, welcher ihm das Leben gab. Er folgt dem ihm eingepflanzten Instinct.

Die Station am Mc Cloud hat nur die Aufgabe, die Eier bis zu dem Stadium zu führen, daß sie an andere Orte versendet werden können. Sobald die Eier zwanzig Tage lang in den Körben gewesen sind und die Augenpunkte sich erkennen lassen, dann können sie in die weitesten Entfernungen verschickt werden; während des Transports wird freilich ihre Entwickelung verzögert. Die Versendung geschieht in Kästen von etwa 2 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 1 Fuß Tiefe. Sie werden sorgsam mit Wassermoos ausgefüllt, welches man an den etwa 2 Meilen entfernten Quellen des Sacramento sammelt. Zuerst macht man eine Lage von Moos, auf welche dann eine Schicht Eier ausgebreitet wird, dann folgt wieder eine Lage Moos und so weiter bis der Kasten besetzt ist. Die Mitte wird durch ein dünnes Brettchen getheilt, um den Druck der oberhalb liegenden Masse zu vermindern. Zwei solcher Kästen, deren jeder 75,000 aufnehmen kann, werden in einem Kasten vereinigt, welcher so groß ist, daß alle Seiten drei Zoll mit Heu ausgefüllt werden können. Diese Verpackung ist nöthig, um eine möglichst gleichmäßige Temperatur für die Eier zu erhalten und zu starke Erschütterungen zu vermeiden. Ein Behältniß zur Aufnahme von Eis ist außerdem auf dem Kasten befestigt. Der Transport geschieht unter Aufsicht eines sachkundigen Mannes, welcher sie stets mit großer Aufmerksamkeit zu behandeln hat. Unmittelbar wenn sie an ihrem Bestimmungsort anlangen, werden sie in Körbe gebracht, welche denen ähnlich sind, aus welchen sie entnommen wurden.

Es ist wunderbar, daß diese zarten Wesen den weiten und langdauernden Transport ertragen und in einem Wasser sich entwickeln, welches von demjenigen vielleicht ganz verschieden ist, in welchem sie bisher gehalten wurden; im großen Ganzen kommen sie indessen doch zur Entwickelung.

Im Jahre 1873 versandte die Station überhaupt nur ein und eine halbe Million, im Jahre 1874 aber mehr als fünf Millionen befruchtete Eier. Davon erhielten: Bangor 100, Winchester (Mass.) 200, Providence (R. J.) 100, Rochester (N. Y.) 500, Mariette (Pa.) 300, Niles (Mich.) 150, Newhope (Pa.) 150, Newcastle (Can.) 25, Georgetown (Color.) 250, St. Paul (Min.) 150, Ammosa (Iowa)

300, Salt Lake (Utah) 150, Clarkston (Mich.) 150, Randolph 25, Lynchburg (Va.) 50, Rockford Ill. 50, Neuseeland 25 Tausend.

Um die Eier zu beschaffen, wurden in runder Summe 5000 Lachse gefangen, von welchen die eine Hälfte Männchen waren; der Verlust dieser allerdings großen Zahl Fische ist kein Grund, ein Bedauern auszusprechen; es ist nämlich als wahr anzunehmen, daß der Lachs mit der Abgabe seines Samens auch seine Lebensaufgabe erfüllt hat. Er verliert dann die Schuppen, bekommt ein dunkles trübes Aussehen und geht in den Wasserfällen unter, die er einst mit seiner ganzen Kraft zu überwinden suchte. Kaum Einer von Hundert gelangt wieder zur See.

Die Station am Mc Cloud hat die aufgewandten Kosten vollständig gedeckt, wenn das Tausend befruchteter Eier zum Werthe von 1 Pf. St. berechnet wird, während früher das Tausend in Canada 40 mal so theuer bezahlt werden mußte.

Der Congreß hat, wenn auch erst nach längerm Zögern, eine neue Bewilligung gemacht und es steht zu erwarten, daß die künstliche Zucht der Fische fortgesetzt und zum Segen des Volks gereichen wird, welches jetzt vielfach dem Genuß der beliebten Speise entsagen muß; es bleibt aber immer nothwendig, daß Maßregeln getroffen werden, welche die Erhaltung der Fische überhaupt ermöglichen, dahin ist besonders zu rechnen, daß nicht die schädlichen Abflüsse der Städte, die Rückstände der chemischen Fabriken und andere schädliche Substanzen den Flüssen zugeführt werden.

Die bei der Sache betheiligt gewesenen Männer verdienen alle Anerkennung; aber auch die Indianer sind sehr werthvolle Gehülfen gewesen. Sie waren früher der unbändigste und wildeste aller Stämme, selbst die Modocs nicht ausgenommen, haben den Weißen gegenüber jede Abtretung von Territorium verweigert und alle Colonisten mit Gewalt oder durch Drohungen abgewiesen. Als der Bau der Station begonnen, sandten sie eine Deputation mit der Meldung, daß man wieder abziehen möge, wenn man den Frieden bewahren wolle, allein es gelang ihr Vertrauen zu gewinnen. Man hat das gegebene Versprechen gehalten und ihnen mehr Fische, als sie jemals selbst gefangen hätten, geliefert. Sie sind jetzt vollständig beruhigt und unterstützen die Arbeit, bei welcher 20 Männer und ebensoviel Frauen regelmäßige Beschäftigung genommen und gefunden haben. Sie verehren den Leiter der Unternehmung und nennen ihn den Gesandten des „großen Vaters“. In ihrem eignen unmittelbaren Interesse liegt die Erhaltung der Station, so daß man ihnen die Bewahrung der Gebäude und Geräthschaften mit Sicherheit hat anvertrauen können und anvertraut hat, bis der Betrieb von Neuem beginnt.

Aus allen Erdtheilen.

Zur Charakteristik der Chinesen.

Je mehr sich unsere Verbindungen mit dem großen chinesischen Reiche entwickeln, desto willkommener erscheinen alle Mittheilungen, welche uns einen Einblick in die Eigenthümlichkeiten seiner zahlreichen Bewohner zu geben vermögen. In dieser Hinsicht finden sich in den Schriften des Abbé Armand David, welcher von 1862 bis 1873 in Peking lebte und von dort aus eine Reihe von Reisen in die Mongolei hinein unternahm, einige treffende Beobachtungen.

Ein charakteristischer Zug des Chinesen ist dessen Geduld, Ruhe und Ausdauer. So behandelt er alle seine Thiere mit großer Schonung, sogar mit einer gewissen Liebe. Nie wird er gegen sie heftig, nie läßt er sich zum Schlagen und Stoßen hinreißen; andererseits sind aber eben in Folge der freundlichen Behandlung seine Last- und Zugthiere stets willig und folgsam, nie eigensinnig und störrisch. Ein Zuruf genügt.

Seiner unermüdlichen Geduld gelingt es ferner, fast alle Vögel, selbst Raubvögel, zu zähmen und ihre Zuneigung zu gewinnen. In Peking begegnet man oft Leuten, welche auf einem Stöckchen Vögel mit sich führen. Nach Belieben verlassen diese ihren Sitz und erheben sich in die Lüfte; die Anhänglichkeit führt sie immer zu ihrem Herrn zurück, welchen sie auch aus einer größern Menschenmenge herauszufinden wissen.

Für Vögel hat der Chinese überhaupt eine besondere Vorliebe. Nur ungern tödtet er sie. Kleine Vögel werden nicht gegessen; man hält sie nur zum Vergnügen. Nicht selten kaufen wohlhabende Leute ganze Käfiche voll, lediglich um den Thierchen die Freiheit zu schenken.

Der Chinese verrichtet seine Arbeit ohne viel Reden, in der Regel ohne ein Wort zu sprechen. Alles geschieht nach althergebrachter Weise und fester Regel. Jeder besorgt sein Geschäft, ohne sich um den Andern zu bekümmern und ohne von der Einmischung eines Dritten Notiz zu nehmen. Sollte sich etwa ein Europäer veranlaßt fühlen, den Chinesen, welcher ihn führt, auf ein bevorstehendes Hinderniß, z. B. eine entgegenkommende Herde oder Karawane, aufmerksam zu machen, so würde ihm dieser kaum Gehör schenken; um derartige Dinge hat ein vornehmer Herr sich nicht zu bekümmern. Ruhig, mit niedergeschlagenen Augen, setzt der Chinese seinen Marsch so lange fort, bis er sich dem Hinderniß unmittelbar gegenübersieht. Ist dieses etwa dadurch herbeigeführt, daß man einander nicht genügend ausgewichen ist, so beschuldigt Einer den Andern, die Regel nicht beachtet zu haben. Es ist nicht gerathen, sich einzumischen oder gar an der Beseitigung des Hindernisses sich zu betheiligen, man würde dadurch nur in den Augen der Chinesen verlieren. Die Sache findet, wenn auch erst nach einiger Verzögerung, ohnedies ihre Erledigung.

Ungeachtet die Chinesen sich Kunstfertigkeiten aller Art und zwar in einem bewunderungswerthen Grade angeeignet und auch eine ungeheure Masse von Wissen angehäuft haben, so haben sie doch für Naturwissenschaften keinen Sinn gezeigt. Sie sind z. B. nie dazu gelangt Herbarien anzulegen. Von der Flora ihres Landes oder irgend einer Gegend haben sie daher auch kein Verständniß. Jedenfalls hat hierbei der Umstand mitgewirkt, daß die Flora überhaupt und besonders in der Umgegend von Peking überaus arm ist. Wild wachsende Pflanzen giebt es dort so gut wie gar nicht; jedes Winkelchen, jede Ecke der weiten Ebene wird zu Culturpflanzen benutzt. Der Fleiß und die Sorgfalt, mit welcher der Chinese den Boden bestellt und behandelt, läßt keine andere Pflanze aufkommen. Sogenannte verunkrautete Felder giebt es dort nicht.

Alle Geschäfte von irgend einer Bedeutung werden ausnahmslos durch Unterhändler vermittelt, welche nach der Wichtigkeit der Sache ihre feststehende Vergütung erhalten; auch werden alle Verheirathungen durch Mittelspersonen zu Stande gebracht. Auf directen Abschluß eines Geschäfts läßt sich Niemand ein und dem bestehenden Brauche muß sich auch der Ausländer fügen.

Die Arbeiterbevölkerung ist im Allgemeinen arm und ihr Lohn sehr gering. Der Verdienst eines Geschäfts bleibt der Hauptsache nach stets den besitzenden Classen. So gehören z. B. die Sänften, Karren und Zugthiere nicht den Führern, sondern sind ausnahmlos Eigenthum der Gasthausbesitzer. Die Führer sind nur gemiethete Leute, welche für ihre Arbeit gering bezahlt werden, während jenen der ganze Betrag, welchen der Reisende für die Benutzung zu leisten hat, verbleibt.

Für Schauspiele haben die Chinesen eine besondere Vorliebe. Theater finden sich daher in jeder größern Stadt. Ueberall sind sie in gleicher Weise gebaut. In dem Theatergebäude selbst giebt es keinen Zuschauerraum; nur für die Schauspieler und Musiker wird der nöthige Platz eingerichtet. Das Publicum gruppirt sich um die Bühne so gut es eben geht. Alle Stücke werden mit lautem Geschrei und lebhaften Gesticulationen aufgeführt; von dem Inhalt selbst aber ist wenig zu verstehen. Die Frauenrollen werden stets von Männern gespielt.

So sehr sich die Frauen, wenigstens die der höheren Classen, der Außenwelt entziehen, so besuchen sie doch gern das Theater. Vielfach sieht man sie, in der Regel in Gruppen, aber stets das Gesicht verschleiert, dort versammelt, und oft in lebhafter Unterhaltung begriffen.

Für Musik in unserm Sinne haben die Chinesen wenig oder gar kein Verständniß. Zwar wird viel musicirt, aber es fehlt die Harmonie, die Musik ist immer einförmig und voll von Mißtönen. Für einen Europäer ist sie geradezu unerträglich.

In Folge der übergroßen Bevölkerung des Landes haben die Chinesen eine überwältigende Expansionskraft. So sind sie schon tief in die Mongolei eingedrungen, haben dort, oft gegen den Widerspruch der Mongolen und selbst unter blutigen Kämpfen, umfangreiche Flächen culturfähigen Bodens in Beschlag genommen und in ertragreiche Aecker umgewandelt. Die Mongolen werden immer mehr zurückgedrängt. Nur wenige von ihnen können sich entschließen, das Leben als Hirten aufzugeben und sich dem allerdings mühevollern Ackerbau zuzuwenden. Die Erträge ihrer Herden reichen aber oftmals zur Ernährung nicht aus und so werden sie durch die Noth gezwungen, um nur das nöthige Getreide und die sonstigen Lebensbedürfnisse, unter denen Thee eine bedeutende Rolle spielt, zu erhalten, den fleißigen und thätigen Chinesen ein Stück ihrer Weideflächen nach dem andern zu überlassen. In der Regel sind dies die besseren, fruchtbareren Grundstücke, in deren Nähe sich auch das erforderliche Wasser findet. Die klugen Chinesen wissen diese sehr wohl herauszufinden, so daß den Mongolen die uncultivirbaren Bergabhänge und die weiten wasserlosen Sandebenen verbleiben. Während die Bevölkerung dieser im allmäligen Abnehmen begriffen ist, wächst dort die Zahl der Chinesen. David ist überzeugt, daß sie schließlich die einzigen Besitzer des gesammten culturfähigen Bodens werden — ein Erfolg, welchen sie dann hauptsächlich ihrem Fleiß, ihrer Ausdauer und Genügsamkeit, zum guten Theil aber auch ihrer Schlauheit und Gewandtheit zu verdanken haben.

Die Insel Neuguinea und die Australier.

H. G. In den australischen Colonien wird jetzt stark agitirt, Neuguinea, welches, auf der großen Wasserstraße nach Indien und China gelegen, schon darum für Australien eine besondere Wichtigkeit hat, unter englische Hoheit zu bringen. Man denkt dabei an die „Aufrechterhaltung, Beschützung und Consolidirung der asiatischen und australischen Besitzungen Großbritanniens“ und will verhindern, daß irgend eine andere Großmacht, namentlich Rußland oder auch Deutschland, von der Insel Besitz ergreife und einen Keil in die englischen Colonien einschiebe.

Neuguinea ist die größte Insel Australiens, ist erheblich größer als Java und reicher als Ceylon. Ohne Zweifel bildete es vor Zeiten mit Nordaustralien, von welchem es jetzt nur durch die schmale Torresstraße geschieden ist, einen integrirenden Bestandtheil. Dies deuten die geringe Tiefe dieser Wasserstraße, die gleiche Fauna und Flora und die geologische Structur der getrennten Küsten an. Ja, Alfred Wallace hat in seinem berühmten Werke „der Malayische Archipel“, überhaupt, mit Hülfe chronologischer Thatsachen, den Nachweis geführt, daß der austral-malayische Archipel — Celebes, die Molukken, Neuguinea, die Salomonsinseln u. s. w. umfassend — einst mit Australien in unmittelbarem Zusammenhange gestanden habe.

Der Flächeninhalt der Insel wird auf 250,000 bis 275,000 englische Quadratmeilen angesetzt, und die vielfach gezahnte Küste mißt eine Länge von ungefähr 5000 englischen Meilen. Die Baien und Häfen sind zahlreich und die Gebirgsketten, welche die Insel durchstreichen, erheben sich zum Theil über die Schneelinie hinaus.

Die Bevölkerung wird approximativ auf 5 (?) Millionen Seelen geschätzt und die Bewohner sind, nach den neuesten Erfahrungen, keineswegs alle so wild und grausam wie die Seefahrer — wohl in ihrem eigenen Handelsinteresse — sie sonst zu schildern pflegen. Ein jetzt in Ballarat, Colonie Victoria, lebender Engländer, welcher zwei Jahre lang in Neuguinea für ein Haus in Sydney im Sandelholzgeschäfte engagirt war, versichert, daß die Eingeborenen, wenn freundlich behandelt, das Vertrauen vollkommen rechtfertigen, welches man in sie setzt.

Bis jetzt ist Neuguinea freilich meistentheils noch eine terra incognita, allein jeder nachfolgende Versuch, die Küsten zu erforschen, hat doch immer neue Beweise von dem Reichthum seiner vegetabilischen und mineralischen Schätze geliefert. Zur einheimischen Vegetation zählen vortreffliche Nutzhölzer, wie Ebenholz und Sandelholz und werthvolle Färbehölzer. Man findet ferner den Campherbaum, die Sagopalme, den Kokosbaum, das Zuckerrohr, verschiedene Varietäten von Bananen, den Brotfruchtbaum, die wilde Muskatnuß, Mais, Reis u. s. w. Die fruchtbaren Abhänge der Berge eignen sich für den Anbau von Baumwolle, Kaffee, Zimmet und überhaupt für alle Arten Gewürze. Während auf den Ebenen tropische Vegetation gedeiht, dürften sich in den Schluchten der Bergketten die Producte der gemäßigten Zone mit Erfolg cultiviren lassen. An den Meeresküsten kommen Perlen und Schildpatt in Menge vor, und Sapphire, Rubine und andere Edelsteine sind ebenfalls aufgefunden worden. Auch unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß die goldhaltigen Erdschichten, welche den Continent Australien zwischen 140 und 150 Grad östl. v. Gr. von Süd nach Nord durchziehen, auch Neuguinea durchstreichen. Bringen doch die Eingeborenen von Zeit zu Zeit Goldstücke aus dem Innern der Insel nach den Küsten, um dagegen auf den gelegentlich anlegenden Handelsschiffen allerlei Waaren einzutauschen. Auch von den Holländern, welche an der Nordwestküste Ansiedelungsversuche — aber mit sehr geringem Erfolge — gemacht, ist es bekannt, daß sie dort Gold und Silber erhielten. Die Holländer haben zwar seit ungefähr dreißig Jahren die Niederlassung wieder aufgegeben, sollen jedoch noch heute die Insel bis zu 141 Grad östl. v. Gr. als ihr Besitzthum beansprnchen. Diese Linie würde Neuguinea so ziemlich halbiren.

Ein Land, welches solche Anziehung ausübt und das von einem thätigen, energischen Handelsvolke nur durch eine schmale Wasserstraße getrennt wird, kann nicht mehr lange in Isolirung bleiben. Es ist freilich wahr, daß bis jetzt nur ein unbedeutender Verkehr zwischen beiden Landen besteht, allein eine Aenderung zum Bessern scheint denn doch schon Platz zu greifen. Die Perl- und Tripangfischereien in der Torresstraße, welche gegenwärtig in großem Umfange betrieben werden, haben in dieser Beziehung das Ihrige gethan. Und sollte die Northern-Territory-Ansiedelung am Port Darwin, trotz all ihres bisherigen Mißgeschickes, zum Gedeihen

gelangen, und sollte die weitere Ausbreitung der Ansiedelungen in Queensland nach der Nordküste zu andauern, so wird und muß ohne Frage der Verkehr mit Neuguinea bald erheblich wachsen.

Vor zwölf Jahren trat in Sydney, Colonie Neusüdwales, unter Leitung des hervorragenden Parlamentsmitgliedes Rev. Dr. Lang, eine Gesellschaft ins Leben, welche die Colonisation von Neuguinea bezweckte. Zahlreiche Abenteurer aus allen Colonien Australiens schlossen sich an und hinreichende Geldmittel wurden gezeichnet. Da wurde aber der Gesellschaft amtlich eröffnet, daß sie ohne die besondere Sanction der englischen Regierung keine englische Colonie gründen noch irgend welche Jurisdiction ausüben könnte. Und der damalige Colonialminister, Herr Parkes in Sydney, gab dazu die Erklärung ab, daß auch keine bestehende englische Colonie das Recht habe, eine subordinirte oder Tochtercolonie ins Dasein zu rufen. Aus diesem Grunde fiel damals das von vielen Australiern begünstigte Project vorläufig zu Boden.

Im Jahre 1869 hielt Dr. Lang in der Royal Society of Sydney einen längern Vortrag über Neuguinea und dessen besondere Eigenschaften für britische Colonisation. Diese Vorlesung ward gedruckt und fand allgemeinen Beifall. Der Vorschlag ging dahin, unbekümmert um britische Hoheit, auf eigene Faust eine Ansiedelung zu gründen. Eine Gesellschaft in diesem Sinne bildete sich. Ein Schoner wurde angekauft und achtzig wohl geeignete Personen begaben sich darauf nach Neuguinea. Allein nicht nur das Schiff erwies sich als seeuntüchtig, sondern auch der Capitän war ein unfähiger und unwürdiger Mensch. Das Fahrzeug gerieth nicht weit von der Küste der Insel auf ein Riff. Der elende Capitän nahm mit einigen seiner Mannschaft das beste Boot und rettete sich auf das nahe liegende Land, wo er indeß von den Eingeborenen erschlagen ward, und von den achtzig Passagieren kam mehr als die Hälfte ums Leben. So endete auch der zweite Versuch der Colonisation erfolglos.

Aber verschiedene Umstände ließen das Project immer wieder von Neuem auftauchen. Zunächst war es die von Capitän Moresby des englischen Kriegsschiffes Basilisk gemachte Entdeckung eines vorzüglichen Hafens an der Südostküste von Neuguinea, sowie dessen günstige Schilderung von Land und Leuten.

Es war zu Anfang Mai dieses Jahres, als in London eine Deputation dem britischen Colonialminister Lord Carnarvon ihre Aufwartung machte, um denselben die Annectirung und Colonisirung von Neuguinea warm zu empfehlen. Der Minister zeigte sich keineswegs abgeneigt, hielt aber dafür, daß die australische Colonie sich zuvor in allgemeinerer und zugleich bestimmterer Weise als bisher geschehen zu Gunsten des Vortrages aussprechen müßte.

Merkwürdig genug traf die Kabeldepesche mit vorstehender Nachricht aus London zu einer Zeit in Sydney ein, wo gerade die Neuguinea-Frage die öffentliche Aufmerksamkeit wieder ungewöhnlich beschäftigte. Der sehr reiche Engländer William Macleay, seit zwanzig Jahren ein ständiges Mitglied der Legislative Assembly der Colonie Neusüdwales, hatte nämlich die politische Arena gegen das Feld der wissenschaftlichen Forschung quittirt und war mit der Ausrüstung einer Expedition auf eigene Kosten schon so ziemlich fertig, welche die Erforschung des ausgedehnten, aber völlig unbekannten Delta auf der westlichen Seite des Golf of Papua bezweckte. Macleay ist ein tüchtiger Naturkundiger und beabsichtigt, die Führung seiner Gesellschaft selber zu übernehmen, doch werden ihn auch Männer begleiten, welche in den einzelnen Fachwissenschaften besonders bewandert sind. Keine Geldopfer sind gespart worden. So ist ein kleines, flachgebautes Dampfboot mit hervorragendem Schutze gegen etwaige Angriffe der Eingeborenen beigegeben, um damit auf den Flüssen, die, wie man vermuthet, an dieser Küste münden werden, ins Innere zu gelangen. Wir wünschen glücklichen Erfolg!!

Mag dies vielleicht auch nicht die Art der öffentlichen Kundgebung sein, welche der britische Colonialminister zu sehen wünscht, so beweist sie doch auf alle Fälle, daß man in Australien die hohe Wichtigkeit der Neuguinea-Frage individuell zu würdigen versteht *).

* * *

— Die brasilianische Regierung läßt eine genaue Volkszählung vornehmen und das Generaldirectorium der Statistik veröffentlicht nach und nach die Listen. Demgemäß zählt Stadt Rio Janeiro 271,972 Seelen; davon sind Freie 226,033 und von diesen 84,279 Nichtbrasilianer.

Provinz	Rio grande do Norte . . .	232,982
„	Ceará	720,094
„	Alagoas	344,291
„	Espirito Santo	82,137
„	Santa Catharina	159,802
„	Parana	126,722
„	Mato Grosso	60,417.

— Auf der Insel Neufundland hat die Regierung am Schlusse des Jahres 1874 eine Volkszählung vornehmen lassen, deren Ergebniß soeben veröffentlicht ist. Die Bewohnerzahl stellte sich auf 161,386 Köpfe gegen 146,536 im Jahre 1869, also eine Zunahme von 14,850, welche man aber nicht etwa der Einwanderung verdankt, denn diese ist schwach und obendrein wandert alljährlich eine Anzahl von Neufundländern nach Canada und den Vereinigten Staaten aus. Die Katholiken zählen 64,018, die Hochkirchlichen 59,057, die wesleyanischen Methodisten 35,099, die Presbyterianer 1454, so daß die Nichtpapistischen mit etwa 32,000 Köpfen in der Mehrheit sind.

— In der Strafcolonie zu Port Blair auf den Andamanen befinden sich gegenwärtig 910 verheirathete Deportirte; die Verwaltung sieht es gern, daß die Sträflinge sich verehelichen, namentlich mit Frauen, die einer ähnlichen Kaste angehören. Verbrecher, welche sieben Jahre lang sich gut aufgeführt haben, dürfen ihre Familie aus Indien kommen lassen.

— „Der Seyyid von Sansibar." Als dieser ostafrikanische Potentat nach England kam, bezeichneten die Londoner Blätter ihn als Sultan. Diese Bezeichnung kommt demselben nicht zu; er ist Seyyid. Sfy ist die Abkürzung von Sfayydy oder Sfeydy, d. h. Herr. In Tunis giebt man, wie Heinrich von Maltzan hervorhebt, den vollständigen Titel der Großen den angesehenen Leuten, während die weniger Vornehmen ihn in der abgekürzten Form führen.

*) Die Australier würden Ansiedelungen nur in der östlichen Hälfte gründen können, denn auf die westliche, bis 140°, machen bekanntlich schon seit langer Zeit die Holländer Anspruch; sie betrachten dieselbe als ihren Besitz.

Inhalt: Dr. Hayden's und Langford's Expedition nach den Felsengebirgen. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens. Von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. II. (Schluß.) — Streifzüge im südlichen Norwegen. Von Dr. David Brauns. IV. In Sätersdalen. — Allerlei Zustände im Reiche des Schah von Persien. I. — Die künstliche Lachszucht am Mc Cloud in Californien. — Aus allen Erdtheilen: Zur Charakteristik der Chinesen. — Die Insel Neuguinea und die Australier. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 27. Juli 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 7.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Dr. Hayden's und Langford's Expedition nach den Felsengebirgen.

III.

Endlich waren wir im Becken der Tetons angelangt, das uns gleich einer Oase in einer Wüstenei erschien. Dasselbe ist auf drei Seiten von Bergketten umgeben, die mit Schnee bedeckt sind und unbedingt keinen Uebergang gestatten. Dort wachsen Camas und Yamph in großer Menge, und in den niederen Theilen den Wasserläufen entlang sind viele

Im Zelte.

Rückkehr von der Jagd. (Wapiti-Hirsche.)

weite Strecken mit saftigen Beeren bedeckt. Ich machte mit Stephenson einen Ausflug, um das Gebirge näher in Augenschein zu nehmen, und wir überzeugten uns, daß eine Besteigung desselben ganz ungeheure Schwierigkeiten darbieten würde. Wir waren aber entschlossen, denselben um jeden Preis Trotz zu bieten. Auf unserer Rückkehr zum Lager lud uns Beaver Dick zu einem Biberbraten ein. Er hatte denselben nach Art der Gebirgsleute zubereitet, d. h. das ganze Thier auf das Feuer gesetzt und erst, nachdem dieses vollständig gar war, ausgeweidet. Ich muß gestehen, daß dieser Biber einen saftigen, prachtvollen Geschmack hatte und daß ich dieses Gericht mit dem größten Appetit verzehrte. Zwei unserer Leute hatten während unserer Abwesenheit eine große Fichte umgehauen, dabei war aber unsere letzte Axt verloren gegangen und 40 Fuß tief ins Wasser gefallen. Wir waren dadurch in große Verlegenheit gerathen und es mußte alles aufgeboten werden, um diesen eisernen Schatz aus den Fluthen zu retten.

Am 28. Juli früh 10 Uhr war unsere Partie, vierzehn an der Zahl, versammelt und wir schlugen zuerst ein provisorisches Lager auf; dann erstiegen die Herren Adams und Togar eine Hochebene, die etwa 3000 Fuß oberhalb unseres Lagers sich befand. Von dort aus konnten sie die Hauptrichtung bestimmen, die zu nehmen war, um bis an die Basis des großen Tetons zu gelangen. Dieser Spitzberg gewährt einen überaus majestätischen Anblick und überragt mindestens hundert niedrigere Gipfel ringsumher. Seine steil abfallenden Wände waren an manchen Stellen mit

Elen in den Felsengebirgen.

Schnee bedeckt und sein grauer Gipfel war von flockigen Wolken umzogen. Er ist in seiner stolzen Einsamkeit ganz entschieden der König des Gebirges weit und breit. Am andern Morgen um $3^1/_2$ Uhr zeigte der Thermometer 11^0 F. über Null und wir waren bereit unsern Aufstieg zu beginnen. Während der ersten paar Meilen mußten wir über eine Menge umgestürzter Bäume hinwegklettern, dann an steilen Wänden hin, bis wir eine Höhe von 9000 Fuß erreicht hatten. So weit gen Norden hin der Blick reichte, erhob sich ein Spitzberg, eine Gebirgskette hinter der andern: es war ein unendliches Panorama, das von den funkelnden Sonnenstrahlen beschienen eine ungeheure Welt von Krystallmassen zu bilden schien. Unter uns zogen sich weit und breit Schneefelder hin. Wir sahen tiefe Felsenspalten, hin und wieder Fichtenwälder und Wasserfälle ohne Zahl. Der Boden des Schneefeldes, welches wir überschreiten mußten, war sehr ungleich und wellenförmig. Der Schnee lag mindestens 250 Fuß hoch und schien so fest wie der Granit zu sein, welchen er überlagerte. Wir konnten uns inmitten einer Polarregion glauben: alles rings um uns weit und breit war Schnee, Gestein, Eis, alles eine ungastliche Wüstenei.

Zwei unserer Gefährten waren so abgemattet, daß sie daran verzweifelten, die 5000 Fuß, welche wir bis zum Gipfel noch zurückzulegen hatten, bewältigen zu können; sie blieben also zurück. Unter ungeheuren Schwierigkeiten und Anstrengungen, deren Einzelheiten wir nicht besonders schildern wollen, gelang es bis zu einer Höhe zu gelangen, die nur noch 600 Fuß niedriger war als der Gipfel. Aber diese kleine Strecke bot die größten Schwierigkeiten bei der ganzen Ersteigung dar. Das Eis bildete nach vorn überspringende Abhänge unter einem Winkel von 70^0. Der Gipfel lag gerade oberhalb desselben und es blieben jetzt nur

noch 200 Fuß zu erklimmen. Die Wanderer machten Treppeneinschnitte in eine überhängende Schneemasse und es gelang ihnen um 3 Uhr Nachmittags nach zehnstündiger Anstrengung den höchsten Punkt des Grand Teton zu erreichen. Ihre Freude war groß. Sie konnten sich sagen, daß sie die ersten weißen Männer gewesen seien, welche auf diesen Gipfel ihren Fuß gesetzt hatten.

Vom Thale aus gesehen scheinen die verschiedenen Gipfel des Grand Teton eine gleiche Höhe zu haben, dort oben aber zeigt es sich, daß der Unterschied ein sehr beträchtlicher war. Der höchste Gipfel ist durch Erosionen von den anderen Piks geschieden und hat eine unregelmäßige Oberfläche von 30 bis 40 Fuß. Er ist frei von Schnee und Eis, weil der Wind beide stets hinweg fegt. Trotz der Sonnenstrahlen, die aus blauem Himmel kamen, mußten die Wanderer sich doch in ihre Mäntel hüllen und die Luft war so

Der Berg Hayden.

dünn, daß das Athmen Beschwerde verursachte. Oberhalb des Schneegürtels, den sie in so gefahrvoller Weise überschritten, fanden sie mitten zwischen den Felstrümmern frische Spuren von Ibex americanus, einem Steinbock, dem einzigen Thier, das fähig ist, diese hohen Gipfel zu erklimmen. Ueberall, wo der Boden frei von Schnee lag, sproßten kleine, lieblich duftende Blumen hervor. Oben auf einem der benachbarten Berge fanden die Reisenden eine kreisrunde Steinumwallung von etwa 6 Fuß Durchmesser. Sie war offenbar einst von Indianern errichtet worden, um Schutz gegen den Wind zu erhalten. Möglicherweise ist sie schon hundert Jahre alt. Für die Reisenden war diese Entdeckung überraschend, denn hier lag der Beweis vor, daß Indianer, die doch sonst sich so wenig wißbegierig zeigen, doch einmal die Gefahren des Bergsteigens nicht geachtet hatten, um den höchsten Punkt der Gegend zu erreichen. Das Panorama vom Gipfel des großen Teton war colossal. Gebirgskette nach Gebirgskette und Thal nach Thal zogen sich weit über

den Yellowstone-See hinaus, die Thäler unten schienen eine weite Fläche zu bilden. Der Abstieg ging gut von Statten; in so beträchtlicher Höhe ist der Zwischenraum zwischen dem Untergange der Sonne und der Nacht sehr kurz, aber nach einer Wanderung von $11^1/_2$ Stunden gelang es den Bergsteigern wieder im Lager einzutreffen. Die Höhe des Teton ist 13,762 Fuß = 4085 Meter.

Beaver Dick und Medare hatten inzwischen einen Paß über die Hauptkette des Gebirges ausfindig zu machen gesucht. Als solchen empfahlen sie uns den Lauf des Mill River, von wo man ohne große Anstrengung in das Becken des Firehole gelangen kann. Während Dick diesen Weg ausfindig machte, war inmitten eines Fichtendickichts uns in sehr unwillkommener Weise ein mächtiger Bär begegnet. An Ausweichen war gar nicht zu denken, aber die Lage im hohen Grade gefährlich, denn wer einen Bären nur anschießt und nicht auf der Stelle tödtet, wird gewiß in seinen Armen erdrückt. Dick, ein erfahrener Gebirgsmann, erwartete den Meister Martin bis auf ein paar Schritte, gab Feuer und die Kugel drang durch den Rückenwirbel: Dick war gerettet. In diesen Wäldern ist auch noch das Elen (Moose) häufig, ebenso der prächtige amerikanische Wapitihirsch, hier Elk genannt. Dick hatte in dieser Gegend seine Biberfallen gestellt. In einer derselben hatte ein gefangener sich das Bein in der Falle um- und abgedreht, was übrigens sehr häufig geschieht. Ein Bach war von den Bauwerken der Biber derartig gesperrt, daß das Wasser nur an einigen Stellen durchfließen konnte. Wer nie zuvor Biberbauten gesehen hat, ist erstaunt, daß diese kleinen Thiere so mächtige Bäume zu fällen vermögen. Die Betriebsamkeit und mechanische Geschicklichkeit dieses Thieres ist geradezu wunderbar. Am obern Yellowstone sieht man an manchen Punkten Dämme, die aus canadischen Pappeln aufgeführt worden sind und zwar so regelmäßig, als ob sie nach dem Loth gearbeitet worden wären. In dieser Gegend trifft man dann und wann auf eine Pionierwohnung, einen Rauch. In einer derselben lebte von Fischfang und Jagd ein Engländer, Namens Sawetelle, glücklich und zufrieden.

Ohne weitere Schwierigkeiten gelangten die Reisenden in das unseren Lesern schon bekannte Becken des Firehole, wo sie aber auf Schritt und Tritt auf neue Wunder stießen. Sie gestehen, daß es ihnen ein unheimliches Gefühl verursachte, dieses ewige Pfeifen der kleinen Geyser zu hören, die Dampfwolken emporsteigen zu sehen, die Schlammvulcane zu beobachten und über eine leicht zerbrechliche Erdrinde hinzugehen, unter der möglicherweise Gefahr verborgen sein konnte. Aber ein großer Reiz liegt allerdings in der Betrachtung dieser Naturwunder. Auffallend war es den Reisenden, daß sie an einem vorspringenden Felsen plötzlich ellenlange Buchstaben eingemeißelt sahen. Sie lasen „Bill Hamilton“. Dieser Name ist weit und breit in dem Felsengebirge bekannt. Bill Hamilton ist ein alter Trapper, der mit den Indianern, namentlich mit den Ponnucks und Schoschonis, vortrefflich umzugehen weiß. Jetzt hatte Dr. Hayden ihn in Dienst genommen und am andern Tage fand die ganze wissenschaftliche Mission sich zusammen. Man beschloß, den Gipfel des großen Teton fortan als Mount Hayden zu bezeichnen. An dem folgenden Tage durchzog die Partie den obern Theil des Fireholebeckens und beobachtete noch einmal die Eruptionen der verschiedenen Geyser. Merkwürdig war, daß die Riesin, die zwei Jahr vorher ungemein thätig gewesen war, jetzt längere Zeit vollständig ruhig blieb, dann aber mit einem furchtbaren Getöse plötzlich hervorbrach. Auf diese erste Eruption folgte dann eine zweite noch viel stärkere, die ungemein lange anhielt. Oben auf der bewaldeten Kette, welche das Thal des Firehole von dem des Yellowstone scheidet, begegneten den Reisenden zwei Goldjäger. Sie fanden dort oben auch eine große Anzahl von Schwefelquellen und einige Schlammvulcane. Merkwürdig erschien ihnen, daß einer von den letzteren, der 1870 in fortwährender Thätigkeit sich befand, jetzt so gut wie verschwunden war und sich durchaus still verhielt. Durch Waldgestrüpp und kahle Flächen zogen sie an dem ruhig dahinströmenden Yellowstone dahin. Weder im Flusse noch in der Landschaft deutete etwas darauf hin, daß die Kataralte in der Nähe seien, aber bald nachher drang das merkwürdige Geräusch an ihr Ohr gleich der Brandung des Oceans. Und so hatten sie nun diesen lächelnden, heitern, hübschen und anmuthigen Katarakt des Yellowstone erreicht, an dem sie ihr Lager aufschlugen.

Ein Handwörterbuch des biblischen Alterthums.

Die Chaldäer. — Astarte und ihre Darstellungen. — Amulete. — Jüdische Denkzettel. — Der Berg Carmel.

Von dem bereits früher angezeigten („Globus“ XXVII, S. 7) Bibellexikon *) sind jetzt zwei weitere Lieferungen erschienen, welche in vollem Maße das günstige Urtheil bestätigen, welches wir bereits über die erste Lieferung fällten. Das Handwörterbuch hat so vielfache Berührungen mit der Völkerkunde, Culturgeschichte und Alterthumswissenschaft, daß es auch Ethnologen und Geographen ein außerordentlich willkommenes Hülfsmittel bei ihren Studien sein wird. Wie oft haben wir nicht Gelegenheit, vergleichend auf die Bibel zurückzugehen als einer der ältesten und reichsten Quellenschriften auch auf den in Rede stehenden Gebieten und wie schwer ist es hier ohne Führer gleich sich zurecht zu finden. In Form und Darstellung, in Inhalt und Ausschmückung gleich meisterhaft ist uns aber das angezeigte Werk ein solcher Führer und namentlich möchten wir die von Prof. Eberhard Schrader herrührenden Artikel als geradezu mustergültig hervorheben. Wir wüßten z. B. nicht wie unter anderen „Assyrien“ in knapper Form besser behandelt werden könnte, als gerade hier. Anschließend daran erläutert derselbe Autor die Bezeichnung Chaldäer, über welche bekanntlich verschiedene verwirrende Ansichten herrschen.

„Chaldäer heißen seit Aufrichtung des neubabylonischen Reiches unter Nabopolassar und Nebucadnezar die Bewohner Babyloniens und die Angehörigen des babylonischen Reiches, und der Verfasser des Buchs Daniel redet von einem „Reiche

*) Handwörterbuch des biblischen Alterthums für gebildete Bibelleser. Herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. G. Baur, Dr. Beyschlag, Dr. Fr. Delitzsch, Dr. Ebers, Dr. Hertzberg, Dr. Kamphausen, Dr. Kleinert, Dr. Mühlau, Dr. Schlottmann, Dr. Schrader, Dr. Schürer u. A. von Dr. Eduard Riehm. Mit vielen Illustrationen, Plänen und Karten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing 1875.

der Chaldäer", wie andererseits Babylonien geradezu als „Land der Chaldäer" bezeichnet wird. Mit diesem alttestamentlichen Sprachgebrauche stimmen sowohl der Grieche Strabo, welcher die von den Chaldäern bewohnte Landschaft Babylonien an die Araber und das Persische Meer grenzen läßt, als auch die Monumente, welche „die Chaldäer" einerseits den (westlichen) Syrern gegenüberstellen, andererseits ihr Land (südlich) „bis ans Meer" reichen lassen. Mit dem mit den Kurden und Karduchen verwandten armenischen Bergvolke der Chaldäer, welche nach Strabo früher Chalyber hießen, haben die babylonischen nichts zu thun. Während die armenischen Chaldäer arischen, also indogermanischen Ursprungs, sind die babylonischen, wie ihre Literaturproducte an die Hand geben, Semiten. Dabei ist zu bemerken, daß der Name der Kaldi, d. i. der Chaldäer, in den Inschriften sich bis 900 rückwärts verfolgen läßt. Es leidet aber keinen Zweifel, daß er weit älter ist und insbesondere Bezeichnung der in Süd-Sinear, d. i. in der babylonischen Landschaft im engern Sinne, wohnenden Semiten war, während die ältere Bevölkerung dieser Gegenden den Namen Accad, Accadier, führte. Wenn in der späteren Zeit, schon im Buche Daniel, dann auch bei Curtius und wiederum bei Strabo und Diodor mit dem Namen Chaldäer bald eine einzelne Classe babylonischer Weisen, bald die ganze Gelehrtenkaste Babyloniens bezeichnet wird, so ist dieses eine lediglich mißbräuchliche, auf den Umstand, daß Babylon-Chaldäa der Sitz der Astronomie und Astrologie des Orients war, gegründete Beschränkung des Begriffes des Namens, welche in thatsächlichen Verhältnissen des alten Babylon zur Zeit des Bestandes des chaldäischen Reiches keinen Grund hat. Dasselbe gilt von der durch Hieronymus aufgebrachten Bezeichnung der aramäischen Sprache (westlichen Zweiges), in welcher einige Abschnitte der Bücher Daniel und Esra geschrieben sind, als der „chaldäischen" Sprache. Die Chaldäer Babyloniens sprachen niemals aramäisch."

Auch von Prof. Schlottmann in Halle finden wir einige ansprechende und von tiefer Gelehrsamkeit zeugende Artikel. Er nimmt an, daß Astarte und Aschera eine und dieselbe Göttin seien, während dieses bekanntlich von vielen anderen Gelehrten, darunter Movers, geleugnet wird. Wie Baal ist Astarte eine vielförmige Gottheit und wird daher von den Alten bald als Hera, oder Artemis, oder Athene, bald als Aphrodite, mitunter auch als Selene bezeichnet. Auch die letztere Auffassung, die als Mondgöttin, war richtig, nur daß darin freilich eben so wenig ihr ganzes Wesen erschöpft wurde, als das des Baal darin, Sonnengott zu sein. Vielmehr ist es die Naturgottheit im weitesten Sinne, die als Baal das active, zeugende, als Astarte das receptive, empfangende, gebärende Princip ist und als mannweibliche Gottheit wieder in Eins zusammengefaßt wird. Eben das Verhältniß jener beiden Principien aber wurde wahrscheinlich schon mit den Anfängen des Heidenthums in dem des Mondes zur Sonne angeschaut. Der Anblick ihrer geheimnißvollen Bewegung und Einwirkung auf das Naturleben hatte für jene Geschlechter etwas zur Anbetung Verlockendes. Als Mondgöttin wurde sie nach Jeremias besonders von abgöttischen Weibern verehrt. Sie wurde als solche gehörnt vorgestellt, wie Philo von Byblos erwähnt und wie die Abbildungen auf Münzen zeigen. Daher ihr Name Aschteroth karnaim (= die Astarte mit den beiden Hörnern). Da die ihr zu Ehren so benannte Stadt Astaroth schon zur Zeit Abraham's vorkommt (1. Mos. 14, 5), ergiebt sich das hohe Alterthum dieser Anschauung. Daneben war ihr der Morgenstern (die Venus) geweiht. Und so ist denn überhaupt wahrscheinlich, daß der Stern-, insbesondere der Planetencultus, schon im höchsten Alterthum mit dem des Baal und der Astarte verbunden war. Der Name der Astarte findet sich als Istar auf assyrischen, als Athtar auf himjaritischen Denkmälern. Bei den Phöniziern lautete der Name Aschtart, im Alten Testament Aschtoreth. Die Wurzel ist die im Semitischen weitverbreitete aschar. Der Name der Göttin bedeutet wahrscheinlich „Vereinigung", mit Beziehung sowohl auf die Zeugung als auf die das ganze Weltall zusammenbindende Macht.

Was die bildliche Darstellung der Astarte in Menschengestalt betrifft, so giebt darüber das Alte Testament keine Auskunft. Jedenfalls prägte sich aber die doppelte Seite des Wesens der Göttin auch in den alten cananitischen Götzenbildern aus. Die Seite der Wollust stellte sich in dem nackten Götzenbilde dar, das die Griechen von den Phöniziern besonders auf Cypern empfingen und in ihrer Aphrodite idealisirten. Die entsprechenden Götzenbilder im Lande Canaan selbst waren wohl von derselben Plumpheit und obscönen Rohheit, wie sie in den neuerlich gefundenen moabitischen Thonfiguren wahrhaft widerwärtig uns entgegentritt *). Wir

Moabitische Astarte, nach einer Zeichnung Duisberg's.

Baaltis, nach Layard.

geben hierbei nur den Kopf einer solchen Figur, deren Original sich jetzt in Berlin befindet. Auf dem Stirnbande trägt sie die Worte El 'ummath, wahrscheinlich einer der vielen Namen der obersten cananitischen Göttin, welcher „Gottheit der Vereinigung" bedeuten kann (ZDMG. XXVI, 416). Darunter stehe zur Vergleichung das Bild des entsprechenden assyrischen Typus, der Baaltis oder Beltis. — Die andere ernste und strenge Gestalt der Astarte, welche die Griechen als Hera, Artemis und Athene auffaßten, ist in Assyrien die Istar, von der wir eine Abbildung geben. Der Löwe, auf dem sie steht, bezeichnet die wilden von ihr gebändigten Mächte der Natur. Ganz analog der assyrischen Abbildung findet sich dieselbe 'Anāth mit beigefügtem Namen auf einer phönizischen Münze, von der wir eine Zeichnung geben. Auch hier wie dort hat sie ihren Stern neben sich; außerdem das Henkelkreuz. Sie sitzt auf einem Löwen. Wir entnehmen die Zeichnung aus Vogué mélanges d'archéologie p. 47. Die Rückseite stellt den Baal vor.

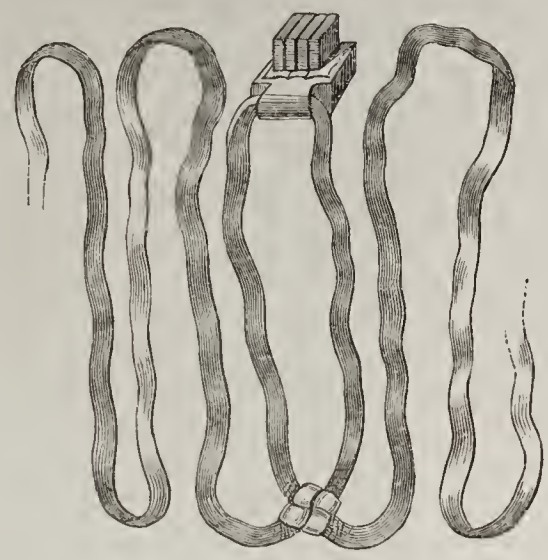
Das Tragen von Amuleten geht noch heute durch die ganze civilisirte und uncivilisirte Welt. Bei unseren Soldaten hat man im letzten Kriege noch zahlreiche geschriebene und gedruckte Amulete gefunden, die sorgfältig in Lederkapseln getragen wurden. Namentlich wurde in Bayern ein ganz ergiebiger Handel mit solchen stich- und kugelfest machenden Amuleten getrieben. Als Mungo Park vom Gambia nach dem Niger aufbrach, beschäftigte er sich damit seinen Negern

*) Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir verwundert sind noch Prof. Schlottmann die Echtheit dieser moabitischen Figur annehmen zu sehen! Nach dem, was Ganneau darüber veröffentlicht hat, glauben wir wenigstens nicht mehr an die Echtheit der jetzt in Berlin befindlichen Schapira'schen Funde aus dem Ostjordanlande. A.

Grigris, Amulete, zu schreiben, welche in Lederkapseln an Kopf und Brust getragen wurden — und so überall. Auch dem biblischen Alterthum sind diese Amulete nicht fremd, sie haben sich erhalten bei den orthodoxen Juden bis heute und kommen in der Luther'schen Bibelübersetzung als „Denkzettel“ vor. Professor Delitzsch belehrt uns über dieselben folgendermaßen. Der sein Morgen- und Abendgebet verrichtende Israelit windet erst um den linken Arm, dann um den Kopf einen Riemen, welche beide durch die Schlinge am Boden einer Lederkapsel gezogen sind, so daß die eine Lederkapsel gegenüber dem Herzen, die andere unterhalb des Kopfhaares zwischen den Augenbrauen anzuliegen kommt; die am Kopfe befestigte ist vierzöllig und enthält auf vier Pergamentstreifen die Gesetzesstellen 2. Mos. 13, 1 bis 10. 11 bis 16. 5. Mos. 6, 4 bis 9. 11, 13 bis 21, die am linken Arm nach dem Herzen hin befestigte enthält in ihrem ungetheilten Hohlraum eben diese vier Gesetzesstellen auf nur einem Pergamentblatt. Diese Behälter nebst ihren Riemen heißen als Gebetsapparat Tefillin. Die Sitte gründet sich auf 2. Mos.

Assyrische Istar.

13, 9. 16. 5. Mos. 6, 8. 11. 18, indem das dort geistig Gemeinte nach Analogie des Zuzuth- (Schaufäden-) Gebots in sinnliche Wirklichkeit umgesetzt wurde, und giebt sich für eine urmosaische Ueberlieferung aus, obwohl es nicht möglich ist, den Bestand dieser Sitte weiter als bis in das letzte vorchristliche Jahrhundert zurückzuverfolgen. Als ein Stück stolzer sich selbst schaustellender Frömmigkeit wird Matth. 23, 5 an den Pharisäern gerügt, daß sie ihre Denkzettel breit machen, d. h. Tefillinkapseln von ungewöhnlichem Umfang tragen. Das dort gebrauchte griechische Wort phylakteria bezeichnet die Tefillin als Schutzmittel, denn man trug sie auch außerhalb der Gebetszeiten als Kamêen. Luther hätte auch „Denkriemen“ übersetzen können, aber sofern man unter den „Denkzetteln“ die beschriebenen Pergamentröllchen nebst ihren Behältern versteht, ist „Denkzettel“ bezeichnender als „Denkriemen“; denn die Hauptsache an den Tefillin sind nicht die Riemen, sondern die „Käuser“, d. i. Kapseln. Der Riemen der Kopftefilla wird hinten so zusammengeknotet, daß diese je nach der Größe des Kopfes festsitzt; die Enden des Riemens werden über die Schultern geschlagen, so daß sie auf



Denkzettel I.

Denkzettel II.

die Brust herabhangen. Der ganze Apparat trägt den Stempel des Gottesnamens Schaddaj (der Allmächtige): die Kapsel der Kopftefilla hat an einer Seite ein vierzackiges, an der andern ein dreizackiges Schin, der Knoten der Kopftefilla ist so geschlungen, daß man von allen Seiten aus die Form des Daleth herausfindet, und der Knoten der Handtefilla endet in einem kleinern Knoten, der die Form eines J nachahmt. Anfertigung und Gebrauch der Tefillin sind im Talmud und in den ritualistischen Werken mit mikrologischer Peinlichkeit geregelt. Man küßt sie beim An- und Ablegen. Gott selbst trägt nach talmudischer Vorstellung Tefillins.

Um auch eine Probe der geographischen Artikel des Handwörterbuchs zu geben, fügen wir schließlich bei was über den Berg Carmel gesagt ist.

Der Carmel war einst die Südgrenze des Stammgebiets Asser gegen Manasse hin und im Westen dem Gebiet Sebu-

lons vorgelagert, später zu Galiläa, zur Zeit des Josephus aber zum tyrischen Gebiet gehörig; er trägt mit Recht seinen Namen (= Baumgarten). Denn noch heute ist er ein schöner mit Fichten und Steineichen reichbewaldeter, unten auch im Schmuck der Oel-, Wallnuß- und Lorbeerbäume prangender Berg, mit grasreichen Triften und in den unteren Theilen mit herrlichen Kräutern und Blumen mannigfaltigster Art geschmückt. So gilt er denn auch bei den Dichtern und Propheten des Alten Bundes als ein Bild der Schönheit. Er hängt mit dem nordwestlichen Theil des Hügellandes von Samaria durch eine Kette niedriger Hügel zusammen, welche die Ebene Jesreel von der Ebene Saron scheidet, und über welche die Hauptstraße von Damaskus her aus jener Ebene nach Aegypten zu führt. $2^1/_2$ Stunden lang erstreckt er sich in der Richtung von Südosten nach Nordwesten, indem er zuletzt 3 Meilen südlich von Acco als Vorgebirge ins Meer vorspringt. Zu historischer Bedeutung ist der Berg durch den Propheten Elias gelangt, welcher Jehova darauf einen Altar errichtet hat, den Altar, auf welchem das Brandopfer geopfert worden, das vom Feuer des Herrn verzehrt

Der Carmel.

wurde (1. Kön. 18, 32 ff.), was zur Hinschlachtung einer großen Anzahl von Baalspriestern geführt hat. Auf dem nordwestlichen Ende des Carmel oder dem prächtigen, wenigstens 500 Fuß über das Meer emporragenden Vorgebirge desselben (die Höhe des höchsten Punktes des Bergs, in der Nähe des Orts Esfia, wird zu 1800 Fuß angegeben) steht das berühmte dem Elias gewidmete Carmeliterkloster, in welchem das höchst aromatische Carmeliterwasser bereitet wird. In der Kirche dieses Klosters wird hinter dem Altar „die Grotte des Elias“ gezeigt. Eine andere Eliasgrotte befindet sich am Fuße des Bergs, in der Nähe des Meeres, wie denn überhaupt eine große Menge von Höhlen an den Abhängen sich finden. Die Aussicht, welche man von der Terraffe des Klosters aus nach dem nordwärts hinziehenden Gestade gegen Akka hin genießt, ist eine großartige. — Auch der Prophet Elisa hat sich auf dem Carmel aufgehalten, wo ihn die Sunamitin aufsuchte (2. Kön. 2, 25. 4, 25). In heidnischer Zeit war der Carmel der Sitz eines Orakels gewesen. Nach Sueton hat Vespasian auf dem Berg Opfer dargebracht, wobei ihm die Priester prophezeiet haben, daß er Kaiser werden würde. Nach Tacitus ward hier die Gottheit ohne Bild und Tempel, mit einem bloßen Altar als Heiligthum, verehrt.

Allerlei Zustände im Reiche des Schah von Persien.

II.

Betrug und Bestechung sind tief bei den Persern eingewurzelt, und hierin liegt der eigentliche Grund, weshalb kein nützliches Unternehmen gelingt. Es ist ein Glaubensartikel, daß Betrügen, Lügen und Bestechen erlaubt, ja ein verdienstvolles Werk sei. Jeder Diener lehnt einen regelmäßigen Lohn ab, und zieht die Gelegenheit vor, seinen Herrn täglich um zehn oder mehr Kérans zu betrügen. Selbst einen Lohn von 30 Kérans monatlich wird er zurückweisen, wenn er die Möglichkeit zum Betrügen behält. Geht das nicht an, dann bittet er um einen Backschisch (Geschenk), und er ist ärgerlich, falls man ihm solch ein Trinkgeld verweigert. Wenn man auf der Straße Jemanden anredet, etwa nach dem Wege fragt, so will er für seine Antwort bezahlt sein. Ich kann versichern, daß dies ohne Ausnahme der Fall ist; hier ein Beispiel: Ein Hauptmann erhält den Auftrag, in einem bestimmten Bezirk eine Compagnie Soldaten auszuheben. Der Eintritt in den Dienst soll angeblich ein freiwilliger sein. Der Mann beginnt nun sein Ge-

schäft damit, daß er die Kaufleute, Händler und andere wohlhabende Leute zusammenruft. Er fordert sie im Namen des Schah auf, als Soldaten Dienst zu nehmen. Sie lehnen selbstverständlich den Eintritt ab, worauf ihnen der Hauptmann erwiedert: „Zehn Tomans müssen für jeden Soldaten gezahlt werden, welcher wünscht von dem Dienst frei zu bleiben. Jeder gebe daher die zehn Tomans oder ich muß alle in die Liste eintragen."

Sie zahlen das Geld und er giebt sie frei.

Hierauf läßt er die weniger Bemittelten vorfordern, und erpreßt in gleicher Weise von jedem fünf Tomans. So wird das Geschäft fortgesetzt, und endet erst, wenn er von Jedem, der geben kann, wenigstens einige Kérans erhalten hat. Das arme Volk, welches nicht zahlen kann, wird gezwungen in den Dienst zu treten. Aus ihm allein wird die Compagnie gebildet. Der Capitän hat seine Taschen gefüllt und kehrt zurück. Der Major seines Regimentes fragt ihn privatim, wie viel Geld er gemacht habe. Der Capitän schwört bei allem, was heilig ist, das Volk in dem District sei ganz arm und die Soldaten seien freiwillig eingetreten. Der Major lacht und sagt ihm mit ernster Miene, daß auch er einst Capitän gewesen sei und eine Compagnie ausgehoben habe, somit wisse wie gewinnreich das Geschäft sei. Mit einem Wort, er glaubt der Versicherung des Capitäns nicht, und bedroht ihn mit allem Möglichen, wenn er nicht die Wahrheit sage. Der Capitän, welcher nicht die volle Wahrheit gestehen mag, antwortet: „Ich habe im Ganzen 50 Tomans mitgebracht." Durch dieses Zugeständniß ist der Major in keiner Weise befriedigt; er wird heftig und schwört, daß er, wenn ihm nicht wenigstens 200 Tomans als der ihm gebührende Antheil gezahlt werden, den Capitän festhalten werde. Der Schluß ist: er bekommt seine 200 Tomans und der Capitän ist froh, mit diesem geringen Opfer die Sache erledigt zu haben. Nun läßt der Oberst den Major rufen. Nachdem die üblichen Artigkeiten und Schmeicheleien ausgetauscht sind, fragt der Oberst den Major, wie viel er von dem Capitän, welcher die Compagnie ausgehoben, erhalten habe? Der Major erwidert mit betrübtem Gesicht, es sei bei dem Geschäft nicht viel gewonnen worden. Es habe ihm schon große Schwierigkeit gemacht, von dem Capitän 20 Tomans zu erhalten. Der alte Oberst wird verstimmt. Er ist auch einst Capitän gewesen, und hat eine Compagnie ausgehoben. Er läßt den Capitän kommen und befragt ihn. Da es sich um sein eigenes Interesse handelt, so sagt dieser zum ersten Male in seinem Leben die Wahrheit: „Ich habe dem Major 200 Tomans gegeben." Der Major und der Capitän werden confrontirt; der Major verbleibt bei seiner Behauptung und schilt den Capitän einen Lügner. Die beiden Offiziere gerathen in einen leichten Streit, in welchem jeder den Andern der Lüge beschuldigt. Der Oberst, welcher aus eigener Erfahrung weiß, daß es unmöglich ist die Wahrheit zu ermitteln, erklärt schließlich, daß, wenn der Major 50 Tomans zahle, die Sache abgemacht sei. Aus Hochachtung gegen den Obersten zieht dieser 50 Tomans aus seiner Tasche hervor, die er schon vorher in Voraussicht dessen, was kommen werde, zu sich gesteckt hatte. Hiermit aber ist die Angelegenheit noch nicht zu Ende. Der Oberst muß den General, der General den Höchstcommandirenden befriedigen. Bei jeder Verhandlung wird gelogen, geschworen und gescholten. Immer wenn ein Capitän eine Compagnie auszuheben hat, wird in gleicher Weise dasselbe Stück abgespielt. Stets behält der Capitän mehr als der Major, dieser mehr als der Oberst und so weiter fort, man muß aber in Betracht ziehen, daß der Capitän nur ein Mal Gewinn macht, während die höheren Offiziere bei jeder von den ihnen untergeordneten Offizieren ausgeführten Aushebung ihren Antheil bekommen.

Nicht bloß auf einzelne Theile der Verwaltung, auch nicht auf einzelne Erwerbszweige ist der Betrug und die Bestechung beschränkt. All und Jeder hat zu leiden aber Jeder betrügt den Andern. Hier nur eine Thatsache. Der Armenier Schangir Chan stand als General im Dienst und in der Gunst des Schah. Ihm wurde die Verwaltung des Arsenals anvertraut. Er war ein thatkräftiger Mann und machte den Vorschlag, Maschinen aufzustellen, eine Spinnerei, eine Buchdruckerei und ähnliche Werke einzurichten. Der Schah gab seine Zustimmung. Die Maschinen und Werkzeuge wurden in Europa bestellt, ein großes Fabrikgebäude im europäischen Stil errichtet, die Maschinen aufgestellt und die Arbeit beginnt. Obgleich die Gegenstände, welche die Fabrik lieferte, von geringer Beschaffenheit waren, so berechneten sich die Productionskosten doch doppelt so hoch, als der Preis, für welchen man sie aus Europa beziehen konnte. Der Grund war: Alle ohne Ausnahme von dem höchsten Beamten bis zu dem untersten Arbeiter hinab betrogen den Schah. Es ist nicht nöthig anzugeben, in welcher Weise der Betrug ausgeführt wurde, es genügt mitzutheilen, daß der Schah als er einen Einblick in die Dinge bekam, sehr zornig wurde. Er befahl, die Maschinen in einem dem Staate gehörigen Gebäude aufzustellen und die Vorräthe dorthin zu schaffen. Die Leute aber, welche mit diesem Geschäft beauftragt waren, hatten von dem Maschinenwesen nicht die allergeringste Kenntniß. Sie verstanden es nicht die Maschinen auseinanderzunehmen. Man zerschlug sie einfach mit einem schweren Hammer und brachte sie in Stücken zur Stadt. Der General, welcher das Arsenal unter seiner Verwaltung gehabt hatte, wurde nun seines Dienstes entlassen. Der Schah befahl weiter, daß derselbe die sämmtlichen Kosten und den ganzen Werth der zerstörten Maschinen und aller Geräthschaften, welche angeschafft worden wären, ersetzen, ihm aber das gesammte Material belassen werden solle. Der Unglückliche verkauft jetzt dieses als altes Eisen. Die Summe, welche er zahlen soll, ist enorm. Für die Spinnmaschinen allein beträgt sie gegen eine halbe Million Thaler. Die Buchdruckerpresse ist nicht zerstört worden.

Von jetzt ab soll ohne die ausdrückliche Genehmigung des Schah nichts mehr für das Arsenal angekauft werden, und diese Genehmigung wird nur für das absolut Nothwendige und dann auch nur nach genauester Prüfung ertheilt.

Dieselben Schwierigkeiten, die der Schah bei der Verwaltung des Arsenals gefunden hat, stellen sich ihm auch bei der Beschaffung der Kleidung für die Soldaten entgegen. Der Intendant betrügt den Staat dadurch, daß er Stoffe geringerer Güte ankauft, aber den Preis für werthvolleres Material in Rechnung bringt. Alle seine Beamten lassen sich von den Kaufleuten, mit denen sie in Handel treten, Commissionsgebühren zahlen; der Thorwächter verlangt ein Geschenk, ehe er das Thor öffnet, ebenso der Diener, ehe er den Kaufmann bei seinem Herrn einführt, überhaupt muß jeder, welcher irgend bei den Verhandlungen, wenn auch nur in ganz untergeordneter Weise, mitzuwirken hat, etwas verdienen, soll das Geschäft überhaupt zum Abschluß kommen. Bei Ausführung desselben sucht nun wiederum der Tuchhändler, der Zuschneider, der Kleidermacher ꝛc. seinen Schnitt zu machen — immer auf Kosten des Staats; der arme Soldat dagegen bekommt kaum das Nöthigste und Alles was er erhält von geringer Beschaffenheit. Häufig muß er statt neuer Uniformen alte abgetragene nehmen.

Es ist daher kein Wunder, wenn der Mensch, welcher zu

schlecht gelohnt und zu schlecht gekleidet wird, raubt und stiehlt. Er thut es, weil er muß, und thut es, wo er irgend Gelegenheit findet. Immer geschieht es auf Kosten der Landbevölkerung, die unter diesem Druck furchtbar leidet. Dessen ungeachtet ist es ersichtlich, daß sich die Zustände allmälig bessern.

Streifzüge im südlichen Norwegen.

Von **Dr. David Brauns.**

V.

In Stavanger.

Stavanger ist eine wohlhabende Handelsstadt von 15,000 bis 20,000 Einwohnern, weit ältern Datums als Christiansand; sie muß schon im elften Jahrhundert existirt und einige Bedeutung gehabt haben. Sie liegt auf einem weit nach Westen sich dehnenden abgeflachten Vorsprunge der Küste zwischen niedrigen Holmen. Das Gestein, auf dem sie ruht, ist fast durchweg ein schöner grüner Chloritschiefer, der von schwarzem Glimmerschiefer und Gneis umgrenzt ist. Die Meeresproducte sind fast die nämlichen, wie in Christiansand; doch überwogen hier noch mehr die dorschartigen Fische. Neben den schon genannten ist namentlich der Sei (Gadus virens L.) zu nennen, der an der ganzen Westküste eine große Rolle spielt. Die Brut dieses wie anderer Fische derselben Familie ist unter dem Namen Mort ein beliebtes Nahrungsmittel der Aermeren; sie wird bis in den Hafen in großer Zahl gefangen. Neben dem Lachs constatirten wir hier die Seeforelle oder Sö-örret (Trutta trutta L.), welche kleiner ist, aber ganz die Lebensgewohnheiten des Lachses zu theilen scheint. Die Auster ist nicht selten; von sonstigen Seeproducten fiel mir die isländische Venusmuschel auf (Cyprina islandica L.), die übrigens, da sie vom hohen Norden bis zur Ostsee reicht, gerade an der norwegischen Westküste den Mittelpunkt ihrer Verbreitung zu haben scheint. Sonstige Muschelarten, Astarten u. s. w., haben schon wegen ihrer geringern Größe keine praktische Bedeutung.

Die Witterungsverhältnisse sind in Stavanger denen unserer Nordseeküsten analog, während sie östlich sich denen des baltischen Beckens nähern. Der Seewind, der in Stavanger Regen bringt, ist im Sätersdal oft schon regenfrei. Im Zusammenhange damit steht, daß die östlicheren Gegenden öfter schon einen tiefern Farbenhauch zeigen, die Westküste dagegen vorwiegend Töne von geringer Intensität hat. Die Lichter sind oft eigenthümlich schwefelgelb, was den diabolischen Charakter wilder Felspartien noch erhöht, die Schatten hellgrau, die Ferne ist matt; die Localtöne, das saftige Grün des Rasens, der bunte Anstrich der Häuser, die schwärzlichen Felsen, die dunkelgrüne See, erscheinen in der Nähe um so greller und unvermittelt. Für Manche scheint hierin ein besonderer Reiz zu liegen; doch möchte ich denselben mehr der Neuheit zuschreiben, als diesen Farbenmangel wahrhaft schön nennen.

Der Golfstrom berührt Stavanger weit weniger als das nördlichere Bergen. Die Ebbe und Fluth ist nur sehr gering; viele Einwohner behaupteten, sie sei hier wie dies in Christiansand in der That der Fall, gleich Null, doch beweisen die Strömungen zwischen den Holmen der Außenküste, daß sie jedenfalls nicht ganz fehlt.

Die Stadt Stavanger, welche Rhederei, Fischfang, Handel nach dem Süden u. s. w. treibt, hat eine der wenigen alten Steinkirchen in Norwegen, die wohlerhaltene Domkirche. Schon im Jahre 1128 wurde der Bau derselben durch den Bischof Reinald, einen Engländer, im edelsten englisch-romanischen Stile — in der Weise von Wincheſter, Stoneleigh — mit englischen Werkleuten begonnen und dem Sanct Svithun, der 837 bis 862 in Wincheſter Bischof war, geweiht. Nach den Urkunden scheint der Bau 1175 vollendet gewesen zu sein; in diesem Jahre fand eine neue Schenkung durch den König Magnus Erlingsſön statt, die dem Anscheine nach die Parteistellung des Bisthums gegen die „Birkenbeine“ entschied. Wenigstens sehen wir auch nach der Erhebung des König Sverre, des Birkenbeinkönigs, dem es gelang, eine neue Dynastie zu gründen, die Stadt und Kirche Stavanger mehrmals — 1205 und 1207 — als Schauplatz erfolgreicher Ueberfälle der „Bagler“, der Krummstäbler oder Bischöflichen, gegen Verwandte des Kong Sverre. Im Jahre 1250 bestätigte jedoch König Hakon Hakonsſön, der Alte genannt, die Schenkung an den ihm befreundeten Bischof Askells. Bekanntlich bahnte die längere Regierung dieses Königs ruhigere Zustände in Norwegen an. Im Jahre 1272 wurde indessen die Stadt und Kirche von Stavanger von einem großen Brande heimgesucht, und ist in den Jahren 1272 bis 1290 ein Theil des Domes ganz neu und zwar in gothischem Stile aufgeführt, nachdem 1275 und 1287 durch Ablaßversprechungen u. s. w. die erforderlichen Geldspenden eingetrieben waren. Der ältere Theil, der westliche, ist jedoch immer noch der größere.

Die Gegend um die Kirche und um den an der Vaage belegenen Markt — mit verziertem Brunnen — ist die freundlichste der Stadt, mit Gartenanlagen, theilweise mit großen schönen Bäumen versehen; am Markte sah ich einige massive Häuser, während deren Mehrzahl nach norwegischer Art aus Holz mit Bretterverschalung ausgeführt ist.

Als zweite Merkwürdigkeit der Stadt nahmen wir Herrn Hanson's Anstalt für künstliche Fischzucht in Augenschein. Obwohl aus rohen Steinen erbaut, bietet das Wohnhaus doch im Innern das nämliche Bild der Behaglichkeit dar, das man im Norden für ein Monopol der Holzhäuser anzusehen pflegt. Allerdings ward dieser comfortable Eindruck sehr durch die schönen geschnitzten Möbel, meist aus der Renaissancezeit und in gutem Geschmacke, und durch andere Alterthümer und Merkwürdigkeiten des Landes, die hier aufgestellt waren, erhöht. Die Fischzüchtungsanstalt ist musterhaft. Das reinste, kälteste Bergwasser fließt durch die Brutkästen, in denen der Laich sich entwickelt, über reinen Sand dahin; die Ernährung der lachsartigen Fische geschieht von Anfang an mittelst gekochten und fein gehackten Fleisches; Herr Hanson widerlegte ausdrücklich die Angabe mancher Fischzüchter,

daß die Forelle in frühester Jugend sich nicht künstlich ernähren lasse oder doch ausschließlich der Insectennahrung bedürfe. Die Teiche waren sehr einfach angelegt, mit einzelnen Wasserpflanzen, deren Blätter Schatten geben — Nymphäen, Nuphar, Froschbiß — bestanden und der Reinlichkeit halber mit Fütterungsbrettern, einige Fuß unter der Wasseroberfläche, versehen, damit man etwa zu stark angehäufte Reste von Fleisch bequem entfernen kann. In diesen Teichen erlangt die Bachforelle in vier Jahren ein Gewicht von 8 bis 9 Mark norwegisch oder über 4 Pfund. Versuchsweise züchtet Herr Hanson Bastarde vom Salmling (Salmo alpinus L.) und der Bachforelle, welche besonders schmackhaft sind, sich nicht fortpflanzen — unter 300 Stück fand man ein fortpflanzungsfähiges — und in vier Jahren ein Gewicht von 12 Mark oder 6 Pfund erreichen. Die norwegische Regierung unterstützt Herrn Hanson, der dagegen jedem Norweger seine Resultate mitzutheilen und Anleitung zu geben hat; doch ist, so wünschenswerth dies immerhin bei der jetzt schon merkbaren Abnahme der Süßwasserfische wäre, noch kein wirklich befriedigendes Resultat im Großen erzielt worden. Herr Hanson beklagte ebenso, und gewiß mit Recht, daß seine umfassenden, auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Versuche der Austerzüchtung, für welche sich die Südwestküste Norwegens seiner Ansicht nach vorzüglich eignet, noch keinen Anklang gefunden hätten.

In dem behaglichen Gasthause der Jomfrue Jespersen erholten wir uns rasch von den Strapazen der Reise. Dieses Haus wird fast ausschließlich von deutschen Handlungsreisenden besucht, die sich überall comfortabel einzurichten wissen. Sie bilden hauptsächlich die Vertreter des deutschen Elementes in Norwegen, und wir constatirten mit großer Genugthuung, daß die wackeren und gebildeten Männer, die wir dort kennen lernten, sich der Aufgabe, ihr Vaterland in würdiger und Achtung gebietender Weise zu repräsentiren, wohl bewußt waren.

Bei schönstem Wetter am 20. August verließen wir Stavanger wieder, und fuhren mit einem Segelboote über den Fiord nach Ton, wo eine überraschend schöne Landschaft an einem größern, ziemlich dicht am Meere liegenden Bergsee sich dem Blicke bot.

Die Hoffnung auf Fortdauer des guten Wetters ging diesmal nicht in Erfüllung. Am Abend zeigten sich drohende Wolken über der See, und in der Nacht wüthete ein Gewitter. Am Morgen konnten wir uns noch auf das Dampfschiff begeben, welches von Stavanger aus die Hauptfiorde befährt, und bei Ton anhält, allein nach Besichtigung der nordöstlichen Fiorde war es uns kaum möglich Nachmittags in Sande im Fiord gleichen Namens zu landen.

Der Sturm dauerte fort, als wir der Suledals-Elv entlang dem Suledals-Vand zufuhren, prachtvolle Wasserfälle des mächtigen Stroms zu unseren Füßen, während ebenso imposante Sturzbäche beiderseits von den Felsen herunterbrausten. Trotz der wildromantischen Form der Berge war das Thal etwas offener, als die, welche wir bisher gesehen. Am See waren wir genöthigt, auf einem kleinen Ruderboote weiter zu fahren, das uns unter strömendem Regen auf den stürmisch bewegten Wellen sehr unangenehm schaukelte und nicht selten mit dem Wasser des Sees in unwillkommene Berührung brachte.

Die Dunkelheit brach herein, und noch immer erschien die Stelle nicht, an welcher das Gehöft eines Storthingmannes, Kolbenthveit, liegen sollte, die einzige Möglichkeit, aus der Erstarrung durch Kälte und Nässe und aus der unbehaglichen Situation in dem Boote, das sich gleich der Mehrzahl seines Gleichen als leck erwies, herauszukommen.

Endlich gelangten wir unter das Dach des Boothauses am Gestade des Sees und sahen über uns das stattliche Gehöft, aber in tiefer Dunkelheit. Der Herr desselben sei verreist, die Frau jedoch zu Hause, hatten uns die Bootsleute gesagt; immerhin geschah es nicht ohne Besorgniß, als wir eintraten und um Obdach baten. Allein die norwegische Gastfreiheit bewährte sich auch hier. Ein prasselndes Feuer, ein Lammbraten, ein Glas Toddy — heißes Wasser mit Cognac — und, was wir vor Allem schätzten, ein behagliches und ausnahmsweise einmal genügend langes Culturbett vereinten sich, uns alle Strapazen vergessen zu machen.

Die ringsumher rauschenden Wasserfälle weckten uns früh am andern Morgen und wir nahmen von der freundlichen Wirthin Abschied, deren Mann als Commissär des Storthing beim Fischfange im hohen Norden fungirte, übrigens dem Vernehmen nach stets bereit war, Reisende gegen geringe Vergütung zu beherbergen. Wir waren hier wieder ganz im Gebirge. Die vereinzelten Gehöfte am See haben fast keine Verbindung, als über das Wasser. Um weiter zu kommen, mußten wir, was am Abend vorher ganz unmöglich gewesen wäre, auf dem freiern Theile des Suledals-Vand, der noch stürmisch bewegt war, fünf Stunden lang zwischen den steilen Uferfelsen hinfahren, kamten am Ende der Fahrt erst auf den andern Morgen Packpferde bekommen und hatten alsdann, nach Uebersteigung eines seitlichen Passes, der uns wieder einmal in die baumlose Region hinauf führte, den — übrigens in den Suledals-See abströmenden — Nölldals-Vand vor uns. Eine fernere ziemlich lange Bootsfahrt und ein beschwerlicher Marsch über angeschwollene Bäche und Wildwasser brachte uns endlich unter das gastliche Dach des Lensmandes Juve zu Nölldal, das uns vor dem endlosen Regenwetter Schutz gewährte.

Die Leute im Stavanger-Amte, dessen Grenze wir erst am Nölldal-See erreichten, waren im Ganzen willig und gutmüthig, doch — wie ich schon andeutete — weit weniger aufgeweckt, als die Sätersdaler, auch wohl weniger treuherzig. Ihr Eigennutz zeigte sich, vielleicht theilweise in Folge der Nähe der Touristenstraße, in kleinlicherer, schärferer Weise. Der, allerdings lästigen, gesetzlichen Verpflichtung, Postpferde zu der geringen Taxe zu stellen, suchten sich die Skydskaffer durch Vorwände und Lügen zu entziehen und durch Privatabkommen höhere Preise zu erpressen, ein Verfahren, das in Sätersdal nie versucht wurde. Während dort die Mädchen mit Stolz erzählten, daß sie die zahlreich umherstreifenden Aufkäufer von Frauenhaaren abgewiesen hätten, waren hier die Bauerntöchter ohne Weiteres bereit, ihre blonden Zöpfe gegen Bezahlung herzugeben, und enttäuscht, wenn wir, obgleich „Deutsche", uns doch mit diesem Handel nicht befassen wollten.

Die Tracht ist der des nördlich angrenzenden Hardangergebietes ähnlich, jedoch einfacher und minder reich. Die Mieder sind dunkel, ohne Zierrath, die Hauben schließen, übrigens in ganz kleidsamer Weise, sich dem Kopfe an; die Männer haben dunkele Jacken und Hosen gewöhnlichen Schnittes. In Nölldal sahen wir zuerst die rothen mit Schnüren versehenen Mieder, den reichen Silberschmuck, die umfangreichen Hauben des Bergenhus-Amtes; die Männertracht blieb im Wesentlichen die nämliche. Obgleich übrigens im Bergenhus-Amte und namentlich auch schon in dessen südlichen Theile, dem Hardangerlande, das nationale Element sich etwas hebt, der Wohlstand, z. B. der Viehstand, größer ist, so ist doch ebenso wie in Gegenden nächst Stavanger die Bildung der Gesichtszüge weniger edel, als im Innenlande, und manche Individuen lassen eine Beimischung finnischen Blutes nicht für unwahrscheinlich halten.

Peter v. Uslar und die kaukasischen Forschungen.

Am 20. Juni dieses Jahres ist auf seinem Familiengute Kurowo im Gouvernement Twer ein Mann gestorben, der um die Erforschung der Sprachen des Kaukasus sich hohe Verdienste erworben hat. Peter von Uslar hat es neben Anton Schiefner verstanden Klarheit in das Gewirr der Sprachen jenes Gebietes zu bringen, und auch der Ethnograph wird ihm stets dafür dankbar sein, da am Kaukasus gerade die Sprache noch der beste Führer im dortigen Völkergewirr ist. Auf Grund eines Aufsatzes in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung“ vom 19. October 1873 geben wir die nachstehenden Mittheilungen über Uslar und die kaukasischen Forschungen.

Seit den durch die Reisen Güldenstädt's und Klaproth's im Kaukasus bekannt gewordenen Wörtersammlungen dortiger Sprachen war lange nichts für die kaukasische Sprachforschung geschehen, als in den Jahren 1843 bis 1845 G. Rosen seine hochverdienstlichen Arbeiten über die Sprache der Lazen (11. November 1843), Osseten (1. October 1844), Mingrelen, Suanen und Abchasen (31. Januar 1845) der Berliner Akademie vorlegte, welche dieselben in ihre Abhandlungen aufnahm. Sie gaben Bopp Veranlassung zu verschiedenen kleineren Berichten in den Jahrgängen 1843 bis 1846 der Monatsberichte der Akademie, sowie zu einer größern Abhandlung „über das Georgische in sprachverwandtschaftlicher Beziehung“, in der es ihm gelang, die Vermittelung der vier erstgenannten Sprachen mit den indogermanischen Sprachen nachzuweisen. Es war ihm leider damals Sjögren's „ossetische Sprachlehre“, durch welche Rosen's Arbeit weit überholt wird, noch nicht zugänglich. Für das Abchasische hatte schon Güldenstädt die Verwandtschaft mit dem Tscherkessischen angenommen, und Rosen schloß sich dieser Meinung an. Sein Aufenthalt an Ort und Stelle war indeß ein zu kurzer, auch konnte er sich, wie es scheint, nur vermittelst des Türkischen mit den Eingeborenen verständigen, es entgingen ihm daher manche wesentliche Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache. — Der Erste, welcher für ein Glied der sogenannten mizdshegischen oder khistischen Sprachen des kaukasischen Berglandes, Daghestans, eine genaue sprachliche Analyse lieferte, war Anton Schiefner (geb. 18. Juli 1818 in Reval). Schon in den Bülletins der Petersburger Akademie vom Juni 1854 hatte er „eine kurze Charakteristik der Thusch-Sprache“ erscheinen lassen, welcher 1856 sein „Versuch über die Thusch-Sprache oder die khistische Mundart in Thuschetien“ folgte, eine ungemein mühselige, mit der saubersten Sorgsamkeit gefertigte Arbeit, die aus dem Rohen herausgearbeitet als Muster für alle folgenden Arbeiten auf diesem Gebiete gedient hat. Das Material dazu ward dem Verfasser theils durch die handschriftlichen Aufzeichnungen eines geborenen Thuschen, des Geistlichen Hiob Ziskarow, welchen Brosset von seiner kaukasischen Reise mitgebracht hatte, theils durch mündlichen Verkehr mit dem jüngern Bruder desselben, Georg Ziskarow, der an der geistlichen Akademie in Petersburg studirte, leider aber bald starb. Das Thusch ergab sich hiernach als eine ungemein rauhe, vocalarme, aber consonantenreiche Sprache. Neun Zischlaute und acht Kehllaute sind ihr eigen, und der heisere Kehlhauch h findet sich außerdem noch vielfach in Verbindung mit vorhergehenden Consonanten, ja sogar mit folgendem l in so inniger Verbindung, daß Schiefner dafür ein eigenes Zeichen $\frac{l}{x}$ hat erfinden müssen. Die Declination der Nomina ist überaus reich an Casusformen, deren es vierzehn giebt. Das Geschlecht eines Nomens kann in der Regel nur durch die damit verbundenen Wörter erkannt werden, welche ihre Beziehung dazu durch eine Veränderung ihres eigenen Anlauts und zwar in mehrfacher Weise ausdrücken. — Im Jahre 1862 erschienen zwei fernere Arbeiten Schiefner's über das Awarische (gelesen 5. September 1862) und über die Sprache der Uden (gelesen 12. December 1862). Das Material zu der erstern verdankte er zunächst dem damals bei dem Statthalter Kaukasiens angestellten Hofrath Adolph Berger (jetzt Bergé genannt), welcher während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Transkaukasien sich mit Eifer dem Studium der Geschichte und Ethnographie jener Gegenden hingegeben hatte und ihm einen selbstverfaßten kurzen Entwurf zu einer awarischen Sprachlehre, ein russisch-awarisches Wörterbüchlein und verschiedene Sprachproben, darunter namentlich drei ins Awarische übersetzte Koran-Suren (Sure 1, 88 und 99) und zwei Thierfabeln zur Disposition stellte. Diese Uebersetzungen stammten aus Chanfug, dem Mittelpunkt awarischer Zunge, und waren von dem greisen Lehrer Schamil's, Latschinilau, entweder selbst verfaßt oder doch revidirt worden. Dieses Material ging Schiefner theils mit Berger selbst durch, theils mit einigen im Gefolge des Kaisers dienenden awarischen Junkern, die ihm noch manche weitere dankenswerthe Zuthat lieferten. Die Arbeit über die Sprache der Uden beruht hauptsächlich auf den Sammlungen resp. dem handschriftlichen Nachlaß des Lehrers an der Kreisschule zu Nucha, Georg Beshanow († 1859), der theils eine Sammlung udischer Lieder veranstaltete, sowie mehrere Uebersetzungen ins Udische verfaßte, theils ein die Buchstaben A bis O umfassendes russisch-udisches Wörterbuch sowie Declinations- und Conjugations-Paradigmen zusammengestellt hatte. Dazu traten noch verschiedene Hülfsmittel, ein schon von Sjögren während seines Aufenthalts in Tiflis (1835) mit Hülfe eines im geistlichen Seminar befindlichen Uden angelegtes Vocabular, ein Verzeichniß von 325 udischen Wörtern, welches im Jahre 1852 die kaukasische Abtheilung der geographischen Gesellschaft von dem damaligen Exarchen von Georgien, Isidor, erhalten hatte, eine Verification des Beshanow'schen Materials, welche Hofrath Berger im Herbst 1861 auf einer Reise zu den Uden angestellt hatte, endlich die Sammlungen des Friedensrichters M. Kovalensky, der sich in den Jahren 1853 bis 1854 in mündlichem und brieflichem Verkehr mit G. Beshanow speciell mit Erforschung des Udischen beschäftigt hatte; doch gelang es Schiefner nicht, selbst einen eingeborenen Uden zu Rathe zu ziehen und von ihm die udischen Laute unmittelbar gesprochen zu hören.

Alles bis dahin durch Erforschung an Ort und Stelle Gewonnene wird nun aber an Reichhaltigkeit und Fülle wie an sorgsamer Aufzeichnung und Verarbeitung des Materials weit übertroffen durch die Arbeiten des Barons Peter von Uslar. Und das von demselben Geleistete ist in der That, besonders auch in Anbetracht der Verhältnisse des hochverdienten Mannes, außerordentlich zu nennen. Baron Uslar war nämlich sowohl ein hochstehender Militär als ein ausgezeichneter Sprachforscher, eine Vereinigung von Eigenschaften, die im Ganzen denn doch sehr zu den Seltenheiten gehört. Geboren am 2. September 1816 auf dem väterlichen Gute Kurowo unweit Wyshnij Wolotschok im Gouvernement Twer und zwar als Abkömmling des sächsischen Zweiges der ur-

sprünglich hannoverschen Familie (sein Großvater trat im Jahre 1765 in russische Dienste), machte er seine Gymnasialstudien in St. Petersburg in dem 1823 daselbst gestifteten und damals unter der Leitung des braven und tüchtigen Directors Schneider stehenden dritten Gymnasiums durch, begab sich aber nach Absolvirung derselben (1833) nicht auf die Universität, sondern trat in den Militärdienst, zunächst in die Militäringenieurschule und 1834 in die Militärakademie des Generalstabs über; er war zuletzt Generalmajor von der Suite des Kaisers. In den Jahren 1847 bis 1853 lieferte er militärisch-statistische Beschreibungen der Gouvernements Twer 1847 (in Gemeinschaft mit dem Stabscapitän Münster), Wologda 1851, Eriwan 1853, welche, um mit den Worten der „Nordischen Presse“ Nr. 75 vom 2. April 1873 zu reden (von wo diese und einige der folgenden Angaben hier entlehnt sind), „einzig in ihrer Art dastehen“. Darnach mit der ethnographischen Beschreibung des Kaukasus beauftragt, hielt er es für die erste Pflicht seines neuen Berufes, sich eine möglichst genaue Kenntniß der Sprachen der verschiedenen Völker des Kaukasus und namentlich Daghestans zu verschaffen. Er erkannte gar bald, daß in diesen Sprachen sowohl lautliche als grammatische Eigenthümlichkeiten ganz besonderer Art vorhanden seien. Um die Laute gehörig zu unterscheiden und richtig aufzufassen genügte es nicht, mit an das Russische, Deutsche, Französische und Englische gewöhnten Ohren hinzuhorchen, da in diesen Gebirgssprachen Lautnüancen vorhanden sind, welche ein europäisches Ohr nicht mehr unterscheiden kann. In Folge dessen suchte er die Ohren der Eingeborenen selbst zu diesem Zwecke zu benutzen; diese mußten entscheiden, welche Nüance eines gewissen Lautes in einem bestimmten Falle vorläge. Er entwarf eine Art Musterkarte, indem er für jeden Laut ein besonders häufig vorkommendes Wort auswählte und dieses immer zum Vergleich heranzog, wenn derselbe oder ein ähnlicher Laut vorkam, z. B. für die verschiedenen c-Laute im Abchasischen, acá der Speicher, áća die Vogelkirsche, a̧ der Boden, a̧ća die Laus, ac̃ der Ochse, a̧c̃a der Apfel. Seine Stellung gab ihm zu diesen seinen Untersuchungen die trefflichste Gelegenheit. Er verkehrte mit den Eingeborenen der verschiedenen Gegenden Daghestans einfach in der Weise, daß er dieselben nach seinem Wohnsitz Temir-Chan-Schurá (an der Ostseite des Kaukasus, nahe dem Kaspischen Meere) kommen ließ und dort mit ihnen vom Morgen bis zum Abend unausgesetzt arbeitete. Seitdem seine glückliche Ehe nach nur $1^1/_2$jähriger Dauer durch den Tod getrennt ward, kannte er eben nur noch den Genuß, den die Arbeit gewährt. Er autographirte alle seine Entwürfe und ließ sie dann lithographisch, obschon in nur sehr geringer Anzahl von Exemplaren, abziehen. Und welchen Umfang haben dieselben! Seine Arbeit über das Abchasische (1862) umfaßt 302 lithographirte Quartseiten. „Demnächst wandte er sich dem Tschetschenzischen zu, welche Arbeit 416 Quartseiten umfaßt, dann dem Awarischen, worüber er 1866 einen Quartband von 699 Seiten niederschrieb — dem Kasi-Kumükischen, welches er die Lak-Sprache nennt, und über das ein Quartband von 597 Seiten vorliegt —, dann den akusha-chaidakischen Mundarten, von denen er die hürkilinische oder Hürkan-Mundart besonders in einem Quartbande von 670 Seiten behandelte, worauf er an die Sprache der Küriner ging, welcher er im Jahre 1872 einen Quartband von 850 Seiten widmete. Zuletzt hatte er sich das Tabesseranische zum Gegenstande seiner Untersuchungen gewählt.“ Alle diese Arbeiten sandte er zur Beurtheilung an die Petersburger Akademie ein, welche auch bereits 1864 die beiden Arbeiten über das Abchasische und das Tschetschenzische mit einem Demidow'schen Preise krönte, und ihn 1868 an Schleicher's Stelle zum Correspondenten für Linguistik ernannte.

Aber freilich — Alexander hat keinen Homer gefunden! — so trefflich diese Uslar'schen Arbeiten auch sind, sie würden der gelehrten Welt fast gänzlich unbekannt geblieben sein, denn sie sind sämmtlich in russischer Sprache geschrieben, wenn sie nicht in Anton Schiefner einen Interpreten ersten Ranges gefunden hätten. Je seltener es sich trifft, daß sich zwei Gelehrte so vollständig in die Hände arbeiten, um so dankbarer müssen wir es begrüßen, daß der Fall hier in so ausgezeichneter Weise vorliegt. Wie es Schiefner's Abhandlung über das Thusch vornehmlich war, welche Uslar zu seinen Studien überhaupt veranlaßte, so hat Schiefner nun wiederum seinerseits, im Auftrage der Petersburger Akademie, die derselben vorgelegten Uslar'schen Arbeiten jedesmal durch eingehende Berichte resp. specielle Bearbeitung und Verwerthung des in ihnen enthaltenen Stoffes der Wissenschaft allgemein zugänglich gemacht. So erschienen von ihm in den Memoiren der Akademie folgende Abhandlungen in Quarto: im Jahre 1863 „Ausführlicher Bericht über des Generals Baron Peter von Uslar Abchasische Studien“, VIII u. 61 S., im Jahre 1864 „Tschetschenzische Studien“, VIII u. 71 S., im Jahre 1866 „Kasikumükische Studien“, VIII u. 136 S., im Jahre 1871 „Hürkanische Studien“, IV u. 200 S., im Jahre 1872 „Awarische Studien“, VIII u. 180 S., und eine Abhandlung über das „Küriniſche“. Außer Lautlehre, Flexionslehre und Syntax enthalten alle diese Arbeiten sowohl Texte mit Uebersetzung als überaus reichhaltige Wörterverzeichnisse, welche möglichst viel ethnographisch oder mythologisch Interessantes mittheilen, so daß namentlich in ihnen eine reiche Fundgrube für die kaukasische Ethnographie vorliegt. Noch ist die Zeit für eine vergleichende Bearbeitung dieser Sprachen selbst nicht recht gekommen, denn noch immer wird neues Material massenhaft zu Tage gefördert und muß zunächst erst eben an und für sich bewältigt werden. Dieselben sind daher einstweilen in ihrem gegenseitigen Zusammenhange sowohl, wie viel hierfür auch bereits geleistet ist, wie vor Allem in ihrer Stellung zu den übrigen Sprachen der Welt so ziemlich noch ein ungelöstes Räthsel, da sie eben bis jetzt zu keiner derselben irgendwie sich in ein verwandtschaftliches Verhältniß bringen lassen.

Abgesehen von der rein sprachlichen Bedeutung dieser Forschungen Uslar's haben dieselben im Uebrigen auch schon einige literar-geschichtlich höchst interessante Erscheinungen, in Gestalt von Aufzeichnungen aus dem Volksmunde insbesondere, zu Tage gefördert. Und zwar wird alles bisher schon hierüber Bekanntgewordene durch die von Schiefner in Text und deutscher Uebersetzung uns zugänglich gemachten Awarischen Texte (Petersburg 1873, L u. 113 S.) an allgemeiner Bedeutsamkeit weit übertroffen.

Es enthalten dieselben volksthümliche Märchen und Erzählungen, denen ein ungemein hohes Interesse beiwohnt. Zum Theil ist ihr Text bereits 1867 in Temir-Chan-Schurá in der von Baron Uslar für das Awarische angewandten Schrift gedruckt worden; die übrigen Stücke stammen aus handschriftlicher Quelle, theils ebenfalls von Baron Uslar, theils von dem bereits oben als Hofrath Berger erwähnten jetzigen Wirklichen Staatsrath Bergé. Auch eine russische Uebersetzung derselben ist stückweise in Temir-Chan-Schura 1867 bis 1868 resp. in Tiflis 1869 erschienen. Hier finden wir denn nun bei weitem mehr Zusammenhang mit der übrigen Welt, als man bei der so völlig abgeschlossenen Spracheigenthümlichkeit dieses Volksstammes hätte annehmen können. Und zwar werden wir hier geradezu mitten hinein in die sonstige orientalische Märchen- und Zauberwelt versetzt, obschon dieselbe allerdings theilweise doch auch wieder

ein sehr fremdartiges Gepräge trägt. Schiefner hat es daher auch, um allen denen, welche die Forschungen über das Stoffliche der Märchen interessiren, zu dienen, für zweckmäßig gehalten, den auf diesem Gebiete ausgezeichnet orientirten Forscher Dr. Reinh. Köhler in Weimar zu einer übersichtlichen Zusammenstellung der entsprechenden Parallelen zu den einzelnen Märchen aufzufordern, und enthalten die Seiten IV bis XXVI des Vorworts die darauf bezüglichen trefflichen Bemerkungen desselben. Es war anfänglich Schiefner's Absicht, aus den russischen und ungarischen Märchensammlungen, welche Dr. Köhler weniger zugänglich sind, Ergänzungen dazu beizubringen; aus Mangel an Zeit mußte er indeß davon abstehen, hat aber dafür an Stelle dessen, wegen der überaus merkwürdigen Uebereinstimmung mit verschiedenen Zügen der awarischen Texte, ein indisches in den tibetischen Kandjur übergegangenes ausführliches Märchen mitgetheilt, die Geschichte nämlich „von dem Sohne des Pantschala-Königs und der Tochter des Kinnara-Königs" (S. XXVI bis XLV), welcher er dann auch noch die tibetische Fassung des Kuça-Dschâtaka anreiht (S. XLVI bis L), weil dieselbe eine weit ältere Gestalt hat, als die im Jahre 1871 durch Steele in englischer Uebersetzung veröffentlichte singhalesische Version.

Aus allen Erdtheilen.

Die Ranqueles-Indianer im Süden der argentinischen Pampas.

Diese Raubnomaden sind die gefährlichsten Feinde der Argentiner. Sie unternehmen nicht selten weite Streifzüge, plündern und rauben Vieh. Dr. Taiber, welcher sie genau kennt, hat in der vortrefflichen „La-Plata-Monatsschrift" nachstehende Schilderung entworfen.

Drei Kaziken, Mariano, Ramon und Baigorrita, theilen die Regierung unter sich. Mariano wird von Allen als der Erste anerkannt; er erbte die Häuptlingswürde des ganzen Stammes, als ältester Sohn seines Vaters Paine. Außer durch Ererbung kann die Herrschaft auch durch Abdankung des Kaziken zu Gunsten seines ältesten Sohnes auf diesen übertragen werden, wie es bei dem Kaziken Ramon, dessen Vater noch lebt, der Fall ist.

Die Gewalt des Häuptlings des Stammes der Ranqueles ist beschränkt; er kann nichts von Bedeutung für den Stamm ohne die Zuziehung sämmtlicher Unterhäuptlinge und überhaupt aller derjenigen Glieder des Stammes thun, die sich durch ihre Erfahrung, Kühnheit oder List auszeichnen. Tagelang berathen diese dann, bis sich der Wille der Mehrzahl ausgesprochen hat. Die Kaziken haben nichts Anderes zu thun, als diesen auszuführen. Mariano ist indessen schlau genug, durch politische Manöver sowie durch Beredtsamkeit die Indianer für seinen Willen zu gewinnen; Ramon sowohl wie Baigorrita ordnen sich ihm unter. Die Hauptthemata solcher Berathungen bilden die Beziehungen der Ranqueles zu den südlicheren Indianern, der Wechsel der Weideplätze, die Bündnisse gegen die Christen und die damit zusammenhängenden Invasionen, die Abschließung von Frieden mit den Christen und die Abschätzung des von diesen zu zahlenden Tributes.

In die Streitigkeiten oder Streitfragen über persönliche Beleidigung oder Eigenthum hat sich der Kazike nicht zu mischen. Die Betheiligten wählen entweder Schiedsrichter, welche die Frage sofort schlichten, oder sie suchen sich persönlich Recht zu verschaffen. Bestiehlt ein Indianer den andern, so ist dieses mit keiner Schande verknüpft, sondern der Thäter wird wohl sogar öffentlich wegen seiner Geschicklichkeit gelobt. Der Bestohlene sucht dem Diebe dann das gestohlene Gut wieder zurückzustehlen, und nimmt natürlich bei dieser Gelegenheit Alles mit, was er irgend erreichen kann. Selbst die Kaziken sind vor den Dieben nicht sicher.

Eine Mordthat wird nur als persönliches Uebel angesehen, welches das Gemeinwohl nicht berührt, und nur von der Familie des Betroffenen zu rächen ist. Der Indianer ist indeß nicht rachsüchtig und vergißt bald die Beleidigung.

Als Nomadenvolk kennen die Ranqueles den Grundbesitz nicht in unserm Sinne. Der Grund, worauf sich eine Familie angesiedelt hat, wird allerdings als der ihrige respectirt, aber nur so lange, wie sie ihn selbst hält oder bewohnt. Sobald der Besitzer fortzieht, ist Jeder berechtigt, ihn einzunehmen und zum rechtmäßigen Besitzer zu werden. Zuweilen vertauschen sie ihr Anrecht auf die Occupation eines guten Weidelandes gegen Anrecht auf anderes Land oder gegen Rinder oder Sklaven. Solche Transaction ist aber selten, da für Alle vollauf Weidegrund vorhanden ist.

Auch das Eigenthumsrecht auf Schlachtvieh, Rindvieh und Stuten ist nicht so absolut, wie das in der civilisirten Welt. Ein Armer hat das Recht, von seinem reichern Nachbar ein Stück Vieh oder eine Stute zu fordern, gegen die Verpflichtung der Zurückerstattung bei der nächsten Invasion oder Tributvertheilung. Der Reiche, der solche Forderung zurückweisen wollte, würde sich bei dem ganzen Stamm verhaßt machen.

Absolutes Eigenthum sind nur die Sklaven, die persönlichen Effecten und die Pferde (Stuten werden nicht geritten, sondern nur als Zucht- und Schlachtvieh betrachtet), und nach der Zahl dieser wird der eigentliche Reichthum abgeschätzt. Wer viele Sklaven hat, kann viel Maisbau treiben und besitzt zudem immer ein gesuchtes Tauschobject. Wer viele Pferde hat, kann eben so viele Krieger zu einem Raubzug gegen die Christen beritten machen, und sichert sich dadurch den größten Antheil an der Beute.

Die Indianer lieben ein verwickeltes Ceremoniell. Ein Fremder wird mit der größten Etiquette empfangen; ist er gar ein Regierungsabgesandter, von dem man Tribut erwartet, so wollen die Ceremonien gar kein Ende nehmen. Mansilla mußte einmal dreihundert Indianern nach der Reihe die Hände schütteln und sie kräftig umarmen, welches eine furchtbare Strapaze gewesen sein soll. Man schickte ihm während der letzten Viertelstunde vier verschiedene Gesandtschaften entgegen, welche die Indianer parlamento nennen. Sobald eine dieser Gesandtschaften sichtbar wird, muß man derselben in gestreckter Carrière entgegen reiten, auch die Gesandten lassen ihren Thieren die Zügel schießen, und, auf Lanzenlänge zusammengekommen, haben beide Parteien ihre Pferde plötzlich zu setzen. Der Abgesandte hat nun drei oder vier Fragen zu thun: Wie geht es Dir? Wie geht es Deinem Vater und Deiner Mutter? Wie geht es Deinen Begleitern? Sind Dir keine Pferde gestohlen worden? Dem Talente des Abgesandten wird es überlassen, aus diesen Fragen eine Unzahl zu machen, ohne den Sinn der Worte zu wechseln. So variirt er die erste Frage: „Wie

geht es Dir?" in: „Wie ist Deine Gesundheit?" „Wie lebst Du?" „Was machst Du?" Stundenlang dauert es, ehe eine solche Botschaft ausgerichtet ist, und je überraschender die neue Redewendung ist, um so größern Applaus erntet der Redner von seinen Genossen. Der Indianer applaudirt mit einem gellenden Ah! wobei er sich auf den Mund klopft, welches Verfahren, wenn es von einigen hundert Individuen zur gleichen Zeit geübt wird, einen steinerweichenden Effect machen soll.

Von Krankheiten sind die Indianer so ziemlich frei. Sie curiren sich mit einfachen Hausmitteln, in denen kaltes Wasser eine Hauptrolle spielt. Nur die Blattern setzen ihnen böse zu; sowie diese Seuche ausbricht, wird der Ort gewöhnlich von dem Stamme verlassen. Sie lassen die Kranken allein zurück mit einem für viele Tage reichenden Vorrath von Wasser und Lebensmitteln; sehr selten kommt daher ein von der Seuche Befallener mit dem Leben davon. — Die Schwindsucht ist unter den Wilden vollkommen unbekannt; Dr. Macias, welcher lange unter ihnen lebte, schreibt dieses dem Genuß des Stutenfleisches zu. Bei Neugeburten werden Mutter und Kind in den nächsten Minuten nach der Geburt in der Lagune gebadet, sei es im Winter oder Sommer, und gedeihen vortrefflich dabei.

Der Charakter der Indianer ist, vorzüglich gegen alles Fremde, mißtrauisch und schweigsam, wenn auch ohne activen Haß. Es ist merkwürdig, wie wenig auf dem Wege der Mission für diese Wilden gethan worden ist. Sie hassen weder die Christen, noch haben sie eine übertriebene oder fanatische Anhänglichkeit an ihre eigenen Glaubensmeinungen und Gebräuche. Die katholischen Landesgeistlichen wagen sich selten über die Grenze hinaus; und geschieht es einmal in Begleitung einer guten militärischen Escorte, so taufen sie Alles rechts und links, was ihnen in den Weg kommt — ohne von dem Geiste der Religion den Bekehrten auch nur ein Titelchen zu übermachen.

Der Indianer ist gegen seine Frauen gewöhnlich gütig, und seine Kinder liebt er wohl noch mehr als seine Pferde. Nur gegen Fremde ist er oft blutgierig und grausam, wohl weil er von Kindesbeinen an gewohnt ist, in ihnen seine Todtfeinde zu erblicken. Er weiß, daß viele Argentiner auf die vollkommene Ausrottung seines Stammes sinnen. Und doch hat die Ansiedlung der Stämme von Coliqueo bewiesen, wie leicht sie der Cultur zugänglich zu machen sind.

Für den weißen Reisenden durch ihr Territorium ist die Gefahr nicht gering; da ihre Sklaven sämmtlich Weiße sind und diese für sie einen hohen Tauschwerth haben, so liegt es sehr nahe, daß sie durchpassirende weiße Individuen als Sklaven zurückbehalten. Diese Furcht hat bislang die Reisenden verscheucht, und ihr Land gehört daher noch zu den unbekanntesten. Selbst unter den argentinischen Grenzbewohnern sind die unmöglichsten Gerüchte im Umlauf; bald wird die Wildheit und Grausamkeit der Indianer, bald ihre Milde und Güte hervorgehoben. Der Gaucho betrachtet die „tierra adentro" wie ein sagenhaftes Land, wo Milch und Honig fleußt — und von seinem Gesichtspunkte mag er wohl so ganz Unrecht nicht haben: ein zügelloses Leben, ohne geregelte Arbeit, wo ein Malheur (so nennt der Gaucho es, wenn er irgend Jemandem einen Messerstich versetzt hat) keine Spuren auf seine Fährte zieht, wo er Frauen, auch gewöhnlich Branntwein vollauf, und dann, das Non plus ultra seiner Existenz, einen gelegentlichen Raubzug, haben kann, winkt ihm bei den Indianern. Es ist deshalb bei den Gauchos Brauch, wenn sie aus irgend einer Ursache die Justiz zu fürchten haben, zu den Indianern zu flüchten. Im Allgemeinen sind sie blutgieriger, grausamer und eigennütziger als diese, aber dennoch werden sie gut empfangen, einestheils aus Gastfreundschaft, anderntheils weil sie den Indianern als Führer in die civilisirten Districte werthvolle Genossen bei ihren Raubzügen sind. Es sind nur wenige Fälle bekannt, daß diese flüchtigen Gauchos gemordet oder als Sklaven zurückbehalten wurden. Häufig nehmen sie mehrere Frauen unter dem Stamme, bekommen Familie und verschaffen sich ein gewisses Ansehen. Auch die Händler, die, mit den Bedürfnissen der Indianer versehen, zum Austausch die Tolderias besuchen, finden, außer einer gelegentlichen Ausplünderung, kein Hinderniß — und somit kann die Gefahr auch für Forschungsreisende nicht gar so bedeutend sein. Nur muß man andere Zwecke vorschützen; der Wilde ist mißtrauisch, und in jeder Erforschung seines Landes würde er nur den Zweck der Fremden sehen, sich das Land anzueignen!

Aus Südamerika.

Deutsche Gymnasiallehrer in Peru. Einem Berichte der „Kölnischen Zeitung" zufolge sind dort vor mehreren Monaten neue deutsche Lehrer für die Reorganisirung und Leitung des Gymnasialwesens eingetroffen. Nachdem sie sich mit der spanischen Sprache vertraut gemacht hatten, wurden sie je nach den Unterrichtsgegenständen in drei Gruppen gegliedert. Jede erhielt einen Vertreter der alten, einen solchen der neueren Sprachen und einen für Mathematik. Jeder Gruppe ist ein Landesgymnasium zur Wirksamkeit überwiesen. Dr. Arens aus Bonn leitet das Gymnasium in Piura; Dr. Terbrügger aus Dresden das zu Puno am Titicacasee; Dr. Löffler aus Worbis jenes zu Cuzco.

— Die Sternwarte zu Santiago de Chile steht jetzt in unmittelbarer telegraphischer Verbindung mit jener zu Cordova in Argentinien. — Die brasilianische Regierung hat den nordamerikanischen Professor Hartt beauftragt, eine geognostische Karte des Kaiserreiches zu entwerfen. Derselbe soll zunächst seine Untersuchungen der Küstenstrecke zwischen Rio de Janeiro und der Mündung des Amazonas fortsetzen, sodann die Provinzen San Paulo und Santa Catharina erforschen, in der letztern insbesondere das Kohlenbecken des Tubarao. Auch den Kohlenbecken in der Provinz Rio grande do Sul wird er seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Hier sind jüngst bei Pedras Brancas ergiebige Kohlenfelder erschlossen worden.

— Die argentinische Regierung widmet der Colonisation gegenwärtig große Fürsorge, während sie die Beförderung der Einwanderung keineswegs vernachlässigt. Sie ist bemüht, tüchtige Ackerbauerfamilien aus Deutschland und Norditalien ins Land zu ziehen, und hat 50,000 Dollars angewiesen für die Uebersiedelung solcher, welche bei Concordia an der ostargentinischen Bahn eine Niederlassung gründen sollen. Mehrere Provinzen haben zu ähnlichen Zwecken Ländereien und Geldmittel bewilligt, und zu Itapua am obern Parana nimmt die Ansiedelung ihren Fortgang. Der glänzende Erfolg, welchen die Colonien in der Provinz Santa Fé seit nun etwa zehn Jahren haben, zeigt was geleistet werden kann, wenn bei der Colonisation mit Umsicht zu Werke gegangen wird. Dort haben die 13,000 Ansiedler (Schweizer, Basken und Norditalieuer) 130,000 Acker Landes unter Anbau und ihre diesjährige Weizenernte stellt sich auf den Geldwerth von 370,000 Pf. St., ihr gesammtes Eigenthum ist auf 1,850,000 Pf. St. abgeschätzt worden.

— Die Versuche, welche in der Provinz Rio de Janeiro mit dem Anbau des Jute von dem Engländer Steele gemacht worden sind, haben den besten Erfolg gehabt und wahrscheinlich wird nach einigen Jahren Brasilien Jute zur Ausfuhr bringen.

— Die Dampfschifffahrtscompagnie des Amazonenstromes hat gegenwärtig nicht weniger als 18 Linien im Betrieb; ihre Fahrzeuge laufen in etwa 50 Häfen an und legen in jedem Monate 22,000 bis 23,000 Miles zurück.

— Im April 1875 sind aus peruanischen Häfen 833,858 Centner Salpeter ausgeführt worden. Davon entfallen auf

Iquique, Junin und Molle 534,754 Centner, der Rest kommt auf Pisagua.

— Chile ist bekanntlich unter den südamerikanischen Republiken derjenige Staat, welcher sich bisher andauernder Ruhe erfreut hat. Der Präsident bekleidet sein Amt sechs Jahre lang und kann auf dieselbe Zeitdauer wieder gewählt werden. Säbelrasselnde Obersten oder Generäle, die auf Revolutionsmachen ausgehen, fehlen, und im Volke zeigt sich keine Neigung zu Aufständen. Deshalb gedeiht der Wohlstand und der Handelsverkehr nimmt seinen ungestörten Fortgang. Im Jahre 1874 stellte sich die Einfuhr auf 38½, die Ausfuhr auf 36½ Millionen Dollars, die Handelsbewegung also auf etwa 75,000,000. Bei der Einfuhr steht England voran, mit 17,251,450 Dollars, Frankreich folgt mit 7,121,611, in dritter Linie steht Deutschland mit 3,720,318, in vierter Nordamerika mit 2,150,454. Bei der Ausfuhr war England mit 22,259,730 Dollars betheiligt, dasselbe nimmt also etwa zwei Drittel der chilenischen Exporte, Peru aber 6,016,413, wovon ein beträchtlicher Theil auf Mehl entfällt. In den chilenischen Handelstabellen werden Gold und Papiergeld unter den Ausfuhren mit aufgeführt (2,072,987 Dollars in 1874); diese abgerechnet entfallen auf den Export von Mineralien 16,506,436, auf jenen von Weizen und Mehl 17,671,236 Dollars (zu 92½ Cents). Der Ackerbau gewinnt eine immer größere Ausdehnung.

* * *

— Das Hohe Lied Salomonis ist von einem Herrn J. Pincherle in die Zigeunersprache übersetzt worden. Der Titel lautet in Rommany: Ghilengheri Ghilía Salomuneskero an J. Rômani Téip. Die Uebersetzung steht dem italienischen Texte gegenüber.

— Die Volksmenge der Stadt Hannover beträgt gegenwärtig etwa 130,000 Köpfe; im Jahre 1823 zählte man, die Stadt Linden inbegriffen, erst 27,517; aber 1867 war sie bereits auf 87,014 angewachsen und die Zählung von 1873 ergab 123,216 Seelen.

— Die Capcolonie in Südafrika hat, der im März veranstalteten Zählung zufolge, 720,000 Einwohner, seit 1865 eine Zunahme von 24 Procent. In jener Zahl sind das Basutoland und das sogenannte Kafraria Proper nicht mit inbegriffen.

— In den Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinen gegenwärtig nicht weniger als 400 kirchliche Blätter! Von diesen entfallen auf die Methodisten 47, die Bekenner der vaticanischen Religion 41, die Baptisten 35, Presbyterianer 29, Episcopaten 21, Lutheraner 14, deutschen Reformirten 14, Juden 9, Congregationalisten 8.

— Der Anbau der Jute in Louisiana ist gelungen. Ein Herr Lefranc in Neworleans hat eine gute Ernte gehalten und von derselben im Monat Juni 19 Ballen als Probe an Fabrikanten nach St. Louis und Newyork geschickt. Seine Jutefelder liegen in der Parish-Plaque-Mine; seine Entfaserungsmaschine arbeitet vortrefflich. Die Pflanze ist in dem feuchten fruchtbaren Boden bis zu 10 Fuß hoch geworden und hat auf den Acre eine Tonne Waare geliefert. Der Abfall wird von den Papierfabrikanten benutzt.

— Der Name Amerika. Daß über diesen und seine Abstammung noch gestritten werden konnte, seit Humboldt in seinen kritischen Untersuchungen II, S. 320 nachgewiesen, wie ihn Walzenmüller (Hylacomylus) zuerst gebraucht und von Amerigo Vespucci hernahm, erscheint kaum glaublich. Und doch kommt jetzt der bekannte Geolog Jules Marcou im Atlantic Monthly darauf zurück; ihm paßt die Ableitung von dem deutschen Worte Amalrich (italienisirt Amerigo) nicht, denn es wäre doch wirklich schade, wenn die Neue Welt von einem Deutschen nach einem deutschen Eigennamen benannt worden wäre. — Woher stammt aber der Name? Nun, einfach von den Americ-Bergen, wo die Carcas-Indianer noch jetzt Goldminen ausbeuten. Diese Carcas sind aber die Nachkommen der Carcaï, welche Columbus in seinem Briefe erwähnt, die aufzusuchen er nach Veragua am Fuße der Americ-Berge vordrang. Dies Jules Marcon's Auseinandersetzung, welche wir nur als Curiosum hier anführen.

— Advocatenstil in Nordamerika. Gegen den, wie die Yankees rühmten, „ersten Kanzelredner der Welt" H. W. Beecher ist in Brooklyn ein Proceß geführt worden, der mehr als einhundert Tage gedauert hat. Der fromme Pastor der congregationalistischen Plymouthgemeinde lebte im Ehebruch mit der Frau seines Collegen Tilton, gestand den Fehltritt zu, leugnete ihn nachher ab und so kam der Scandal vor Gericht. Die Geschworenen konnten sich über ein Schuldig nicht einigen. Doch das ist für uns gleichgültig; wir wollen nur an einem Beispiel zeigen, in welcher Weise einer der Vertheidiger Beecher's mit dem Ankläger Tilton umsprang, ohne daß von Seiten der Richter Einsprache dagegen erhoben wurde. Das Lexicon zarter Ausdrücke würde an Saft verlieren, wenn wir es übersetzen wollten; es möge daher im Yankeeoriginal folgen. Advocat Porter bedachte den Prediger Tilton mit folgenden Complimenten: Adulterer; libeler; villain; beggar; traitor; defrauder; snake; mendicant; assassin; maligner; liar; bastard; deceiver; seducer; free-lover; debauchee; liar ad infinitum; perjurer ad infinitum; conspirator ad infinitum; black-mailer ad infinitum; pretended cuckold; double-tongued perjured liar; best on earth; sham man; base; malicious; foul; licentious; adulterous; lascivious; lustful; treacherous; impudent; foul and infamous; selfish; heartless and depraved; short-sighted and shallow; addicted to lying ad deception; unholy; wicked libeler; treacherous and perjured accuser; of a hollow and theatric nature; man of vindictive malice; forger and fabricator; deliberate and cunning perjurer; slippery and unreliable; his malignity, his cupidity, his revenge; suborned his wife; meditated murder; his unscrupulous craft; his fiendish malice; in the lowest depths of degradation; cuckold husband; plumes himself on his cunning; with the cunning subtlety and malice of a fiend; his stratagems, his frauds, and his conspiracy; his half-drunken brain; his stilted display; of terrible power of hate; his self-glorifying and swaggering strain; writes for dressparade; nobody can trust him etc.

— Der Redacteur einer in der australischen Colonie Neusüdwales erscheinenden Zeitung, welcher nach langer Thätigkeit von seinen Lesern Abschied nimmt, rühmt sich bei dieser Gelegenheit, daß er niemals geworden ist „horsewhipped, revolvered, knifed, kicked, licked, bricked, pommeled, or cursed for anything he has said, written, done, or left undone as an editor, and in ceasing to be one he is filled with melancholy sadness."

Inhalt: Dr. Hayden's und Langford's Expedition nach den Felsengebirgen. III. (Mit vier Abbildungen.) — Ein Handwörterbuch des biblischen Alterthums. (Mit acht Abbildungen.) — Allerlei Zustände im Reiche des Schah von Persien. II. (Schluß.) — Streifzüge im südlichen Norwegen. Von Dr. David Brauns. V. In Stavanger. — Peter v. Uslar und die kaukasischen Forschungen. — Aus allen Erdtheilen: Die Ranqueles-Indianer im Süden der argentinischen Pampas. — Aus Südamerika. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 31. Juli 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 8.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Im Siebenbürger Goldlande.

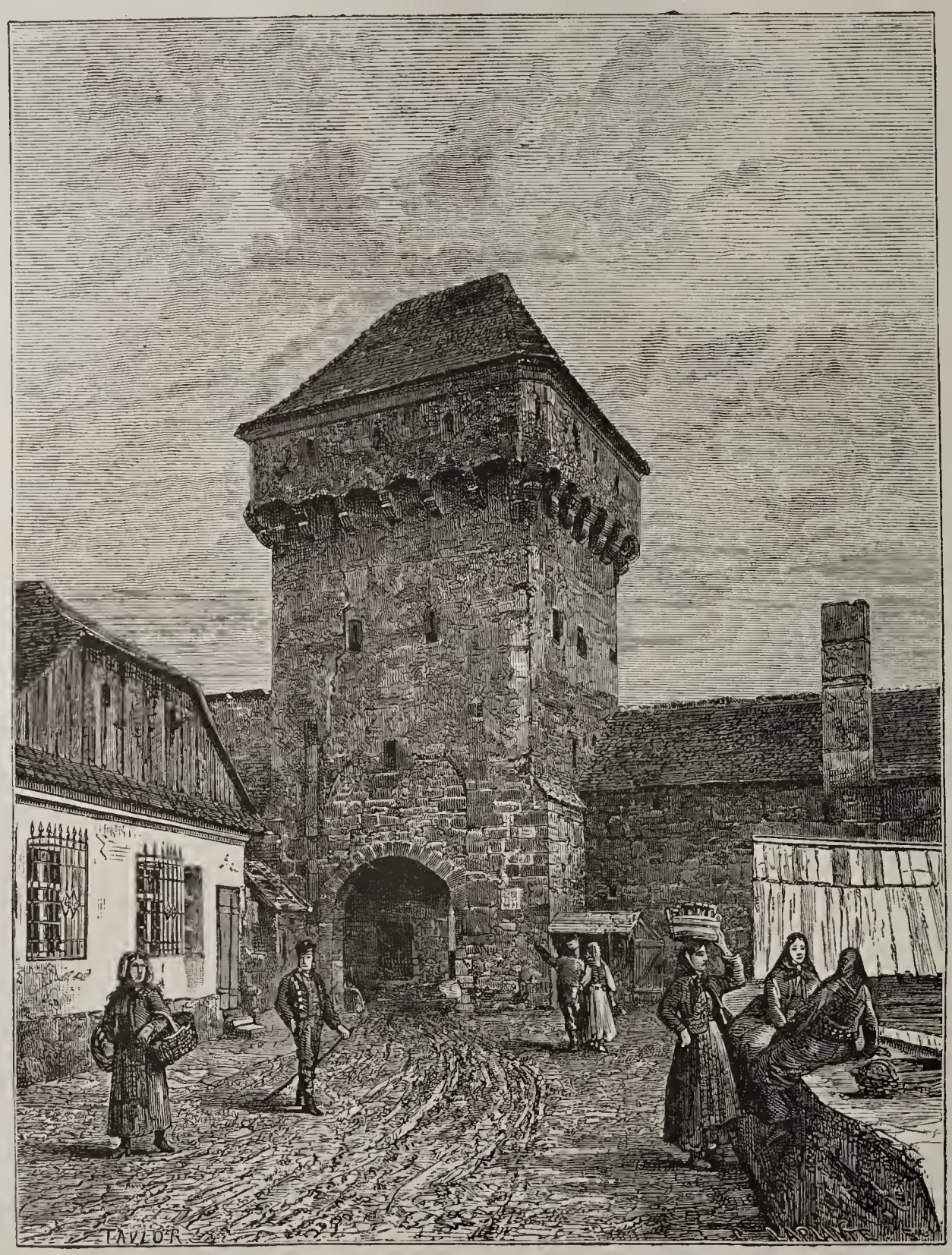
Bei den Siebenbürger Sachsen heißt ihr schönes Land das Land der Fülle, der Kraft, mit dem Gürtel der Karpaten, voll glänzender Saaten, voll Gold und Rebensaft. Es ist auch ein reich gesegnetes Land, ein weiter Garten mit Allem reich versehen, was man sich in einer Haus- und Staatswirthschaft wünschen mag. Vortrefflicher Wein für den Hausgebrauch sowie für den feinsten Gaumen. Die Kokelweine und ein Glas Roschamaler aus dem bischöflichen Weingarten in Karlsburg mit seinem reizenden Bouquet werden jedem Dessert Ehre machen. Melonen, Kirschen und namentlich die Zwetschen von einem Aroma wie es letzteren Früchten selten eigen ist. Auch der Freund vortrefflicher Zugemüse wird sich zufrieden geben; weiße Bohnen und die kleinen grünen Fisolen gedeihen nirgends schmackhafter. Der Borszeker, vielleicht der beste Sauerbrunnen der Welt, hat die gute Eigenschaft die starken und sonst nicht wässerbaren siebenbürgischen Weine zu einem vortrefflichen durstlöschenden Getränke zu machen. Welche Menge von Heilquellen! Ohne viel Comfort, wofür jeder gemüthlich selber sorgen mag; sehr primitiv, aber tüchtig in Charakter und Wirkung. An der jodhaltigen Schwefelquelle von Bassen wurde jeder angesehene Fremde in der Regel, statt der an anderen Badeorten herkömmlichen musikalischen Begrüßung, am ersten Abend durch Anzünden der entströmenden Gase über dem Becken der Quelle geehrt. In neuester Zeit soll dieser Spaß zu einem größern Brand an der Quelle und großer Schädigung derselben geführt haben. Aus fast zweihundert Quellen im Lande fließt Salz und sammelt sich verschwenderisch in den großen Salzteichen von Salzburg, wo man aufrechtstehend badet und in dem schweren Element auch der Schwimmunkundige sich über dem Wasser erhält, ohne unterzugehen, während anderwärts in meilenlangen natürlichen Magazinen das weiße Lebenselixir für unvordenkliche Zeiten aufgelagert ruht. Da giebt es große Eisenlager, und auch noch Gold, freilich nicht in der Hülle und Fülle wie in Australien oder Californien: das gelbe Metall im Naturzustand ist sehr selten geworden in Europa. Auf den Hutweiden treibt sich eine dem Lande eigenthümliche Race kleiner ausdauernder Pferde herum. Ueber der fetten Milch der Büffelkühe wird die bescheidene Rindermilch in den Hintergrund gedrängt; nur von süßer Butter weiß man wenig im Lande; man sieht fast nur ausgelassene Butter und die blüthenweiße Büffelbutter empfiehlt sich weder durch Farbe noch durch Aroma.

Soll ich noch von dem wohlgenährten Geflügel sprechen? oder von dem Embonpoint der Schweine, in kühler Eichelmast und bei reichlichem Wasser von Finnen und Trichinen unbelästigt? oder vom Schwarzwild und vom Bären, die zwar nicht dem Landwirth, aber dem Sportsman ein seltenes Vergnügen gewähren?

Doch von diesen vielen guten Dingen soll nicht weiter die Rede sein, ich will heute nur vom Golde des Landes erzählen, das das goldreichste Europas ist, wenn auch das edle Metall nur noch wenig dort gewaschen wird, wie in der neuen Welt, sondern mühsam aus dem Gestein gewonnen werden muß. Zalathna, Verespatak, Offenbanya sind die berühmtesten Bergbaustätten Siebenbürgens; sie liegen im Südwesten, südlich von Kolosvar, welches wir Deutschen

Klausenburg nennen, zwischen den Flüssen Aranyos und Maros.

Klausenburg an der kleinen Szamos hat nur wenig deutsche Einwohner; es ist eine magyarisch-wallachische Stadt von etwa 26,000 Seelen, der Sitz der magyarischen Intelligenz in Siebenbürgen, so weit eine solche vorhanden. Schon von fern kündigt es sich stattlich an durch seine hohen Thürme, welche zum Theil den mittelalterlichen Charakter bewahrt haben. Die Hauptstraße, welche viele stattliche Gebäude zieren, ist breit und der Platz, in dessen Mitte die katholische Kirche steht, präsentirt sich großstädtisch. Ihrer Architektur wie ihrer Einrichtung nach sind die alten Gebäude Klausenburgs echt deutsch. Das fiel schon dem Engländer Boner auf. Die eisernen Fenstergitter, die Balcone, die Geländer, die Dachrinnen — alles trägt unverkennbar einen eigenthümlichen Stempel, überall zeigt sich das Geschick und die kundige Hand des deutschen Werkmanns. Die ersten Ansiedler, die Erbauer, waren offenbar wohlhabende



Altes Thor in Klausenburg. Nach einer Photographie.

deutsche Bürger, wie auch die Chroniken bezeugen. Allein gerade der Wohlstand lockte den Feind herbei, der trotz der starken thurmbesetzten Mauer zu wiederholten Malen einbrach, die Stadt plünderte und die Einwohner in die Gefangenschaft abführte. Die Türken haben mehr als einmal Klausenburg geplündert und das leidende Element war der deutsche Bürger, welcher unterging. Der Magyar rückte aus der benachbarten Ebene ein und setzte sich in das warme Nest, das er doch nicht gebaut hatte, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts war Klausenburg keine deutsche Stadt mehr, wenn es auch noch deren Physiognomie trägt.

Von hier aus unternahm ich meinen Ausflug in das Siebenbürger Erzgebirge, in jenes geologisch so interessante Gebiet, welches von J. von Richthofen, Guido Stache, Bernhard Cotta und Anderen wissenschaftlich erforscht wurde, wo die gleich Orgelpfeifen aneinandergereihten Basaltsäulen der hohen Detunata („der Verdonnerten“) das Auge des Geologen erfreuen. Der Weg führt nach Süden. In

Thorda treffen wir auf eine neue Grabstätte deutschen Volksthums; der Name Thorenburg zeigt noch an, daß hier einst Deutsche wohnten. Jetzt ist der Ort ganz magyarisch. Hier sind die berühmten Salzwerke, und Saumrosse mit Salz beladen geben der Gegend ein malerisches Ansehen, erinnern an frühere Verkehrsverhältnisse in den Alpen. Wir sind jetzt im Thale des Aranyos, des Goldflusses, und ihm nach Westen zu folgend gelangen wir zunächst in eine eisenreiche Gegend nach dem malerisch gelegenen, von einer alten Ruine überragten Toroczko.

Die ganze Gegend ist reich an Eisenerz, welches 60 bis 70 Procent gediegenes Metall enthält. Die Bergwerksarbeiten werden von den Bauern betrieben, welche davon allerdings gar nichts verstehen. Die Berge sind mit zahlreichen Schutthalden bedeckt, welche durch die vielen roh gearbeiteten Stollen aus dem Innern zu Tage gefördert werden. Auch die Schmelzöfen sind im primitivsten Zustande und Tubalkain verfuhr jedenfalls in der Bearbeitung der Metalle so wie heute die Leute von Toroczko. Ein neben einem Bache errichteter Schuppen bedeckt den Schmelzofen, der aus Lehm und Steinen erbaut ist; auf der einen Seite sind große Blasebälge, über denselben ein großes Loch, in welchem das Feuer brennt, und auf der entgegengesetzten Seite der „Abstich“, dem das geschmolzene Metall entfließt. Ist die Masse gar, so wird sie ausgelassen und in ein zum Theil mit Holzkohlen gefülltes Loch geleitet. Hier wird die langsam erkaltete Masse mit Hämmern zu einem compacten Ganzen verarbeitet und dann schlagen zwei Männer, jeder

Ansicht von Toroczko in Siebenbürgen. Nach einer Photographie.

mit einer gewöhnlichen Holzaxt bewaffnet, so lange auf den großen Klumpen bis derselbe in zwei Stücke getheilt ist. Die Arbeit erfordert natürlich viel Zeit und Mühe, allein es wäre ganz nutzlos ein zweckdienlicheres Verfahren vorzuschlagen, da die Leute doch ihren alten Weg gehen. Ungefähr so wie die Wallachen von Toroczko bringen die von Schweinfurth „Im Herzen Afrikas“ beschriebenen Völker ihr Eisen aus. Es ist hier wie da dieselbe ursprüngliche Stufe der Verarbeitung.

Weiter westlich von Toroczko beginnt das Goldland; Offenbanya, Topanfalva, Verespatak, Zalathna sind seine Mittelpunkte. Wer hat zuerst hier Gold gesucht? Gewöhnlich nimmt man an, die Römer hätten hier die Bergbaue eröffnet, aber auf Herodot und andere Quellen hin sowie durch archäologische Funde gestützt nimmt man an, daß schon vor den Römern die Agathyrsen, ein Volk unbestimmter ethnographischer Stellung, und die Geten den siebenbürgischen Goldbergbau eröffneten. Im Centrum dieses Golddistricts liegt der schon erwähnte berühmte Basaltberg Detunata guala, welcher durch regelmäßige Säulenbildung sich unstreitig den schönsten ähnlichen Erscheinungen in Westeuropa an die Seite stellt. Das Gestein aus dem die Säulen bestehen wurde im flüssigen, lavaartigen Zustande emporgetrieben und bildete beim Erkalten regelmäßige vier-, sechs- und achtseitige Basaltsäulen. Auf einer Seite des Felsenbergs haben diese Säulen eine hübsch abgerundete Form angenommen und hier ist der Fuß der Wand mit einer Trümmerhalde herabgestürzter Säulenfragmente bedeckt; von dem donnerartigen Getöse, welches durch das häufige Herabstürzen der Trümmer hervorgebracht wurde und

von seiner an der Westseite ganz kahlen Beschaffenheit erhielt der Berg seinen wallachischen Namen, in wortgetreuer Uebersetzung: die nackte Verdonnerte.

Alle Höhen ringsherum sind voll von Löchern, in welchen auf eine höchst primitive Weise nach Gold gesucht wird. Ein Dorf, Bucsum, hat hundert und zwölf solcher Raubbaustollen, die in den Berg führen; ein anderes Dorf, Korna, hat deren sechzig. In der Nähe von Verespatak haben die Abhänge durch die zahlreichen Halden das Aussehen von Ameisenhaufen und wie auf solchen wimmelt es darauf von Arbeitern. Da die Leute hier über keine Capitalien verfügen, so können sie weiter nichts thun, als in der möglichst einfachen Art Gänge und Löcher in gerader Linie ins Gestein treiben und das goldhaltige Material herausholen. Die Stollen sind meist sehr niedrig und schwer zugängig, fallen auch oft, da sie nicht gestützt werden, ein. Dieses fortwährende Miniren hat das Aussehen des Berges ganz verändert, man sieht nichts als eine Menge Schutthalden und hier und da eine rohe Arbeiterhütte dazwischen. Es ist eine harte Arbeit in diesen niedrigen Stollen, da sich die Bergleute nur gebückt darin bewegen können.

Viele dieser Werke — wenn man den Ausdruck „Werke“ hier gebrauchen darf — werden von einer Gesellschaft bearbeitet; es vereinigen sich nämlich Mehrere, um mit ihren Gesammtmitteln die Arbeit zu führen. So kann man an den Stollenmündungen oft vier, sechs, acht oder mehr Steinhaufen liegen sehen und jeder repräsentirt einen Theilnehmer an der Gesellschaft. Ist das goldhaltige Gestein aus dem

Die Goldgruben der Csetatye in Siebenbürgen. Nach einer Photographie.

Innern zu Tage gefördert, so wird es in eben so viele Theile, als Steinhaufen sind, getheilt und Jeder nimmt seinen Theil oder verkauft ihn einem Andern. Würde der Bau systematisch unter der Leitung eines tüchtigen Bergmanns betrieben, so könnte er ungleich größere Ausbeute liefern.

So aber ist es der Anblick eines Raubbaues, welchen die aus goldhaltigem Gesteine zusammengesetzten vom Gipfel bis zur Sohle nackten Hügel darbieten; über und über sind sie mit mächtigen Halden bedeckt, auf deren Fläche sich regellos zerstreute, dunkle Punkte, die Stollenmundlöcher, scharf abheben. Vor allem andern lenken aber die felsigen Abhänge des Kirnik oder der Csetatye mit ihren weißen Halden die Aufmerksamkeit auf sich, welche geradezu maulwurfartig durchwühlt sind und jene berühmten römischen Tagebaue umschließen, welche von der Großartigkeit des römischen Bergbaues noch heute ein so beredtes Zeugniß ablegen. Man muß diese Tagebaue, die sogenannte Csetatye mare und mike (große und kleine Burg), gesehen haben, um sich einen Begriff von den außerordentlichen Goldmengen bilden zu können, welche die Römer allein an diesem Orte, auf dem Gipfel des Kirnik, gewannen. Csetatye mare nennen die Wallachen einen großen Hohlraum desselben, welcher mehr als 100 Fuß tief seines Inhalts beraubt ist, Csetatye mike einen mit ersterm durch einen Stollen in Verbindung stehenden kleinern, in welchem sich die spiralförmig von der Felsenspitze in die Tiefe hinabführenden Stollen großentheils erhalten haben. Hier wurden jene berühmten Wachstafeln aufgefunden, welche einen so willkommenen Beitrag zur römischen Culturgeschichte lieferten, denn heute noch werden jene Stollen von wallachischen Bergleuten ausgebeutet.

Pferde mit Körben auf dem Rücken werden von Frauen oder Kindern herbeigeführt, um die goldhaltigen Gesteinssplitter in die kleinen Pochmühlen zu führen, deren Verespatak allein 800 zählt. Schon auf den Höhen überrascht das tausendfache Geklapper dieser primitiven Werke, welche in amphitheatralischer Anordnung alle zusammen von einigen Teichen ihr Betriebswasser empfangen und durchweg ein trauriges Bild der hier angewandten Aufbereitungsmethode bieten.

Verespatak (deutsch: Goldbach) zählt über 3000 Einwohner und macht von den Bergen aus gesehen durch viele neue Gebäude einen freundlichen Eindruck. In seinen Straßen werden wir durch zahlreiche in die Gebäude eingemauerte römische Inschriften an die einst hier befindlich gewesene Auraria, an Alburnum majus erinnert, welchen Namen die Colonie wahrscheinlich im Gegensatze zu dem Alburnum minus genannten Abrudbanya führte.

Geschichten aus Alt-Japan.

I.

Alt- und Neu-Japan. — Das Etamädchen und der Hatamoto.

A. B. Mitford, Herausgeber des äußerst interessanten Buchs: „Tales of Old Japan", war als Secretär der britischen Gesandtschaft längere Zeit bei den Japanern, eignete sich die Sprache dieses merkwürdigen Volkes des östlichen Asiens an, orientirte sich in seiner reichen Literatur, kam in seiner diplomatischen Stellung mit fast allen Classen der Eingeborenen in Berührung und lernte auf manchen Ausflügen und Reisen Land und Leute aus eigener Anschauung kennen.

Vor allen Dingen sammelte er mit vielem Fleiße und guter Auswahl mehrere von Japanern verfaßte Schriften, die er so treu und buchstäblich wie es der verschiedene Geist der beiden Sprachen zuließ, ins Englische übersetzte und dann unter dem obigen Titel herausgab. Nach dieser englischen Uebersetzung nun hat der verdiente Nestor der deutschen Reisenden und Bremer Bibliothekar J. G. Kohl eine deutsche Ausgabe *) veranstaltet, die noch dadurch besondern Werth erhält, daß sie mit einer gediegenen Einleitung versehen ist und durch Beihülfe geborener Japaner bei der Uebersetzung, soweit sie die Schreibweise japanischer Namen betraf, einen hohen Grad von Genauigkeit erhielt.

Einige der in diesem Buche mitgetheilten Schriften enthalten Berichte über Begebenheiten ältern und neuern Datums: Volkstraditionen, Erzählungen von berühmten Männern und Helden, Schilderungen japanischer Gebräuche und Sitten, Märchen und Kindergeschichten, die Mitford theils aus seltenen japanischen Handschriften, theils aus sehr populären und zahlreich im Lande verbreiteten, außer Japan aber unbekannten Büchelchen schöpfte. Da der Schauplatz dieser Geschichten und die in ihnen auftretenden Personen sehr verschieden ist, da einige sich mit den einfachen Bauern und Bürgersleuten, andere mit den hochfahrenden Adeligen und Aristokraten des Reichs, einige mit den Liebesangelegenheiten der Frauen oder mit den Heldenthaten und Racheübungen der Männer, andere mit den Einfällen und Phantasiespielen der Kinder beschäftigen, so erhält man in dem Buche ein ziemlich vollständiges von den Japanern selbst entworfenes Gemälde des ganzen Volkes und der Zustände, Denk- und Lebensweise seiner verschiedenen Classen und Stände.

Heutigen Tages giebt es keinen Anlaß mehr zur Geheimhaltung in Japan wie früher. Der Roi fanéant (der Mikado) ist aus seiner Lethargie erwacht, hat seinen Maire du palais (den Taikun) bei Seite geschoben und eine verständliche Regierung, welche eine Beleuchtung von außen nicht zu fürchten braucht, ist das Resultat gewesen. Da die alten Annalen und Urkunden des Reichs hinreichende Beweismittel für die Legitimität der Obergewalt des Mikado liefern, so ist Geheimnißkrämerei nicht mehr nöthig. Der Forschung stehen nun alle Wege und Thore offen, und obgleich ihr noch Vieles zu thun übrig bleibt, so ist doch manche werthvolle Kenntniß erlangt worden, von der man auch in Europa gewiß gern etwas vernehmen wird.

Die in letzter Zeit durchgeführte Revolution in Japan hat sowohl politische als auch sociale Wandlungen zu Wege gebracht. Und wenn zu den Aenderungen und Fortschritten, die schon gemacht worden sind, nun auch Eisenbahnen und Telegraphenlinien das Land durchkreuzen und die entlegensten Punkte des Reichs unter einander in Verbindung setzen, dann wird wohl der alte Japaner, so wie wir ihn vor elf kurzen Jahren fanden und wie er bis dahin seit Jahrhunderten gewesen war, bald ganz von der Schaubühne abtreten.

Zur Beleuchtung und charaktervollen Schilderung einer so eigenthümlichen und so schnell verschwindenden Civilisation schien dem Herausgeber nichts geeigneter als die Uebersetzung und Mittheilung einiger der interessantesten nationalen Legenden, Historien, Sagen und Märchen der Japaner und einiger anderer verwandter Proben ihrer Literatur, in denen dieselben sich selbst porträtiren.

Eigenthümliche Einblicke gewährt die Geschichte „des Etamädchen und des Hatamoto". Die sogenannten Eta sind die Pariahs von Japan, die Hatamoto dagegen Edelleute. Und wie in Europa Gott Amor zuweilen, auf Standesunterschiede keine Rücksicht nehmend, zwischen Grafen, Rittern und schönen Zigeunerinnen Verbindungen anspinnt, welche dann zu allerlei romantischen Conflicten führen, so geschah dies auch in Japan einst zwischen Gensaburo, einem vornehmen Hatamoto, und dem verachteten, aber reizend schönen Etamädchen O Kojo, einer japanischen Preciosa, deren Liebschaft in dieser Geschichte geschildert wird. Die bei einer zufälligen Begegnung plötzlich in Gensaburo und O Kojo auflodernde Leidenschaft, die geheimen Zusammenkünfte der Beiden, ihre treue Liebe, welche alle sie bedrohenden Gefahren nicht berücksichtigt und bis in den Tod dauert, dies Alles ist in dieser japanischen Liebesgeschichte ungefähr so wie bei Shakespeare's Romeo und

*) Geschichten aus Alt-Japan von A. B. Mitford. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Kohl. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow 1875. Die Verlagshandlung, welche bereits zahlreiche gediegene Werke (z. B. Wenjukow über die russisch-asiatischen Grenzlande) ins Deutsche übersetzen ließ, erwirbt sich durch die vorliegende Ausgabe ein neues Verdienst.

Julie dargestellt. Nur das Ende ist in Japan noch viel tragischer als bei uns in Europa. Denn wer in Japan sich in eine so arge Mesalliance einläßt, zieht, wenn diese ans Tageslicht und vor Gericht kommt, nicht nur sich und seiner Geliebten, sondern auch seinem ganzen Geschlechte und allen seinen Helfershelfern Schande und Verderben zu. Und so endigt denn auch unser Roman nach dem Genusse eines verstohlenen Liebesglückes mit völligem Untergange der beiden Helden, des Hatamoto und des Etamädchen, ihrer Familien und ihrer Freunde. Die ganze Geschichte wird in dem Buche einfach und gut erzählt. Besonders lebhaft ausgeführt ist die Darstellung der Scene, in welcher der vornehme Edelmann dem schüchternen und bescheidenen Etamädchen auf stürmische Weise seine Liebe erklärt.

Ueber die Etas selbst giebt uns Mitford folgende Erläuterungen. Sie sind die Pariahs von Japan, deren Anwesenheit das Haus selbst des ärmsten und niedrigsten Japaners befleckt. Ihre Beschäftigung besteht in Abschlachten

Begegnung Gensaburo's mit den beiden Eta-Mädchen.

der Thiere und in der Verarbeitung des Leders. Auch müssen sie die Verbrecher bewachen und andere erniedrigende Dienste verrichten.

Man hat sehr abweichende Berichte über die Entstehung und Geschichte dieser Menschenclasse. Das Wahrscheinlichste ist, daß zur Zeit, als der Buddhismus, dessen Grundsätze verbieten, irgend etwas Lebendiges zu tödten, in Japan eingeführt wurde, diejenigen, welche vom Schlachten der Thiere lebten und deren blutiges Gewerbe in ihren Familien, wie in einigen Ländern Europas das Amt des Henkers erblich geworden war, im ganzen Lande mit Fluch beladen wurden. Eine andere Ueberlieferung versichert, daß sie die Nachkommen der mongolischen Eroberer seien, welche Kublai Chan bei seinen Einfällen in Japan hinterlassen habe. Eine Schilderung der geselligen Verhältnisse Japans würde unvollständig sein ohne eine Kunde der Etas, und die mitgetheilte Geschichte malt sehr deutlich die Stellung aus, welche sie einnehmen.

Streifzüge im südlichen Norwegen.

Von **Dr. David Brauns.**

VI.

Im Hardangerlande und in Bergen.

Auf der Wasserscheide, die zum Nölldals-Vand führte, sahen wir die Gletscher des Hardangerlandes. Die Gegend um den See nimmt schon an der großartigen Scenerie der Hardangerberge Antheil und erinnert an einige der schöneren Alpenseen. Freilich ist der Charakter der Alpen und der skandinavischen Berge ein sehr verschiedener und macht eine Vergleichung mißlich. Im Ganzen mögen die ersteren durch kühnere Formen und durch größere Abwechse-

lung in der Natur den Vorzug verdienen; gewiß aber hat Norwegen vermöge seiner imponirenden einfachen Großartigkeit, durch jähe Contraste in den Umrissen der Berge und durch den so malerischen außerordentlichen Reichthum an Wasser seine eigenen Reize.

Die größere absolute Höhe der Berge und die etwas nördlichere Lage lassen hier auch das wilde Renthier schon in mächtigeren Rudeln auftreten; doch ist die Jagd auf dies Thier immer ungewissen Erfolges, da dasselbe weite Wanderungen unternimmt, deren Richtung von der des Windes — sie ziehen diesem entgegen — abhängt und daher sich selten berechnen läßt. Ich war schon am 24. August genöthigt, die Reise nach Bergen anzutreten, während mein Reisegefährte zurückblieb, um von hier aus einen Jagdausflug in die Fjelle zu unternehmen.

Von Rölldal, wo auch die beschwerliche Bergstraße von Telemarken und weiterher von Christiania — über Haukelid — einmündet, gelangt man nach Norden erst auf die eigentliche Wasserscheide des Hardangerlandes; von dort hinab kommt man in das Gebiet der nach Bergen hin offenen, vielfach zerschlitzten Fiorde, welche durch hohe, zum Theil Gletscher führende Berge getrennt sind. Der Weg geht über Glimmerschiefer und Chloritschiefer, steigt bis in die baumlose Zone, zieht sich dann an Schluchten voll ewigen Schnees vorüber und fällt, nachdem man endlich wieder eine wirkliche brauchbare Poststraße erreicht hat, an grünen Weideplätzen mit malerischen Niederlassungen vorbei in ein tiefes Flußthal hinab, das von zackigen Schieferfelsen eingefaßt und von einem mächtigen Strome in imposanten Cascaden durchrauscht ist. Fast bedrohlich stürzen die Wasserfälle der ebenfalls mächtigen Seitenbäche auf den Wanderer zu, vor Allem der berühmte Laate-Foß, ein doppelter Fall, dem gegenüber ein dritter sich befindet, so daß Thal und Straße in ewigem Staubregen liegen. Später öffnet sich das Thal; ein lieblicher Wiesengrund, der von Grönsdal, zeigt sich, und endlich, nach ferneren Stromschnellen und Felsenengen, der breitere Hillesdals-Vand, von welchem man eine nahe Aussicht hat auf Burbraeen, den berühmtesten der Ausläufer des colossalen Eismeeres des Folgefond. Dieser Riesengletscher, 10 bis 11 geographische Meilen lang und fast halb so breit, hängt wie eine weite Kappe über dem hohen Field, das fast den ganzen Zwischenraum zwischen dem Thal, in dem ich mich befand, nebst dem Fiord, in den es mündet, und andererseits dem offnern Theile des Hardangerfiords ausfüllt. Die höchsten Theile des Folgefond liegen unter ewigem Schnee fast 5400 Fuß hoch, die durchschnittliche Höhe des Hochplateaus mag auch noch etwa 5000 Fuß betragen; die tiefsten Zipfel reichen aber in eine Meereshöhe von nur 900 bis 1000 Fuß herunter. Burbraeen liegt z. B. nur 660 Fuß höher, als der auf 300 Fuß Meereshöhe befindliche See in der Nähe. Unter allen Gletschern des Bergenhuus-Amtes übertrifft nur der Justedalsbrae, nördlich vom Sognefiord, den Folgefond an Größe.

Vom Hillesdalsee, der mit einem Postboote überfahren wird, führt ein kurzer Weg nach Odde, dem Endpunkte des tief nach Süden eindringenden Fiordes, der das Hillesdal und seine Gewässer aufnimmt. Von hier brachte mich nach mehrtägiger Fahrt durch die Fiorde von Hardanger das Dampfschiff nach Bergen.

Diese Stadt hat eine ungewöhnlich schöne Lage und unterscheidet sich dadurch sehr von den Küstenplätzen, die ich bisher gesehen. Die Berge treten in der Höhe von 3000 Fuß bis hart an die Stadt, schroff abfallend und tief von Thälern mit Bergseen und cascadenreichen Wasserläufen durchschnitten. Gneis, Glimmerschiefer und Chloritschiefer sind auch hier die herrschenden Gesteine. Der Chloritschiefer wird in der Stadt als Baustein, der Glimmerschiefer dort und noch mehr auf dem Lande zu mannigfachen Zwecken — zu Dachbedeckung und zum Behange von Häusern, zu Canaldeckplatten und Prellsteinen sowie zu Wetzsteinen — verwandt.

Die Vegetation der ganzen Gegend, namentlich aber des ringsum malerisch von Anhöhen umsäumten und gegen die Winde geschützten Hafenbeckens, ist überaus reich. Alle unsere Waldbäume, die meisten unserer Obstbäume gedeihen gut, ja, sie erreichen eine beträchtliche Größe. Gartencultur, und in gewissem Grade der Landbau, blühen hier. Dies hängt mit dem für die Breite von mehr als 60° ungewöhnlich milden Klima zusammen, das freilich auch sehr viel Regen bringt, dessen Menge hier sprüchwörtlich ist. Nicht nur der Golfstrom, sondern auch der südwestliche Luftstrom nehmen ihre Richtung besonders auf Bergen, Drontheim und die nächst nördlichen Küstenstrecken. Der Winter ist in Bergen so milde, daß eine Schneebahn zu den Seltenheiten gehört, und das Seewasser gefriert bis in die innersten Fiorde nicht. Noch bei Stavanger ward mir erzählt, daß die letzten Enden der Fiorde zufrören; der Christiania-Fiord ist bekanntlich allwinterlich weithin mit Eis bedeckt. Die eisfreie Küste reicht übrigens weit über die Grenzen des Drontheimer Stiftes, ja bis in die Finnmark, so daß ein Plan der schwedischen Regierung vorliegt, durch eine Eisenbahn Nordschweden mit einem der eisfreien norwegischen Häfen zu verbinden — ein für beide Länder höchst segensreiches Unternehmen.

Sowohl die Seeproducte, im Wesentlichen die nämlichen wie in Stavanger, als die in Norwegen wild vorkommenden Landthiere sind in guten Exemplaren sämmtlich im Museum zu Bergen aufgestellt, das man neuerdings in ein geräumiges und schönes, eigens dazu erbautes, massives Gebäude verlegt hat. Der wichtigste Theil der dort aufgestellten Sammlungen ist jedoch der ethnologische, welcher vom Steinzeitalter durch die Bronzeperiode und Eisenzeit hindurch bis ins Mittelalter und selbst in die Neuzeit zahlreiche inländische Funde nebst ausländischen Parallelen umfaßt. Namentlich werden hier geschnitzte Theile von alten Holzkirchen aufbewahrt, die, wie ich bemerkte, schon äußerst selten geworden sind. Von dem originellsten Beispiele, der noch erhaltenen Borgund-Kirche im Sognedal, sind hier Abbildungen und Modelle. Die Fragmente von Thüren und Fenstern, die ich im Museum sah, lehnen sich streng an die byzantinische Kunst an; die späteren Erzeugnisse bestätigen das, was ich über die Kunstthätigkeit der Sätersdaler bemerkte. Wenn auch schöne Renaissanceschnitzereien den Einfluß der Mode und des Culturfortschrittes auf die zugänglicheren Theile des Landes bekunden, so geht doch jene Nachahmung des Alterthümlichen immer daneben her.

Die Stadt Bergen verdankt ihre Blüthe zum großen Theile den Hanseaten, deren Einfluß hier lebendig fortwirkt. Die Tydske Bro — der deutsche Kai — besteht in der alten Weise fort; die Häuser, mit ihren dem Kai zugekehrten Giebeln, sind neu verkleidet und reparirt, aber im Innern noch die alten Hanseatenhäuser mit den darin aufgehängten Schiffsmodellen und ausgestopften Walthieren und, was wichtiger, mit den aus der alten Zeit datirenden Contobüchern. Auch die Bevölkerung zeigt eine starke Beimischung, namentlich von Deutschen, aber auch von Holländern, und die Mischung ist ohne Frage eine glückliche, denn die Bergenser sind der intelligenteste, regsamste und lebhafteste, die übrige Masse vielfach geistig befruchtende Theil der Bevölkerung Norwegens, natürlicher Weise vielfach unbeliebt, als „halbe Deutsche“ verschrien, aber ihre Ueberlegenheit behauptend. Der Gesichtsausdruck noch mehr als die Züge

bekunden die nähere Stammesverwandtschaft mit den südlichen Germanen.

In Folge davon blüht nicht nur der Handel Bergens, theilweise zum Schaden anderer Gegenden Norwegens, sondern es herrscht auch ein gewisser Luxus, eine Freude an Lebensgenüssen, an guten und schön gelegenen Häusern und Villen, ein Sinn für Kunst und Wissenschaft, den man sonst in Norwegen nicht so verbreitet findet. Einen auffallenden Contrast bietet schon Stavanger, wo das Missionswesen alles Uebrige in einer Weise überwuchert, welche die Spottlust der doch keineswegs einer freien Kirchenrichtung angehörenden Bergenser vielfach anregt.

Von Gebäuden, deren es hier nicht wenige massive und gut gebaute giebt, hebe ich hervor die aus grünem Chloritschiefer erbaute mehrfach schlecht restaurirte gothische Domkirche; dann die spätgothische Marienkirche, die Kirche der Hanseaten, einstmals Schauplatz eines Kampfes derselben mit dem Gouverneur Walkendorf, der einen Thurm an der Brücke gegen sie befestigte und armirte. Dieser Walkendorf'sche Thurm blickt noch jetzt dräuend den deutschen Kai entlang und erweckt den Norwegern angenehme Reminiscenzen. In der Nähe des Hafens, der von allerhand Schiffen wimmelt, zeigt man ferner den Thurm, wo auf einem Balle Christian II. die Düveke zuerst sah, und auf dem Markte die leider sehr geschmacklose Statue des Bürgers Christie, eines der Haupturheber der norwegischen Verfassung von 1814, welche bekanntlich gleichzeitig mit der Trennung von Dänemark ins Leben trat.

Diese Verfassung ist von so vielen Seiten Gegenstand größter Verehrung geworden, daß es sich der Mühe verlohnt, ihre Einflüsse näher ins Auge zu fassen.

Nicht in Abrede zu stellen ist, daß die Verfassung Norwegens einen freien, nationalen Sinn athmet. Zugleich ist sie die reinste Verkörperung des demokratischen Principes, die es bis jetzt in Wirklichkeit giebt. Allein so schön und richtig dies Princip ist, so wenig halten in der Praxis die beredten Lobeserhebungen Stich, die namentlich der sonst so verdienstvolle Forscher und Kenner des Nordens, Theodor Mügge, der Befreiung Norwegens von jeglichem Adelseinflusse zollt. Auch das Fehlen einer einflußreichen Executivgewalt hat seine bedenklichen Seiten. Ja, wenn die Bürger Norwegens wirklich das Stadium der Entwickelung erreicht hätten, daß ihre Majorität ein intelligentes Regiment führen könnte — dann wäre Norwegen ein glückliches Land. Dem ist aber keineswegs so. Die Bauern, deren Mehrzahl die Leitung des Staates überantwortet ist, stehen durchaus nicht auf der Höhe der Zeit. Während man, sei es aus Eitelkeit, sei es im Schlendrian, eine Heerverfassung geschaffen hat, die weder reell noch formell irgend einen Nutzen bringt und nichts ist, als eine Carricatur der centraleuropäischen Militärverhältnisse — wie dies auch gerade Mügge im zweiten Bande seiner „Skizzen aus dem Norden" aufs Schlagendste darthut —, geschieht für die Wege, für Postwesen, für Forstcultur, lauter Dinge, die gerade in diesem Lande am nöthigsten wären, so gut wie gar nichts, für Volksunterricht immer noch herzlich wenig. Wege werden fast nur da gebaut, wo die Touristenstraße sich hinzieht; dort geht man zur Anlage von Eisenbahnen über, ehe man die nothwendigsten Gebirgspfade auch nur nothdürftig hergerichtet hat. Die Bedürfnisse der entlegenen Niederlassungen kommen bei der Engherzigkeit, mit welcher die Bauernmajorität über die Staatsfonds beschließt, gar nicht zur Geltung; daß dorthin gewandte Summen wieder dazu dienen würden, die Steuerkraft des ganzen Landes zu erhöhen, dieser Fundamentalsatz ist gänzlich unbeachtet. Was die Postverbindung betrifft, so möchte deren Qualität aus der Thatsache zu ersehen sein, daß man auf den frequentesten Routen nächst den größeren Städten, ja in diesen selbst, noch ganz alte Zeitungen eifrig durchstudirt. Die Bergenser auf dem Dampfschiffe im Hardangerfiord beschäftigten sich theilweise sehr emsig mit solchen von 8 bis 14 Tagen Alter, und neuere waren nicht vorhanden. Im Sätersdal, wo das einer Privatgesellschaft angehörende Dampfschiff im Sommer dreimal wöchentlich geht, geht gleichwohl die Post Jahr aus Jahr ein nur einmal die Woche! Auch der Volksunterricht beschränkt sich häufig auf die Formalien sowie auf Religion und das norwegische Verfassungs- und Gesetzbuch; gemeinnützige Kenntnisse, welche zur Hebung von Ackerbau und Viehzucht dienen könnten, kommen wenig oder gar nicht ins Spiel.

Daher wird denn auch ökonomisch schädlichen Maßregeln, dem verderblichen Ausrotten der Wälder, dem unrationellen Betriebe der Häringfischerei und der dabei stattfindenden Vergeudung an Arbeitskraft nicht entgegen getreten; ja, es erhebt sich kaum eine Stimme wider dieselben! Daß man zu positiven Versuchen, etwa der Einführung einer umfassendern Schafzucht an der dazu vielleicht ebenso gut, wie Schottland, geeigneten Südwestküste, oder der Verbesserung der Fabrikation der Producte der Sennereiwirthschaft, überginge, dazu ist noch weniger Aussicht. Selbst da, wo die Regierung guten Willen zeigt, wie in der Fischzüchtungsfrage und in den schwachen Anfängen einer Anlage von Staatswaldungen, fehlt es an Energie und demnach auch an Erfolg.

Das Resultat ist denn auch das, daß die Bevölkerung, obwohl nur 1,700,000 Einwohner auf 5800 Quadratmeilen betragend, auf eine ziemlich starke Auswanderung angewiesen ist. Wie der Verfall sich in den einzelnen Fällen gestaltet, sahen wir im Siredal; unbedingt sind die dortigen Zustände nicht vereinzelt! Die Bemühungen des Storthings und seiner Parteien, auch der Jaabek'schen Partei der Bauerncommunisten, sind zu ausschließlich auf Formsachen gerichtet, und diese reichen nun einmal, wie die norwegische Verfassung selber beweist, nicht für das ganze Dasein eines Volkes und Staates aus.

Fassen wir alle jene einzelnen Resultate unparteiisch zusammen, so kommen wir doch zu einem etwas andern Resultate, als dem der norwegischen Patrioten: daß alles Heil von der Selbständigkeit, alles Verderben von Dänemark gekommen sei. Wir brauchen einem unserer ersten deutschen Gelehrten, Leopold von Buch, der in den letzten Jahren der dänischen Herrschaft das Land bereiste und eine der besten Reisebeschreibungen desselben verfaßt hat, nicht ohne Weiteres der Befangenheit zu beschuldigen, wenn er die dänische Regierung eine „stets sanfte und wohlthätige" nennt und ihre culturbringenden Einflüsse auch auf arme und mißachtete Gegenden wiederholt hervorhebt. Selbst die Hebung der Finanzlage nach dem Kriege kommt ohne alle Frage zum großen Theile auf die günstigeren Zeiten, auf den langen, wohlthätigen Frieden, der seit 1815 noch fortdauert, und wenn sich auch gewiß nicht Alles ebenso günstig gestaltet hätte, falls die dänische Herrschaft fortbestanden, so kann es doch immerhin fraglich erscheinen, ob nicht Norwegen bei dem engern Zusammengehören des Staates und dem daraus hervorgehenden regern Verkehre viel mehr Vortheil im Großen und Ganzen gehabt hätte. Aehnliches gilt natürlicher Weise von der Idee der skandinavischen Union, deren Gegner, die particularistischen Norweger, wie mir scheint, sehr im Unrecht sind!

Daß die Verfassung Norwegens, bei den ihr vorhin zuerkannten Lichtseiten, auch nach manchen Richtungen heilsam wirkt, das bin ich gewiß nicht gewillt in Abrede zu stellen. Freilich überschätzt man, was die Anbahnung von patriotischer Gesinnung, von Achtung für Gesetz und Recht, von

Anbahnung einer gesitteten Lebensweise anlangt, sehr leicht die Wirkung eines Blattes Papier. Der äußere Zwang z. B., der den Detailverkauf der Spirituosen durch hohe Besteuerung beschränkt und vom Sonnabend bis Montag ganz aufhebt, hat natürlich wieder eine Lüsternheit des gemeinen Mannes zur Folge und verleitet selbst Reichere und Beamte leicht zur Nichtachtung und Umgehung des allzu lästigen Gesetzes, und es möchte abzuwarten sein, ob die gute Wirkung solcher Präventivmaßregeln sich auf die Dauer hält.

Ich schließe mit diesen kurzen Bemerkungen über die politischen Zustände Norwegens, da Bergen der letzte Ort ist, an welchem mir länger zu verweilen vergönnt war. Am 28. August dort abgereist, sah ich bereits am 30. die jütische Küste und kehrte damit in das eigentliche Cultureuropa zurück.

Kleinrussische historische Gedichte*).

Die epischen Gesänge und Volkslieder der verschiedenen Völker Rußlands sind in der letzten Zeit mit preiswürdigem Fleiße gesammelt worden und auch wir haben im „Globus“ wiederholt auf einige hervorragende Arbeiten dieser Art hingewiesen. Aber meist wandte man sich dem Nordosten zu, suchte unter den Großrussen, während Kleinrußland (Wolhynien, Podolien, die Ukraine) erst in der neuesten Zeit auf diesem Gebiete die Aufmerksamkeit erweckte. Allerdings waren von Localforschern wie Rutschenko und Kulisch dort schon Märchen und Lieder gesammelt worden, doch fehlt immer noch eine kritische Verarbeitung. Für die geschichtlichen Lieder liegt sie indessen jetzt hier in ausgezeichneter Weise vor und wenn das ganze Werk wie der vorliegende Band ausgeführt wird, so kann es als eine vorzügliche Erscheinung gepriesen werden.

Als Ausgangspunkt nehmen die Herausgeber die politische Geschichte des südrussischen Volks und zwar die Bildung der Druschinas oder Militärgesellschaften. Diese, denen Prinzen aus Rurik's Geblüt vorstanden, beherrschten die Geschicke Südrußlands bis zum Einfalle der Tataren; und auch später unter den Nachfolgern des Litauers Gedimin behielten sie ihren Einfluß bis zur Vereinigung Polens und Litauens in der Mitte des 16. Jahrhunderts. So hervorragend, sagen die Herausgeber, ist die Stellung dieser Gesellschaften und ihrer fürstlichen Führer im poetischen Gedächtnisse des Volkes, so gering sind die Einflüsse anderer socialer Verbände und Einrichtungen auf dasselbe, daß die Gedichte aus jener Periode als die des Druschina- oder fürstlichen Zeitalters bezeichnet werden müssen. Dann folgt die Periode, in welcher die obere Schicht der Gesellschaft von der niedern sich trennte, ein polonisirender Proceß, während die Tatarenmacht nach dem Erscheinen der Türken am Schwarzen Meer aufs Neue ihr Haupt zu heben beginnt. Dann entspringt aus dem Schooße des Volkes selbst das Kosackenthum, welches seinen Stempel jenen Gedichten aufdrückt, die die zweite Abtheilung des Bandes bilden. Daran sollen sich die Gedichte der „Haidamaken-Zeit“ schließen, welche den Kampf des Volks gegen die polnischen Adligen und ihre jüdischen Agenten besingen; die Repräsentanten des Volks in diesem Streit heißen in der Ukraine Haidamaken oder Briganten. Daran schließen sich die Lieder der „Recruten- und Leibeigenenzeit“ und endlich „Lieder der Freiheit“, welche der letzten Epoche angehören und seit Aufhebung der Leibeigenschaft entstanden sind.

Der erste Theil beginnt mit einer Anzahl kleiner Gesänge, welche gewöhnlich aus historischen Sammlungen fortbleiben, da sie mythisch-religiösen Inhalts sind. Solcher Art sind z. B. die zur Weihnachtszeit gesungenen Koljadki, die ihrerseits wieder als heidnische Ueberlebsel angesehen werden müssen. In einigen finden die Herausgeber Spuren eines Heroencultus, wie z. B. in der Geschichte vom seidenen Zelte, in welchem an goldener Tafel ein fürstlicher Jüngling sitzt, zu dem seine getreuen Mannen kommen und ihn bitten sie ins Land der Ungläubigen zu senden, wo sie ihre blitzenden Schwerter und sausenden Pfeile in Thätigkeit setzen wollen.

Auf Seite 73 bis 327 finden wir die Lieder der Kosackenzeit, welche vom Streite gegen Türken und Tataren erzählen. Die meisten entstanden augenscheinlich im 16. und 17. Jahrhundert. Das Material, aus dem sie geformt wurden, war jedoch entschieden älter und einige der Lieder mögen bis in die Zeit der ersten Tatareneinfälle zurückreichen. Wir hören in ihnen die Klagen der Gefangenen im fernen Lande und das Jammern der in der alten Heimath Zurückgebliebenen. Wir sehen den Feind bei Nacht hereinbrechen, den zerstörten häuslichen Herd, die verwüsteten Felder, den traurigen Marsch der fortgeführten Gefangenen, die Grausamkeiten, welche diese in der Sklaverei oder an Bord einer türkischen Galeere ertragen müssen, bis der Tod als willkommener Erlöser allen Leiden ein Ende bereitet. Die meisten dieser Gedichte sind trüb und melancholisch, wenn auch hier und da ein hellerer Lichtstrahl darin zu entdecken ist, z. B. wenn ein Mädchen mit Hülfe ihres Geliebten der Gefangenschaft entflieht.

Um einen bessern Begriff von dem Wesen dieser Gedichte zu geben, wollen wir eine Analyse mittheilen. Ueber die Ebene zieht ein Trupp Gefangener, unter ihnen traurig drei Töchter eines Dorfgeistlichen. „Ach ihr meine goldnen Locken,“ ruft die eine, welche mit dem Stricke ans Pferd ihres Peinigers gefesselt ist, „nicht länger wird mein Mütterchen euch ordnen und bewundern.“ — „O ihr meine kleinen weißen Füße,“ sagt die zweite, welche hinter einem Wagen hergeschleppt wird, „nicht länger werden die Hände meiner Mutter euch waschen. Vom rauhen Sande des Wegs werdet ihr zerschunden, Blut bezeichnet eure Spur.“ Und die dritte, welche wegen ihrer besondern Schönheit in einem verdeckten Wagen von ihren Räubern mitgeschleppt wird, jammert folgendermaßen: „Ach, Augen, ihr meine schwarzen Augen! Ueber die weite Ebene ziehen wir dahin, doch ihr sehet nicht das Licht des Tages.“

In einem andern Gesange heißt es, daß beim Dorfe das Korn üppig gedeiht. Dort sichelt ein Mädchen und bindet kleine Garben. Kommt ein Kosack herangeritten, sitzt auf einem kohlschwarzen Rosse und sagt: „Hör' auf, o Mädchen, zu sicheln das Korn, zu binden kleine Garben.“ Auf zum Hügel reitet der Kosack, liegt dort nieder und beginnt zu schlafen und sein gutes Roß es schreitet auf und nieder. Kommt die Maid und schlägt mit scharfem Grase den Ko-

*) Istoritscheskaja pjesni malorusskago naroda. (Historische Gedichte des kleinrussischen Volkes. Mit Anmerkungen herausgegeben von V. Antonowitsch und M. Dragomanow. Erster Band. Kiew. 1874.)

sacken ins Gesicht. „Stehe auf, Kosack, vom Schlummer und erhebe Dich. Nicht mehr kannst Dein Roß Du sehen, Türken und Tataren trieben fort es.“ Da antwortet der Kosack: „Ihnen bin ich wohlbekannt, sie wagen nicht mich anzurühren. Ist mein Pferd verloren, hol' ich mir ein anderes. Solltest aber, Mädchen, Du verloren gehen — dann bleibt keine andere Liebe für mich übrig.“

In einem dritten Gesange schreibt ein Kosack rührende Briefe an seine Eltern, daß sie ihn aus der Gefangenschaft loskaufen sollen. Als aber der Vater hört, daß es ihn vier Paar Ochsen kosten soll, da weigert er sich einzugreifen und auch die Mutter sagt nein, als sie hört der Preis sei vier Paar Kühe nebst den Kälbern. Da wendet der verzweifelte Gefangene sich an seine Geliebte. Sie erklärt sogleich, daß sie lieber alles verlieren will, was sie besitzt, als daß er noch länger in der Gefangenschaft schmachten solle. Ihr gelingt es den Kosacken zu befreien.

Unter den am meisten bekannten Gefangenschaftsgesängen dieser Sammlung ist einer, von dem mehrere Varianten vorhanden sind, welcher die Flucht dreier Russen aus der Gewalt der Ungläubigen schildert. Die Varianten gehen namentlich beim Schlusse der Geschichte auseinander. Stets ist es aber die Stadt Asow und die Steppe der Ukraine, in welcher die vielleicht ins sechszehnte Jahrhundert zurückreichende Geschichte spielt, die also im Auszuge lautet:

Es ist kein Nebel, der sich bei der Stadt Asow erhebt; nein, es sind drei Brüder, welche der Sklaverei entfliehen. Zwei von ihnen sind beritten, der dritte läuft zu Fuß. An den weißen eckigen Steinen, die zwischen den grauen Dornen liegen, verwundet er seine Füße und breite Blutspuren bezeichnen seinen Weg. „Haltet an eure Rosse, ihr meine Brüder; nehmt mich mit hinten auf, damit ich christliche Städte erreiche, damit ich Vater und Mutter wieder sehe.“ So ruft er; Thränen stürzen aus seinen Augen, er hält die Steigbügel. Da antwortet der ältere Bruder: „Wenn wir auf dich warten, oder dich aufnehmen, dann kommt uns der Verfolger nahe, er wird uns mit Wunden übersäen und zurück in die Gefangenschaft schleppen.“ — „Wollt ihr nicht auf mich warten und mich nicht mitnehmen — nun, dann zieht eure blanken Schwerter und haut mir den Kopf von den Schultern. Dann begrabt meinen Leib auf der Steppe, damit weder ein Vogel noch ein Thier mich zur Beute haben.“ — Da antwortet der jüngere Bruder: „Noch niemals hat man davon gehört, daß ein Bruder sein Schwert mit Bruderblut beflecke!“ — „Wollt ihr, meine Brüder, mich nicht erschlagen, dann brecht wenigstens Zweige in den Schluchten von den Dornbäumen, und werft sie auf den Weg, damit ich Zeichen habe.“ Das thut auch der jüngere Bruder, so lange sie durch baumreiche Gegend reiten; aber in der Ebene hört der Baumwuchs auf und er kann keine Zweige mehr abreißen. „Laß uns rasten, mein Bruder,“ beginnt er nun, „bis unser Bruder herankommt.“ — „Wenn wir rasten, mein Bruder, bis unser Bruder herankommt, so werden wir nimmer der türkischen Gefangenschaft in Asow entrinnen.“

Traurig reiten die Brüder weiter; der jüngere reißt Fetzen von seinen Kleidern und streut sie auf den Weg. Die sieht der jüngste und er findet seinen Weg durch die Steppe. Er wähnt aber seine Brüder seien todt und beginnt ihr Schicksal zu beklagen: „O Herr, mein Gott, wenn ich nur wüßte ob meine Brüder erschlagen oder wieder in die Gefangenschaft geführt sind. Wenn sie erschlagen sind will ich ihre Leichen suchen und sie begraben, damit sie den Thieren nicht zum Opfer fallen.“ — Er kommt zu einem kleinen Hügel, legt das Haupt auf die Erde und weint bitterlich. Die blaubeschwingten Adler kommen herangeflogen, suchen seine dunklen Locken zu fassen, seine Augen auszuhacken: „Wartet noch ein wenig, ihr bösen Gäste! Wartet bis des jungen Kosacken Seele dem Körper entflohen. Dann freßt die Augen unter den Brauen weg, reißt ihm das Fleisch von den Knochen.“ Der Kosack stirbt, nieder auf seinen Körper schweben die blauen Adler, die grauen Wölfe sammeln sich auf der weiten Steppe; sie zerreißen seinen Körper, zerstreuen die Gebeine. Kein Vater, keine Mutter weint um den Kosacken. Doch der blaufittige Kuckuck fliegt heran, setzt sich auf die Erde neben das Todtenhaupt und klagt: „Ein Kopf, der Kopf eines jungen Kosacken! Nicht mehr liebkosend wird er gestreichelt; Raubvögel und Raubthiere rollen ihn umher!“

Die beiden älteren Brüder aber reiten und reiten. Als sie den christlichen Städten nahe kommen, da fällt es centnerschwer auf ihre Seele. „Wenn wir zu Hause kommen, was sollen wir unseren Eltern sagen, wo der jüngste geblieben?“ — Wir antworten — sagt der ältere — daß wir verschiedenen Herren dienten. Als wir nächtlicherweile flohen, suchten wir vergeblich ihn zu wecken. So waren wir gezwungen ihn in der Gefangenschaft zu lassen.“ — „Nicht so,“ sagt der jüngere, „denn wenn wir Vater und Mutter belügen fällt Fluch auf unser Haupt.“

In der Ebene von Samara reiten die Brüder dahin. Am Samarafluss schlafen sie, ihre Rosse grasen neben ihnen. Da stürzt der heidnische Feind über sie her und haut sie in Stücke. Die Köpfe werden auf den feindlichen Säbeln davongetragen, ihre Gebeine in der Steppe zerstreut.

Auf dem Markte zu Berbera.

Ismail, der Chedive von Aegypten, gründet in der That ein großes ägyptisches Reich. Dafür ist von ihm abhängig geworden; wir lesen, daß der Sultan von Wadai mit ihm freundschaftliche Verbindungen anknüpfen und sein Land den Fremden und dem Handel eröffnen werde: das Land zu beiden Seiten des Nil bis zu den großen Aequatorialseen ist thatsächlich von Aegypten abhängig. Die Häfen an der Westküste des Rothen Meeres sind in ägyptischem Besitz; durch Massaua wird der Handel von Abessinien controlirt und die nördlichen Landschaften dieses Aethiopiens sind dem Chedive unterthan. Von entschiedenem Belang aber bleibt es, daß derselbe auch den wichtigen Hafen Berbera hat in Besitz nehmen und dort eine feste Burg bauen lassen.

Wir haben bereits vor einiger Zeit („Globus“, Band XXVII, S. 126: „Berbera im Somalilande, eine ägyptische Besitzung“) die eigenthümlichen Verhältnisse dieser Hafenstadt geschildert. Sie controlirt den Karawanenverkehr des gesammten Landes der Somali, und für die aus dem Innern kommenden Waaren bildet sie den Hauptverschiffungsort. Jetzt eben, Mitte Juli, lesen wir ein Telegramm, demzufolge auch der Hafen Zeyla (Sêla) von den Aegyp-

tern besetzt worden ist und daß der dortige Sultan sich vom Chedive abhängig erklärt hat.

Berbera, um auf dasselbe zurückzukommen, ist ein höchst interessanter Punkt, der eine Menge von Eigenthümlichkeiten darbietet. Gegenwärtig ist dort keine Stadt vorhanden, die Aegypter aber bemühen sich eine Anzahl fester Ansiedler dahin zu ziehen. Es ist bisher eigentlich nur ein großer zeitweiliger Karawanenmarkt gewesen. Die nachstehende Schilderung entnehmen wir im Wesentlichen einem Reisenden, der im Februar mit dem ägyptischen Pascha (auf dem Dampfer Latif) sich einige Zeit in Berbera aufhielt, als gerade das Marktleben am lebhaftesten war.

Es hatten sich Leute von allen verschiedenen Stämmen des sogenannten östlichen Horns, dieses weiten Vorsprunges, den Afrika in die Arabische See hinein macht, eingefunden, dann auch Kaufleute aus dem gegenüberliegenden Aden und anderen Häfen des Rothen Meeres. Der Handel von Berbera hat zugenommen, seitdem, wie wir in unserm frühern Aufsatze hervorhoben, die offene Rhede von Bulhar geschlossen worden ist. In Berbera tummelten auf dem sandigen Strande sich Tausende bewaffneter Somalis umher. Jeder hielt in der rechten Hand einen langen Speer und in der Linken einen hübschen kleinen Schild von Rhinoceroshaut, durch welche keine Enfieldkugel hindurch dringt. Diese dunkelhäutigen Krieger mußten sich auf zwei Seiten der Länge nach aufstellen und waren von einander getrennt durch eine Hecke arabischer Soldaten. In der Mitte der letzteren stand der Gouverneur, zur Seite desselben hatten die arabischen Kaufleute ihren Platz, auf der andern die Karawanenhändler der Somali; diese alle tragen hellfarbige Kleider von Seide und Sammet, aber auch von bescheidnerem Stoffe. Jeder von ihnen begrüßte den Pascha als Stellvertreter des ägyptischen Chedive, verbeugte sich vor demselben, küßte ihm die Hand und legte dann in echt orientalischer Weise die Finger vor die Stirn. Sie alle erkennen nun den Vicekönig als ihren Herrscher an und sind also Unterthanen desselben geworden. Die Spielleute der Ehrenwache trommelten und pfiffen, aber der Ton dieser Instrumente verschwand unter einem nicht unmusikalischen Chor von mehreren tausend Stimmen der Somalis, welche dann einen Kriegertanz aufführten und während desselben vielfach möglichst hoch emporsprangen.

Vor dem großen Zelte des Pascha hatte sich eine Somaligarde aufgestellt und bildete eine doppelte Linie. Der Pascha nahm auf einem großen Stuhle Platz, der mit einem prachtvollen Teppich bedeckt war. Dann erschien der ägyptische Platzcommandant, welcher zu gleicher Zeit der in Berbera befehligende Offizier ist, und auch andere Würdenträger nahmen Platz. Die Kaufleute, sowohl Araber wie Somali, schienen vorher sich über ein Programm geeinigt zu haben und nahmen ihre Plätze ein mit der Regelmäßigkeit einer Compagnie wohlgeschulter Soldaten; die Araber setzten sich auf Polster und die Somali kauerten auf der Erde. Dann wurden gegenseitige Complimente ausgewechselt und draußen noch einmal mit großer Lebhaftigkeit ein Kriegstanz ausgeführt, welcher den Berichterstatter an jenen der Neuseeländer erinnerte, nur daß er hier ohne Feuerwaffen stattfand.

Nach diesen Ceremonien besuchte der Pascha die Wohnung des Gouverneurs, wo ihm als Ehrentrank ein heißer Aufguß von Zimmt gereicht wurde, der in Aegypten und der Türkei bei allen Gelegenheiten statt des Kaffees vorgesetzt wird. Sodann machte der hohe Würdenträger einen Spaziergang durch die 27 Straßen, aus welchen die sogenannte Stadt zeitweilig besteht. Die Behausungen sind aus Matten und Schlamm hergerichtet und liegen wirr und bunt durch einander, aber außerhalb dieser Straßen ist Raum genug für alle möglichen Verhandlungen, namentlich nach der Seeseite hin. Nachmittags machten die angesehensten Kaufleute dem Pascha einen Besuch an Bord seines Dampfers Latif und dort wurde mit ihnen sowohl über die commerciellen wie die politischen Angelegenheiten verhandelt, insbesondere wurden die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Stämme erörtert und Weisungen für das Verhalten derselben ertheilt.

Es geht nämlich sehr unruhig zu unter den verschiedenen Somalistämmen, insbesondere liegen die Isa Mussa, Hawal Ahmet und die Juni häufig mit einander in Fehde und hindern die Karawanen und Reisenden, den Seeplatz unangefochten zu erreichen. Nun aber ist Berbera das Hauptquartier und die Hauptstadt dieser neuen ägyptischen Provinz, und von Seiten der Regierung wird alles aufgeboten, dem Unfuge zu steuern und Ordnung zu schaffen. Das Somaliland soll der bisherigen Barbarei entrissen werden und man wird diesem wilden Volke so viel Civilisation aufzwingen als nöthig ist zur Aufrechterhaltung der Ordnung, auch soll den Blutfehden nach Möglichkeit gesteuert werden.

Einen Beweis, wie wild die Dinge sein können, selbst unter Umständen wie die vorher geschilderten, giebt der Besuch, welchen der Pascha mit den Civilingenieuren den Quellen der Wasserleitung abstatten wollte, welche 7 Miles weit her Trinkwasser bis nach Berbera schaffen wird. Alle nöthigen Vorbereitungen waren getroffen, Kameele und Pferde standen bereit, aber plötzlich entstand eine Fehde zwischen einigen vom Stamme der Isa Mussa und anderen von jenen der Hawal Ahmet. Man brachte einen Mann ins Hauptquartier, der am Arme und in der Lunge schwer verwundet war. Man wußte nicht, weshalb der Streit entstanden war. Die Somalipolizei brachte mehrere Gefangene herbei; diese waren vom Stamme der Isa Mussa. Gleichzeitig kam die Nachricht, daß der letztere eine große Anzahl Schafe und Rindvieh fortgetrieben und mehrere Männer der anderen Stämme überfallen hatte.

Unter diesen Umständen schien es nicht gerathen, die Ingenieure nach der Wasserquelle zu schicken, der Pascha aber ritt mit einer Bedeckung zu den Isa Mussa. Bei diesen wurde ermittelt, daß der ganze Lärm entstanden war in Folge eines Streites über die Vermiethung von Pferden und Kameelen. Der Zank hatte zu Lanzenstichen geführt und mehrere derselben waren tödtlich gewesen. Die Schuldigen wurden sofort ergriffen und als Gefangene an Bord des Dampfers geführt, aber kaum eine Stunde später war Alles in Kriegsbereitschaft. Die Isa Mussa trieben alle Schafe und alles Rindvieh der anderen Stämme und Kaufleute fort und es begann ein regelrechter Somalikrieg. Ganz Berbera war unter Waffen, und auf dem Strande östlich von der Stadt waren 20,000 Männer, Knaben und Weiber in einem Handgemenge begriffen.

Nun wurden die ägyptischen Truppen aufgerufen und rückten zunächst den Isa Mussa entgegen. Diese hatten glücklicher Weise keine Feuerwaffen und so konnten die Aegypter die streitenden Parteien auseinander drängen. Dann ritt auch der Pascha in vollem Galop in die Reihen der Isa Mussa hinein und befahl ihnen ohne Weiteres ihre Waffen niederzulegen. Sie folgten unbedingt, und einige 30 oder 40 wurden an Bord des „Latif“ gebracht. In der Stadt selbst fanden manche Einzelgefechte statt, die erst aufhörten, als die Truppen sich einfanden. Der Pascha selber aber erhielt von einer Frau einen Steinwurf an den Kopf. Es vergingen einige Stunden, ehe der Streit ein Ende nahm, und wer nicht in Ostafrika gewesen ist, macht sich keine Vorstellung von dem wilden Gebahren dieser Leute.

Jetzt wurden die Scheichs der verschiedenen Stämme in das Zelt des Pascha entboten, und dort hielt Scharmaki, Sohn des frühern Sultans von Zeyla, ihnen eine scharfe Strafrede. Ihre Speere und Dolche mußten dem ägyptischen Gouverneur abgeliefert werden und kein Angehöriger irgend eines Stammes durfte sich bewaffnet der Stadt bis auf wenige Meilen weit nähern. Die Scheichs waren damit unzufrieden und sagten, sie wären ja nun der Gnade der Isa Mussa preisgegeben, aber der Befehl wurde wiederholt. Während dieser Zeit erfuhr man, daß die Isa Mussa eine Karawane abfangen wollten, die längst fällig aber nicht an den Strand gekommen war, um nicht den Isa Mussa in die Hände zu fallen. Jetzt aber wurde diesen von ägyptischer Seite kundgethan, daß, wenn von der Karawane auch nur eine Nadel gestohlen oder ein Mensch verletzt würde, die vierzig an Bord des Dampfers befindlichen Gefangenen ohne Weiteres im Angesichte des Strandes gehängt werden sollten und daß die ägyptischen Truppen im Vereine mit den Hawal Ahmet und den Juni jeden Isa Mussa niederschießen und ihnen ihre sämmtlichen Herden forttreiben würden. Diese Drohung hatte den gewünschten Erfolg. Nachmittags konnte der Gouverneur von Berbera dem Pascha melden, daß die Isa Mussa sich unterworfen hätten. Sie waren erbötig, alles geraubte Vieh zurückzugeben, ihre Waffen abzuliefern und sich den ägyptischen Behörden zu unterwerfen. Bald nachher fanden sie sich in Gruppen von fünf bis sechs Mann in der Stadt ein und somit waren Ruhe und Frieden wieder hergestellt.

Die Stämme in der Umgegend von Berbera sind unbändig wild und kriegerisch und machen sich aus ihrem eigenen Leben so wenig als aus dem anderer. Die Meisten von ihnen nähren sich nur von Milch und Fleisch und genießen selten Brot oder auch nur Wasser. Wenn die ägyptische Regierung einmal stramme Ordnung geschaffen hat, dann wird sich ein lebhafter Handelsverkehr entwickeln, denn das innere Land liefert in Menge Kaffee, Elfenbein und Indigo. Von Härrär und den uns noch wenig bekannten Strecken weiter nach dem Innern hin kommen außerdem noch andere werthvolle Handelsartikel. Die Somali sowohl wie die anderen Stämme besitzen zahlreiche Herden von Schafen und Kühen. Es mag hier bemerkt werden, daß der Handel in den gegenüberliegenden arabischen Häfen von Yemen einen großen Aufschwung gewonnen hat und die türkischen und ägyptischen Dampfer mit denselben und mit Berbera einen regelmäßigen Verkehr unterhalten. Die Stämme, welche das östliche Horn bewohnen, sind zumeist Mohammedaner, aber nicht sehr streng in ihrem Glauben. Sklavenhandel wird in Berbera und in der Umgegend nicht mehr getrieben. Die Somali sind ohne Feuerwaffen nicht zu fürchten, wenn sie aber einmal in Besitz von solchen kämen und mit denselben umzugehen wüßten, dann würden sie allerdings sehr gefährliche Feinde werden.

Siebenzehn Jahre unter australischen Wilden.

Aeltere Leser des „Globus“ werden sich vielleicht noch erinnern, daß wir im zweiten Bande unserer Zeitschrift, welcher im Jahre 1862 erschien, einen mit Abbildungen begleiteten Aufsatz unter dem Titel brachten: „Schiffbruch des Dreimasters Sanct Paul im Louisiade-Archipel.“ Es war eine Schaudergeschichte, ein brutaler Act wilder Anthropophagie, welchen wir nach den Aufzeichnungen des französischen Schiffsarztes Rochas dort schilderten. Wir glaubten die Sache sei längst vergessen und begraben, da erhält sie ein merkwürdiges Nachspiel, wie der nachstehende aus Australien nach England gesandte Bericht zeigt, welcher psychologisch wie ethnographisch von hohem Interesse ist.

Im Beginn dieses Jahres wurde ein Europäer auf einer der kleinen ostaustralischen Inseln aufgefunden, auf welcher er 17 Jahre lang unter den dortigen Wilden gelebt hatte. Der Mann war selbst in dieser Zeit zum Wilden geworden und gewöhnt sich nur schwer wieder an die Civilisation. Der Fall ist insofern bemerkenswerth, als er aus unmittelbarer Quelle einen Blick in die Lebensgewohnheiten jener Wilden uns eröffnet, zugleich aber zeigt, welchen Einfluß der langjährige Aufenthalt unter diesen auf den in dem jugendlichen Alter von 12 Jahren unter jene gelangten Europäer geübt hat. Auch ist die Art und Weise hochinteressant, wie die ursprüngliche, aber fremd gewordene Welt bei dem der Welt Zurückgegebenen wieder auflebt.

Am 11. April d. J. ankerte der englische mit Tripangfischerei beschäftigte Schoner „John Bull“ in der Nähe der kleinen Insel „Night Island“ (13° 10′ südl. Br. und 143° 35′ östl. L. v. Gr.) an der Nordostküste von Queensland. Da es auf dem Schoner an Wasser fehlte, so wurden einige Boote nach der nur etwa eine deutsche Meile entfernten Insel gesendet, um solches zu holen. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf eine Zahl Eingeborener (Schwarzer) und bemerkte zur großen Verwunderung unter ihnen auch einen Weißen, welcher wie die Schwarzen selbst ganz unbekleidet war und sich in seinen Bewegungen, Geberden und Manieren von ihnen gar nicht zu unterscheiden schien. Der Capitän des Schoners, welcher hiervon Mittheilung erhielt, beschloß sofort, den Versuch zu machen, den Europäer zu „retten“. So sandte er dann am nächsten Tag neun Boote zur Insel und gab diesen allerlei Waaren mit, um einen Tauschhandel mit den Eingeborenen einzuleiten, und womöglich von ihnen die freiwillige Herausgabe des Gefangenen zu erlangen. Es glückte, den Europäer auf ein Boot zu locken. Man erzeigte ihm Freundlichkeiten, reichte ihm Zwieback und machte ihm dann durch Zeichen verständlich, ob er nicht geneigt sei, die Insel zu verlassen und mit dem Schiff in die Heimath zurückzukehren. Er gab seine Zustimmung. Sofort wurden die Flinten über die Köpfe der Wilden abgefeuert. Der Zweck war erreicht; erschreckt flohen die Schwarzen und der Europäer war ihrer Gewalt entrissen — freilich war auch er in große Angst und Furcht gesetzt worden; denn er glaubte, daß man ihn tödten wolle.

Den Schützling brachte der Schoner nach Somerset, der britischen Ansiedelung auf Cap York, wo er reichlich mit Kleidung und den sonstigen Bedürfnissen versehen wurde.

Interessant war es das Benehmen des der Civilisation Wiedergegebenen zu beobachten. Die ersten Tage hockte er „wie ein Vogel“ auf einem Bretterzaun und spähte furchtsam und mißtrauisch nach allen Seiten aus. Er sprach kein Wort — es schien fast, als ob er seine Muttersprache verlernt habe —, indessen ließ er es durch einige Laute erkennen, daß er von Geburt Franzose sei.

Man reichte ihm Schreibmaterial und sofort schrieb er in steifen unregelmäßigen Buchstaben einige Worte nieder. Es war nicht möglich diese Worte zu enträthseln, als indessen auf Cap York der Lieutenant Connor eintraf, gelang es diesem Herrn, welcher der französischen Sprache vollkommen mächtig war, nicht allein die Worte zu entziffern, sondern auch aus dem Findling die näheren Mittheilungen über seine Lebensverhältnisse herauszubringen.

Der Mann heißt Narcisse Pelletier, und ist der Sohn von Martin Pelletier, einem Schuhmacher zu St. Gille in der Vendée. In seinem zwöften Jahre war er als Cajütenjunge an den Bord des nach Bordeaux gehörigen Schiffes „St. Paul" gekommen und hatte auf ihm die Reise nach China mitgemacht. Im Jahre 1858 fuhr das Schiff nach Australien, um dorthin 350 Chinesen zu befördern, erlitt aber auf der Fahrt Schiffbruch und strandete an den Klippen der zu den Louisiaden gehörigen Insel Rossel. Der Capitän und die Schiffsmannschaft besetzten die Boote, um auf der Hauptinsel zu landen, während die zurückgelassenen Chinesen und mit ihnen auch unser armer Cajütenjunge an den Klippen fortkrochen und zu einer kleinen Insel gelangten. Bei seiner Landung wurden der Capitän und seine Mannschaft sofort von den Eingeborenen angegriffen und nach einem harten Kampfe, bei welchem der zweite Offizier, ein Matrose und ein Schiffsjunge in den Händen der Feinde blieb, genöthigt, sich zu den Chinesen zurückzuziehen. Da der Capitän Grund hatte, den Chinesen zu mißtrauen, ihm aber die Mittel fehlten, dieselben weiter zu befördern, so beschloß er mit seinen Leuten heimlich zu entfliehen und den Weg nach Australien zu nehmen. Hierbei hoffte er unterwegs auf ein europäisches Schiff zu stoßen, oder doch zu einer englischen Ansiedelung in Australien zu gelangen.

Bei dunkler Nacht ging man an die Ausführung des Plans. Dem Cajütenjungen hatte man davon keine Mittheilung gemacht, da er aber gemerkt hatte, was man beabsichtige, so war er der Mannschaft stets auf dem Fuße gefolgt, und so wurde auch er mitgenommen. Wie lange man auf dem Wasser umhergetrieben sei, darüber hat Pelletier keine nähere Auskunft geben können, nur soviel steht fest, daß alle unendlich zu leiden hatten. Die einzige Nahrung bestand aus etwas mit Wasser angefeuchtetem Mehl und den wenigen Seevögeln, welche man vom Boote aus gelegentlich erlegte und im Heißhunger roh verzehrte. Zwei oder drei Tage vor der Ankunft an der Küste von Australien ging der Vorrath an Wasser aus; als man endlich an das Land kam — es war bei First Red Rock Point südlich Cap Direction, 13° 4′ südl. Br., 143° 32′ östl. L. v. Gr. —, suchte man vor Allem nach Wasser. Endlich wurde eine kleine Wasserlache aufgefunden, der geringe Vorrath aber von denjenigen, welche ihn entdeckt hatten, vollständig verbraucht. Unser Cajütenjunge war nicht unter diesen Glücklichen; seine von den scharfen Klippen verwundeten Füße hatten ihm den Dienst versagt. Von Hunger, Durst und Anstrengungen ermattet war er umgesunken. Der Capitän und seine acht Leute, welche durch den Trunk gestärkt waren, kehrten zu dem Boote zurück und setzten — ohne den Cajütenjungen — die Reise fort. Man hat später erfahren, daß sie Neucaledonien erreicht haben. Der Capitän erstattete auch Bericht über den Verlust des Schiffes, schilderte die erduldeten Leiden, erwähnte aber der Zurücklassung des Narcisse Pelletier mit keiner Silbe.

Das Schicksal des halbverschmachteten Cajütenjungen hing an einem Faden; er war dem Tode nahe und wurde nur dadurch gerettet, daß die Eingeborenen die Fußspuren der Fremden entdeckten und bei dieser Gelegenheit den hülflosen Europäer auffanden. Sie reichten ihm einige Nahrung (Nüsse) und nahmen ihn, nachdem er sich erholt, mit zu ihrem Stamme. Hier hat derselbe die ganze Zeit, also eine Reihe von 17 Jahren, gelebt, bis er — wie erzählt — wieder aufgefunden und nach Somerset gebracht wurde. Von hier aus ist er auf dem Dampfer Brisbane nach Neuseeland an den dortigen französischen Consul befördert worden.

Narcisse Pelletier ist ein kleiner untersetzter kräftiger Mensch. Die Sonne hat seine Haut röthlich braun gefärbt, besonders zeigt sein Gesicht den rothbraunen Sonnenbrand. Er liebt die Reinlichkeit, wie er denn sagt, daß auch seine schwarzen Freunde reinlich seien, während er die Chinesen verächtlich: schmutzig wie „Schweine" nennt.

Auf seiner Brust sind zwei wagerechte Streifen etwa von der Stärke eines Bleistifts sichtbar; der eine reicht von einer Brustwarze zur andern, der zweite ist kürzer und liegt unter dem erstern. Auf jeder Seite der Brust und ebenso auf dem rechten Oberarm trägt er außerdem noch Zeichen, welche wie mit einem Eisen eingebrannt scheinen. Sie sind aber mit Scherben von an der Küste aufgefundenen Flaschen eingeschnitten, und dadurch so stark hervorgetreten, daß man die frischen Wunden wiederholt aufgerissen hat. Ein solches Zeichen besteht aus vier kurzen Strichen, um welche ein Kreis läuft. Diese Narben dienen — so sagte Pelletier — lediglich als Schmuck und ist er selbst auf dieselben einst stolz gewesen.

Bei seinem Auffinden trug er in dem Ohrlappen ein einen halben Zoll starkes und vier Zoll langes Holzstäbchen, während der Ohrlappen wohl zwei bis drei Zoll hinabhing. Mit besondrem Vergnügen theilte er mit, daß bei einigen Eingeborenen die Ohren bis zu den Schultern reichten. Seine Anschauungen in dieser Hinsicht haben sich indessen bald genug geändert; wenigstens erklärte er schon einige Tage nach seiner Ankunft auf dem „Brisbane": es schiene ihm gerathen, den untern Theil seines Ohrlappens abzuschneiden, da derselbe wohl nicht „recht" sei.

Seine Nase war ebenfalls durchbohrt. In der Oeffnung trug er ein Stück Perlmutterschale.

Anfänglich hatte er sich bei den Wilden sehr unglücklich gefühlt, oft an seinen Vater, seine Mutter und seine Geschwister gedacht und sich nach ihnen gesehnt, allmälig aber habe er sich in sein Schicksal gefunden und schließlich sich als einen Genossen des Stammes angesehen. Niemals habe er einen Versuch zur Flucht gemacht, da es ihm unmöglich gewesen sei, sich ein Fahrzeug zu verschaffen. Oft seien Schiffe an der Küste vorübergesegelt; dann hätten aber die Eingeborenen es ihm nicht gestattet, sich den Schiffen zu nähern, sondern ihn gezwungen, sich in das innere Land zu begeben.

Unaufgeklärt ist es geblieben, weshalb man ihn nicht auch den Blicken der Mannschaft des Schoners „John Bull" entzogen hat.

Wie bemerkt, konnte er zu Anfang kein Wort sprechen, aber mit bewundernswerther Schnelligkeit hat sich später sein Gedächtniß aufgefrischt. Auch in den ersten Tagen seiner Anwesenheit auf dem „Brisbane" wurde es ihm noch schwer, die Ausdrücke zu finden, aber es war amüsant zu sehen, wie ein Wort nach dem andern auflebte. In kurzer Zeit sprach er geläufig Französisch, schien aber in gleichem Maße die Sprache der Eingeborenen zu vergessen. Nur etwa 100 Worte aus deren Sprache waren aus ihm herauszubekommen und wurden von dem Lieutenant Ottley aufgezeichnet.

Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß während er die Muttersprache so gut wie ganz verlernt, die Fertigkeit zu lesen und selbst zu schreiben sich bei ihm erhalten hatte, ungeachtet diese während 17 Jahren von ihm nicht geübt

worden war. Während der ganzen Zeit hatte er kein Buch gesehen, noch weniger eine Zeile geschrieben. Die Schwarzen hatten selbstredend keine Idee von seiner Fertigkeit und er selbst hat wohl schwerlich mehr daran gedacht.

Schon vor seiner Ankunft auf dem „Brisbane“ hatte sich die Erinnerung dadurch belebt, daß er die Namen auf Booten und Schiffen anschaute und verstehen lernte. Seine Fortschritte wurden immer schnellere. Einen großen Theil des Tags verwandte er zum Lesen, indessen scheint es zweifelhaft, ob er, was er las, auch begriff.

Im Allgemeinen zeigte er Verständniß, andererseits aber auch viel Kindlichkeit. Alles, was er von Anderen sah, versuchte er augenblicklich nachzuahmen.

In der Regel war er heiter und fröhlich, aber gelegentlich überkam ihn — ohne allen erkennbaren Grund — eine gewisser Ernst und eine tiefe Traurigkeit. Dann seufzte er schwer und zeigte ganz die unruhigen Bewegungen und Manieren eines Wilden.

In der ersten Zeit konnte er nur bis 79 zählen. Von dieser Zahl sprang er unmittelbar zu 100 über (soixante-dix-neuf — cent). Wie er mittheilte haben die Schwarzen für Zahlen keine Namen, sondern nur Zeichen bis Zehn in der Weise, daß sie verschiedene Theile ihres Körpers berühren.

Ueber den Capitän des „St. Paul“ beklagte er sich bitter, daß er ihn verlassen habe, andererseits schien er auch große Furcht vor ihm zu haben.

Mit besonderer Liebe sprach er von seinen Eltern und seiner ganzen Familie, war aber zugleich davon überzeugt, daß sie alle, insbesondere auch schon sein jüngster Bruder, gestorben seien. Es hatte fast den Anschein, als ob er während seines Aufenthalts unter den Wilden das Maß für die Zeit verloren habe, wenigstens hielt er sich für sehr alt, ungeachtet er in Wirklichkeit erst 30 Jahre zählte. Er verschweigt es nicht, daß er gern bei den Wilden geblieben wäre, und obgleich er mit seiner Rückkehr von dort einverstanden ist, so scheint er doch in keiner Weise glücklicher oder zufriedener zu sein.

Der Name des Stammes, welcher ihn aufgenommen halte, ist Macadama. Derselbe hat keine besondere Häuptlinge. Alle erwachsenen Männer haben gleiche Rechte. Er sagte, daß sie stark und kräftig seien, fügte aber unmittelbar mit einem gewissen Stolz hinzu, daß auch er stark und selbst stärker als die Wilden gewesen sei; andererseits aber erkannte er wiederum an, daß wenn er auch ein guter Schwimmer und Taucher sei, sie ihn doch darin bei Weitem übertroffen hätten.

Die Nahrung der Schwarzen besteht hauptsächlich aus Fischen, Schildkröten, den Eiern von Schildkröten und Alligatoren, Wurzeln und einigen Baumfrüchten. Selten gelingt es ihnen, sonst ein Thier zu fangen. Die Hauptbeschäftigung der Männer ist Fischfang, während die Frauen die Wurzeln suchen und glücklich sind, wenn sie Honig von wilden Bienen finden. In der Kunst des Fischfangs haben sie es nicht weit gebracht. Noch kennen sie keine Netze und keine Angel. Die größeren Fische tödten sie mit der Harpune, welche sie aus ihren Booten werfen, die kleineren stechen sie mit einem Speer, welcher eine dreigetheilte Spitze hat.

Ihre Boote arbeiten sie unmittelbar aus dem Baumstamme selbst. Dazu bedienen sie sich einer Art Messer, welche sie aus den eisernen Bänden der an die Küste geworfenen Tonnen anfertigen. Aus diesen Bänden machen sie auch die Spitzen ihrer Speere und die Haken ihrer Harpunen. Narcisse Pelletier rühmte sich, zwei solcher Boote angefertigt zu haben.

Die Zahl der Frauen scheint größer als die der Männer zu sein, wenigstens hat jeder Mann zwei bis fünf Frauen in seinem Gefolge. Die Stellung dieser ist eine sehr untergeordnete. Während man für Mann, Bruder, Sohn besondere Worte hat, giebt es für Frau nur ein Wort: Beycheynumma, welches zugleich Frau, Mutter und Tochter bedeutet. Für Ehemann und ebensowenig für Ehefrau giebt es einen Ausdruck. Die Verbindung der Geschlechter ist rein thierischer Art. Der Stärkere hat das Recht auf die Frauen. Oft giebt der Besitz einer Frau Veranlassung zu harten Kämpfen zwischen den Männern, aber auch unter den Frauen kommt es zu heftigen Streitigkeiten um den Besitz eines Mannes. Immer liegt diesen Kämpfen Eifersucht zum Grunde. Sie erfolgen regelmäßig, wenn der Mann einer der Frauen einen entschiedenen Vorzug schenkt.

Die Männer tragen gar keine Kleidung und nehmen auch in der Nacht keine Decke irgend einer Art. Die Frauen bekleiden sich auch nur mit einem leichten Flechtwerk aus Bast, welcher von der Brust bis etwa an die Knie reicht.

Häuser kennt man nicht, nicht einmal Hütten. Bei Regenwetter wird Zuflucht unter den Zweigen der Bäume oder an einem geschützten Platz gesucht. Pelletier versicherte, daß die Leute nicht durch Frost litten, weil sie stets ihr Feuer brennend erhalten. Am Bord des Schiffes fühlte er sich unbehaglich und kalter Wind war ihm besonders unangenehm. Wie alle Wilden verstand er die Kunst, durch Reiben zweier Hölzer Feuer anzuzünden.

Die Eingeborenen leben — nach Pelletier's Angabe — unter sich sehr friedlich. Niemals hat er gesehen, daß ein Stammesgenosse den andern tödtete, dagegen kämen Kämpfe unter den verschiedenen Stämmen vor. An einem solchen Kampf hat er selbst Theil genommen. Der Stamm der Echaus habe nämlich einige Männer der Macadamas getödtet gehabt. Dafür hätten diese Rache geübt, die Echaus in einer regnigten Nacht im Schlaf überfallen und eine größere Anzahl niedergemacht. Er selbst habe zwei Echaus mit dem Speer getödtet.

Von einem höhern Wesen haben die Eingeborenen keine Idee; für Religionsübung auch keine Form.

Die Todten werden mit Stricken auf den Zweigen eines Baumes oder einem rohen Gestell von Holz befestigt den Strahlen der Sonne ausgesetzt und trocknen zu Mumien aus.

Pelletier bezeichnet die Behandlung, welche ihm die Wilden haben angedeihen lassen, als eine sehr freundliche, und er glaubt, daß sie auch gegen alle übrigen Weißen nicht anders handeln würden. Vor diesen selbst haben sie keine Furcht, aber desto größere vor ihren Feuerwaffen.

Sie sind keine Menschenfresser und Pelletier vermuthet, daß es alle in dieser Gegend lebenden Stämme nicht sind. (Wogegen jedoch manche andere Erfahrungen sprechen.)

Schließlich erzählt er, daß er gehört habe, daß noch ein Weißer lange Jahre auf der Insel gelebt, aber bei einem Fischzuge ertrunken sei. Gesehen habe er den Mann nicht, auch könne er die Zeit nicht angeben, wann er gestorben sei.

Aus allen Erdtheilen.

Deutsche Entdeckungen am Südpol.

Diese Ueberschrift führt das Polarbülletin Nro. 111, welches der in arktischen wie antarktischen Dingen gleich unermüdliche Prof. Petermann soeben ausgegeben hat und dem wir nachstehende interessante geographische Neuigkeit entnehmen. Man wird sich erinnern, daß für die deutsche Forschung am Nordpol Albert Rosenthal unter allen Fremden und Helfern dieser Sache am meisten gethan hat, mehr als Kaiser und Reich; der Kaiser spendete für die erste deutsche Expedition 5000 Thlr., für die zweite 2000 Thlr. (so viel wir uns erinnern können, denn das Bremer Comite hat bis jetzt noch keine Rechnung über die zweite Expedition abgelegt), aber Albert Rosenthal verausgabte für die Forschungen von Dorst, Bessels, Henglin mindestens 31,000 Thlr.

Wie Rosenthal's Interesse und Opfer sich am Nordpole von belangreichen Resultaten, anregend und eingreifend erwiesen haben, so sind auch seine Entdeckungen am Südpol seit langer Zeit und unter allen seefahrenden Völkern die ersten wieder, die die Erdkunde zu verzeichnen hat. Als Director der Deutschen Polarschifffahrtsgesellschaft in Hamburg veranlaßte er die Aussendung einer von dieser Gesellschaft ausgerüsteten Expedition, die sich in den Jahren 1873 bis 1874 nach dem südlichen Eismeere begab, von deren geographischen Resultaten die geographische Welt indeß bisher nicht mehr erfahren hat, als in der letzt erschienenen Lieferung der neuen Ausgabe von A. Stieler's Hand-Atlas von Petermann publicirt worden ist. Wir verweisen besonders auf den Special-Carton der Süd-Shetland- und Süd-Orkney-Inseln im Maßstabe von 1 : 10,000,000, jenes Kartenblattes, auf dem diese neuen Entdeckungen in größerm Maßstabe verzeichnet sind, als auf dem Hauptblatt.

Das Schiff „Grönland" der Deutschen Polarschifffahrtsgesellschaft war unter dem Commando des Capitän Dallmann am 22. Juli 1873 von Hamburg aus in See gegangen, durchfuhr den Nord- und Südatlantischen Ocean und drang alsdann südlich vom Cap Horn ins Eismeer ein. Hier hatte der englische Walfischfänger Biscoe im Jahre 1832 eine nach ihm benannte Inselgruppe entdeckt, und dahinter ein ausgedehntes hohes Land, Graham Land genannt. Dasselbe war jedoch bisher in allen englischen Admiralitäts- und anderen Karten nur durch eine 4 bis 5 Breitengrade durchlaufende Küstenlinie roh angedeutet gewesen. Capitän Dallmann mit dem deutschen Schiff verdanken wir den ersten genauern Aufschluß über einen Theil dieses ausgedehnten Landes. Er drang über die Stelle vor, wo nach Biscoe die Küstenlinie sich befand, lief in einen Hafen ein, jetzt Hamburg-Hafen genannt, entdeckte, wo Biscoe zusammenhängendes Land vermuthet hatte, eine 15 bis 18 Seemeilen breite Straße (Bismarck-Straße), die sich zwischen hohen Ufern weithin erstreckte, so weit das Auge reichte, und davor einen gegen 60 Seemeilen ausgedehnten Archipel von Inseln, denen der Name Kaiser-Wilhelm-Inseln beigelegt wurde. Zwei andere tief einschneidende Buchten und Inlets nebst vielen anderen Inseln wurden entdeckt und auf der Karte niedergelegt. Die Details sind auf der angeführten Karte ersichtlich.

Europäische Wissenschaft in Siam.

Arthur Schuster, welcher an der Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß in Siam Theil nahm, schreibt über das Interesse, welches die Siamesen an europäischen Wissenschaften zu zeigen beginnen, folgendermaßen an die englische Wochenschrift „Nature": „Auf unserm Wege nach dem Observatorium, welches in Bangkok errichtet war, mußten wir uns 24 Stunden in Bangkok aufhalten, bis der Dampfer zu unserer Weiterbeförderung bereit war. Zufällig kam an diesem Abend die „Jung-Siamesische Gesellschaft" in das Haus, wo wir uns versammelten, und ich wurde von den Mitgliedern ersucht, eine Vorlesung über Spectralanalyse und ihre Anwendung bei Sonnenfinsternissen zu halten. Herr Alabaster fungirte als Dolmetscher. Die Siamesen hörten mit der größten Aufmerksamkeit zu und nach den Fragen zu schließen, die sie am Schlusse der Vorlesung an mich richteten, hatten sie die Sache völlig verstanden. Es giebt ein ins Siamesische übersetztes Lehrbuch der Chemie, in dem sie schon über Spectralanalyse gelesen hatten. Gegenwärtig ist Se. königl. Hoheit Tschau fa Maha Mala, Oheim des Königs, der Hauptastronom in Siam. Er zeigte mir die Methode, wie er die Zeit und Dauer der Sonnenfinsterniß für Bangkok bestimmt hatte.

Am Tage der Sonnenfinsterniß wurden mehrere Teleskope, deren eines Herr Janssen dem Könige geliehen, vor dem Palaste auf der Wiese aufgestellt. Die genaue Zeit des Ein- und Austritts für Bangkok war von Herrn Alabaster und Capitän Bush bestimmt worden. Als die Totalität nahe war, hielt der König eine Anrede an die Mitglieder seiner vollzählig versammelten Familie und erläuterte ihnen, warum man Sonnenfinsternisse beobachte und so viel Geld für diesen Zweck ausgebe. Seine Majestät beobachtete die Corona und die Protuberanzen durch ein Teleskop, schrieb eifrig nieder, was er sah, und zeichnete eine Skizze der Protuberanzen. Einem der Prinzen hatte er den Auftrag gegeben, eine Photographie der Corona zu nehmen. So erhielt man zwei Photographien, welche keineswegs jenen nachstanden, die im europäischen Observatorium von Bangtelne hergestellt waren. Die Originalnegative sind nach England als Geschenk des Königs an die Royal Society gesandt worden.

In unserm Lager zeigten die Siamesen ein großes Interesse an der Verfinsterung. Der Eifer, mit welchem der Exregent durch das Teleskop schaute, contrastirte in charakteristischer Weise mit der Gleichgültigkeit seines europäischen Secretärs, welcher während der Totalität zu Bette ging.

Der König von Siam erklärte uns, daß er sich nicht für einen Astronomen ausgebe, und ich war daher sehr erstaunt, als ich später wahrnahm, daß er während seiner Reise nach Calcutta Beobachtungen mit dem Sextanten gemacht und die Position des Dampfers bestimmt hatte.

Doch erstreckt sich der wissenschaftliche Geschmack der Siamesen nicht bloß auf Astronomie. Wangna, der zweite König, ist ein Mineralog; die Gegend, in welcher er lebt, giebt ihm vollauf Gelegenheit, seinem Lieblingsstudium nachzukommen. Er besitzt eine große Mineraliensammlung und hat ein hübsches chemisches Laboratorium, in welchem er Analysen macht.

Sehen wir nun, was die Siamesen alles noch für die Wissenschaft thun wollen.

Der König hat Dr. Gowan damit beauftragt, ein Observatorium zu erbauen, in welchem Barometer- und Thermometerbeobachtungen gemacht werden sollen. Ebenso sollen Fluth- und Regenmessungen angestellt werden. Von England aus sind verschiedene Teleskope und Spectroskope nach Siam unterwegs. Im Palast will man ein chemisches Laboratorium errichten. Des Königs Leibgarde wird von Herrn Alabaster in Aufnahmen des Landes unterrichtet.

Das Alles zeigt, daß die Siamesen ein großes Interesse für die Wissenschaften hegen. Die Leichtigkeit, das Schwierige zu überwinden, stellt sich mit der großen Liebe zur Sache

schon ein und so wollen wir hoffen, daß die Siamesen nicht nur als Dilettanten sich den Wissenschaften hingeben, sondern ernst mit denselben befassen. Viele von ihnen wollen nach Europa gehen, um dort zu studiren.

Einnahmen der Kulis in den britischen Besitzungen.

In der Parlamentsverhandlung vom 19. Juli dieses Jahres gab der englische Colonialminister Earl Carnarvon folgende Erklärung über die Lage der Kulis in den britischen Besitzungen in Folge einer Interpellation ab:

Sowohl auf den Schiffen wie auch in den Colonien, wohin sie geführt werden, genießen die Kulis ganz besondern Schutz, unter dem sie sich trefflich befinden. Unter allen Umständen sei ihnen freie Rückfahrt gesichert; in vielen Fällen machten sie indessen von diesem Rechte keinen Gebrauch, sondern blieben lieber in der neuen Heimath, was ganz erklärlich sei. In Indien oder China verdienen sie täglich 1 Penny bis 2 Pence und seien damit dem Hungertode nahe; in den Colonien verdienen sie dagegen 1 Schilling und darüber. Wie wohl sich die Kulis bei der Arbeit in den Colonien befinden, geht daraus hervor, daß z. B. im Jahre 1874 2100 Kulis von Britisch-Guiana nach der Heimath zurückkehrten und 64,000 Pf. St. in Gold mitnahmen; 1872 kehrten 92 zurück und nahmen 24,700 Pf. St. mit. Aus Trinidad kehrten 1872 400 Kulis mit 11,500 Pf. St. heim, 1874 330 mit 10,000 Pf. St. Ueberdies waren 46,000 Pf. St., den Kulis gehörig, in der Bank niedergelegt. Aus Mauritius sandten Kulis im Jahr 1872 24,000 Pf. St. nach der Heimath; 1873 kehrten 619 heim und nahmen 8500 Pf. St. mit. In dem Zeitraum von 1860 bis 1871 haben Kulis in Mauritius die gewaltige Summe von 93,400 Pf. St. in Grundbesitz angelegt. — Solchen Thatsachen gegenüber ist das Geschrei von Kulimißhandlung wenig am Platze. Uebrigens gab der Minister zu, daß einzelne Mißbräuche vorkommen; namentlich sei die Behandlung der Kulis auf portugiesischen Schiffen nicht immer die beste.

Inhalt: Im Siebenbürger Goldlande. (Mit drei Abbildungen.) — Geschichten aus Alt-Japan. I. (Mit einer Abbildung.) — Streifzüge im südlichen Norwegen. Von Dr. David Brauns. VI. (Schluß.) — Kleinrussische historische Gedichte. — Auf dem Markte zu Berbera. — Siebenzehn Jahre unter australischen Wilden. — Aus allen Erdtheilen: Deutsche Entdeckungen am Südpol. — Europäische Wissenschaft in Siam. — Einnahmen der Kulis in den britischen Besitzungen. — (Schluß der Redaction 10. August 1875.)

Herausgegeben von Karl Andree in Leipzig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Wir bringen den Lesern des Globus die Trauerkunde von dem am 10. August erfolgten Hinscheiden des hochverdienten Begründers und Herausgebers dieser Blätter, unseres treuen Freundes

Dr. Karl Theodor Andree.

Er starb in Wildungen, wo er Heilung von längeren Leiden hoffte, im 67. Lebensjahre. Den Globus hat er ununterbrochen während seines vierzehnjährigen Bestehens redigirt bis zur heutigen Nummer, die von seinem Sterbebette aus abgeschlossen wurde.

Später bringen wir einen ausführlichen Nekrolog.

Braunschweig, den 12. August 1875.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 9.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern begründet von

Karl Andree.

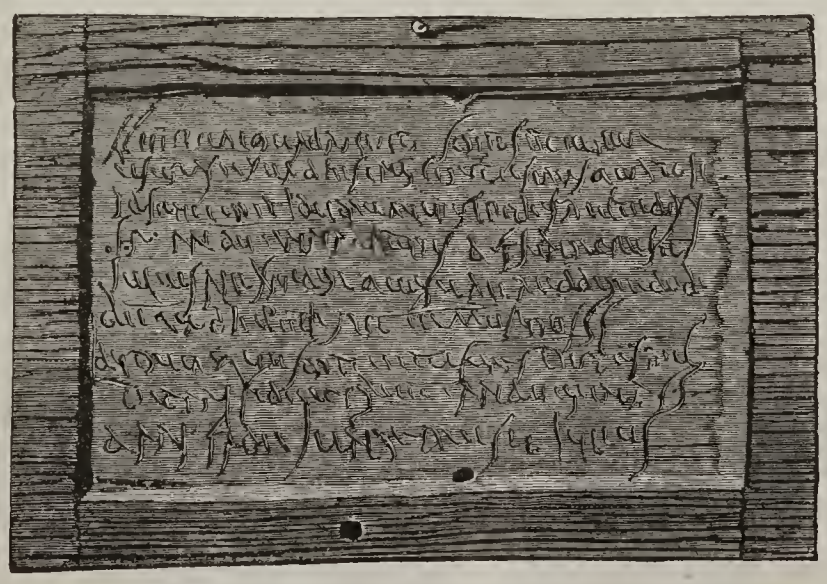
Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Römische Ueberreste in Siebenbürgen.

Wir wissen, daß in den Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung das zahlreiche Volk der Daken in Siebenbürgen wohnte, dessen Herkunft noch nicht zweifellos erforscht ist, das aber wahrscheinlich zum keltischen Stamm gehörte. Ihr Reich erstreckte sich bis an die untere Donau und das Land ward nach ihnen Dakia geheißen. Sie drangen sogar häufig raubend und plündernd über den Strom und aus diesem Grunde sowie aus dem friedlichen Handelsverkehr, der mit den südlichen Nachbarn bestand, erklärt es sich, daß so viele griechische und altrömische Münzen bis auf den heutigen Tag in Siebenbürgen gefunden werden. Am mächtigsten war das dakische Reich am Ende des ersten Jahrhunderts. Dekebalus, der König desselben, schreckte eine Zeitlang sogar das gewaltige Weltvolk der Römer. Da bestieg aber der muthige streitbare Trajan den römischen Kaiserthron; mit großer Heeresmacht, darunter auch deutsche Schaaren, zog er gegen den Dakenkönig und überwand ihn in zwei Feldzügen also, daß Dekebalus verzweifelnd sich selbst das Leben nahm. Dakien wurde nun eine Provinz des großen Römerreichs (106 u. Chr.) und der Name der Daken verschwindet aus der Geschichte. Noch stehen aber im Muntscheler Gebirge in der Nähe des Hazeger Thales, in rauher fast undurchdringlicher Wildniß auf hohen Bergspitzen und an jähen Abhängen gewaltige Burgtrümmer, dakischer Hände Werk, und fast alljährlich geben geheimnißvolle Hügelgräber, ja selbst die Furchen des Ackers unter der Arbeit des Pflugs bronzene Streitäxte, Speerspitzen, Messer, Sicheln und mannichfaches anderes Geräth ans Tageslicht, dessen Anfertigung und Gebrauch den Daken zugeschrieben wird.



Römische Wachsschreibtafel.

Die Römer bemächtigten sich des eroberten Landes und riefen zahlreiche Ansiedler aus ihrem ganzen Reiche in dasselbe, auf daß römische Bildung die Barbaren zähme. Auch germanische Stämme wurden später auf dem eroberten Boden angesiedelt. Römische Beamte verwalteten das Land, römisches Kriegsvolk beschützte es, römisches Gesetzt galt in demselben. Die neuen Herren, die eifrig die Schätze des Landes, Salz und Metalle, gewannen — 280 Pfund rei-

nes Gold floß wöchentlich in die kaiserliche Schatzkammer —, legten viele neue Pflanzstädte an und verbanden sie durch starke Kunststraßen, deren Spuren man noch findet. Die Hauptstadt war Ulpia Trajana, an der Stelle der dakischen Königstadt Zarmizegethusa, im Hazeger Thal, wo jetzt das arme wallachische Dorf Gredischtje liegt (dieser Name ist slavisch und bedeutet Burg). Weit verbreitete Trümmer von bemoosten Mauern und Gewölben, Ueberreste von Tempeln und Amphitheatern, Spuren von Wasserleitungen, zahlreiche Inschriftsteine und Bildsäulen sprechen noch jetzt von dem alten Glanz der Hauptstadt.

Länger als anderthalbhundert Jahre blieb Dakien in

Römisches Mausoleum aus Trajan's Zeit in eine Kirche verwandelt. In Demsus bei Hazeg.

harter römischer Knechtschaft. Kaiser Aurelian endlich räumte das von allen Seiten durch Barbaren bedrohte Land (im Jahre 274), führte die Römer, die Truppen sowohl als die Provinzialen, hinweg und siedelte sie am rechten Donauufer im obern Mösien an, das von nun an den Namen Dakia führte. Die römische Bevölkerung und römische Bildung im alten Dakien hörte völlig auf; nur Trümmer blieben zurück und nicht einmal ein römischer Städtenamen hat sich im Volksmunde erhalten. (Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen I, 5.)

Der südwestliche Winkel des Landes, welcher die meisten römischen Ruinen birgt, und zumal das Thal des Strel, ist reich an ihnen.

Und neben die Ueberreste aus der Römerzeit stellen sich

gerade in diesem Winkel Siebenbürgens Ruinen aus dem Mittelalter, die gleichfalls für die Geschichte des Landes von hoher Bedeutung sind. In einem der Seitenthäler der Maros erhebt sich auf steilem Kalkfelsen die malerische Burg, welche nach dem berühmten Hunyadi benannt ist, zwar arg zerfallen und vom Feuer beschädigt, aber noch immer von großartigen Verhältnissen und imponirend durch die gewaltigen mächtigen Formen. Am Fuße des Felsens, auf dem die Burg steht, vereinigen sich zwei Flüsse, und in bedeutender Höhe führte einst eine luftige Brücke von dem steilen Rande nach dem Eingange zu diesem königlichen Sitze. Jetzt ist von alledem nichts mehr vorhanden, als die Balken der Zugbrücke unmittelbar vor dem Eingange. Nun durchschreitet man große Hofräume und langgedehnte Gänge, die zu Gemächern mit hohen Bogenfenstern führen, unter denen das Wasser in der Tiefe dahinrauscht; man schlendert nach der nun zerfallenen entweihten Capelle und besichtigt die großartigen Keller, die einst reiche Vorräthe würzigen Siebenbürger Weines bargen. Von der breiten königlichen Terrasse schaut man hinaus weit über die Ebene und je länger der Blick selbst über den Ort und die Landschaft schweift, desto trüber werden die Gefühle. Es sind hier so viel Reste einstiger Pracht und Herrlichkeit, daß es peinlich ist, wie das alles ohne Schutz und Schirm gelassen und ohne die geringste Fürsorge den wilden Naturgewalten preisgegeben wird, die an Allem schonungslos, unausgesetzt und erbarmungslos ihre zerstörende Kraft ausüben.

In der Nacht des 12. April 1854 brach hier in einem

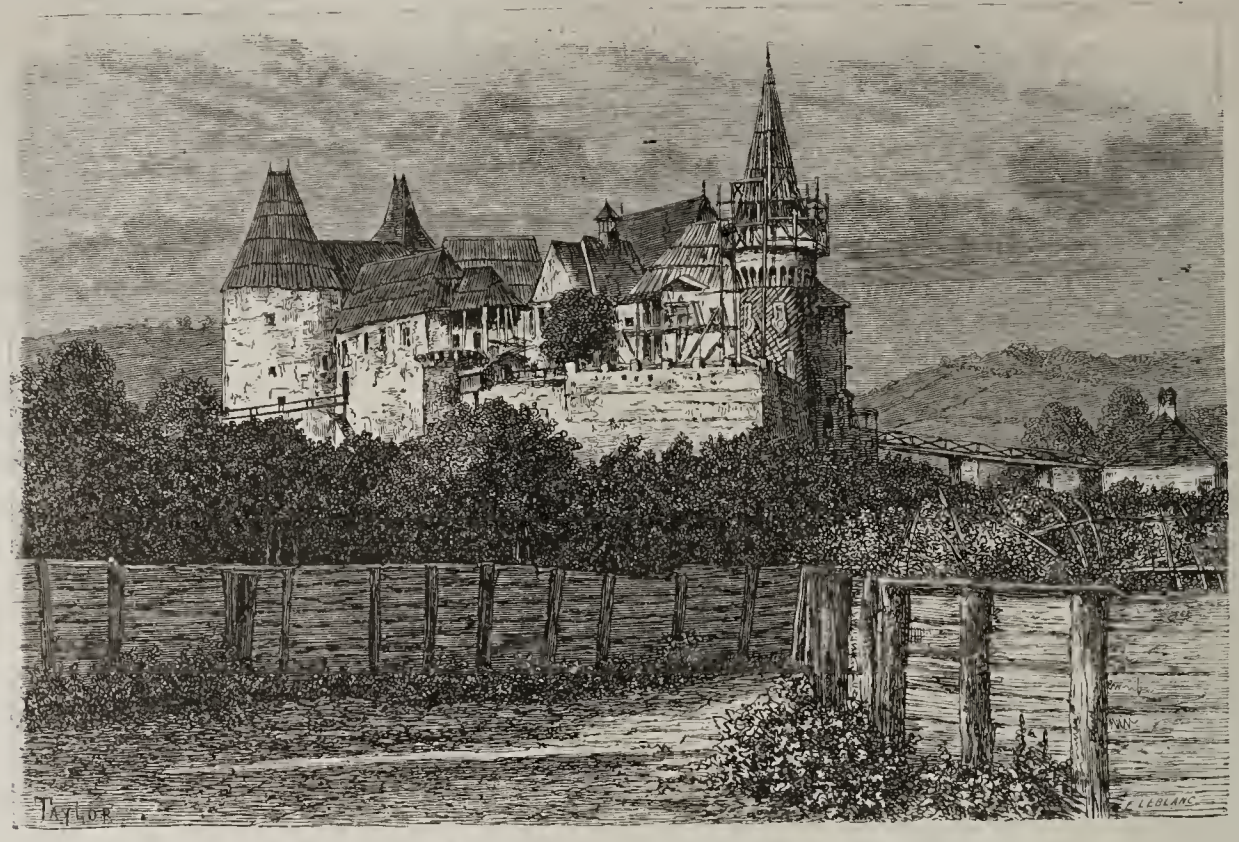
Rumänische Kirche in Zeykfalva (Thurm auf römischer Grundlage).

der Thürme Feuer aus und machte, mit erschreckender Schnelligkeit sich ausbreitend, das schöne Schloß zu dem, was es jetzt ist, zu einer trostlos öden Stätte. Da und dort wurde ein Nothdach errichtet um den Regen einigermaßen von den Gemächern im Innern abzuhalten; außerdem ist aber nichts geschehen. Es befindet sich hier ein prachtvoller gewölbter Rittersaal mit steinernen Säulen seiner ganzen Länge nach, der im Jahre 1452 erbaut wurde. Feuchtigkeit und Schnee dringen durch die Fenster ein und der von oben herabsickernde Regen lockert das Gefüge der Steine. Stück auf Stück löst sich und fällt ab. Wahrlich, es ist ein Jammer, aber auch eine Schande ist es, daß dem so sein kann. Wird dem nicht abgeholfen, so stürzt das Ganze zusammen. Dank dem Feuer, welches in manchen Gemächern die Kalkschichten des Bewurfs loslöste, kamen Figuren und Landschaften zu Tage, mit denen ursprünglich die Wände bemalt waren. Aber auch für die Erhaltung dieser interessanten Werke geschieht nichts und so erscheint Vayda Hunyad als eine trostlose Ruine, die ihrem gänzlichen Verfall entgegengeht. Hier kann man beobachten, wie ein stolzer Bau gänzlich zu Grunde geht und hier wird uns klar, wie aus einem fröhlichen, einst mit aller Pracht ausgestatteten Sitze ein kahles, ödes Gemäuer werden kann, an dem nichts mehr übrig ist als der nackte Stein. Ein anderes gleichfalls in Ruinen liegendes Schloß dieser Gegend ist das berühmte Deva im Marosthale.

Südlich von Deva führt die Eisenbahn an dem alten Thurm von Zeykfalva vorüber, der, römischen Ursprungs, in einen wallachischen Kirchthurm verwandelt wurde. Ebenso verhält es sich mit dem Kirchthurm von Voldogfalva am

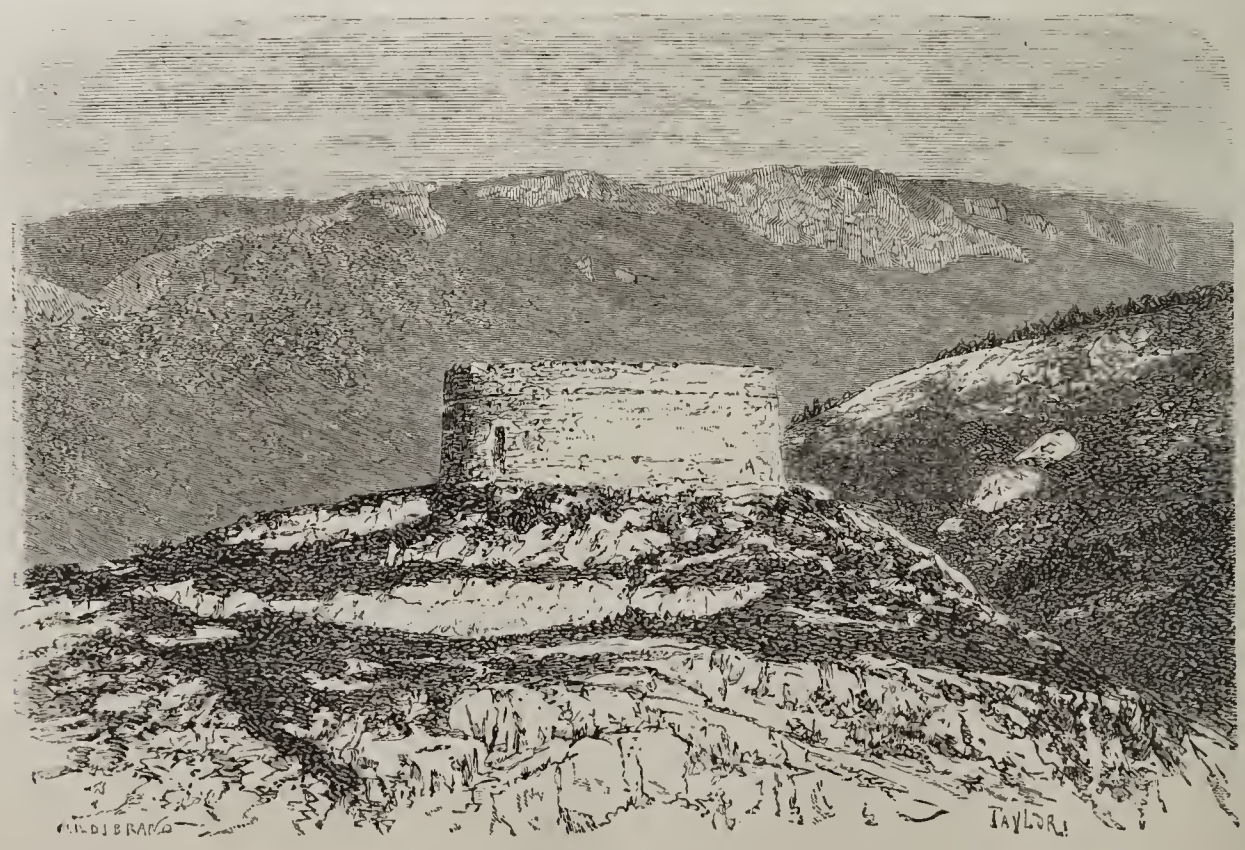
Eingange der reichen Hazeger Ebene. Etwas weiter nach Osten, im Seitenthal von Demsus, ist gleichfalls ein altrömisches Mausoleum aus Trajan's Zeit in eine christliche Kirche umgeschaffen worden. Auch das erwähnte Zarnizegethusa lag in dieser Gegend, das eiserne Thor, den Eingang des Landes von Westen her, überwachend.

Da, wo einst all diese römische Herrlichkeit sich brüstete, sehen wir heute das wohl bevölkerte, aber arme und schlecht



Schloß Vayda Hunyad in Siebenbürgen. Nach einer Photographie.

cultivirte Hazeger Thal. Um ihm aufzuhelfen ließ die Regierung eine Zweigeisenbahn hier bauen, hauptsächlich in der Absicht um dem wirklich großartigen Steinkohlenreichthum der Gegend Absatz zu verschaffen. Ihr Hauptfundort ist Petroseny. Diese Eisenbahn wird hoffentlich wieder Leben in das einst so reiche Land bringen und die alten Römerruinen werden dann nicht mehr in die traurige Hazeger Ebene, sondern in ein reiches Industrieland hinein schauen.



Thurm aus der Römerzeit im Stralthale bei Hazeg. (Südwestl. Siebenbürgen.)

Als römische Alterthümer von der allergrößten Seltenheit gelten die Wachsschreibtafeln, welche im Klausenburger Museum aufbewahrt werden. Im Jahre 1855 stießen die Bergleute in den Kirnikruinen bei Verespatak auf einen alten Schacht, der seit Jahrhunderten verlassen und zugeschüttet war. Das letzte lebende Wesen, welches hier unten gearbeitet hatte, war ein römischer Soldat gewesen. Von jener Zeit an bis zu dem Tage, an welchem der Schacht von Neuem geöffnet wurde, war alles genau so geblieben, wie es der letzte Arbeiter hier verlassen. Bei seinem Eintritte in den Schacht entdeckte der moderne Bergmann, während er beim Scheine des Grubenlichts den Ort durchsuchte, kleine

auf dem Boden liegende Holztäfelchen. Wie sich herausstellte waren sie unzweifelhaft das Notizbuch des römischen Bergbauaufsehers, der sie hier entweder verloren oder vergessen hatte. Diese Triptycha (aus drei Täfelchen bestehende Notizbücher) werden von Charles Boner auf folgende Weise beschrieben. Die drei Theile waren durch Spaltung eines Stückes Tannenholz von etwa zwei Zoll Stärke gebildet; die Oberfläche eines jeden Theils war nicht geglättet, damit sie beim Zusammenfügen genau wieder auf den Spaltflächen zusammenpaßten. Dann wurde jedes Täfelchen auf der Innenfläche ein wenig ausgehöhlt, so daß ringsherum ein Rand blieb, gerade wie bei einer gewöhnlichen Schiefertafel. Dieser Rand diente zum Schutze der auf der Innenfläche befindlichen Schrift. Die innere Fläche wurde nämlich mit einer dünnen Schicht überzogen, die aus Wachs und Harz gemischt war, auf welche dann mit einem Griffel (Stylus) die Notizen geschrieben wurden. Die drei Täfelchen, nach moderner Anschauung Blätter des Buches, wurden durch eine Schnur oder einen Riemen, der durch ein am Rande jedes Täfelchens angebrachtes Loch gezogen wurde, zusammengeheftet und bildeten so ein geschlossenes Buch. Von außen war das Ganze hübsch geglättet, so daß es wie eins unserer gebundenen Bücher aussah. Folgende Exemplare solcher Triptychen sind bisher aufgefunden worden: 1. Protokoll betreffend die Auflösung eines Leichenvereins im Jahre der Stadt 919 (167 n. Chr.). Diese Urkunde befindet sich im Nationalmuseum in Pest. 2. Vertrag über den Verkauf eines Sklaven (142 n. Chr.), aufbewahrt zu Blasendorf in Siebenbürgen. 3. Verkaufsurkunde über ein sechsjähriges Mädchen (139 n. Chr.). In Pest. 4. Schuldschein über 60 Denare vom Jahre 162 n. Chr. In Pest. 5. Urkunde den Verkauf eines Hausantheils betreffend vom Jahre 159 n. Chr. In Pest. 6. Ein in griechischer Sprache verfaßter Schuldschein, welcher jedoch dem römischen Gesetze entspricht. In Karlsburg. 7. Schuldschein über 140 Denare vom Jahre 162 n. Chr. 8. Vertrag über eine Arbeit vom Jahre 164 n. Chr. 9. Vertragsschrift vom Jahre 131 n. Chr. Die letzteren drei in Klausenburg.

Burg Koltz in Siebenbürgen. Nach einer Photographie.

Da diese Tafeln von der Atmosphäre abgeschlossen tief im Innern des Berges lagen hat sich das Holz derselben gut erhalten. Gleich nach ihrer Auffindung wurden sie von einem jüdischen Händler erworben, der mit erstaunlicher Geschicklichkeit und Genauigkeit Nachahmungen davon machte und ein echtes und ein unechtes Triptychum dem britischen Museum zum Verkauf anbot. Die Fälschung wurde aber glücklicherweise erkannt.

Geschichten aus Alt-Japan.

II.

Fuchs- und Dachsgeschichten. — Der Geist von Sakura. — Das Schwärzen der Zähne.

Reich sind die Mittheilungen des Werkes über den Aberglauben in Japan. Katzen, Füchse und Dachse werden mit abergläubischer Ehrfurcht und Scheu betrachtet. Man glaubt, daß sie menschliche Gestalt annehmen können, um die Leute zu behexen. Indessen arbeiten sie, wie die Feen in unseren europäischen Erzählungen, sowohl für gute wie für böse Zwecke. Wer ihnen einen wichtigen Dienst leistet, verschafft sich in ihnen mächtige Bundesgenossen. Aber wehe dem, der ihnen Schaden zufügt! — er und die Seinigen werden jedenfalls dafür leiden müssen. Ueber die ganze Welt, scheint es, werden Katzen und Füchse als unheimliche Thiere betrachtet; aber daß die Dachse auch einen Platz im Feenlande haben, ist ganz neu. Die Insel Schikoku, die südlichste der großen japanischen Inseln, scheint derjenige Theil des Reichs zu sein, in welchem dem Dachse die größte Verehrung gezollt wird. Beim Herannahen der Dämmerung legt sich der Dachs an einem einsamen Ort auf die Lauer und wartet auf die Wanderer, welche von der Dunkelheit überfallen werden; so wie einer erscheint, holt das Thier tief Athem, bläht seinen Bauch auf und trommelt sehr leise darauf mit seiner geballten Pfote, wodurch er so bezaubernde Töne hervorbringt, daß der Wanderer nicht widerstehen

kann, dem Klange zu folgen, welcher irrlichtergleich sich entfernt und dann wieder wie er selbst vorwärts schreitet, bis er ihn ins Verderben gelockt hat. Die Liebe ist jedoch der mächtigste Hebel, welchen die Katze, der Fuchs und der Dachs alle gleich oft in Bewegung setzen, um den Menschen in Schaden zu bringen. Kein Deutscher ersann eine Wassernixe, die einnehmender gewesen wäre, als die schönen Jungfrauen, von denen der Ritter der japanischen Romanzen angefallen wird: „Der wahre Held erkennt das Ungeheuer und erschlägt es; der schwächere Sterbliche giebt nach und unterliegt.“

Die japanischen Geschichtenbücher sind voll von Erzählungen über die Streiche dieser Geschöpfe, welche wie unsere „Weiße Frau“ selbst in den Annalen alter Adelsfamilien eine Rolle spielen.

Als Typus einer Geistergeschichte wollen wir die Analyse der Erzählung geben, welche das Gespenst von Sakura betitelt ist. Sie wirft ein helles Licht auf die ehrlichen, fleißigen aber oft bedrückten Bauern und ihr Verhältniß zu den großen Landeigenthümern. Ein Mitglied der vornehmen, reichen Hottafamilie, Namens Kotsuké no Suké Masanobu, Herr des Schlosses Sakura, drückte seine Pächter durch harte Frohnden und brachte sie dadurch in die größte Armuth, so daß sie sich endlich auflehnten und beschlossen ihre Klagen vor den Taikun zu bringen. An ihre Spitze trat der Bauer Sogoro, welcher die von den Vorstehern von 135 Dörfern unterzeichnete Bittschrift auf offener Straße dem Herrscher überreichte. Der harte Schloßherr Kotsuké no Suké wurde dadurch gezwungen sein Verfahren gegen die Bauern zu ändern.

Natürlich entbrannte er nun in Rachsucht gegen den Bauern Sogoro, den er ergreifen und sammt Frau und Kindern am Kreuze sterben ließ. Sogoro ertrug als Märtyrer die furchtbare, ungerechte Strafe mit dem größten

Der Geist von Sakura.

Heldenmuth. Nach seinem Tode aber erschien er sammt den Seinigen dem Tyrannen als nächtlicher Quälgeist. Hierüber gerieth Kotsuké in solche Angst und Verzweiflung, daß er endlich von Reue zerknirscht dem Geiste seines Bauern Sogoro Abbitte leistete. Die Gespensterplage nahm nun allerdings ab, aber ein anderes Unglück stürmte auf Kotsuké ein. Er tödtete im Streite einen Edelmann des Taikun, mußte als Hochverräther fliehen und wurde zum Verluste seiner Güter verurtheilt. In seiner Herzensangst und als er erkannt, daß er nun die gerechte Strafe für die Hinrichtung Sogoro's erleide, wandte er sich an das kirchliche Oberhaupt, den Mikado, mit der Bitte Sogoro zum Landesheiligen zu erklären. Dies geschah und Kotsuké errichtete seinem Bauer einen Tempel, zu dem alle Leibeigenen zu wallfahrten begannen. Nach dieser großartigen Sühne wurde Kotsuké no Suké wieder zu Gnaden angenommen und in den Genuß seiner Güter eingesetzt. Diese Erzählung, die nicht ohne socialistischen Beigeschmack ist, gehört zu den beliebtesten in Japan.

Sehr zahlreich sind die werthvollen Commentare Mitford's in dem Buche, die überall den meisterhaften Sachkenner verrathen. So giebt er nach seltenen Manuskripten Mittheilungen über die Gebräuche bei der Geburt; er erläutert mit großer Genauigkeit das Harakir oder Bauchaufschlitzen und weiht uns in die Toilettengeheimnisse der japanischen Schönen ein. Interessant ist, was er über das Schwärzen der Zähne sagt.

In den oberen Classen schwärzen die jungen Damen ihre Zähne gewöhnlich bevor sie ihres Vaters Haus verlassen und in das ihres Gatten eintreten, und sie vervollständigen diesen Act durch das Wegrasiren ihrer Augenbrauen unmittelbar nach der Hochzeit oder doch jedenfalls nicht später als bei Gelegenheit ihrer ersten Schwangerschaft.

Der Ursprung dieses Gebrauches ist dunkel. Zum Be-

weise, daß er schon vor dem elften Jahrhundert n. Chr. G. existirte, citirt ein merkwürdiges Buch, betitelt „Tejo Sakki", oder die vermischten Schriften des „Tejo", das Tagebuch der Murasaki Schikibu. In den Tagebüchern dieser Dame steht geschrieben, daß sie am letzten Abend des fünften Jahres der Periode „Kanko" (1008 n. Chr. G.), um ihre Toilette für den Neujahrstag zu machen, sich in ihr Privateabinet zurückzog und die Mängel ihrer persönlichen Erscheinung ausbesserte, indem sie ihre Zähne schwärzte und auch sonst ihr Aeußeres schmückte.

Auch der Kaiser und die Edelleute seines Hofes haben die Gewohnheit, sich die Zähne zu schwärzen; doch stirbt bei ihnen dieselbe allmälig aus. Man sagt daß sie in Schwung gebracht sei durch einen gewissen Hanasono Arischito, der den Rang eines Sa Daijin oder „Ministers zur Linken" hatte, im Anfange des zwölften Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaisers Toba. Dieser Minister, ein Mann von sehr raffinirtem Geschmack und von großer Sinnlichkeit, rupfte sich die Augenbrauen aus, rasirte seinen Bart, schwärzte seine Zähne, puderte sein Gesicht weiß und schminkte seine Lippen roth in der Absicht, sich einer Frau möglichst ähnlich zu machen. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts schwärzten sich alle Edelleute des Hofes, wenn sie in den Krieg zogen, die Zähne, und seit dieser Zeit wurde es allgemein Sitte am Hofe. Die Anhänger der Häupter der Hojo-Dynastie schwärzten sich auch die Zähne als ein Emblem der Treue. Und das wurde die „Odawara-Mode" genannt, nach der Residenzstadt jener Familie. So wurde endlich eine Sitte, die zuerst aus der Liebe zum Vergnügen hervorgegangen war, zuletzt als das Zeichen eines guten und treuen Geistes genommen. Die Mode des Zähneschwärzens legt ihren Anhängern keine geringe Unbequemlichkeiten auf, denn die Farbe muß jeden Tag, oder doch jeden zweiten Tag erneuert werden. So sonderbar und abstoßend die Sache Einem zuerst erscheint, so lernt es das Auge doch bald, ohne Abscheu auf ein gut geschwärztes und glänzend polirtes Gebiß zu blicken. Aber wenn die Farbe sich abnutzt und in ein stumpfes Grau mit schwarzen Strichen verwandelt, dann wird der Mund allerdings sehr häßlich. Mitford theilt auch ein Receept zum Zähneschwärzen mit, welches ihm von einem sehr fashionablen Chemiker und Droguisten in Jeddo geliefert wurde, wir geben es wieder, falls bei uns Jemand es probiren will.

„Nimm drei Pinten Wasser, wärme es und gieße eine halbe Tasse Wein dazu. Lege in diese Mischung eine Quantität rothglühendes Eisen. Laß es fünf oder sechs Tage stehen, wonach sich oben auf der Mischung eine Haut oder ein Schaum bilden wird, der abgenommen und in einer Theetasse neben ein Feuer gesetzt werden muß. Wenn die Substanz warm ist, müssen pulverisirte Galläpfel und Eisenfeile hinzugethan und das Ganze wieder gewärmt werden. Die Flüssigkeit wird dann mit einem weichen Federpinsel auf die Zähne gestrichen, und noch etwas gepulverte Galläpfel und Eisenfeile hinzugefügt, und wenn man dies einige Male wiederholt hat, wird die gewünschte Farbe dasein." Es ist also weiter nichts als Tinte, die hier zum Schwärzen verwendet wird.

Ein Besuch auf den Nikobarischen Inseln.

Von **F. Ad. von Roepstorff** *).

Die Inselgruppe der Nikobaren besteht aus acht größeren und einigen kleineren Inseln. Sie liegen im Bengalischen Meerbusen zwischen 9° 15′ und 7° 45′ N., 93° 15′ und 93° 57′ O., ziehen sich in einer Linie von Südsüdost nach Nordnordwest und bilden das Vermittelungsglied zwischen dem Andamanischen und Malayischen Archipelagus. Das Klima ist durchaus tropisch, die Temperatur durchaus gleichmäßig, im Durchschnitt 28° C. Die Regenhöhe steigt über 100 Zoll. Zu Zeiten fällt ein sehr heftiger starker Regen, welcher mitunter monatelang andauert, indessen kommen in den einzelnen Jahren Abweichungen vor.

Die Inseln zerfallen nach ihrer Lage in zwei verschiedene Gruppen, welche im Mittelpunkte sich berühren. In ihrer ganzen Ausdehnung läßt sich ihr vulcanischer Ursprung erkennen, welcher mehr oder weniger deutliche Spuren seiner Thätigkeit zurückgelassen hat, je nachdem die Erhebungen in früherer oder späterer Zeit geschehen sind.

An verschiedenen Stellen hat ein von den Bergen herabgeführtes Erdreich Sumpfebenen gebildet, auf welchen in unmittelbarer Nähe des Meeres Mangrovebäume wuchern, während auf dem über die Wasserlinie sich erhebenden Boden der Pandanus auftritt.

Mit mehr oder wenigeren Unterbrechungen hat das Meer rund um die Inseln einen Korallengürtel gebildet, dessen Vorsprünge sich weit in das Wasser hineinerstrecken.

Groß-Nikobar, Klein-Nikobar und Katschall haben braunen Korallenboden; die übrigen Inseln sind dagegen mit einem eigenthümlichen, aus verschiedenen Substanzen bestehenden Erdreich bedeckt, welches einst den tiefen Meeresgrund bildete. In demselben finden sich viele kleine Muscheln und andere Gegenstände, welche dessen Ursprung deutlich erkennen lassen.

Der braune Korallenboden und die von den Bergen herabgeschwemmte Erde findet sich von Norden ab bis in der Nähe des Hafens Nankowry. Die übrigen Inseln, welche den Hafen umgeben, bestehen aus einer andern Formation, indem auf dem vulcanischen Untergrund ein fetter Lehm lagert. Hier wächst auf weiten Ebenen ein hohes Gras, in der Nähe des Meeres aber findet sich häufig ein wildes Dickicht.

Die übrigen, der südlichen Gruppe angehörigen Inseln, zu denen auch Katschall gerechnet werden muß, sind vollständig und zwar mit einem niedrigen Gestrüppwalde bedeckt.

Auf dem von der See gebildeten Boden wächst die Cocospalme; sie bildet den werthvollsten Schatz der Bewohner.

Das Innere der die südliche Gruppe bildenden Inseln ist noch völlig unbekannt; schwerlich ist jemals ein Europäer dorthin gelangt. Der dichte Wald, mit denen sie bedeckt sind, besteht aus hohen Bäumen, unter denen stachelige Kriech- und Schlingpflanzen wuchern. Kein Strahl Licht dringt durch das dichte Laubdach, und wegen Mangels an Licht kann keine Blume aufkommen. Prachtvoll ist der Blick auf den mächtigen Urwald, aber das Wohnen in seiner Nähe bringt der Gesundheit Gefahr.

*) Geographical Magazine. Februar 1875.

Im Jahre 1869 wurde die Gruppe von der Regierung Indiens in Besitz genommen und die neue Erwerbung zu einer Strafcolonie bestimmt, welche mit der großen Strafcolonie zu Port Blair auf den Andamanen verbunden wurde. Man schickte eine Abtheilung von Sipahis aus Madras, 200 Verurtheilte und eine Masse Baumaterialien. Der Transport wurde in dem Hafen Nancowry (sprich Nankaury) gelandet. Im Jahre 1874, also nach fünf Jahren, zeigte die Colonie schon ein sehr freundliches Aeußere. Man hat dieselbe auf der Nordseite des Hafens angelegt. Schon sind zwei Gebäude von Holz für die Verurtheilten und ein Krankenhaus vollendet und auch die Fundamente zu den Wohnungen der Offiziere und der Soldaten gelegt. Der Wald in der Umgebung ist niedergehauen und der Anbau von Baumwolle hat begonnen. Die Grasflächen, welche keinen Nutzen brachten und der Gesundheit schädlich waren, sind umgepflügt und in Gemüsegärten umgeschaffen, in denen schon die Rose blüht. Ebenso hat man in der Nähe der Ansiedelung die Mangrovebäume entfernt, die sumpfige Niederung entwässert und mit Cocospalmen bepflanzt. Ein Hauptgrund, weshalb die neue Unternehmung mehr Aussicht auf einen glücklichern Erfolg als frühere Versuche verspricht, ist darin zu finden, daß jetzt den Colonisten gute Wohnung und gesunde Kost gewährt wird. Da die neue Colonie mit Port Blair, woselbst, wie bemerkt, schon eine Station seit langer Zeit errichtet ist, in enger Verbindung steht, so kann von dort jeglicher Bedarf beschafft werden.

Die Cocosnüsse, welche die Colonie gebraucht, werden von den Eingeborenen geliefert. Die Zahl dieser letzteren ist nicht groß. Sie leben etwa in der Weise wie die ursprünglichen Bewohner der Pfahlbauten in den Schweizer Seen. Sie sind ein stattlicher, kräftiger Menschenschlag. Ihre Stirn ist niedrig und die Backenknochen treten stark hervor. Ein ausgewachsener Mann hat etwa die Größe von 5 Fuß 6 bis 9 Zoll. Sie sind vollständig verschieden von den Malayen und Birmanen und vielleicht mit den Bergbewohnern von Formosa verwandt. Doch das bleibt noch näher zu ermitteln, insbesondere auch in sprachlicher Hinsicht. Ihre Wohnstätten haben sie auf Korallenboden errichtet und zwar an solchen Stellen, wo der Korallengürtel eine Lücke hat; die Zugänge durch die Korallenriffe sind durch Pfähle markirt.

Die Wohnungen also stehen auf Pfählen, sind rund und haben eine kuppelartige Bedachung. Die Meeresfluthen spülen die Abfälle des Haushalts fort. Die Bauten sind gut ausgeführt und werden sehr sauber gehalten. In einem Bau leben mehrere Familien, welche in der Regel mit einander verwandt sind und bilden in gewisser Hinsicht eine gemeinschaftliche Wirthschaft. Die Arbeiten sind unter Alle vertheilt. Der Flur ist getheilt; an seiner Seite liegen einige Kammern und die Lagerstätten, in welchen man Matten zur Bedeckung und kleine Holzstücke zur Unterlage für den Kopf findet. An den Wänden sind die Speere und Ruder aufgehängt. In langen Reihen werden die Kinnbackenknochen von Schweinen symmetrisch geordnet, ebenso die Löffel und andere den Bewohnern werthvolle Sachen aufgestellt.

Den Eingang bildet eine Oeffnung, durch welche man unmittelbar auf den Flur gelangt. Ihr gegenüber liegt der Kochplatz; um ihn haben die älteren Frauen ihren Aufenthalt. Dieser Raum, wie überhaupt das Ganze, wird sehr sauber gehalten. Große Töpfe stehen am Feuer, in denen das Pandanusbrot bereitet wird; dieses und Fische sind das Hauptnahrungsmittel. Die Zubereitung des Pandanusbrots (Larome) ist eine mühsame und schwere Arbeit, die lediglich den Frauen obliegt. Einige Fuß unter dem Flur sind Abschläge für Geflügel und für Schweine aufgehängt. Die Frauen haben keine ansprechende Gesichtszüge und tragen das Haar kurz abgeschnitten. Ihre Kleidung besteht aus einem kurzen, nur einige Fuß langen Hemde von blauer Farbe. Die Männer tragen ihr Haar lang und ihre ganze Kleidung besteht aus einem Streifen Zeug, welches sie um ihre Hüften schlingen und zwischen den Beinen durchziehen; der Streifen Zeug hängt wie ein Schwanz an ihrem Rücken. Diese Sitte hatten sie schon im Jahre 1647, denn der Schwede Keoping, welcher damals bei den Inseln Anker warf, erzählt, daß er Menschen mit Katzenschwänzen dort gesehen habe. Linné hat diese Angabe für wahr gehalten; in der Entfernung gesehen hat die Sache allerdings das Aussehen eines Schwanzes.

Die Eingeborenen sind sehr abergläubisch und ihre Wohnungen sind mit allerlei Arten von Figuren und Bildern angefüllt. Auf einigen dieser Bilder ist die Sonne und der Mond in der Weise dargestellt, als ob sie auf die Erde hinabblicken. Vögel schweben über den Hütten, in denen Menschen tanzen. Auf dem Boden sind die Gestalten von Schweinen und Hühnern sichtbar und im Wasser spielende Fische. Eines dieser interessanten Bilder ist im letzten Jahre nach Stockholm gesendet worden.

Der Sonne und dem Monde wird eine abergläubische Gewalt zugeschrieben. Ihnen bringt man durch Priester Opfer dar. Diese bilden eine besondere Kaste, behaupten, daß sich ihre Kraft von Vater auf Sohn vererbe und versichern, daß sie Geister sehen könnten, die von den Eingeborenen selbst sehr gefürchtet werden. Dies ist besonders hinsichtlich der „Manes“ der Fall. Wenn sich der Glaube verbreitet, daß ein Ort von einem bösen Geist heimgesucht werde, dann baut man einen Nachen, zerbricht jedes Geräth im ganzen Hause und wirft es unter Klagen und Heulen in das unten fließende Wasser. Hierauf treffen die Priester ihre Vorbereitungen, um den Ort von dem bösen Geiste zu befreien. Nach einem Kampfe wird der Feind besiegt erklärt und in den zu seiner Fortschaffung angefertigten Nachen gebracht. Dieser wird nun durch ein anderes Fahrzeug eine Strecke weit in das Meer hinausgezogen, dann freigegeben und mit ihm ist auch der böse Geist verschwunden. Wo der Nachen landet, dort nimmt der Geist seinen neuen Wohnsitz. Zwischen der Ortschaft, welche sich von dem bösen Feinde befreit hat und derjenigen, welche ihn nun erhält, entsteht dann Feindschaft, und in der Regel entspinnt sich daraus eine Fehde. Derartige Kämpfe haben indessen wenig Bedeutung. Die Männer bedecken ihren Kopf mit gut gepolsterten Hüten und die Waffen bestehen nur aus langen Stangen, die man mit Schweineblut angefeuchtet und mit Sand bestreut hat. In jeder Ortschaft hält man diese Gegenstände in Bereitschaft. Wenn ein Kampf nöthig erscheint, beruft der beleidigte Theil seine Verwandten und Freunde, die Vorbereitungen werden getroffen, und insbesondere die Schiffe hergerichtet, fest gebaute Fahrzeuge mit kleinen Querhölzern, einem vorspringenden Bug und auf der rechten Seite einem Ausleger. Man befestigt mehrere dieser Nachen an einander und auf ihnen fährt die mit den Kampfstangen ausgerüstete junge Mannschaft geräuschlos in dunkler Nacht zu der feindlichen Ortschaft. Ein furchtbares Schreien ertönt; die aus ihrem Schlaf erweckten Männer treten dem Feinde entgegen. Unter Berücksichtigung der Länge der Stangen stellen sich die Gegner auf einem freien Platz einander gegenüber und ein regelrechter Kampf beginnt. Da die Köpfe durch gut gepolsterte Hüte geschützt bleiben, so sind einige leichte Beulen das einzig sichtbare Resultat. Hat der Kampf einige Zeit gedauert und haben die Männer der angegriffenen Ortschaft ihre Strafe empfangen, dann treten die Frauen, mit Schwertern in der Hand, zwischen die Kämpfenden und trennen sie von

einander. Der Streit ist nun beigelegt. Ein Fest wird gefeiert, welches regelmäßig längere Zeit dauert und mit einer allgemeinen Betrunkenheit endet.

An jedem Abend sieht man längs der Küste Lichter; es ist dies ein Zeichen, daß die Männer zum Fischfang hinausgefahren sind. Zwei derselben befinden sich in jedem Nachen, der eine rudert möglichst ohne Geräusch, während der zweite auf dem Bug steht. In der linken Hand hält er einen brennenden Docht, den man aus einem einzigen trockenen Blatt der Cocospalme mit besonderer Kunst zu bereiten versteht, und in der rechten Hand führt er einen Speer.

Die Muscheln, welche die See bei der Fluth ausspült, werden von den Frauen zur Zeit der Ebbe aufgesammelt, um als Speise benutzt zu werden; dagegen wird Tripang nicht genossen.

Wenn Jemand stirbt, so versammelt sich die ganze Verwandtschaft. Der Todte wird sorgfältig bekleidet und unter Wehklagen in der Nähe seiner Ortschaft beerdigt. Die Kammer, welche er bewohnt hatte, wird erbrochen; alles, was ihm gehörte, fortgeräumt und draußen zerstört. Man hält es nicht für recht, aus dem Nachlasse eines Verwandten sich Gegenstände anzueignen. Nur die Boote, die Baumstämme und die Wohnungen machen hiervon eine Ausnahme. Mitunter werden aber auch die Boote geöffnet, die vorgefundenen Speere gespalten und alles, was dem Verstorbenen gehörte, wie ein Monument auf seinem Grabe zusammengetragen.

Alle Blutsverwandten, auch die entfernteren, trauern zwei Monate lang. Die Trauer besteht darin, daß jede Art von Freude und Genuß gemieden wird. Kein Tanz und kein Gesang ist in der Ortschaft, welcher der Todte angehörte, erlaubt, kein Schwein wird geschlachtet, kein Branntwein getrunken und die nächsten Verwandten enthalten sich sogar des Tabackrauchens. Nach Ablauf der zwei Monate versammeln sich die Zurückgebliebenen nochmals an dem Grabe und öffnen dasselbe. Die nächste weibliche Verwandte, entweder die Frau oder die Mutter, erfaßt den Kopf des Todten und entfernt das Fleisch und alles Uebrige von der Hirnschale. Der Körper wird dann auf immer der Erde übergeben, aber das Andenken an den Todten erhält sich unter den Seinigen noch lange Jahre.

Viele Eingeborene kennen Musik und singen recht gut. Ihre Instrumente verfertigen sie aus ausgehöhltem Bambusrohr und begleiten einander beim Spielen. Ihr Tanz ist ein Rundtanz, welchen man innerhalb der kuppelartig bedeckten Wohnstätten aufführt. Man legt die Arme über den Rücken des Nachbars, so daß die Hand auf der entgegengesetzten Schulter desselben ruht und so ein Ring gebildet wird. Ein Mann leitet den Tanz und bei einer monotonen Musik wendet man sich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, jenachdem der Leiter das Zeichen giebt.

Im Allgemeinen sind die Nikobaren ein friedliches und gutgeartetes Volk und Diebstahl ist unbekannt. Wer diese Inselbewohner nur gelegentlich und oberflächlich beachtet, möchte sie für die trägsten Menschen halten; in Wirklichkeit aber sind sie es nicht. Sie sind vielmehr arbeitsam und was sie machen vollenden sie mit großer Sorgfalt. Ganz hübsche Gärten haben sie mitten im Walde angelegt; mit Fleiß bauen sie ihre Wohnungen und ihre Schiffe. In ihren Arbeiten findet sich mehr Feinheit und Zierlichkeit, als es bei den Eingeborenen Indiens der Fall ist, dagegen sind sie sehr langsam bei ihrer Arbeit.

Die Frauen stehen in hoher Achtung. Die Männer sind sehr eifersüchtig und dies ist eine bedeutsame Eigenthümlichkeit, wodurch sich die Nikobaren auszeichnen. Während im Osten überhaupt die Frau Sklavin und verachtet wird, ist dies hier nicht der Fall. Man begegnet der Mutter, der Frau und der Schwester immer mit Achtung.

Von der frühern Religion, wenn solche vorhanden gewesen ist, haben sich nur einige Andeutungen erhalten. Der Sonne und dem Monde legt man übernatürliche Kräfte bei; man glaubt an ein Leben nach dem Tode und Alle haben Furcht vor dem letztern. Die Priester sind geriebene Betrüger und bedienen sich mitunter auch der Bauchrednerei.

Da das Klima erschlaffend wirkt, so bedürfen und haben die Nikobaren Anregungsmittel. Sie kauen Betel.

Das Küssen ist unbekannt. Erwachsene Leute berühren einander die Lippen nicht.

Aus dem Saft der Cocospalme verfertigen sie ein berauschendes Getränk, welches genossen wird, wenn Arrak fehlt. Geistige Getränke lieben sie über alles Maß und es kommt vor, daß eine ganze Ortschaft betrunken ist.

Dieses Volk, welches viele gute Eigenschaften besitzt, ist im schnellen Absterben begriffen; das tödtende Gift: „der Arrak“, wird ihnen als Tauschwaare für Cocosnüsse durch den Handel zugeführt, welcher unter Berücksichtigung der geringen Einwohnerzahl als ein lebhafter erscheint.

Ehe die Regierung Indiens von den Inseln Besitz genommen hatte, war häufiger ein Gerücht verbreitet, daß die Nikobaren Fremde gemordet und Schiffe beraubt hätten. Es mag auch etwas davon wahr sein, aber andererseits wird nicht gesagt, ob und welches Unrecht ihnen zugefügt wurde, ehe sie zur Vergeltung schritten. Es ist anzunehmen, daß in jedem einzelnen Falle das Unrecht nicht von ihnen ausgegangen ist. Die Dänen haben es versucht, diese Mißstände zu beseitigen, freilich vergebens, wie sie überhaupt in ihrer Colonisation niemals glückliche Erfolge erreicht haben.

Die Nikobaren lernen fremde Sprachen mit Leichtigkeit. Die bejahrten Leute sprechen Portugiesisch, die Männer mittlern Alters Englisch, junge Männer Birmanisch und die Kinder Hindostanisch — Alle aber Malayisch. Hieran kann man erkennen, in wessen Händen der Handel während der letzten sechszig Jahre gewesen ist und in welcher Weise derselbe gewechselt hat.

Die Sprache der Nikobaren zerfällt in mehrere Dialekte; sie ist sehr reich an Kehllauten und schwer zu sprechen; der Bau ist einfach und mit den Sprachen, die auf den näher gelegenen Inseln und Ländern gesprochen werden, scheint sie keine Aehnlichkeit zu haben. Selbstverständlich haben fremde Wörter Aufnahme gefunden, besonders für die Dinge, die erst neu eingeführt worden sind, im Allgemeinen aber ist die Sprache frei von fremden Elementen.

Im Innern von Groß- und Klein-Nikobar soll ein einheimischer Stamm wohnen, den Roepstorff für identisch mit den „Chowra-Leuten“ hält. Es scheint, daß dieser Stamm schon seßhaft war, ehe eine fremde Bevölkerung in größerer Zahl anlangte und ihn zurückdrängte. Die Leute werden Schobaengs genannt und reden eine andere Sprache als die übrigen Insulaner. Alle diese Angaben müssen indessen mit Vorsicht aufgenommen werden, denn kein Europäer ist jemals bei ihnen gewesen und Alles, was man von ihnen weiß, gründet sich auf Mittheilungen eines jungen Mannes, den Roepstorff sah und welcher nach der Angabe der Nikobaren jenem Stamme angehört. Er soll als ein Kind gefangen worden sein. Augenfällig war er von den Leuten, unter denen er seitdem gelebt hat, zu unterscheiden; „er war von mongolischer Abstammung“ (— womit freilich nichts gesagt ist —).

Die Schobaengs sind kleine Negritos; wahrscheinlich waren sie die Ureinwohner und wurden von dem fruchtbaren Boden, auf welchem die Cocospalme wächst, vertrieben. Nur auf der kleinen Insel Schaura haben sie sich erhalten. Sie verfertigen Töpfe, welche die Inselbewohner von ihnen beziehen.

Die Bedeutung der Länder am Euphrat und Tigris für den Verkehr.

Von **Arthur von Triebel** *).

I.

Die großen Zwillingsströme Euphrat und Tigris, deren Bedeutsamkeit und Weltstellung wir im Folgenden darzulegen versuchen werden, waren trotz der reichen historischen Reminiscenzen, die sich an ihre Namen knüpfen, noch bis vor nicht langer Zeit in vielfacher Beziehung äußerst unvollständig bekannt. Erst in der neuern und neuesten Zeit hat zunächst der seit Erfindung der neuen Verkehrsmittel nach allen Seiten sich erweiternde Handel dazu beigetragen, die Kenntniß der Ströme und der von ihnen gebildeten alten Völkerstraße zu erweitern. Ohne auf die geographische Kunde der beiden Ströme und ihre wechselnde Gestaltung näher einzugehen, möchten folgende allgemeine Angaben am Platze sein.

Euphrat und Tigris entspringen auf dem Hochgebirge von Armenien.

Die Ströme laufen im Allgemeinen mit einander parallel und schließen das weite nach Süden hin sich immer mehr verengende Land el Dschezireh oder Mesopotamien ein. Nachdem dann die beiden Flüsse in bedeutender Stromentwickelung ein Gebiet von mehr als 1200 Quadratmeilen mit ihrem Wasserschatze versehen haben, vereinigen sie sich bei Kurnah (Korna) und fließen unter dem Namen Schatel-Arab gegen Südosten zum Persischen Golf. Die Ländergebiete der Zwillingsströme, das Land „Sinear", von den Griechen *Βαβυλωνία* genannt, und das nördlich von Babylon gelegene Mesopotamien sind nach den Ueberlieferungen des Alten Testamentes Knotenpunkte der ältesten Cultur gewesen. Aus diesen Ländern zogen Welteroberer aus, hier wurden Weltreiche gegründet, hier auch war der Mittelpunkt des ältesten Welthandels und Weltverkehrs.

„Wandernde Nomadenstämme, dem Lauf der Ströme folgend, hatten in dem fruchtbaren Stromgebiete des Euphrat und Tigris schon in der Urzeit in weiten Nomadenlagern sich concentrirt, aus denen die großen, ganze Völker umfassenden Städte entstanden sind, eine Erscheinung, die sich auch in der Folge bis auf die Zeit des Mittelalters bei den Völkerströmungen in diesen Gegenden wiederholt, wo auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume die größten und blühendsten Städte entstanden sind und nach ihrer Zerstörung schnell durch andere von ebenso großem Umfange und von gleich großer Bevölkerung ersetzt wurden." (Ritter X.) Gerade diese Concentration einer großen Bevölkerungsmasse mußte namentlich auf die Entstehung und Ausbildung des Handels- und Völkerverkehrs von günstigem Einflusse sein.

Dazu kommt noch, daß Babylonien von Ländern und Völkern umgeben war, deren Cultur ebenfalls in hoher Blüthe stand, und die eine Fülle von Natur- und Kunsterzeugnissen besaßen. Die historischen Ueberlieferungen aus der ältesten Zeit bis etwa zum siebenten Jahrhundert v. Chr. sind freilich theils legendenhaft, theils äußerst unvollständig, aber selbst die Bruchstücke, welche der Scharfsinn neuer Gelehrten erforscht und im richtigen Zusammenhange gedeutet hat, geben uns Kunde von dem Wohlstand und Reichthum, der Cultur- und Gewerbsthätigkeit dieser Länder. Auf den Anbau und die Amelioration des Bodens wurde besonders in Babylon schon in früher Zeit die größte Sorgfalt verwandt. Die beiden Flüsse, welche für diese Gegend dieselbe Bedeutung haben, wie der Nil für Aegypten, erhielten in dieser Beziehung eine durchaus zweckmäßige Verwendung. Die im Frühlinge periodisch eintretenden Ueberschwemmungen der Ströme, namentlich des reißenden Tigris, dessen verheerende Fluthen dem Acker die Fruchterde entführten und die Ebene in ein Sumpf- und Wasserland verwandelten, wurden durch Dämme und Canäle geregelt, welche zugleich die Bewässerung und Befruchtung der höher gelegenen Gegenden besorgte. Dieses künstliche Bewässerungssystem begünstigte nicht nur den Anbau, sondern beförderte auch Schifffahrt und Handel im höchsten Grade.

Aber nicht nur, daß die Zwillingsströme wie eine belebende Ader inmitten der Wüsten erschienen, sie bildeten auch bereits in den frühesten Zeiten die „große Furth vom Orient zum Occident", die von der Natur selbst geebnete Bahn zwischen dem indischen Osten und dem europäischen Westen. Die babylonischen Städte waren in alter Zeit wie zum Theil noch heute Stapelplätze für den gesammten asiatischen Handel. Aus Mittel- und Hinterasien, selbst aus dem südlichen Arabien und dem östlichen Afrika trafen hier die Karawanenstraßen zusammen, und ebenso verliefen von der andern Seite in den Euphrat- und Tigrisländern die vom Mittelländischen Meere, Aegypten und Kleinasien auslaufenden Handels- und Heerstraßen. — Die fremden Händler, die sich in der Hauptstadt Assyriens aufhielten, waren nach dem Ausspruche des Propheten Nahum so zahlreich, wie Heuschreckenschwärme, Babylon glich einem Tummelplatze von Fremdlingen aller Völker und Länder.

Ueber den eigentlichen maritimen Verkehr besitzen wir nur spärliche Nachrichten. Jedoch ist es wahrscheinlich, daß die chaldäischen Bewohner Babyloniens Seehandel betrieben und zur See mit Indien in directer Verbindung gestanden haben. Daß wenigstens zur Zeit des Nebucadnezar der überseeische Verkehr sich im Zustande hoher Blüthe befunden, ist nach den Resultaten der heutigen Geschichtsforschung ganz außer Zweifel. „Die politischen Zustände jener Zeit," sagt Lassen (Indische Alterthumskunde V, 599), „machen es glaublich, daß Babylon während der Regierung Nebucadnezar's und seiner Nachfolger der Mittelpunkt des indischen Seehandels wurde, und daß von ihm aus die indischen Waaren theils nach den Stapelplätzen am Mittelländischen Meere, theils nordwärts nach den oberen Ländern des Euphrat- und Tigrisgebietes befördert wurden."

Die Blüthe und Herrlichkeit des babylonischen Reiches knüpft sich überhaupt an die glorreiche 44jährige Regierung Nebucadnezar's (606 bis 563). Schon drei Jahrhunderte vor Alexander's des Großen Zeit hatte dieser hochbegabte

*) Der nachstehende Aufsatz hat dem Generalfeldmarschall Grafen von Moltke zur Beurtheilung vorgelegen und hat sich derselbe sehr günstig darüber geäußert. Graf Moltke, welcher die Länder am Euphrat und Tigris bekanntlich aus eigener Anschauung kennt, schrieb darüber das hochinteressante und in seiner Darstellung vielfach classische Werk: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839." Berlin 1845. Es erschien anonym.

König den Plan gefaßt und zum Theil auch in Ausführung gebracht, dem Weltverkehre die Bahn durch seine Euphratstaaten zu eröffnen. Hier aber standen ihm die arabischen Idumäer und ihre Stammesgenossen, die Phönizier, entgegen, in deren Händen sich damals fast der ganze Welthandel concentrirte. Die Unterwerfung der syrischen Küste und die Eroberung von Tyrus (574) hatte daher wohl keinen andern Zweck, als die der Verwirklichung seines Planes so gefährliche Rivalität jener mächtigen arabischen Handelsleute zu brechen. Auch hatte er seinen Blick bereits auf die Eroberung der großen Concurrenzlinie der Euphratstraße gerichtet. Denn nur zu wahrscheinlich ist es, daß er auf dem Zuge gegen Aegypten auch Idumäa (Jeremias 49) nur deswegen bedrohte, um durch die Unterwerfung desselben die Schifffahrt auf dem Arabischen Meerbusen zu beherrschen. Alle diese Pläne hatten das eine Ziel, den Weltverkehr überhaupt und speciell den Handel auf dem Flußbette des Euphrat beziehungsweise des Tigris nach Babylon und weiter — über Thapsacus, Thadmor, Damascus — nach dem Mittelländischen Meere hinzulenken.

Nach der Eroberung des assyrisch-babylonischen Reiches durch Cyrus sank die Blüthe der Städte am Euphrat und Tigris von ihrer Höhe herab. Die Perser waren kein handeltreibendes und weder früher noch heute ein seefahrendes Volk; sie begnügten sich mit dem Verbrauche dessen, was die Industrie und der Handel anderer Völker auf den Markt brachte. Ja sie waren soweit entfernt, den großen Plan eines Nebucadnezar zu würdigen, daß sie durch Errichtung von Querdämmen, die sie zur Sicherung vor feindlichen Einfällen im Euphrat und Tigris errichteten, die Flußschifffahrt vollständig zerstörten.

Erst dem Genius Alexander des Großen war es vorbehalten, die politische und mercantile Weltstellung der Euphrat- und Tigrisländer in ihrer ganzen Bedeutsamkeit zu erkennen. Im Besitze des ganzen westlichen Asiens hatte dieser größte Herrscher des Alterthums mit dem ganzen Feuereifer seiner Seele die Idee erfaßt, „das Euphratland zum Verbindungsgliede in dem Weltorganismus zwischen Orient und Occident zu erheben.“ Als er im Jahre 324 v. Chr. auf seiner Fahrt zur Heerschau nach Opis die Flüsse aufwärts segelte, gab er daher auch sofort den Befehl, die von den Persern gegen Angriffe von außen errichteten Dämme niederzureißen und dadurch die Hemmnisse der Euphratschifffahrt zu entfernen. Er hatte keinen Feind von der Seeseite her zu befürchten wie die Perser; stand er doch damals auf dem Gipfel der Macht, der mächtigste Fürst seiner Zeit, dem auf seiner Rückkehr nach Babylon die Gesandtschaften aus allen Theilen der Welt huldigend entgegenkamen. Den neuen Seeweg nach Indien hatte er bereits entdeckt, im Westen hatte er an den Mündungen des Nils den großen Stapelplatz für den Westen Europas gegründet; was lag also näher, als in Babylonien, dem Centrum seiner Weltmonarchie, auch den Weltverkehr zwischen Osten und Westen neu zu beleben und mit Ländern des Morgen- und Abendlandes in lebendige Wechselverbindung zu bringen? Und großartig wie seine Pläne war die Thätigkeit, mit der er dieselben zu verwirklichen suchte. Auf den Werften von Cypern und Phönizien ließ er Schiffe bauen, die dann, theilweise wieder zerlegt, auf dem Landwege nach Thapsacus transportirt wurden und von da den Euphrat abwärts fuhren, um sich mit der dort bereits ankernden Flotte seines Schiffscommandanten Nearch zu verbinden. Aber auch damit noch nicht zufrieden hatte er in Babylonien selbst, wo das Bauholz selten war, sogar die Cypressen der heiligen Haine nicht geschont, um das vorhandene Schiffsmaterial zu vermehren. Seeleute und Handwerker wurden selbst mit bedeutenden Geldopfern an den Küsten Syriens und Phöniziens angeworben und nach der Stadt Babylon übergesiedelt, die er durch den Weltverkehr zu derselben Höhe materiellen Gedeihens zu erheben gedachte, welche die Metropolen jener Küstenländer so lange behauptet hatten. Die Großartigkeit seiner Entwürfe bekundet nach dieser Seite auch der Bau eines Hafenbassins bei Babylon von so gewaltiger Dimension, daß er 1000 große Seeschiffe zu fassen vermochte. Diese gewaltigen Rüstungen waren damals zunächst der Eroberung und Erforschung des zu dieser Zeit noch wenig bekannten Arabiens bestimmt, dessen Völkerschaften gleichfalls in den großen Weltverkehr der Euphrat- und Tigrisländer gezogen werden sollten. Der Cilicier Hieron erhielt den Auftrag, die ganze Halbinsel zu umfahren und eine Einfahrt in den Arabischen Golf zu entdecken. In diesem Auftrage, der offenbar zum Zwecke hatte, die Möglichkeit einer maritimen Verbindung mit dem ägyptischen Alexandria zu constatiren, verräth sich auf das Deutlichste der große Gedanke des Königs, Babylon und das schon oft genannte Flußgebiet zum Centrum eines großartigen Verkehrs zwischen Indien und Alexandria, dem großen Emporium des Westens, zu machen. Die Nachricht des Hieron, welcher nach einer längern Fahrt in südlicher Richtung nicht weiter vorzudringen gewagt, daß die arabische Halbinsel nicht viel geringer sei als die indische, spornte den König zu noch größeren Anstrengungen an. Während daher in Babylon der Hafen- und Schiffsbau rastlos weiter befördert wurde, begab sich der König nach dem untern Laufe des Euphrat, um persönlich die Deicharbeiten am Palacopas zu besichtigen. Dieser Canal, der den Zweck hatte, das im Frühjahr und gegen das Sommersolstitium sich anstauende Wasser in die westlich gelegenen Seen und Sümpfe zu leiten, mußte bei normalem Wasserstande jedesmal wieder zugedämmt werden, damit nicht ein zu starker Abfluß die Schiffbarkeit des Flusses bedrohe. Um das Schließen des Canals, welches wegen des losen und schlammigen Bodens eine ungeheure Arbeit erforderte, zu erleichtern, ließ er einen bei dieser Gelegenheit von ihm entdeckten felsigen Uferrand durchstechen und so die Wasser des Euphrat durch einen neuen Canal in das Bett des Palacopas leiten, dessen Oeffnung und Sperrung nun mit leichter Mühe bewirkt werden konnte. Aber alle Pläne des großen Mannes sollten einen jähen Abschluß erhalten. Ein Sumpffieber, das ihn bei dieser Gelegenheit ergriff, veranlaßte ihn, nach Babylon zurückzukehren, wo er bald darauf starb.

Ist nun aber auch das Weltreich wie es Alexander angestrebt haben mochte, durch seinen frühen Tod vereitelt worden, so war doch der Eroberungszug des macedonischen Heeres nach dem Orient der Anfang einer neuen Zeit. Nicht nur die politischen und religiösen Verhältnisse der Völker wurden umgewandelt, der Kreis des gesammten Wissens erweiterte sich, die Welt öffnete sich, nach dem Ausspruche eines alten Historikers, der Kenntniß des Menschengeschlechtes. Namentlich haben die Gründung oder Erweiterung der Städte am Euphrat und Tigris die Völkerverbindung vermittelt und zur siegreichen Entfaltung hellenischer Cultur mächtig beigetragen. Denn diese Städte, an den Mündungen der Ströme oder an wichtigen Uebergangspunkten gelegen, waren nicht nur in militärischer Hinsicht von Bedeutung, sondern haben auch in späterer Zeit nicht wenig zur Förderung und Belebung des Weltverkehrs beigetragen.

Die größte Ländermasse des griechisch-macedonischen Weltreichs fiel Seleukus Nikator anheim; sein Reich umfaßte die gesammten asiatischen Länder. Die Gegenden am Euphrat und Tigris hatten während der dem Tode Alexander's folgenden Kämpfe seiner Nachfolger entsetzlich

gelitten. Erst seit Seleukus in der Schlacht bei Ipsus (301 v. Chr.) seine Rivalen völlig vernichtet hatte, kehrten auch Ruhe und Glück an den Tigris zurück. Die Seleuciden hatten gleich Alexander die hohe Wichtigkeit des Euphrat- und Tigristhales erkannt, und waren gleich ihm für Städtegründung, Canalisation des Flußgebiets und Weltverkehr bemüht. Einige dieser neu entstandenen Städte sind für den Verkehr des Ostens und Nordens auch noch in späteren Jahrhunderten von hoher Bedeutung. So war namentlich Seleucia in Mesopotamien als wichtiger Mittelpunkt für den Handel lange Zeit einer der blühendsten Orte. Hierher brachten die Armenier den Euphrat und Tigris hinab ihre Waaren, bis hierher konnten auch die Schiffe auf dem Tigris gelangen; hier liefen die Karawanenstraßen aus Persien und Arabien zusammen, und die zahlreichen indischen Waaren, welche die reichen und luxuriösen Städte Kleinasiens und Syriens bedurften, wurden hier auf den Markt gebracht. In Seleucia, bemerkt der Geograph Strabo, sammelten sich später während der Ohnmacht der syrischen Herrscher alle Ueberbleibsel der früheren griechischen Niederlassungen am Euphrat und Tigris, so daß die Stadt fast in eben dem Grunde zunahm, als die Macht der syrischen Dynastie herabsank. Die Stadt verlor erst den Glanz, den sie unter den Seleuciden erhalten, als in ihrer unmittelbaren Nähe das von den Parthern gegründete Ktesiphon zur Residenz der Sassanidendynastie erhoben wurde. Seitdem Antiochus III. die Westhälfte seines Besitzthums an die Römer verloren hatte, wurde das Euphratland der Mittelpunkt des auch innerlich mehr und mehr zerfallenden Reiches. Trotzdem aber auch die griechischen Ansiedelungen und griechischer Geist ein Absterben der Lebensthätigkeit nach Kräften verhinderten, so mußte dennoch die Verrottung der dort einreißenden orientalischen Wirthschaft, die Zerwürfnisse der Herrscherfamilie, die Willkür der Ministergewalt auf die Dauer von nachtheiligstem Einflusse sein; und längst schon waren diese Länder, noch dazu auf der einen Seite von Parthern und Armeniern, auf der andern von Arabern, Juden und syrischen Empörern vielfach bedrängt, in vollständige Ohnmacht versunken, als die Römer über den Taurus stiegen und nun auch den Euphrat, den bisherigen Grenzstrom zwischen ihrer Herrschaft und dem parthischen Reiche, zu überschreiten gedachten. Wir übergehen die Feldzüge des Lucullus, Pompejus und Crassus und bemerken nur, daß die lediglich auf Eroberung gerichteten Unternehmungen der Römer keine bleibenden Resultate herbeiführten, und daß der Euphrat auch für längere Folge die Grenze des Römerreichs im Osten verblieb. Am obern und theilweise am mittlern Laufe des Euphrat entstanden jetzt und in späterer Zeit kleinere Herrschaften, deren locale Interessen immer mehr und mehr in die Politik der beiden Nachbarreiche der Römer und Parther verwickelt wurden, die sich beide (mit den armenischen Königen) die Reste des syrisch-selencidischen Reiches einverleibt hatten. Vor Allem mußte Armenien, dieses mächtige, das mesopotamische Flachland dominirende Hochgebirgsland, mit den wenigen Paßeingängen und den Hauptquellströmen von größtem Einfluß auf die Machtstellung der rivalisirenden Mächte sein, daher auch dieses Land durch alle folgenden Jahrhunderte der große Tummelplatz oder „die zu erstürmende Völkerburg“ zwischen Weltherrschaft im Osten und Westen war und verblieb.

Dreimal noch ist es unternehmungslustigen römischen Kaisern gelungen, sich, wenn auch ohne nachhaltige Folgen, in den Besitz der mesopotamischen Landschaften zu setzen. Zuerst sind hier die glänzenden Feldzüge des Ulpius Trajanus (115 bis 117 nach Chr.) zu erwähnen. Die Erfolge dieses Kaisers in Armenien und gegen die Parther erschienen so großartig, daß der Senat eine Münze mit der Umschrift drucken ließ: Armenia et Mesopotamia in potestatem P. R. redactae. Gleich Alexander wollte er Babylon erobern, die parthische Königsstadt stürzen und das Indische Meer in den Bereich seiner Unternehmungen ziehen. Ob er aber gleichwohl die Bedeutung dieser Gegenden als die große Völker- und Verkehrsstraße zwischen Osten und Westen erkannt, mag mehr als zweifelhaft erscheinen. Und wenn dies der Fall, war es denn möglich, daß das Euphrat- und Tigristhal, selbst bei dauernder Besetzung, als Annex eines Reiches, dessen politischer Schwerpunkt im fernen Westen lag, zu einer selbständigen und gedeihlichen Entwickelung gelangte? Die Träume des Kaisers gingen nicht in Erfüllung. Während er noch auf seinem Schiffe mit der Besichtigung der Wasserbauten und Flußmündungen beschäftigt war, brachen bereits hinter seinem Rücken die Völker und Städte gegen ihn in Empörungen aus. Assyrien mußte wieder unterworfen werden und selbst Seleucia, die Königin der Städte im Euphratthale, wurde erobert und in Asche verwandelt.

Wir sehen also, daß unter solchen Verhältnissen an eine Behauptung dieser Landstriche nicht gedacht werden konnte. Hadrian, der Nachfolger Trajan's, der auf dem Rückzuge starb, sah sich genöthigt, die Eroberungen seines Vorgängers aufzugeben und den Euphrat wieder als Grenze des römischen Reiches anzuerkennen. Ebenso erfolglos war der Feldzug, welchen der Kaiser Septimius Severus im Jahre 200 n. Chr. nach diesen Ländern unternahm. Das einzige Resultat war nutzlose Zerstörung ohne bleibenden Erfolg. Unter den folgenden immerwährenden Wirren in den Euphratländern führte das Aufblühen der Sassanidendynastie den Sturz des in sich bereits ganz zerrissenen, vielfach gespaltenen parthischen Reiches herbei. Mit Ardeschir Babekan, dem Sohne Sassan's (226 n. Chr.), beginnt für das Euphratland eine neue Aera; aus den Trümmern von Seleucia und Ktesiphon hebt sich ihre Doppelstadt mit erneutem Glanze empor. In ihnen ersteht den Römern ein energischer und gefährlicher Gegner, der bei besserer militärischer Organisation jenen leicht alle ihre asiatischen Besitzungen hätte entreißen können. Der Kaiser Valerian wurde nur durch die Tapferkeit des Odenathus, des Königs von Palmyra, aus harter Gefangenschaft des Königs Sapor befreit. Leider war die Blüthe, welche Odenathus, der die Neuperser aus Mesopotamien vertrieb, auch über die Euphrat- und Tigrisländer brachte, nur von kurzer Dauer. Der plötzliche Sturz der palmyrenischen Königin Zenobia, der Gemahlin des Odenathus, durch Aurelian mußte bei der Bedeutung von Palmyra auch die Nachbarländer in Mitleidenschaft ziehen. Palmyra war damals der Centralpunkt des Waarenverkehrs zwischen Indien und den griechisch-römischen Ländern des Westens. Große Transporte der kostbarsten Waaren gingen von den Euphratmündungen über Palmyra nach Alexandria und Byzanz und bereicherten Kaufleute und Unterhändler. Diese Blüthe zerfiel, wie bemerkt, mit dem Sturze Palmyras, und die am Euphrat entstandenen Handelshäuser ließen sich seitdem in Alexandria nieder.

Die folgenden römischen Kaiser bemühten sich zwar, den Verkehr über die behaupteten mesopotamischen Städte zu leiten, aber der Bestand der Ostgrenzen des römischen Reiches war zu wenig gesichert, als daß diese Bemühungen hätten von Erfolg sein können. Der letzte größere Feldzug des Kaisers Julianus (Apostata) endigte, wie alle Versuche dieser Art, mit Niederlage und der vollständigsten Schwächung der römischen Herrschaft.

Der Aussatz auf den Sandwichsinseln *).

Auch die Sandwichsinseln sind die Heimstätte der furchtbaren Seuche: des Aussatzes, gleichzeitig aber erfahren wir auch, daß die dortige Regierung — besonders seit dem Jahre 1873 — die energischsten Schritte gethan hat, um nicht allein die Ausbreitung der Krankheit zu verhindern, sondern auch womöglich dieselbe vollständig zu beseitigen. Jeder welcher erkrankt wird ohne Unterschied, er sei Hoch oder Niedrig, sofort aus der Heimath entfernt und auf eine isolirte Insel Namens Molokai übergeführt, dort für ihn aber mit wohlwollender Theilnahme gesorgt.

Nachdem festgestellt worden war, daß der Aussatz eine unheilbare und in dem dortigen Klima eine ansteckende Krankheit sei, ertheilte im Jahre 1865 der gesetzgebende Körper zu Hawai die Zustimmung, daß Seitens der Sanitätsbehörde auf jener Insel eine Krankenstation errichtet werde. Die geschehene Wahl ist als eine sehr glückliche zu bezeichnen.

Molokai ist eine einsame Insel, deren Felsenufer mehrere Tausend Fuß steil zum Meere abfallen. Nur ein enger schmaler Pfad führt auf die Anhöhen, so daß schon die Felsenufer eine vollständige Schutzmauer bilden. Die Insel selbst ist reich an Schluchten und umfangreichen Plateaus. Eins dieser letzteren — Kalawao —, $^1/_2$ Meile von dem Hafenplatz Kalaupapa entfernt und etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, zeichnet sich durch reine gesunde und angenehme kühle Luft aus. Hier hat man die eigentliche Krankenstation gegründet. Sie besteht aus einem Dutzend niedriger Holzhäuser auf einer mäßig ansteigenden und dem freien Luftwechsel zugänglicher Anhöhe. Eine hohe Mauer umschließt das ganze Etablissement. Mit großen Kosten hat man einen fließenden Bach der Anstalt zugeführt, auch Baumpflanzungen und Parkanlagen gemacht, welche den Kranken in nächster Zeit schon einen kühlen schattigen Platz in Aussicht stellen.

Im Innern dieses abgegrenzten Raumes befinden sich die Administrationsgebäude, die Wohnung des Vorstehers und die Apotheke, welche ein von der Krankheit befallener Engländer versieht und aus der alle Medicamente auch für andere Krankheiten zu erhalten sind. In deren Nähe liegt der Wohnsitz des Gouverneurs der Insel. In Kalawao sind beinahe sämmtliche Kranke stationirt. Sie gehören fast ausschließlich der niedern und ärmern Volksclasse an, doch stellen auch die höheren und selbst die höchsten Classen ihr Contingent. So weilen dort die Cousine der verwittweten Königin Emma: Prinzessin Kaeo, ferner eine hochgestellte Dame, Mrs. Napela, in ihren kleinen, allerdings mit allem Comfort ausgestatteten Häuschen.

Der Ueberführung der Kranken stellten sich anfänglich die allergrößten Schwierigkeiten entgegen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Erkrankten so lange es möglich die Erkrankung verheimlichen, um nicht von den Ihrigen getrennt, für ihr ganzes Leben von der Heimath verbannt und auf der einsamen Insel dem gewissen Tode geweiht zu werden. Selbst die Einwohner, sei es aus Mitleid, sei es aus angeborener Gutmüthigkeit oder auch aus Apathie, unterstützten diese Versuche und vereitelten dadurch die Maßregeln der Regierung. Erst als die Krankheit immer größere Dimensionen gewann, als man erkannte, daß Niemand von der Ansteckung befreit bliebe, und als selbst Ausländer, da sie sich dem Umgange und der Berührung mit den Eingeborenen nicht ganz entziehen konnten, ergriffen wurden — da machte sich eine lebhafte Reaction geltend; alle die Erkrankten, welche sich bisher den Augen der Medicinalbehörden zu entziehen gewußt hatten, wurden ermittelt und verfielen dem traurigen aber unvermeidlichen Geschick der ewigen Verbannung nach der Insel. Dies geschah besonders im Jahre 1873. Zu dieser Zeit gab auch ein hochgestellter, allgemein geachteter und verdienter Mann ein eclatantes Beispiel der Unterwerfung unter das Gesetz und der eigenen Selbstopferung — der Admiral Bill Bagsdall, welcher als Mitglied des gesetzgebenden Körpers durch Geist, Schärfe und Beredtsamkeit sich ausgezeichnet hatte und in den angenehmsten Lebensverhältnissen und Kreisen sich bewegte. Aus eigenem Entschluß, obgleich sich eben erst die Anzeichen der Krankheit bei ihm gezeigt hatten und ihm somit die Möglichkeit gegeben war, sich noch lange Zeit den Augen der Sanitätsbehörde zu entziehen, meldete er seine Erkrankung und schiffte sich nach Molokai, gleichzeitig mit 40 Leidensgefährten, zur ewigen Verbannung ein. Seine Mitbürger sahen ihn mit tiefer Rührung scheiden, seine Freunde gaben ihm bis zum Landungsplatz das Geleite, und während einige weinten und klagten, suchten andere durch Freundlichkeiten aller Art sich und ihm die Stunde des Scheidens zu erleichtern. Er selbst blieb ruhig und gefaßt und erklärte der versammelten Menge, daß er sich über sein Geschick trösten müsse, daß aber die Maßregel der Regierung eine gerechte und nothwendige sei. Auf der Insel angekommen, hat er den Erwartungen, welche sich seine Freunde gemacht hatten, vollkommen entsprochen. Mit seiner ganzen Kraft unterstützt er die dortige Verwaltung, erfreut sich nicht allein des Zutrauens des Gouverneurs, sondern auch der Liebe der Leidensgefährten, und indem er sich mit einigen Zwanzigen zu einem Comité vereinigt hat, sucht er auf jede Weise das harte Geschick seiner Genossen zu erleichtern.

Vom Jahre 1865 bis zum April 1874 sind nach Molokai 1145 Kranke übergeführt worden, von denen mehr als ein Drittel gestorben, so daß nur noch 703 — darunter 22 Kinder — übrig sind. Die Sterblichkeit ist ganz ungewöhnlich groß; es kommt vor, daß in einer Woche der Tod 20 hinrafft.

Die Nahrung, welche den Kranken gereicht wird, ist vorzüglich und wird — ungeachtet die Zufuhr häufig durch klimatische Verhältnisse unterbrochen wird — doch regelmäßig und in genügender Menge gewährt. Für jeden Kranken werden täglich drei Pfund „Poi“, d. h. eine auf den Sandwichsinseln sehr beliebte Knolle (Arum esculentum), und annähernd ein Pfund frischen Fleisches verabreicht, wofür auch wohl $1^1/_3$ Pfund Reis, $^1/_6$ Pfund Zucker und $^1/_2$ Pfund Fisch (Lachs) substituirt werden. Außerdem gewährt die Regierung Kleidung und die nöthige Seife, die Beschaffung aller übrigen Annehmlichkeiten aber ist Sache der Kranken selbst; ein von der Regierung eingerichteter Laden bietet indeß Gelegenheit zu dergleichen Einkäufen; es muß auch anerkannt werden, daß von Freunden und Gönnern den Kranken reichliche Gaben zu Theil werden, welche durch die Hand des freundlichen Pater Damiens ihnen zugehen. Auf der Insel sind zwei Kirchen für Katholiken und eine kleine Capelle für Protestanten errichtet, außerdem erhalten die Kinder von einem Lehrer Unterricht in ihrer Muttersprache.

*) Nach Isabella Bird: Six Months among the palm groves, coral reefs and volcanoes of the Sandwich islands. London 1874.

Die Leiden, welche die Kranken besonders in den höheren Stadien der Krankheit zu erdulden haben, wollen wir unseren Lesern nicht schildern, dagegen können wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß wenn auch in den Zügen einzelner Kranken ein tiefer Ernst und ein Schatten Melancholie sich ausprägt, im Allgemeinen doch eine gewisse Apathie vorherrscht, in einzelnen Fällen sogar auch noch Eitelkeit und Gefallsucht — (der Mensch bleibt unter allen Zonen und Verhältnissen derselbe) — Platz finden und Frauen mit Vergnügen sich putzen und bekränzen.

Es ist anzuerkennen, daß ungeachtet ihrer unzureichenden Mittel, die Regierung der Anstalt eine besondere Fürsorge zuwendet, und überhaupt gern geneigt ist, Mängeln abzuhelfen, zu denen besonders der zu zählen ist, daß die Krankenräume — wenigstens nach dem Begriffen der Europäer — zu eng und ungenügend sind, und daß ein besonderer Arzt zur Heilung anderer Krankheiten stationirt ist. Der König Kalakaua schenkt dem Etablissement die lebhafteste Theilnahme und hat im vorigen Jahre in Begleitung der Königin Kapiolani und zweier Mitglieder der Medicinalbehörde dort einen Besuch gemacht. Man war auf der Insel von der bevorstehenden Ankunft des Königs unterrichtet. Bei seinem Eintreffen wurde er mit Freudenrufen und mit Musik empfangen, welche von einigen Kranken selbst ausgeführt wurde. Der König richtete einige freundliche Worte an die in großer Zahl Versammelten — wohl 300 —, erklärte, daß er mit schwerem Herzen das Gesetz vollzogen, wodurch sie gezwungen würden, sich von ihrer Heimath zu trennen, daß aber die öffentliche Wohlfahrt dasselbe absolut nothwendig gemacht habe, er selbst jedoch nichts verabsäumen werde, um ihnen das harte Geschick zu erleichtern. Man glaubt allgemein, daß die Eigenthümlichkeit der Krankheit das Gefühl abstumpfe und eine vollständige Gleichgültigkeit gegen das ganze Leben erzeuge, indessen das Gegentheil zeigte sich in diesem Falle. Mit Rührung wurden die Worte des Königs aufgenommen; Viele vergossen Thränen, bei Allen war eine lebhafte Theilnahme unverkennbar. In uns selbst — so erzählt Isabella Bird — rief einerseits der Ausdruck der Freude und die muntere Musik, mit welcher der König empfangen wurde, andererseits aber der Anblick der Unglücklichen eine eigenthümliche Mischung von Gefühlen der Theilnahme und des Bedauerns hervor; wir fühlten uns zu ihnen hingezogen, zugleich aber auch durch den Gedanken, daß die leiseste Berührung verhängnißvoll sein könne, von ihnen wieder abgestoßen. Einige beruhigende Worte des Arztes beseitigten indeß eine zu große Zurückhaltung und zu große Besorgnisse. Auf alle unsere Fragen erhielten wir sofort klare bestimmte Antworten. Unter den Unglücklichen befand sich auch ein alter Bekannter, früher Mitglied des gesetzgebenden Körpers. Als wir ihm unsere Freude aussprachen, ihn wiederzusehen, antwortete er: „leider in einem Grabe.“ Er gehört zu den Notabeln der Colonie und führt die Aufsicht über deren Vorräthe.

Mit lebhaftem Interesse und einer gewissen Neugier sahen die Bewohner unserer Ausschiffung zu, und folgten in angemessener Entfernung unseren Schritten.

Der König nahm von allen Einrichtungen eingehende Kenntniß, besuchte auch das Hospital selbst, bei dessen Besichtigung wir Alle zu dem tiefsten Ernst gestimmt wurden. Der einzige Trost, welcher uns blieb, war, daß wir alle bestrebt seien, soweit menschliche Kraft reicht, das Unglück zu mildern. In dieser Hinsicht nimmt aber ein Mann die erste Stelle ein, dessen Hochherzigkeit wahre Verehrung, Dankbarkeit und allgemeine Anerkennung verdient. Es ist dies der Pater Damiens, ein belgischer Geistlicher. Aus christlicher Liebe hat er seine geachtete Stellung aufgegeben, seine Zukunft sowie überhaupt sein ganzes Leben geopfert, sich freiwillig unter die Unglücklichen verbannt und sich den Märtyrern, unter denen die katholische Religion so viele hingebende Männer zählt, eingereiht, lediglich um seinen Nebenmenschen den Trost der Religion zu spenden.

Jedenfalls klingen diese neuesten Nachrichten über die Behandlung der Aussätzigen auf den Sandwichsinseln tröstlicher als jene, die der österreichische Arzt J. Bechtinger in seinem Werke über die Sandwichsinseln (Wien 1869, S. 65 ff.) mittheilt; danach war die Sorge für die Kranken zur Zeit seines Aufenthalts eine sehr geringe.

Für diejenigen, welche sich für die Ausbreitung dieser schrecklichen Krankheit interessiren, wollen wir noch beifügen, was T. T. Cooper in seinem Werke Travels of a pioneer of commerce nach Angaben des Bischofs Chauveau über die Verbreitung des Aussatzes in der chinesischen Provinz Yünnan sagt.

Die Krankheit hat danach immer größere Ausdehnung in dieser Provinz genommen, so daß man sich auch dort zu den strengsten Maßregeln hat entschließen müssen. Den Kranken wird es nicht gestattet, eine Stadt oder ein Dorf zu betreten, oder auch nur auf einer besuchten Landstraße zu verkehren; sie müssen sich vielmehr von allen Menschen möglichst fern halten. Zu ihrer Aufnahme hat man mehrere isolirt gelegene Stationen errichtet, zu denen alle Kranken sofort gesendet werden, weil man der festen Ueberzeugung ist, daß die Krankheit ansteckend (contagious) sei.

Uebrigens glauben die Chinesen, daß die Krankheit erst mit dem Erscheinen der Europäer aufgetreten sei, eine Meinung, welche Cooper nicht für begründet hält, von welcher er vielmehr vermuthet, daß sie von den Mandarinen aus Haß gegen die Fremden verbreitet sei.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutschen Colonisten in Südrußland.

Durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im russischen Reiche, welche auch die deutschen Colonisten im Süden desselben betrifft, ist die Aufmerksamkeit wieder auf diese im Anfang des Jahrhunderts ausgewanderten Schwaben gelenkt worden, von denen viele unzufrieden mit der Neuerung Rußland den Rücken zu kehren beginnen. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung“, welcher vor Kurzem die Colonien besuchte, schreibt über dieselben folgendermaßen: „Im Zusammenhang mit den Neuerungen auf militärischem Gebiete wird nun auch — dies ist unverkennbar — von russischer Seite mehr als bisher darauf gedrungen, daß die russische Sprache allmälig als Lehrgegenstand in die Schulen, auch die Volksschulen der deutschen Colonien, aufgenommen werde. Für den Gebrauch des täglichen Lebens in Handel und Wandel versteht zwar die heranwachsende Generation die russische Sprache leidlich. Auch kann der Colonist, der viel Verkehr mit der Stadt hat, das Gewöhnlichste in russischer Schrift lesen. Geläufiger russisch schreiben lernte auch bisher

derjenige, der sich als Schreiber für das Amt eines „Schulzen" oder „Gebietsvorstehers" („Oberschulzen") vorbereitete, wiewohl auch einem solchen der Gedankenausdruck in russischer Sprache schwer fallen mochte. In der gehobenern deutschen Schule zu Odessa, welche zunächst Privatunternehmung ist, sitzen deutsch und russisch redende Kinder auf einer Schulbank. Ich wohnte einer Stunde lateinischen Unterrichts bei; die deutschredenden Knaben hatten die mir wohl bekannte Elementargrammatik von Kühner vor sich, die jungen Russen den russischen Kühner, und so unterrichtete der Lehrer, welcher der russischen und der deutschen Sprache gleich mächtig ist, alle miteinander.

Ob in den Dorfschulen der Colonien aber sich die genauere und eigentlich grammatische Kenntniß der russischen Sprache so schnell einbürgern wird, das ist in mehr als einer Hinsicht eine Frage der Zeit. Auf den Dörfern wird nämlich die „Sommerschule" vom 1. April bis 1. October nur von den Kindern besucht, die man nicht nothwendig zu den Feldgeschäften braucht; bloß der Besuch der „Winterschule" ist ein eigentlich regelmäßiger. Dies erinnert nun zwar einen deutschen Schulmann sehr an — vergangene Zeiten. Indeß steht das Durchschnittsmaß der Kenntnisse bei den Kindern dieser Dorfschulen doch nicht gar zu auffallend hinter dem zurück, was ein gewöhnlicher deutscher Volksschüler sich als „Schulsack" erwirbt. Trieb nach selbständiger Fortbildung traf ich bei nicht wenigen Colonisten sehr stark entwickelt. Ich lernte dort einen Mann kennen, der sich in sehr gereiftem Alter — und er ist dazu noch ein Schmied — als völliger Autodidakt eine recht hübsche Fertigkeit im Spielen des Harmoniums angeeignet hat. Den Winter über lesen die Colonisten vor Allem die Bibel, manche nehmen populär gehaltene Erklärungen dazu. Auch andere Bücher, wie z. B. Schlosser's Weltgeschichte, trifft man in nicht wenigen Colonistenhäusern. Den Eindruck, daß man es mit Leuten zu thun hat, die auf keiner niedrigen Bildungsstufe stehen, macht auch der Umstand, daß als Umgangssprache ein Idiom dient, das von der deutschen Schriftsprache viel weniger abweicht als z. B. unser Schwäbisches. Ja, man darf sagen, daß die gebildeteren unter den Colonisten fast Reindeutsch sprechen, ohne daß dies geschraubt herauskäme. So fand ich es wenigstens in den Colonien, die mir näher bekannt geworden, doch hörte ich, daß in Bessarabien, in der Umgegend von Sarata, noch der schwäbische Dialekt in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, namentlich bei der ältern Generation, der herrschende sei. Einzelne russische Wörter, die dann mehr oder weniger germanisirt sind, haben sich in den Sprachvorrath der Colonisten immerhin eingeschlichen; doch ist die Sprache des gewöhnlichen Lebens nicht von fern eine Mischmasch wie in Nordamerika. Als charakteristisch ist mir aufgefallen, daß die Colonisten unsereinen nicht einen „Deutschen", sondern einen „Deutschländer" nennen."

Eine Verordnung des großen Kurfürsten gegen den Aberglauben.

Wie fest die Westfalen an dem heidnischen Glauben ihrer Vorfahren hielten, dafür spricht der Umstand, daß noch im Jahre 1669, acht Jahrhunderte nach Einführung des Christenthums in Westfalen, sich der große Kurfürst veranlaßt sah, eine Verordnung an die Geistlichkeit der Grafschaft Mark zu erlassen, in welcher er dieselbe auffordert, den in dem Volke verbreiteten heidnischen Aberglauben auszurotten. „Demnach," heißt es in diesem für die Culturgeschichte interessanten Actenstücke, „wir in Erfahrung kommen, daß an etlichen Orten Unserer Grafschaft von der Mark viele abergläubische und böse Dinge annoch im Schwange gehen; als daß auf Matthiäabend Blätter ins Wasser gelegt; auf Petri Tag der Söllvogel ausgetrieben; gewisse kranke Leute durch Anblasen von Erbschmieden gebentet; Schweinshaare ins Feuer gelegt; am Neujahrstage die Bäume gebunden; Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannistag in die Wände gesteckt; Geister verwiesen; Osterfeuer angezündet und dabei allerlei Gesänge mit Mißbrauch des Namens Gottes gesungen, auch viel Muthwille getrieben; bei Einlegung des Flachses ins Wasser zugleich Brot, Butter und Schmalz und dergleichen eingebunden und mit eingeleget; Johanniskränze oder Kronen angehangen; Opfer gebeten; die Vehseichen gebüget; Erbbrunnen gegen gewisse Krankheiten gebrauchet; auf Maitag das Vieh gequicket und die Quickruthe an die Thüren und Hecken des Hofes ausgesteckt; auf drei Feiertage gesegnet; das Haar gegen gewisse Krankheiten abgeschnitten und mit Feuer verbrannt; item bei Leichen das Reehstroh verbrannt und das Todtengebot zuletzt an einen hohlen Baum gebracht werde; wie auch auf gewisse Tage das Vogelschießen gehalten und andere dergleichen unterschiedliche so recht heidnische, als sonst abergläubische und gottlose Dinge verübet werden, die bereits guten Theils von Uns mehrmals verboten worden sind; und Wir denn solche und dergleichen abergläubische verbotene Sachen bei Unseren Unterthanen ohne Unterschied der Religion ganz und gar abgestellet, darüber festgehalten und die Verbrecher zur gebührenden Strafe gezogen wissen wollen, als ergehet Unser gnädigster und zugleich ernster Befehl hiermit an Euch ꝛc."

Manche dieser Gebräuche sind heute abgekommen; die meisten existiren aber trotz der Verordnung des großen Kurfürsten in Westfalen beim Landvolke noch immer.

Die Zustände in Ostturkestan,

wie sie sich in der letzten Zeit entwickelt haben, schildert H. Vambery in einem Schreiben an das „Geographical Magazine" folgendermaßen: Volk wie Armee beginnen mit der Regierung des Emirs unzufrieden zu werden. Er setzt sein ganzes Vertrauen auf die Tunganen, mit denen er sich in nähere Beziehungen einließ, indem er mehrere Tunganenmädchen heirathete. Da er seiner Armee nicht mehr trauen kann, so fürchtet er auch die Russen, deren Näherrücken ihn mehr und mehr beunruhigt. Zu seiner persönlichen Sicherheit hat er zwei Jaschkurgans (steinerne Forts) bei Kaschgar und Chotan errichtet. Auch über die Bewegungen des Emirs Jakub Chan im Osten seines Reiches gegen China sind wir durch russische Spione unterrichtet. Die Tunganen werden unter seiner Oberherrschaft von Leuten aus ihrem eigenen Stamme regiert. In Manassi und Urumtsi herrschte Ende vorigen Jahres vollständiger Frieden und alle Verbindungen mit den Chinesen waren gänzlich abgeschnitten. Doch soll sich die Bevölkerung in einer höchst traurigen Lage befinden, da die Armee von Kaschgar sie aussaugt. — Turfan befindet sich in den Händen eines höhern Offiziers, des Sarten Törüma, und ist von 500 Mann besetzt. Eine gleiche Anzahl steht in Tochtasun, während der Paß über die Dabinberge zwischen Urumtsi und Turfan von 200 Mann bewacht wird. Die Tunganen haben wiederholt die Umgegend der zuletzt genannten Städte ausgeplündert und das Vieh der dort nomadisirenden Kalmücken weggetrieben; auch gegen die in Susana und Schicho stationirten chinesischen Truppen haben sie Expeditionen unternommen. Eine regelmäßige Armee bilden die Tunganen übrigens nicht und ihre Bewaffnung ist höchst primitiver Art: Speere und Luntenflinten. Ihre Abgaben müssen die Tunganen in Silber, stets beim Beginne des Jahres, an Jakub Chan entrichten. Da ihre Lage eine höchst gedrückte ist, so wollen viele auswandern nach Kuldscha (also auf russisches Gebiet) und nach Kaschgar.

Die Zähmung des afrikanischen Elephanten.

Ueber dieses interessante Thema hat sich A. Bastian, anläßlich des Petermann'schen Vorschlags, indische Elephanten bei der deutschen afrikanischen Expedition zu verwenden, in der Berliner geographischen Gesellschaft folgendermaßen

ausgelassen: Daß der afrikanische Elephant im Alterthum gezähmt worden sei, kann trotz der vielfach geäußerten Einwände keinem Zweifel unterliegen, es scheint indeß zugleich festzustehen, daß dies nicht aus der Initiative der afrikanischen Menschen hervorging, sondern asiatischem Einfluß zu danken ist. Alexander hatte zuerst bei Arbela, dann in Indien Elephanten zu bekämpfen, und er sowohl wie später die Seleuciden und Antiochus brachten aus Indien Elephanten zurück, die, wie das übrige Reich, unter die Generäle vertheilt wurden. Als aber den Ptolemäern bei den ausbrechenden Zwistigkeiten die asiatische Quelle abgeschnitten war, sandten sie Forscher an den obern Nil hinauf und errichteten an der Küste (wo noch das Elephas Promontorium oder Ras-el-Fil verblieb) Stationen zum Fang, auch unter den Elephantophagen genannten Stämmen und auf dem Nil dienten die Elephantegoi bezeichneten Boote zum Transport (unter Philadelphos). Damit mögen auch die aus jener Zeit in Abessinien verbliebenen Spuren in Beziehung stehen, und dort spricht noch Marmol von Abrichtung der Elephanten.

Da die afrikanischen Elephanten in der Schlacht bei Raphia den Angriff der asiatischen nicht ertrugen (unter Ptolemäos Philopator), scheint man sie später wieder aufgegeben zu haben, doch wird sich die Kenntniß ihrer Zähmung vorher schon zu den Carthagern verbreitet haben, die in den Kriegen gegen Epirus Elephanten verwandten statt der Streitwagen, die auf ihren Feldzügen gegen Gelon, Hieron und sonst in Sicilien erscheinen, und die in ihren Mauern große Elephantenställe baueten. Hasdrubal wurde (nach Appian) auf Elephantenjagden geschickt, wie sich (nach Plutarch) Pompejus mit solchen in Numidien belustigte und Plinius der Elephanten in Mauritanien erwähnt. Juba ließ bei der Annäherung Cäsar's Elephanten noch kurz vor der Schlacht bei Thapsos einfangen, doch brachten sie durch ihre Wildheit, weil noch nicht genügend abgerichtet, seine eigenen Reihen in Unordnung. Auf numidischen Münzen findet sich der afrikanische Elephant, an den großen Ohren kenntlich, während der (gleich dem Rhinoceros) Ebu genannte Elephant auf den thebanischen Bildern aus der Zeit Thutmosis III. (unter einer mit Assyrien kämpfenden Dynastie) auf Asien deutet, in seiner eigenen Form sowohl wie in der seines Führers, und jene röthliche Farbe zeigt, mit der die weißen Elephanten in den sie heilig haltenden Ländern dargestellt werden. Unter den Hieroglyphen der Ptolomäerzeit findet sich ein gerittener Elephant. Beachtenswerth ist, daß bei einigen Ceremonien am Hofe des Königs von Dahomeh früher ein Holzelephant herumgeführt wurde, aber im Uebrigen ist der Elephant in Afrika nur als Jagdthier bekannt.

* * *

— Der Aufstand auf Cuba zieht sich nun weit ins sechste Jahr hinein und es ist allen Anstrengungen der Spanier nicht gelungen, ihn niederzuschlagen. Der größte Theil der weißen Creolen begünstigt insgeheim denselben, hütet sich jedoch, thätig einzugreifen, und der größte Theil der Insurgenten besteht nun schon seit längerer Zeit aus entlaufenen Negersklaven. Die Kriegführung besteht vielfach nur in Verwüstung der Plantagen, offene Gefechte oder Schlachten kommen nur selten vor. Dieser Charakter des Aufstandes hat nach und nach in die cubanischen Verhältnisse ein neues Element gebracht. Wenn die Wirren, wie das allen Anschein hat, noch längere Zeit in derselben Weise fortdauern, dann kann es zutreffen, daß auf Cuba die Dinge eine ähnliche Wendung nehmen wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf St. Domingo. Je mehr unter den Aufständischen das weiße Element vom schwarzen überwogen wird, um so größer ist die Gefahr, daß die Sklaven den Versuch machen, sich mit Unterstützung ihrer bewaffneten Stammesgenossen gewaltsam zu emancipiren. Die spanische Regierung hat wiederholt eine Emancipation in Aussicht gestellt, denkt aber nicht an eine Verwirklichung derselben. Ein starkes Viertel der Bevölkerung Cubas besteht aus farbigen Sklaven, ein anderes aus Mulatten und freigelassenen Negern und die territorialen Verhältnisse des Eilandes begünstigen eine Trennung in eine weiße westliche und östliche schwarze Hälfte.

— Die größte bis jetzt bekannte Schnelligkeit hat ein Eisenbahnzug auf der Linie Jersey-Trenton — im Staate Newyersey in Nordamerika — erreicht. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt 92 Kilometer und ist in 59 Minuten durch den Zug, welcher die Zeitungen täglich zu befördern hat, durchfahren. Die Schnelligkeit übersteigt 93 Kilometer per Stunde. In Newark war eine Minute Aufenthalt und eine kleine Verzögerung war zu Neubraunschweig. Von diesem Orte ab fuhr man während drei Minuten mit einer Schnelligkeit von 137 Kilometer per Stunde.

— Georg Schweinfurth hat von der Pariser geographischen Gesellschaft für seine Reisen in Innerafrika die goldene Medaille erhalten.

— St.-Gotthard-Tunnel. Am 1. Juli d. J. war man bei der Bohrung dieses Tunnels von Goeschenen aus 2217 Meter, von Airolo aus 1976 Meter, zusammen 4193 Meter, vorgedrungen. Es bleiben noch 10,720 Meter zu bohren, ehe eine Vereinigung der beiden Stollen stattfinden kann.

— Am 27. Juni 1875 ist in Gegenwart des Fürsten von Rumänien in Bucharest eine geographische Gesellschaft eröffnet worden, die in eine mathematisch-astronomische, physikalische, geologische, ethnologische und archäologische Section zerfällt. Wir wünschen ihr fröhliches Gedeihen — ein weites Forschungsgebiet liegt an der untern Donau vor ihr offen und der gute Wille ist schon etwas werth, wo die Kräfte noch nicht ausreichen.

— Die Pfirsichernte in Delaware hat im laufenden Jahre die ungeheure Menge von 8,000,000 Körben ergeben. Davon versandte Middletown etwa 600,000, Mount Pleasant 500,000, Dover 400,000 Körbe. Auf der Queen-Anne- und Kent-County-Bahn sind 700,000 Körbe befördert worden.

— Hadhramaut, welches uns durch A. v. Wrede's Reise und später durch die Erkundigungen W. Munzinger's näher bekannt wurde, ist nach Berichten aus Konstantinopel gegenwärtig in vier sich feindlich gegenüberstehende Districte getheilt. Der Hafen Makalla wird von einem Abkömmling der Familie Küsadi gehalten, der seine Renten aus den Hafenabgaben bezieht. Die Städte Kutni und Schibam im Innern und der Hafen Schir sind den vier Söhnen Omar unterthan, die zur Kajntifamilie und Ismaulitensecte gehören. Einer derselben, Sali, befindet sich gegenwärtig in Haiderabad, Indien. Ein Theil der kleinen Staaten im Innern ist im Besitz der Temini-Beduinen und der Rest des Landes gehört einem Sultan aus der Familie Kütheiri. Der letztere soll der „legitime" Herrscher Hadhramants sein.

Inhalt: Römische Ueberreste in Siebenbürgen. (Mit sechs Abbildungen.) — Geschichten aus Alt-Japan. II. (Mit einer Abbildung.) — Ein Besuch auf den Nikobarischen Inseln. Von F. Ad. v. Roepstorff. — Die Bedeutung der Länder am Euphrat und Tigris für den Verkehr. Von Arthur v. Triebel. I. — Der Aussatz auf den Sandwichsinseln. — Aus allen Erdtheilen: Die deutschen Colonisten in Südrußland. — Eine Verordnung des großen Kurfürsten gegen den Aberglauben. — Die Zustände in Osttnrkestan. — Die Zähmung des afrikanischen Elephanten. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 14. August 1875.)

Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 10.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern begründet von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Donau-Bulgarien.

Auf sein großes, von uns oft erwähntes und nach Gebühr gewürdigtes Werk über Serbien hat der unermüdliche F. Kanitz, den wir zu den geschätzten Mitarbeitern des „Globus“ zählen, ein neues Prachtwerk folgen lassen, die Frucht fünfzehnjähriger mühevoller und aufreibender Reisen *). Nicht weniger als fünfzehnmal hat er den Balkan überschritten und die so vieler Nachhülfe bedürftige Geographie dieses gewaltigen Gebirgszuges in einer Weise aufgeklärt, die zum höchsten Danke gegen den tüchtigen Forscher uns verpflichtet. Geradezu erstaunt sind wir über die Menge dessen, was hier zu leisten war und auch geleistet wurde. Auf weite Strecken hin bekommt die Karte durch Kanitz ein neues Ansehen, es ist eine Veränderung — im kleinen Maßstabe —, wie wir sie sonst nur bei der Karte Afrikas zu sehen bekommen: Flüsse werden ausgemerzt, neue eingezeichnet. Städte mit starker Bevölkerung finden ihren Platz auf bisher leeren Stellen und andere, die überhaupt nicht existiren, auf den Karten aber sich breit machen, verschwinden von denselben.

Wie „Serbien“ theilt Kanitz sein Werk in zwei Bücher ein. 1. Staat und Gesellschaft, 2. Reisestudien. Er entwirft, von den vorgeschichtlichen Ueberresten ausgehend, knapp und gewandt ein sehr übersichtliches Bild der Geschichte der Bulgaren bis auf die nationalen Bestrebungen der Gegenwart herab; schließt daran ein mannigfaltiges Capitel über die Ethnologie, in dem namentlich der Aberglauben reich bedacht ist, zeigt uns die politischen Rechte des Volks, seine Stellung zu den Türken und charakterisirt scharf die Mißregierung derselben. Der bulgarische Kirchenstreit gegen die bedrückenden Griechen aus dem Fanar wird in sehr gründlicher, den Bulgaren freundlicher Weise behandelt und dann die aussichtslose katholische Propaganda unter den Bulgaren abgethan.

Die Reisestudien, welche der erste Band bringt, beschränken sich auf das Gebiet zwischen Nischava, Donau, Lom und Timok, also den nordwestlichen, an Serbien grenzenden Winkel Bulgariens. Hier tritt namentlich die Archäologie in ihr Recht, auf deren Gebiete der Verfasser umfassende Studien machte. Aber auch interessante Völkerbilder erhalten wir, das ethnographische Capitel wird hier im Detail ausgemalt. Kanitz erzählt:

Das Lomthal ist sehr fruchtbar und hat eine weit dichtere Bevölkerung als man nach v. Scheda's Karte annehmen möchte. Selbst die wenigen dort angegebenen Orte liegen aber nicht an der richtigen Stelle, sondern größtentheils an dem Smordenfluß, der ebensowenig existirt, als die beiden Städte Pirsnik und Drinovatz, welche in Stieler's Handatlas und anderen Orten am Lomflusse bisher figurirten. Vom Nikolapaß abwärts bis zur Donaustadt Lom begegnete ich einer einzigen Stadt.

So gesegnet der Boden des Lomgebietes ist, fehlte es ihm doch seit Jahrhunderten an den nothwendigen Bedingungen zur Entwickelung von Gewerbe- und Handelsthätigkeit und zur glücklichen Verwerthung seiner reichen Naturschätze. Er

*) Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860 bis 1875. Erster Band. Mit 20 Illustrationen im Texte, 10 Tafeln, einem Gebirgsprofil und einer Karte. Von F. Kanitz. Leipzig. Hermann Fries. 1875.

wurde durch fortwährende Kämpfe entvölkert und erst in diesem Jahrhundert durch romanische Einwanderer vom jenseitigen Donauufer theilweise wieder etwas stärker besiedelt. Da letztere aber in ihren Bedürfnissen und Lebensanforderungen immer noch auf primitivster Stufe stehen, wird es für das nordwestliche Bulgarien einer nach ganz anderen Principien vorgehenden Verwaltung bedürfen, um die für das Aufblühen von Städten nothwendigen, im Keime wohl vorhandenen Elemente zur vollen Entfaltung zu bringen.

War es also dem verewigten Consul v. Hahn vorbehalten, vor wenigen Jahren das ganz unbekannte albanesische Städtchen Kruschewo (mit etwa 3000 Einwohnern) in die Karte einzutragen, so fiel mir die entgegengesetzte Aufgabe zu, außer der Stadt „Isnebol" am Timok auch die Städte „Pirsnik" und „Drinovatz" am Lom unnachsichtlich aus der Karte zu streichen; denn von allen diesen drei Städten existirt nur die letztere in Gestalt eines kleinen Dorfes von 80 Häusern. An seiner Stelle mochte einst wohl, einer vorhandenen Castellruine nach zu urtheilen, eine römische und höchst wahrscheinlich von den Byzantinern restaurirte, später altbulgarische Stadt gestanden haben, die nach älteren Schriftstellern auch der Sitz eines Bischofs war. Heute hat Drinovatz aber nicht einmal eine eigene Kirche. Es ist zum nahen, hart an der Straße liegenden großen Dorfe Tschorlevo eingepfarrt, wel-

Troglodytendorf am Lom. Aus Kanitz' „Donau-Bulgarien".

ches auch ein Blockhaus besitzt und das die Zwischenpoststation zwischen Tschupren und der Stadt Lom Palanka bildet.

Von Tschorlevo bis zur Donau begegnet man hart am Lomflusse dem buntesten Völkergewirre. Bulgaren, Romanen, Tataren und Tscherkessen wohnen hier in oft nur 20 Minuten von einander entfernten Dörfern. Die Tataren haben ihre aus der Krim herübergebrachte Tracht bereits größtentheils abgelegt und dafür das bulgarische Nationalcostüm, die Tschubara (Schaffellmütze), das weiße, faltige, gestickte Hemd und Opintschen (eine Art Sandalen) als Fußbekleidung eingetauscht. Sie sprechen bereits vielfach das Bulgarische, sind bei der slavischen Bevölkerung ziemlich beliebt und haben im Hinblicke auf die verhältnißmäßig kurze Zeit ihrer Anwesenheit ihre Niederlassungen durch deren allgemein gerühmten Fleiß zu ziemlich erheblichem Wohlstand gebracht. Besondere Sorgfalt wenden sie auf ihre Schulen.

Wie weit die auf beiden Lomufern angesiedelten Tscherkessen in der Cultivirung der großen bulgarischen Terrasse sich bewähren werden, dies muß die Folge lehren. Im Beginne hatten sie sich durch ihr herrisches Auftreten, durch ihren Hang zur Widersetzlichkeit, zu Raub und Diebstahl sowohl bei den Türken als bei der tatarisch-romanisch-bulgarischen Landbevölkerung sehr verhaßt gemacht. Seit dem Jahre 1864 ist jedoch ein allmäliger Umschwung zum Bessern eingetreten. Die Noth zwang die Helden des Kaukasus sich zur Feldarbeit zu bequemen. Ich sah schon im Jahre

1870 sogar einzelne tscherkessische Frauen an derselben sich betheiligen. Nur an der großen Vorliebe für fremde Pferde hält der Tscherkesse fest. Er rivalisirt in dieser Beziehung mit den nomadisirenden Zigeunern und Hunderte büßen stets in der Widdiner Feste den unbezwinglichen Hang, sich auf Kosten ihrer Nachbarn beritten zu machen. Schwer trifft den Tscherkessen selbst die geringste Freiheitsstrafe. Bei fortgesetzter unnachsichtiger Strenge dürfte er sich also auch bezüglich fremder Vierfüßler zu mehr occidentalen Rechtsbegriffen bequemen.

In dem Dorfe Vasilovce begegnete ich den im Jahre 1861 auf russische Versprechungen hin nach der Krim ausgewanderten, im Jahre 1862 aber vollkommen enttäuscht zurückgekehrten Bulgaren. Sie fanden ihre verlassenen Dörfer von den an ihrer Stelle colonisirten Tataren bereits besetzt und es blieb ihnen nichts übrig, als sich, so gut es ihre Mittel erlaubten, neue Wohnstätten zu bauen. Diese sehen wohl schlimm genug aus und setzen ein westeuropäisches Auge in nicht geringe Verwunderung. Ich sah hier leibhaft die von Owen Stanley ausführlich beschriebenen, von den Menschen der Bronzezeit bewohnten „Penpits“ zu Anglesea in nur wenig veränderter Gestalt vor mir. Zur Hälfte in der Erde eingegraben, mit einem auf schief gegen einander gestellten Baumstämmen aus Erde gestampften Dache und riesigen

Eingewanderte Tscherkessen in Bulgarien. Aus Kanitz' „Donau-Bulgarien“.

aus Rohr geflochtenen Rauchfängen machen sie den Eindruck wahrer Troglodytenwohnungen.

Hält man aber dieses Beispiel primitivster Bauweise den architektonisch fortgeschrittenen Werken entgegen, welche ein und dasselbe Volk in den Städten ausführt und bewohnt, so ergiebt sich wohl für den Archäologen und Culturhistoriker die Mahnung, bei der Beurtheilung, Classificirung und Scheidung der vorhistorischen Reste sehr vorsichtig zu sein. Denn wir finden hier die Angehörigen eines Volkes, welches die verschiedensten Handwerke mit Meisterschaft betreibt, welches den bewunderungswerthesten Filigranschmuck, ausgezeichnete Töpferarbeiten und Webereien erzeugt, in Wohnungen, ähnlich jenen der Kaffern, welche bekanntlich in allen Künsten auf sehr niedriger Stufe stehen.

Ueber die Tscherkessenansiedelungen giebt uns Kanitz in dem Capitel „der Kaukasus am Balkan“ nähere Auskunft und diese klingt keineswegs günstig, wie folgendes Bild darthun wird.

Nur ein schriller Mißton, der noch heute ungeschwächt in meiner Erinnerung nachklingt, störte mich im reinen Genusse des wunderbar schönen Naturbildes. Es waren die in fortlaufender Kette rechts und links vom Wege zwischen Baumpartien oder auf niederen Hügeln, in Gruppen von 2, 3 bis zu 20 zerstreuten frischen Tscherkessengräber. Statt Blumenschmucks mit Bachkieseln oder Felsblöcken umrandet erzählen sie laut von der Misère des großen Tscherkessenzuges, der kurz zuvor die neue Straße bedeckte. Man könnte sie am bezeichnendsten „Gräberstraße“ nennen.

Gleich entsetzlich wie das Elend der bedauernswerthen Einwanderer gestaltete sich das traurige Loos der armen Bulgaren, zu deren Ueberschichtung sie herangezogen worden waren. Noch hatten sie sich von den durch die Tatarencolonisation im Jahre 1861 ihnen auferlegten Opfern nicht erholt und abermals zwang man sie, auch diesen neuen Ankömmlingen Häuser zu bauen, deren Kosten von künftigen Steuern abgerechnet werden sollten. Die Abgaben wurden aber vor wie nach eingehoben und hiermit nicht genug mußten die Bulgaren nach dem Grundsatze: „Aller Boden ist des Sultans!" zu einer neuen Abtretuug ihres besten Grundbesitzes an die Tscherkessen ohne jede Entschädigung sich verstehen.

Ich sehe hier den von europäischen Rechtsbegriffen erfüllten Leser zweifeln und doch sind diese angeführten Thatsachen vollkommen wahr und fern von jeder Uebertreibung!

Jenseits des Balkans betrat ich Crvenibreg nahe bei Bela Pelanka, das erste der Tscherkessendörfer. Später sah ich die neuen Ansiedelungen zu Nisch, dann zu Mramor an der bulgarischen Marava; ferner die nach glorreichen Sultanen benannten Colonien Medschiedieh, Osmanieh, Mahmudieh und andere. In der Mehrzahl dieser Ansiedelungen waren, als ich im Jahre 1864 durch dieselben kam, die in langen Reihen sich hinziehenden Familienhöfe noch nicht vollendet. Die Einwanderer bewohnten einstweilen die Häuser von Bulgaren, welche man rücksichtslos gezwungen hatte sich ein beliebiges Obdach zu suchen.

Hier fand ich die Reste der stark zusammengeschmolzenen tscherkessischen Juneh (Familiengemeinschaften), nur selten noch 7 bis 12 Köpfe stark, in oft wahrhaft herzzerreißender Lage. 20 Para (5 Neukreuzer) und $^1/_2$ Oka (1 Pfund) Mais per Kopf täglich sind selbst in dem gesegneten Bulgarien zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse nicht ausreichend, solch großes Opfer dies auch für den Staat, oder richtiger für die bulgarischen Rajah sein mochte, da diese Subvention neben voller Steuerfreiheit den Einwanderern auf drei Jahre zugesichert worden war.

Oft sah ich auf dem nackten, vom Nachtthau befeuchteten Lehmboden der armseligen Behausungen, umhüllt vom qualmenden Rauche des schwer in Brand zu setzenden grünen Holzes, drei und mehrere Kranke verschiedenen Alters und Geschlechts, mit Gesunden bunt durch einander gewürfelt, im furchtbarsten Fieberparoxismus unreifes Obst oder schweres trockenes Maisbrot mit wahrem „Fieberhunger" verschlingend.

Hier zu helfen überstieg die Kraft des Einzelnen! Umdrängt von den Unglücklichen, die oft in mir den von der Regierung längst versprochenen Hakim (Arzt) zu erblicken wähnten, gab ich, was ich nur immer entbehren konnte. Mich und meine Leute vergessend leerte ich in Osmanieh den Chininvorrath meiner kleinen Reiseapotheke, um doch wenigstens für einige Stunden die Leiden der am meisten vom Fieber Ergriffenen zu mildern.

Die Unmöglichkeit, sich mit ihren Nachbarn, den Bulgaren, Tataren oder selbst den türkischen Beamten anders als durch einige wenige des Türkischen kundige Häuptlinge (Beys) zu verständigen, erhöhte noch die schlimme Lage der Einwanderer.

Mitten in diese potenzirte Häufung menschlichen Elends trat neben der bewundernswerthen selbstbewußten Haltung der Männer ein Zauber verklärend hinein, die vielgerühmte, manchmal geradezu blendende Schönheit der tscherkessischen Frauen.

Wer seine traumhaft gedachten oder vielleicht nach antiken Vorbildern geschaffenen Ideale classischer Frauenschönheit verwirklicht sehen, lernen und begreifen will, weshalb der Sultan, die Chane und türkischen Großen mit allen Mitteln darnach streben, ihre Harems mit den Wunderblüthen des Kaukasus zu schmücken, wandere in den Balkan. Er thue es jedoch bald, denn unter dem Drucke herber Noth und ungewohnter Arbeit wird der Adel der Erscheinung mit der nothwendig sich mindernden Pflege der Physis rasch ausgestorben sein.

Allein nicht mehr als Odalisken, sondern nur als rechtmäßig angetraute Frauen sollen die, nebenbei bemerkt, ein wenig boshaften, eifersüchtigen und in ihrer Rache zum Aeußersten bereiten Schönen des Kaukasus an der Donau künftig heimgeführt werden. Ein sultanischer Ferman verkündete, daß sie mit dem Betreten des großherrlichen Bodens aufgehört hätten eine Waare zu sein. So viel ich bemerken konnte, schienen jedoch weder die Eltern noch der weibliche, in phantastisch wuchernden vornehmen Zukunftsgelüsten erzogene Nachwuchs von des Sultans Beschränkung ihrer subjectiven Freiheit erbaut zu sein und auch dieser Ferman — welcher eigentlich doch nur zur Schonung englischer Philanthropie und Prüderie erlassen worden war — zählte zu den vielen todtgeborenen.

„Journal des Museum Godeffroy".

Es ist erfreulich zu sehen, wie Hamburg im Verlaufe weniger Jahre zu einem geographischen Centrum in Deutschland geworden ist, das mehr und mehr erfreuliche Aussichten für die Zukunft entwickelt. Seine überseeischen Verbindungen, die beide Erdhälften umspannen, der großartige Handel, dem zu Liebe seine Söhne in den fernsten Hafenplätzen angesessen sind, wo sie ehrenvoll den deutschen Namen vertreten, endlich die nautischen Beziehungen dieser ersten Handelsstadt des Continents mußten schon das Interesse an geographischen Forschungen erwecken. In der That war dieses auch vorhanden, nur fehlte der Brennpunkt, in welchem die verschiedenen Strahlen sich zu gedeihlichem Wirken vereinigen konnten. Dazu bedurfte es des Anstoßes und daß dieser gekommen verdankt Hamburg vor Allem der Energie L. Friederichsen's, der, aus der tüchtigen Gothaer Schule hervorgegangen, mit seltenem Eifer sich ans Werk machte. Zunächst gründete er eine große Land- und Seekartenhandlung, mit welcher ein Verlagsgeschäft vereinigt wurde, in welchem trotz der kurzen Zeit seines Bestehens bereits mehrere werthvolle Originalkarten und tüchtige geographische Werke erschienen (Wiebel: Die Insel Kephalonia; Lentz: Fluth und Ebbe des Meeres; Laudesdorf: Die Gesundheitszustände in verschiedenen Hafenplätzen; Rümker: Publicationen der Hamburger Sternwarte ꝛc.). Friederichsen ist auch der eigentliche Gründer der Hamburger geographischen Gesellschaft, die trotz ihrer Jugend — sie ist erst ins dritte Lebensjahr eingetreten — bereits den zweiten Rang unter den geographischen Vereinen Deutschlands einnimmt, gleich neben Berlin genannt zu werden verdient, und über verhältnißmäßig bedeutende Mittel gebietet, so daß sie schon Forscher (Dr. An-

dreas ging auf ihre Kosten nach Südpersien um dort Ausgrabungen zu unternehmen) ausrüstet und umfangreiche Jahresberichte mit werthvollen Abhandlungen veröffentlicht. Friederichsen endlich setzte auch mit großer Gewandtheit den glänzenden Empfang der österreichischen Nordpolfahrer in Scene, bei dem die ganze große Stadt betheiligt war.

Einen wichtigen Kern- und Anhaltepunkt für die Fortentwickelung der Länder- und Völkerkunde in Hamburg bot vor Allem auch das Museum Godeffroy, welches wir bereits wiederholt im „Globus" besprachen und in dem ebenso eifrig die Ethnographie wie die Naturwissenschaften gepflegt werden, ein rühmliches Zeugniß für den regen wissenschaftlichen Sinn des Herrn C. Godeffroy. Das Journal dieses Museums ist nach Inhalt wie Ausstattung eine Perle unter den wissenschaftlichen Publicationen aller Länder und die Redaction, die abermals in Friederichsen's Händen ruht, thut alles um dieses werthvolle Werk noch mehr zu heben. Dafür spricht das vorliegende achte Heft *), mit dem wir uns jetzt näher beschäftigen wollen.

Eröffnet wird dasselbe mit einer ausführlichen Monographie über die Ornithologie der Palau-Inseln in der Südsee von dem bekannten Bremer Naturforscher Otto Finsch, dem das Material zu dieser schönen Arbeit aus dem Museum Godeffroy zur Verfügung gestellt wurde. Während nur zwei weit über die Südsee verbreitete Flatterfängethiere (Pteropus Kerandreni und Emballonura fuliginosa) auf den Palau- (Pelew-) Inseln vorkommen, finden wir dort eine verhältnißmäßig reiche Avifauna, denn Finsch zählt 30 sichere und 8 unsichere Standvögel auf, die auch als Brutvögel gelten dürfen, zu denen sich dann noch 18 Arten Zugvögel gesellen, die nur auf ihren Frühjahrs- und Herbstwanderungen die Palaus berühren. Unter den Standvögeln gehören 13 Arten der Gruppe als eigenthümlich an und zwar eine kauzartige Eule, Noctua podargina, ein Ziegenmelker, Caprimulgus phalaena, zwei Meliphagiden, Zosterops Semperi und Z. Finschi, ein Würger, Rectes tenebrosus, eine Champephagide, Volvocivora monacha, zwei Fliegenschnepper, Myiagra erythrops und Rhipidura lepida, eine Sylvie, Psamathia Annae, zwei Tauben, Ptilinopus pelewensis und Phlegoenas canifrons, ein Scharrhuhn, Megapodius senex. Psamathia ist sogar ein eigenes nur den Palaus angehöriges Geschlecht. Hinsichtlich des allgemeinen Charakters der Vogelwelt Palaus läßt sich — wie dies durch die geographische Lage erläutert wird — ein vorwiegend indo-malayisches Gepräge erkennen; namentlich Formen, die von Südindien über die Sundainseln nach dem westlichen Polynesien reichen, kommen vor. Beachtenswerth ist der gänzliche Mangel von Papageien und Fringilliden. Der Ruf des Palaukauzes (Noctua podargina) gilt den Insulanern als unheilverkündend, wie bei uns, und göttliche Verehrung wird im District Ratmau auf Babelthaup dem Kadau (Dysporus sula), in Engkassar dem Puffinus dichrons, auf Pelelin dem Nachtreiher (Nycticorax manillensis) gezollt. Nur wenige Vögel (Carpophaga oceanica und Puffinus dichrous) und das wilde Huhn werden von den Eingeborenen gegessen, vor Allem aber werden die Eier von Megapodius senex geschätzt, welcher wie die übrigen Scharrhühner seine Eier nicht selbst bebrütet, sondern dieselben in gemeinschaftlich zusammengescharrten Sandhügeln niederlegt, wo sie von der Sonnenwärme gezeitigt werden. Solche künstliche Bruthügel haben oft einen Umfang von über 100 Fuß und 10 Fuß Höhe. Man findet in ihnen das ganze Jahr über Eier; wie viel ein Weibchen legt, läßt sich nicht sicher feststellen, da viele Weibchen gemeinschaftlich eine solche Brutstätte benutzen. Die Eingeborenen berauben die Hügel ihres Inhalts, wobei sie indessen, um den Vogel nicht auszurotten, systematisch und mit Verständniß vorgehen. Die fünf zu der Arbeit von Finsch gehörigen Tafeln mit Abbildungen der den Palau eigenthümlichen Vögel gehören zu den schönsten Erzeugnissen des Farbendrucks.

Weitere sich hieran anschließende naturwissenschaftliche Abhandlungen sind (in englischer Sprache) von dem am 7. März d. J. verstorbenen John Edward Gray über einen Delphinschädel (Feresa attenuata), über neue Nacktschnecken der Südsee von Dr. R. Bergh in Kopenhagen; über die Flora Queenslands nach den von Frau Amalie Dietrich gesammelten Pflanzen von Dr. Chr. Luerssen, und über die Geologie der Palaus sowie die Basalte der Insel Ponapé von Dr. Arthur Wichmann.

Von hervorragendem Interesse für uns sind die wichtigen ethnographischen Nachrichten J. Kubary's (eines kürzlich von langjährigen Reisen aus der Südsee zurückgekehrten Polen) über die Insel Ponapé (Puynipet).

Die Eingeborenen Ponapés waren noch unlängst das, was man sich bei uns unter einem naiven, gastfreundlichen Südsee-Insulaner vorstellt. Seit der Auffindung dieser Inselgruppe durch Admiral Lütke 1828 aber, innerhalb eines Zeitraumes also von beinahe 50 Jahren, unterlagen die Eingeborenen einerseits den gewaltigen Einflüssen hierher verschlagener Seeleute, andererseits dem Eifer amerikanischer Missionäre. Die ersten auf Ponapé angesiedelten Weißen waren desertirte Seeleute, welche sich der Hoffnung hingaben, dort ein Leben süßer Träume führen zu können. Als ihre vermeintliche göttliche Natur sich schon nach Verlauf kurzer Zeit als eine ganz menschliche und obendrein sehr unvollkommene entpuppte, da wurden sie den Eingeborenen eine unliebsame Last. Eine Zeit lang, so lange die Anzahl der Fremdlinge eine begrenzte war, hielten die einzelnen Häuptlinge es für eine Ehrensache, einen eigenen Weißen, einen sogenannten zahmen Hausweißen, zu haben, als die Anzahl derselben aber wuchs, da hörte die Rarität auf und an deren Stelle trat ein um die Gunst der Eingeborenen concurrirender Kampf unter den Fremdlingen. Letztere fingen an sich gegenseitig aus dem Wege zu schaffen und lehrten damit die Eingeborenen, allen Europäern von vornherein mit vorgefaßter Meinung zu begegnen. Die Einschleppung der schwarzen Blattern im Jahre 1854 durch das englische Barkschiff „Delta", welche circa dreiviertel der gesammten Bevölkerung dahinraffte, mußte im Uebrigen zur Vorsicht mahnen.

Ponapé zerfällt in politischer Hinsicht in fünf von einander unabhängige Districte: Dzjokoits (Jekoits), Nott (Nutt), Ou, Matabanim und Roan Kitti, welch letzterer wieder in das eigentliche Kitti und in Wana getheilt wird. Jeder von ihnen hatte vor circa zwanzig Jahren eine Anzahl größerer Häuptlinge, um welche sich das Volk schaarte. Die beschränkten Platzverhältnisse fesselten den Insulaner an sein Haus, und der Ueberfluß an Brotfrucht und Yams machte ihm das Leben leicht und zufrieden. Sein Reichthum bestand in Matten, Fasern, Yams, einem Canoe und einem schönen Hause; seine Pflichten als Unterthan hießen ihn, seinem unmittelbaren Häuptling dienstbar zu sein und ihm von Zeit zu Zeit etwas Nahrung zu bringen. Als Gegenleistung empfing er den Grund und Boden für seine Pflanzungen und durfte an dem Thun und Treiben des Häuptlings Theil nehmen. Die politischen Verhältnisse im Innern des Districts offenbarten sich in fortdauernden Festen, in-

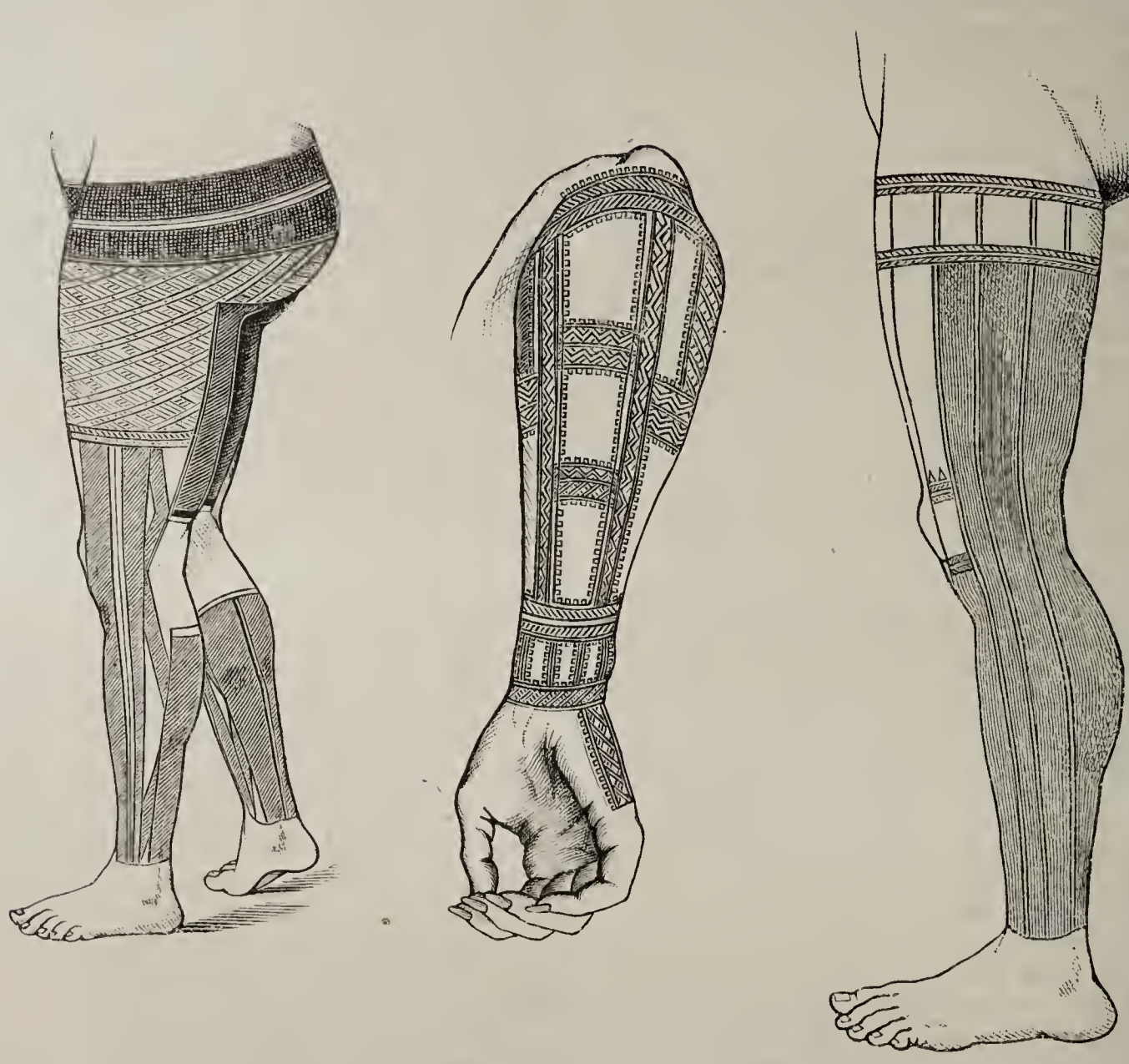
*) „Journal des Museum Godeffroy". Geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. Heft VIII. Mit 12 Holzschnitten und 18 Tafeln. 140 Seiten gr. 4. Hamburg. L. Friederichsen u. Comp. 1875.

dem eine jede Tributzahlung eines Häuptlings an einen andern höher gestellten als eine Festivität begangen wurde. Der oberste Häuptling machte ein Mal im Jahre die Runde bei allen seinen Unterhäuptlingen, und diese thaten wieder desgleichen bei ihren Untergebenen, wo sie überall gastlich und festlich empfangen wurden. Die Vorbereitungen und Theilnahme an diesen Festivitäten füllten die Hauptzeit des Lebens der Eingeborenen aus. Kriege, welche dann und wann um die Erhaltung des eroberten Ansehens geführt wurden, waren mehr Geschrei als lebensgefährliche Unternehmen. Althergebrachte Sitten galten als Gesetze.

Stehlen kannte man nicht, da es nichts zu stehlen gab. Das Lügen untereinander war nutzlos und wurde nur als eine natürliche Waffe gegen Freunde gebraucht. Die Eltern liebten und lieben noch heute ihre Kinder in ihrer Art leidenschaftlich und die Männer ehrten ihre Frauen hoch. Ehen wurden erst dann geschlossen, wenn das Mädchen das Pubertätsalter erreicht hatte und tättowirt worden war. Ehebruch wurde oft mit dem Tode bestraft.

Unter Beobachtung vorstehender Hauptsittengesetze betete der Insulaner die Geister seiner tapferen Vorfahren an und erflehte ihren Schutz; für ihn war seine Welt vollkommen, und nicht verlangend nach des Fremden Glück, versuchte auch er Niemandem sein Glück aufzudrängen. Scharfsinnig, wie alle Südsee-Insulaner, erkannten sie sehr rasch, was von den Sitten und Gebräuchen der Fremden für sie nützlich und für ihre Lebensweise passend schien; jede Neuerung aber, welche ihr Leben nicht augenscheinlich verbesserte, ließ sie unberührt.

Als vor zwanzig Jahren amerikanische Missionäre nach



Ponapé kamen, wurden sie wie jeder andere Fremdling gastlich und neugierig aufgenommen. Ueberall tolerant, ließ man sie gewähren, beanspruchte aber gleichzeitig, daß die Sitten und Gebräuche des Landes Beachtung fänden. Die Erfolge der Mission waren langsam, und erst durch Ausbeutung der zwischen den verschiedenen Districten entstandenen Uneinigkeiten gelang es ihr schließlich festen Fuß zu fassen, die einstige Ordnung im Sinne ihrer Aufgabe zu modeln und circa 200 bis 300 neue Mitglieder der christlichen Kirche einzuverleiben.

Die heutigen Eingeborenen von Ponapé sind, wie diejenigen aller anderen Inseln der Carolinen, von mehr oder minder brauner Hautfarbe, von untersetztem Körperbau, keinem typischen Gesichtsausdruck und schwarzem glatten Haupthaar, ohne Bartwuchs. Das Haupthaar wird heute meistens abgeschnitten getragen. Besondere Sorgfalt auf das Ordnen der Haare wird nicht verwandt, wohl aber reichlich Oel hineingeschmiert. Die Frauen schneiden die Haare dicht über der Schulter ab. Nur die Mitglieder der geheimen heidnischen Religionsgesellschaft „Dziamaron" tragen langes Haar, welches wenn einer der Brüder verstorben an den Spitzen mit Feuer abgesengt wird.

Die Form der Schädel ist bald kurz, bald lang, woraus sich mit Bestimmtheit auf eine Mischlingsrace schließen läßt. Aus den in den Ruinen von Nanmatal von Kubary aufgefundenen vier Schädeldecken glaubt dieser Reisende annehmen zu dürfen, daß die Urbewohner Langschädler waren.

Von ihren Nachbaren unterscheiden sich die heutigen Eingeborenen vorzüglich durch die Art des Tättowirens, was für alle Inseln unter dem Aequator als Hauptunter-

scheidungsmerkmal betrachtet werden muß. Zu näherer Anschauung der Ponapé-Tättowirung mögen die nebenstehenden Abbildungen dienen. Das sehr regelmäßig und geschmackvoll ausgeführte Tättowiren der beiden Arme, wie es in der Zeichnung angegeben, ist nur Ponapé-Insulanern, und zwar beiderlei Geschlechts ohne besondere Abzeichen eigenthümlich.

Auf Ponapé müssen alle Frauen jeden Ranges in gewissem Alter die schmerzliche Operation des Tättowirens an sich vornehmen lassen. Ein Mädchen, welches noch nicht tättowirt ist, wird als unmündig angesehen und darf noch nicht heirathen, ja es haftet einem im richtigen Alter noch nicht tättowirten Frauenzimmer sogar ein gewisser Makel an. Schon im vierten oder fünften Jahre erhalten die Mädchen den ersten Strich um die Hüften herum; nach Verlauf von circa fünf Jahren werden dann die schwarzen Felder von oberhalb des Knies bis zu den Knöcheln auf beiden Seiten aufgetragen und ausgefüllt und gleichzeitig die untere Seite des Bauches in Angriff genommen. Wenn wieder einige Zeit verstrichen, so kommt die innere Seite der Hüfte und der Schenkel, später die äußere Seite und zuletzt die Decoration der Arme an die Reihe, welche sich in früheren Zeiten auf den ganzen Arm von der Schulter bis zur Hand erstreckt haben soll.

Das Ausführen der Tättowirung ist eine Kunst und wird sowohl auf Ponapé als auf Palau durch besonders eingeübte und gut bezahlte Frauen betrieben.

Die Manipulation bleibt sich auf allen Inseln so ziemlich gleich, wenn auch das dazu benutzte Werkzeug und die Farbe verschieden sind. Das auf Ponapé übliche Instrument zum Tättowiren gleicht einem Kamm oder einer Gabel und besteht aus Dornen einer wild wachsenden Citrusart, welche zierlich aneinander gebunden und mittelst Brotfruchtsaft erst an den Schaft gekittet und dann befestigt wird. Als Schwärze dient der Ruß einer Flamme, in welcher eine Dziakan genannte Nuß verbrannt worden ist. Die Künstlerin beginnt ihre Arbeit mit Auftragung der Zeichnung vermittelst eines in die in Wasser aufgelöste Schwärze getauchten Cocosblattnerves. Zuerst werden gewöhnlich nur die Umrisse gezeichnet und hernach die Gabel mit einer Art Holzhammer in die Haut geschlagen und damit die Schwärze in die nicht durchstochene, sondern gänzlich zerrissene Haut eingetrieben. Nach sorgfältigem Abwaschen werden die Umrisse untersucht, ob sie gleichmäßig schwarz sind; wenn nicht, so werden die ungefärbt gebliebenen Stellen nachgetragen. Darauf folgt die detaillirte Ausführung meist aus freier Hand. Die Operation ist schmerzhaft und langweilig und häufig von heftigem Fieber begleitet, das in einzelnen Fällen den Tod nach sich zieht. Die Tättowirung eines Armes auf Ponapé wird nicht in einem Tage fertig; gewöhnlich schwellen die Arme und die Achseldrüsen an und unter heftiger Entzündung dringt die Schwärze in die Haut ein und verursacht schon in der ersten Nacht ein förmliches Aufquellen der Zeichnung. Am dritten Tage trocknet dieselbe ein und am fünften Tage löst sich der Schorf schuppenweise ab. Die ganze Zeichnung bildet alsdann eine erhabene, glänzende, tief blauschwarze Narbe, welche noch lange empfindlich bleibt.

Fortwährend ist das Museum Godeffroy thätig, Neues zu beschaffen und namentlich unsere Kunde der Südsee zu erweitern. Während Kubary heimkehrte, befinden sich andere Reisende der Anstalt noch in voller Thätigkeit. E. Dämel, ein tüchtiger Zoolog, bereist Queensland und sandte von dort vor Kurzem höchst werthvolle Sammlungen, darunter allein 40,000 präparirte Insecten. Auch von dem merkwürdigen Fische Ceratodus Forsteri hat Dämel ein Exemplar eingesandt. A. Garrett hat die Panmotu-Inseln besucht und war Ende 1874 nach Taiti gegangen; seine Sammlungen ermöglichen die Zusammenstellung einer Mollnskenfauna der Südsee, welche im nächsten Jahre im Journal des Museums veröffentlicht werden soll. Endlich ist im April d. J. der Zoolog Franz Hübner aus Nauen nach der Südsee, zunächst den Samoainseln abgegangen, von wo er die Tangagruppe, Neu-Irland und Neu-Guinea besuchen soll. Er ist speciell auf Zoologie angewiesen, soll aber auch ethnographische Forschungen machen und hat als Begleiter fünf Samoaner, welche schon Kubary sehr gute Dienste leisteten.

Die Bedeutung der Länder am Euphrat und Tigris für den Verkehr.

Von **Arthur von Triebel.**

II.

Lange Zeit waren die Zwillingsströme besonders durch den um das Cap der guten Hoffnung entdeckten Seeweg in den Hintergrund getreten, als in neuerer Zeit ihre Bedeutung als Völkerstraße aufs Neue betont wurde. Blicken wir auf die Verhältnisse des heutigen Verkehrs zwischen dem Oriente und Occidente, so ist hier vor Allem die Verbindung zwischen England und seinen ostindischen Besitzungen ins Auge zu fassen. Denn die von England befahrene Strecke hat eine gleichmäßige Bedeutung für alle europäischen Staaten.

Der Verkehr mit Bombay und Calcutta, den bedeutendsten Handelsstädten im ganzen Osten, wurde bisher fast ausschließlich auf den beiden Wegen um das Cap der guten Hoffnung und auf der Suezlinie unterhalten. Wenn nun auch seit der Gründung der englischen und französischen Ueberlandposten, seit der Eröffnung des Suezcanals, seit der Durchstechung des Mont Cenis und der Eröffnung der Eisenbahn von Ancona nach Brindisi die Wechselverbindung zwischen Asien und Europa bedeutend erleichtert wurde, so ist die Entfernung noch groß genug, um bei dem stets wachsenden Personenverkehr und Waarenhandel den auf Abkürzung der genannten Strecke zielenden Unternehmungen Aussicht zu bieten. Eine Menge neuer Dampferlinien namentlich auch an der südasiatischen Küste sind im letzten Jahrzehnt projectirt und ausgeführt worden, so daß man gegenwärtig bereits von Singapur über Bombay und Karatschi (dem Grenzplatze des nordwestlichen Vorderindiens) nach Basra am Schat-el-Arab gelangen kann. Schon hat auch durch Anlegung von großartigen Telegraphenlinien durch den größten Theil des Euphrat- und Tigrisgebietes

diese alte Vermittelungsstraße einen geringen Theil ihrer alten Bedeutung wiedergewonnen. Freilich ist die eben erwähnte Route zwischen Karatschi und Basra durch den Persischen Golf für den Personen- und Waarenverkehr mit dem Westen bis zu diesem Augenblicke noch eine Art von Sackgasse geblieben. Dennoch aber möchte sie bestimmt sein, der Straße durch den Arabischen Meerbusen in Zukunft den Rang abzulaufen. Denn auch nach Vollendung des Suezcanals, nach dem Ausbau und der Vervollständigung der indischen Eisenbahnen bis an die westlichen Grenzen des englischen Indiens muß und wird der riesenhafte Verkehr noch weitere Verkürzungen der Verbindung mit Indien erstreben. Nicht nur aus mercantilen, sondern auch aus politischen Gründen war man daher in England darauf bedacht, eine Dampfverbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Persischen Golfe herzustellen. Die Bemühungen des Colonels Chesney, dem wir das vollständigste und zuverlässigste hydographische Werk über den untern Euphrat und einen Theil des Tigris verdanken, sind in letzter Zeit der endlichen Ausführung nahe gerückt. Es unterliegt jetzt wohl keinem Zweifel mehr, daß neben der Flußschifffahrt, deren Möglichkeit wir noch besprechen werden, eine möglichst vollständige Eisenbahnlinie in naher Zukunft hergestellt wird.

Bereits vor vielen Jahren ist die Strecke von Iskenderum (im äußersten nordwestlichen Winkel des Mittelmeers) über das Hochland vom nördlichen Syrien bis nach Aleppo von englischen Ingenieuren vermessen und festgestellt worden, daß die scheinbar schwierigste Stelle des Baues, die Verbindungsstrecke des Mittelmeeres mit dem Euphrat, keine besonderen Hindernisse darbieten würde. Die seitdem genauer fixirte Eisenbahnroute würde, ohne im Euphrat- und Tigristhale besonderen Schwierigkeiten zu begegnen, von Dschaber (Dschaibar) am Euphrat nach Seleucia gehen, von da zunächst durch Dampfboote auf dem Euphrat mit Bagdad und Basra in Verbindung gesetzt und endlich nach Kurnah fortgesetzt werden. Welche Vortheile die Ausführung dieses Projectes dem Personenverkehre gewähren würde, geht aus der von Sachkennern aufgestellten Berechnung hervor, daß durch die genannte Straße in Verbindung mit der levantinischen Dampferlinie von Triest einerseits und den Packetbooten zwischen Basra und Bombay andererseits die Post von England in 15 Tagen, der Hälfte der Zeit auf der Linie über Suez, nach Calcutta gelangen könnte. Vor letzterer Route würde der künftige Ueberlandweg um so mehr den Vorzug erlangen, als, abgesehen von der zwischenliegenden längern den Transit beschleunigenden Eisenbahnstrecke, auch die Fahrt durch das Rothe Meer um 1200 Seemeilen länger ist, als jene durch den Persischen Golf, die Zwischenstationen eingerechnet, und von Basra nach Bombay fünf Tage weniger erfordert, als die Fahrt über Aden. Außerdem kommen hierbei die Schwierigkeiten und Gefahren in Betracht, welche die Schifffahrt auf dem Rothen Meere behindern. Zunächst schon ist die Einfahrt durch die Straße von Bab-el-Mandeb zu beiden Seiten der Insel Perim mit mancherlei Hindernissen verknüpft, und es bedarf einer genauen Kenntniß des Meeresbodens, um dem vielfach drohenden Unheile zu entgehen. Dazu kommt endlich, daß im Rothen Meere, das zwischen steile Küsten eingeschlossen, mit Klippen besäet und voller Strömungen ist, die pünktliche Ankunft oft durch Monsuns erschwert wird, während zu anderen Zeiten die sengenden Sonnenstrahlen (denen z. B. Massaua den Ruhm, der heißeste Ort der Erde zu sein, verdankt) die sechstägige Tour zwischen Aden und Suez zu einer von Europäern nicht allein, sondern sogar von Kreolen und Indiern gefürchteten macht. Aus dem Gesagten ergiebt sich zunächst, welchen immensen Vortheil in handelspolitischer Beziehung die genannte Linie speciell für England besitzt. Die Euphratroute wird aber für den gesammten Westen dann ihre volle Bedeutung erlangen, wenn einst die Linie über Wien und Pest vollendet, d. h. wenn Konstantinopel durch einen Schienenweg mit der Donau verbunden und eine Bahn durch das türkische Gebiet Kleinasiens an den Golf von Basra geführt sein wird. Dann hat der Weg nach dem Orient wieder seine alte Richtung über Brüssel, Frankfurt und Nürnberg eingenommen, von wo die Hauptpostroute nach Wien, durch Ungarn und die Donau hinab zur Hauptstadt am Bosporus führt — der natürliche Weg, den auch die Kreuzfahrer zuerst einschlugen. So würde man eine Hauptader des Weltverkehrs nach langen Zwischenräumen und häufig wechselnder Richtung in die Bahnen zurückleuken, von denen sie durch die Entdeckung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung abgezogen worden war, und so den dort begonnenen Kreislauf vollenden sehen.

Der Ausbau einer Dampflinie im Euphrat- und Tigristhale würde auch für eine bequemere und directere Verbindung mit dem den westeuropäischen Ländern fast ganz entrückten persischen Gebiete von hoher Wichtigkeit sein. Die Ausgangs- und Endpunkte des russisch-türkischen und zum Theil auch des europäischen Verkehrs mit Persien sind einerseits Trapezunt am südöstlichen Gestade des Schwarzen Meeres und andererseits Tiflis im russischen Kaukasuslande. Aus politischen und mercantilen Gründen ist Rußland schon seit längerer Zeit bemüht, auch von dem genannten Ende die Communication zur Verbindung mit Persien zu erleichtern und zu beleben. Es war daher vorauszusehen, daß bei nicht rechtzeitiger wirksamer Concurrenz von türkischer Seite der persische Verkehr sich nach Rußland hinüberziehen würde.

Die türkische Regierung hat die Bestrebungen Rußlands zeitig erkannt und daher schon vor längerer Zeit der von Alters her bestehenden, aber schwierigen Route von Trapezunt nach Erzerum ihre ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Diese ehedem von französischen Ingenieuren begonnene Hauptstraße, Trapezunt-Erzerum-Tabris, wurde wieder aufgenommen und mit Aufbietung aller Kräfte zu Ende geführt. Wer sieht nun nicht, welche Erleichterung des westeuropäischen Verkehrs mit Persien, der sich jetzt allein über Trapezunt bewegt, durch die vollendete Euphratbahn verschafft werden könnte? Denn wenn es der türkischen Regierung gelungen ist, die Route über Erzerum zu vollenden, so wird es gewiß auch den betheiligten christlich europäischen Völkern gelingen, trotz aller Schwierigkeiten vom Euphrat-Tigris-Thale eine praktikable und gesicherte Verbindungslinie mit jener Straße über das armenische Gebirge zu leiten. Es würde sich dann eine merkwürdige Analogie zwischen den Verkehrswegen der nördlichen und südlichen Seite des Euphrat- und Tigrisgebietes gestalten. Denn wie hier das durch Dampfverbindung neu zu eröffnende Flußgebiet als Straße zwischen dem Oriente und Occidente die Suezlinie an Kürze bei weitem übertrifft, so würde auch dort eine schon vorhandene Verbindung in der genannten Weise durch Schnelligkeit und geringere Entfernung überboten werden. Auch dort nämlich besteht bereits, wie bemerkt, eine Verbindung zwischen Trapezunt, der bisherigen Station des Handelsverkehrs, und dem westlichen Europa. Französische, russische, türkische und österreichische Dampfschiffe unterhalten eine regelmäßige Communication zwischen Trapezunt und Konstantinopel und den bedeutenderen Zwischenstationen auf der Nordküste Kleinasiens. Aber ein Blick auf die Karte genügt, um sich zu überzeugen, daß durch die Euphratlinie an diesem Ende ein ähnlicher Vorsprung gewonnen würde, wie auf der südlichen Seite.

Was die Bedeutung des Euphratsystems als Wasserstraße des Verkehrs betrifft, so springt diese bei genauer Betrachtung der geographischen Verhältnisse des Stromes sofort in die Augen. „Das eigenthümliche Verhältniß seiner Stromwendungen," sagt Ritter, Bd. X., „von seinen Urquellen, so nahe am Wan-See und Pontus, mit der abwärts Samosat entschiedenen Neigung zum so benachbarten Mittelmeere wie seiner nachherigen Abwendung zum Persisch-Indischen, hat ihn von Anfang an zu dem wahren hydrographischen Vermittelungsgliede des Occidents und Orients gestempelt. Deshalb seine große Bedeutung für den Verkehr zwischen Europa und Indien, nicht bloß für Politik und Handel der neuesten Zeit, wodurch die Aufmerksamkeit der Gegenwart durch die Dampfschifffahrtsexpedition allerdings noch erhöht ward, sondern für alle Zeiten." Die ungehinderte Schiffbarkeit des Stromes von der Stadt Birdschick und weiter hinauf von Samosat abwärts ist gegenwärtig außer Zweifel gestellt. Hier tritt der Euphrat zuerst aus der engen Umgebung der steilen Bergwände heraus und bleibt von da ab bis zu seiner Mündung in einer mehr oder weniger ausgebreiteten Ebene.

Unter den Männern, welche das Stromsystem des Euphrat zum Zwecke der Dampfschifffahrt durchforscht, ist vor Allem der bereits erwähnte Colonel Chesney zu nennen. Die von ihm mit unsäglicher Mühe unternommenen Untersuchungen und Erforschungen gaben die Veranlassung zu der in den Jahren 1835 und 1837 unternommenen großen Euphratexpedition, wodurch die ganze Beschiffung des Euphrat abwärts von Birdschick, und des Tigris abwärts von Mosul bis zum Persischen Golfe glücklich durchgeführt wurde. Ernstliche Hindernisse finden sich hiernach an keiner Stelle des bezeichneten Laufes, und die Hemmungen der Schifffahrt, welche (z. B. auf der Strecke zwischen der Insel el No und el Kain) der seichte Wasserstand herbeiführt, bestehen nur während der kurzen Dauer der vier Wintermonate und können außerdem durch Flachbau der Schiffe mit Leichtigkeit überwunden werden. Schwieriger sind allerdings die Fahrten zwischen dem untersten Laufe des Schat-el-Arab und dem Persischen Golf. Drei große Sandbarren sind zu überwinden, ehe man aus dem Meerbusen in das Fahrwasser des tiefen, freien Stromes gelangt. Nur geschickte Piloten verstehen es, die Schiffe ohne Gefahr in die rechte Flußmündung und in die Canäle hinüberzuleiten. Aber alle diese Hindernisse haben die Engländer nicht abgehalten, von Indien aus den lebhaftesten Schifffahrtsverkehr mit dem Deltalande, namentlich Basra, zu unterhalten. Still und rastlos durchfurchen sie mit ihren Dampfern die Fluthen des Persischen Golfes, und englischer Einfluß und englisches Wort sind hier — zum Gewinne der Civilisation — allgewaltig geworden. Wie die Bedeutung des Euphratgebietes, so haben sie auch die Weltstellung seiner maritimen Fortsetzung des Persischen Golfes in ihrem vollen Werthe erkannt. Sie wissen eben, daß mit der factischen Beherrschung des genannten Wassersystems zunächst die mercantile Beherrschung Vorderasiens verbunden und für die Zukunft auch die Möglichkeit dargeboten ist, in ihrem Sinne eine politische Umgestaltung der dortigen Verhältnisse herbeizuführen. Wenden wir unsern Blick abermals nach Norden, so tritt an uns die Frage heran, ob nicht der Euphrat von Birdschick und Samosat nordwärts schiffbar sei, oder wenigstens durch Ausbaggerung und Regulirung auch dort so weit als möglich als Wasserstraße benutzt werden könne.

Die Kenntniß der dortigen Gegend verdanken wir fast ausschließlich dem jetzigen General-Feldmarschall von Moltke, der bekanntlich in den dreißiger Jahren als Instructeur der osmanischen Armee die Feldzüge der Türken unter Hafis Pascha gegen die aufständischen Kurden und gegen Mehemed Ali von Aegypten begleitete. Das Verdienst Moltke's und Mühlbach's, seines Begleiters, ist besonders die durch die erste kühne Beschiffung von Palu am Murad abwärts bis zum Verein mit dem Frat (dem westlichen Arm des Euphrat) erlangte Kunde über die dortigen Stromverhältnisse. Zuerst vielleicht unter den Westeuropäern seit der römischen Zeit erreichte ersterer die Höhe der Wasserscheide zwischen Euphrat und Tigris im obern Gebiete und verschaffte uns von dorther die sichere Kunde, daß der Euphrat, den er von diesem Punkte in geringer Entfernung vorüberschießen sah, bereits in diesem Laufe wenn auch nur mit Flößen als Wasserstraße benutzt werden könne. Die große Bedeutung dieser „hydrographischen Configuration" wurde auch von Hafis Pascha erkannt und wenigstens der Versuch gemacht, den Euphrat von da an schiffbar zu machen. Schon die Holzvorräthe, der reiche Kornsegen, der in den Gegenden des mittlern Murad gewonnen wird, machten und machen es, nachdem der Euphrat seit Jahrtausenden von den Anwohnern unbenutzt geblieben ist, höchst wünschenswerth, denselben bis in die mesopotamische Fläche hinab als Transportstrom benutzen zu können. Wenn auch nicht aufwärts mit größeren Schiffen, so würde es doch immerhin möglich sein (besonders an den Stellen, wo die Landpassage schwierig ist), auf den landesüblichen Kelleks (Flößen auf ledernen Schläuchen) die Fahrt flußabwärts zu machen. Moltke unternahm es auf dringendes Bitten des Paschas, den Versuch zu machen, ob es ausführbar sei, den Euphrat auf der genannten Strecke und weiter abwärts für militärische Zwecke als Fahrstraße zu benutzen. Die Beschreibung der Fahrt auf dem Murad und auf dem nach Einfluß des Frat vereinigten Strome, welche ihn unter vielen Gefahren durch die enge vom Taurus gebildete Felsspalte führte, entrollt uns ein lebendiges Bild von den Schwierigkeiten der Schifffahrt auf dieser Strecke, schließt aber dennoch die Möglichkeit nicht aus, durch Sprengung der verengenden Felsblöcke ein freieres Flußbett zu gewinnen. Nicht so glücklich war freilich eine zweite Befahrung der nämlichen Strecke, die später bei hohem Wasserstande gemacht wurde, um zu untersuchen, ob bei Wasserfülle der Strom zum Transporte von Kriegsbedürfnissen aus Armenien nach Mesopotamien benutzt werden könnte. Bei dieser Probe zeigte es sich allerdings, daß es unmöglich sei, bei der gegenwärtigen Beschaffenheit des Flußbettes die wilde Wassergewalt des angeschwollenen Stromes zu besiegen. Nicht minder wahrscheinlich möchte es scheinen, daß auch die letzten Stromschnellen bei Gerger, wo der Euphrat aus den Gipfeln des Taurus heraustritt, durch die heutigen Mittel der Technik zu beseitigen sind.

Ziehen wir die Summe der bis jetzt gewonnenen Kenntniß auf diesem Gebiete, so ergiebt sich, daß die Schiffbarkeit des Euphrat, des bei weitem wichtigsten der Doppelströme, von Samosat (bis wohin die englische Dampferflotte hinauffuhr) bis zur Mündung des Schat-el-Arab außer Zweifel steht, daß der Fluß ferner mit der Ergänzungslinie des Tigris den an ihn gestellten Erwartungen nach allen Seiten entspricht. Möchten die auf diese Gegenden gerichteten Wünsche in naher Zukunft in Erfüllung gehen. Den größten Segen würden die Uferländer der Ströme selbst aus dem vermehrten Verkehre gewinnen. Was aus diesem Gebiete gemacht werden könnte, zeigen die auch heute noch nicht ganz ausgelöschten Spuren der frühern Blüthe. Trümmerhügel, Mauerreste, großartige Dämme, Brücken und andere Zeugen vergangener Größe ziehen dort Schritt für Schritt des Wanderers Aufmerksamkeit auf sich und liefern den Beweis für den ehemaligen Reichthum des

Landes. Vertrocknete Flußbette ziehen sich durch unbebauete Wüsteneien hin, wo einst die aus beiden Flüssen abgeleiteten künstlichen Wasserarme die Landschaften befruchteten, und herrliche Gärten die Ufer bedeckten. Ja der größte Theil jenes Landes ist in Einöde verwandelt und der Tummelplatz räuberischer Beduinen geworden', das noch ein Alexander der Große zum Mittelpunkte seines Weltreiches machen wollte.

Die Wiederbelebung des Handels und Verkehrs zwischen der Flußmündung und dem Mittelmeere würde vor Allem auch die Sicherstellung des Eigenthums zur Folge haben. Nicht nur gegen offene Räuberhorden, sondern selbst gegen die dort residirenden türkischen Beamten. Gouvernement, Justiz und Polizei befinden sich dort im Zustande der tiefsten Corruption. Beruht auch nur die Hälfte von dem, was kundige Zeugen über die türkische Verwaltung und ihre amtlichen Vertreter der Euphrat- und Tigrisländer berichten, auf Wahrheit, so sind die dortigen Zustände himmelschreiend und nach europäischen Begriffen geradezu unerträglich. Es bedarf wohl kaum des Nachweises, daß der frische Hauch einer lebendigen Verkehrsströmung auch nach dieser Seite den wohlthätigsten Einfluß ausüben müßte.

Daß endlich der Verkehrsweg vom Persischen Golfe bis zum Meere für das zunächst betheiligte England und für seine Stellung dem vordringenden Rußland gegenüber von strategischer Wichtigkeit ist, läßt sich ebenfalls unschwer nachweisen. Bildet doch gerade in den jetzigen Tagen die Besorgniß der Engländer über das gewaltige Anwachsen der russischen Macht in Asien das Hauptgespräch. Je nach dem politischen Standpunkt des Beurtheilers gehen die Meinungen natürlich weit auseinander. So viel aber kann man heute schon mit voller Gewißheit behaupten, daß die Dampfverbindung am Euphrat, sei es zu Wasser, sei es zu Lande, welche Ostindien enger als je an England knüpfte, letzteres in den Stand setzen würde, den politischen und commerciellen Wettkampf mit Rußland in Asien mit mehr Erfolg als jemals aufzunehmen.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

III.

Es harrt nun nur noch die dritte Periode der Entstehung des Aberglaubens ihrer Darstellung. Es ist dieses die speculative Periode.

In den zwei ersten Perioden faßte die Phantasie die Erscheinungen des Naturlebens bald in der Form lebloser Gegenstände, bald in der Form belebter Wesen auf. Sie hatte jedoch keine Ahnung, daß sie selbst es gewesen war, welche diese Bilder und Gestalten geschaffen hatte. Der Glaube war von der Wirklichkeit der Götter und der ihnen verliehenen Wundergaben felsenfest überzeugt. In der ersten Periode hatte die Phantasie noch vollauf damit zu thun gehabt, für jeden Vorgang in der Natur entsprechende Vorstellungen zu schaffen, indem sie in Steinen, Pflanzen und Thieren lebendige Abbilder der himmlischen Vorgänge erkannte. In der zweiten Periode verknüpften dann die Dichter und Künstler der Urzeit die zusammenhangslosen Einzelbilder der ersten Periode zu Scenerien des Himmelslebens und die Nachahmung desselben führte zu einer unabsehbaren Reihe von Gebräuchen, die zum Theil, wenn auch völlig unverstanden, noch mitten in unser Culturleben hereinragen.

In demselben Maße, in welchem die Menschen sittlicher wurden, versittlichten sich auch ihre Götter. Diese wirkten dann aber ihrerseits wieder als Ideale auf die Menschen zurück. Denn Alles, was der Mensch schafft und spricht und denkt, wirkt stets wieder, mit unerbittlicher Nothwendigkeit, auf seinen Urheber bestimmend und erziehend ein. Noch jetzt sagt der Schweizerbauer, wenn er im Sommer den Himmel mit Schäfchen bedeckt sieht: „Wenn de lieb Gott, wenn d' Engel schöchlet (die getrockneten Grasschwaden auf der Wiese zu Heuhaufen schichten), so mueß de Bur au schöchle."

Aus dieser Anschauungsweise heraus handelte auch der große König Asoka, der im zweiten Jahrhundert vor Christus seine segensreiche Herrschaft über ganz Hindostan ausgedehnt hatte. Er ritt einst, der Sage nach, mit seinem Gefolge durch ein Bergthal und erblickte ein mit einer Eisenmauer umgebenes Gebäude. Auf seine Frage nach der Bedeutung dieses Gebäudes erhielt der König von seiner Begleitung folgende Antwort: „Dieses ist der Ort, wo Jama, der Höllenkönig, die Sünder für ihre Verbrechen straft." Darauf wurde der König nachdenklich und sprach: „Der König der bösen Geister bedarf zur Ausübung seines Amtes einen Strafort für die Bösen. Sollte nicht auch ich, der ich diese Menschen noch zu ihren Lebzeiten beherrsche, einen Strafort für die Schuldigen gebrauchen?" Darauf gab der König Befehl, ein Zuchthaus zu bauen, welches in Allem dem höllischen nachgebildet war und Vorrichtungen jeder Art enthielt, die Verbrecher schon auf Erden mit den ausgesuchtesten Höllenqualen zu martern. In demselben Sinne sollte der Tempel zu Jerusalem das Abbild des Weltalls sein und der Hohepriester auch in seinem Aeußern der Stellvertreter Jehovah's auf Erden. Ihm sollte der Saum des Leibrocks, den er anthat, so oft er ins Allerheiligste ging, mit goldenen Glöckchen und Granatäpfeln geschmückt sein, „so daß ein goldenes Glöcklein sei und darnach ein Granatapfel und abermals eine goldene Schelle und wieder ein Granatapfel rund um den Saum seines Oberkleides." Josephus, der Geschichtsschreiber der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, faßt der priesterlichen Ueberlieferung gemäß die Granatäpfel und Schellen als Symbole von Blitz und Donner auf. In dieser Weise der bewußten Nachahmung der Himmelsverhältnisse suchte man das Leben hienieden dem Leben „dort oben" anzupassen.

In der dritten Periode kommt nun noch der grübelnde Priesterverstand, welcher sich bemüht, die geistigen Schöpfungen der beiden vorhergehenden Perioden mit dem inzwischen gewonnenen Sittlichkeitsbewußtsein in Einklang zu bringen. Dieses ist häufig schwierig. Denn der Gott des Mythus ist ja nur das Abbild des in der Urzeit durchaus nicht sittlichen Menschen. Der Gott des Mythus ist nur allzuoft ein Gott des Zorns, der Rachsucht, der Hinterlist, des Eigennutzes, der Begier. Kronos frißt seine eigenen Kinder, Zeus läßt den größten Wohlthäter der Menschheit, den Prometheus, an

den Kaukasus schmieden und einen Geier seine Leber hacken, weil Prometheus den Menschen das Feuer vom Himmel herunter gebracht hat — und derselbe Zeus buhlt mit seinen eigenen Töchtern. Der wilde Jäger läßt seine eigene Braut, die Windsbraut, Jahr aus Jahr ein immer wieder von seinen Hunden zerfleischen und Odin muß es sich in der Edda von Loki ins Gesicht hinein vorwerfen lassen, er sei nur ein vermummter Zauberer, der nach schlechter Kerle Art die Menschen betrüge.

Solche Züge im Leben der Götter ließen sich schlechterdings nicht mit der Sittlichkeit vereinbaren. Da man nun aber einmal an die Götter unerschütterlich glaubte, da man sich dieselben als Wächter über Recht und Unrecht vorzustellen genöthigt war, so suchte man sich nach und nach zu überzeugen, es müsse der für das gewöhnliche Menschenbewußtsein sittenwidrigen Handlung ein tieferer Sinn zu Grunde liegen und dieser Sinn konnte natürlich nur dem grübelnden Priesterverstande ergründbar sein. Wer des Verständnisses desselben theilhaftig werden will, muß sich also an den Priester wenden. Der kann in seine Geheimlehre mit entsprechendem Geheimdienst aufnehmen, wen er will und für dazu würdig hält. Die Entstehung der eleusinischen Mysterien giebt uns ein anschauliches Bild von dem Grüblerthum, wie es sich namentlich bei den Culturvölkern aus der Speculation über den Gehalt der Phantasieschöpfungen der elementaren und der combinirenden Periode des Geisteslebens entwickelt hat.

Nach griechischer Sage raubte Pluto, der Gott der Unterwelt, die Proserpina, die Tochter der Erdmutter Ceres. Als nun die Mutter sich zu Tode trauern wollte, fühlte Zeus, der König der Götter, Erbarmen mit seiner Schwester Ceres und befahl deshalb seinem Bruder Pluto, der Ceres ihre Tochter zurückzugeben. Pluto willigte ein unter der Bedingung, daß Proserpina die eine Hälfte des Jahres, nämlich im Winter, bei ihm in der Unterwelt, und die andere Hälfte, nämlich im Sommer, auf der Oberwelt zubringen wolle. Für das Volk hatte diese Sage keinen andern Sinn, als daß sich die Getreidesaat und der Pflanzenwuchs, das ewig junge Mädchen Proserpina, ein halbes Jahr lang unter dem Boden verborgen halte, worüber dann Ceres, die Mutter Erde, welche ihre Tochter: die Saat und das Flurengrün, nicht mehr sehe, ein halbes Jahr lang trauere, weil eben der Winter über der Erde kahl und brach liegt und das Bild tiefgefühlter Trauer darbietet. Wenn dann die Saat im Frühling wieder hervorkeime, wenn Proserpina aus der Unterwelt wieder an die Oberfläche heraufsteige, da fasse dann Ceres wieder Trost und lasse den Menschen wieder Gras und Frucht gedeihen.

Diese Deutung mochte wohl dem Volksbewußtsein genügen. Dieses fand, wie es Schiller in der „Klage der Ceres“ nachempfindet, in Ceres' Kummer einen Anhaltspunkt für die eigene Trauer über die Verödung der Erde im Winter, sowie in Ceres' Freude über das Wiedersehen ihrer Tochter Proserpina einen Anhaltspunkt für die selbstempfundene Lust an der Wiederkehr des Saatengrüns im Frühlinge. Dem tiefer Denkenden, und das war für die Vorzeit zunächst der Priester, konnte diese Deutung der Ceres- und Proserpina-Sage nicht genügen. Dem grübelnden Priester mußten Zweifel aufsteigen über die Sittlichkeit von Göttern, welche solcher Thaten fähig waren, wie Pluto. Die Tochter seiner eigenen Schwester raubte er; die Göttin Ceres, seine Schwester, löste sich dann in Thränen auf. Das konnte ja nicht göttlich sein, so wenig als wenn Zeus zu Gunsten seiner Schwester Ceres erst nach einem halben Jahr einschritt. Das Alles konnte dem tiefer Denkenden nicht behagen. Ein tieferer Gedanke mußte der Sage zu Grunde liegen. Die Proserpina war nach der Aussage der eleusinischen Priester das Sinnbild der Menschenseele. Sie hatte auf bunter Wiese Blumen gepflückt und war darüber vom Gotte der Unterwelt geraubt worden. Das hieß nun: Die Seele des Sterblichen findet Gefallen an der irdischen Lust und sinkt in Sünde. Darüber verfällt sie natürlich dem Reiche der Finsterniß, der Unterwelt. Allein die gnadenvolle Fürbitte der Göttin Ceres, die wie eine Mutter für die Sterblichen sorgt, bewegt Zeus, den himmlischen Vater, die Seele des Sterblichen, nachdem sie ihre Schuld in der Hölle gesühnt, wieder aufsteigen zu lassen zu den Regionen des Lichtes und der ewigen Seligkeit. Eine solche Lehre mußte für denjenigen, welcher sich von dem hergebrachten Glauben an die Götter nicht mehr befriedigt fühlte, bestrickend sein und die Anziehungskraft dieser Lehre mußte sich noch steigern, wenn dieselbe den Einzuweihenden in einer reichen Aufeinanderfolge von glänzenden Processionen, prachtvollen Schaustellungen und feierlichen Gelübden, welche zusammen die alte Sage veranschaulichten, vor die Seele geführt wurde.

* * *

Wenn nun der Priester solcherweise den innersten Kern der Lehre von den Göttern verstand, wenn er mit den Göttern offenbar auf vertrautem Fuße lebte, so mußte er auch im Stande sein, von ihnen zu erfahren, was sie über jeden Einzelnen verhängt hatten. Allein umsonst ist der Tod. Auch der Priester muß gelebt haben: nur eine reiche Spende vermag die Thür des Geheimnisses zu öffnen. Um die Gottheit, die ja nur das höhere Ebenbild des Priesters ist, sich geneigt zu machen, braucht der Priester ein Opfer und dieses hat natürlich der Rathbegehrende und Schutzflehende zu liefern. Da haben wir das Orakel, die Weissagung.

Der Priester kennt die altüberlieferten Gebete und Opferbräuche. Es versteht sich, der Priester und sein Schützling sind in Folge richtig ausgesprochener Gebete und correct dargebrachter Opfer häufig in Besitz und Genuß der erbetenen Gaben gelangt. Nun wird aber in einer Anrufung begreiflicherweise der Name des angerufenen Gottes die Hauptrolle spielen, für den Gläubigen wird er an und für sich schon wunderkräftige Wirkung ausüben. Denn Name und Wesen sind für den bildungslosen Naturmenschen noch eins und dasselbe. Der angerufene Name kann nun aber im Laufe der Zeit seine ursprüngliche Form verlieren, denn die Gebete werden nur mündlich fortgepflanzt und unterliegen den Lautveränderungen, wie sie mehr oder weniger gesetzmäßig alle Sprachentwickelung kennzeichnen. Trotz der veränderten Form wird aber der Name, wenn angerufen, fortfahren, Wunder zu wirken. So kommt es denn, daß in alterthümlichen Gebeten häufig das unverständlichste Kauderwelsch dem sinnlosesten Galimatias begegnet. So kommen z. B. in einer indischen Gebetsformel an den heiligen Rama, der als irdischer Vertreter des Sonnengottes Vischnu gilt, fast unmittelbar hinter einander folgende Laute vor, welchen besondere Zauberkraft zugeschrieben wird: hrim, srim, bhrim, vrim, lrim, rim, dschrim, laim, saim, stschem, tjem, ram, rîm, rum, raim, raum, rach, srim, klim, kschraum. Diese Laute haben an und für sich keine höhere Bedeutung, als wenn wir im Deutschen an Gebete die Laute: schrum schrum hängen wollten. Solcher Zauberformeln giebt es in der indischen Literatur eine Legion und die Tibetaner, welche alle ihre Bücherweisheit den Indern verdanken, besitzen in ihrer mehrere Hundert Foliobände umfassenden Sammlung heiliger Schriften, im Kandschur und Tandschur, noch zweiundzwanzig Foliobände solcher Gebets- und Zauberformeln. Unglaublich reich an solchem positiven Unsinn müssen neben den Aegyptern auch die Chaldäer gewesen sein: der Talmud und die übrigen Geisteswerke der Juden in den nächsten Jahr-

hunderten nach Christus strotzen förmlich davon und noch in den Zauberbüchern der Neuzeit spukt die chaldäische Zauberformelfabrikation. Auf ihrer Wanderung von Osten nach Westen schwollen die orientalischen Zauberformeln in Folge der Einschiebung immer neuer Götternamen bei immer wieder anderen Völkern schließlich zu wahrhaft babylonischen Sprachproben an. So enthält folgende Beschwörung des Geistes Aziel in dem zur Reformationszeit erschienenen Zauberbuche: „Doctor Faust's Höllenzwang" nicht weniger als sechs erkennbare Sprachen in einzelnen Wörtern vertreten, nämlich Chaldäisch, Indisch, Persisch, Griechisch, Lateinisch, Deutsch: „Valla, Baphiara, Magoth, Phaebe, Baphia, Duiam, Vagoth, Honesche, Ami, Nezoth, Adomater, Raphael, Emanuel, Christus, Tetragrammaton, Rabi, Agra, Jod, Vav, Komm, Komm, Komm."

So lange sich solche Anrufungen Gottes noch auf irgend welche in irgend einer Sprache verständliche Wörter zurückführen lassen, liegt denselben noch eine Spur von Sinn zu Grunde. Allein sehr häufig besteht die Zauberformel aus rein phantastischen Wörtern, die jeder Existenz in irgend einer Sprache entbehren, wie denn in griechisch-ägyptischen Geisterbeschwörungen ganze Reihen bald dutzendfach wiederholter, bald abenteuerlich unter einander gepaarter Diphthonge hergeplappert werden müssen. Solcher Formeln bedient man sich noch gegenwärtig in Deutschland häufiger als angenommen zu werden pflegt. Folgende Beschwörungsformel, in welcher hauptsächlich die Anrufung der Dreieinigkeit von Wirkung sein muß, gilt in den preußischen Ostseeprovinzen wider das Nasenbluten. Sie lautet: „Abek, Wabek, Fabek; in Christi Garten stehen drei Rosen rothe; die eine für das Gute, die andere für das Blut, die dritte für den Engel Gabriel. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Schließlich bedarf es dann weiter nichts mehr, als daß man jede beliebig ausgeheckte Beschwörungsformel im Namen irgend eines Gottes ausspreche, um dieselbe zauberkräftig zu machen. In christlichen Ländern hält man zu diesem Zwecke die heilige Dreieinigkeit für ganz besonders probat. Da scheut sich dann der Abergläubische nicht mehr, das für ihn Verehrungswürdigste mit Füßen zu treten, das für ihn sonst Heiligste in den Schmutz der alltäglichsten Selbstsucht herunterzureißen und gälte es auch nur eine Warze zu vertreiben. Am Ende nimmt man sich aber nicht einmal mehr die Mühe, die Beschwörungsformel herzusagen, den Namen Gottes auszusprechen. Man hängt sich ganz einfach den Namen des anzurufenden Gottes, auf ein Papierschnitzel oder Täfelchen geschrieben, um den Hals. Das hat dann dieselbe Wirkung wie das Anrufen. Die Stelle des Namens Gottes kann auch sein Bildniß oder eines seiner Symbole vertreten: da haben wir die Amulete und Talismane.

Wenn nun schießlich der grübelnde Priesterverstand über die Form des Dreizacks als der alten Blitzwaffe des Gewittergottes oder des den Dreizack repräsentirenden Gabelzweiges der Haselruthe, des Kreuzdorns oder des Vogelbeerstrauches nachsinnt, so glaubt er am Ende im Dreieck gar noch das Geheimniß der Dreieinigkeit zu schauen und zwar längst vor dem Dasein des Christenthums. Da leistet dann die Zeichnung des Dreiecks dieselben Dienste, wie die Anrufung der Dreieinigkeit und das schon im brahmanischen und buddhistischen Religionssystem. Hier beginnt dann die Zeichendeuterei, die Wahrsagerei aus der Hand, aus dem Schulterblatt, aus den Leberflecken der Opferthiere. Mit der Verehrung des Dreiecks beginnt zugleich auch die Verehrung der Dreizahl und aus dieser entwickelt sich die ganze Zahlenmystik, der mathematische Aberglaube, die Kabbala. Aus der Verbindung derselben mit der Astronomie entsteht dann schließlich noch der Planeten- und Kometenglaube, kurzum die Astrologie und aus deren Zerfall gar noch die Kartenschlägerei und der Kalenderaberglaube.

Doch nicht allein die Grübelei über die ursprüngliche Bedeutung der Gegenstände und Formen, unter welchen sich die elementare und die combinirende Periode die Naturerscheinungen vorgestellt hatten, führte zu einem endlosen Wirrsal phantastischer Aberglaubenssätze: auch die Düftelei über die Urbedeutung heiliger Namen verschaffte zu allen Zeiten einer Legion von volksthümlichen Sprachdeuteleien Eingang und diese verfehlten dann ihrerseits wieder nicht, entweder neue Sagen ins Dasein zu rufen oder schon vorhandenen Sagen neue Züge zu leihen. Je älter die Sprache wurde, je mehr sich ihre vollen Formen allmälig abschliffen, je weiter sich nach und nach die Lautgestalt der Ableitungsgebilde von derjenigen ihrer Wurzelwörter entfernte, je mehr alsdann die Erinnerung an den ursprünglichen Zusammenhang der Ableitungsformen mit ihren Wurzeln verblaßte, desto lebhafter mußte der Trieb erwachsen, hinter die Geheimnisse der Wörter, insbesondere der Namen, zu gelangen und die echt menschliche Leidenschaft, diesen Trieb zu befriedigen, gab, bei der völligen Unzulänglichkeit des dem Naturmenschen zu Gebote stehenden Wissensmaterials, bei allen Völkern Veranlassung zu ganzen Heerschaaren von Sagen, Märchen, Schwänken und Wahnmeinungen. So fanden die Griechen in dem alten Gewittergott Kronos einen Chronos, einen Gott der Zeit, heraus und man glaubte sich hierin um so weniger zu irren, als die Poesie mit der Sage von des Kronos Verschlingen der eigenen Kinder insofern ganz übereinstimmt, als auch sie von dem zerstörenden Zahne der Zeit spricht, welche stets neue Gebilde ins Dasein ruft, um dieselben nach kurzer Dauer wieder ins Grab sinken zu lassen. Auf dieselbe Weise verwandelte sich der altgriechische Hirtengott Pan, ursprünglich Pâvan, der „Ernährer" und „Beschützer", unter dem Einflusse der halbgelehrten Sprachklügelei schon frühzeitig zu einem Gott des Pan, d. h. des Alls. Der possierliche Ziegenfüßler mußte es erleben, der Allgott der Weltweisen zu werden und mit seinem mißdeuteten Namen die Bocksprünge der Grübler zu heiligen. Der Stolz der Nibelungen dagegen, der edle Siegfried, verkam unter dem Einflusse mundartlicher Aussprache in Bayern zunächst zu einem Sifrid, dann zu einem Seifried und endlich gar noch zu einem gemeinen „Seufritz", der sich als Schweinehirt in der Sage zu seinem Urbild im Heldenliede ungefähr ähnlich verhält, wie ein Zigeuner zu einem Brahmanen.

In die eigenthümlichste Sage, in welche die Mißdeutung nicht mehr verstandener Wörter versetzen kann, ist aber doch die christliche Kirche mit dem Namen Jehovah gerathen. Die Juden hielten es nämlich frühzeitig und halten es bis auf diesen Tag für eine Todsünde, den hebräisch vierbuchstabigen Namen Gottes, das Tetragrammaton, auszusprechen. Infolge dessen ging die Kunde von der ehemaligen, wahren Lautgeltung desselben verloren, die Christen glaubten ihn aber und glauben ihn noch Jehovah lesen zu müssen. Als nun die wissenschaftliche Bibelforschung sich in neuerer Zeit auch wieder um die ursprüngliche Aussprache des Tetragrammatons bemühte, fand es sich, daß dieselbe nicht Jehovah, sondern, wie die Samaritaner jetzt noch aussprechen, einst Jahve gelautet haben müsse. Die Christenheit hat demnach zwei Jahrtausende lang einen Gott angerufen, der bezüglich seines Namens jeder wissenschaftlich begründeten Existenzberechtigung ermangelt und, als sprachgrüblerisches Phantom, der puren Einbildung sein Dasein verdankt.

Nun herrscht jedoch während irgend einer Entwickelungsperiode des Menschengeistes eine Richtung der Phantasiethätigkeit niemals dergestalt vor, daß sie die Wirksamkeit aller

anderen, selbst der entgegengesetzten, völlig lahm zu legen im Stande wäre. Wie das Meer und die Luft in ihren Tiefen oft von ganz anderen Strömungen wogen, als an der Oberfläche und in der Höhe, so ringen auch in der Menschenbrust die widerspruchsvollsten Triebe um den Vorrang. Aber Hochsinn und Kleinlichkeit, Männerstolz und Mädchendemuth, Forschungsdrang und Glaubensseligkeit, die heftigsten Gegensätze des Gedanken- und Gefühlslebens, bekämpfen sich nicht allein unablässig im Busen jedes Einzelnen, sondern bilden auch die bald rascher, bald langsamer thätigen Hebel, welche in ewigem Umschwung bald das Vorwiegen der einen, bald wieder der andern Richtung im Geistesleben der Völker bewirken. Und so finden wir denn schon frühzeitig neben dem kühnen Gedankenflug des Weltweisen auch die buchstabengläubige Denkträgheit der Armen im Geiste. Und der Priester, dessen Schlauheit sich diese Doppelnatur des Menschengeistes nicht entgehen läßt, weiß dann mit mephistopheliſchen Ueberredungskünsten den gutmüthigen Gottesverehrer nur allzuleicht von der Verworfenheit der edleren und der Anbetungswürdigkeit der niedrigeren Geisteskräfte zu überzeugen. Da entbrennt dann zwischen Denkfreiheit und Priesterherrschaft der Kampf zwischen Wissen und Glauben, in welchem der Priester mit dem Kanzler in Goethe's Faust die Natur für sündhaft und den Geist für teuflisch erklärt. Ueber dem Grabe der Denkfreiheit thürmt sich dann häufig die Drachenpagode der Geisteknechtschaft, des Verfolgungseifers und des Blutdursts.

Wenn die oft tollen Ausgeburten der volksthümlichen Sprachklügelei doch noch die Tugend des Wissensdurstes zum vernünftigen Hintergrunde hatten, so entstanden dagegen die abergläubische Vorstellung und Andachtsübung, die nachfolgend geschildert wird, aus verknöchertem Buchstabenglauben. Es sind giftige Nachtschatten, hervorgewachsen aus der pestschwangern Modergruft der Denkträgheit, in welche der Klumpfuß verdummungsfroher Kuttenträger die bildlichen Ausdrücke dichterischer Begeisterung gestoßen hat.

Schon die Urzeit des indischen Denkens hatte den Kreislauf alles Daseins mit dem Rollen eines Rades verglichen. So munterte denn auch Buddha mit der bildlichen Mahnung, das Rad des guten Gesetzes zu drehen, die Menschheit zur unermüdlichen Arbeit an der Selbstvervollkommnung auf. Die gebildeten Völker Südasiens haben auch dieses schöne Bild nie anders als eben bildlich verstanden. Nicht so die rohen Horden Tibets, die Nachkommen der Hunnen der Völkerwanderung, welchen indische Missionäre gegen das achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung die stillbeseligende Lehre der geistigen Selbstbefreiung und des Wohlwollens für alle Wesen brachten. Diese Horden verstanden sich schlecht auf dichterisch schöne Bilder und nahmen Buddha's Mahnung beim Wort, indem sie die berühmten Gebetscylinder erfanden. Dieses sind bald größere, bald kleinere Metallröhren, die außen mit auf Papier oder Leinwand geschriebenen Gebeten umklebt sind. Diese Metallröhren sind an Eisenstangen, die in Pfannen ruhen, aufgestellt. Da nun die Stangen unten ausgebogen sind, so kann der Gebetscylinder vermittelst eines an demselben befestigten Strickes mit großer Geschwindigkeit umgedreht werden. Der Tibetaner glaubt, er werde ebenso oft der sündentilgenden Kraft der Gebete theilhaftig, als der Cylinder seine Achsenbewegung macht. Natürlich wird der Cylinder meistens von Hand gedreht. Es giebt jedoch auch förmliche Wind- und Wassermühlen, welche eine und dieselbe Formel, die zu diesem Zwecke in Petersburg gedruckt wurde, hundert Millionen Mal enthalten und also durch zehnmalige Umdrehung so viel Heil bewirken, als wenn die Formel tausend Millionen Mal gesprochen worden wäre. Millionen solcher Gebetscylinder und Gebetsmühlen drehen sich Tag und Nacht für das Seelenheil des erlösungsbedürftigen Tibetaners.

Aus allen Erdtheilen.

Zeila.

Der Sultan hat dem Khedive von Aegypten einen Ferman übersandt, durch welchen der Vicekönig mit dem Hafen Zeila belehnt und zugleich ermächtigt wird, sich von den benachbarten Territorien nach Belieben zu annectiren, wogegen er dem Sultan, außer dem bisherigen Tribut, noch eine Summe von 15,000 türkischen Liren jährlich zu zahlen hat, während der Hafen von Zeila bisher dem türkischen Staatsschatze nur 800 Lire einbrachte.

Die Stadt Zeila liegt unter 11° 10′ nördl. Br. und 43° östl. L. v. Gr. am Golf von Aden, etwa 25 Seemeilen südlich von der Tadschurra-Bay, auf einer kleinen Halbinsel, die zur Zeit starker Fluth nur durch einen sehr schmalen Rücken mit dem flachen Festlande der Somalaküste verbunden ist, hat etwa 5000 Einwohner, wovon die Mehrzahl Gudoburſi-Somala, dann Eissa-Somala, dann angesiedelte Araber, dann einige Haberanel-Somala und endlich einige Danakil. Obgleich in Afrika, an der Südgrenze von Abessinien gelegen, galt Zeila immer für eine Dependenz von Jemen, und der jeweilige Ortschef erhielt von dem türkischen Gouverneur von Mocha die Belehnung gegen einen jährlichen Tribut von 2000 Theresienthalern. Dieses Verhältniß wurde aber unterbrochen als der Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali Pascha, zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Küstenstädte von Jemen besetzte; der Chef von Zeila zahlte den Aegyptern nichts. Als aber Mehemed Ali Pascha im Jahre 1840 Jemen räumte und die Osmanen wieder Hodeida und Mocha besetzten, wurde das Vasallenverhältniß Zeilas wiederhergestellt. Ein Kaufmann in Mocha wurde mit Zeila belehnt, und zahlte von jetzt an 800 Lire an den türkischen Statthalter von Hodeida, wogegen er in Zeila einen Gouverneur mit dem Titel „Emir" anstellte. Die Erpressungen dieses Emirs führten aber sehr bald eine völlige Verödung des Hafens herbei, da sowohl Schiffe als Karawanen den Ort vermieden und sich nach dem weiter ostwärts belegenen Hafen Berbera zogen. Später, gegen das Jahr 1848, ward ein in Aden etablirter Somala-Kaufmann, Schen Markah, Chef von Zeila; da er englischer Unterthan war, führten seine Schiffe englische Flagge, und der Ort nahm seitdem bedeutend zu.

Die Stapelproducte von Zeila sind Kaffee und Gummi; außerdem erzeugt das Land Zibeth, Elfenbein, Wolle, Manna, Krapp, Aloë, Anis, Luk (ein Harz, woraus die Araber Siegellack machen) und eine Art Mastix, Muschahkar genannt.

Die Einkünfte Mekkas aus der Wallfahrt.

In diesem Jahre fand die 1282. Wallfahrt nach Mekka und Medina statt, und es strömten etwa 150,000 Menschen aus allen Theilen der mohammedanischen Welt nach den heiligen Stätten. Unter diesen Pilgern befanden sich sowohl

Unterthanen des Kaisers von China, als auch des Sultans von Marokko, Bürger aus Astrachan am Kaspischen Meere, als auch von der Insel Borneo, feingebildete Araber und Türken aus Konstantinopel, die sich nur durch ihren Fez von ihren christlichen Mitbürgern unterscheiden und dabei oft ein elegantes Französisch und Englisch sprechen, als auch Mohammedaner aus Dahome in Afrika. Das größte Contingent zu dieser Pilgerschaar stellte vor allem Arabien selbst, dann kamen Syrien, Aegypten, Kleinasien, die Barbareskenstaaten, das englisch-ostindische Reich, Persien, Centralasien und China und die Indischen Inseln. Vergleicht man diese Pilgerschaaren mit denen der früheren Jahrhunderte, so wird man sogleich erkennen, daß sie im Abnehmen begriffen sind. Nichtsdestoweniger sind die Wallfahrten noch immer sehr zahlreich, und man sieht in Dschiddah, der Hafenstadt Mekkas, häufig Pilger landen, die sterbenskrank dort anlangen und keinen andern Wunsch mehr haben, als nur noch den schwarzen Stein in der Kaaba küssen, eine Schale Wasser aus dem Brunnen Semsem trinken und dann sündenfrei in die „Dschenneh" (Paradies) eingehen zu können. Natürlich, daß mit diesen vielen Tausenden von Pilgern auch Hunderttausende von Maria-Theresien-Thalern nach Mekka strömen und so den Wohlstand dieser heiligen Stadt, deren Bewohner meistens nur von den Pilgern leben, bedeutend vermehren. Man rechnet, daß die Pilger im Durchschnitt täglich fünf Maria-Theresien-Thaler brauchen, und da jeder Pilger gewöhnlich volle vierzehn Tage in Mekka bleibt, so ergiebt sich für sämmtliche 150,000 Pilger eine Auslage von über zehn Millionen Thaler. Rechnet man noch die frommen Stiftungen dazu, deren Reinerträgniß wieder in die Taschen der Mekkaner fließt, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß der Islam jährlich zwölf Millionen in Theresien-Thalern nach Mekka schickt.

Haushaltskosten der amerikanischen Präsidenten.

Die Nordamerikaner pflegen uns Europäern gegenüber gern auf die hohen Civillisten unserer Herrscher hinzuweisen, und denen gegenüber den geringen Gehalt hervorzuheben, welchen der Präsident der Vereinigten Staaten bezieht. Er übertrifft allerdings nicht eine europäische Ministerbesoldung, erscheint aber in einem ganz andern Lichte, wenn man alle übrigen Bezüge des Präsidenten hinzurechnet. Dann allerdings verschwindet die „republikanische Einfachheit". Daß in der letzten Zeit die Haushaltskosten des Präsidenten sich ungebührlich gesteigert haben, ersehen wir jetzt aus einer Zusammenstellung des Neuyorker „Sun".

Taylor-Fillmore's Präsidentschaft (Whig) kostete jährlich durchschnittlich	34,066	Doll.
Pierce's Präsidentschaft (Dem.) kostete jährlich durchschnittlich	41,996	"
Buchanan's Präsidentschaft (Dem.) kostete jährlich durchschnittlich	46,575	"
Lincoln's Präsidentschaft (Rep.) kostete jährlich durchschnittlich	52,195	"
Grant's erste Präsidentschaft (Rep.) kostete jährlich durchschnittlich	104,762	"
Grant's zweite Präsidentschaft (Rep.) kostete jährlich durchschnittlich	119,289	"

Danach begann also die Aera der Verschwendung mit Grant's Amtsantritte. Taylor, Fillmore, Pierce, Buchanan und Lincoln traten in die Fußstapfen ihrer Vorgänger und lebten einfach und bescheiden. Lincoln machte den Krieg durch und bestritt alle die außerordentlichen Anforderungen, die damals an ihn gestellt wurden, ohne die öffentlichen Ausgaben für seine Person oder seinen Haushalt zu vermehren. Er gab nicht zu, daß unter falschen Vorwänden Geld aus dem Staatsschatz gezogen und zu persönlichen Zwecken verwendet werde. Früher war es Sitte, bei einem Administrationswechsel 20,000 Dollars für Neumöblirung des Weißen Hauses auszuwerfen; oft erreichte die bezügliche Summe noch nicht einmal diesen Betrag. Als Grant ans Ruder kam, wurden für diesen Zweck 25,000 Dollars bewilligt, außerdem sind seitdem alljährlich noch 10,000 bis 15,000 Dollars extra angewiesen worden. Früher gab es keinen Fond für zufällige Ausgaben für den Präsidentschaftshaushalt, Buchanan wurden zuerst 600 Dollars jährlich bewilligt, unter Lincoln stieg diese Summe auf 1000 und 2000 Dollars. Grant hat es glücklich auf 6000 Dollars jährlich gebracht, was gleichbedeutend mit einer Erhöhung seines Gehalts um diesen Betrag ist. — Die Kosten für Heizung des Weißen Hauses betrugen in früheren Jahren 1800 Dollars jährlich. Während des Krieges wurde die Bewilligung, in Folge höherer Holz- und Kohlenpreise, auf 2400 Dollars erhöht. Südlich vom Weißen Hause befindet sich, innerhalb der Einzäunung, ein kleiner unscheinbarer Wiesenplatz, auf dem wildes Gras wächst und der augenscheinlich ganz verwahrlost ist. Des Präsidenten Leibknappe Babcock erhält für die Instandhaltung dieses grünen Fleckes 10,000 Dollars jährlich. Das Gewächshaus kostet jährlich 10,000 Dollars. Dabei hat das Weiße Haus die Beleuchtung vollständig frei.

Das Einhorn der Bibel.

Im „Globus" Band II, S. 375 haben wir zusammengestellt, was sich auf das Einhorn als Fabelthier bezog und gezeigt, wie der Afrikareisende Baikie den Glauben daran in vielen afrikanischen Ländern nachwies und daß, wie bei uns im Alterthum, noch jetzt in China und der Mongolei die Ueberzeugung von dessen Existenz herrscht. So weit das „Reem" der Bibel, welches Luther mit „Einhorn" übersetzt, in Betracht kommt, hat Superintendent A. Merensky, welcher lange in Südafrika lebte, die Frage wieder aufgenommen, und wie wir glauben, richtig gelöst in seiner verdienstvollen kleinen Schrift „Beiträge zur Kenntniß Südafrikas" (Berlin, Wiegandt und Grieben 1875), welche überall da, wo der Verfasser aus eigener Anschauung urtheilt, höchst werthvoll ist, während manche ethnologische Speculationen desselben und der unhaltbare Abschnitt über Ophir auf eine lange Abwesenheit des Verfassers aus dem Bereiche der Resultate wissenschaftlicher Forschung hindeuten. Das Einhorn betreffend sagt Merensky:

Was uns zunächst stutzig und bedenklich machen muß, an ein wirkliches Einhorn zu denken, ist der Umstand, daß ein solches Thier nirgends existirt. Wenn es ein lebendiges Thier auf Erden gäbe mit einem einzigen, jedenfalls doch eigenthümlich geformten Horne in der Mitte der Stirn, so wäre bei dem jetzigen Weltverkehr doch kaum zu erwarten, daß nicht einmal Fell oder Schädel oder Horn hier oder da sollte zum Verkauf gebracht oder von einem Reisenden sollte gesehen worden sein. Sehr wahrscheinlich also ist das Einhorn der Sage in Wirklichkeit nirgends vorhanden. Aber wenn es auch existirte, aus der Stelle 5. Mos. 33, 17 geht unwiderleglich hervor, daß der Reem der Bibel zwei Hörner gehabt hat, also kein Einhorn war. Joseph's Herrlichkeit wird da gepriesen als die Herrlichkeit eines erstgeborenen Ochsen und seine Hörner wie die Hörner des Reem. So steht klar da; die Uebersetzung ist unanfechtbar, und schon Büchner sagt auf Grund dieser Stelle, daß man beim Reem an ein eigentliches Einhorn nicht denken könne. Die Beschreibung, welche die Fabel vom Einhorn giebt, stimmt auch nicht mit der Beschreibung des Reem, die wir in der Schrift finden. Das Einhorn sollte einsam und allein sich halten und selten zu finden sein. Im Psalm 22, 22 wird der Reem beschrieben als in Herden vorkommend und Jes. 34, 6 bis 7 wird er zugleich mit Ochsen, Schafen und Widdern als Gegenstand des über Edom hereinbrechenden Gerichts, als ein dort häufig vorkommendes Thier erwähnt.

Am schlagendsten gegen die Annahme, daß der Reem

das Einhorn der Sage sei, scheint uns aber folgender Umstand zu sprechen. Das Einhorn wird stets als pferdeähnlich geschildert, es wird mit Pferdeleib und Pferdekopf abgebildet; der Reem der Bibel wird aber überall in consequenter Parallele zum zahmen Stiere ausgeführt, sowie Hiob den Onager oder wilden Esel in Parallele zum Pferde erwähnt. „Joseph ist wie ein erstgeborner Ochs, seine Hörner sind wie die Hörner des Reem" heißt es in der angeführten Stelle des Deuteronomium.

Diese Zusammenstellung des Reem mit dem Rinde spricht auch gegen die von Manchen vertretene Annahme, daß derselbe der Oryx der Alten sei, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach identisch ist mit der in Südafrika vorkommenden Säbelantilope, der Antilope leukoryx. Wie soll Hiob dazu kommen gerade davon zu sprechen, den Oryx zum Pflügen zu zähmen, da derselbe doch, wenn auch gezähmt, zu dieser Arbeit sehr wenig tauglich sein würde? Entscheidend gegen die Meinung, der Reem sei irgend welche Antilope, ist aber besonders der Umstand, daß wie jeder Kenner der Natur der Antilopen bestätigen wird, unter allen Antilopen keine einzige ist, auf welche die Beschreibung der Schrift von der Stärke, Wildheit und Gefährlichkeit des Reem passen würde.

Andere (Vulgata) haben beim Einhorn an das Rhinoceros gedacht, aber auch auf dieses Thier paßt die in der Schrift enthaltene Beschreibung des Reem durchaus nicht. Das Rhinoceros ist plump und unförmlich. „Libanon und Sirion hüpfen wie junge Rhinocerosse," welch unpassend Bild wäre dies! Außerdem spricht gegen die Annahme, der Reem sei das Rhinoceros, daß nach unserer Ausführung das fragliche Thier dem Rinde ähnlich war.

Wenn wir nun fragen: Was war der Reem? Auf welches Thier paßt denn die Beschreibung, welche die Bibel von demselben giebt? so werden wir uns zunächst unter der afrikanischen Thierwelt umsehen und den Reem da suchen müssen. Es ist ja bekannt, daß Palästina in der ältesten Zeit von denselben Thieren, die sich in Afrika finden, bevölkert war. Wir finden in jener Zeit dort den Strauß und den Hippopotamus, als specifisch afrikanische Thiere. So werden wir also wohl auch den Reem in der mannichfaltigen Thierwelt Afrikas suchen können. Wir finden ihn auch da unserer Meinung nach in dem furchtbaren afrikanischen Büffel, dem Bos Caffer, jedenfalls einem der wildesten, unbändigsten und gefährlichsten Thiere der Erde.

Die Eigenschaften des afrikanischen Büffels sind genau die, welche die Schrift dem Reem beilegt. Der Büffel ist ein Bild der Kraft, der Furchtbarkeit, des niederwerfenden Ungestüms. Noch heute legen afrikanische Herrscher ihren blutdürstigsten und unbezwingbarsten Regimentern den Namen des Büffels bei.

In der Bibel wird des Büffels in den heiligen Schriften zuletzt durch Jesaias im achten Jahrhundert v. Chr. Erwähnung gethan. Die griechische Uebersetzung, welche den Namen „Septuaginta" trägt, stammt aber ihren ältesten Bestandtheilen nach aus dem dritten Jahrhundert v. Chr., ist also etwa 500 Jahre nach Jesaias entstanden. Es kann uns nicht befremden, wenn während dieser Zeitdauer der Büffel in Palästina vollständig ausgerottet und in dem übercultivirten Aegypten schon längst verschwunden war. Mit der Kenntniß des Thieres aber war die Bedeutung seines Namens nach und nach verschwunden.

Die Verbreitung des Morra-Spiels.

Wenn wir auf die früheste Entwickelung der Zählkunst blicken und sehen, wie ein Stamm nach dem andern bei der Bildung seiner Zahlwörter von der niedrigsten Stufe, dem Zählen an den Fingern, ausgegangen ist, so finden wir ein gewisses ethnographisches Interesse an den Spielen, welche zur Erlernung dieser frühesten Zählkunst dienen. Das neuseeländische Spiel „Ti" besteht nach der Beschreibung in einem Zählen an den Fingern: einer der Spieler ruft eine Zahl und hat sofort den richtigen Finger zu berühren, während in dem samoanischen Spiel ein Spieler eine Anzahl Finger in die Höhe hält, worauf sein Gegner sofort dasselbe thun muß oder einen Point verliert. Dies können einheimische polynesische Spiele sein oder sie können auch unseren eigenen Kinderspielen entlehnt sein. In der englischen Kinderstube, so belehrt uns Edward Tylor in seinen „Anfängen der Cultur", lernt das Kind sagen, wie viel Finger die Amme in die Höhe hält, und die feststehende Formel dieses Spieles lautet: „Buck, Buck, how many horns do I hold up" (wie viel Hörner halte ich in die Höhe)? Strutt erwähnt ein Spiel, bei dem Einer Finger in die Höhe hält und die Anderen dieselbe Anzahl aufzuheben versuchen. Auf den Straßen können wir kleine Schulknaben das Rathespiel spielen sehen, wo Einer hinter den Rücken des Andern tritt und einige Finger in die Höhe hält und der Andere rathen muß wie viele. Es ist interessant, die weite Verbreitung und lange Erhaltung dieser Belustigungen in der Geschichte zu beobachten, wenn wir den folgenden Satz aus dem „Petronius Arbiter" lesen, der zur Zeit des Nero geschrieben wurde: „Trimalchio küßte, um nicht durch den Verlust erschüttert zu erscheinen, den Knaben und forderte ihn auf, auf seinen Rücken zu steigen. Ohne Verzug klomm der Knabe rittlings hinauf und schlug ihn mit der Hand auf die Schultern, indem er dabei lachte und rief: Bucca, bucca, quot sunt hic?"

Die einfachen Zahlspiele, welche mit den Fingern gespielt werden, darf man nicht mit dem Additionsspiel verwechseln, in dem jeder Spieler eine Hand ausstreckt und die Summe aller hingehaltenen Finger gerufen werden muß, wo dann der erfolgreiche Zähler einen Point gewinnt; thatsächlich ruft Jeder die Gesammtsumme, ehe er die Hand seines Gegners sieht, so daß die Kunst hauptsächlich in dem dreisten Rathen besteht. Dieses Spiel gewährt endlose Unterhaltung in China, wo es „Ts oşy-moşy" heißt, und in Südeuropa, wo es in Italien „morra" und in Frankreich als „mourre" bekannt ist. Ein so eigenthümliches Spiel dürfte kaum zweimal in Europa und Asien erfunden worden sein, aber es ist schwer zu sagen, ob es die Chinesen von dem Westen lernten oder ob es zu der beträchtlichen Reihe von geschickten Erfindungen gehört, welche Europa von China entlehnt hat. Die alten Aegypter pflegten, wie ihre Sculpturen zeigen, eine Art Fingerspiel zu spielen, und die Römer hatten ihr Fingerfunkeln, micare digitis, welches die Schlächter mit ihren Kunden um Fleischstücke zu spielen pflegten. Es ist nicht klar, ob dies Morra- oder andere Spiele waren.

* * *

—Von den Philippinen. Im „Globus" Bd. XXVII, S. 362 war mitgetheilt worden, daß der „Challenger" die Nachricht von der Thronbesteigung Alfons' XII. nach den Philippinen gebracht habe und daß dieselbe dort gleichgültig aufgenommen worden sei. Mit Rücksicht hierauf wird uns gütigst der Privatbrief eines in Manila wohnenden Deutschen vom Januar dieses Jahres mitgetheilt, in welchem es heißt: „Uns brachte hier zuerst das deutsche Kriegsschiff „Ariadne" die Nachricht, daß Spanien wieder das Glück eines Königs, Alfons XII., habe, die jedoch erst nach dem Eintreffen des Poststeamers amtlich bekannt gemacht wurde. Alle, Fremde und Spanier, waren von dieser Nachricht aufs Höchste überrascht, letztere, wenigstens die meisten, nicht gerade angenehm, da die Spanier hier entweder Republikaner oder Carlisten sind. Alle Blätter, die vorher eifrige Republikaner gewesen, wurden plötzlich noch eifrigere Royalisten und bemühten sich, die guten Eigenschaften recht herauszustreichen und neue dazu zu erfinden. Zu Ehren Don Alfonso's XII., rey de España, wurde für Sonnabend, Sonntag und Montag Illumination anbefohlen und am Sonntag fand große Parade statt, bei der viel Pulver vergeudet wurde."

— Kretins (Trotteln) in Böhmen. Das „Aerztliche Correspondenzblatt“ (Organ des Vereins deutscher Aerzte in Prag) enthält einen Artikel über die Verbreitung des Kretinismus in Böhmen von Prof. Dr. Klebs. Durch den amtlichen Bericht von 1873 sind in Böhmen 998 Kretins, eine Zahl, die sich zur Bewohnerzahl verhält wie 1 zu 5116. Verhältnißmäßig die meisten findet man in den Bezirken: Politschka, Senftenberg, Leitomischl, Landskron, Trautenau, Königgrätz, Tepl, Plan und Hohenelbe. Unter den zahlreichen Theorien über die Ursache des Kretinismus giebt Prof. Klebs derjenigen von Saint-Layr den Vorzug, der den Grund der Erkrankung weder in der Race noch in der Beschäftigung, dem Elende, der hohen Lage, dem Lande, sondern einzig und allein im Quellwasser sucht.

— Eine neue Korallenbank bei Sicilien. Im Monat Juni entdeckten die Fischer von Sciacca eine neue Korallenbank, welche nicht weniger als zwei Kilometer lang ist und durch außerordentlichen Reichthum an Edelkorallen sich auszeichnet. Sobald diese Kunde verlautete, machten sich 40 Barken von Torre del Greco bei Neapel auf, um Theil an der Ausbeutung des neuen Fundes zu nehmen. Die Fischer von Torre del Greco sind als tüchtige Korallenfischer bekannt, scheuen sie doch selbst die weite Fahrt nach der afrikanischen Küste nicht um hier zu fischen. Die Sicilianer aber, welche sich in ihrem Erwerb beeinträchtigt sahen, stellten ihre Boote in Schlachtordnung auf und es wäre auch zu einer Seeschlacht zwischen beiden Theilen gekommen, wenn das Regierungsschiff „Archimedes“ nicht eingegriffen und Frieden gestiftet hätte. Jetzt sind 600 Barken auf der neuen Bank mit der Korallenfischerei beschäftigt. Der erste Monat ergab einen Ertrag von 500,000 Lire.

— Pfahlbauten im Neusiedler See. Am südlichen Ufer des Neusiedler Sees ist das Bett des Sees auf einem weiten Gebiete ganz ausgetrocknet und wird nach und nach angebaut. Etwa 500 Schritte vom einstigen Ufer des Sees entfernt lagen Thierknochen und Steinbeile an der Oberfläche am Boden umher. In tieferen Furchen, wie die Egge sie zog, durchdringen organische Reste den Boden, aber künstliche Erzeugnisse kommen darin nicht vor. Sämmtliche Fundorte weisen darauf hin, daß wir hier eine Ansiedlung aus dem Steinzeitalter vor uns haben. Unter den irdenen Gefäßen finden sich — obgleich manche auf der Drehscheibe gemacht und geglättet sind — viele sehr rohe und die charakteristischen Nägeleindrücke sowie die als Verzierung angewendeten, mittelst einer Knochennadel durchstochenen rundenLöcher sind noch deutlich bemerkbar. In gutem Zustande wurden einige kleinere, aus mit Quarzsand vermengtem Lehm angefertigte Gefäße gefunden. In der Sammlung des Grafen Bela Szechenyi befinden sich an 30 meistens vollständig erhaltene Serpentinäxte, deren Größe zwischen 1½ und 5 Zoll wechselte. Die Steinhämmer sind nicht so häufig; nur ein Exemplar ist vollständig erhalten, die übrigen sind theils der Länge, theils der Breite nach zerbrochen. Am häufigsten ist die Gestalt des breiten Herzens, die im südlichen Oesterreich sehr häufig ist und in der Engelhofer'schen Sammlung viele Vertreter hat. Von den Steinwerkzeugen ist noch ein Getreidemörser und ein Sitzstein zu erwähnen.

— „Fischwürmer“ und Aberglauben in Calcutta. In den letzten Wochen des Juni herrschte unter den Eingeborenen der Hauptstadt Ostindiens ein förmlicher panischer Schrecken; die Fische, welche die tägliche Nahrung der Armen bilden, hieß es, seien so von Würmern erfüllt, daß man sie nicht essen könne. Sofort wußte man auch den Grund dieser außerordentlichen Erscheinung anzugeben. Die Göttin der Blattern, so hieß es nämlich, wollte kürzlich den Hooghly passiren, der Bootsmann aber, an welchen sie sich wandte, weigerte sich, sie überzusetzen, und die Göttin war daher gezwungen, über das Wasser hinwegzuschreiten. Ihre nackten Füße kamen dabei mit verschiedenen Fischen in Berührung, die von ihr angesteckt wurden und nun, als eine Folge der Ansteckung, die Würmerplage auf die übrigen Fische des Stromes übertrugen. — Die Gesundheitsbehörde von Calcutta, welche sich mit der Sache zu befassen hatte, hat nun einen Bericht darüber veröffentlicht. Sie untersuchte alle Fische, welche mit der ostbengalischen Eisenbahn anlangten, sowie die auf dem Markte verkauften, und fand sie alle gesund und zur Nahrung geeignet. Allerdings fanden sich Würmer in der Leber und den Eingeweiden, doch dieses ist keine seltene Erscheinung und diese Würmer sind keineswegs der Gesundheit nachtheilig. In Goalundo, einem Hauptfischerplatze, fand der untersuchende Beamte jedoch eine Anzahl schlecht aussehender Fische, welche von Dr. Lewis mikroskopisch untersucht wurden. Sie waren stark mit Cysten und Würmern erfüllt, mehr als dieses sonst der Fall ist, jedoch in nicht gesundheitsgefährlicher Weise. Diese Fische — die Species ist in dem Berichte an die „Times“, dem wir folgten, nicht genannt — haben Anlaß zu dem Gerücht gegeben, welches uns um deßwillen von Interesse erscheint, weil der Volksaberglauben der Hindu sofort die „Göttin der Blattern“ damit in Verbindung brachte.

Vom Büchertische.

Die Inseln des Stillen Oceans. Eine geographische Monographie von Prof. Dr. Karl Meinicke. Erster Theil. Melanesien und Neuseeland. Leipzig. Frohberg 1875.

Seit langer Zeit schon sind wir gewohnt gewesen, Prof. Meinicke in Dresden, von dem auch unser „Globus“ schätzbare Beiträge veröffentlicht hat, als eine der ersten Autoritäten zu betrachten in allen auf Australien und die Südsee bezüglichen Fragen. Er hat deren Studium sich zur Lebensaufgabe gemacht, mit einem wahren Bienenfleiß sichtend alles zusammengetragen, was auf jene hochinteressante Region unseres Planeten sich bezieht, und bietet nun die Früchte seiner Studien in einem stattlichen, fast 400 Seiten umfassenden Bande dar, dem ein weiterer folgen soll, welcher Polynesien behandelt. Es steckt mühevolle, redliche Arbeit in diesem Werke, das durch große Sorgfalt sich auszeichnet und namentlich durch die Berücksichtigung der oft verwirrten Entdeckungsgeschichte sowie durch die Aufhellung der vielfach zweifelhaften Nomenclatur der Inseln zu einem trefflichen Nachschlagebuche geworden ist. Nach einer allgemeinen Einleitung über die Inseln des Stillen Oceans und ihre Bewohner folgen die Abschnitte über Neuguinea, Neubritannien, die Salomonen, Königin-Charlotte-Inseln, die Neuen Hebriden und Neucaledonien. Neuseeland macht den Beschluß. Für Alle, welche specielleres Interesse an den angeführten Inselgruppen haben, ist das Werk geradezu unentbehrlich.

Inhalt: Donau-Bulgarien. (Mit zwei Abbildungen.) — „Journal des Museum Godeffroy“. (Mit drei Abbildungen.) — Die Bedeutung der Länder am Euphrat und Tigris für den Verkehr. Von Arthur v. Triebel. II. (Schluß.) — Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens. Von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. III. — Aus allen Erdtheilen: Zeila. — Die Einkünfte Mekkas aus der Wallfahrt. — Haushaltskosten der amerikanischen Präsidenten. — Das Einhorn der Bibel. — Die Verbreitung des Morra-Spiels. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. August 1875.)

Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 11.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern begründet von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Zur Schilderung des Waldes in der europäischen Türkei.

Von **F. Kanitz.**

Die einleitenden Worte, welche jüngst Freiherr von Berg seiner interessanten Schilderung „Aus dem Rhodopegebirge“ („Globus“ Bd. 27, Nro. 20) voraussandte, enthalten einen gegen v. Hahn, Lejean, v. Hochstetter und auch gegen mich gerichteten Vorwurf, den ich für meine Person um so weniger unerwiedert lassen möchte, als er von so hochgeachteter Seite kommt. Nach des geehrten Freiherrn Ansicht enthalten unsere Arbeiten „viel Interessantes und Werthvolles“; aber „des Waldes, dieses so ungemein wichtigen Factors im Haushalte der Natur, ist nirgends oder doch nur oberflächlich gedacht“. Gewiß ein schwerer Vorwurf, erschiene er gerechtfertigt.

Was meine leider allzufrüh verblichenen Freunde v. Hahn und Lejean und meine noch lebende Wenigkeit betrifft, glaube ich ferner für uns beanspruchen zu dürfen, nicht in die Reihe jener gestellt zu werden, „welche nur die Thäler und Hauptstraßen bereisen, aus den Mittheilungen der Eingeborenen schöpfen, das Waldesdunkel aber und unzugängliche Gebirge scheuten“! — Bedürfte es einer Rechtfertigung nach dieser Richtung, so genügt wohl ein Blick auf das meinem „Donau-Bulgarien und der Balkan“ beigegebene Kärtchen. Es zeigt 17 rothe Punkte, an welchen ich die bisher wenig gekannte Balkankette auf oft 2000 Meter hohen Pässen trotz „unwirthsamer Wege, mangelnder Unterkunft und Räuberromantik“ siebzehnmale — wie Niemand vor mir — überschritten hatte.

Sie gestatten mir nun wohl an derselben Stelle in Ihrem geschätzten „Globus“ dem Leser und Freiherrn v. Berg auch Beweise zu liefern, welche Aufmerksamkeit ich bereits vor langen Jahren dem Walde auf meinen Reisen zugewendet, wie hoch ich schon damals dessen culturellen Einfluß und volkswirthschaftlichen Werth zu würdigen wußte und wie ich, ohne des „forstlichen“ Auges mich rühmen zu dürfen, bereits vor einem Decennium über die Zustände des Waldes im europäischen Osten Aussprüche niederschrieb, welche mit den von Seiten des hochgeehrten Fachmannes v. Berg jüngst im „Globus“ abgegebenen auffallend übereinstimmen.

Mehr als in dem die niedere westbulgarische Donauterrasse behandelnden I. Bande meines „Donau-Bulgarien und der Balkan“, wo ich forstliche Verhältnisse nur (auf S. 188, 193, 205, 206, 216, 288 u. s. w.) flüchtig streifen konnte, werde ich in dessen II. und III. Bande die Balkanwälder zu schildern haben, auf welche die Pforte oft ihre fernen Gläubiger als auf einen noch jungfräulich unberührten Schatz hinzuweisen liebt. Im Grunde werde ich aber auch dort nur mit geringen localen Variationen wiederholen müssen, was ich bereits in meinem „Serbien“ im Jahre 1868 äußerte. Denn hier wie dort schwindet der Wald unter des Menschen Vandalismus, hier wie dort sind die tönenden Gesetze nur da, um nicht beachtet zu werden, hier und dort thut dringende Abhülfe schleunigst Noth!

Dieser in Serbien und in der europäischen Türkei ziemlich analogen Verhältnisse wegen wird es mir wohl erlaubt

sein, mit einigen Stellen aus meinem Werke „Serbien“ zu erhärten, daß mindestens meine Darstellung osteuropäischer Waldverhältnisse es nicht war, welche diese in optimistischem Lichte erscheinen ließ und das Urtheil „irre führte“. Meine einschlägigen Bemerkungen sind in den Reiseaufzeichnungen (S. 1 bis 454) im Capitel „Geographie“ (S. 455 bis 476) und im Capitel „Landwirthschaft“ (Seite (575 bis 607) enthalten. Ueberall hätte Freiherr v. Berg bei „sorgfältiger“ Lectüre finden können, wie sehr mich die traurige Vernachlässigung und Verwüstung des Waldes mit größter Besorgniß erfüllten, wie ich überall die Aufmerksamkeit der Regierungsorgane auf diesen wunden Punkt der Nationalwirthschaft lenkte. Auf S. 601 f. schrieb ich:

„Die Wälder Serbiens gehörten einst, was Urkraft und Dichtigkeit betrifft, zu den reichsten Europas. Noch vor einem Jahrhunderte glich das Land, nach den Schilderungen der Reisenden, einem einzigen großen Forste. In den letzten Jahrzehnten ist aber derselbe bedeutend gelichtet worden. Nachdem der Wald während der türkischen Epoche den natürlichen Schutzwall zwischen der christlichen Landbevölkerung, die sich in die Berge zurückgezogen hatte, und ihren türkischen, die Städte und das Flachland bewohnenden Drängern gebildet hatte, wurde ihm nach beendetem Freiheitskampfe leider förmlich der Krieg erklärt. Wir sprechen hier nicht von den Waldcomplexen, welche allmälig ausgerodet und in Ackerland verwandelt wurden. Sie sind an Umfang verhältnißmäßig klein gegen die Größe jener Verwüstungen, welche der Unverstand dem Schützer — und in Serbien darf man im Hinblicke auf dessen Borstenviehzucht wohl sagen dem Nährer — der Bevölkerung zufügte. Betrachtet man diese fortgesetzten täglichen Angriffe auf den serbischen Wald, so darf man sich nicht wundern, daß Serbien, früher ein so waldreiches Land, schon jetzt Gegenden besitzt, in welchen bereits Holzmangel herrscht oder doch in nächster Zeit zu befürchten steht. In manchen Districten machen sich aber auch bereits die nachtheiligen Folgen der Waldverwüstung in anderer Weise fühlbar. So im Kragujevacer Kreise, dessen Bäche, z. B. die Lepenica, durch ihre Hochwasser unendlichen Schaden im Frühjahre anrichten, während sie im Sommer beinahe gänzlich versiegen.

Eichen am Crni-Vr.

„Die serbische Regierung fühlte denn auch schon vor längerer Zeit, daß vom Staate etwas Ausreichendes geschehen müsse, sollte das Land nicht in wenigen Decennien in eine baumlose Oede verwandelt werden. Seit dem von Fürst Milos im Jahre 1839 erlassenen ersten Forstschutzgesetze ist die serbische Gesetzsammlung (Sbornik zakona i uredba etc.) bis herab auf die neueste Zeit reich an Verordnungen, welche den systematischen Verheerungen des Waldes eine Grenze setzen sollen. Ein großer Theil aller Forste wurde als Staatseigenthum erklärt, das staatliche Oberaufsichts-

recht zum Schutze aller übrigen im Besitze der Gemeinden und Privaten verbleibenden Waldungen beansprucht und die Leitung des gesammten Forstwesens dem Finanzministerium übertragen. Als Grundsatz wurde durch verschiedene im Laufe der Jahre erfolgte ergänzende Verordnungen ausgesprochen, daß nur dort, wo Ueberfluß an Wald und Mangel an Ackerboden vorhanden, eine partielle Rodung des Gemeindewaldes im Einvernehmen der Gemeinde mit der Staatsbehörde zulässig sei, daß aber in Districten, wo keine oder nur unzureichende Waldungen beständen, neue Anlagen entstehen müßten. Andererseits wurde jedem Serben das Recht zuerkannt, bei genügendem Waldbestande das für seinen Hausbedarf nöthige Brenn-, Bau- und Werkholz in den Staatsforsten oder in den Waldungen seiner Gemeinde fällen zu dürfen. Schiffsbauholz sollte nur mit besonderer Bewilligung des Ministeriums und Senates geschlagen werden dürfen. Eichen und Buchen sollten im Allgemeinen wegen der Schweinezucht nicht gefällt werden, so lange sie ertragsfähig, kräftig, und so lange abgestorbene Bäume oder Raff- und Leseholz vorhanden seien. Neben der Beholzung wurde auch das Eichelungsservitut für alle Staats- und Gemeindeforste eingeführt, und zwar nicht nur für alle Gemeindegenossen einer waldbesitzenden Commune allein, sondern gegen Entrichtung einer kleinen Abgabe auch für jene Communen, welche keine eigenen Waldungen besitzen sollten. Diese Verordnungen, zum großen Theile schon im Jahre 1839 erlassen, hätten, den Verhältnissen des Landes entsprechend, vollkommen zum Schutze der serbischen Wälder ausgereicht, hätte der Staat die Ueberwachung ihrer Ausführung unmittelbar einem wohlgeschulten Forstpersonale anvertrauen können. Wo sollte man aber ein solches hernehmen und wenn es vorhanden, wie bezahlen, da die in ihren Rechten auf den Wald beschränkten Gemeinden gegen jede neue Auflage zu diesem Zwecke opponirt hätten, der Staatssäckel aber durch die Organisation zahlreicher anderer Einrichtungen sehr in Anspruch genommen war. Vielleicht glaubte man auch damit genug gethan zu haben, daß man die Načalniks, Kreis- und Bezirksvorstände, für die genaue Handhabung der neuen Forstgesetze verantwortlich machte, während man die unmittelbare forstpolizeiliche Aufsicht über sämmtliche Staats- und Gemeindewaldungen den Ortsvorständen (Kmeten) anvertraute.

„Die letztere Maßregel allein mußte schon, wie die Folgezeit lehrte, das ganze Forstgesetz illusorisch machen. Die Kmeten (Ortsrichter), welche in erster Linie die Staats- und Gemeindewaldungen gegen Forstfrevel schützen sollten, waren ja eben Bauern, welche mit allen übrigen Gemeindegliedern, ja, wenn wir geringe Ausnahmen zugestehen, mit dem gesammten Bauernthum von Polen, Tyrol u. s. w. dieselben Ansichten und Vorurtheile über Nutzen und Schaden der Wälder theilten. Trotz der erwähnten Verordnungen steigerte sich die Verheerung der serbischen Forste in so bedrohlicher Ausdehnung, daß Fürst Michail sie in seiner Eröffnungsrede der Skuptschina vom Jahre 1864 zum Gegenstande eindringlicher Ermahnungen machte. Im Jahre 1864 sanctionirte die folgende Nationalversammlung die Grundzüge eines vom Minister Cukisch eingebrachten Forstgesetzes. Auf der St. Miolska-Skuptschina (October 1867) erfolgte dessen Schlußredaction, nicht ohne harte Kämpfe in der sonst gefügigen Versammlung und nicht ohne den Versuch, den Einfluß der Regierung auf die Gebahrung in den Gemeindeforsten nach Möglichkeit zu beschränken. Schon in seiner gegenwärtigen Fassung dürfte das neue Gesetz, wenn es nur eifrig gehandhabt würde, das werthvollste Object des serbischen Nationalreichthums vor dem gänzlichen Ruin bewahren.

„Das neue Gesetz erklärt alle jene zusammenhängenden dichten Waldcomplexe als Staatseigenthum, auf welche die Gemeinden oder Privaten nicht zweifellose Besitztitel nachzuweisen vermögen. Die an solche Staatsforste grenzenden Gemeinden sollen jedoch das Mastungs- und Weiderecht, ferner das Schlagrecht von Bau- und Brennholz für den eigenen Bedarf gegen eine geringe Taxe und gegen die unentgeltliche Leistung jener Arbeiten erhalten, welche zur Erhaltung dieser Forste erforderlich erscheinen werden. Die Ertheilung der Concession zur Ausbeute der Staatswaldungen im großen Maßstabe, zur Pottaschenbrennerei u. s. w. behielt sich das Ministerium der Finanzen im Einvernehmen mit dem Senate und mit der Genehmigung des Fürsten vor. Das neue Gesetz verspricht auch die Benutzung des Waldes für die Ziegenzucht zu regeln, und stellt die Aufstellung eigener Forstorgane zur Ueberwachung der Forstpolizei in Aussicht. Ein erster Anfang in dieser Richtung ist durch die Bepflanzung der weiten sandigen Ufer der Morava im Potscharevacer Kreise, in der Ausdehnung von 10,000 Tagewerken, mit Weiden und Akazien, ferner im Gebiete der fürstlichen Pulverfabrik von Stzagare bei Srebernica gemacht worden. Um diesem Etablissement eine gleiche ungeschmälerte Wasserkraft zu erhalten, hatten sich die Minister des Kriegs, der Finanzen und des Innern zur Beaufsichtigung der dortigen Waldgebiete durch 25 ausgediente Unteroffiziere entschlossen. Sie stehen unter dem Capitän des Bezirkes und haben bereits das schöne Resultat erzielt, daß die Forste nicht nur geschont, sondern daß von zehn Gemeinden 23,000 Okka Eicheln gepflanzt wurden. Hoffentlich werden auch andere Bezirke diesem vielversprechenden Beispiele folgen, welches unter unmittelbarer Leitung des Herrn Forstsecretärs Stoikovitsch sich vollzog.

„Wie schon oft bemerkt, fehlt es in Serbien an einer auf genauen geodätischen Operationen beruhenden Landesvermessung und ebenso an einem Kataster. Für das Areal der Staatsforste und Gemeindewaldungen giebt es gar keine, selbst nicht eine approximative Berechnung. Man ist über deren Umfang, Gattung, Zustand und Werth kaum im Allgemeinen unterrichtet. Indem ich bezüglich meiner eigenen Beobachtungen in dieser Richtung auf das erste Capitel des zweiten Theiles meines Werkes „Serbien“ (S 455 bis 476) verweise, sei hier nur bemerkt, daß die Eichen- und Buchenforste im Centrum Serbiens, dann in den Gebirgen am Pek, am rechten Ibarufer und an der Drina bezüglich Dichtigkeit und Größe des Areals die hervorragendsten sind. Nadelholz in größeren Waldcomplexen trifft man nur in einzelnen Districten des Utschicaer, Čačaker und Krusevacer Kreises.

„Die Schätze, welche in den noch immer sehr bedeutenden Waldgebirgen Serbiens ruhen, blieben bisher, abgesehen von ihrer Verwerthung für die Borstenviehzucht und den eigentlichen innern Haushalt des Landes, beinahe gänzlich unbenutzt. Erst in den letzten Jahren suchte man den Holzreichthum der Nadelwälder in der Nähe Utschicas durch Flößung auszubeuten. Die Verpachtung der großen Maidanpeker Eichenforste erfolgte gleichzeitig mit der Ueberlassung seiner Minen an die nunmehr aufgelöste französische Gesellschaft. Der Staat hatte jedoch nur Nachtheile aus dieser Unternehmung und trat wieder in das volle Eigenthumsrecht dieser Domänen. Mit glücklicherm Erfolge wurde mit der Ausfuhr von Faßdauben aus den Savekreisen begonnen. Die serbischen Forste bieten einer soliden Speculation ein höchst lohnendes Gebiet. Wie in dem benachbarten Bosnien, Croatien und in der kaiserlichen Militärgrenze könnte man auch dort durch die Ausfuhr von Waldproducten in Stämmen und im verarbeiteten Zustande: als Bau- und Brennholz, Brettern, Balken, Faßdauben und Reifstöcken, Wagen-

achsen, Radnaben, Eichen- und Eschenstangen, Schiffsrippen ꝛc. Serbien bedeutende Summen zuführen, während gegenwärtig trotz seines Waldreichthums große Beträge für bearbeitete Hölzer aller Art aus demselben ins Ausland wandern!“

Hatte ich vorstehend die Verhältnisse der serbischen Waldwirthschaft in großen Zügen geschildert, so darf ich aber zu deren Ergänzung auf zahlreiche Detailschilderungen in meinem Werke „Serbien“ hinweisen, welche diesen durch auf

Landschaft bei Banja.

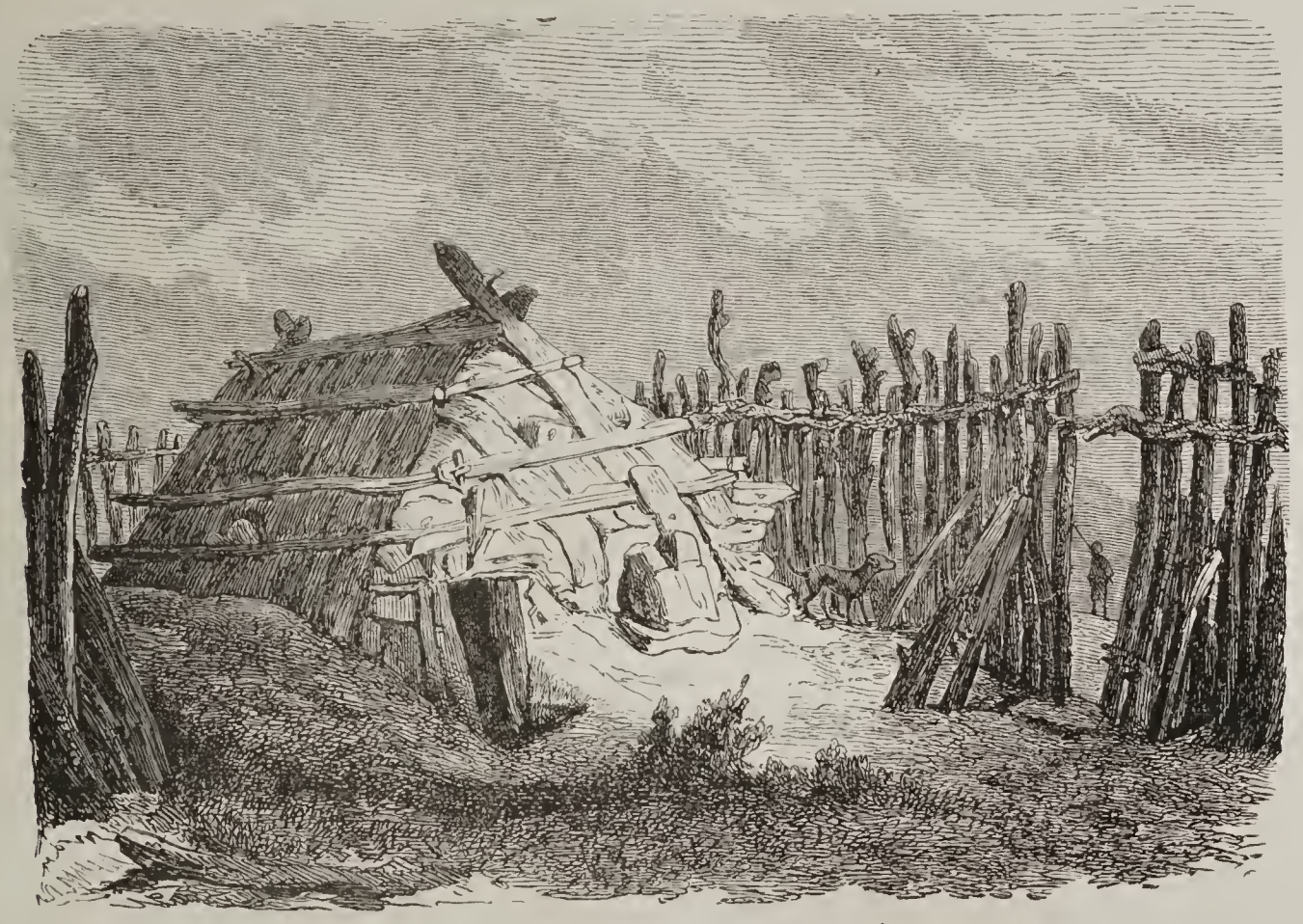
dem Terrain, in Berg und Thal, gemachten Erfahrungen gewissermaßen locale Farbe geben. Von vielen hier nur einige Auszüge. Ich hoffe, sie werden dem Leser des „Globus“ einiges Interesse abgewinnen und ihn wie Freiherrn v. Berg überzeugen, daß ich für forstliche Verhältnisse stets ein warmes Interesse empfand. Schon auf meinen ersten Kreuz- und Querzügen durch Serbiens Osten (1860) bemerkte ich (S. 17): „Bis auf einzelne schöne Eichen-

stämme erlag auch in dieser Gegend der Wald der cultivirenden Axt des Menschen.“ — S. 49: „Der fette Waldboden, welcher den Glimmerschiefer des Crni-Vr bis abwärts zu seinen Ausläufern gegen Bukorovica überdeckt, giebt einer herrlichen Baumvegetation reichliche Nahrung. Ich sah zahlreiche mächtige Buchenstämme mit Kronen von seltener Schönheit. Doch auch hier begegnete ich wie allenthalben in auffallender Menge den rastlosen Feinden des jungen Waldnachwuchses, der alles benagenden Ziege und dem den Boden aufwühlenden und lockernden Schweine.“

S. 215 f.: „Vor unserm Laubzelte brannte ein „lebendes“ Feuer, das unsere Schatten in riesiger Verlängerung auf den weiten Wiesenplan hinwarf. Ein Theil unserer Escorte hatte dessen Schürung übernommen. Nicht etwa Aeste und Gezweige nährten dasselbe — solch ein Feuer würde einem Serben wenig Freude gewähren —, ganze Baumstämme loderten in lichten Flammen weithin leuchtend bis zum frühen Morgen empor.

„Selten sah ich solchen Waldreichthum, selten aber auch solche Waldverderbung, wie in Serbien. Wohl dreißig junge Stämme wurden unserm Bivouac geopfert. Dieselbe schonungslose Mißachtung des Waldes hat den einst schattigen Süden Frankreichs, die berühmte Provence, das früher baumreiche, gesegnete Arragonien, ja den größten Theil Spaniens und den uns viel nähern österreichischen Karst in Wüsteneien verwandelt. Soll der von Gott geschaffene Schützer aller menschlichen Wohlfahrt, der schon gegenwärtig an vielen Stellen arg gelichtete Wald, nicht auch in Serbien unrettbar für künftige einsichtigere Generationen vernichtet werden, so ist es höchste Zeit, diesem Gegenstande die ernsteste Aufmerksamkeit zu widmen.

„Eben in derartigen, außerhalb des großen Weltverkehrs liegenden Ländern ist es die Pflicht einer vorsorglichen Regierung, auf eine wohlfeile Popularität verzichtend, durch Belehrung, weise Gesetze und strenge Durchführung derselben unabweisbaren Forderungen des Gesammtstaatswohl zum



Baumrindenhütte auf dem Kopaonck.

Siege zu verhelfen. Norwegen aber, dessen Bauernstand nicht weniger einflußreich und zugleich nicht minder vorurtheilsvoll als der serbische ist, giebt nach dem Ausspruche des sächsischen Forstmannes Baron v. Berg ein lehrreiches Beispiel, in welcher Weise in das Hergebrachte tiefeingreifende und speciell forstliche Verbesserungen eingeführt werden müssen.“

S. 218: „Immer hielt der Weg die süd-süd-östliche Richtung ein. Die Passage selbst wurde mit jedem Schritte nach vorwärts schwieriger. Wir vertieften uns in einen Urwald, dessen Boden die verwesenden Stämme vieler gefallener Baumgenerationen bedeckten. Bald wurde es unmöglich, zu Pferde über die sich mehrenden Hindernisse hinwegzusetzen. Wir folgten dem Beispiele unserer Escorte, saßen ab, führten die Thiere am Zügel und suchten uns kletternd und springend über die mächtigen, ihre vermorschenden Riesenarme uns drohend entgegenstreckenden Holzmumien Bahn zu brechen. Viele Bäume fanden wir hier, ihrer schützenden Rindenhülle beraubt, einem vorzeitigen Verderben preisgegeben. In diesem ärmsten Theile Serbiens werden nämlich die Häuser größtentheils mit Baumrinde gedeckt. Außer den von dieser Uebung zeugenden Stämmen verkündete auch nicht die geringste Andeutung, daß die Majestät unseres Urwaldes durch menschliches Treiben gestört worden wäre. Da war kein Laut zu hören und selbst die befiederten Sänger schienen diese durch unheimliche Oede das Gemüth beengende Waldhekatombe den heiseren Klagerufen der Raben und Dohlen überlassen zu haben.“

S. 276: „Der Rtanj ist ein Längenberg. Sein südwestlicher Fuß besteht aus Grauwacke und Grauwackenschiefer, der in seiner Schichtung, je weiter zur Spitze, sich immer mehr aufrichtet. Hierauf folgt Kalkstein. Man kann die einzelnen Schichten auf der ganzen Länge des Berges verfolgen. Die Nordostseite zeigt schroffe Abfälle und Wände in plötzlich emporsteigenden gewundenen Schichten, so daß man die gewaltsame Emporhebung an der Südostseite, wo der Syenitporphyr liegt, deutlich wahrnehmen kann. Ein prächtiger Fichtenwald, der einzige im ganzen östlichen Serbien, zieht auf dieser Seite bis zum Gipfel hinan.“

Lebensbild des englischen Forschers Charles Tyrwhitt Drake.

Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß einer der tüchtigsten englischen Reisenden, der auch als Zoolog rühmlich bekannte Charles Tyrwhitt Drake, in Ausübung des von ihm erwählten Berufes gestorben ist; aber noch hat, so viel mir bekannt geworden, keine der deutschen geographischen Zeitschriften ein Lebensbild von ihm gebracht, so lehrreich dies auch sein würde, weil es zeigt, wie ein strebsamer und beharrlicher Geist selbst ungünstige Verhältnisse zu seinem Vortheile wenden und mit geringen Mitteln Vorzügliches leisten kann. Ich bin mit Drake so vielfach in Berührung gekommen und habe gleich Allen, die mit ihm zu thun hatten, seine ausgezeichneten Eigenschaften so sehr schätzen gelernt, daß ich mich für verpflichtet halte, der erwähnten Versäumniß abzuhelfen so gut ich kann.

Charles Drake (geb. am 2. Januar 1846 zu Amersham als jüngster Sohn des Obersten William Tyrwhitt Drake) war Reisender und Forscher von Jugend auf. Mit einem reckenhaft erscheinenden, aber gleichwohl für das rauhe europäische Klima sehr empfindlichen Körper begabt, fühlte er sich schon frühzeitig (1866) veranlaßt, wärmere Gegenden aufzusuchen; nur zur milderern Jahreszeit kehrte er öfters zu einem Besuche in seine Heimath zurück. Um seine Zeit möglichst nützlich anzuwenden, beschäftigte er sich auf seinen Reisen mit zoologischen und geographischen Untersuchungen und erwarb sich auf diese Weise einen reichen Schatz von Erfahrungen. Der Schauplatz seiner ersten Forschungen war das nordwestliche Afrika; später trat er als freiwilliges Mitglied bei der Expedition zur Vermessung der Sinaihalbinsel (Sinai Ordnance Survey) ein, wurde jedoch durch einen heftigen Anfall von Dysenterie verhindert, sich thätig an den Arbeiten derselben zu betheiligen. Kurz darnach unternahm er aber mit Professor Palmer jene ausgezeichnete Recognoscirung der Wüste El Tih — des Schauplatzes der vierzigjährigen Wanderungen der Israeliten vor ihrer Besitzergreifung von Palästina —, welcher wir die schöne durch den Palestine Exploration Fund veröffentlichte Karte dieses so wichtigen und interessanten Gebietes verdanken. Es waren keine Schwierigkeiten gewöhnlicher Art, mit welchen die kühnen Reisenden in dieser Wüste zu kämpfen hatten. Sie legten die ganze weite Reise zu Fuße zurück und mußten sich auch sonst auf das Nothdürftigste einschränken, weil die Mitnahme der anderweitig nöthig gewesenen Reit- und Lastthiere die Kosten der Expeditionen in dem so wasserarmen Lande ins Colossale gesteigert haben würde, wenn überhaupt die Erforschung desselben ohne Aufgabe derartigen Comforts möglich gewesen wäre. Drake erzählte mir selbst, daß er und Professor Palmer, nachdem sie ihre gewiß nicht leichte Tagesarbeit vollendet hatten, auch noch ihre eigenen Diener spielen mußten, weil die Ersparniß aller überflüssigen Personen von großer Wichtigkeit für Durchführung der schwierigen Aufgabe erschien; unter anderen war auch die Küchenarbeit unter beide Herren vertheilt, und wenn Mr. Drake die Zubereitung der allerdings einfachen Mahlzeiten übernommen hatte, fielen dem hierin weniger erfahrenen Professor Palmer das Auswaschen der Teller und ähnliche Verrichtungen zu.

Auf solche Weise erlernte Drake die Kunst, sich in allen Lagen des Lebens auch mit den bescheidensten Mitteln zurechtzufinden, und eignete sich dabei gleichzeitig eine große Fertigkeit im Gebrauch der arabischen Sprache sowie Geschick im Umgange mit den halbwilden Bewohnern des Landes an, beides Eigenschaften, die ihm später bei seiner Thätigkeit als Mitarbeiter der Palästina-Vermessungs-Expedition sehr zu statten kamen.

Als Drake sich nach Palästina wandte, hatte Capitän Wilson, im Auftrag des Palestine Exploration Fund, bereits seine Aufnahme von Jerusalem im Maßstabe von 1:5000 und sein Nivellement von Jasa nach dem Todten Meere vollendet, desgleichen Lieutenant S. Anderson seine Recognoscirung des nördlichen Palästina, und Capitän R. W. Stewart hatte eben das Commando der im Jahre 1871 geplanten Vermessung des ganzen heiligen Landes begonnen. Drake's erste Unternehmungen in Palästina waren eine Durchforschung der sogenannten Hamah nach Inschriftsteinen (Winter 1870) und eine Reise mit dem berühmten afrikanischen Forscher Capitän R. Burton nach den vulcanischen Gebieten im Osten von Damaskus sowie nach den „Alah" oder Hochlanden von Syrien. Hierauf schloß er sich als freiwilliger Theilnehmer an die Palästina-Vermessung an. Kurz danach erkrankte der Leiter der Expedition, Capitän Stewart, so bedenklich, daß er sich rasch nach England einschiffen mußte, um nicht durch längern Aufenthalt im Lande seine Gesundheit aufs Aeußerste zu gefährden. Drake übernahm an seiner Stelle die Führung der Expeditionen und alle Verantwortung, die mit einer so schwierigen Stellung verbunden ist, in welcher er als Civilist eine Anzahl von erfahrenen Unteroffizieren des Ingenieurcorps zu commandiren hatte, und bewahrte so das wichtige Unternehmen vor dem sonst unvermeidlichen Scheitern oder wenigstens vor einem großen Mißerfolge. Sechs Monate lang führte er unter den schwierigsten Verhältnissen die kaum erst begonnenen Arbeiten weiter, zu einer Zeit, da weder Europäer noch Eingeborene an die Thätigkeit unter fremden Verhältnissen gewöhnt waren, und im hindernißreichen Hügellande; er förderte das Werk mit soviel Umsicht, Sachkenntniß, Tact und Geschick, daß er dem zu Capitän Stewart's Nachfolger ernannten Lieutenant Claude R. Conder vom königlichen Ingenieurcorps Alles in bestem Zustand übergeben konnte. Er hatte während dieser Zeit als Leiter des Ganzen und als Führer und Dolmetscher zugleich thätig sein müssen und hat den solidesten Grund für die späteren Einzelmessungen gelegt, indem er sogleich nach seinem Antritt eine Basis zu messen begann und, im Anschluß an Wilson's Aufnahme von Jerusalem, die Triangulationen nordwärts bis zur Ebene von Esdrillon fortgesetzt hatte, wo eine zweite Basis gemessen werden sollte. 560 englische Quadratmeilen waren bereits vollständig vermessen und die Expeditionsmitglieder gerade mit Ausarbeitung der Ergebnisse in Nablus (dem alten Sichem) beschäftigt, als Lieutenant Conder eintraf, dessen stets bereiter Gefälligkeit ich einen großen Theil der näheren Angaben über diesen Theil der Thätigkeit Drake's verdanke.

Drake hatte inzwischen so warmen Antheil an den Arbeiten der Expedition genommen, daß er sich auch jetzt nicht von derselben trennte, wennschon er späterhin seiner Gesundheit wegen sich einige Male Erholung in Damaskus oder in seiner Heimath gönnen mußte. Seine Hauptthätigkeit bestand, soweit sie nicht durch persönlichen Antheil an der Vermessung in Anspruch genommen war, in der Feststellung der Namen aller in die Karte einzutragenden Ortschaften, Ruinen, Berge und Thäler, Flüsse, Brunnen u. s. w., welche in einem Lande wie Palästina ganz besonders wichtig ist.

Um jeden Irrthum hierbei auszuschließen wurde zuerst für jedes Meßtischblatt der zu entwerfenden Karte eine Namenliste in alphabetischer Ordnung entworfen nach der übereinstimmenden Aussage von mindestens drei Eingeborenen aus der Nachbarschaft, welche die Expedition zu diesem Zwecke überall hinzubegleiten hatten. Diese Namen wurden an Ort und Stelle nach einer bestimmten Schreibweise in Englisch aufgezeichnet und am Abend desselben Tages in Gegenwart der Eingeborenen wieder vorgelesen, verglichen und so lange berichtigt, bis diese Leute vollkommen mit der Aussprache zufrieden waren; darnach fand die Aufzeichnung in arabischen Buchstaben und wenn nöthig eine nochmalige Prüfung derselben statt. Die Anzahl der auf diese Weise festgestellten Namen ist sehr groß; sie übertrifft die Zahl der bisher aus Büchern oder Karten bekannten um sieben bis acht Mal; auf dem Blatte Jerusalem befinden sich allein über 1600 Namen, und im Durchschnitt auf jeder deutschen Quadratmeile gegen 50, was bei einem so schwach bevölkerten Lande gewiß beträchtlich genannt zu werden verdient. Der Bibelforscher wird künftighin in diesen zuverlässigen Namensverzeichnissen ein unschätzbares Hülfsmittel zur Hand haben, um die Lage von untergegangenen, im Laufe der Jahrhunderte fast spurlos verschwundenen Oertlichkeiten wieder ausfindig zu machen, deren Namen die arabische Sprache mit bewunderungswürdiger Treue fast ausnahmslos in irgend welcher Oertlichkeit festgehalten hat.

Drake begleitete die Expedition auch bei ihren schwierigsten Unternehmungen, zu denen vorzugsweise die Vermessung des Jordanthales im Frühjahr 1874 gerechnet werden muß. Schon öfters hatte er sich durch Nichtachtung aller Fährlichkeiten Krankheitsanfälle zugezogen und namentlich wurde er nicht selten von seinem asthmatischen Leiden heimgesucht. Er erholte sich indessen immer wieder, nach mehrwöchentlicher Arbeit im untern Jordanthal jedoch warf ihn das damals, gegen Ende der Regenzeit, besonders schlimme Klima dieses Tieflandes nebst der größten Anzahl der Expeditionsmitglieder in ganz gefährlicher Weise nieder, und nur der aufopfernden Thätigkeit des englischen Missionsarztes Dr. Chaplin in Jerusalem war es zu danken, daß alle Befallenen für diesmal noch gerettet wurden. Drake hatte schwerer gelitten als die anderen, doch ließ er sich nicht zurückhalten, der Expedition aufs Neue zu folgen, als sie nach dem oberen Theil des Jordanthales aufbrach. Er kam nach Vollendung dieses Theils der Vermessung kränkelnd zurück nach Jerusalem, fühlte sich aber trotzdem im Stande, die Vertretung des Lieutenants Conder zu übernehmen, der in Geschäften der Expedition nach England reisen mußte. Bald indessen ergriff ihn das Fieber von Neuem, und diesmal in einer mehr typhoiden Form. Wochenlang lag der Aermste, unter Dr. Chaplin's treuer Pflege, ohne Besinnung auf seinem Bette im Mediterranean Hôtel in Jerusalem, dessen Besitzer, Herr Hornstein, ihn aufs Freundlichste bei sich aufnahm, ohne Rücksicht auf die Nachtheile, welche dies für den Besuch seines Hauses zur Folge haben konnte.

Bei meiner Abreise von Jerusalem Mitte Juni 1874 war es mir nicht vergönnt, noch Abschied von dem kranken Freunde zu nehmen, mit dem ich nicht nur in dieser Stadt, sondern auch in den Quartieren der Expeditionen zu Haifa und Nazareth sowie in ihren „Camps" bei Mar Saba und im Jordantheile so vielfach im angenehmsten und lehrreichsten Verkehre gestanden hatte; ich sollte ihn überhaupt nicht wiedersehen, denn als ich Ende desselben Monats nach einer Landreise über Damaskus bei Beirut wieder an die Küste kam, fand ich bereits die Nachricht von seinem Tode vor!

Drake wußte, daß ihm nur ein verhältnißmäßig kurzes Leben beschieden sein würde, und er nutzte deshalb seine Zeit auf das Sorgfältigste aus um nicht ganz ohne Erfolg gelebt zu haben. Leider scheint er bei diesem edlen Streben die Sorge für seine ohnehin schon schwache Gesundheit nicht genug im Auge gehabt zu haben, so daß eben dieser Eifer nicht unwesentlich beigetragen haben mag, sein Leben zu verkürzen. Für seine zahlreichen Freunde und Verehrer ist es ein schlechter Trost, daß sie sagen können, er habe seinen Zweck erreicht und seinen Namen unvergänglich eingetragen in die Geschichte der Erforschungen unseres Erdballs und insbesondere des gelobten Landes. Er war ein durchaus edler Charakter, von einer Reinheit, die man selten findet, und voll treuer Hingebung für seine Freunde. Dabei besaß er eine Geschicklichkeit des Benehmens und zeigte sich überall voll so zarter Rücksicht, daß sein Camerad Lieutenant Conder von ihm sagen durfte, Drake habe, so lange er mit ihm und anderen Mitgliedern der Expedition, also mit Leuten von der verschiedensten Anlage und Befähigung, in so engem Verkehre lebte, wie derartige Reisen es mit sich bringen, nie Veranlassung zu irgend welcher Streitigkeit gegeben und stets bei allen in bestem Leumund gestanden. Den Arabern, mit denen er während der Vermessung fast ununterbrochen zu thun hatte, imponirte er nicht nur durch seine hohe männlich schöne Gestalt und durch seine genaue Kenntniß ihrer Sprache, sondern ganz besonders auch durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe, seinen unbescholtenen Sinn und eine Festigkeit, welche nie von dem einmal Gesagten und als richtig Erkannten abwich; überall, wo er bei ihnen geweilt, hinterließ er ein warmes Andenken, und wo ich seine Touren nach ihm kreuzte, im Lande Moab oder auf der alten Felsenburg Kaukab el Hana (dem Belvoir der Kreuzfahrer), sprachen Beduinen und Fellachen noch mit Liebe und Bewunderung von ihm, und ließen mich erkennen, wie viel Gutes auch unter sogenannten Wilden ein vortrefflicher Mensch durch seine bloße Anwesenheit wirken kann, und wie sehr dies hilft, den Weg zu bahnen für diejenigen, welche nach ihm mit denselben Leuten zu schaffen haben.

Drake's sehnlicher Wunsch war, nach Beendigung der Vermessung von Palästina, von welcher er sich nun einmal nicht trennen wollte, seine reichen Erfahrungen über dieses Land in einem besondern Buche veröffentlichen zu können. Doch der Tod hat ihn unerbittlich hinweggerafft, eine fast unersetzliche Lücke in die Reihen der wackeren Vermesser Palästinas reißend. Indessen war es Drake zu seinem Troste noch vor seinem Hinscheiden vergönnt gewesen, zu sehen, daß die Arbeiten, an denen er so lebhaftes Interesse nahm, durch Vermehrung der Kräfte in einer viel schnellern Weise zu Ende kommen werden, als man das früher für möglich hielt; denn während man ganz im Anfang nur 60 englische Quadratmeilen im Monat vermessen hatte, stieg späterhin diese Zahl auf Hundert und hauptsächlich durch Conder's verbesserte Anordnungen bei größerer Uebung der Mannschaften auf 150 und 180 Quadratmeilen im Monat, bis später, als nach Zuziehung eines weitern Gehülfen die Gesellschaft immer in zwei Parteien gleichzeitig arbeiten konnte, diese Zahl sich sogar auf 280 Quadratmeilen monatlich erhob. Ueber dreiviertel der Arbeit ist gethan und im Sommer 1876 soll das ganze große Werk vollendet sein. Die Veröffentlichung der Karten wird dann sofort beginnen.

Biographische Notizen.

Charles Tyrwhitt Drake, geboren am 2. Januar 1846 zu Amersham.

1866 und 1867 (beide Winter) Reisen und ornithologische Sammlungen in Marokko (Tanger, Tetuan, Mazagan, Mogador); die ornithologischen Ergebnisse sind niedergelegt

im „Ibis“ 1867, S. 421 ff. und 1869, S 147 ff. (Notes on the Birds of Marocco).

1868 bis 1869 Reise in Aegypten und den Nil aufwärts sowie auf der Sinai-Halbinsel.

1869 Reise mit Prof. E. H. Palmer durch die Wüste el Tih und im alten Edom und Moab; Rückkehr durch Palästina, Syrien, Griechenland und die Türkei. Ergebnisse: The Desert of the Tih and the Country of Moab (Palestine Exploration Fund, January 1871, New Series Nro 1) mit einer ausgezeichneten Karte und vielen Illustrationen nach Skizzen von Drake.

1870 Reise nach der Hamah, und mit Capitän R. Burton in einigen fast unbekannten Gegenden Syriens, letztere veröffentlicht in „Unexplored Syria“ by Burton and Drake.

1871 bis 1874 Vermessung des westlichen Palästina im Auftrage des Palestine Exploration Fund. Hierüber siehe zahlreiche Aufsätze von Drake in den „Quarterly Statements“ dieser Gesellschaft, sowie der Broschüre „Modern Jerusalem“ by Charles Tyrwhitt Drake, London 1875.

1874, 23. Juni, Drake's Tod zu Jerusalem.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

IV.

Der Aberglaube, der in dieser dritten Periode der Geistesentwickelung entspringt, kann seinen Ursprung aus dem Pfuhl der Unvernunft und des bewußten Betruges kaum mehr verhüllen. In dieser Periode tritt schon die Blasirtheit zu Tage. Im Gefühl der eigenen Ohnmacht wagt es der Abergläubische nicht mehr, an die Macht der alten Götter zu glauben und den Ideencultus hält er für Thorheit. Da kommen dann die wunderbaren Kräfte der elementaren Verkörperungen der Naturvorgänge: die Wünschelruthe, der rothe Faden, die Tarnkappe, die Gewitterglocke, ganz gelegen. Man braucht nicht mehr an die Götter der alten Religion zu glauben und kann gleichwohl jeden Segen der alten Religion immer noch vollauf genießen. Die Wünschelruthe verschafft noch jeden Genuß, der rothe Faden heilt noch jede Wunde, die Glocke vertreibt noch jedes Gewitter. Und was das Bequemste ist: man hat sich nun gar nichts mehr dabei zu denken. Da gilt dann die Ueberzeugung, welche jene Hexe in Goethe's Faust vertritt:

„Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen,
Wird dem geschenkt,
Der gar nicht denkt,
Er hat sie ohne Sorgen.“

Einmal auf diesem Standpunkt angelangt, vermag dann der Mensch einen dämonischen Egoismus zu entfalten. Da scheut er dann vor keinem Unsinn mehr zurück, um, koste es der Ehre seiner Vernunft was es wolle, die Erreichung seiner Wünsche vorauszuerfahren und seine Zwecke gleichsam im Namen des Schicksals durchzusetzen. Da liest dann Wallenstein die Erfüllung seiner Zukunftspläne in den Sternen, da erprobt dann ein Robespierre sein Glück an den Entscheidungen der Kartenschlägerin Lenormand, da vertraut dann ein Napoleon das Gelingen seiner Staatsstreiche dem 2. December, da richtet dann der reiche Amerikaner sein Leben nach den Bestimmungen des tischklopfenden Geistes ein. Die Wohlfahrt und das Leben von ganzen Familien, von Gemeinden und ganzen Staaten hängt dann häufig am Strohhalm des abenteuerlichsten Zufalls. Und wenn dann erst der Priester gar noch erklärt, sein Gebet und sein Opfer übten eine zwingende Macht auf die Geister aus, so daß sie dem Opfernden jeden Wunsch gewähren müßten, wenn nur anders sein Gebet oder Opfer in der vorschriftsgemäßen Weise verrichtet werde; wenn er dann schließlich versichert, man brauche die Gebetsformel, mit welcher man sonst zu den Göttern flehte, nicht einmal auszusprechen oder als Amulet bei sich zu tragen, man brauche dieselbe nur bei sich zu denken, man gelange dann gleichwohl sofort in den Genuß aller der Wirkungen, die man sich sonst nur von lebenslänglicher Frömmigkeit und makellosem Tugendwandel versprach: dann wahrlich feiert die Selbstsucht in der Form des abgefeimtesten Priestertrugs den höchsten Triumph der Menschenverachtung. Ein Andachtsbuch brahmanischer Sectirer enthält folgendes Musterbeispiel des eminentesten Priestertruges:

„Unter allen frommen Gebeten, seien sie nun an Schiva, Vischnu oder andere Götter gerichtet, kommt dem Ramagebet die höchste Wirksamkeit zu. Die anderen Gebete müssen mehr als zehn Millionen Mal gemurmelt werden, dieser sechssilbige Ramaspruch aber ist wirksam ohne alle Anstrengung (schon durch einmaliges Hermurmeln). Er vernichtet jede noch so große Fluth von Sünden und ist der beste aller Sprüche. Sünden, die man aus Noth gethan, mögen sie nun vierzehn Tage, einen Monat, zwei Monate oder schon ein Jahr alt sein, nimmt er gänzlich mit sich fort. Tausend Brahmanenmorde, wissentlich oder unwissentlich begangen, und zehntausend Golddiebstähle, Trunkenheiten, Vergehen an der Frau des Lehrers, hunderttausend Billionen Vergehen, die durch kleinere Sünden entstanden sind, — durch das Aussprechen des Ramaspruches werden sie alle vernichtet. Gespenster, unselige Geister, Alpe, Kobolde und Unholde laufen weit weg vor seiner Gewalt. Wenn ein Schriftgelehrter durch Nehmen von Gold und Juwelen sich versündigt hat, das Murmeln des Ramaspruches vernichtet alsbald diese Sünde. Ja sogar wenn sich Einer an seiner eigenen Mutter vergangen, so vernichtet das Aussprechen des Ramaspruches auch diese Sünde. Sünden, die man sogar durch reiche Gaben an die Priester im Werthe eines Haufens Gold von der Schwere des eigenen Körpers nicht sühnen kann, vernichtet er schnell. Die Sünden aller drei Altersstufen, tiefeingewurzelte Sünden, all das vergeht gänzlich durch bloßes Gedenken an Rama's Spruch. Selbst vorbedachten Mord an Vater, Mutter, Schwester, Kindern, Freunden und Lehrern vernichtet man gänzlich durch einfaches Aussprechen des Ramaspruches. In allen Nöthen braucht man nur diesem Ramaspruch die Ehre anzuthun, so schwindet jede Furcht

und Angst vor Unglück. Wenn man Rama recht anfleht, so zeigt er sich schnell gewogen und gewährt dann langes Leben, Herrschaft und endlich die ewige Seligkeit. Wer den Ramaspruch betet, der wird erlöst, der wird erlöst."

„Bequemer kann man es ja nicht haben," bemerkt Albrecht Weber, der Herausgeber dieses Ramagebetes, „und erklärt sich hieraus des indischen Volkes moralische Versunkenheit und Energielosigkeit. Wo es dem Sünder so leicht gemacht wird, Vergebung, ja Vernichtung seiner Schandthaten, und wären sie noch so frevelhaft, zu erreichen, da kann von sittlichem Halt eigentlich gar nicht mehr die Rede sein. Und wenn das indische Volk trotz alles Wahnwitzes seiner fanatischen Sectirer und Mucker schließlich denn doch noch immer einen reichen Fond sittlicher Kraft in sich trägt, so ist dies nur der unverwüstlichen Güte seiner geistigen Begabung und Natur zuzuschreiben. Haben doch auch wir, ihre alten Standesbrüder, während des Verlaufes unserer Geschichte, insbesondere im Mittelalter, aber auch bis in die jüngste Neuzeit hinein, allerlei Phasen durchzumachen gehabt, von denen sich der Freund der Humanität mit Schauder abwendet." Nicht allein in Indien, sondern eben überall unter der Sonne, ist Wahrheit und Menschlichkeit seit den ältesten Zeiten häufig genug der Selbstsucht der Priester zum Opfer geworden. Es gab einmal eine Zeit und sie ist noch keine hundert Jahre hinter uns, wo man alle Religion mit Stumpf und Stiel für die Ausgeburt raffinirten Priestertruges erklärte und darüber das Kind mit dem Bade verschüttete. Dann kam durch die Romantiker eine Zeit, wo man die absurdesten Priesterphantasien als letzte Trümmer einer untergegangenen Urweisheit pries und darüber der Vernunft der lebendigen Gegenwart spottete. Heutzutage ist man sich, in Folge der Erkenntniß des Ursprungs der Götter, der Einseitigkeit beider Standpunkte bewußt und braucht deshalb selbst nicht einmal mehr auch nur zu fragen: Hat Priestertrug in ausgedehntem Maße jemals stattgefunden? Denn wer bezweifelt denn heute noch die culturhistorische Thatsache, daß die Humanität nicht durch die Priester, sondern trotz derselben fortgeschritten ist? Man denke doch nur an die pseudoisidorischen Decretalen zu Anfang des neunten Jahrhunderts, an Tetzel's Ablaßkrämerei im sechszehnten und dann gar noch an die Beschlüsse des vaticanischen Concils im neunzehnten Jahrhundert betreffend die unbefleckte Empfängniß Mariä und die Unfehlbarkeit des Papstes! Schon diese Beispiele dürften genügen, um an deren historischen Folgen den Beweis zu führen, wie der Priestertrug von jeher zum Ziel hatte, den Fortschritt der Intelligenz und der Humanität in Strömen Menschenblutes zu ersticken. Darum eben fällt das Datum, an welchem die Unfehlbarkeit des Papstes proclamirt wurde, zusammen mit demjenigen der Kriegserklärung, welche Frankreich, das Bollwerk des römisch-katholischen Aberglaubens, an Deutschland, den Hort des Protestantismus und der Denkfreiheit, richtete. Wer sich aber in seiner Heimath orientiren will, wendet seinen Blick gern in die Fremde, um an deren Geschichte einen untrüglichen Compaß zu gewinnen. Und weil die moderne Religionsforschung nur allzugeneigt ist, dem Aberglauben bewußtester Mache womöglich noch den Ursprung aus unbewußtester Kinderunschuld nachzuweisen, so folge hier ein kleiner Ueberblick über die Geschichte des Priestertrugs in der alten und neuen Welt.

Das Catapatha-Brahmana ist eine der ältesten heiligen Schriften der arischen Inder. Es enthält hauptsächlich die Grübeleien der Priester über den Sinn und die Bedeutung der Opferbräuche und stammt spätestens aus dem achten Jahrhundert vor Christus. In diesem theologischen Prosawerke wird unter Anderm auch dargestellt, wie das Menschenopfer zunächst in das Opfer eines Rosses, dann eines Rindes, dann eines Schafes, dann einer Ziege und schließlich in das eines Reis- oder Gerstenkuchens überging, in welchem man sich die fünf Opferthiere als in seinen Bestandtheilen vorhanden dachte. Man könnte versucht sein, die Abschaffung der Menschen- und Thieropfer der humanisirenden Thätigkeit der Priester zuzuschreiben. Dieses ist jedoch nicht entfernt der Fall! Im Gegentheil: das Volk hat die blutigen Opfer abgeschafft, das Priesterthum aber dieselben aufrecht zu erhalten gesucht. Denn das Catapatha-Brahmana weist alle Ersatzopfer für die Barbarei der Thier- und Menschenopfer, als: goldene oder irdene Thierköpfe, zurück, als Abschwächungen des wahren Opfers; man solle nur immer die fünf Thiere (worunter auch der Mensch inbegriffen wird) nehmen, sobald man es irgend vermöge. Einen Einblick in das ohnehin berüchtigte Betrugssystem schon der altrömischen Priester gewährt folgende Erzählung des Plutarch im Leben Numa's. Jupiter verlangte in einer Unterredung mit Numa, das Sühnopfer solle bestehen aus Köpfen. Da fragte Numa rasch: „Aus Zwiebelköpfen?" Jupiter aber antwortete: „Aus Menschenköpfen!" Darauf Numa: „Etwa aus Haaren?" Jupiter dagegen: „Aus lebendigen —", was Numa rasch durch „Sardellen!" ergänzte; und dadurch wurde Jupiter zufriedengestellt. Wenn man bedenkt, daß Jupiter nur der idealisirte Oberpriester des römischen Staates war, so begreift man leicht, warum er so zähe an der Forderung von Menschenopfern festhielt. Ganz übereinstimmend lautet der Bericht aus dem alten Aztekenreiche. Als Cortez sein fürchterliches Blutbad in Cholula angerichtet hatte, begab sich der König Montezuma zum Tempel Huitzilopochtli's, brachte starke Menschenopfer und befragte den Gott. Dieser sprach ihm Muth ein und versicherte ihn, daß es den Cholulanern nur darum so schlecht ergangen sei, weil sie so lässig in den Menschenopfern wären. Welche Rolle der Priestertrug bei den alten Juden spielte, lehrt die in ihrer Art einzig dastehende Geschichtsfälscherei, wie sie die moderne Bibelforschung den historischen Büchern des Alten Testaments nachgewiesen hat. Doch auch den Juden des Talmud ist der „fromme Betrug" nicht abhanden gekommen. In dem kabbalistischen Buche Rasiel aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus kommt unter Anderm folgende Stelle vor: „Der Engel Metatron sprach zu Rabbi Ismael: Rabbi, ich will Dir das Maß des hochgelobten Gottes sagen: seine Fußsohlen sind die ganze Welt. Die Höhe seiner Fußsohlen sind 30,000 Meilen. Von seinen Fußsohlen bis an seine Ferse sind 10 Millionen und 500,000 Meilen. Von seinen Ferse bis zu seinen Kniescheiben sind 199 Millionen Meilen" und so fort bis zum Hauptwirbel „des hochgelobten Gottes" in einer fast unendlichen Zahlenreihe, deren Abschreibung ja weiter keinen Zweck hätte. Das Buch fährt dann aber fort: „Rabbi Ismael und Rabbi Akiba haben gesagt: Wir sind Bürgen in dieser Sache, daß ein Jeder, der das Maß des hochgelobten Gottes kennt, ein Sohn der zukünftigen Welt sein wird." Aehnlich klingt die geistesverwandte Versicherung eines mohammedanischen Priesters, der in der türkisch abgefaßten Einleitung zu einem berühmten mohammedanischen Gebete erklärt: „Wenn einer, der so viele Sünden begangen hätte, daß ihre Wucht siebentausendmal größer wäre als die des Weltberges Kaf, dieses Gebet liest, so vergiebt ihm Allah seine sämmtlichen Sünden. Jeder, der dieses Gebet liest oder lesen läßt oder bei sich führt, der wird vor allen Geschöpfen ins Paradies kommen." Und ein buddhistischer Priester Chinas versichert von einer Lobpreisung Buddha's, an welche sich ein Gebet um Seligkeit schließt: „Dieses Gebet hat große Wunderkraft: es kann jede Sünde tilgen, alles Gute verewigen. Verbrennt man bei jeder Huldigung vor und nach dem Gebete Räucherwerk,

so ist es noch wirksamer. Wer jeden Tag also betet, der wird gewiß ein Seliger, und wer Andere dieses Gebet lehrt, dessen wartet herrliche Vergeltung.“ Ein Glaubens- und Geistesverwandter dieses chinesischen Pfaffen entwickelte in Siam vor wenigen Jahren noch berechnetere Pfiffigkeit. Ein buddhistischer Priester gab nämlich im Norden dieses Landes vor, eine Offenbarung gehabt zu haben, daß die Beichte strenger einzuführen sei und forderte das Volk auf, einen Baum niederzuhauen, worauf sich seine Sendung bestätigen werde. Man fand denn auch wirklich im Innern des bezeichneten Baumes eine Schachtel mit einer Rolle, die gleichfalls die Beichte anbefahl. Doch gelang es den Behörden, den Priester zu dem Geständnisse zu bringen, daß er selbst dies Document vor mehreren Jahren dort verborgen und gewartet habe, bis der Baum herangewachsen sei.

Schließlich wird dann der Priester so frech, daß er die Kunst, das Volk zu betrügen, zum eingestandenen System erhebt und dichterisch verherrlicht. So stellt uns der indische Priester Daudin im sechsten Jahrhundert nach Christus in seinem Roman Daçakumaratscharita oder die „Abenteuer der zehn Prinzen“ die Lehre dar, daß Muth und Tapferkeit in allen Gefahren den Erfolg sichern, nur müsse man eben über den albernen Aberglauben der Menge erhaben sein, ihn dagegen zum eigenen Vortheil auszubeuten wissen. (Weber.)

Auch das Radicalmittel, dessen sich das Priesterthum aller Religionen zu allen Zeiten bedient hat, um die Völker mit dem Hinweis auf das selige Leben im Jenseits zu um so größerer Gefügigkeit gegen die Stellvertreter Gottes im Diesseits zu bewegen, ist uns nicht unbekannt. Buddhistische Bücher lehren: „Buddha kann alle Wesen retten; nur keinen Menschen, dem der Glaube fehlt.“ Und auf gewissen bedruckten Zettelchen, mit welchen die Gebeine der heiligen drei Könige zu Köln bestrichen wurden, las man: „Diese Zettel heilen von Gichtbeschwerden, fallender Sucht und jähem Tode — durch einen festen Glauben.“ Und nach Aufzählung der Wunderkräfte irgend eines muselmännischen Gebetes heißt es bei den Türken allemal: „aber fester Glaube ist nothwendig.“ Doch schon ein priesterlicher Hymnus des Rigveda lobpreist zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung die Wunderkräfte des Glaubens und schließt mit der Strophe:

„Wir flehn um Glauben Morgens früh,
Wir flehn um Glauben Mittags dann:
Und bei der Sonne Untergang
Erbitten wir uns Glaubenskraft.“

Bei einem raschen Ueberblick über die bis hierher dargestellten Verhältnisse ergeben sich nun zum Schlusse folgende Gesichtspunkte.

Aller Aberglaube hat seinen Ursprung in dem einem jeden Menschen eingepflanzten Triebe, sich auf diese oder jene Weise die wunderbaren Räthsel des Daseins zu erklären. Ein chinesischer Weltweiser sagt zwar: „Ich kann nicht einmal wissen, was hinter der nächsten Mauer vorgeht; wie sollte ich da das unermeßliche Weltall durchschauen?“ Aber es ist nun einmal dem menschlichen Geiste die Sehnsucht eingepflanzt, sich hinauszuschwingen an die äußersten Enden des Weltalls, und das Dasein, wie es ja so wünschenswerth wäre, ausschließlich aus unserer Geisteskraft herauszugestalten. Das ist hohe Poesie. Denn diese Sehnsucht entspringt der erhabenen Weltansicht, aus welcher heraus Schiller seinen Wallenstein sagen läßt: „Es ist der Geist, der seinen Körper baut.“ Aber wenn diese Poesie ein Singvögelein ist, welches uns die entzückendsten Melodien vortrillert, so ist sie auch eine Nachteule, deren unheimliches Geschrei uns mit Entsetzen erfüllt. Die zartesten Regungen eines feingestimmten Gemüths finden im Aberglauben ebensowohl ihren entsprechenden Ausdruck, als die grauenvollen Ausbrüche viehischer Barbarei. Die tiefste Weisheit und der empörendste Unsinn, der überspannteste Hochmuth und die kriechendste Feigheit wohnen in dem altersgrauen Babelthurme des Aberglaubens nachbarlich beisammen. Der Aberglaube ist eine Elster: halb weiß und halb schwarz. Zur Hälfte gehört er der Region des Lichtes und der Freude, zur größern Hälfte aber der Region der Finsterniß und des Grauels. Der Aberglaube ist eben zum größten Theil die Poesie der ungezügelten Phantasie. Er kennt entweder keine Schranken, wie sie die Naturgesetze der Sehkraft unseres Geistes und die Sittengesetze der Freiheit des menschlichen Willens entgegenstellen; oder aber, wenn er sie kennt, so wähnt er sich fähig und berechtigt, diese Schranke zu seinem Vortheil niederzureißen. Er ist eben immer nur der dienstbare Geist des bald plump wie ein Dorfthier einhertrottenden, bald mit raffinirter Fuchslist sich einschmeichelnden Egoismus. Er kennt eben immer nur sein liebes Selbst und die Unersättlichkeit seiner Genußgier. Der Begriff des Mitgefühls, des Familienglücks, des Gemeinwohls, der vaterländischen Interessen, der Würde der Menschheit, die Anerkennung der individuellen Freiheit und des Selbstbestimmungsrechtes der Anderen sind ihm fremd. Er erblickt im Universum nur den Spielball seiner launenhaften Wünsche, deren Befriedigung er auch das Allerheiligste aufopfert. Bedeutsam genug war dem nordischen Germanen die Walküre Heidr, die Personification der Geldgier und der Zauberkunst zugleich. Durch Heidr kam das Böse in die Welt.

Ueber die Ursache der Eiszeit.

K. Nach den zahlreichen Untersuchungen, welche gegenwärtig vorliegen, kann es nicht wohl einem Zweifel mehr unterliegen, daß es in der Vergangenheit unserer Erde eine Epoche gab, welche für gewisse Theile der Erdoberfläche ein weit kälteres Klima brachte als wir gegenwärtig dort beobachten. Diese sogenannte Eiszeit, deren Spuren sich aufwärts bis fast zum Schlusse des Tertiär verfolgen lassen, ist Gegenstand außerordentlich zahlreicher Studien gewesen, einestheils indem man versuchte die Ausdehnung derselben über die heutigen Continente und Inseln festzustellen, dann indem man nach der Ursache forschte, welche diese unzweifelhaft sehr lange dauernde Temperaturdepression hervorrief.

Was zunächst die frühere räumliche Ausdehnung der Vereisung anbelangt, so bringt fast jeder Tag darüber neue Beobachtungen. Erratische Blöcke und Moränen, Streifungen, Gabelungen und Abschleifungen der Felsen sind es bekanntlich, welche die frühere Anwesenheit und Wirkung des Eises verrathen. Was Europa betrifft, so hat sich ergeben, daß in der Glacialzeit die Schweiz ganz vergletschert war, etwa wie es heute mit Grönland der Fall ist, daß von den

Vogesen, den Pyrenäen und den schottischen Gebirgen ungeheure Gletscher tief in die Thäler herabstarrten und daß ungefähr gleichzeitig mächtige Eisberge von den skandinavischen Gebirgen jene erratischen Blöcke in die nordeuropäische Tiefebene trugen, welche heute noch dafelbst ruhen. Nach den Unterfuchungen von Simony und Gümbel war das Etschthal in der Eiszeit mit ungeheuren Gletschern bedeckt. Ein ungeheurer Gletscher füllte bei Meran die ganze Breite dieses weiten Thales aus. Fuchs hat die frühere Ausdehnung dieses Gletschers genau untersucht.

„An der fogenannten „Töll", jener Thalenge, an welcher das mittlere Etschthal beginnt, drängte er sich zwischen der Zielspitze und dem von der südlichen Thalwand vorspringenden „Roßbichl" hindurch und theilweise über denfelben hinweg, wodurch er ihm die noch jetzt schon von Weitem auffallende merkwürdige abgerundete Form aufprägte und zahlreiche treffliche Schliffe zurückließ.

Jenfeits der Töll breitete sich der Gletscher wieder aus, so weit es das Thal gestattete. An beiden Thalabhängen läßt sich an den Felsschliffen und den darin eingegrabenen Furchen die Richtung seiner Bewegung als eine west-östliche bestimmen. Auch mächtige Moränen hat er hier zurückgelassen, welche oberhalb des Schlosses Tyrol hoch an der Muttspitze hinaufreichen, und auf der andern Seite, am Marlingerberge, oberhalb des Schlosses Forst, an geschützter Stelle sich in gleicher Höhe erhalten haben.

Der Küchelberg, der auf einer Strecke von einer halben Stunde Weges allein die Thäler der Etsch und Passer scheidet, setzte dem großen Gletscher in seinem Fortschreiten ein Hinderniß entgegen; allein der Gletscher schob sich über den etwa 800 Fuß hohen Hügel hinweg, rundete, glättete und polirte denfelben auf seiner ganzen Oberfläche in der ausgezeichnetsten Weise und senkte sich jenfeits in das Passerthal hinab, welches er quer durchschnitt. Hinter dem Passeier Thore der Stadt Meran und hinter der Zenoburg zeigen die Ritzen in den Gletscherschliffen, daß der Etschgletscher sich hierher erstreckte und noch in derfelben Richtung sich fortbewegte. Erst als er auf der Ostseite des Passerthales an die colossalen Wände des Iffinger und seiner Vorberge anstieß, war seinem Vordringen in dieser Richtung ein Ziel gesetzt."

Nicht minder war Kärnthen, besonders der mittlere Theil des Landes, nach den Forschungen von Hans Höfer einst vergletschert. Dieser fleißige Beobachter gelangt zu dem Resultate, daß um die Zeit der ersten Glacialbildungen der Schweiz ein einziger Riesengletscher ganz Mittelkärnthen einnahm und eine Mächtigkeit von mindestens 2000 Fuß besaß. Durch Abschmelzen dieses und anderer Gletscher bildete sich das fogenannte Fluthdiluvium, welches die Klagenfurt-Bleiburger Ebene bildet und Bos taurus, Ibex Cebennarum und Rhinoceros thichorhinus führt. Es ist weniger fruchtbar wie das Erraticum, welches sich bis zu Höhen von 4000 Fuß hinanzieht und häufig den Grund so hoher Aecker bildet. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Endmoränen von Raibl, im Möll- und Malnitz-Thale der zweiten Glacialperiode der Schweiz entsprechen. Das Verbreitungsgebiet derselben war weitaus beschränkter als das der ersten Eiszeit. Zur Zeit der ersten Kärnthner Glacialerscheinungen erlaubte übrigens das Klima noch reiches animalisches und vegetabilisches Leben. Prof. Höfer glaubt, daß es zur Erklärung der großartigen Vergletscherung Kärnthens genügt, eine Temperaturabnahme von kaum 3° R. anzunehmen.

Bei der ungeheuern Ausdehnung der mittelenropäischen Gletscher in der Eiszeit kann man ahnen, welch' colossale Eismassen auf den norwegischen Gebirgen lagerten und dort als Gletscher in die Thäler hingen, auch wenn man nicht durch die erratischen Blöcke darauf gewiesen würde. Wenn aber nach dem Vorgange von Pefchel und Anderen A. Helland sogar die Entstehung der norwegischen Fjorde auf die Thätigkeit von Gletschern zurückführt und glaubt, daß dieselben Gletscher gleichzeitig durch Zuführung von Detritmassen die ganze Nordsee in merklichem Maße seichter gemacht hätten, so sind wir hier schon bei jenen überschwenglichen Anschauungen angelangt, welche das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung leicht außer Augen lassen. Heim und Kjerulf haben zudem nachgewiesen, daß es mit der thal- und fjordbildenden Wirkung der vorzeitigen Gletscher gute Wege hat. Auch Pfaff hat gezeigt, zu welchen Absurditäten es führt, wenn man die Gletscher Thäler aushobeln läßt.

Begeben wir uns von Europa nach Nordamerika, so finden wir auch hier Zeichen ehemaliger gewaltiger Gletscher.

Blacke hat in den hohen Regionen der californischen Sierra Nevada, zwischen 36 und 38° nördl. Br., also unter den Parallelkreisen der südlichsten Spitzen Europas, in einer Erstreckung von Hunderten von Meilen, die deutlichsten Spuren von Gletscherwirkungen erkannt. Die Granitmassen, welche dort den Haupttheil des Gesteins bilden, erscheinen wie gehobelt, gefurcht und gestreift, und zwar im Allgemeinen in der Richtung der Thäler hin; auch Moränen fehlen nicht. Den Wirkungen nach zu urtheilen, scheint die Ausdehnung der Gletscher am bedeutendsten auf der westlichen Seite des Gebirges gewesen zu sein. Sollte sich dies bestätigen, so wäre hierdurch der Beweis geliefert, daß damals, wie noch heute, die meteorischen Wasser reichlicher auf der oceanischen wie auf der continentalen Seite waren.

Noch großartigere Gletscherwirkungen will Agaffiz im östlichen Theile Nordamerikas wahrgenommen haben. „Im Jahre 1848," berichtet er, „betrat ich das Festland von Amerika, und bei meiner ersten Promenade, wenige Stunden nachdem der Dampfer, mit dem ich gekommen, in Halifax angelegt hatte, fand ich auf allen Hügeln die mir so bekannten Gletscherspuren. Ich gewann die Ueberzeugung, daß in gewissen Perioden das Klima der ganzen Erde eine bedeutende Veränderung erlitten habe." — „Meine Untersuchungen sind von anderen Geologen fortgesetzt worden und haben diese zu denselben Ergebnissen geführt. Ich bin zu dem Resultate gekommen, daß ganz Nordamerika bis zu 36, vielleicht sogar bis zu 32° nördl. Br., also bis Charlestone in Südcarolina, einst von Eismassen bedeckt war. Zu Columbia in Südcarolina habe ich unzweifelhaft Spuren von Einwirkungen gesehen, eben so an den Ufern des Ohio und in den westlichen Staaten, und der Augenschein zwingt mich zu der Erklärung, daß der nordamerikanische Continent bis zu diesen Breiten einst ein so kaltes Klima besaß, daß hier eben solche Gletscher entstehen konnten, wie man heute in Grönland findet. Hier befinden wir uns indeß vor einer großen Schwierigkeit, welche man als sehr wichtigen Einwurf dieser Verallgemeinerung entgegengesetzt hat. Es giebt nämlich in diesem Theile Amerikas keine Höhen, von welchen die Gletscher herabsteigen konnten, keine Bergketten, auf welchen sich das Eis anhäufen und schließlich bis zu niedrigeren Breiten vorrücken konnte."

„Wie wäre es möglich, daß ein Gletscher sich auf einer ebenen Fläche vorwärts bewegen könnte? Obgleich wir nirgendwo in den Alpen einen Gletscher finden, der sich horizontal fortbewegte, so treffen wir dennoch auf der horizontalen Oberfläche des Staates Neuyork längs der Seen und allenthalben im Westen so übereinstimmende Zeichen, die auf die Bewegung früherer Gletscher deuten, daß felbst der am schwierigsten zu überzeugende Beobachter gestehen muß, es haben sich hier einst Gletscher auf horizontaler Ebene bewegt.

Uebrigens hat ein dänischer Naturforscher ähnliche Gletscher unlängst in Grönland entdeckt. Man wird mir allerdings einwerfen: Welche Kraft bewegte denn den Gletscher vorwärts? Man weiß, daß die Temperatur sich mit der geographischen Breite verändert, daß sie niedriger im Norden und höher im Süden ist; ferner ist bekannt, daß die atmosphärische Feuchtigkeit häufiger im Norden als in südlichen Gegenden in Gestalt von Schnee aus der Luft fällt. Diese Umstände zwingen uns zur Erklärung der Erscheinung. Der aus den Wolken herabgefallene Schnee wird zunächst in Eis umgewandelt und unter der angezeigten Einwirkung beginnt dieses sich zu bewegen, aber nicht gegen Norden hin, was der Bewegungsursache entgegen sein würde, sondern gegen Süden. Man muß die Gletscher als meteorologische Phänomene analog den Meeresströmungen betrachten, welche sich in der Richtung bewegen, nach welcher hin sich die Ausgleichung der Temperatur vollzieht, also von Norden nach Süden. Man kann noch die Frage nach der Mächtigkeit der ehemaligen Gletschermassen aufwerfen. Beobachtungen, welche ich vor wenigen Jahren im Staate Maine angestellt, überzeugten mich, daß in dieser Gegend die früheren Gletscher 2000 Meter Dicke besessen; heute bin ich von dem Vorhandensein von Schneefeldern auf unserm Continente überzeugt, deren Mächtigkeit 4000 bis 4300 Meter erreicht. Die Umbildung solcher Schneemassen in Eis, der von diesem letztern selbst ausgeübte Druck und das ungleiche Eindringen von Wasser in diese Masse genügten, um die von Norden nach Süden fortschreitende Bewegung zu erzeugen. Möge nun diese Erklärung richtig sein oder nicht, jedenfalls steht die Thatsache fest, daß wir auf dem ganzen amerikanischen Continente unzweifelhafte Spuren von Gletscherwirkungen vor uns haben. Wir erblicken polirte Felsmassen von den arktischen Regionen bis zum 32. Breitengrade, wir finden die Abschabungen in der Richtung von Norden nach Süden, und, was noch augenfälliger spricht, wir finden ungeheure Mengen von erratischen Blöcken über die ganze Oberfläche des Continents zerstreut, die wir bezüglich ihres Ursprungs auf Felsmassen zurückführen können, die sich noch hoch im Norden befinden. Alle diese Thatsachen beweisen, daß die Bewegung in der Richtung von Norden nach Süden stattfand, und ferner sind sie bezüglich der Temperaturverhältnisse der Erde hinreichend, um unsern Schluß zu rechtfertigen, daß ungeheure Gletscher sich über ganz Nordamerika bis zu der vorhin angegebenen geographischen Breite ausdehnten."

Die angegebenen Beweise der amerikanischen Eiszeit waren für Agassiz so ausreichend, daß, als er wenige Jahre vor seinem Tode nach Brasilien ging, er auch dort unzweifelhafte Anzeichen früherer Gletscher zu erkennen glaubte. „Auf der Reise von Rio Janeiro," sagte er, „bis in die Nähe von Pernambuco habe ich überall dieselben Thatsachen gefunden, und als ich das Thal des Amazonenstromes besuchte, konnte ich feststellen, daß dasselbe ehemals von einem ungeheuern Gletscher bedeckt war, der, von den Anden herabsteigend, bis zu den Küsten des Atlantischen Oceans reichte. Ich bin überzeugt, daß die Detritusmassen, welche heute das Amazonenthal bilden, durch das Eis zerbröckelt und über das ganze Terrain ausgestreut worden sind, genau so wie der thonige Schutt des Rheinthales ursprünglich aus den Alpen stammt und von den aus den Gletschern kommenden Wassermassen weggeschwemmt wurde. Der Unterschied besteht nur darin, daß das Amazonenthal gänzlich von Gletschern selbst bedeckt war. Die Felsoberflächen zeigen freilich nirgend die bekannten Polirungen, weil die allenthalben den Wirkungen einer tropischen Sonne und der warmen Regengüsse ausgesetzten Felsen längst bis zu großer Tiefe zersetzt sind. Dennoch zeigen sie im Allgemeinen den Charakter, welchen wir überall finden, wo die abrundende Wirkung der Gletscher aufgetreten ist. Auch Moränen sind vorhanden. Wie bemerkt hatte ich aus der allgemeinen Natur des Amazonenthales, selbst bei dem Fehlen jedes directen Beweises, auf die ehemalige Vergletscherung geschlossen. In einem Vortrage, den ich zu Para hielt, wies ich darauf hin, daß man bei Sierra Spuren einer Endmoräne finden müsse, ohne daß ich bis dahin diese Localität besucht hatte. Als ich mehrere Wochen später Sierra besuchte, fand ich hier in der That Reste, welche vollständig denjenigen gleichen, die man in der unmittelbaren Nachbarschaft der Alpen antrifft."

Das Endergebniß der Untersuchungen von Agassiz ist, daß in Brasilien, in Regionen, wo heute die tropische Sonne ihre glühendsten Strahlen herniedersendet, einst ein Eisfeld sich ausdehnte, das vom Thale des Amazonenstromes bis zum Atlantischen Ocean reichte „und vielleicht das Meer in solcher Ausdehnung bedeckte, daß man in ähnlichem Sinne wie heute bei den Polarregionen sich fragen darf, ob damals tropfbar flüssiges Wasser unter dem Aequator vorhanden war."

Das sind in der That merkwürdige Ergebnisse; aber die Frage ist, ob die Wahrnehmungen von Agassiz auch richtig gedeutet wurden. Gerade bei Gletscherspuren ist Vorsicht und kaltes Blut sehr am Platze. Haben wir doch gesehen, daß Hooker in Marokko ganz unzweifelhafte Anzeichen einer ehemaligen sehr intensiven Eiszeit gefunden hat, während K. von Fritsch und Rein einfache Rutschflächen und Schuttkegel von Bergstürzen fanden, wo Hooker Gletscherschliffe und Moränen sah. Nun, die Wahrnehmungen von Agassiz haben von anderer Seite auch abweichende Deutungen erfahren. Die Beobachter von Santiago finden rein eruptive Bildungen, wo Agassiz scharf markirte Moränen sah, und was das Amazonenthal anbelangt, so hat im Jahre 1872 Hart im American Journal of Science and Arts Untersuchungen veröffentlicht, wonach die ehemalige Vereisung desselben sehr problematisch erscheint. Hiernach kann man sich wohl berechtigt halten, die Spuren der ehemaligen Eiszeit in verschiedenen anderen tropischen Gegenden einer wohlverdienten Vergessenheit anheimzugeben. Bis jetzt wissen wir nur mit Sicherheit, daß in gewissen gemäßigten Breiten eine oder sogar mehrere Perioden größerer Kälte vorgekommen sind, und es entsteht die Frage, auf welche Ursachen diese merkwürdige anomale Erscheinung zurückzuführen sein dürfte. An Hypothesen in dieser Beziehung hat es nicht gefehlt. Hier können nur die hauptsächlichsten kurz berührt werden.

Zunächst glaubte man, und diese Annahme war unzweifelhaft am naheliegendsten, in der Glacialzeit habe die Sonne weniger Wärme ausgestrahlt. Wenn man annimmt, daß die Wärmestrahlung der Sonne zu verschiedenen Zeiten eine sehr ungleiche, bald beträchtlich größere bald geringere als die heutige ist, so wäre dieselbe Hypothese scheinbar auch für die Erklärung der ehemaligen größern Wärme der polaren Gegenden zu verwerthen. Nach allem was wir heute über die Entstehungsgeschichte von Sonne und Erde wissen, sind wir zu der Annahme gezwungen, daß das leuchtende Tagesgestirn in der Vorzeit mehr Wärme oder doch mindestens ebensoviel Wärme wie heute ausgestrahlt habe. Für eine Eiszeit fände sich also hier keine Ursache. Beiläufig bemerkt, freilich auch nicht zur Erklärung des tropischen Klimas der arktischen Gegenden in der Tertiärzeit. Denn wenn wir für damals auch eine genügende Sonnenwärme annehmen, um während die Sonne über dem Horizonte ist die Fortentwickelung von Magnolien, Platanen und Sequoien auf Grönland oder Spitzbergen zu gestatten, so müßte doch die Abkühlung während der arktischen Nacht bedeutend genug werden, um die Temperatur tief unter den Eispunkt herabzubringen. Unter 70° nördl. oder südl. Breite geht die

Sonne zwei Monate lang, unter 75° mehr als drei Monate hindurch, unter 80° über vier Monate lang nicht auf. Die Luft und der Erdboden in jenen Breiten strahlen während dessen ununterbrochen gegen den kalten Weltraum Wärme aus, ohne Ersatz dafür zu erhalten. Das Resultat ist, wie bekannt, eine sehr niedrige Temperatur der betreffenden Regionen. Gerade dieser Umstand, weit weniger der Mangel einer intensiven Wärme in der kurzen Sommerzeit, ist es, wodurch das Gedeihen des Baumwuchses in den arktischen Gegenden unmöglich gemacht wird. Middendorf fand im Taimirlande Anfangs August die Lufttemperatur + 16° C., tiefer am Boden sogar + 24° C. Das entspricht ungefähr dem Maximum der Luftwärme, welche man im Sommer im mittlern Deutschland beobachtet. Nichtsdestoweniger gehören die Regionen des Taimirlandes zu den verödetsten und schrecklichsten auf dem ganzen Erdballe. Wenn der kurze Sommer sich dort einstellt, so schießen wunderbar schnell an den sonnigen Abhängen einzelne Moose und Blümchen auf, gleich als eilten sie zum Blühen zu gelangen, ehe der lange Winter wieder anbricht. Denkt man sich in jenen Gegenden die Sonnenwärme während des Sommers auf das Doppelte gesteigert (wodurch freilich gleichzeitig weite Strecken der heißen Zone, die heute ein üppiges animalisches und vegetabilisches Leben zeigen, in traurige, verbrannte Wüste verwandelt würden), so würde die Summe der empfangenen Wärme doch nicht genügen, um während der langen Winterzeit die Lufttemperatur auf derjenigen Höhe zu erhalten, welche nothwendig ist um den Baumwuchs vor dem Erfrieren zu bewahren. Wollte man aber auch die innere Erdwärme zu Hülfe rufen und annehmen, diese wäre in der damaligen Zeit nahe der Erdoberfläche weit bedeutender gewesen, als heute, so würde auch diese nicht aushelfen können. Denn wenn die Erdwärme während der langen Polarnacht in Höhen von 20 bis 40 Fuß über dem Erdboden bedeutend genug sein soll, um Pflanzen vor dem völligen Erfrieren zu schützen, so müßte sie dicht unter dem Boden gewiß so bedeutend sein, daß die Ernährungsbedingungen des vegetabilischen Lebens gestört würden. Bei dieser Gelegenheit soll nebenbei darauf aufmerksam gemacht werden, daß die heute bei den Geologen so beliebte Annahme des vorwiegenden Einflusses der Bodenwärme auf die Oberfläche der Erde und das Klima in früheren geologischen Perioden vollständig haltlos ist. In dieser Beziehung lassen die mathematischen Unterfuchungen Thomson's, welche sich auf die bewundernswürdigen Arbeiten Fourier's gründen, keinem Zweifel Raum. Die Abhandlung Thomson's über die säculare Abkühlung der Erde erschien 1862 in den „Transactions der königlichen Gesellschaft zu Edinburgh", in deutscher Uebertragung findet sie sich in der Uebersetzung von Thomson und Tait's Handbuch der theoretischen Physik *).

Wer diese Arbeit gehörig würdigt, muß dem Verfasser vollkommen beistimmen, wenn er der innern Erdwärme selbst in den frühesten Perioden jeden Einfluß auf das Klima abspricht. Höchstens nur während der ersten 10,000 Jahre nach dem Beginne der Erstarrung kann die Oberfläche nach Thomson durch die aus dem Innern zugeleitete Wärme merklich beeinflußt gewesen sein. In den ersten drei oder vier Millionen Jahren würde sich in den obersten Schichten des Bodens allerdings eine etwas höhere Temperatur fühlbar gemacht haben, aber am Ende dieses Zeitraums betrug die Zunahme in dem von Thomson betrachteten Falle höchstens nur 0,1° per Fuß und müßte dann im Verlauf von weiteren 96 Millionen Jahren auf 0,02° per Fuß abnehmen.

*) Braunschweig 1874. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. I. Band, 2. Theil, S. 434 ff.

Um den Schwierigkeiten, welche in der Annahme einer früher beträchtlich geringern Sonnenwärme liegen, zu entgehen, hat Prof. Mohr angenommen, daß in der Epoche der Eiszeit die Erde sich viel weiter von der Sonne entfernt befunden habe, als gegenwärtig. In der Entfernung des Planeten Mars würde die Erde noch nicht die Hälfte der gegenwärtigen Sonnenwärme erhalten und wie dieser Planet sicherlich Eiszonen erhalten, welche sich bis zu 55° Breite erstreckten. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Erde zur Glacialzeit eine wesentlich größere Entfernung als gegenwärtig besaß. Uebrigens müßte nach der Mohr'schen Hypothese die Vereisung der Erde vor der tertiären Epoche noch größer gewesen sein, wovon nichts bekannt ist.

Der Franzose Adhémar hat bekanntlich zur Erklärung der Eiszeit auf die 21,000jährige Umschwungsdauer der Apsidenlinie hingewiesen und in den dadurch erzeugten Verhältnissen eine Ursache der Glacialerscheinungen erblicken wollen, doch hat seine Hypothese vor einer strengen Kritik keinen Bestand. Plausibler ist die bekannte Theorie von Schmick, und was von Peschel und Anderen dagegen vorgebracht worden, ist unerheblich. Aber die unzweifelhaft stattfindende Wasserversetzung ruft aller Wahrscheinlichkeit nach keinen stabilen Gleichgewichtszustand hervor und summirt sich deshalb nicht im Laufe der Zeit. James Croll meinte die Kälteperioden durch Veränderungen der Erdexcentricität in langen Zeiträumen erklären zu können. Er kommt dabei auf Zeiträume von vielen hunderttausend Jahren und verlegt die letzte Eiszeit in die Jahre 240,000 bis 80,000 v. Chr. Wenn man die Funde von Kunstproducten aus der Eiszeit betrachtet, so kann man dieser Berechnung in keinem Fall beistimmen.

Lyell scheint der Erste gewesen zu sein, der die Ursachen der Gletscherperioden in rein tellurischen Zuständen, in der Vertheilung des Starren und Flüssigen auf der Erdoberfläche suchte. Man glaubte anfangs, daß die von dem berühmten englischen Geologen angegebenen Ursachen zu localer Natur seien, um als Grund so allgemeiner und bedeutender Temperaturveränderungen angesehen werden zu können. Nach und nach haben sich jedoch die Meinungen der Lyell'schen Hypothese günstiger gestaltet, besonders seit Escher von der Linth im Jahre 1852 zuerst die Ansicht aussprach, daß eine allgemeine Ueberschwemmung der Sahara in der posttertiären Periode die colossalen Dimensionen, welche die Alpengletscher damals besessen, leicht erkläre. Ein Südwind, welcher unter den damaligen Verhältnissen von der Sahara her, mit Feuchtigkeit beladen, die Alpen erreichte, mußte hier in der Höhe ungeheure Schneemassen entladen, so daß dieser Wind, während er heute die Schneemassen vermindert, sie damals fortwährend vermehrte. Neuerdings ist indeß die Escher'sche Theorie von Dove insofern als unhaltbar nachgewiesen worden, als ein der Sahara entstammender Südwind nicht sowohl die Schweiz als vielmehr Vorderasien treffen wird. Dort, in den Armenischen Hochgebirgen, hat man demnach die Wirkungen einer vormaligen Ueberschwemmung der Sahara zu suchen.

Im Allgemeinen werden bedeutende klimatische Aenderungen größerer Theile der Erdoberfläche nur durch beträchtliche Umwandlungen in der Vertheilung des Starren und Flüssigen möglich sein. In einzelnen Fällen aber können verhältnißmäßig geringe Modificationen in der gegenwärtigen Configuration der Küsten sehr bedeutende klimatische Revolutionen hervorrufen. So würde z. B. eine Ablenkung des Golfstromes von den europäischen Küsten die größten Veränderungen im Klima West- und Nordwesteuropas bedingen. Die Temperaturgegensätze, welche diese ungeheure Warmwasserleitung zwischen der europäischen und nordamerika-

nischen Küste bedingt, sprechen sich am deutlichsten in der folgenden Zusammenstellung der mittleren Monatstemperaturen zweier Stationen, in Labrador und Norwegen, aus.

	Nain (Labrador) 57° 10′ n. B.	Bergen (Norwegen) 60° 24′ n. B.
Januar	— 13,8° R.	+ 1,3° R.
Februar	— 12,7	+ 2,1
März	— 10,9	+ 2,5
April	— 0,9	+ 5,5
Mai	+ 1,9	+ 8,6
Juni	+ 4,7	+ 10,9
Juli	+ 8,1	+ 12,6
August	+ 8,4	+ 11,9
September	+ 5,8	+ 9,9
October	+ 0,9	+ 7,1
November	— 2,4	+ 3,9
December	— 11,3	+ 2,6
Größter Unterschied	22,2	11,3

Um aus diesen Temperaturangaben den wirklichen Einfluß des warmen Golfstromwassers im Gegensatze zu den polaren Eisströmungen, welche längs der Labradorküste nach Süden ziehen, herauslesen zu können, muß man die den betreffenden Parallelkreisen von 57 und $60^1/_3{}^0$ Breite entsprechenden Normaltemperaturen in Betracht ziehen. Bekanntlich hat Dove solche Normaltemperaturen für die einzelnen Parallelkreise empirisch abgeleitet; aber statt der von ihm gefundenen Werthe kann man besser die Temperaturen benutzen, welche Mach mathematisch für die verschiedenen Parallelkreise abgeleitet hat, unter der Voraussetzung, daß die Temperatur zur Zeit der Aequinoctien unter dem Aequator nach Humboldt 22° R. beträgt. Die vorstehende zweite Tabelle enthält die Unterschiede zwischen Rechnung und Wirklichkeit.

	Nain in Labrador.	Bergen in Norwegen.
Januar	— 5,1° R.	+ 12,3° R.
Februar	— 8,6	+ 7,9
März	— 6,9	— 0,2
April	— 19,0	— 7,4
Mai	— 19,8	— 12,6
Juni	— 21,0	— 15,6
Juli	— 16,3	— 10,6
August	— 8,6	— 4,2
September	— 2,3	+ 3,3
October	+ 2,0	+ 9,9
November	+ 5,2	+ 13,2
December	— 0,7	+ 14,7

Man ersieht aus dieser Tafel, wie ungemein ungünstig Nain gegen Bergen gestellt ist, indem ununterbrochen die wahre Temperatur unter der normalen bleibt. Die höhere Wärme, welche die Tafel für October und November ergiebt, ist größtentheils nur scheinbar, indem bei der Berechnung das Maximum der Wärme für den Monat Juni angenommen wurde, während es wegen der geringern Ausstrahlung fast zwei Monate später fällt, genau so wie auch die größte Tageswärme nicht auf 12 Uhr Mittags, sondern etwa zwei Stunden später eintritt. Wie man ferner sieht, macht sich der Einfluß des Golfstromes für Bergen in den Wintermonaten durch eine starke Erhöhung der Lufttemperatur geltend, während in Folge der geographischen Lage die Sommerwärme ebenso beträchtlich heruntergedrückt wird, trotzdem sie indeß noch immer im Monatsmittel des Juli auf 12,6° R. steigt. Umgekehrt ist es mit Nain, hier werden in Folge der nordpolaren Strömung sämmtliche Mitteltemperaturen herabgedrückt, im August bis zu + 8,4° R., im Januar bis zu — 13,8° R. Der Erfolg hiervon liegt auf der Hand. Die Sonne an und für sich würde, selbst wenn sie bedeutend mehr Wärme ausstrahlte, als dies gegenwärtig der Fall ist, nicht leicht für die Herbst- und Wintermonate ein Klima unter 60° nördl. Br. hervorrufen können, wie es Bergen besitzt, dessen Lage in dieser Hinsicht etwa dem Parallelkreise der Alpen entspricht. Solche Mitteltemperaturen sind in jener Gegend nur möglich, wenn auch während der langen Polarnächte, wo die bei Tage empfangene Wärme rasch in den kalten Weltraum ausstrahlt, ununterbrochen neue Wärme zugeführt wird. In dieser Nothwendigkeit liegt die directe Verurtheilung aller kosmischen Hypothesen zur Erklärung der ehemaligen größern Wärme in den arktischen Gegenden. Umgekehrt würde aber auch eine um die Hälfte geringere Sonnenwärme nicht im Stande sein, die Mitteltemperaturen für Labrador so herabzudrücken, wie sie in vorstehender Tafel herabgedrückt erscheinen. Dies beweist, daß die Sonne auch direct mit der Erzeugung eiszeitlicher Zustände (deren sich Labrador heute noch erfreut) nichts zu thun hat, daß vielmehr die Vertheilung des Starren und Flüssigen und die dadurch bedingte Richtung der kalten Meeresströmungen in erster Linie als wirksam gedacht werden muß. Hierin haben wir die Hauptursache der mitteleuropäischen Eiszeit zu sehen und was in der Vergangenheit geschehen ist, kann sich in entfernter Zukunft wiederholen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Schiffbarmachung des alten Oxuslaufes und des Jani-Darja durch die Russen.

Der unermüdliche Forscher Sewerzow hat soeben in den Annalen der russischen geographischen Gesellschaft die höchst wichtigen Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen in den Steppen am Aralsee veröffentlicht. Eine Expedition wurde im verflossenen Jahre besonders zu dem Zwecke entsandt, um auszukundschaften, ob das vielbesprochene alte Bett des Oxus (Amu Darja) sich wieder mit Wasser füllen lassen könne, so daß der Amu oder wenigstens ein Theil desselben in das Kaspische Meer geleitet werden könnte. Es war zunächst die Höhe der heutigen Mündung in den Aralsee und der alten in das Kaspische Meer zu bestimmen. Frühere, flüchtig ausgeführte Messungen hatten nur einen Unterschied von 170 Fuß zwischen beiden constatirt. Dieser

Unterschied erschien aber zu gering, um den ganzen majestätischen Strom auf eine Strecke von über 100 deutschen Meilen abzuleiten. Als man aber durch neue sorgfältige Bestimmungen fand, daß die thatsächliche Höhendifferenz zwischen den beiden Mündungen 243 Fuß betrug und daß, vom orographischen Gesichtspunkte aus, keinerlei Schwierigkeiten vorlagen, um den Bau eines Canals im alten Oxusbette zu hindern, da faßte man frischen Muth. Die Wichtigkeit dieser Thatsache wurde noch dadurch erhöht, daß man erfuhr, daß noch bis zum Jahre 1858 der alte Lauf des Amu fließendes Wasser von Chiwa bis zum See von Sari-Kamisch an der westlichen Grenze des colonisirten Theiles des Chanates besaß. Da jedoch von der Expedition im Jahre 1874 der Theil des alten Oxusbettes, welcher zwischen dem Sari-Kamisch und Igdi gelegen ist, nicht erforscht werden konnte, so war man immer noch im Unklaren darüber, ob das alte Bett noch tief genug war, um das große Werk der Bewässerung mit Erfolg zu unternehmen.

Es wurde daher, um sich Sicherheit hierüber zu verschaffen, im laufenden Sommer eine Expedition ausgesandt, welche am 20. Juni Igdi erreichte. Dieser Brunnen liegt genau östlich von Krasnowodsk (40° nördl. Br. und 70° östl. L. v. Ferro). Weiter drang die Expedition über Balla Ischem nach Dekschi vor (also nordöstlich am Laufe des alten Oxus hin). Die hier eingezogenen Erkundigungen lauten günstig für das Project, den alten Oxuslauf wieder mit Wasser zu füllen.

Eine zweite wichtige russische Parallelforschung betrifft den Unterlauf des Syr-Darja, des alten Jaxartes. Auch dieser gabelt sich, wie der Amu, weit oberhalb seiner Mündung in den Aralsee und entsendet einen südlichen, jetzt trocken liegenden Arm, den Jani Darja, von Perowsk aus, der weit näher der Oxus- (Amu-) Mündung sich in den Aralsee ergoß, als der heutige Lauf des Jaxartes (Syr). Könnte nun der Jani Darja wieder schiffbar gemacht werden, so würden die Mündungen beider Ströme, des Amu und Syr, nahe bei einander liegen und beide mächtige schiffbare Pulsadern Turkestans ließen sich mit einander verknüpfen. Nach Sewerzow bietet dieses ganze Unternehmen aber keine allzugroße Schwierigkeit. Das ganze alte Jani-Darja-Bett ist noch so tief, daß nur ein kurzer Canal von dem noch laufenden Theil des Flusses gegraben zu werden braucht, um das alte Bett wieder mit Wasser zu füllen und schiffbar zu machen. Seen und Brunnen sind im alten Jani-Darja-Bette in Menge vorhanden und würden die Aufgabe erleichtern. Haben doch selbst vor etwa 20 Jahren die in dieser Gegend nomadisirenden Karakalpaks einen Theil des alten Flußlaufes mit Wasser gefüllt, indem sie, ohne jede Beihülfe von Ingenieuren, einen See hineinleiteten und die Umgegend zu Culturland gestalteten.

Der neue Canal soll nach Sewerzow den Syr bei den Manli-Tugan-Bergen, nahe bei Perowsk, verlassen und nach wenigen Stunden schon auf das alte Jani-Darja-Bett treffen; im letztern selbst sind einige aus früherer Zeit herrührende Dämme zu entfernen. Da wo das alte Bett des Syr sich dem Aralsee nähert, soll es mit dem Delta des Amu in Verbindung gebracht werden. Der Syr wird dann ein Nebenfluß des letztern, der Jaxartes mündet in den Oxus und aus zwei Flußgebieten wird eines. Oberst Iwanow, der Commandeur der Russen in Chiwa, beschäftigt sich stark mit der Ausführung beider Pläne, die nach ihrer Vollendung eine ununterbrochene Dampfschifffahrt zwischen dem Innern des europäischen Rußland und dem Herzen Asiens gestatten werden.

Capitän Richard Burton in Island.

Richard Burton, der Afrika und Brasilien, Paraguay und Syrien bereist hat, wandte jetzt seinen Schritt nach Island; von acht Sachverständigen begleitet machte er sich die Erforschung der seit Beginn unseres Jahrhunderts brach liegenden Schwefelminen in Nordisland zur Aufgabe und Mitte August war er bereits, nachdem sein Vorhaben mit Erfolg gekrönt war, nach Edinburg zurückgekehrt.

Am 5. Juli segelte er im Dampfer Fifeshire mit seinen Begleitern ab. Am letzten Tage ihrer Reise fanden sie die See weit und breit mit Bimsstein bedeckt, welcher von den verheerenden vulcanischen Ausbrüchen auf Island herrührte. Bei Husavik (Nordküste unter 66° nördl. Br.) war das ganze Ufer buchstäblich mit faustgroßen Bimssteinstücken bedeckt, die sämmtlich der letzten Eruption ihr Dasein verdankten. Husavik liegt noch 42 engl. Meilen von den Schwefelminen entfernt; es besteht aus wenigen kleinen Hütten, die von Fischern bewohnt sind, welche ganz von dem Agenten oder Factor des Platzes abhängig sind, der ihnen alles Nöthige im Tauschhandel überläßt. Burton fand den Hafen ausgezeichnet, er machte Lothungen und entwarf eine Karte desselben. Wichtig für den Zweck der Expedition war, daß es an Arbeitskräften — ausgenommen zur Zeit der Heuernte — bei Husavik nicht mangelte; eine Schwierigkeit, die Schwefelminen neu zu eröffnen, existirt nicht.

Da in Husavik die zum Reisen nöthigen Ponies nicht aufzutreiben waren, so zog Burton im „Fifeshire" nach dem etwas westlicher gelegenen Hafen Akreyri. In dieser „nordischen Hauptstadt" fand Burton beim Gouverneur gute Aufnahme und Förderung seiner Zwecke und machte einen Ausflug nach dem Myvatn-See, wo das neue Hauptquartier der Schwefelminen-Gesellschaft errichtet werden soll. Nachdem die nöthigen Aufnahmen der Schwefelminen gemacht waren, besuchte Burton den südlichen Focus des letzten großen Ausbruchs; das Feuer in der aufgerissenen Erdspalte war indessen schon erloschen.

Am 23. Juni fand bei Husavik ein heftiger Schneesturm statt, der zehn Tage anhielt. Kurz darauf traf dort ein Engländer Namens Watt ein, welcher über das weite wüste Gletscherplatean des Vatna-Yökull und dann quer durch die Insel bis Husavik geritten war.

Auf der neuerdings von Malte-Brun im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft herausgegebenen Karte, welche den Stand der Forschung über unsere ganze Erde zeigt, ist ein Theil des nördlichen Innern von Island als noch unerforscht bezeichnet. Die neue Expedition Burton's wird Manches zur Aufklärung beitragen.

Der erste Manati in Europa.

Dem berühmten Londoner zoologischen Garten ist es vorbehalten geblieben, den ersten Manati zu beherbergen und zwar einen Manatus americanus, welcher Anfangs August mit dem Schiffe „Blenheim" von Demerara (Britisch Guyana) anlangte. F. Buckland, der bekannte Zoolog, schreibt über dieses Thier: „Ich erinnere mich nicht jemals ein interessanteres Geschöpf gesehen zu haben und es ist anfangs schwer zu bestimmen, zu welcher Classe es eigentlich gehört. Es ist ein Wasserthier und sieht man den Kopf aus dem Wasser ragen, so erinnert dieser an ein zwischen Schwein und Maulwurf stehendes Thier. Der Körper endigt in einen langen Schwanz von der Form eines Damenfächers; mit ihm schwimmt es durch Auf- und Abwärtsbewegung wie ein Delphin, nicht durch seitliche Bewegungen wie ein Fisch. Der Manati gehört zur Classe der Sirenia, aber man kann auf den ersten Blick nicht sagen ob er ein Dickhäuter oder ein Fischsänger (Cetacee) ist; ich glaube er hat von beiden etwas. Man nehme ein Schwein, strecke ihm die Hinterfüße aus und breite sie zu einem flachen Schwanze wie ein Biberschwanz aus, verwandle die Vorderfüße in Ruderfüße, wie bei den Schildkröten, schneide ihm die Ohren ab, stelle röhrenförmige Nasenlöcher wie bei den Seehunden her, verkleinere die Augen auf ein Viertel — und der Manati ist fertig. In Demerara wird er Seeschwein genannt. Seine Augenlider sind höchst

eigenthümlich; sie bestehen aus Ringen, wie die bekannten Kautschukringe, eine Eigenthümlichkeit, welche der Manati mit dem haarigen Rhinoceros theilt. Die Augen selbst sind sehr klein und von düster-blauer Farbe.

Der Manati befindet sich sehr wohl in London, verzehrt Salat und andere saftige Vegetabilien und ist so zahm, daß er seinem Wärter aus der Hand frißt wie ein Schaf. Das Exemplar ist etwa halb ausgewachsen; alte Thiere erreichen in Amerika eine Länge von 14 bis 16 Fuß und ein Gewicht von 1500 Pfund. Der Londoner ist 7 Fuß 2 Zoll lang und wiegt 4 Centner. Die südamerikanischen Indianer jagen den Manati mit Harpunen und verzehren sehr gern sein Fleisch, das gebraten wie Schweinefleisch schmeckt. Sein Geschrei gleicht dem Brüllen des Ochsen. Die Eingeborenen schauen den Manati wie ein übernatürliches Thier an, weil er seine Jungen säugt wie eine Mutter ihr Kind. Interessant ist es zu beobachten mit welcher außerordentlichen Ruhe dieses Thier man kann nicht sagen schwimmt, sondern durch das Wasser gleitet. Seine Haut ist mit zweierlei Art Haar bedeckt, mit borstigem und flaumigem. Die Oberlippe ist dick und gespalten und innen mit Borsten besetzt, welche als Aequivalente des Fischbeins dienen, das im Rachen des Walfischs steht. Noch häufig im Orinocco und Amazonas sind sie in Cayenne fast ausgestorben, während früher ihr Fleisch dort mit 3 Groschen das Pfund verkauft wurde." Verwandte Arten leben in Afrika und den indischen und australischen Meeren.

Die Bankulnuß.

Der Chemiker B. Corenwinder hat eine Broschüre über die Bankulnuß publicirt, in welcher er die Meinung ausspricht, daß das aus derselben zu gewinnende Oel für die Industrie, die Preßrückstände aber als Dünger für die Landwirthschaft mit Vortheil verwendet werden können. Der Bankulbaum (Aleurites triloba) kommt auf den Molukken, Ceylon und den angrenzenden Inseln in drei verschiedenen Species vor, findet sich aber außerdem noch häufig in Cochinchina, Neucaledonien, Taiti und deren Umgegend. Zur Zeit der Reife fallen die Nüsse von selbst zu Boden. Sie haben einen innern Kern mit einer äußern sehr harten Holzschale. Der Kern enthält 60 bis 62 Procent Oel und etwa 23 Procent stickstoffhaltige Substanz. — Auch die Rückstände hat man analysirt. Sie waren nicht ganz frei von Holzschale, ergaben sich aber reich an stickstoffhaltigen und phosphorischen Substanzen. Ganz frei von der Holzschale berechnet sich der Stickstoffgehalt auf 9, der Phosphorgehalt auf 4 Procent; die Masse ist daher ein werthvoller Dünger.

Das Bankulöl wirkt als Purgativ. Als Brennöl wird es vielfach verwendet und dem Rübsamenöl vorgezogen; auch als Schmieröl ist es wegen seiner trockenen Beschaffenheit verwendbar, da es sich längere Zeit flüssig erhält.

Corenwinder glaubt nicht, daß die Nüsse in ihrer natürlichen Beschaffenheit zur Einfuhr nach Europa geeignet seien, da nur ein Drittel den eigentlichen Kern, die übrigen zwei Drittel aber die Schale bilden. Diese mußte daher zuvor entfernt werden. Wegen der Härte derselben ist die Operation mit Schwierigkeit verknüpft; Corenwinder ist indeß der Ansicht, daß es der Mechanik leicht sein werde, eine einfache aus wenigen Messern bestehende Maschine zu construiren, um die Schale zu zerbrechen und den Kern freizulegen. Gelänge dies, woran nicht zu zweifeln, so würde der Kern ein werthvoller Handelsartikel für Europa werden können.

* * *

— Die Goldfelder im südöstlichen Wynaad (Indien) werden von W. King im letzten Berichte über die geologische Landesaufnahme Indiens sehr günstig beurtheilt, wenn auch kein Californien oder Australien für vermögenslose Abenteurer sich dort eröffnet. Schon seit den ältesten Zeiten wird dort von den Eingeborenen die Goldwäscherei betrieben, indessen ist die Ausbeute auf diesem Wege nur gering, denn vier Annas — 50 Pfennige — gelten schon als ein guter Tagesgewinn, und die Eingeborenen gehen daher lieber in die besser lohnenden Kaffeeplantagen auf Arbeit, wo sie fünf Annas täglich erhalten. Große Goldklumpen sind noch nie gefunden worden. Dagegen sind die Quarzriffe reich an Gold, und wenn sie mit Maschinen gehörig ausgebeutet werden, so wird Wynaad immer unter die ergiebigen Golddistricte gerechnet werden müssen. Durchschnittsversuche haben 7 Quentchen Gold auf die Tonne (20 Centner) Quarz ergeben.

Dr. Oscar Peschel †.

Deutschland hat einen seiner namhaftesten Geographen und die Leipziger Hochschule eine ihrer besten Kräfte verloren. Aus Leipzig trifft nämlich die Trauerbotschaft ein, daß daselbst Dr. Oscar Peschel, königl. sächs. Geheimer Hofrath und ordentlicher Professor an der Universität, nach längerm Leiden am 31. August verschieden ist.

Oscar Ferdinand Peschel war am 17. März 1826 zu Dresden geboren und hat also nicht das fünfzigste Lebensjahr erreicht. So kurz aber seine irdische Laufbahn bemessen war, so reich war der Inhalt seines dem Dienste der Wissenschaft gewidmeten Lebens und so nachhaltig werden die Spuren bleiben, die sein hochbegabter Geist auf seinem speciellen Forschungsgebiete, der Länder- und Völkerkunde, zurückgelassen. Ursprünglich Jurist ward Peschel im Jahre 1848 nach Absolvirung seines Examens in die Redaction der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" berufen, welcher er sechs Jahre hindurch angehörte. Darauf übernahm er nach Dr. Wiedemann's Tod die Redaction des „Ausland", welche Zeitschrift er fast zwei Jahrzehnte leitete. In dieser Zeit erschienen seine bedeutendsten historisch-geographischen Werke, unter anderen die „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen", „Geschichte der Erdkunde bis auf A. von Humboldt und K. Ritter" und „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde". Sein neuestes während seines Wirkens in Leipzig erschienenes Werk ist die „Völkerkunde", welche sich einer besonders lebhaften Theilnahme zu erfreuen hatte. Seinen Schriften verdankte er rasch auf einander folgende Berufungen nach München, Graz und Leipzig. Er entschied sich für letztere Hochschule, an welcher er beinahe bis zum letzten Augenblicke seines Lebens mit vollkommener Frische des Geistes seines Lehrantes waltete. Auch seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften sichern ihm bei seinen zahlreichen Freunden und Verehrern ein unvergängliches Andenken.

Inhalt: Zur Schilderung des Waldes in der europäischen Türkei. Von F. Kanitz. (Mit drei Abbildungen.) — Lebensbild des englischen Forschers Charles Tyrwhitt Drake. — Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens. Von Dr. Hermann Brunnhofer in Aarau. IV. — Ueber die Ursache der Eiszeit. — Aus allen Erdtheilen: Die Schiffbarmachung des alten Oxuslaufes und des Jani-Darja durch die Russen. — Capitän Richard Burton in Island. — Der erste Manati in Europa. — Die Bankulnuß. — Dr. Oscar Peschel †. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 2. September 1875.)

Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 12.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern begründet von

Karl Andree.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Wir machen unseren Lesern die Mittheilung, dass die Redaction des „Globus“ von Nro. 13 an von

Herrn Dr. Richard Kiepert
Berlin, S. W. Lindenstrasse 13, III Tr.

übernommen wird.

Friedrich Vieweg und Sohn.

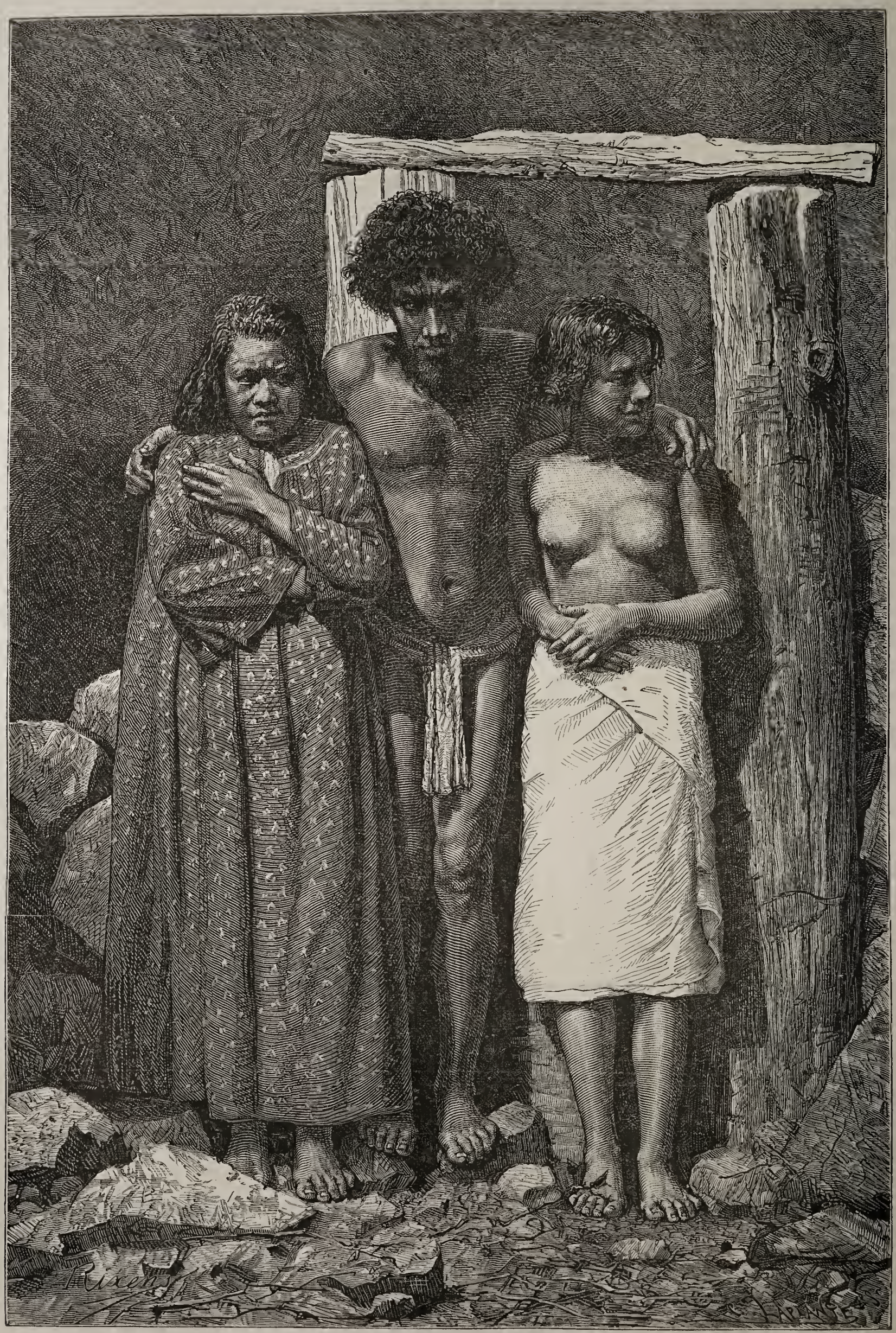
Der Markesas-Archipel.

I.

Der Markesas-Archipel erstreckt sich von 7° 50′ bis zu 10° 31′ südl. Br. und von 138° 39′ bis zu 140° 46′ westl. L. Bei einer längern Fahrt im Polynesischen Archipel in den Jahren 1872 bis 1874 stattete der französische Dampfer Vaudreuil auch den Markesas-Inseln einen Besuch ab. Am 1. Mai 1872 bei Sonnenuntergang versuchte man, Land zu erblicken, aber die Nacht, welche in jenen Breitegraden plötzlich hereinbricht, vereitelte jede Anstrengung. Nach Verlauf einiger Stunden wurde backbordwärts ein Feuer signalisirt, welches nicht, wie man anfänglich glaubte, einem brennenden Schiffe seine Entstehung verdankte, sondern im Osten der Insel Hiva-Oa mächtig aufloderte und wahrscheinlich durch die Unvorsichtigkeit eines Kanaken verursacht worden war. Der „Vaudreuil“ richtete seinen Cours nach diesem eigenthümlichen Leuchtthurme und bei Tagesanbruch kam die Südküste der Insel Ua-Uka in Sicht. Die hohen Berge der Nachbarinsel Nuku-Hiva oder auch Nouka-Hwa (auch die Marchand-Insel genannt), die Hauptinsel des Markesas-Archipels, zeichneten sich am Horizonte ab, besonders das pittoreske Cap Martin (Tikapo, wie es die Eingeborenen nennen), welches die Südostspitze von Nuku-Hiva bildet, während die Südküste durch bizarr geformte Felsen eingefaßt ist, die sich hier und da am Strande erheben und von denen einer genau eine Colossalstatue der das Jesuskind haltenden Jungfrau bildet. Die „Schildwachen“, zwei isolirte mächtige Felsen, bilden das Thor zu der Bay von Taio-Hae und dem Hafen Anna Maria, und zwischen ihnen hindurch dampfte das Schiff mit gerefften Segeln.

Der düstere Tuhiva, welcher sich am Strande hinzieht und die Küste in zwei ungleiche Hälften theilt, trägt auf seinem Rücken die Ruinen des Fort Collet als Erinnerung an die ersten Zeiten der französischen Besitznahme. Das Dorf folgt östlich von diesem Fort dem Ufer des Meeres und dehnt sich dann ziemlich weit in das benachbarte Thal aus.

Die ganze Insel ist ungefähr 10 Meilen breit und 17 Meilen lang und etwa von 2000 Menschen bewohnt, während die Bevölkerung im Jahre 1804 noch aus 18,000 Köpfen bestand. Trunksucht und Kriege, welche die Bewohner ununterbrochen unter sich führten, haben diese Reduction zu Stande gebracht.



Eingeborene an der Bay von Taio-Hae, Nuku-Hiva.

In Taio-Hae wohnt der französische „Resident“. Derselbe ist dem Befehlshaber der oceanischen Niederlassungen untergeordnet und hat diesem Rechenschaft über seine Verwaltung zu geben. Er erhebt die Hafengebühren mit 50 Francs für jedes Schiff und wacht über die Handhabung der Hafenpolizei. Mit dieser ist, unter Führung eines Hafencapitäns, eine kleine Abtheilung von Gensdarmen betraut, welche indeß bei Verhaftung von Deserteuren fast stets die Hülfe der Eingeborenen in Anspruch nehmen muß, welche eine Prämie von 50 Francs für jede Gefangennehmung erhalten. Das Schiff, dem der Verhaftete angehört, muß diese Summe zurückerstatten. Findet indeß die Verhaftung erst nach Abfahrt des betreffenden Schiffes statt, so trägt das Gouvernement jene Ausgabe und schickt die Gefangenen nach Tahiti, um zu verhindern, daß die Insel durch Landstreicher bevölkert werde. Der Resident versieht zugleich das Amt eines Friedensrichters und übergiebt nur in besonders schweren Fällen die Verbrecher den französischen Gerichtsbehörden von Papeete. Mit Ausnahme einiger durch die Eigenthümlichkeit der Eingeborenen bedingten Abweichungen stehen die Localgesetze in Uebereinstimmung mit denen des Mutterlandes.

Das kleine Gensdarmeriecorps reicht vollständig aus, um die Ordnung in Taio-Hae aufrecht zu erhalten, da hier die Eingeborenen daran gewöhnt sind, mit den Franzosen zu leben und sich den polizeilichen Maßregeln zu fügen.

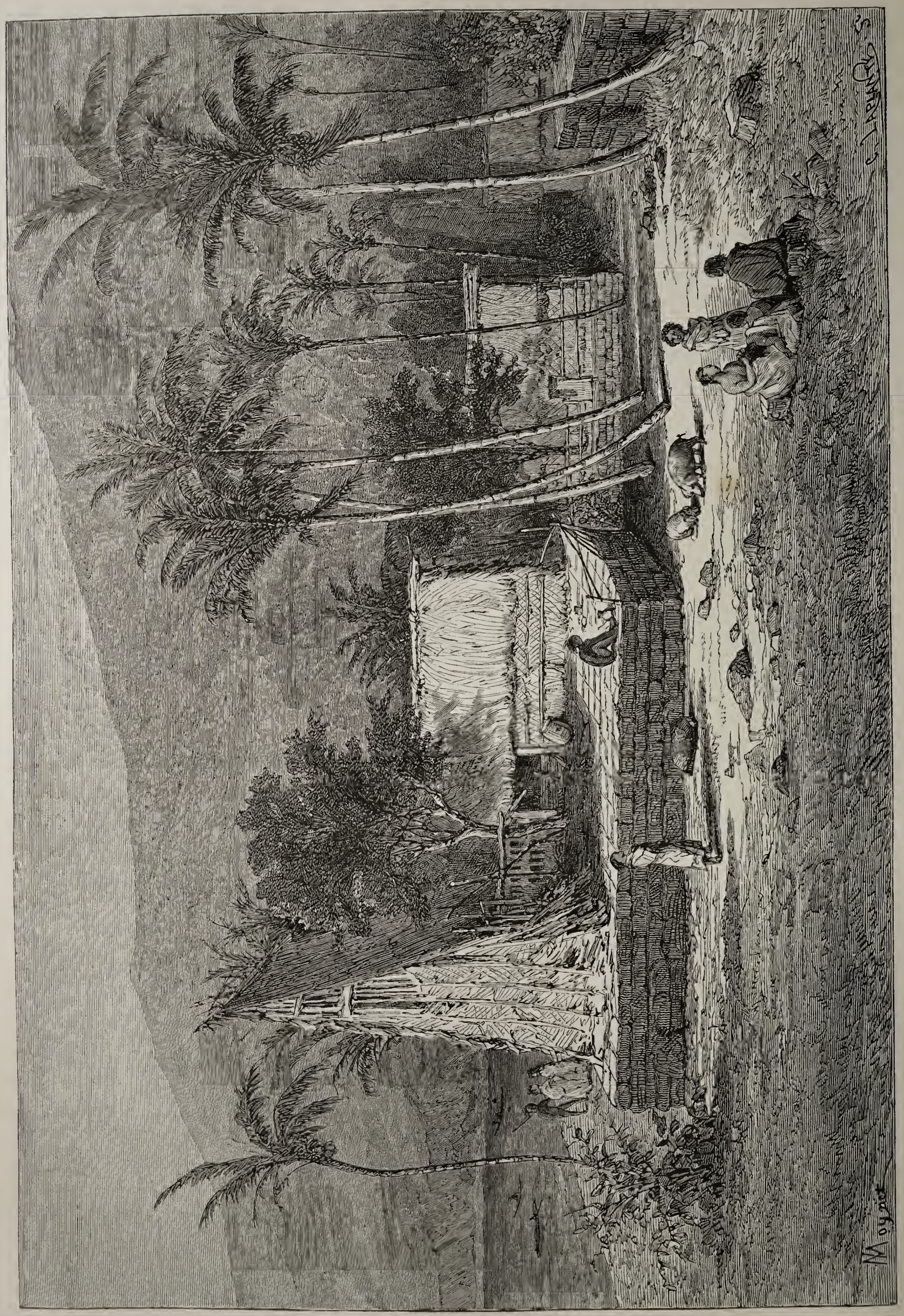
Auf den übrigen Inseln handhaben die Häuptlinge die oberste Gewalt.

Bay von Taio-Hae.

Allein die Thäler sind bewohnt und nur höchst selten siedeln sich die Eingeborenen am Ufer des Meeres an. Die häufigen Besuche des Archipels Seitens der zum Pacificgeschwader gehörenden Kriegsschiffe sowie der tahitischen Fahrzeuge üben einen sehr vortheilhaften Einfluß auf den beweglichen Geist der eingeborenen Bevölkerung.

„Nachdem der „Vaudreuil“ Anker geworfen,“ so erzählt der Schiffsfähnrich M. A. Pailhès, „beeilten wir uns das Land zu erreichen, was insofern nicht ganz ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war, als die geringe Meerestiefe den Booten nicht gestattete, bis zum Ufer zu gelangen. Mit aufgeschürzten Beinkleidern wateten wir durch das Wasser unter dem Zusammenlaufe der Eingeborenen, von denen einige Weiber zu unserm Ergötzen mit größtem Ernste die Maultrommel spielten. Ich bewunderte die sonderbare Idee des Händlers, welcher gerade dieses Instrument auf die Inseln brachte.

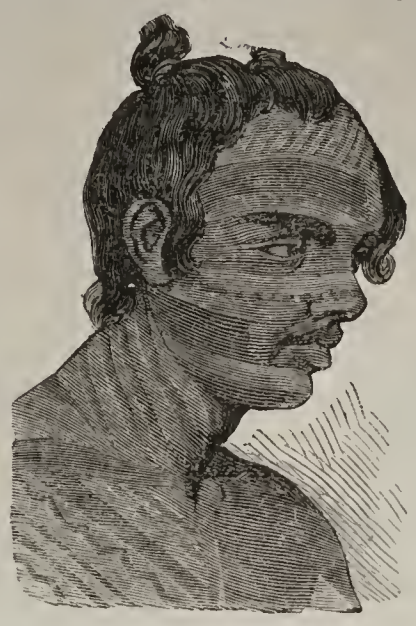
Unter Führung des Marineschreibers M., welcher in der Nähe des Ufers in der alten englischen Kirche von Taio-Hae wohnt und der gekommen war, uns zu begrüßen, schlugen wir den baumbepflanzten, am Strande sich hinziehenden Weg ein, da es zunächst unsere Absicht war, in dem nicht fernen Bache ein Bad zu nehmen. Die Häuser des Dorfes liegen an beiden Seiten dieses Weges, und unter ihnen befinden sich auch einige Magazine, deren Eigenthümer fast ohne Ausnahme Fremde, vorzugsweise Amerikaner, sind. Einige dieser Läden sind recht gut assortirt und die Käufer, welche sich einfinden, haben als Zugabe zu den Waaren das Recht, eine



Hütten auf den Markesas.

Pfeife zu rauchen, die auf dem Comptoir, zum Gebrauche fertig, stets bereit steht. Die Eingeborenen ermangeln niemals, von diesem Rechte Gebrauch zu machen und das Instrument trotz seiner mehr als zweifelhaften Reinlichkeit zum Munde zu führen.

Nahe an dem Punkte, wo der Weg das Ufer verläßt, um in das Thal einzubiegen, machte unser Führer uns auf einen Baum von wahrhaft colossalen Dimensionen aufmerksam, einen glänzenden Beweis der üppigen Vegetation. Es ist dies ein Aoa-Baum (ficus indica, Baniane). Sein Stam mwird durch verschiedene in einander geschlungene Schäfte gebildet und hat einen Umfang von beinahe dreißig Meter, welcher sich bis zu einer Höhe von dreizehn Meter nicht verringert. Dann theilt sich der Stamm in etwa ein Dutzend gewaltiger horizontaler Aeste, welche einen Raum beschatten, der hundert Meter im Durchschnitt hält. Wir machten einige Minuten Halt, um die erfrischende Kühle zu genießen, welche die Zweige spendeten. So lange der Aoa-Baum noch jung ist, nennen ihn die Eingeborenen Hiapo.



Kopf eines Eingeborenen von Hiva-Oa.

Einen andern durch seine Größe auffallenden Baum findet man in Taio-Hae in dem Garten der „Schwestern des heiligen Joseph von Cluny".

Nach kurzer Rast setzten wir unsere Wanderung fort und bogen in das Thal von Vaitu ein, welches sich vor uns öffnete. Nach Sitte des Landes traten wir ohne Umstände in die Hütten der Eingeborenen, an denen wir vorüber kamen. Die Bauart derselben ist sehr einfach. Vier Pfähle, welche sich über einen Fußboden von platten Steinen, Paepae genannt, erheben, bilden die Eckpfeiler und erhalten an den äußersten Enden einen Einschnitt, um die geglätteten dünnen Kokoshölzer zu tragen, welche das Gerippe des Daches herstellen, und zwar so, daß der hintere Theil der Hütte höher ist als der vordere. Quer über die Pfähle und die Kokoshölzer werden andere Balken von leichtem Holze gelegt und durch Schnüre aus Kokosfasern mit dem Hauptgebälk verbunden. Der Zwischenraum wird durch dicht an einander gelegte Bambusstäbe ausgefüllt, welche indeß, was bei der am Tage herrschenden Hitze nothwendig ist, die Circulation der Luft gestatten. Zum eigentlichen Decken des Daches verwendet man dann Kokosblätter, welche an Ruthen befestigt und nach Art der Ziegel über einander gelegt werden. Das Dach springt etwas vor und schützt so die Seiten der Hütte vollständig vor Regen.

Wir drangen weiter in das Thal vor und erreichten eine kleine, mit Baumwolle bepflanzte Anhöhe.

Hier fragte uns unser Führer, ob wir Chinesen zu sehen wünschten, indem er hinzufügte, daß solche sich an dem Orte niedergelassen hätten, um die vor uns liegende Baumwollenpflanzung zu cultiviren.

Die Wohnungen der Kinder des himmlischen Reiches unterscheiden sich schon in ihrem Aeußern vortheilhaft von den

Bein einer Eingeborenen von Nuku-Hiva.

Hand der Königin Waeko.

Hand eines Eingeborenen der Markesas.

Hütten der Eingeborenen. Das Innere enthält ein ziemlich großes Gemach, welches die ganze Breite der Façade einnimmt und von welchem aus man in die kleineren, mit Matten behängten Zimmer tritt. Einige Kleidungsstücke der Frauen erregten unsere Aufmerksamkeit und wir hörten, daß die Fremden eine Art Bund geschlossen hätten, deren Haupt ein Chinese sei, welcher zugleich die Stelle eines Kochs bei dem Residenten bekleide. Dieselben haben die Absicht, mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln eine große Niederlage zu errichten und einen aus ihrer Mitte abzuschicken, um in San Francisco Waaren zu kaufen und Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Wir wurden mit großer Freundlichkeit von einem Chinesen empfangen, welcher etwas Englisch sprach und der mit einer großen Brille auf der Nase einen wahrhaft komischen Eindruck machte. In einer Ecke des Hauptgemaches brannte

auf einem Altar eine Lampe, während dieser Altar selbst sowie die benachbarten Wände durch verschiedenfarbige, mit seltsamen Zeichen bemalte Papiere bedeckt waren. Der bebrillte Chinese erklärte uns, daß diese Papiere ein ihrem Gotte dargebrachtes Opfer wären."

Nach diesem Besuche führte die Gesellschaft ihren Entschluß aus und nahm in einem der von dem Bache gebildeten Bassins ein Bad. Beim Verlassen des Wassers wurden sie von ihrem Führer aufgefordert, sich schleunigst anzukleiden, um nicht von den Nono gestochen zu werden. Der Nono ist eine sehr kleine Eintagsfliege, welche, wie man glaubt, in Nuku-Hiva und dem benachbarten Ua-Pou nicht ihre Heimath hat, sondern durch Schiffe eingeführt wurde. Ihr Stich verursacht Beulen, welche sich, wenn sie gekratzt werden, in schmerzhafte und schwer zu heilende Wunden verwandeln. Hat das Insect sich vollgesogen, so glänzt sein durchsichtiger Leib, wenn man ihn gegen das Licht hält, wie ein Rubin. Im Uebrigen kommt auf den Markesas kein schädliches Thier vor außer dem Tausendfuße, welcher sich in allen Dächern der Hütten aufhält, selten aber den Menschen gefährlich wird.

Nach genommenem Bade kehrte man an Bord zurück und zwar wiederum in der Weise, daß man das Wasser durchwatete. Ein Molo, welcher aus eingerammten Kokosstämmen mit übergelegten Planken gebaut wird, soll in Zukunft diese Unbequemlichkeit beseitigen.

Auf dem Schiffe hatten sich inzwischen einige Eingeborene eingefunden, um Früchte zu verkaufen. Einer derselben, ein Mann von wahrhaft athletischem Körperbau, sprach etwas Französisch. Auf Befragen erklärte er, daß er gekommen sei, Kokosnüsse, Bananen und Bataten zu verkaufen und daß seine Hütte nicht weit ab von dem Strande liege. „Wenn Du," so fügte er hinzu, „heute Abend kommen willst, so werde ich Dich mit Freuden empfangen und auch vor Dir tanzen."

Pailhès nahm mit einigen seiner Freunde die Einladung Paumea's, so nannte sich der Mann, an, und schildert den abgestatteten Besuch also:

„Nach dem Diner erwartete uns Paumea mit seinen Söhnen, zwei prächtigen und gewandten Burschen, auf seiner Pirogue am Ausschiffungsplatze. Bald hatten wir das Land erreicht, und nun trugen uns die Drei auf ihren starken Schultern über den vom Meere aufgeweichten Sand. Dann schlugen wir den schon bekannten Weg ein. Die Strahlen des Mondes fielen silberhell durch die dichtbelaubten, gewaltigen Bäume und in ihrem Scheine erglänzten die graciösen federbuschartigen Wipfel der Kokospalmen. Ein Schwarm von Eingeborenen beiderlei Geschlechts umstand die Kaufläden des Dorfes, von Zeit zu Zeit zeigten sich Lichter in dem Thale und die Hunde bellten wüthend bei unserer Ankunft.

Die Wohnung Paumea's ist groß und ganz erträglich. Die Vorderseite des Hauses ist nicht geschlossen, eine Einrichtung, welche wir auch im Uebrigen häufig vorfanden. An der Hinterwand liegen der Länge nach und etwa 1 Meter und 20 Centimeter von einander entfernt zwei Baumstämme, zwischen denen Matten ausgebreitet sind. Auf diese Weise wird eins der unbequemsten Betten hergestellt, welches man so benutzt, daß man den Kopf auf den einen, die Kniekehlen aber auf den andern Stamm stützt.

Bei unserm Gastfreunde hatte sich eine große Gesellschaft eingefunden, auch der Mutoi von Taio-Hae, ein Verwandter Paumea's, war anwesend und schien nicht wenig stolz auf die Corporalstressen zu sein, die er trug. Mit großer Geschwindigkeit entledigten sich unsere Führer ihrer civilisirten Kleidung und blieben nur mit dem Paren angethan, einem Stück Zeugs, welches um die Hüften geschlungen wird und wie ein Frauenrock über die Beine herabfällt. Alle die Eingeborenen sind wunderbar gut gebaut, so daß sie einem Bildhauer als Modelle dienen könnten. Der Zustand der Nacktheit, in welchem sie sich befanden, gab mir Gelegenheit, die complicirten Tättowirungen zu betrachten, mit denen ihr Körper gleichsam wie mit einem Kleidungsstücke bedeckt ist. Bei einigen derselben besteht diese Tättowirung aus so viel Kreisen, Curven und Zickzacklinien, daß sie einer Rüstung nicht unähnlich ist. Früher war die Tättowirung einfacher und bestand nur aus zu Rhomben zusammengestellten Linien, während gegenwärtig häufig das Gesicht durch breite horizontal laufende Streifen in verschiedene Theile getheilt wird. Sogar die Augenlider, das Innere der Ohren, die Lippen und zuweilen auch das Zahnfleisch sind tättowirt. Die Frauen sind, mit wenigen Ausnahmen, nur wenig, manche auch gar nicht tättowirt. Bei den ersteren laufen parallel kleine Linien horizontal über die Lippen bis zur Mundöffnung, ein Schmuck, der etwas Anmuthiges hat, da er dem Munde den Ausdruck des Schmollens verleiht.

Es giebt Kanaken, die aus dem Tättowiren ein Geschäft machen. Die Operation wird mittelst eines gezähnten Meißels vollzogen, der mit einem Stiele versehen ist und auf welchen man mit einem kleinen hölzernen Hammer schlägt. Die Spitzen des Instrumentes werden in eine bläuliche Flüssigkeit getaucht, deren Hauptbestandtheil der Ruß ist, welchen man bei Verbrennung der Nüsse von Aleurites tribola gewinnt. Drei bis vier Personen müssen den zu Tättowirenden halten, da der Schmerz der Operation nach einiger Zeit so unerträglich wird, daß man gezwungen ist, dieselbe zu unterbrechen. Bis jetzt konnte die Sitte des Tättowirens durch die Missionäre nicht beseitigt werden, sie vermögen die Kinder nicht mehr davon zurückzuhalten, wenn der Augenblick gekommen ist, wo sie mit diesem Zeichen der Mannbarkeit geschmückt werden sollen.

Man bereitete jetzt die Abendmahlzeit, welche durch die Lebensmittel, die Paumea vom Borde des „Vaudreuil" mitgebracht hatte, eine sehr reichliche wurde. Das Hauptgericht der Eingeborenen ist die Popoi, eine gelbliche, aus den Früchten des Mei, Brotbaumes (artocarpus incisa), zubereitete Schüssel. Der Geschmack derselben ist im frischen Zustande süßlich, wird aber säuerlich, wenn sie eine Zeit hindurch aufbewahrt worden ist. Die Früchte werden einem andauernden Feuer ausgesetzt, worauf man die geschwärzte Rinde und den harten Kern entfernt und nur das gelbliche, fade schmeckende Fleisch zurückbehält, welches dann in einem hölzernen Troge mittelst einer Keule von Stein oder Holz vollständig zerquetscht wird. Die so gewonnene Masse wird in runde, ein Meter tiefe Löcher eingegraben, deren Seiten man vorher mit den breiten Blättern der Banane belegt, um die Einwirkung der Sonnenstrahlen vollständig abzuhalten. Ist die Grube gefüllt, so bedeckt man sie mit Erde und Steinen. Die so eingegrabene Popoi hält sich sehr gut und man entnimmt von ihr die jedesmal zu den Mahlzeiten erforderliche Quantität, indem man solche auf eine hölzerne Schüssel bringt und mit etwas Wasser durchknetet. Letzteres Geschäft besorgte die Gattin Paumea's mit ihren Händen.

Die den Boden bedeckende Matte dient zugleich als Tisch. Man lud uns ein an der Mahlzeit Theil zu nehmen, wir aber lehnten mit der Entschuldigung ab, daß wir schon gespeist hätten, während der eigentliche Grund dieser Ablehnung darin bestand, daß wir sahen, wie Paumea's Frau die Popoi zubereitete.

Die Eingeborenen setzten sich nun nieder und langten mit den Händen zu, während ihnen Kokosnüsse als Trinkgefäße dienten. Die Kanaken essen mit großer Gier und verschlingen bedeutende Portionen, da die fast durchgängig vegeta-

bilischen Speisen nur wenig Nahrungsstoff enthalten. Im Uebrigen spielen die Fische eine wichtige Rolle, besonders der Haua, eine Species des Rochens (devil fish), und der Hai, welcher am Eingange der Bay häufig vorkommt und mittelst Angeln oder Harpunen gefangen wird. Wird die Angel benutzt, so versieht man das Kopfende des Angelhakens mit zwei kreuzweise befestigten eisernen Armen, um zu verhindern, daß der Hai die Linie durchbeiße. Das Fleisch wird genossen nachdem man es etwa vierzehn Tage lang hat faulen lassen.

Nach Beendigung der Mahlzeit wurden die Pfeifen angezündet, welche von Mund zu Mund gingen. Eine der Frauen aber entfernte sich, um einige Freundinnen aus der Nachbarschaft zu holen, da man uns das Schauspiel eines Tanzes geben wollte.

In zwei Reihen geordnet führten die Tänzer mit großem Geschick verschiedene Pas aus. Dabei begleiteten sie sich mit einem rhythmischen Gesange, der nach dem Tacte durch Zusammenschlagen der Hände unterstützt wurde. Der Tanz ward, obgleich eigenthümlicher Art, bald monoton, und wir verabschiedeten uns deshalb von Paumea, trotzdem uns derselbe dringend zum Bleiben aufforderte. Der ältere Sohn desselben begleitete uns bis zum Ausgange des Dorfes. Die Läden waren bereits geschlossen und umgeben von tiefer Stille erreichten wir unser Boot."

Von der untern Donau.

Fallmerayer's farbenreiche Schilderungen der pontischen Südküsten in der Nähe von Trapezunt, welche neuerdings der „Globus" im Auszuge brachte, erregten im Schreiber dieser Zeilen eine wahre Sehnsucht nach jenen glücklichen Gestaden. Zugleich erinnerten sie mich recht lebhaft an meinen eigenen mehr als einjährigen Aufenthalt im Nordwesten des Pontus Euxinus.

Freilich bilden die einförmigen Ebenen an den Donaumündungen in vieler Beziehung den geraden Gegensatz zu jenen lieblichen Küstenstrichen. Wenn dort das Meer an grünumrankten Felsenhängen brandet, die, mit Feigenbäumen, Weinstöcken, Cypressen bedeckt, an die Insel der Nymphe Kalypso erinnern; so rollt hier der Ister im trägen Laufe seine gelben Wogen durch weite, baumlose Niederungen, indem er schilfige Inseln bildet, die, oft mit zwölf bis fünfzehn Fuß hohem Röhricht bewachsen, ein Paradies der Kibitze, Enten und Wasserhühner bilden. Besondern Eindruck scheinen auf den Tyroler Archäologen die „pontischen Lüfte" gemacht zu haben. Ich will zwar nicht behaupten, daß nicht auch an der untern Donau an lauen Sommerabenden — zumal nach einem Gewitter — die Luft recht feucht und mild wehen kann; für gewöhnlich aber sind die rumänischen Sumpflüfte — zumal in der warmen Jahreszeit — „nit gar schön". Die austrocknenden Sümpfe verpesten mit ihrem Schlammgeruche die Atmosphäre, so daß von den dort ansässigen Westeuropäern wohl kaum zehn Procent sich rühmen können, der Malaria ihren Tribut durch hartnäckige Wechselfieber nicht entrichtet zu haben. Im Uebrigen ist das Klima durch die benachbarten Steppen Rußlands stark beeinflußt: lange, strenge Winter, lange, übermäßig heiße Sommer. Wir zählten eine Augustwoche hindurch Nachmittags 2 Uhr 31° R. im Schatten.

Die Uebergangsjahreszeiten schrumpfen auf ein Minimum zusammen. Kaum ist der Schnee verschwunden, so blühen bereits die Obstbäume in den Hausgärten von Galaz; bald schießt auch der Mais in Stengel, und kurze Zeit darauf ist die Luft vom feinen Dufte der Weinblüthe durchdrungen. Die Luft liegt so schwer und dicht auf der Niederung, daß man ihren Druck gewissermaßen fühlt. Nun beginnt auch der Bratischsee im Nordosten der Stadt Galaz — eigentlich ein Sumpf von circa 2 Meilen Länge, der mit der Mündung des Pruth in Verbindung steht — unter dem Einflusse der zunehmenden Hitze sich vom Ufer zurückzuziehen und seinen schlammigen Boden in der Breite von wenigstens einer Viertelmeile zu zeigen, zum großen Mißbehagen aller westeuropäischen Geruchsorgane. Myriaden von Sumpfmücken erhöhen die Annehmlichkeit gerade nicht; und ein unglaublich intensiver Froschchor ersetzt den Gesang der pontischen Nachtigallen.

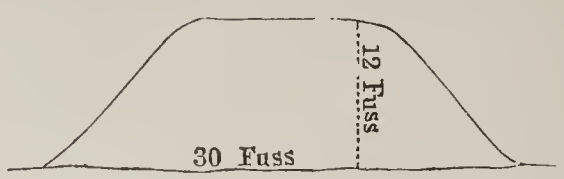
Die Fruchtbarkeit des angeschwemmten Bodens, in welchem sich meilenweit weder Sand noch Steine finden, ist indessen eine ganz außerordentliche. Weizen und Mais gedeihen in üppiger Fülle, das heißt: wo sie angebauet werden, was keineswegs überall der Fall ist, da weite Strecken als nackte Steppe, nur mit einer kurzen Distelart hier und dort bekleidet, unangebaut daliegen. Die Traube gedeihet in besonderer Größe und Süßigkeit; häufig findet sich die herrliche Malagatraube mit langen ovalen Beeren. Das daraus bereitete Getränk ist jedoch nur mittelmäßig und eignet sich — wohl in Folge der ungeschickten Behandlung — nicht zum Export. Die besten Sorten dürften mit dem schweizerischen Landweine verglichen werden können, die schlechten (vom Landvolke genossenen) schmecken gallebitter oder essigsauer; sehr erklärlich für den, welcher die Kelterungsprocedur mit angesehen hat. Die in einen groben Sack gestopften und in diesem auf ein schräg gestelltes Brett gelegten Trauben sah ich mehrfach von den nackten Füßen eines Landbewohners so lange stampfen und streichen, bis auch der letzte Tropfen des edlen Saftes in Gestalt einer gelben Brühe zwischen den Zehen des Winzers hindurchgeronnen und in ein darunter gestelltes Gefäß geflossen war. Die Melone sucht ihres Gleichen. Sehr beliebt ist die Arbuse oder Wassermelone mit bald gelblichem, bald röthlichem Fleische, welche die Dicke eines starken Kürbisses erreicht und für einen bis zwei Piaster (2 bis 4 Sgr.) zu haben ist.

Galaz ist der wichtigste Handelsplatz des östlichen Rumäniens. Die Stadt zählt nach den Angaben dort ansässiger deutscher Kaufleute über 50,000 Einwohner (nicht 30,000, wie in manchen geographischen Handbüchern zu lesen ist). Sie erstreckt sich am nördlichen Donauufer von der westlichen Mündung des Pruth fast eine Viertelmeile stromaufwärts. Von Befestigungen (wie ältere Karten sie angeben) ist keine Rede. Nur während des letzten russisch-türkischen Krieges wurden Seitens der Russen die Zugänge zur obern Stadt vorübergehend verpallisadirt. Der untere, unmittelbar am Strome belegene Stadttheil besteht großentheils aus Getreidespeichern, Kaffeehäusern in halb türkischem, halb rumänischem Stile (d. h. mit Nargileh und Tschibuk, schwarzem Kaffee und moldawischer Dolchesse, in Zucker eingekochten Früchten zur Verbesserung des schlechten Trinkwassers), Waarenlagern und den Geschäftslocalen der Getreidehändler. Der obere Stadttheil, auf welligen Boden-

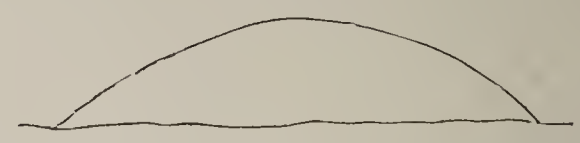
anschwellungen etwa 50 Fuß über dem Spiegel des Stromes belegen, besteht großentheils aus den niedrigen, mit Schindeln oder Schilf gedeckten Wohnungen der eingeborenen Moldawen, ein wirres Durcheinander unregelmäßiger, ungepflasterter Gäßchen bildend, die, stellenweise von tiefen Erdspalten und Wasserrissen durchzogen, hier und dort von Akazien und Hollunderbüschen eingefaßt und von schmutzigen, zigeunerhaften Kindern belebt, einen recht uncultivirten, aber malerischen Eindruck machen. In den breiteren, ebenfalls ungepflasterten Straßen liegen die meisten nur ein Erdgeschoß enthaltenden, doch recht geräumigen, aus Backsteinen hergestellten Häuser der griechischen und westeuropäischen Kaufleute und Handelsconsuln, meistens mit geräumigen Hausgärten versehen, in denen Trauben und Melonen reifen.

Auf der Nordseite geht die Stadt ohne bestimmte Grenze in die steppenartige Ebene über, an deren östlichem und westlichem Rande (dort nach dem Bratischsee, hier nach dem etwa eine halbe deutsche Meile entfernten Sereth) Weinberge sich hinziehen. Aus der kahlen Fläche im Norden ragen zahlreiche Tumuli hervor, welche zu untersuchen wohl der Mühe werth sein dürfte. Dieselben scheinen verschiedenen Ursprungs zu sein. Nach ihren durchaus verschiedenartigen Profilen kann man deutlich zwei Arten unterscheiden, deren erste sich mehr der Gestalt des abgestumpften Kegels nähert, während die andere einen Kugelabschnitt bildet:

1.



2.



Nro. 2 hält man an Ort und Stelle für Massenpestgräber aus dem vorigen Jahrhundert. Nro. 1 dürfte viel ältern Ursprungs sein und vielleicht in die Zeiten der alten Dacier zurückdatirt werden müssen. Doch lassen wir dies einstweilen auf sich beruhen und begnügen uns damit, auf diesen interessanten Punkt hingewiesen zu haben.

Etwa eine Meile nördlich von Galaz trifft man auf die Reste einer alten Römerstraße, noch heute vom Volke „der Trajan“ genannt, welche vom Sereth kommend fast parallel mit der Donau nach dem Pruth und höchst wahrscheinlich noch weiter bis an die äußersten Grenzen des alten Daciens zieht. Sie präsentirt sich als eine wenig mehr denn 3 Fuß hohe, etwa 30 Fuß breite, mit Erde und Kräutern überzogene, über die Fläche ununterbrochen dahinziehende Erhöhung, auf welcher noch jetzt neben dem breitern Fahrwege ein etwas erhöheter Seitenweg für Fußgänger deutlich unterschieden werden kann. Nach Entfernung der Pflanzendecke kommt eine Art zerbröckelten Pflasters zum Vorschein. Andere Reste aus dem Alterthume habe ich in der untern Moldau nur an der Serethmündung in der Nähe des Dörfchens Gergina ausfindig machen können, wo sich auf einem Hügelplateau, mit Erde und Pflanzenwuchs bedeckt, die Trümmer eines römischen Castells befinden, während am Fuße des Hügels noch deutlich die Umrisse einer Stadt zu sehen sind. Ein dort aufgefundener Münzentopf, drei Inschriften und zwei Statuetten sind in Neigebaur's „Dacien“ beschrieben.

Galaz verdankt seine Bedeutung als Handelsstadt vorzugsweise den fremden Kaufleuten, welche mit scharfem Blicke bald die günstige Lage des Platzes erkannten und Nutzen daraus zu ziehen wußten. Exportirt wird Mais und Weizen; importirt werden allerlei Manufacturwaaren, deren viele (z. B. Möbel) von Wien stromabwärts kommen. Der Getreidehandel hatte früher mit einem großen Hinderniß zu kämpfen, welches die Galazer Kaufmannschaft oft zur Verzweiflung brachte. Es war dies die Schlammbarre der Sulinamündung, welche oft nicht mehr als 8 Fuß Wasser aufzuweisen hatte, während der circa 1000 Schritte breite Strom bei Galaz eine Tiefe bis zu 70 Fuß erreicht. Meistens mußte daher oberhalb der Sulina ein Theil der Getreideladungen auf Leichterschiffe gebracht und unterhalb wieder eingeladen werden, was enorme Verluste an Zeit und Geld herbeiführte. Es hat Zeiten gegeben, in welchen der Tagelohn der in dem „Riffpiratennester“ Sulina ansässigen Lastträger sich auf zwei, ja sogar drei Jermelik oder türkische Thaler (à 1 Thlr. 8 Sgr.) stellte. Zwar war die kais. russische Regierung durch frühere Verträge verpflichtet, die Sulina für die größten Segelschiffe fahrbar zu erhalten; auch fehlte es nicht an Mahnungen Seitens der Galazer Consulate. Man sagte: Ja! — that aber nichts. Auf wiederholte Erinnerungen lautete endlich der Bescheid: Ein großer Dampfbagger sei bereits unterwegs. Doch vergingen noch Monate, bevor derselbe eintraf. Endlich erschien er, begann die Arbeit und — zerbrach. Die Reparatur konnte wiederum einige Monate in Anspruch nehmen. Galaz war eben eine zu gefährliche Concurrentin Odessas!

Seit dem Pariser Frieden von 1856 sind nun die Verhältnisse andere geworden. Die Donaumündungen sind von Rußland getrennt und mit Rumänien vereinigt worden. Es wurde sofort Hand ans Werk gelegt: die Sulina erhielt ein tiefes, gerades Bett; die Barre verschwand. Omer Pascha commandirte in eigener Person die Festfahrt stromabwärts und präsidirte dem unvermeidlichen Festmahle. Die Kaufmannsbrust athmete auf; und es läßt sich fürderhin das Ziel, um dessenwillen allein ein Ausländer nach Rumänien kommt (nämlich möglichst schnell reich zu werden), leichter erreichen.

Von Westeuropäern habe ich in Galaz kennen gelernt: einige Engländer, Holländer und Franzosen, mehrere Italiener, zahlreiche Deutsche (etwa 40). Die letzteren waren theils Kaufleute, theils Handwerker und hielten als protestantische Gemeinde zusammen. Alle Handwerker lebten in guten Verhältnissen und waren von den Moldawen sehr geachtet; mehrere besaßen eigene Häuser und bezogen bedeutende Einnahmen aus der Miethe. Der wohlhabendste unter Allen war ein Brauer aus Rheinhessen, welcher mit großem Erfolge die Wein trinkenden Rumänen zum Biere bekehrte und ein stattliches Vermögen erwarb. Der Gewinn der Kaufleute war beträchtlich. Es gab — und giebt ohne Zweifel auch jetzt — Häuser, die wöchentlich ein großes Schiff befrachteten, bisweilen sogar zwei. Daß der Reingewinn sehr bedeutend sein muß, läßt sich aus dem hohen Werthe der Ladungen abnehmen, deren eine z. B., als sie im Schwarzen Meere zu Grunde ging, von der betreffenden Versicherungsgesellschaft mit 4000 Pfund entschädigt wurde. Ein gewandter Schiffsmakler, mit welchem ich persönlich bekannt war, verdiente durch bloße „Courtage“ in einem Monat 1100 Silberrubel. So schöpfen die unternehmenden Fremdlinge das Fett von der Brühe.

Türken und Bulgaren waren nur in vereinzelten Exemplaren vorhanden, desto zahlreicher waren Armenier und

Griechen. Gegen letztere schienen die Abendländer — auch unsere deutschen Landsleute — eine unüberwindliche Abneigung zu empfinden. Was man von Russen gewahr wurde, gehörte meistens der arbeitenden Classe an. Zimmerleute aus dem benachbarten Beßarabien fanden lohnende Beschäftigung. Juden und Zigeuner sind außerdem selbstverständlich.

Aus der Mischung dieser Völkerschaften gingen oft eigenthümliche Verhältnisse hervor. So gehörten z. B. die fünf Dienstboten der Familie, unter deren Dache Schreiber dieser Zeilen lebte, vier verschiedenen Nationen an: Kinderfrau und Stubenmädchen waren Deutsche aus Lübeck und Wien, der Bediente war ein Moldawe, der Hausknecht ein Russe, die Köchin eine Magyarin. Zum Zwecke der nothwendigen Verständigung bildete sich im Laufe weniger Wochen ein besonderes Idiom, eine Art lingua franca, die jedenfalls nur innerhalb dieses Hauses gesprochen und verstanden wurde. Hier verstand sie aber auch Jedermann, selbst die kleineren Kinder. Der Gentleman und Gelehrte des Dienstpersonals war der Moldawe Pandalakki. Er konnte rechnen, lesen und recht gut schreiben, verstand auch etwas Italienisch, worauf er nicht wenig stolz war, wie alle Rumänen in gleicher Lage, welche vor der vornehmern Schwesterspracheihrer lingua rustica einen gewaltigen Respect haben. Uebrigens besaß der junge Bursche eine Umsicht und Gewandtheit, wie man sie dem Moldo-Wlachen gewöhnlich abspricht.

Der Landbewohner erschien mir stets recht melancholisch und schwerfällig. Die Leibeigenschaft ist zwar aufgehoben. Was aber Jahrhunderte am Charakter eines Volkes gesündigt haben, das vermögen wenige Jahrzehnte nicht wieder gutzumachen. Der Bauer zeigt viel Unterwürfigkeit, doch nichts von Tücke, sondern große Gutmüthigkeit. Diese Wahrnehmung drängt sich jedem unbefangenen Fremden auf. Jeder kleine Besitzer, dessen zwischen Maisfeldern versteckter Weinberg von uns einer stundenlangen Inspection gewürdigt wurde, empfing uns, die Lammfellmütze demüthig in der Hand, mit ehrerbietigem: Dominul! (Herr), überließ sodann seine herrlichen Trauben vertrauensvoll unserer Discretion und kam gewöhnlich nicht früher wieder zum Vorschein, als bis er von uns aufgesucht wurde, um den üblichen Entgelt in Gestalt eines halben österreichischen Zwanzigers in Empfang zu nehmen, was stets in freundlicher und dankbarer Weise geschah. Es ist durchaus nicht selten, daß Landleute dem umherstreifenden Fremden ihre Arbusen und Trauben unentgeltlich anbieten und standhaft jede Bezahlung ablehnen. Raubanfälle, von denen ich erzählen hörte, waren meistens von Zigeunern verübt, nie von Rumänen. Die letzteren sind zur Verübung böser Thaten zu gutherzig. Doch erscheint der Rumäne überhaupt zur Ergreifung einer Initiative wenig fähig, was gewiß auch der langjährigen Unmündigkeit zuzuschreiben ist. Es fehlt ihm an Temperament und Kraft.

Zum Soldaten dürfte kaum ein Volk sich schlechter eignen. Ich sah später einmal auf österreichischem Grund und Boden eine bunt zusammengewürfelte Corporalschaft Uebungen im Bajonettfechten anstellen — ein belehrendes Schauspiel. Der Commandirende war ein donnerwetternder, zähnefletschender, augenrollender Ungar. Unter der Mannschaft waren ein paar Polen und Croaten, ein Jude und drei Walachen. Wohl selten mag man Gelegenheit haben, die nationalen Unterschiede so handgreiflich hervortreten zu sehen, wie bei diesem Dutzend Menschen in kriegerischer Bewegung. Während die Polen, wie aus Erz gegossen, in fester Parade den eingebildeten Feind zu erwarten und denselben beim Ausfall ebensowohl mit dem elastisch vorwärts geschnellten Bajonett wie mit ihren wüthenden Blicken zu durchbohren schienen, entlud sich über die Häupter der armen Rumänen ein magyarisches Donnerwetter nach dem andern. Sie machten ihre Sache aber auch gar zu schlecht. Die Bewegungen der knochigen aber fleischlosen Gliedmaßen waren schwerfällig und ungeschickt; ihre Paraden schief und krumm; ihre Ausfälle schwach und lahm, ja mehrere Male sanken ihnen die Spitzen der Gewehre zu Boden. Sie schienen den besten Willen zu haben; doch was konnten sie dafür, daß ihnen alles kriegerische Feuer abging? Dem kühnen Fluge der polnisch-ungarischen Phantasie vermochten sie nicht zu folgen und blieben hübsch auf dem Boden der spießbürgerlichen Wirklichkeit als nüchterne, friedliche Leute.

Anziehend zugleich und deprimirend wirkte auf mich stets der Anblick der moldawischen Bauern, welche das Getreide der Bojaren zur Stadt brachten. Die Ankunft einer solchen Karawane, die oft aus fünfzig und mehr kleinen, theils mit Ochsen, theils mit Büffeln bespannten Wagen bestand, wurde schon von fern durch eine ungeheure Staubsäule und den ohrenzerreißenden, schrillen Gesang der ungeschmierten Achsen angekündigt. Nach Ablieferung ihres Getreides sah man die Fuhrleute, diese Nachkommen römischer Colonisten (oft mit ganz dunkelbraunen, classisch geschnittenen Gesichtern, unter denen ich übrigens hin und wieder auch blonde von mehr rundlicher Form bemerkte, welche gothisches Blut vermuthen lassen), entweder draußen vor der Stadt oder auf einem Platze bei den Magazinen ihr Abendessen bereiten. Dasselbe besteht aus Maismehl, worin auch die Schalen befindlich sind, und das keine andere Zuthat als Salz kennt. Das Mehl wird in ein Leinentuch geschüttet, in dem mit Wasser gefüllten Kochgeschirr dem Feuer ausgesetzt und erscheint, wenn es gargekocht ist, von seiner Hülle befreit, in Gestalt eines rundlichen Puddings. Dieser führt den Namen Mamaliga (Mais heißt „Poposchoi“) und gilt als rumänisches Nationalgericht. Gewöhnlich hatten sie das Gericht auf ein Brett geschüttet, zogen ihre Taschenmesser aus dem breiten Ledergürtel, der das über den Hosen getragene grobe Hemde zusammenhielt, und schnitten sich ihre Portionen herunter. Auf ihre Leckerbissen an Sonn- und Feiertagen läßt sich aus den Vorräthen der rumänischen Landwirthshäuser („Han“) ein Schluß ziehen, in deren mehreren, wenn wir, um von der Jagd auszuruhen, einkehrten, nichts anderes zu haben war als ein fast ungenießbarer Käse und ein steinhartes, ringförmiges Gebäck, das wir in dem vorhandenen bittern oder sauren „Weine“ erweichen mußten, um es genießen zu können. Dagegen läßt es sich in den kleinen Städten des Landes (z. B. Berlat, Roman, Bakau) ganz erträglich leben. Ein gut gebratenes Huhn und eine Flasche guten Weines fanden wir überall. An die Schlafstellen mußte man sich freilich erst gewöhnen, da dieselben nur aus einem hölzernen, mit Decken belegten „Divan“ bestanden. Eine mir neue, landesübliche Delicatesse bildet (neben der schon erwähnten Dolchesse) dick eingekochter „ägyptischer“ Traubensyrup, Rachat genannt. Derselbe besteht aus länglichen, bald gelblichweißen, bald röthlichen Würfeln einer gallertartigen Substanz von sehr angenehmem Geschmacke.

Der rumänische Landbewohner hat auf mich stets den Eindruck der Melancholie und Hoffnungslosigkeit gemacht. Er schien mir an seinem eigenen Können zu verzweifeln. Es fiel mir auf, so oft die beiden Worte: nu schti (so klingt es wenigstens) (lat. nescio) „ich weiß nicht“ und nu jiste (lat. non est) „es ist nicht“ zu hören. Man konnte ziemlich sicher sein, auf fünf sehr verständliche Fragen vier Mal diese Antwort zu erhalten. Und wahrlich: die ganze untere Donaugegend sieht aus wie ein großes Nuschti oder Nujiste. Nu jiste ruft uns die halb in der Erde versteckte Lehmhütte entgegen; nu schti antwortet mit

knarrender Stimme der Büffel, der seine sehr zahlreichen Mußestunden in einer Wasserpfütze, bis auf Hörner und Nase im Schlamme, verlebt. Nu jiste schreit der fette, aber so oft gar nicht angebauete Boden; nu schti rauschen die gelblichen Wellen des versumpften Sees am kahlen Gestade. Ob unter dem Hohenzollerfürsten die Verhältnisse für die Einheimischen sich bessern werden? Denn die Fremden hatten sich bisher wohl nicht zu beklagen, da eigentlich nur für sie der natürliche Reichthum des Landes existirte.

Was ich von der Bildung der Bojaren, ihrer Lebensweise und ihrem Charakter gewahr geworden bin, ist nur geeignet, die Wahrnehmungen Anderer zu bestätigen. In einem Jassyer Erziehungsinstitute, das ein unternehmender Berliner Extabackshändler unterhielt, fand ich 14 sehr junge Bojarensöhne. Sie zahlten pro Kopf 200 Ducaten und wurden trotz ihres zarten Alters in sehr vielen Dingen unterrichtet. Die Hauptsache war und blieb aber das Parliren in allen möglichen Zungen, worin man sie auf originelle Weise dressirte. So wurde z. B. in diesem Semester der geographische Unterricht in italienischer, der mathematische in französischer, der geschichtliche in englischer Sprache ertheilt. Im nächsten Semester wechselten die Rollen dergestalt, daß die Historie französisch, die Mathematik italienisch, die Geographie englisch abgehandelt wurde u. s. w. Außerdem wurde auch, so viel ich mich erinnere, Lateinisch, Deutsch und Russisch gelehrt. Daß durch solche Experimente nur höchst oberflächliche Culturproducte, die aller Gründlichkeit entbehren, zu Tage gefördert werden können, wird mir jeder Schulmann einräumen. Aber die Jungen lernten ohne Schüchternheit parliren, und — die Eltern waren zufrieden. Der Berliner wußte, was für Rumänien paßt. Französische Hauslehrer und Gouvernanten finden sich in vielen Familien. Ein Bojar überraschte uns eines Tages freudestrahlend mit der Nachricht, daß er seine Gouvernante mit seinem Hauslehrer verheirathet hätte, und daß er beabsichtige, „de fonder une colonie française“.

In wirthschaftlicher Beziehung hat man die rumänischen Edlen mit den polnischen verglichen. Vielleicht mit Recht. Ein Bojar, der sein Getreide an ein mir bekanntes Haus verkaufte und für einen der begütertsten gehalten wurde, war von allen baren Mitteln zuweilen so entblößt, daß er bei seinen Fahrten nach der Stadt am Schlagbaume den Zoll nicht zu entrichten vermochte. Wie sich „die jungen Leute im Geschäft“ erzählten, wußte das der Zolleinnehmer sehr wohl und ließ jedes Mal die elegante Equipage, ohne sie weiter zu behelligen, passiren. Auf dem Rückwege freilich, wenn der gnädige Herr ein paar Säckchen mit Ducaten und Jermeliks als Zahlung für seinen Weizen und Mais bei sich führte, pflegte dann aus dem Wagenschlage eine größere Münze als Anerkennung seines bescheidenen Betragens dem Beamten an den Kopf zu fliegen. So erzählte man wenigstens; und ich vermag das Geschichtchen nicht für ganz unglaublich zu halten, da ich zuweilen Augenzeuge war, mit welcher Leichtigkeit das Geld durch die Bojarenfinger glitt. So ist mir eine eigenthümliche Auction erinnerlich, welche eine von Galaz abziehende Familie mit ihren Utensilien veranstaltete. Die Käufer waren meistens Bojaren. Ein Auctionator schien bei solchen Gentlemen überflüssig. Seine Functionen übernahmen zwei Hausfreunde, welche, mit einem Preiscourant der meistens aus Wiener Möbeln bestehenden Kaufobjecte versehen, in den mit Herren fast überfüllten Zimmern umherspazierten und die an sie gerichteten Anfragen beantworteten. Die von einem landeskundigen Manne angesetzten Preise überstiegen den Einkaufspreis durchschnittlich um 25 Procent. Indessen steigerte man bei manchen sehr wünschenswerth befundenen Gegenständen in geheimer Berathung mit der Hausfrau diesen Preis noch bedeutend. Die Familie galt für fashionable, konnte also nur fashionable Sachen besitzen; hier mußte man also zugreifen. So wickelte sich das Geschäft recht glatt ab, und es wurde ein bedeutendes Plus erzielt. Unter den Gegenständen, welche geradezu lächerliche Preise erreichten, befand sich ein etwa 10 Zoll hoher hölzerner Cigarrenhalter von runder Form und mit einem Dutzend Klappen versehen, welche durch einen Druck wie sich öffnende kleine Thüren zum Aufspringen gebracht wurden, um die auf ihrer innern Seite befestigten Cigarren zu präsentiren, worauf die Klappen vermittelst eines zweiten Druckes wieder geschlossen werden konnten. Dieses harmlose Spielzeug, welches zwei österreichische Gulden gekostet hatte, wanderte, allgemein bewundert, von Hand zu Hand. Man drehte und drückte an dem einfachen Mechanismus, fand das Ding „joli, ravissant“ und den geforderten Preis von anderthalb Ducaten über die Maßen gering. Der glückliche Käufer hatte Mühe, sein Eigenthumsrecht zur Geltung zu bringen. Daß man fast das Vierfache des eigentlichen Werthes bezahlt hatte, schien Niemand in der ganzen Gesellschaft zu ahnen.

Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens.

Von **Dr. Hermann Brunnhofer** in Aarau.

V.

Der Aberglaube der Urzeit beruhte auf unbewußter Unwissenheit, der Aberglaube des Bildungsmenschen entspringt der bewußten Verachtung alles Wissens. Deshalb weicht der Aberglaube, der aus mangelhafter Kenntniß der Naturgesetze hervorging, dem Vordringen wissenschaftlicher Erkenntniß, während der gelehrte Aberglaube: die Astrologie, der Somnambulismus, das Tischrücken und Geistercitiren, aller Wissenschaft hohnlacht und nur vor der Philosophie zittert. Napoleon I. und Napoleon III. waren mathematisch und naturwissenschaftlich hochgebildet, gleichwohl staken sie bis über die Ohren im Aberglauben der Tagewählerei. Dagegen waren diese eingefleischten Egoisten lebenslängliche Verächter aller Philosophie. Der alte Napoleon ließ sich von der Lenormand die Karten schlagen, dagegen peinigte ihn eine solche Wuth gegen die deutsche Philosophie, daß er 1806 die Universitätsstadt Halle an allen vier Ecken wollte anzünden lassen. Vor dem Aberglauben schützt weder der Glaube an Gott, noch der alleinige Besitz wissenschaftlicher Kenntnisse. Denn diese allein setzen der Zügellosigkeit der Phantasie noch keine unüberwindlichen Schranken. Knorr von Rosenroth

(† 1688) dichtete das herrliche, von echt poetischem Geiste durchwebte Kirchenlied: „Morgenglanz der Ewigkeit“ und gab das kabbalistische Werk Sohar aus dem 13. Jahrhundert nach Christus mit gläubigen Erläuterungen heraus. Der berühmte Rechtsgelehrte Carpzow (geb. 1595, gest. 1666) hatte die Bibel 53 Mal durchgelesen und nachgewiesenermaßen, meist in sächsischen Hexenprocessen, 20,000 Todesurtheile gefällt. Newton entdeckte das Weltgesetz der Schwere und schrieb eine altweiberhafte Auslegung der Prophezeiungen Daniel's und der Offenbarung Johannis. Erst die Verknüpfung der wissenschaftlichen Kenntnisse zu einer Gesammtübersicht über das Weltganze, erst die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit der das All nach Raum und Zeit durchdringenden Naturgesetze, erst die Hochachtung vor den großen Ideen des Wahren, Guten und Schönen, mit einem Wort: erst der denkthätige, zum ausschließlichen Lebensprincip gewordene Humanismus, erst die in Fleisch und Blut übergegangene Philosophie erlöst uns von der Macht der ungezügelten Phantasie, von der Raserei der Selbstsucht, vom Vampyr des Aberglaubens.

Wenn nun aber im Geistesleben des Weibes die Phantasiethätigkeit vorwiegt, so ergiebt sich der culturgeschichtlich begründete Schluß, daß das Weib die Hauptstütze des Aberglaubens war, ist und bleiben wird. Die Menschheit wird sich deshalb so lange nicht des geistlichen Despotismus erwehren können, so lange sie nicht dessen Hauptträger, die unterthänigen Verehrerinnen der geistigen Schwarzkünstler, durch Errichtung tüchtiger Töchterbildungsanstalten für alle Stände in die Möglichkeit versetzt haben wird, sich über die Fortschrittsbestrebungen der Männer ein richtiges Urtheil zu verschaffen. Es läßt sich eben nicht leugnen, daß die Erziehung der Jugend sich bis heute vorzugsweise in den Händen abergläubischer, wenn auch häufig in anderer Beziehung noch so vorzüglicher Mütter und Ammen befunden hat. Man huldigte eben bis jetzt fast allerorts dem Wahne, das echt Weibliche im Frauengemüth leide Schaden, wenn schon das Mädchen mit höheren Kenntnissen ausgerüstet werde und mit einer Bildung ins Leben hinaustrete, welche sonst nur der Mann sich zu erwerben pflegt. Wem aber heutzutage noch nicht die Augen aufgehen über die echte Wahrheit, daß die Grenzmarken der Unwissenheit und der Charakterschwäche hart aneinanderstoßen, der betrachte die traurige Lage des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich, wo sich der Jesuitismus bereits die Hälfte der Mädchenerziehungsanstalten unterworfen hat und mit Hülfe der Frauen dann jene Unsummen des Peterspfennigs herausschlägt, mit deren Macht hinterher die Männer vergeblich ringen. Doch nicht allein in Frankreich, sondern so weit es geistliche Charlatane giebt, hat sich bis jetzt die Frauenwelt als die sicherste Stütze der Priesterherrschaft erwiesen. Deshalb sind alle unsere Bemühungen, uns und die Rechte des Staates gegen die unter dem Deckmantel der Religion versuchten Uebergriffe des Priesterthums zu vertheidigen, von Anfang bis zu Ende fruchtlos, so lange wir nicht dafür sorgen, daß das Priesterthum durch die Frauenwelt nicht wieder verdirbt, was wir schon durchgesetzt zu haben glaubten. Die Sicherstellung unserer liberalen Errungenschaften hängt doch schließlich von der Einsicht und Charakterstärke derjenigen Generationen ab, welche nach uns kommen werden und auf unseren Schultern weiter bauen sollen. Ihre Erziehung liegt doch aber zunächst in den Händen der Mütter, von welchen es in den meisten Fällen abhängt, ob der Sohn oder die Tochter auf religiös-geistigem Gebiet freisinnig oder clerical ausschlägt. Die Mutter kann ein Muster häuslicher Tugenden sein und doch ihr Leben lang niemals über die beschränkteste Lebensansicht, über den verrostetsten Aberglauben hinauskommen. Und davon wird doch wohl etwas, wenn nicht eben alles, auf die Kinder und zwar zunächst wieder auf die Töchter übergehen, und das um so nothwendiger, je häufiger der Vater vor lauter Geschäftsdrang die ganze Erziehung der Mutter überlassen muß. Je größer dann in den Kindern die Pietät gegen die sonst vortreffliche Mutter, desto schwerer werden sie später die ersten Jugendeindrücke verwinden. Halten dann auch die Liberalen Freiheitsreden vom Fels bis zum Meer, ändern aber das bisherige System der weiblichen Erziehung nicht, so predigen sie in der Wüste und lassen den Schwarzen seiner Arbeit froh werden. Während sie draußen auf der Rednerbühne gegen die Jesuiten, Ultramontanen und Orthodoxen eifern, schleicht sich der fromme Dunkelmann in ihren Familienkreis und vereinigt denselben zu einem Gebet für den Sieg der Kirche und des Aberglaubens.

Der Aberglaube ist zwar die Poesie des Lebens, wenigstens des bisherigen, aber der Menschheit ist die Poesie theuer zu stehen gekommen. Die klaffendsten Wunden, an welchen die Menschheit gelitten hat und noch leidet, sind ihr vom Aberglauben geschlagen worden. Denn, wie Leopold Schefer sagt:

„An ihren Göttern starben alle Völker
Und sterben noch daran.“

Lieblicheres und den Hauch der reinsten Menschlichkeit Athmenderes kann es ja nicht geben, als die kindliche Verehrung erquickender Wüstenquellen und klarfließender Gewässer, wie sie uns namentlich in der Religion Zoroaster's so ergreifend anspricht. Die anmuthigsten Gebilde der dichterischen Einbildungskraft: die Nixen, Najaden und Nymphen, die Sirenen und Tritonen, ja die schaumgeborene Göttin der Schönheit selbst, die holdlächelnde Aphrodite, sind der Menschheit aus dieser Verehrung erwachsen. Aber daneben starren uns die Millionen entgegen, welche, der Hexerei bezichtigt, der weltalten und weltverbreiteten Wasserprobe erlegen sind oder sich freiwillig dem sündentilgenden und seligkeitspendenden Fluthengrabe des Ganges überliefert haben — der zahllosen Kinder und Kranken, welche von ihren eigenen Müttern und Anverwandten an dem heiligen Strome ausgesetzt worden sind, gar nicht zu erwähnen. Und was vermöchte uns mehr zu rühren und zu erheben, als die Anbetung prächtiger Blumen und himmelanstrebender Baumriesen, wie sie uns aus der indischen, griechischen und germanischen Religion so reizvoll entgegentritt. Der deutsche Heide richtete sich zu Zeiten der Verzagtheit an der Zuversicht auf die unversiegbare Keimkraft der Weltesche Yggdrasill empor und wir noch feiern die Jubelfeste unserer Kinderfreude unter dem Weihnachtsbaume, unter dem Baume, der, wie es das Volkslied so tiefsinnig empfindet, nicht nur zur Sommerszeit grünt, sondern auch im schneekalten Winter. Dem Inder erwachte sein Welterlöser Buddha unter dem Feigenbaum der Erkenntniß zur Paradieseswonne der Nirvanaweisheit und Brahma's heilige Dreieinigkeit entsproßte einer Lotosblume. Denken wir nun aber an den Unsinn, den Betrug und all das Elend, welches die Menschheit in Form des Wünschelruthenwahns, des Alraunenunfugs, des Misteldienstes, der mit Menschenopfern verbundenen Hainverehrung der Germanen, dann aber auch ganz besonders in Form des medicinischen Aberglaubens an die Heilkraft gewisser Wunderpflanzen heimgesucht hat, da wandelt uns ein Grauen an. Selbst die Geschichte der Kunst, diese Balsamküste jenseits des großen Oceans der bisherigen Lüge, genannt Culturgeschichte, vermag uns nicht völlig über den Schmerz zu trösten, welchen der steinalte Jammer der Menschheit einem Jeden einflößt, der die Wohlfahrt der Völker nicht nach der Anzahl rauschender Triumphzüge und prunkender Schaustellungen, sondern

nach dem Grade bemißt, in welchem die Menschenherzen im Preise steigen. Denn dieselbe Seelenkraft, welche uns den olympischen Zeus von Phidias schenkte, schuf auch das Götzenbild des Huitzilopochtli, welchem Millionen bluteten. Demselben Vermögen, welchem wir die Symphonien Beethoven's verdanken, entsprangen auch die Grabgesänge, unter welchen die Brahmanen Tausende und aber Tausende indischer Wittwen sich lebendig verbrennen ließen, und Goethe's Lieder entflossen derselben Quelle, wie die Zauberformeln der ägyptischen Priester oder die Bannflüche römischer Päpste. Diese Quelle ist die Phantasie, welche, wenn von der Vernunft gezügelt, als eine gütige Fee die herrlichsten Gaben der Kunst spendet und die Wissenschaft mit der Lösung der schwierigsten Forschungsräthsel beglückt, aber auch gleich, sowie man ihr die Zügel schießen läßt, als schlangenhaarige Furie mordlustig umherschnaubt. Die Phantasie ist jene Feuersmacht, von welcher Schiller in „der Glocke" singt, daß sie, wenn vom Menschen bezähmt und bewacht, der wohlthätigsten Leistungen fähig sei. Aber dieses Feuer hat in der bisherigen Weltgeschichte weit mehr als Brandfackel des Wahns, denn als Leuchte der Geistesfreiheit gedient. Nun erlöschen allgemach die Irrlichter des Aberglaubens vor der Götterdämmerung der Wissenschaft, aber mit ihnen allerdings auch manches hellblinkende Sternlein der Poesie. Zaghafte Gemüther befürchten darüber den Einsturz des Himmels, unbefangene Geister bauen darauf ihre Erwartung einer menschenwürdigern, alle Classen der Gesellschaft mit gleichem Wohlwollen bedenkenden Zukunft. Den Schwarzkünstlern am Geistesleben der Völker, voran den Herolden der römischen Unfehlbarkeit, erscheint zwar kein Mittel zu verworfen, welches die Menschheit in ihren jahrtausendelangen Winterschlaf zurückzuversetzen verspricht. Allein die Ritter vom Geiste, denen vor Allem aus die geistige Unabhängigkeit der Völker am Herzen liegt, werden sich endlich der langebemäntelten Wahrheit bewußt, daß auch die sterngeschmückteste Nacht des Aberglaubens noch nie und nirgends der Menschheit zum Heile gediehen ist. Selbst die großen Machthaber der Menschheit, welche sonst früher nur allzuhäufig auch die großen Menschheitsbetrüger zu sein pflegten, werden heutzutage wieder, wie im vorigen Jahrhundert, zu Ideenverfechtern, welche nichts Höheres kennen, als das Geistesvasallenthum der Völker zu brechen. Und thäten sie es nicht, so huldigen jetzt schon viele Millionen, welche die bisherige Geschichte der Menschheit mit Scham erfüllt, dem siamesischen Sprichwort: „Die Sonne wartet nicht auf uns." Jetzt erst erwacht in der Menschheit das Bewußtsein ihrer Geisteswürde und das Siegesbewußtsein der Humanität. Zwar lebten schon die alten Perser des Glaubens, daß selbst Ahriman, der dunkle, dereinst noch im Lichte zergehen werde. Aber uns erst vertieft sich dieser ehemals voraussetzungslose Glaube an der Hand des Studiums der Weltgeschichte zu der wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß sich die Menschheit durch die zersetzendsten Geisteskrisen hindurch doch immer wieder zu höheren Entwickelungsstufen emporarbeitet. Diese Geisteskrisen werden auch der Zukunft nicht erspart bleiben. Denn die alten Formen des Glaubens stürzen überall an ihren inneren Widersprüchen in sich zusammen, bedrohen uns aber noch in ihren letzten Zuckungen mit neuen Religionskriegen. Die Schatten, welche diese vorauswerfen, lassen die Riesenkämpfe der abendländischen Gesellschaft schon deutlich erahnen. Wer jedoch Vertrauen hegt zu der unverwüstlichen Wiedergeburtsfähigkeit der Menschennatur, blickt ruhigen Auges der Bildung neuer Verhältnisse entgegen. Was unsere heidnischen Vorfahren in Goethe's ideentiefer „Walpurgisnacht", vom Allvater, das erhoffen auch wir vom Geiste der Menschheit:

„Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinig' unsern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben?"

Miklucho-Maklai's Forschungen auf der Halbinsel Malakka.

R. K. Der unseren Lesern wohlbekannte russische Naturforscher Miklucho-Maklai hat im Frühjahre 1875 seine Reisen und Studien, welche ihn mehrere Jahre lang in der ostasiatischen Inselwelt und besonders in Neuguinea festgehalten haben, zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht und gedenkt zunächst auf einige Zeit nach Rußland zurückzukehren, um seine reichen Sammlungen zu ordnen und zu bearbeiten, wozu ihm die allezeit hilfbereite russische geographische Gesellschaft eine pecuniäre Unterstützung gewährt hat. Sein Forschungsgebiet hat er damit noch keineswegs aufgegeben; er denkt vielmehr nach Jahr und Tag dorthin zurückzukehren und seine Studien dort wieder aufzunehmen, welche ihn, von Süden nach Norden vorschreitend, von Insel zu Insel führen und erst, wie er hofft, in den russischen Besitzungen am Stillen Ocean ihr Ende finden sollen.

Ueber seine letzten Unternehmungen auf der Halbinsel Malakka liegen jetzt eine Anzahl Briefe (gedruckt im dritten Heft der diesjährigen „Iswjestija der kais. russ. geogr. Gesellschaft") vor, aus welchen wir das Interessanteste hier hervorheben.

Miklucho-Maklai, Zoologe von Fach und Schüler Ernst Häckel's in Jena, hatte, wie bekannt, sein Hauptaugenmerk auf den Stamm der Papúas gerichtet, den er bei seinem zweimaligen Besuche Neuguineas, auf den Philippinen und sonst gründlich hatte kennen lernen. Um so mehr mußte es sein Interesse erregen, daß der Stamm der Semang auf der Südspitze Malakkas von Vielen für papuasisch gehalten wurde. Die Literatur giebt über ihre Volksthümlichkeit keinen Aufschluß, vielmehr die widersprechendsten Ansichten und beweist damit nur, daß die Frage wegen jenes Volkes noch eine offene ist. Denn während Crawfurd und Logan dasselbe geradezu als einen Negerstamm von geringer Körpergröße bezeichnen, sagt Waitz in seiner trefflichen Anthropologie der Naturvölker (V, 1, S. 87), daß „die Semang weder als Negritos, noch als verwilderte Malaien, sondern als eine besondere Race zu betrachten sind", und Newbold (Political and statistical account of the British settlements in the Straits of Malacca 1839, p. 377), daß sie sich von den Jakung äußerlich fast gar nicht unterscheiden, nachdem er auf S. 370 behauptet hat, daß die Orang-benua oder Jakung sich ihrerseits von den Malaien nicht unterscheiden.

Miklucho-Maklai beschloß demnach, dieses interessante Volk aufzusuchen, und da ein eingehendes Studium ihrer Sitten, ihrer Sprache u. s. w. Jahre oder wenigstens Monate erfordert haben würde, der Frage wegen ihres Ursprungs

wenigstens nach ihrer wichtigsten Seite, der rein zoologischen oder anthropologischen, näher zu treten. Vom 6. December 1874 datirt er seinen ersten Brief aus Malakka, speciell aus Johor-Barn, der Residenz eines unabhängigen Fürsten, dessen Reich der Insel von Singapore gegenüber auf dem Festlande liegt. Er schreibt: „Unannehmlichkeiten verschiedener Art, die Kleinheit und Dunkelheit der Zimmer, Zugwind, ein schmutziger Tisch und namentlich der beständige Lärm und das Gespräch der Leute machten für mich den Aufenthalt in jener großen, volkreichen Caserne, genannt „Hôtel de l'Europe" in Singapore, ganz unerträglich, jenem Gasthause, in welchem mindestens für ein paar Stunden die bunte, geschwätzige Schaar von Europäern Halt macht, welche nach Japan, China, den Philippinen, den niederländischen Colonien und Australien unterwegs ist oder aus allen diesen Ländern nach Europa zurückkehrt. Ich siedelte also nach Johor über, um mich auf meinen Ausflug in das Innere vorzubereiten und mich mit Land und Leuten etwas vertraut zu machen. Der dortige Maharadscha nahm mich äußerst freundlich auf, und ich erhole mich in seinem bequem, aber einfach eingerichteten Hause von dem Geräusch und dem Gewühl der Europäerschaaren in den Miethscasernen von Batavia und Singapore.

Der Maharadscha ist ein merkwürdiger Mann, welcher mit der Beobachtung alter Sitten und dem Wunsche, seinem Lande zu nützen, Verständniß und aufrichtige Werthschätzung europäischer Ideen und Neuerungen verbindet. Er war schon ein Mal in England und denkt im nächsten Jahre wieder nach Europa zu reisen und alle großen Städte dort zu besuchen. Er wußte von meiner Absicht, mit den Bewohnern seines Landes Bekanntschaft zu machen, und versprach mir seine Unterstützung. Eine Hauptschwierigkeit ist die Verpflegung der Gepäckträger, deren ich, so wenig Sachen ich auch auf solche Wanderungen mitzunehmen pflege, doch 6 bis 7 brauche, da die Wege im Walde theils sehr schmal sind, theils ganz fehlen, und darum der einzelne Mann nur eine geringe Last tragen kann. Es ist geradezu unmöglich, den Reisvorrath für die Leute auch nur auf 2 bis 3 Wochen mit sich zu führen, und bei den Semang oder Orang-utang (d. i. Waldmenschen) findet man keinen Reis. Letztere aber als Träger anstatt der Malaien zu engagiren, widerrieth der Maharadscha, obwohl sie mehr an das Waldleben gewöhnt sind und gerade eine Abtheilung von ihnen sich in ihren Pirogen auf den nächsten Flüssen, dem Sungi-Malai und dem Sungi-Skode, herumtrieb. Denn selbst sein strengster Befehl und die Verheißung einer guten Belohnung meinerseits, meinte er, würden mich nicht davor schützen können, daß eines schönen Tages oder während einer schönen Nacht die Orang-utang, falls ihnen etwas nicht behagt, oder sie einfach keine Lust mehr haben weiter zu gehen, ganz im Stillen ihre Lasten abwerfen und im Dickicht verschwinden, ohne daß sie Jemand dafür zur Rechenschaft ziehen könnte. Da ich nun nicht Lust habe, mich solchem Abenteuer auszusetzen, so denke ich mich ohne besondern Reiseplan auf den Weg zu machen, ohne die Absicht, bis zu diesem oder jenem Punkte vorzudringen, sondern je nach Umständen herumzuziehen und dabei möglichst viele Bewohner der Berge und Wälder zu sehen, welche hier in Johor verschiedene Namen haben, wie Orang-utang (d. i. Waldmenschen), Orang-bukat (d. i. Bergmenschen), Orang-liar (d. i. wilde Leute), Orang-raijet (d. i. Einheimische), Orang-jakung (Name von unbekanntem Ursprung und Bedeutung) u. s. w."

So brach denn unser Reisender auf, war nicht, wie er vorgehabt hatte, drei, sondern fast sieben Wochen unterwegs, hatte aber, als er am 2. Februar 1875 nach Johor-Baru zurückkehrte, sehr interessante wenn auch nicht abschließende Resultate erzielt. Doch lassen wir ihn darüber selber erzählen (Brief aus Johor-Baru vom 3. Februar).

„Die Reise war mühseliger, als ich dachte. Ich hatte sie begonnen ohne das Ende der Regenzeit abzuwarten, so daß ich vielfach überschwemmten Wald passiren mußte und das Wasser mir oftmals bis über die Hüften reichte. Um Johor von Westen nach Osten, von der Mündung des Flusses Muar bis zu der des Indan zu durchkreuzen, brauchte ich 30 Tage, obwohl ich einen bedeutenden Theil der Reise in der Piroge zurücklegen konnte, und wenn ich zu Fuße wanderte, häufig 10 bis 11 Stunden unterwegs war. Aber der dichte Wald, durch welchen wir uns oft mit dem Beile einen Weg bahnen mußten, die Sümpfe, die vielen Bäche und Flüsse, über welche wir in aller Eile Brücken schlagen, d. h. einen oder ein paar Bäume werfen oder Fähren zimmern mußten, das Errichten von Hütten für das Nachtlager, alles dies verzögerte die Reise sehr. Vom Indau kehrte ich in weiteren 20 Tagen nach Johor-Baru zurück. Meinen Zweck erreichte ich; denn ich traf an vielen Orten mit den Orang-utang zusammen und verkehrte oft mit diesem interessanten Volke, welchem es nicht beschieden ist, sein ursprüngliches Vagabundenleben noch lange weiter zu führen. Bei ihrer geringen Anzahl, bei der stetig vorrückenden malaiischen und chinesischen Colonisation und bei der entschiedenen Abneigung der Orang-utang, ihre Lebensweise zu ändern, werden sie entweder völlig untergehen oder sich mit den Malaien vermischen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Das hauptsächlichste und für mich zum Theil unerwartete Resultat der Reise besteht in der auf bestimmten Thatsachen begründeten Ueberzeugung, daß man unter der immerhin stark gemischten Orang-utang-Bevölkerung von Johor noch Spuren einer Mischung mit einem andern, nicht malaiischen (sehr wahrscheinlich papuasischen) Stamme finden kann."

Ausführlichere Mittheilungen aus seinen Tagebüchern, die zudem ohne Skizzen von Typen der Eingeborenen schwer verständlich sein würden, verschiebt der Reisende bis nach seiner Rückkehr nach Europa.

Indessen schüttelte ihn das kalte Fieber, die natürliche Folge der johor'schen Reise, und so folgte er willig einer Einladung des englischen Gouverneurs von Singapore, des Sir A. Clarke, ihn auf seiner Dampfyacht „Pluto" nach Bangkok, der siamesischen Hauptstadt, zu begleiten; denn er hoffte durch die Seeluft auch das Fieber los zu werden. Am 11. Februar fuhren sie von Singapore ab und kehrten am 4. März dorthin zurück. Die neun Tage Aufenthalt in Bangkok genügten, die Stadt und ihre Bewohner oberflächlich kennen zu lernen und ein naturwissenschaftliches Object von großem Interesse zu erhalten. Er suchte nämlich dort einen jungen Elephanten zu kaufen, um sein Gehirn zu studiren, welches noch ungenügend bekannt ist und ihn in Hinsicht auf vergleichende Anatomie sehr interessirte. In Bangkok besitzt aber nur der König Elephanten; und der Naturforscher wollte schon auf die Erfüllung seines Wunsches verzichten, als ihm ein Ministerialbeamter auf Befehl des jungen Königs, der von seinem Verlangen und seinen Studien gehört hatte, eröffnete, daß er bei der nächsten großen königlichen Jagd, welche alljährlich in der Nähe der frühern Hauptstadt Ajudhja stattfindet, Befehl ertheilen würde, von den erbeuteten Elephanten einen jungen für den russischen Gelehrten zu reserviren. „Sobald ich nur hier in Singapore oder in Java, wohin ich noch zu gehen beabsichtige — schreibt er am 7. April 1875 —, Zeit finde, will ich über die Zusendung meines Elephanten Bestimmungen treffen und an die Untersuchung seines Gehirns gehen.

Nach Singapore zurückgekehrt, brachte ich einige Tage bei dem russischen Viceconsul, Herrn Wampoa, zu, dessen Gastfreundschaft, dessen interessanter Garten, Haus und in gastronomischer Hinsicht merkwürdige Küche vielen russischen Marineoffizieren, welche Singapore besucht haben, bekannt sind, und dessen Name fast in jeder Beschreibung dieser Stadt erwähnt wird. Leider gesellte sich zu dem Fieber, welches ich aus Siam wieder mitgebracht hatte, ein krankes Bein und zwang mich, die beabsichtigte Reise nach Pahang (nördlich von Johor an der Ostküste Malakkas) aufzuschieben. Die Wälder von Johor haben nämlich einen so großen Ueberfluß an Blutigeln, daß unsere Füße, die meinigen und die meiner Leute, beständig von ihren Bissen bluteten. Letztere mit ihren nackten Beinen konnten sich, so oft sie einen Biß fühlten, die Thiere abstreifen; ich aber, der nicht Lust und Zeit hatte oft stehen zu bleiben und die Schuhe auszuziehen, fand allabendlich, wenn wir zum Uebernachten Halt machten, an meinen Beinen etwa ein Dutzend festgesaugter, bluterfüllter Blutigel. Außerdem wurde ich noch zweimal von einer andern Bestie (dem Schmerze und der Wunde nach zu urtheilen, wahrscheinlich eine Art Skolopender) gebissen, wonach der Fuß stark anschwoll. Und Nachts belästigten trotz der Strümpfe Hunderte von Mücken unsere Füße. Dazu noch beständig nasse Fußbekleidung, welche Tage lang nicht von meinem Leibe kam, und man wird sich nicht wundern, daß meine Füße anschwollen und sehr schmerzten, namentlich die maleoli des rechten Fußes, welcher, wie ich bemerkt habe, bei Fußwanderungen besonders den verschiedenen Zufälligkeiten ausgesetzt ist. Einige Ruhetage in Johor-Barn vor meiner Reise nach Siam beseitigten die Geschwulste, aber die Hitze und das Herumwandern in Bangkok ließen die Wunden wieder aufbrechen, und nun muß ich schon fünf Tage das Zimmer hüten und darf den Sopha nicht verlassen. Ich habe wieder langweiligen Stubenarrest, um meine ethnologischen Bemerkungen über die Maklaiküste in Neuguinea und andere Auszüge aus meinen Notizbüchern in deutscher Sprache weiter zu dictiren."

Aus allen Erdtheilen.

Preisaufgaben der Pariser Eingewöhnungsgesellschaft.

Die Société d'acclimatation zu Paris, welche eine äußerst rege Thätigkeit entwickelt und welcher wir in Deutschland nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben, veröffentlicht soeben einen neuen Bericht: Extraits des Statuts et Reglements, Prix fondés par la société et encore a décerner. Wir ersehen daraus, daß diese Eingewöhnungsgesellschaft über große Mittel verfügt, denn die ausgeworfenen, noch zu erlangenden Preise stellen eine sehr ansehnliche Summe dar. Viele dieser Preisaufgaben mögen ohne praktische Wirkung bleiben, viele aber verdienen gelöst zu werden, um unsere Hausthierwelt und Culturpflanzen mit neuen Errungenschaften zu bereichern. 1000 Francs sind ausgesetzt für die Einführung und Eingewöhnung der schönen Eselraeen des Morgenlandes und eine eben so hohe Summe wird demjenigen zugesichert, welchem es gelingt, eines der zebraartigen Pferde, den Equus Hemionus oder den Dau (Equus Burchelli), so zu acclimatisiren, daß sie in der Landwirthschaft oder als Zugthiere vor Equipagen Verwendung finden können. Für Kreuzungen derselben Zebras mit Pferde- oder Eselsstuten ist der gleich hohe Preis ausgesetzt. 1500 Francs erhält derjenige, welcher zwölf in Frankreich gezüchtete und eingewöhnte Alpakas oder Llamas vorführt. Mehr dem Sport wird durch die Eingewöhnung der Wapitihirsche (Cervus canadensis) und des Aristoteleshirsches (Cervus Aristotelis) gedient, von denen die Züchtung von zwölf Exemplaren in Parks oder Forsten verlangt wird (Preis 1500 Francs). Auch für die Einführung der Molukken-, Axis- und Schweinshirsche sind Preise ausgesetzt, desgleichen Preise im Betrage von 500 bis 1500 Francs für Eingewöhnung der Gazelle, der Nilgau- und Canna-Antilope (Boselaphus oreas). Um den Biber wieder zu verbreiten, sind 500 Francs ausgesetzt demjenigen, der nachweist, daß er vier Individuen im Freien züchtete. Für Einführung des großen Kängurus, welches einen delicaten Braten liefert, zahlt die Gesellschaft 1000 Francs, für Eingewöhnung des kleinen 500 Francs. Verlangt wird die Vorführung von zehn im Freien gezüchteten Exemplaren.

Zahlreicher sind die Vögel, deren Eingewöhnung verlangt wird, und zunächst ist ein Preis von 500 Franken demjenigen bewilligt, welcher statt der theuren Ameiseneier eine neue billige aus Larven oder Nymphen bestehende Nahrung zur Aufzucht der Fasanen und Rebhühner ausfindig macht *). Von Vögeln, die eingeführt werden sollen und zwar so, daß sie im Freien ausdauern, werden verlangt der Secretär oder Schlangenadler, das Perlhuhn, das nordamerikanische Haubenrebhuhn (Tetrao cupido), die große Trappe, der heilige Ibis. Für die Züchtung einer Race Hanshühner, die beständig Eier im Gewichte von 75 Grammen das Stück legt, sind 500 Franken als Preis bewilligt. Auch die Züchtung des Straußes zur Gewinnung der Federn steht auf der Preisliste.

Von Amphibien wird nur die Einführung des amerikanischen Ochsenfrosches (Rana mugiens) verlangt. Dieser Frosch erreicht ein Gewicht von einem halben Pfunde, seine Hinterbeine sind allein 10 Zoll lang und ein gesuchter Leckerbissen, zumal in der Fastenzeit. Der Einführung neuer Fischarten in die Flüsse und Bäche Frankreichs, der immer noch nicht genügend gelösten Frage nach der künstlichen Erzeugung der Austern widmet die Gesellschaft gleiche Thätigkeit, ebenso die Eingewöhnung neuer Seidenraupen. 1000 Francs erhält derjenige, welcher ein neues wachserzeugendes Insect mit Erfolg acclimatisirt, je 500 Francs sind ausgesetzt für Einführung der ägyptischen Biene (Apis fasciata) und einer stachellosen Biene.

Für folgende einzuführende Pflanzen sind Preise ausgeschrieben: Rhamnus utilis (liefert Chinesisch-Grün), Boehmeria tenacissima (Ramié), die japanische Eiche (als Seidenraupenfutter), die nordamerikanische Hickory-Nuß (Carya alba, das Holz zu leichten Wagen verwendbar), die Batate (Dioscorea Batatas), das Bambusrohr, der Eucalyptus.

---

*) Es sei gestattet, hier auf den Fang der Eintagsfliege hinzuweisen, der zu diesem Zwecke alljährlich in großartiger Weise an der Eger, zumeist in der Kaadener Gegend, stattfindet. Die Tage vom 12. bis 14. August, Abends 9 bis 12 Uhr, sind die regelmäßig wiederkehrende Fangzeit. Man zündet große Feuer an und legt daneben weiße Tücher, auf welche die vom Feuerschein angelockten Ephemeren gleich Schneeflocken niederfallen. In Körbe verpackt dienen die Eintagsfliegen dann als Futter für insectenfressende Vögel. Im laufenden Jahre nahmen einzelne Fänger bis zu 40 Gulden für verkaufte Eintagsfliegen ein. Nicht nur an der Eger, sondern auch an zahlreichen kleinen, in dieselbe fallenden Bächen wird der Fang schwunghaft betrieben.

Die Ueberfluthung der Sahara.

„So! Also die Sahara soll unter Wasser gesetzt werden. Es ist doch eine große Zeit, in der wir leben. Erst baut Lesseps den Suezcanal, dann werden Frankreich und England durch einen unterseeischen Tunnel verbunden, die Landenge von Darien wird gewiß auch noch durchstochen und schließlich macht man aus einem Theile der Sahara ein Binnenmeer."

In dieser Weise hört man die von England ausgehenden Pläne zur Ueberfluthung der westlichen Sahara besprechen. Mehr als ein Meeting ist dort abgehalten worden um darüber zu verhandeln, wie Nordwestafrika „dem Handel und der Civilisation" zu eröffnen sei; eine nordwestafrikanische Expedition ist bereit sich einzuschiffen und die Vorarbeiten zu unternehmen. Der Lord Mayor und der Colonialminister Carnarvon sind in Mitleidenschaft gezogen worden, der Sklavenhandel erhält durch das neue Saharameer seinen Todesstoß, das Christenthum findet Ausbreitung in Centralafrika, der Handel nimmt einen ungeahnten Aufschwung — kurz es wird eine wunderschöne Sache.

Hören wir die Planschmiede. Da, wo Cap Djebi gegenüber den Canarischen Inseln in den Atlantischen Ocean hineinragt, wird das tiefer liegende Binnenland der Sahara vom Meere nur durch eine schmale Sandschranke getrennt, die, so sagten Ingenieure aus, mit der größten Leichtigkeit durchstochen werden kann. Ist dieses geschehen, so ergießen sich die Fluthen des Atlantischen Oceans über die tiefer gelegene Wüste und ein bis Timbuktu reichender See ist fertig, auf dem unsere Handelsschiffe bis zu der merkwürdigen Stadt am Niger gelangen können, die bisher nur von wenigen Europäern erreicht wurde. Bis die ersten Aufnahmen gemacht worden sind, ist es schwer über die Ausführbarkeit des Unternehmens — woran man in England nur hier und da zweifelt — ein Urtheil zu fällen. Jedenfalls müssen die Wüstenbewohner bei Zeiten gewarnt und von dem hereinbrechenden Wasserschwall unterrichtet werden, damit sie nicht plötzlich sammt ihren Herden ertrinken, auch wird man wohl so großmüthig sein ihnen Entschädigung für die überflutheten Gründe zu gewähren. Doch das sind Nebensachen, wenn jetzt schon, wie einer der Sprecher behauptete, jährlich für 3 Millionen Pf. St. englische Waaren „im Königreiche Sudan" Absatz finden, welches „20 Mill. Einwohner hat". Jetzt ziehen Karawanen monatelang den schrecklichen wasserlosen Pfad dahin; 2000 englische Meilen rauhen unfruchtbaren Landes müssen durchwandert werden; ein tödtliches Klima und feindliche Menschen sind zu passiren, ehe die Güter fern im Innern Afrikas auf den Markt gelangen.

Daß das Wasser des Atlantischen Oceans auch wirklich in die Sahara abläuft, gründet sich — nach der Meinung der Planschmiede — darauf, daß der sogenannte „Leib der Wüste" (El Djuf) eine große Depression unter dem Meeresspiegel bildet. Möglich ist dieses schon, aber wir haben darüber keine Gewißheit, da der eigentliche El Djuf genannte Theil der Sahara bisher von keinem europäischen Reisenden besucht wurde — die Routen von Caillé, Vincent, Panet und andere liegen abseit. Daß im Djuf große Salzlager vorkommen, die auf einen ehemaligen Meeresboden hindeuten, ist sicher.

„Wenn die Mündung des Beltaflusses bei Cap Djebi von Sand befreit werden kann, dann werden die Wogen des Atlantischen Oceans in ihr früheres Bett strömen und so wird eine directe Verbindung zwischen dem Innern von Nordwestafrika und unseren Häfen hergestellt werden und der Handel wird sich verzehnfachen. Der große afrikanische Continent wird allen wohlthätigen Einflüssen eröffnet werden, seine Hülfsquellen werden entwickelt und die Greuel des Sklavenhandels aus seiner Geschichte verschwinden."

Leicht bei einander wohnen die Gedanken! Wir wundern uns nur, daß nicht auch gleich von Retourbillets nach und von Timbuktu die Rede ist und daß Actien zur Etablirung eines Hotels dort ausgegeben werden, welches nach Caillé oder Barth trefflich benannt werden könnte. Oder aber es ließe sich dort eine Wintergesundheitsstation für Brustkranke errichten. „Wenn das Binnenmeer und der Canal nicht praktisch ausführbar sind," ließ sich eine Stimme gegen den Colonialminister Lord Carnarvon vernehmen, „dann muß eine Straße nach Timbuktu gebaut werden." Warum nicht lieber gleich eine Cap-Djebi-Timbuktu-Eisenbahn? Das klingt doch und geht noch über die Oroya-Bahn in Peru. Wenn die Mauren und Tuaregs der Wüste etwa sich schwierig erweisen und, ihrer alten Sitte fröhnend, die Fremden morden sollten, wie Mayor Laing und Fräulein Tinné ermordet worden, so hat man ja Pascha Baker in England in petto, der von seinen Nilerfahrungen dort ausruht und Kriege à la Bari führen kann. Hei! Wie würde es den edlen Elephantenjäger freuen, wenn er wieder einmal seine Kugel auf den nackten Leibern der Eingeborenen „klatschen" hören könnte, wie ihm dieses bei Gondokoro so viel Freude verursachte!

Lord Carnarvon war so gescheidt der „Fluthcompagnie" alles Gute zu wünschen; im Uebrigen, meinte er, käme es zunächst darauf an sich genauere Informationen zu verschaffen. Springt bei den Untersuchungen für die Wissenschaft etwas heraus, um so besser. Wir haben nichts dawider wenn die Fluthcompagnie wirklich flott wird und wenn Kaufleute wie Missionäre, die von ihr viel erwarten, in dieser oder einer andern Welt ihren Lohn davon haben.

Volksetymologien.

Das schlüpfrige Feld der Etymologie, das in so nachahmungswürdiger Weise von unseren Keltomanen Obermüller und Riecke und Jacobi bebaut wird, die mit ihren Wasserdörfern und Wasserstädten den Globus überschwemmen, wird vom Volke in nicht minder ergötzlicher Weise angebaut. Und zwar scheint die Neigung allen Völkern innezuwohnen, Ortsnamen, deren Verständniß ihnen verloren ist, sich zurechtzulegen und zu deuten.

So erzählt man eine Geschichte, wie ein brandenburgischer Fürst eine Festung baute und dabei sah, wie einer der Arbeiter ein Mädchen küßte. Auf die Frage, was er da mache, antwortete der Mann: Ich küss' Trin und daher hat Küstrin seinen Namen. Das ist deutsche Erfindung, die den slavischen Namen Kostrzyn sich auf diese Weise mundgerecht machte. Die Bewohner von Böhmisch-Kamnitz, heute Deutsche, kennen die ursprüngliche Bedeutung ihres vom slavischen Worte Kamen, Stein, abgeleiteten Ortsnamens nicht mehr und leiten ihn gar von „Ka' Mütz'", keine Mütze, ab, weil der erste Knabe, welcher durch den neu erbauten Ort lief, keine Mütze auf hatte! Uebrigens ist diese Deutung nicht viel schlechter als jene von Altona, welches mit „allzu nah" (bei Hamburg) erläutert wird.

Diesen Beispielen können wir solche aus weit entlegenen Ländern beifügen, welche Tylor (Anfänge der Cultur I, 390) anführt und die gleich naiv wie jene deutschen Etymologien sind. So behaupten die Tibetaner, der See Chomoriri habe seinen Namen von einer Frau (chomo), die von einem Yak, auf dem sie ritt, hineingeschleppt worden sei und in ihrer Angst riri gerufen habe. Die Araber sagen, die Gründer der Stadt Sennar hätten am Flußufer eine schöne Frau mit Zähnen gesehen, die gleich Feuer glitzerten und darnach den Ort Sinnar, d. i. Feuerzahn, genannt. Die englische Localsage endlich berichtet, daß die Römer, als sie die Stelle in Sicht bekommen hätten, wo jetzt Exeter liegt, entzückt ausgerufen hätten: „Ecce terra" und so habe die Stadt ihren Namen bekommen.

Es ist überall dieselbe Geschichte. Der menschliche Geist ist nur Einer.

Verschlagene Palau-Insulaner auf Formosa.

r. a. Im neuesten englischen Consulatsberichte von der Insel Formosa findet sich folgende Angabe: „Eines Tages trieben 16 kupferfarbene, höchst erschöpfte Leute, welche in drei mit Auslegern versehenen Catamarans saßen, in den Hafen von Kilung (Nordspitze von Formosa). Mit Hülfe eines Vocabulars in Cheynes' „Sailing Directions from New South Wales to China" und durch Zeichen fand man heraus, daß die Männer Pelew-Insulaner waren, die von ihren Fischgründen weggetrieben nach einer Fahrt von sechszig Tagen, während welcher sie hauptsächlich von Fischen lebten, nach Formosa gelangt waren. Sie sind 1600 Miles mit einer Strömung gereist, welche auf die Nordspitze Formosas trifft und dann sich nach Japan wendet. Man sandte sie nach Hongkong, von wo sie mittelst Schiff in ihre Heimath übergeführt wurden."

Falls es sich um echte Palau-Insulaner handelt ist dieser Fall in hohem Grade interessant, da von der Verschlagung derselben nach den Philippinen wohl oft die Rede war, aber ein so weites nördliches Abtreiben, wie nach Formosa, bisher nicht bekannt geworden ist. Semper („Die Palau-Inseln im Stillen Ocean", Leipzig 1873, S. 357) bezweifelt übrigens, daß die früher nach den Philippinen verschlagenen Mikronesier von den Palau-Inseln stammten, sondern nimmt an, daß die Carolinen ihre Heimath gewesen seien. Die Nachrichten über die älteren Verschlagungen (Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh.) finden sich zusammengestellt in: „Allerhand so lehr- als geistreiche Brief', Schriften und Reisbeschreibungen, welche von den Missionariis der Gesellschaft Jesu aus beiden Indien seit 1642 bis 1726 jetzt zum ersten mal, theils aus handschriftlichen Urkunden, theils aus den Lettres edifiantes verdeutscht und zusammengetragen worden von Joseph Stöcklein und Peter Probst." Augsburg, Grätz und Wien, 4 Bde. Fol. 1728 bis 1748. — Ferner sind sie nach den Lettres edifiantes T. XV. abgedruckt in C. Sprengel: „Beiträge zur Völker- und Länderkunde", Theil 10, Leipzig 1789.

* * *

— Das Haupt der afrikanischen Expedition, Dr. Güßfeldt, ist nach Berlin zurückgekehrt. Die auf der Beobachtungsstation von Chinchoxo noch weilenden Mitglieder, Lieutenant v. Hattorf, welcher zugleich mit Dr. Güßfeldt hinübergegangen war, Dr. med. Falkenstein, der die administrative Leitung der Station führte, Major v. Mechow, der die Ausbildung der angeworbenen einheimischen Truppen übernehmen sollte, Dr. Pechuel-Loesche und Herr Lindner, werden voraussichtlich nach Abwickelung der schwebenden Geschäfte und Heimsendung der gemietheten Neger unverzüglich die Rückreise nach Europa antreten. Die Expedition des Dr. Güßfeldt, welcher wegen der an der Loangoküste ungünstigen klimatischen und politischen Verhältnisse von dem Vordringen in das Innere Afrikas Abstand nehmen mußte, hat auf wissenschaftlichem Gebiete sehr erfreuliche Resultate aufzuweisen. Die der Expedition zugänglichen Gebiete, die Küstenländer Kabinda, Tschilnango und Loango, die Landschaften Mayombe und Yangela, sind ausgiebig erforscht. Neben einer sehr bedeutenden Anzahl von Ortsbestimmungen hat die Feststellung größerer Flüsse, namentlich des Quillu, der an Größe unserm Rheine kaum etwas nachgiebt, des Nyanga und des Luisa Lng stattgefunden und sind eine Menge meteorologischer und anderer physikalischer Beobachtungen mit größter Sorgfalt zum Besten der Wissenschaft vorgenommen. Von bleibendem Werthe sind die von den Expeditionsmitgliedern mit großem Fleiße angelegten Sammlungen von Naturkörpern und Präparaten, deren Verarbeitung die Gelehrten noch lange in Anspruch nehmen wird. Sehr erfreulich ist, daß die meisten Gegenstände in gutem Zustande angelangt sind, während erfahrungsmäßig sonst von in den Tropen angelegten Sammlungen ein großer Bruchtheil durch Fäulniß, Insectenfraß, Zerbrechen der Gläser ꝛc. zu Grunde geht. Diese wissenschaftlichen Ergebnisse sichern der Expedition, trotzdem es derselben nicht vergönnt gewesen ist, neue Gebiete zu erschließen, einen ehrenden Platz in der Geschichte der Erforschungsreisen.

— Cyperwein hat bei uns immer einen guten Namen; wie es jetzt mit seiner Production steht, darüber schreibt der kürzlich verstorbene Dresdner Ingenieur Julius Seiff in seinen eben erschienenen „Reisen in der asiatischen Türkei" (Leipzig, Hinrichs 1875) Nachstehendes: „Es werden vier verschiedene Sorten Wein auf der Insel erzeugt, die unter den Namen: vin rouge, vin noir, Commandarie und Muscat in den Handel kommen. Jede dieser vier Sorten wird auf einem besondern Boden gewonnen und beschäftigen sich mit der Cultur und Fabrikation derselben namentlich die Dörfer Kelläki, Klonäri, Eptagonia, Sanita, Prastio, Vicla und Akapan, sämmtlich in den vier zu Limasol gehörigen Verwaltungsbezirken gelegen. Im Durchschnitt werden jährlich circa 80,000 Barils Venetiens, oder 4,000,000 Oca türkisch an Wein gewonnen und zwar 7000 Barils Vin rouge, 68,000 bis 70,000 Vin noir und 5000 Commandarie. — Der Gesammtwerth dieses Weines beträgt ungefähr 4,175,000 Piaster oder rund eine Million Francs, wobei das Baril Commandarie mit 100 Piastern, Vin noir mit 50 Piastern und Vin rouge mit 25 Piastern per Baril bezahlt wird. An der Production sind ungefähr 3000 Weinbauern betheiligt, so daß durchschnittlich auf jeden derselben höchstens 1400 Piaster oder 310 Francs kommen. Allein von dieser Summe sind noch die nicht unbedeutenden Steuern sowie die sonstigen Unkosten und Verluste in Abzug zu bringen. Es nimmt z. B. die Regierung für das Recht der Fabrikation des Commandarie 10 Piaster; 10 Procent des Werthes liegt als Ausfuhrzoll darauf und 8 Piaster kostet der Transport zur Küste, so daß dem Weinbauer, nach Abzug der übrigen unvermeidlichen Verluste, höchstens 56 Piaster pro Baril verbleiben. In gleicher Weise reducirt sich sein Gewinn an Vin noir auf 25 Piaster und an Vin rouge auf höchstens 5 Piaster pro Baril. Muscat, der feinste und süßeste Wein, wird nur in geringer Menge in den Dörfern Omodos und Kilani erzeugt. — Jung haben die Cyperweine einen unangenehmen Beigeschmack, von den verpichten Schläuchen herrührend, in denen sie anfänglich aufbewahrt werden, mit der Zeit verliert sich dieser jedoch und sind alsdann die besseren Sorten sehr wohlschmeckend.

— Der Pater Desgodins, welcher in Tibet als Missionär fungirt, hat der Geographischen Gesellschaft zu Paris eine Schrift zugehen lassen, in welcher er seine Ansichten über die Geographie von Tibet auseinandersetzt. Hiernach hat der Bramaputra seine Quellen im Westen von Tibet und zwar in der Provinz Hiaré. Dieselben seien von denen des Sedletsch durch eine Bergkette getrennt.

Inhalt: Der Markesas-Archipel. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Von der untern Donau. (Mit zwei Abbildungen.) — Zur Ethnologie und Geschichte des Aberglaubens. Von Hermann Brunnhofer in Aarau. V. (Schluß.) — Miklucho-Maklai's Forschungen auf der Halbinsel Malakka. — Aus allen Erdtheilen: Preisaufgaben der Pariser Eingewöhnungsgesellschaft. — Die Ueberfluthung der Sahara. — Volksetymologie. — Verschlagene Palau-Insulaner auf Formosa. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. September 1875.)

Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Die geehrten Mitarbeiter und Correspondenten des „Globus“ ersuchen wir, Zusendungen, welche für die Redaction bestimmt sind, von jetzt an nicht mehr an uns, sondern an den Redacteur des Globus

Herrn Dr. Richard Kiepert
Berlin, S. W. Lindenstrasse 13, III Tr.

zu richten.

Braunschweig, September 1875.

Friedrich Vieweg und Sohn.

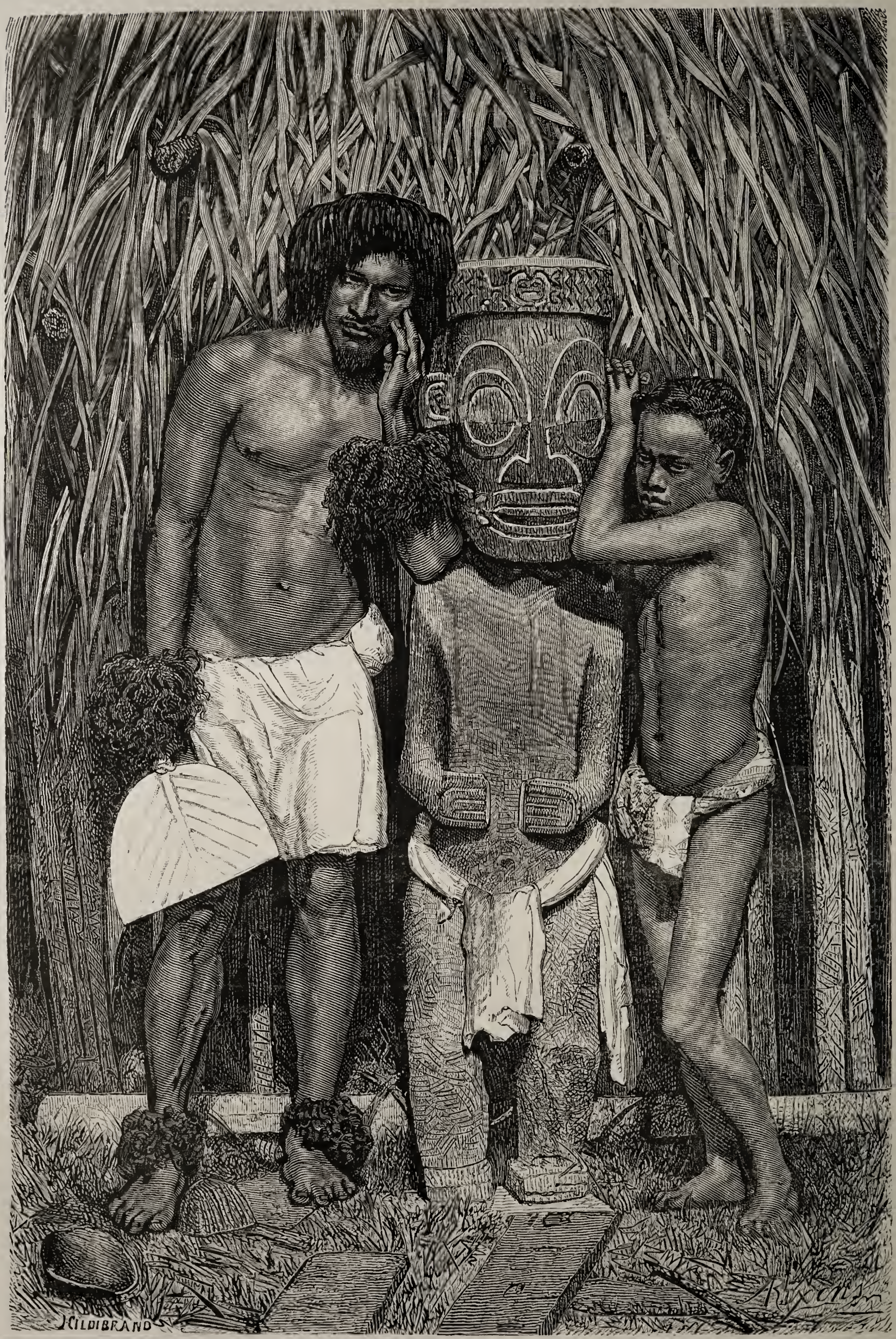
Der Markesas-Archipel.

II.

Am Morgen nach dem Besuche, welchen man bei Panmea abgestattet hatte, kam der „Nautilus“ mit der Post an. Die Postverbindung mit den Markesas wird von San Francisco aus bewerkstelligt und zwar durch Goëletten, welche auf dem Wege nach Tahiti und zurück bei Taio-Hae anlegen und mit außerordentlicher Geschwindigkeit fahren.

Die Kriegsschiffe verproviantiren sich in Taio-Hae gewöhnlich mit Ochsen, indem das Gouvernement eine Herde solcher Thiere besitzt. Dieselben weiden frei im Gebirge und es wird jedesmal die erforderliche Anzahl geholt. Der Hammel ist selten in Nuku-Hiwa, während auf der benachbarten Insel Ua-Pu die Mission eine beträchtliche Herde besitzt. Ein Walfischboot unter dem Befehle des Mutoi von Taio-Hae holt von dort die verlangte Zahl, gewöhnlich etwa ein Dutzend.

Der Markesas-Archipel kann im Augenblicke keine große Bedeutung beanspruchen. Als die Franzosen von den Inseln Besitz nahmen, erhielten die südöstliche und nordwestliche Gruppe derselben jede einen besondern Befehlshaber und es wurden in Waitahu und Taio-Hae verschiedene gemeinnützige Arbeiten begonnen. Am 8. Juni 1850 wurde der Archipel zu einem Deportationsorte für politische Verbrecher bestimmt, während ihm sowohl rücksichtlich der Ausdehnung wie der geographischen Lage und der Fruchtbarkeit die unerläßlichen



Eingeborene der Markesas bei einem Götzenbilde.

Bedingungen zu einem wichtigen Marine- oder Handelsetablissement fehlen. Das ganze Leben und der ganze Verkehr ist auf Taio-Hae beschränkt, wo amerikanische und englische Kaufleute kleine Handelshäuser gegründet haben.

Die Einwohnerzahl von Taio-Hae ist nicht sehr groß und muß, nach den vielen und verfallenen Hütten in den jetzt einsamen Thälern zu schließen, einen bedeutenden Rückgang erfahren haben. Auch haben die Eingeborenen in Folge der Berührung mit den Europäern und des Einflusses, den die Missionäre üben, einen großen Theil ihrer alten Sitten aufgegeben.

Die Bevölkerung des ganzen Archipels kann, wie schon gesagt, auf etwa 12,000 Seelen veranschlagt werden, von denen 6000 auf Hiwa-Oa, 2700 auf Nuku-Hiwa, 1220 auf Ua-Pu, 1000 auf Fatu-Hiwa, 630 auf Tauata und 450 auf Ua-Uka fallen.

Die große Hungersnoth, welche vor etwa funfzig Jahren die Markesas heimsuchte und eine große Zahl von Krankheiten im Gefolge hatte, trug dazu bei, die Zahl der Bewohner zu verringern. Die Greise erinnern sich noch jetzt mit Schrecken jener Zeit, wo man sich aus Noth gegenseitig verzehrte.

Der Resident in Taio-Hae besitzt eine große Sammlung von Waffen, Kriegsanzügen und sonstigen Geräthen der Eingeborenen. Das bemerkenswertheste Stück dieser Sammlung ist ein roh aus Holz geschnitztes Bild des Gottes Tiki, welcher bei dem noch heidnischen Theile der Bevölkerung des Archipels in großem Ansehen steht. Das Bild stellt einen monströsen Menschen mit ungeheuern Augen und einem sehr großen Munde dar, dessen Beine gekrümmt sind und dessen Arme sich dem Körper eng anschmiegen. Daneben enthält das Museum noch einige andere Nachahmungen dieses Götzenbildes, die aus einem rothen Steine von großer Härte geschnitten und nur einige Centimeter lang sind, und außerdem verschiedene Halsbänder von Meerschweinzähnen sowie Perlmutterangeln von etwa einem Centimeter Länge. Diese Sammlung ist um so werthvoller als es kaum gelingen dürfte, eine gleiche zusammenzubringen.

Seit der Ankunft der Europäer üben nämlich die Eingeborenen ihre einheimische Industrie nicht mehr. Sie ziehen jetzt ein Feuergewehr den alten Wurfgeschossen vor und ihre großen Pirogen sind durch Boote verdrängt worden, welche entweder in Taio-Hae gebaut werden oder die sie sich von den Walfischjägern verschaffen, welche die Insel besuchen.

Was die Geschichte des Archipels betrifft, so sind in dieser Beziehung folgende Daten bemerkenswerth.

Als im Jahre 1842 der Contreadmiral Petit-Thouars von den Markesas Besitz nahm, wurde in Frankreich die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Inseln gelenkt, die durch eine Bevölkerung bewohnt waren, welche noch in keiner Weise die Sitten der sie besuchenden Seefahrer angenommen hatte, während die übrigen Inselgruppen des Stillen Oceans, wie die Gesellschafts- und die Sandwichinseln, schon längst auf dem Wege der Civilisation rasch vorwärts gegangen waren. Der Anblick der Eingeborenen, welcher dem, der dieselben nicht näher kannte, Furcht einflößte, die Schweigsamkeit derselben, die wenigen Hülfsquellen, welche die Inseln boten, waren der Grund, daß dieselben so lange unbeachtet geblieben waren. Nur einzelne amerikanische Walfischjäger, welche Brennholz und Wasser einnehmen wollten, besuchten die Markesas und die Capitäns derselben wußten nur wenig Auskunft zu geben. Dazu kam noch, daß Streitigkeiten, welche durch das Betragen der Schiffer zwischen diesen und den Eingeborenen entstanden, wesentlich dazu beitrugen, den schlechten Ruf der letzteren zu vergrößern.

Indeß konnte sich Alvaro Mendaña de Neira, als er die südöstlichen Inseln des Archipels entdeckte und am 21. Juli 1595 auf der Insel Tauata, welche er Santa Christina nannte, landete und in dem von ihm la Madre de Dios genannten Hafen (Waitahu) verweilte, damals nur lobend über die Haltung der Bevölkerung aussprechen.

Die Markesas geriethen dann in Vergessenheit bis Cook im Jahre 1774 sie aufs Neue entdeckte und in der Bay von Waitahu Anker warf. Auch er sprach sich nur lobend über die Eingeborenen aus, so daß die Inseln eine der wenigen Stellen wurden, wo er seine Anwesenheit nicht mit Blut bezeichnet hat.

Im Jahre 1791 entdeckte der amerikanische Capitän Ingraham, welcher das Bostoner Schiff „Hope“ führte, die Inseln der nordwestlichen Gruppe und gab ihnen Namen. Ihm folgte bald der Franzose Etienne Marchand, Commandant der Marseiller Brigg „Solide“, welche durch das Handelshaus Baux ausgerüstet wurde, um an der nordwestlichen Küste Amerikas Pelzwaaren einzunehmen.

Marchand verkehrte mit den Bewohnern Waieos, das er Bon-Accueil nannte, und ergriff am 22. Juni 1791 im Namen Frankreichs Besitz von dieser Insel sowie von einer größern, die er im Norden fand.

Im Monat März 1792 traf Lieutenant Hergest, Befehlhaber des „Dädalus“, welcher den Auftrag hatte, der englischen Expedition unter Vancouver Provisionen zuzuführen, in Waitahu ein und kehrte im Februar 1793 in die Bay von Taio-Hae zurück.

Einige Monate später erschien auch die amerikanische Flagge vor diesen Inseln, indem Capitän Roberts mit dem Handelsschiffe „Jefferson“ mehrere Monate hindurch in dem Hafen von Waitahu verweilte.

Ingraham und Marchand, sodann Hergest und später Roberts gaben den Inseln verschiedene Namen. Glücklicherweise sind dieselben aber von den Eingeborenen ebenfalls benannt worden, wenn auch noch einige Verwirrung bezüglich ihrer Bezeichnung und der Orthographie der Namen herrscht.

Bald ward der Markesas-Archipel häufiger von Schiffen besucht. Im Juni 1797 kam der „Duff“ an, welcher auf Kosten der Missionsgesellschaft zu London ausgerüstet worden war, um protestantische Missionäre nach den verschiedenen Inselgruppen Oceaniens zu befördern. Das Schiff lief in den Hafen von Waitahu ein und ließ dort William Pascal Crook als Geistlichen zurück. Ein von einem Handelsschiffe desertirter Italiener, welcher kurz nach der Abfahrt des „Duff“ sich auf der Insel niederließ, wiegelte die Eingeborenen gegen diesen Missionär auf. Mit Hülfe eines Gewehres und der erforderlichen Munition, die er mit sich führte, erlangte er großen Einfluß bei den Häuptlingen und veranlaßte dieselben, um sein eigenes Ansehen zu vermehren, zu einem blutigen Kampfe mit den Bewohnern von Hiwa-Oa und einem die Insel Tauata bewohnenden Volksstamme.

Crook entrann dem Tode nur dadurch, daß er an Bord eines kleinen Schiffes, der „Betsey“, floh. Nach mehreren Versuchen, sich auf Da-Pu und Nuku-Hiwa niederzulassen, begab er sich nach Sydney, wo er friedlich lebte. Ein später von ihm unternommener Versuch, nach den Markesas zurückzukehren, mißlang ebenfalls.

Im Jahre 1804 verweilte der russische Seefahrer Krusenstern längere Zeit mit seinen beiden Schiffen „Nadeshda“ und „Neva“ in Nuku-Hiwa, wo er einen Engländer und einen Franzosen fand, die mit einander in erbittertster Feindschaft lebten.

Im Jahre 1813 kam der amerikanische Commodore David Porter mit seinen beiden Schiffen „Essex“ und „Essex junior“ nach Taio-Hae, und zugleich mit den Prisen, die er,

während er im Südmeere kreuzte, den Engländern abgenommen hatte. Der Platz schien ihm geeignet zur Anlage eines Arsenals und er nahm deshalb im Namen der Vereinigten Staaten Besitz von Nuku-Hiwa. Der Congreß verfolgte diese Besitzergreifung nicht und Porter verließ deshalb Taio-Hae am 13. December wieder, eine schwache Besatzung zurücklassend. In Folge von Streitigkeiten mit den englischen Gefangenen und den Eingeborenen mußten indeß die Amerikaner ihre Niederlassung wieder aufgeben.

Im Jahre 1835 kam ein Franzose, Baron Thierry, in Nuku-Hiwa an und erklärte sich zum Könige der Insel. In den Händen eines jungen Wilden, Wawanuha, ließ er folgendes eigenthümliche Schriftstück, welches später durch Capitän Jacquinot gefunden wurde.

„Wir, Charles, Baron de Thierry, oberster Herr von Neuseeland und König der Insel Nuku-Hiwa, bezeugen mit Freuden, daß Wawanuha, Häuptling von Portua (?), ein Freund der Europäer ist und daß er sich zu Unserer Genugthuung stets bescheiden und wohlwollend gehalten hat. In Folge dessen empfehlen Wir ihn der Fürsorge aller Schiffer, welche hier in voller Sicherheit verweilen können.

Gegeben zu Port-Charles (Taio-Hae)', Insel Nuku-Hiwa, am 23. Juli 1835.

Charles, Baron de Thierry.

Im Namen des Königs.

Ed. Fergus, Oberst und Adjutant."

Endlich im Jahre 1842 nahm der Contreadmiral Petit-Thonars im Namen Frankreichs die Inseln in Besitz. Von hier an begann eine neue Aera für die Markesas.

Von Taio-Hae segelte der „Vaudreuil" nach der Nachbarinsel Ua-Pu, deren Berge, durch bizarr geformte Pics gekrönt, von Taio-Hae aus gesehen einer Reihe von

Der König von Waitahu und seine Frau.

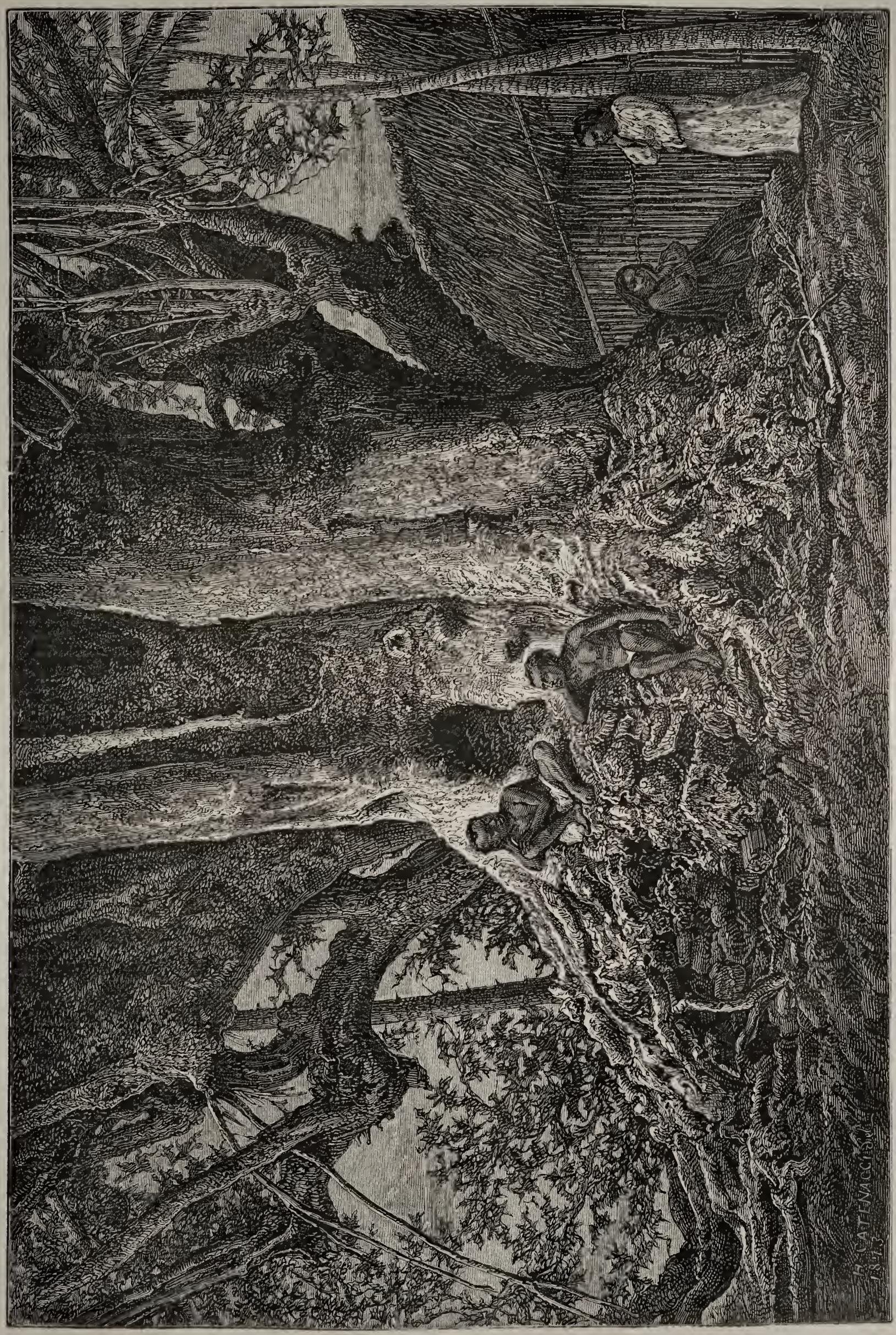
Glockenthürmen gleichen. Man warf auf einige Stunden in der Bay von Anen Anker. Hier stellte sich ein protestantischer Beamter, wahrscheinlich ein einfacher Sandwichinsulaner, ein, um seine Personalsteuer an den Residenten zu zahlen, der sich an Bord befand.

Die Hauptniederlassung der katholischen Missionäre ist an der Bay von Hakahau, die an der östlichen Spitze der Insel liegt. In Anen nämlich ist die Rhede nicht besonders und es befinden sich daselbst weder Wohnungen noch Brot- noch Kokosbäume. Einige Sträucher, welche den Lauf eines kleinen Baches bezeichnen, bilden die ganze Vegetation.

Nicht weit entfernt, mehr westlich, befindet sich die Bay von Hakahetau, an welcher die Missionäre eine Capelle gebaut haben. Hier oder in der Nachbarbay Haákuti war es, wo Marchand am 22. Juni 1791 im Namen Frankreichs von der nordwestlichen Gruppe der Markesas-Inseln Besitz ergriff.

Auf der Insel Ua-Uka, welche darauf besucht wurde, contrastirt ebenso wie in Taio-Hae ein in reichem Grün prangendes Thal mit den kahlen und schwarzen Felsen, die dasselbe einschließen. In der Nähe des Strandes erheben sich inmitten einer Art von Pflanzung einige wohlgebaute und von einer Steinmauer umzogene Hütten. Eine derselben ward besucht. Die Ankömmlinge wurden von einem alten Amerikaner empfangen, wahrscheinlich einem Deserteur eines Walfischbootes, welcher beinahe ebenso tättowirt war wie die Eingeborenen. Er wohnt hier länger als zwanzig Jahre. Mit Erstaunen vernahm man, daß er seine Muttersprache nicht im Geringsten verlernt habe.

Von Ua-Uka segelte der „Vaudreuil" nach Hiwa-Oa, der größten und meist bevölkerten Insel des Archipels. Man ankerte in der an der Westspitze gelegenen Bay Hanamenn, welche durch große, thurmähnliche Felsen in zwei Hälften geschieden wird. Auf der Spitze dieser Felsen ge-



Boa oder Baui der Königin auf Nuku-Hiwa.

wahrte man einige Wohnungen. Die Stämme, welche die Umgegend der Bay bewohnen, waren augenblicklich im Kriege mit einander.

Einige Kanaken stiegen von den Felsen mit großer Geschmeidigkeit nieder, während Boote und Pirogen die Häuptlinge der feindlichen Stämme an Bord des „Vaudreuil“ brachten. Der Commandant hielt eine ernste Ansprache an dieselben, die von dem Mutoi von Taio-Hae als amtlichem Dolmetscher übersetzt wurde. Schließlich versöhnten sich die Feinde und nahmen mit Freuden einige Geschenke entgegen, die ihnen der Commandant im Namen der französischen Regierung machte.

Unterdessen besuchten einige Eingeborene in Begleitung ihrer Frauen das Schiff. Die jüngeren Frauen sind recht hübsch, sie sind graciös gewachsen und ihre Haltung ist sicher und fest, während die sichtbare Neigung zum Dickwerden durchaus nichts Störendes hat. Der Hals fügt sich anmuthig an die Schultern, die Brust ist nicht zu stark und ihre Taille, wenn auch ein wenig dick, macht keinen unangenehmen Eindruck. Sie sind gewohnt, mit Europäern zu verkehren, da die Bay häufig von Walfischjägern besucht wird. Ihre Vorliebe für den Taback ist wahrhaft unglaublich. Die meisten Frauen färben den Körper gelb mit Eka-moa, deren Hauptbestandtheile Kokosöl und die Wurzel einer Curcumaart bilden. Die Masse hat den Zweck die Moskitos abzuhalten und die Haut hell und geschmeidig zu machen.

Die Bewohner des Archipels haben von den Europäern gelernt, aus den Blüthenkelchen der Kokospalme Branntwein zu brennen; sie betrinken sich oft, und ihre Wuth kennt dann keine Grenzen.

Einige von der Mannschaft des „Vaudreuil“ begaben sich ans Land und fanden dort einen Leichnam, welcher nach der Sitte der Eingeborenen unter einem auf vier Pfählen ruhenden Dache ausgestellt war. Das Einbalsamiren der Leichen, Hakapahaá genannt, welches gewöhnlich die Weiber besorgen, besteht darin, daß der Körper mit Kokosöl eingerieben wird, wonach man denselben (Tupapako) auf eine große Platte legt, die Arme auf eine horizontale Stange gestützt. Nach einigen Tagen läuft eine eitrige Flüssigkeit aus dem Körper, auf dem die Würmer umherkriechen. Die Weiber, welche sich dieser schrecklichen Arbeit unterziehen, können sich nicht die Hände waschen, um zu essen; sie lassen sich an der Seite der Leiche nieder und manche tauchen sogar ihre Popoi in die Flüssigkeit, welche derselben entquillt. Der furchtbare Geruch, welcher entsteht, hindert die Eingeborenen nicht, ihre Beschäftigungen vorzunehmen; man lacht, schwatzt und ißt ganz nach Gewohnheit. Fast immer sind diejenigen, welche mit dem Hakapahaá zu thun haben, krank oder sterben bald.

Die Eingeborenen der Markesas sind alle sehr gleichgültig gegen den Eintritt des Todes, vorausgesetzt, daß derselbe auf natürlichem Wege durch eine Krankheit erfolgt, aber sie fürchten den gewaltsamen Tod, namentlich den Tod im Kriege, letztern wahrscheinlich, weil sie sich durch denselben entehrt glauben.

Ist ein Eingeborener sehr krank, so fertigt man vor seinen Augen seinen Sarg an, welcher einer Piroge ähnlich sieht. Tritt Genesung ein, so wird der Sarg bis zu einer andern Gelegenheit aufbewahrt, jedenfalls bleibt er für die Person bestimmt, für welche er gemacht worden ist.

Aus der Bay Hanamenu auslaufend umsegelte der „Vaudreuil“ das östliche Cap von Hiwa-Da, um in Waitahu Anker zu werfen. Dieser östliche Theil der Insel, Henua ataha, das heißt wüstes Land genannt, enthält die höchsten Berge von Hiwa-Da.

Die wilden Lissu an der Grenze von Yünnan und Tibet.

Im äußersten Nordwesten der Provinz Jünnan, welche unsere Leser aus Garnier's Schilderungen schon theilweise haben kennen lernen, aber viel weiter nach dem innern Hochasien hinein, als je eine englische oder französische wissenschaftliche Expedition gelangt ist, haben sich seit Jahren französische Missionäre niedergelassen und suchen dort ihrer Religion Anhänger zu gewinnen, auch wohl ab und zu der Länder- und Völkerkunde einen kleinen Beitrag zu spenden, wie namentlich der Abbé Desgodins. Es ist das an jener merkwürdigen Stelle, wo auf einem Raume von kaum zwölf Meilen Breite drei der riesigsten Ströme Asiens in paralleler Nordsüdrichtung ihre Betten Tausende von Fußen in den harten Fels gewühlt haben, um dann wenige Breitengrade südlicher ganz verschiedene Wege einzuschlagen und sich in drei verschiedene Meere zu ergießen: es sind von Westen nach Osten gehend der Lu-tse-kiang oder Lu-kiang, der als Salwen in den Bengalischen Meerbusen fällt, dann der Lan-tsan-kiang, der weiter unten den bekanntern Namen Mekhong führt und dem Meere von Siam tributär ist, und endlich als der östlichste und gewaltigste der Jang-tse-kiang, der nach Osten umbiegend das ganze eigentliche China durchströmt und mit den seit undenklichen Zeiten mitgeführten Erd- und Schlammmassen das Gelbe Meer auszufüllen sich bestrebt.

An dem mittelsten dieser Ströme, dem Lan-tsan-kiang, liegt etwa unter 28° nördl. Br. auf dem rechten Ufer die Station Tse-ku und etwa acht Tagereisen nördlicher, unter 29°, auf dem linken Ufer und in 2375 Meter Höhe Yerkalo, schon jenseits der Grenzen Yünnans und damit des eigentlichen Chinas. Die Umgegend ist reich an edlen Metallen; an vielen Stellen findet man Gold, in Yetscha Silber und Queckfilber, in Hui-long Kupfer u. s. w. Aber wenn dies Gebiet auch officiell zu Yünnan gerechnet wird, so ist es doch von wirklicher Unterthänigkeit weit entfernt, wie aus folgendem Berichte des Abbé Desgodins in Yerkalo hervorgeht. (Bulletin de la société de géographie. Juillet 1875.)

Im Jahre 1871 war der Mukwa, d. h. der eingeborene Häuptling, von Ye-tsche durch die Buddhapriester von Hong-pu ermordet worden und um ihn zu rächen rief seine Familie 2000 wilde Lissu, die unter ihrer Botmäßigkeit standen, herbei. Von Süden, von den Ufern des Lu-kiang und Lantsan-kiang, strömten dieselben herbei auf Tse-ku los; aber zum größten Erstaunen Aller bezeigten sie vor den dortigen Missionären Biet und Duberuard den tiefsten Respect und erlaubten sich auf dem ganzen Gebiete der Mission weder Gewaltthätigkeiten noch Plünderungen, von denen sie sonst sehr große Freunde sind — denn sie kannten den gerechten und wohlthätigen Sinn der Missionäre. Auf dem andern rechten Ufer des Stromes aber, welches jenen Lamas ge-

hörte, plünderten sie die Dörfer, zündeten sie an, trieben das Vieh fort und schleppten viele Menschen in die Gefangenschaft. Die Missionäre brauchten ihren Einfluß, um einige der letzteren loszubitten — und die Folge davon war, daß, als die beutebeladenen Lissu in ihre Berge heimgekehrt waren, die geflüchteten Dorfbewohner vom rechten Ufer herüberkamen und die Franzosen inständigst baten, ihre Macht zu Gunsten ihrer weggeführten Verwandten zu benutzen. Da nun auch den Europäern daran lag, neuen Einfällen der Wilden vorzubeugen, bei denen die Mission vielleicht nicht so glimpflich weggekommen sein würde, die Stimmung derselben zu erforschen und sie zu beruhigen, so wurde auch wirklich Pater Dubernard mit 5 bis 6 Begleitern, welche die Lissus schon kannten, als Vermittler abgesendet. Am zweiten Tage der anfangs nach Nordwesten gerichteten Reise überschritt er die Wasserscheide zwischen Mekhong und Salwen, die zugleich die Grenze zwischen Yünnan und dem Lande der Lu-tse oder Anong bildet, welche unter dem vom chinesischen Beamten in We-si abhängigen Lama von Tscha-mu-tong stehen. Sie bewohnen ein herrliches, üppig fruchtbares Land — aber die schönen anbaufähigen Thäler dienen nur Nomaden zum Aufenthalte, welche dort nichts treiben als die Jagd auf Antilopen, Hirsche, Bären, Moschushirsche, dreifarbige Füchse, fliegende Eichhörnchen u. s. w.

Folgenden Tages ging es nun bergab durch die Dörfer der Lu-tse, denen der den Missionären freundlich gesinnte Lama befohlen hatte, den Fremden gut aufzunehmen. Ueberall fand er darum den am vorigen Tage noch so verwachsenen Pfad durch den Tschre-pei (das Waldmesser) gereinigt; am Eingange jedes Dorfes wurde er von dem Besset oder Schulzen empfangen und mit Früchten und Wild beschenkt. Am fünften Tage erreichte er endlich den Lu-kiang beim Dorfe Gië-sse, das in der fruchtbarsten Gegend gelegen nur von Feldern des Bergreises umgeben war, welcher nicht so beständige Bewässerung verlangt wie der chinesische.

Nun ging es am linken Ufer des Lu-kiang hinab, bis nach drei weiteren Tagemärschen das Gebiet der Lissu, welche stets die Lu-tse und ihren Lama bedrohen, erreicht war. Aber seine Zwecke setzte Dubernard nicht durch; sein Empfang war zwar der beste, den er sich wünschen konnte, und die Lissu versprachen ihm auch, von weiteren Einfällen abzustehen; aber bei ihrem Wankelmuth glaubte er ihren Worten nur geringes Gewicht beimessen zu dürfen, und da sie auch die Gefangenen nur auf Bedingungen hin, die der Missionär nicht eingehen konnte, freigeben wollten, war seine Sendung als gescheitert anzusehen.

Interessant ist aber was er sonst von jenem wilden Stamme zu berichten weiß.

Ihre Unterthänigkeit unter China ist zum Theile mehr scheinbar als wirklich; sie ist bei den am linken Ufer des Lan-tsan-kiang (Mekhong) hausenden Lissu eine vollständigere, weil dieselben den chinesischen Mandarinen und den eingeborenen Mossohäuptlingen näher hausen, auch nicht in compacter Masse zusammensitzen: sie zahlen letzteren ziemlich regelmäßig Tribut und leisten, wie die übrige chinesische, tibetanische und Mossobevölkerung Frohn- und Kriegsdienste. Die Lissu des rechten Ufers dagegen sind viel schwieriger zu behandeln, wollen von Tribut nichts wissen, sondern bringen ihren Häuptlingen nur Geschenke, welche diese mit Festen erwiedern müssen. Zu Frohndiensten dürfte man sie kaum heranziehen können; aber zur Theilnahme an Kriegen treibt sie ihr wilder Sinn und ihre Beutegier von selbst, wie denn auch einige hundert Mann von ihnen als Freiwillige gegen die Panthes in Yünnan zu Felde gezogen sind.

Was die Lissu am Lu-kiang anlangt, so stehen sie unter dem Mukwa von Ye-tsche, der bei ihnen alljährlich durch einen Beamten einen unbedeutenden Tribut einsammeln läßt: das ist ihr ganzes Unterthanenverhältniß zu China. Für ihre inneren Angelegenheiten haben sie Häuptlinge, welche sie sich entweder selbst wählen, oder die ihnen der Mukwa schickt, und der nimmt dazu stets die unruhigsten Köpfe, um sie dadurch für sich zu gewinnen. Diese Politik hatte ihre Früchte getragen: die Lissu verschonten das chinesische Gebiet mit ihren Einfällen und das Land genoß einen ungewohnten Frieden; denn sie liebten und fürchteten den Mukwa zu gleicher Zeit, und als er ermordet worden war, ließen sie sich nicht zweimal bitten, seinen Tod zu rächen.

Am Lan-tsang-kiang sind ihre alle 20 bis 30 Jahre mit traditioneller Regelmäßigkeit wiederkehrenden Einfälle sehr gefürchtet. Aber nie unternehmen sie dieselben, ohne zuvor den chinesischen oder Mossomandarinen, den sie angreifen wollen, zu benachrichtigen und zwar mittelst eines Muke, wie es die Chinesen, oder Tsching-tschram, wie es die Tibetaner nennen. Es ist das eine mit dem Messer eingekerbte Ruthe, an welcher bestimmte Gegenstände befestigt sind, z. B. eine Feder, ein angebranntes Stück Holz, ein kleiner Fisch u. s. w. Der Ueberbringer muß die Kerben und Gegenstände erklären. Erstere bedeuten z. B. die Hunderte oder Tausende von anrückenden Kriegern; eine Feder, daß sie mit der Schnelligkeit eines Vogels kommen, ein angebranntes Stück Holz, daß sie alles auf ihrem Wege verbrennen, ein Fisch, daß sie Jedermann ins Wasser werfen werden u. s. f. Diese symbolische Sprache, welche bei allen wilden Stämmen jener Gegend sehr verbreitet ist — in derselben Weise übermitteln die Häuptlinge ihre Befehle an ihre Untergebenen —, erinnert lebhaft an jene Botschaft, welche die Skythen dem in ihr Land einbrechenden Perserkönige Darius sandten (nämlich eine Maus, einen Vogel und ein Bündel Pfeile, mit der Bedeutung, daß, wenn er, Darius, nicht wie eine Maus unter die Erde kriechen oder wie ein Vogel sich in die Lüfte zu erheben vermöchte, ihn ihre Pfeile schon erreichen würden).

Die Kriegserklärungen der Lissu haben sehr häufig gar keinen besondern Grund und meist sagen sie, die Zeit sei nun gekommen, das Joch ihrer Herren abzuschütteln, gleichviel ob dieselben gerecht oder ungerecht sind. Namentlich bedrohen sie stets We-si, wo man nur mit Schrecken daran denkt, wie viel Frauen und Kinder sie schon geraubt und in die weite Ferne verkauft haben. Trotz alledem giebt es in den Berichten der officiellen Welt keine Lissu mehr; kein Mandarin spricht diesen Namen aus und der Hof in Peking glaubt, daß schon vor Jahren der letzte dieses Stammes von den chinesischen Truppen vernichtet worden sei — denn so hatten die Mandarinen nach Peking gemeldet. Wenn diese aber jetzt von den Lissu reden wollen, nennen sie dieselben Panyi (verdorben aus Ba-yül), ein Name, welcher vielmehr einen mehrere Tagereisen weiter westlich und jenseits des Lu-tse-kiang wohnenden Lu-tse-Stamm bezeichnet, der mit den chinesischen Behörden nichts zu schaffen hat und dieselben nie in Ungelegenheiten bringen kann.

Es sind 40 bis 50 Jahre her seit der Empörung, welche zu jener diplomatischen Fiction den Anlaß gab: es war die schrecklichste von allen und viele Leute entsinnen sich dort noch der entsetzlichen Verwüstungen an den Ufern des Lan-tsang-kiang. Von Ye-tsche bis We-si lagen alle Ortschaften in Trümmern und die ausgesandten chinesischen Truppen waren stets aufs Haupt geschlagen worden, bis die Reihe auch an die Lissu kam, dieselben besiegt und in ihre Berge zurückgeworfen worden waren und sie ihre Rädelsführer ausliefern mußten. Damals schrieben die Mandarinen im Hochgefühle ihres Sieges nach Yünnan hin, daß von den Barbaren, die einst We-si bedrängt hätten, keiner mehr übrig geblieben sei.

Dieselben haben sich aber nichtsdestoweniger, Dank dem letzten 1871 ermordeten Minkwa von Ye-tsche, trefflich erholt, vermehrt und stehen jetzt kräftiger als zuvor da.

Als Räuber bei allen Nachbaren gefürchtet bestehlen doch die Lissu sich unter einander nur äußerst selten, weil ihre Häuptlinge dies mit strengen Strafen ahnden; wie dieselben denn auch einen gewissen Corpsgeist unter ihren Untergebenen aufrecht zu erhalten verstehen, welcher ihren Raubzügen trefflich zu Statten kommt. Auf diesen Zügen, die so recht ihrem unruhigen Charakter und ihrer Beutegier behagen und wo sie ihre Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer im Zurücklegen von Wegen, die kein anderer Sterblicher machen kann, üben, führen sie nie Vorräthe mit sich — wo sie hinkommen, verschaffen sie sich ihren Lebensunterhalt durch Diebstahl oder Gewalt. Sie haben auf der Jagd nichts bei sich als eine Armbrust mit vergifteten Pfeilen und einen langen Säbel, den sie sehr geschickt führen; im Kriege kommt noch ein aus spanischem Rohr geflochtener Schild dazu.

So wild und unbändig sie sind, werden sie doch treue Freunde dessen, der ihr Zutrauen gewonnen hat. Sie leben meist dorfweise inmitten ihrer Anpflanzungen, treiben sich aber viel in den Bergen auf der Jagd herum. Außer den Aeckern in der Nähe ihrer Dörfer bestellen sie auch zeitweilig draußen in den Bergen ein durch Feuer vom Holze gereinigtes Stück Land, das sie verlassen, sobald seine Kräfte erschöpft sind oder sobald dort ein Familienmitglied gestorben ist.

Ihre Wohnungen sind nur elende mit Gras bedeckte Hütten, deren Fußböden und Wände aus schlecht geflochtenem Bambus bestehen, durch den der Wind hindurchpfeift.

Ihre Kleidung, wenigstens die der Männer, gleicht im Schnitt der chinesischen und besteht aus eigen gewebtem Hanf. Nicht selten sieht man einzelne Leute mit prächtigen Seidengewändern angethan, die sie auf ihren Raubzügen in China gestohlen haben. Aber sie schätzen dergleichen Kostbarkeiten nicht höher als ihre rohen Hanfkleider und tragen den theuern Stoff ebenso auf der Jagd oder beim Feldbau wie an Festtagen. Das eigenthümlichste Stück der Frauentracht ist die Kopfbedeckung, eine Kappe mit Ohrenklappen und ganz mit Kaurimuscheln bedeckt.

Die Kriegsgefangenen sind Sklaven, ohne daß ihr Loos ein sonderlich hartes wäre. Denn der Sklave wird wie ein Familienmitglied betrachtet, lebt unter demselben Dache, ißt dieselbe Speise, kurz theilt mit der Familie Arbeit, Leid und Freude. Gefällt er seinem Herrn nicht mehr, so wird er für Vieh weiter verkauft; heirathet der Sohn des Hauses und hat nicht genügend Vieh, um seine Frau zu bezahlen, so dient wiederum er an Zahlungsstatt. Die Frau hat keinen Willen, sondern wird einfach verkauft; gefällt sie ihrem Manne, so hat sie es gut; kann er sie nicht leiden oder entstehen Zwistigkeiten, so wird sie zwar nicht mißhandelt, aber ohne Weiteres weiter verkauft. Die Lissu haben Polygamie, aber nicht, wie andere tibetanische Stämme, Polyandrie.

Ihre Religion ist der Fetischismus; sie glauben an böse Geister, welche an Quellen, auf Felsen und in Wäldern hausen und sehr gefürchtet sind. Um sie zu vertreiben haben sie Zauberer, welche Loose werfen und die Trommel schlagen, wobei einem aus gegohrenem Getreide bereiteten Getränke stark zugesprochen wird. Um Lamas und Buddhas, Götzenbilder und Tempel kümmern sie sich gar nicht. Trinken und Plündern, das sind ihre Hauptleidenschaften.

Besonders bei den Lissu vom Lu-kiang findet sich sehr viel Gold, so daß ihre Courantmünze in kleinen Goldkügelchen besteht. Dieselben werden mittelst der chinesischen Wage gewogen und selbst die Kinder verstehen dieselbe vortrefflich zu handhaben.

Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich.

Von **J. Mestorf.**

Die unter obigem Titel kürzlich veröffentlichte kleine Schrift des durch frühere archäologische Forschungen bekannten Dr. Math. Much in Wien beweist wieder einmal, welcher Nutzen für die vorgeschichtliche Alterthumskunde daraus erwächst, wenn ein begrenztes Terrain vor einem sachkundigen, scharfen Auge abgesucht wird. Herr Much wählte zu seinen Untersuchungen das Gebiet, welches von der Donau, der March, der Thaya und dem Kamp umflossen ist, wahrhaft classischen Boden, auf dem der Mensch schon mit roh behauenen Steinwaffen den Elephanten jagte, und nachdem er die verschiedenen Culturstadien durchlaufen, vor mehr als anderthalb Jahrtausend bereits zu einer Kraft und Intelligenz sich entwickelt hatte, welche selbst den ersten Kriegsheeren der Welt Achtung einflößten. Die von dem Verfasser untersuchten und beschriebenen Wohnplätze liegen an den Ufern der Donau und March und sind sowohl hinsichtlich ihres örtlichen als ihres archäologischen Charakters der Art, daß sie zu den ältesten historischen Nachrichten über jene Gegenden in Beziehung treten. Man hatte die in dem Boden lagernde Hinterlassenschaft der alten Bewohner bisher unbeachtet gelassen, weil man nicht bedachte, daß einige verrostete Eisenstücke, Topfscherben und Knochen unter den Händen desjenigen, der ihnen Rede abzulocken weiß, zu kostbaren Documenten werden können. Dies aber hat Herr Much trefflich verstanden, indem er nicht nur die Blüthezeit dieser altgermanischen Wohnsitze mit Zahlen feststellt, sondern auch die Bewohner mit Namen nennt. In die Markomannen- und Quadenkriege führt er uns nämlich bei der Schilderung der von ihm durchforschten Localitäten und da wendet er auf die Donauufer ein Wort des Tacitus bezüglich der Rheinufer an, „weil hier wie dort die Stätten ruhmreicher Vergangenheit sich erhalten haben, riesige Waffenplätze, deren Umfang noch heute Maßstab giebt für jene Volksmassen und deren Kriegshorden und ein Zeugniß für ihren gewaltigen Auszug.“

Wir können den Verfasser nicht auf allen seinen Wanderungen begleiten, noch weniger die Correctheit seiner Beobachtungen controliren und begnügen uns, letztere vorausgesetzt, in wenigen Zügen eine der großartigsten Quadenfestungen zu zeichnen, bei deren Schilderung er selbst mit Vorliebe verweilt: diejenige von Stillfried an der March.

Der Name paßt scheinbar schlecht zu dem Bilde, welches nicht weniger als „stillfriedlichen“ Charakters ist, allein der Verfasser hat eine andere Auslegung für denselben. Still,

oder Stil, Stiel, faßt er auf in der Bedeutung von Pfahl; fried als abgekürzt von eingefriedigt. Da hätten wir einen durch Pfähle eingefriedigten Raum — eine Pfahlburg *). Das Terrain derselben bildet eine die March fast berührende Ecke des von dem untern Mannhardtsviertel auslaufenden gewellten Hügellandes, welche, am Flusse durch 20 bis 25 Fuß hohe, fast senkrechte Löswände begrenzt, im Norden und Süden durch Seitenthäler isolirt, nur im Westen mittelst eines fast ebenen Rückens mit der Hochfläche des innern Hügellandes zusammenhängt, aber auch an dieser Seite durch einen noch heute bedeutenden Wald abgeschlossen ist. Die steilen Ränder des so begrenzten Terrains beherrschen nicht nur die March, sondern die ganze gegen Osten und Süden vorlagernde Ebene. Der größte Theil dieses 27 Hectaren messenden Areals ist von Wällen umgeben, die bis zu 12 Meter Höhe ansteigen. Die landeinwärts gerichtete Westseite ist außerdem durch einen 300 Meter langen, 35 Meter breiten und 10 Meter tiefen Graben gesichert. Die Wälle bestehen aus Lös; der größere ist ein sogenannter Brandwall, dessen Construction klar zu Tage liegt. Innerhalb der Wälle liegen zwei „Tumuli“ und ein „thurmartiges Erdwerk“. Vier Thore scheinen ursprünglich in diese Festung geführt zu haben, die, 400 Quadratmeter auf eine Familie von je fünf Personen gerechnet, 2000 Einwohner gefaßt haben würde, in Kriegszeiten aber wohl ein zehnfach größeres Heer, weil zur Vertheidigung des großen Werkes Tausende von Kriegern erforderlich waren.

Gegenwärtig ist die Ostseite des Terrains mit Weingärten und Feldern bedeckt. Die Westhälfte, auf der eine einsame Kirche liegt, bildet eine trockene Weide, die in Folge heftiger Regengüsse tiefe Einrisse zeigt, und an den Wänden dieser tiefen Risse war es, wo Herr Much die ersten irdenen Scherben, Knochen, Wandbewurfstücke, Aschenlager u. s. w. entdeckte. Wo man innerhalb der Wälle den Spaten in den Boden senkt, fördert man ähnliche Dinge ans Licht. Unter den Fundstücken sind besonders hervorzuheben: ein eisernes, zweischneidiges Schwert (vom Typus der Schwerter des Nydamer Moorfundes), ein elfenbeinerer Kamm (ebenfalls den Kämmen aus den großen schleswigschen und dänischen Moorfunden gleichend), Fragmente von Thongefäßen und zwei römische Silbermünzen, eine von Probus, eine andere von Faustina d. J.

Zeigten schon diese Fundstücke in das zweite und dritte Jahrhundert nach Christus zurück, so fand der Verfasser dafür weitern Belag in einem längs des über das ganze Terrain führenden Weges zu Tage tretenden weißlichen Gesteine, in welchem er Mörtel erkannte und zwar einen Mörtel von derselben Beschaffenheit, wie derjenige am Triumphbogen des nur sieben Stunden Weges entfernten Carnuntum, jener berühmten Römerstadt, welche 374 von den Quaden zerstört ward. Auch römische Ziegel fand Herr Much und zwar mit demselben Fabrikzeichen, welches er früher an Ziegeln aus dem römischen Winterlager vor Carnuntum entdeckt hatte. Aus diesen und anderen Erscheinungen schließt nun Herr Much, daß innerhalb der Wälle einst ein römisches Castell gestanden habe. Da fragt es sich, wann dasselbe erbaut worden. Zwei Versuche der Römer nördlich der Donau festen Fuß zu fassen, sind historisch bekannt, der eine unter Marcus Aurelius, der andere unter Valentinianus. Da nun die Fundstücke und unter diesen vorzugsweise die gefundene Münze der Faustina, Gemahlin des Marcus Aurelius, auf eine frühere Zeit weisen, so nimmt Herr Much an, daß das Castell während der Markomannenkriege 166 bis 180 n. Chr. errichtet worden sei. Es scheint indessen nicht lange bestanden zu haben, da die beiden Tumuli, welche sich über den Trümmern des Gemäuers erheben, erst nach der Zerstörung desselben errichtet sein können — vielleicht zum Gedächtniß des Abzuges der Feinde.

Der Ort Stillfried war von hoher strategischer Bedeutung. Für die Römer war der Besitz dieses Bollwerkes, von wo aus die Germanen zu jeder Stunde bei Tag und bei Nacht vor den Thoren des prächtigen Carnuntum erscheinen konnten, von größter Wichtigkeit, um so mehr, da eine Wasserstraße die Communication zwischen beiden Punkten erleichterte. Nicht minder lag andererseits den Quaden daran, den festen Platz in der Nähe des großen römischen Lagers zu behaupten, von wo aus alle kriegerischen Unternehmungen nördlich der Donau ausgingen und ohne welchen sie jedem plötzlichen Ueberfalle schutzlos ausgesetzt waren. Daß die Quaden überhaupt darauf bedacht waren, die Flußthäler in ihrer Gewalt zu haben, geht nach Much daraus hervor, daß sowohl der obere Theil des Waagthales als das Marchufer durch ein System von Festungswerken geschützt waren, welche zum Theil derselben Zeit angehören wie Stillfried. Daß das an letztgenanntem Orte aufgeführte römische Castell indessen nur kurze Zeit bestanden, ließe sich auch aus der historisch bekannten Thatsache folgern, daß die Römer schon unter Marcus Aurelius und Commodus die im Quadenlande errichteten Festungen selbst zu schleifen sich genüßigt sahen.

Die Anlage und Zerstörung eines römischen Castells und die Errichtung zweier Tumuli über den Trümmern desselben bilden indessen nur Episoden in der Geschichte des großen Waffenplatzes. Um über seinen Ursprung Weiteres zu erfahren, grub Herr Much tiefer in den Boden und da ergab es sich — wir fassen die Hauptresultate kurz zusammen —, daß die ursprüngliche Anlage bis in die vorhistorische Blüthezeit des unfern gelegenen Marktes Hallstatt zurückreichen dürfte. Erst später, vermuthlich während der Römerkriege, scheint eine stürmische Zeit über den Ort eingebrochen zu sein. Colossale Aschenschichten mit eingebetteten Wandbewurfstücken, Kohlen, Scherben u. s. w. zeugen von gewaltsamer Zerstörung und furchtbaren Bränden. Die obere Schicht bietet dahingegen ein ruhigeres Bild. Die aus Flechtwerk mit Lehmanwurf bestehenden Wohnhäuser scheinen stattlicheren Holzbauten gewichen zu sein, keine Aschenhaufen zeugen von verheerenden Feuersbrünsten. Diese beiden Schichten sind so scharf getrennt, daß es an einigen Stellen scheint als habe sich über der untern eine Grasnarbe gebildet bevor eine neue Besiedelung stattgefunden. Unter den Thongefäßen aus der untern Schicht sind einige den Hallstatter Typen und gewissen niederösterreichischen Grabgefäßen derselben Zeit auffallend ähnlich; diejenigen der obern Schicht sind zwar besser gebrannt, allein Formen und Ornamente weniger geschmackvoll und mannigfaltig.

Bemerkenswerth ist ein Excurs des Verfassers über die auch zu Stillfried gefundenen sogenannten Webstuhlgewichte, vierseitige, conische Thongebilde, nach oben gelocht zum Durchziehen einer Schnur. Er kennt solche von 52 bis 2170 Grammes Gewicht und bezweifelt ihre ausschließliche Anwendung am Webstuhl. Nach Wankel's Beobachtung fehlen sie im östlichen Europa. Ich habe diese Gewichte früher von Italien bis an die Nord- und Ostsee

*) In Ortsnamen bedeutet „Fried“ allerdings Umhegung, Gehege, wie noch heute im bayerischen Dialekt. Daß aber in der Silbe „Still“ unser Stiel (mittelhochdeutsch stil = nhd. Stiel) enthalten und dieses in der Bedeutung Pfahl gebraucht sein soll, ist sehr unwahrscheinlich. Vielleicht kann der Name „stilles Gehöft“ bedeuten oder „Gehöft des Stilo“ (Personenname, dessen Diminutiv „Stiliko“, modern „Stilke“ ist). Doch sind dies beides nur Vermuthungen, welche durch eine abweichende urkundliche Form des Namens umgestoßen werden können. Letztere sind uns aber nicht zur Hand. (Nach einer Mittheilung des Prof. Dr. E. Kuhn.)

verfolgt. Die mir bekannten nördlichsten Funde sind aus Holstein. Zwei, von 794 und 805 Gramm, in Dithmarschen gefunden, werden in der hamburgischen Alterthümersammlung bewahrt, ein drittes aus dem Kirchspiel Ahrensbök (östliches Holstein) ist in den Händen eines Privatsammlers.

Als auffällig ist ferner zu erwähnen, daß Herr Much aus der untern und zwar ungestörten Schicht, derselben, in welcher er die beiden römischen Silberdenare fand, auch ein Gefäß von rothem Thon in Löwengestalt zu Tage förderte und zwar nach der Abbildung jenen bekannten Gefäßen durchaus gleichend, welche auch in Holstein und im skandinavischen Norden vorkommen und als Kircheugefäße (Lavatorien) des elften bis dreizehnten Jahrhunderts betrachtet werden.

In der obern Schicht, welche Massen zum Theil bearbeiteter Thierknochen enthielt, die noch einer gründlichen Untersuchung harren, wurde auch eine alte Schmiedewerkstätte aufgedeckt. Allein auch in der untern Schicht fand Herr Much Anhaltepunkte genug um den Ausspruch zu rechtfertigen, daß die alte „Quadenfestung" eine handel- und gewerbetreibende Stadt gewesen. Von der Ausübung letzterer zeugt zum Beispiel eine entdeckte Töpferwerkstatt, und die Alterthumsforschung hat zur Beglaubigung der Tradition, daß römische Händler das Land der Germanen durchzogen und Käufer für ihre Waaren suchten, zahlreiche Belege geliefert. Daß Stillfried ein uralter Handelsplatz gewesen, ließe sich auch daraus folgern, daß es in der Nähe einer altberühmten Bernsteinhandelsstraße lag, von welcher auch Hallstatt und Carnuntum berührt wurden. Endlich müssen wir dem Verfasser auch darin beistimmen, daß Stillfried hinsichtlich seiner örtlichen Lage lebhaft an die Beschreibung Cäsar's von der Festung der Aduatuker erinnert.

In dem zweiten Abschnitte seiner höchst anziehenden Schrift beschäftigt sich Dr. Much mit anderen Bauwerken, in welchen er vorchristliche Cultusstätten erblickt. Er unterscheidet sie als Stein- und Erdbauten. Letztere, der Zahl nach vorherrschend, bestehen in Ringwällen, Hügeln und stumpfen Pyramiden, einfach oder combinirt; letzteres so zu verstehen, daß Hügel oder Pyramide aus einem bisweilen mehrdoppelten und stufenartig ansteigenden Ringwall sich erhebt, oder daß ein zweifacher oder gar dreifacher Ringwall einen Hügel und eine Pyramide umschließt. Der Volksmund unterscheidet sie als Lee- und Hausberge. Der Leeberg ist ein Erdhügel, der Hausberg von Ringwällen eingeschlossen, somit dem nordischen „Hof" zu vergleichen.

Von 60 solchen niederösterreichischen Erdbauten liegen die meisten nördlich der Donau und zwar am dichtesten an der alten Grenze zwischen den Germanen- und Römersitzen. Einige dieser Hügel umschließen Grabstätten, was indessen ihre Bedeutung als Cultusort nicht aufhebt. Daß sie als solche aufzufassen seien, geht nach Herrn Much's Ansicht auch daraus hervor, daß auf mehreren noch heutigen Tages eine Kirche liegt, die bei Einführung der christlichen Lehre auf der Stätte des heidnischen Heiligthums erbaut worden sein dürfte. Auch pflegen die Haus- und Leeberge häufig in der Nähe kleiner Städte und Dörfer zu liegen und bilden in der Regel Gemeindeeigenthum. Vor Kurzem noch lag die Gemeinde Geiselberg mit ihrer ehemaligen Gutsherrschaft in Streit um den Besitz ihres großartigen Hausberges. Sie behauptete ihr uraltes Recht und führt das Bild des Berges in ihrem Siegel. Einige dieser Hausberge sind von imposanter Höhe. Derjenige von Stronegg nimmt mit seinem Ringwall einen Flächenraum von 12,000 Quadratmeter ein. Der Hügel ist 12, die Pyramide 4,75 Meter hoch. Wo Hügel und Pyramide innerhalb einer Umwallung liegen, pflegt ersterer letztgenannte immer an Höhe zu überragen. Von den abgestuften Hügeln denkt Herr Much, daß nur die Priester den Gipfel betreten durften, während das Volk auf den Stufen ringsum lagerte. Er erinnert an den Brief Gregor's des Großen an den Abt Melittus, in dem er gestattet, das Volk möge rund um die Kirchen, die einst Tempel waren, sich lagern in Zelten aus Baumzweigen und in gewohnter Weise Thiere schlachten und verzehren, aber unter der Anrufung Gottes.

Als Hauptergebniß der Much'schen Ausgrabungen wäre zunächst zu betrachten, daß eine an den Ufern der March seßhafte germanische Bevölkerung Erbauer von Brandwällen gewesen und daß sie im zweiten und dritten, ja vielleicht gar im vierten Jahrhundert nach Christus an der Donau noch Mal- oder Grabhügel errichteten.

Hollandsgänger.

Ein Bild aus dem Volksleben von **Franz Poppe.**

Aus den Geest- und Heidedistricten des nordwestlichen Deutschlands finden alljährlich nicht unbedeutende Wanderungen der Landbewohner nach den angrenzenden fruchtbaren Marschländern, namentlich nach Holland, statt. Diese Wanderungen sind von der Natur geboten, so gut wie die der Zugvögel. Denn in den fruchtbaren, üppigen Marschländern längs der Küste der Nordsee fehlt es zur Zeit der Ernte und auch sonst an Arbeitern, die daher gesucht sind und gut bezahlt werden. In den Heidegegenden dagegen tritt nach der Bestellung der Roggen- und Buchweizenäcker eine Zeit ein, die weniger Arbeitskräfte erfordert; daher eilen viele rüstige Männer und Jünglinge aus der ärmern Schicht der Landbevölkerung, angelockt durch den höhern Arbeitslohn, hinweg nach dem reichen Holland. Auf diese Weise ist eine Völkerwanderung im Kleinen und mit ihr eine Wanderbevölkerung entstanden.

Seit uralter Zeit, seit Jahrhunderten, ist im nordwestlichen Deutschland das sogenannte Hollandsgehen Gebrauch. Man nennt die wandernden Arbeiter Hollandsgänger, kurzweg Holländer, auch Friesländsgänger, kurzweg Friesen, weil viele derselben nach Friesland, dem nördlichen Theile Hollands, wandern.

Aus dem Oldenburgischen stellen besonders das Münsterland, der südliche Theil des Herzogthums, ferner die Wildeshauser und Delmenhorster Geest, ganz besonders auch die Kirchgemeinde Wardenburg und Umgegend ein bedeutendes Contingent zu diesen wandernden Landleuten.

Man möchte sie mit den Zugvögeln vergleichen, denn in Schaaren ziehen sie fort, in Schaaren kehren sie wieder; nur fällt bei ihnen der Abschied von der Heimath in den Frühling, die Heimkehr in dieselbe in den Herbst. Wie die

Heimkehr der Zugvögel von Jung und Alt, so wird auch die der Hollandsgänger mit Jubel und Freude von den Ihrigen begrüßt. Früher wurden sie, wenn sie schaarenweise wieder in ihre Heimathdörfer einzogen, von Freunden und Nachbarn mit Freudenschüssen bewillkommt.

Obgleich ursprünglich die ländlichen Arbeiten, wie Gras- und Getreidemähen, die Veranlassung zum Hollandsgehen gaben, so fanden sich doch nach und nach auch andere lohnende Arbeiten für die Hollandsgänger, als Härings- und Walfischfang, Canal-, Deich- und andere Wasserbauarbeiten, namentlich aber Torfgräberei und Stuckaturarbeit, denen sich nun viele Arbeiter ausschließlich widmeten. So entstanden drei Hauptabtheilungen von Holländern, die Grasmäher, die Torfarbeiter und die Stuckaturarbeiter oder „Stuckadoors".

Wie groß die Anzahl dieser Wanderbevölkerung ist, läßt sich nicht genau angeben; im Oldenburgischen mag sie sich auf nahezu Tausend belaufen.

Die Grasmäher ziehen nach den fruchtbarsten Gegenden Frieslands und Hollands, um den Knechten der reichen Mynheers beim Einheimsen des Heues und Getreides, das der Boden in Fülle hervorbringt, behülflich zu sein. Sobald sie ihre dürftigen Roggen- und Buchweizenäcker bestellt haben, brechen sie auf zur Wanderung, den Frauen und Kindern die übrige Arbeit des Sommers überlassend. Schon vor der in den September oder October fallenden Buchweizen- und Kartoffelernte können sie zurückgekehrt sein und bei derselben Hülfe leisten.

Bei der Abreise vereinigen sie sich zu kleinen Trupps und nehmen sich gemeinschaftlich einen Wagen, den sie mit Sensen und Nahrungsmitteln, namentlich Vorräthen von Speck und Schinken, bepacken. Andere nehmen die Sense auf die Schulter, hängen sich die Reiseflasche, den mit Brot und Speck gefüllten „Freßsack" um und machen die Reise zu Fuß. Gegenwärtig wird indeß von den meisten die Eisenbahn benutzt. Früher sollen sie wie die Zigeuner ihre bestimmten Wanderstriche und Plätze für die Nachtstationen gehabt haben. Da sie die ganze Reise aufs Sparsamste einrichten, so übernachten sie selten in einem Wirthshause, sondern in der Regel unter freiem Himmel, im Schutze eines Waldes oder eines einzelnen Baumes. Im Oldenburgischen giebt es sogar eine Eiche, die von diesem Umstande den Namen „Frieseneiche" erhalten hat; es ist ein wundervoller Baum, der einzig in seiner Art dasteht in dem herrlichen Buchenhaine des Stühe, nicht weit von der Stadt Delmenhorst.

Hat ein Hollandsgänger einmal einen günstigen District und einen Bauern gefunden, so kehrt er in der Regel dahin zurück. Verliert er aber seine alte Kundschaft, so zieht er von Gehöft zu Gehöft, bis er Unterkommen und Arbeit findet. In Holland wird nicht im Tagelohn gearbeitet, wie man sich ausdrückt, sondern im Accord, d. h. ein Stück Land wird den Arbeitern zum Abmähen für eine bestimmte Summe zubedungen. Zwei bis drei Arbeiter übernehmen gewöhnlich eine Fläche gemeinsam. Ist diese eben, frei von Maulwurfshügeln, ist das Gras saftig, nicht hart und mit Schilf durchwachsen, so machen sie ein gutes Geschäft. Hat aber ein dürrer Frühling die Gräser struppig gemacht, geräth die Sense häufig in Maulwurfshügel, so ist die Arbeit schwieriger, andauernder und daher weniger lohnend.

Meistens schon im August kehren die Grasmäher, mit 60 bis 80 blanken holländischen Gulden in der Tasche, wieder in ihre Heimathdörfer zurück. Frau und Kind haben schon lange auf sie gewartet und sich auf die kleinen Geschenke gefreut, die der Vater ihnen aus Holland mitbringt und unter denen für die Frau sicherlich ein Pfund kräftigen Javathees nicht fehlt. Noch willkommener für den Winter sind aber der Frau die hübschen Ersparnisse. Einer der Gulden wandert auch gewöhnlich in die kirchliche Armenbüchse, und für solche Opfergabe spricht der Herr Pastor am nächsten Sonntage in der Kirche ein Dankgebet für die glückliche Heimkehr des Hollandsgängers.

Die Torfgräber sind in der Regel Heuerleute, die sich den Miethzins in Holland zu verdienen suchen. Im Frühlinge, sobald die Witterung es erlaubt, reisen sie ab, mit einer großen Quantität Speck und vielen Eiern als Proviant versehen. Der daheim gebliebenen Frau liegt es nun ob, den ganzen kleinen Acker zu bestellen und obendrein den Bauern die im Heuercontract bedungenen Arbeiten zu leisten. Hat sie nebenbei kleine Kinder, wohl gar einen Säugling zu pflegen und zu warten, so ist ihr gewiß eine ebenso schwierige, wenn nicht schwierigere Aufgabe zugefallen, als dem fernen Manne. Die ehelichen Bande werden durch solche Verhältnisse eher gefestigt als gelockert; die Liebe wird gekräftigt und lebendig erhalten durch das Abschiednehmen für eine lange, arbeitsschwere Trennungszeit, durch die von Zeit zu Zeit einlaufenden schriftlichen Lebenszeichen, die gewechselt werden, und endlich durch die Freude des Wiedersehens, dessen Tag lange vorher berechnet und ersehnt war.

Zehn bis zwölf Wochen dauert die Arbeit der Torfgräber und ihre Arbeitsplätze sind hauptsächlich Hogeveen und Dedemsvart in der Provinz Overyssel und am Stadscanal und bei der Smilde in der Provinz Drenthe. Die Moore, auf denen gearbeitet wird, liegen in der Regel eine Meile und darüber vom nächsten Kirchdorfe entfernt. Auf den über die Moore vertheilten Arbeitsplätzen (Plaasen) arbeiten die Torfgräber in größeren und kleineren Gruppen; acht bis zehn Mann heißen ein Ploeg, zwei bis drei Mann ein Spann.

In der Nähe der Arbeitsplätze stehen die Hütten der Torfgräber, in denen sie zu mehreren campiren. Es sind ärmliche Wohnungen, diese Hütten. Die Wände derselben bestehen meistens aus aufgeschichtetem Torf, das Dach aus lose aufgelegten Ziegeln. In der Mitte des Raumes brennt Tag und Nacht ein Torffeuer. Die Lagerstätten befinden sich unmittelbar auf dem Moorgrunde, der nur mit einer Unterlage von Reisig, losem Torf oder Sand bedeckt ist. Die Arbeiter liegen auf Stroh, als Kopfkissen dient ein Keilkissen von Stroh oder gar das Reisebündel, als Oberbett eine gemeinsame leinene oder wollene, oft nur aus groben Kaffeesäcken zusammengenähte Decke.

Da solche Wohnungen und Lagerstätten naß, zugig und kalt sein müssen, so werden die Arbeiter häufig von Krankheiten heimgesucht, namentlich vom kalten Fieber, Kolik, Lungenentzündung, Rheumatismus und dergleichen. Traurig ist die Lage eines solchen erkrankten Arbeiters, fern von der Heimath, in elender Torfhütte. Schon Justus Möser klagt: „Die Torfgräber werden mit funfzig Jahren alt und von vieler Arbeit kümmerlich, dieweil sie sich bei einer elenden Kost und einem schlechten Lager so geizig angreifen, daß sie es nicht aushalten" *).

Um so höher sind die Verdienste zu schätzen, welche sich die von der innern Mission ausgesandten Reiseprediger um die äußere Lage der Arbeiter erworben haben durch Vorstellungen bei den Arbeitgebern, vor Allem aber durch Gründung einer Krankencasse und eines Krankenhauses am Stadscanal.

Ebenso groß wie die Gefahren für die körperliche sind die Gefahren für die sittliche Gesundheit der Arbeiter, und mit Recht klagt Justus Möser, „daß die Hollands-

*) Osnabr. Geschichte, Bd. I, S. 110.

gänger in ihrem Betragen und in der Sprache gern dem Holländer nachahmen und durch die Ausflucht nach Holland leicht ein zügelloses und rohes Wesen annehmen." Die Veenbesitzer huldigen dem crassesten Materialismus, und es soll unter anderm Thatsache sein, daß die Hälfte derselben wie auch der Arbeiter an den Folgen der Trunksucht sterben. Für die Thätigkeit der Reiseprediger eröffnet sich hier mithin ein weites bisher vernachlässigtes Feld.

Interessant und ergreifend ist die von einem Reiseprediger mitgetheilte Schilderung von dem Begräbniß eines plötzlich verstorbenen Torfgräbers, das er auf Wunsch der Arbeiter leitete. „Nachmittags 1 Uhr," berichtete er, „versammelten sich circa 200 Torfgräber an der Hütte. Der Sarg wurde in die Mitte vor die Hütte gestellt, darauf eine kurze Andacht mit Gesang und Gebet gehalten. Dann trugen sechs Cameraden des Verstorbenen die Leiche über die Drehbrücke nach dem an dem andern Ufer aufgestellten Wagen. Der Zug ordnete sich hinter demselben und nun ging es fast $^3/_4$ Stunden weit über die Torffelder nach dem Kirchhof, der Reiseprediger in der Mitte des Zuges, vorsagend und vorsingend: „Jesus meine Zuversicht" und „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Beide langen Gesänge hatten wir zu Ende gesungen, als wir auf dem Kirchhof ankamen. Es war ein ergreifendes Bild; hinter dem einfachen Bretterfarge dieser Leichenzug von 200 Torfgräbern in blauen Kitteln, Jacken oder Leinwandröcken, ihr Gesang weithin schallend und überall Haufen von Holländern zur Seite stehend, die so etwas noch nicht gesehen hatten. Wir senkten die Leiche ein mit der Feier, wie wir es in Deutschland zu thun gewohnt sind, unter Gesang und Gebet und gingen darnach in Gottes Haus, wo der Reiseprediger nun noch eine Leichenpredigt über das ernst mahnende Wort Marc. 13, 35 bis 37 hielt."

Günstiger als die Lage der Torfgräber, die überhaupt von den Hollandsgängern am wenigsten beneidenswerth sind, gestaltet sich die der Stuckaturarbeiter. Das Kirchspiel Wardenburg, südlich von Oldenburg gelegen, stellt ein großes Contingent zu dieser Classe der Hollandsgänger, weniger die Kirchspiele Hatten und Großenkneten, am wenigsten Ganderkesen, Huntlosen und Dötlingen.

Holland wird den „Stuckadoors" zur zweiten Heimath. Von Anfang April bis in den December, also den größten Theil des Jahres, sind sie dort. Ihre Anzahl beläuft sich in Friesland und Groningen auf 200; ebenso viel mögen in Amsterdam sein und nicht weniger in den anderen größeren Städten. War der Vater ein Stuckadoor, so werden es in der Regel auch die Söhne. Zu den Meistern unter ihnen, die fast alle deutscher Herkunft sind, stehen sie daher in einem engen Verhältniß. Mancher hat klein angefangen, sich aber durch Fleiß, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit so emporgeschwungen, daß er jetzt an 50 bis 100 Arbeiter und darüber beschäftigt. Einige sogenannte kleine Meister haben ihren festen Wohnsitz noch im Oldenburgischen und gehen nur im Sommer mit ihren Gesellen nach Holland.

Von 4 oder 5 Uhr Morgens bis 9 oder 10 Uhr Abends wird gearbeitet. Ein Tagewerk von 8 Stunden wird mit 1 Fl. bis 1 Fl. 30 Cts. bezahlt. Im Sommer werden oft 14 Tagewerke in einer Woche gemacht. In einem Monate kann ein Arbeiter wohl 20 Gulden reinen Verdienst haben, macht in 8 Monaten 160 Gulden.

Der Meister, Bas genannt, sendet seine Gesellen von der Stadt, in der er wohnt, nach allen Arbeitsplätzen der Umgegend, wo Nachfrage entsteht. Daher sind die Arbeiter über die Provinzen vertheilt, von Leuwarden aus über Friesland, von Zwolle aus über Overyssel u. s. w. Auch in den Städten liegen sie in Gruppen von 4 bis 10 Mann zerstreut. Sie wissen nicht einmal genau, wo ihre Landsleute in Kost und Logis sind. Die Arbeiter auf dem Lande kommen Sonntags in der Regel zur Stadt, sind sie aber zu weit von derselben entfernt, so doch wenigstens vier bis sechs Mal während der ganzen Arbeitsperiode.

In Leuwarden haben sie ihr bestimmtes Absteigequartier im Hause „Majoli in der Heerenstraat". Auch in anderen Städten haben sie ihre bestimmten Herbergen, in denen eigens kleine Zimmer mit Schlafstellen rings an den Wänden eingerichtet sind.

Ihre Lebensweise ist im Ganzen mäßig und einfach. Durch fortgesetztes Arbeiten in vornehmen Häusern haben sie sich ein bescheidenes und feineres Benehmen angeeignet als die Grasmäher und Torfgräber. Dem Trunke dürfen sie sich nicht ergeben, weil die Meister ihren Kunden nur solide Leute in die Häuser senden. Bei der holländischen Bevölkerung erfreuen sie sich des besten Rufes, insbesondere der Ehrlichkeit, so daß man ihnen getrost das ganze Haus anvertraut auch dann, wenn die Herrschaft verreist ist.

Unter den Bewohnern eines Dorfes erkennt man gleich die Hollandsgänger an ihrer propern Erscheinung, überhaupt an allen ihren Manieren. Durch den wiederholten Verkehr mit den reichen Mynheers sind sie insbesondere an Reinlichkeit und Ordnung, die Nationaltugenden der Holländer, gewöhnt. Auch erkennt man sie leicht daran, daß sie sich gern holländischer Ausdrücke bedienen.

Mag auch das Hollandsgehen im Abnehmen begriffen sein, so ist es doch immer noch bedeutend genug, unsere Aufmerksamkeit und unser Interesse in Anspruch zu nehmen, um die volkswirthschaftlichen Vortheile und Nachtheile desselben abzuwägen. Die größten Nachtheile, die das Hollandsgehen im Gefolge hat, sind namentlich folgende: Es stört das Familienleben und erschwert die Erziehung der Kinder; sodann bürdet es der zurückbleibenden Frau eine zu große Arbeitslast auf und endlich ist es nicht ohne Gefahr für die leibliche und geistige Gesundheit der Arbeiter.

Die Vortheile dieser Erwerbsart bestehen darin, daß sie ein sicheres und reichlicheres Brot gewährt, als die Cultur der Heide und des Moores, vor Allem als der höchst unsichere Buchweizenbau, daß es ferner manchem jungen und sparsamen Manne sein Fortkommen erleichtert, ihm auch eine gewisse äußere Politur verleiht und schließlich und hauptsächlich, daß es eine nicht unbedeutende Summe Geldes ins Land bringt.

Schon vor reichlich vierzig Jahren war ein Kenner des oldenburgischen Landes und Volkes, Koli, der Ansicht, im Ganzen möge das Hollandsgehen mehr schaden als nützen, und daher sei einem jeden, der hinlänglich Erwerb im Lande finden könne, der alte Rath zu geben: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!"

Allein so lange die Cultur unserer großen Heide- und Moorflächen nicht rationeller betrieben wird, läßt sich schwerlich ein Ersatz bieten und nach wie vor wird das Hollandsgehen als eine Nothwendigkeit fortdauern.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

III. *)

Pan de Azúcar. — Carrizalillo. — La Florida. — Las Animas.

Wie schon in der vorhergehenden Skizze bemerkt worden, ist Chañaral der Mittelpunkt einer großen Anzahl von kleinen Minenplätzen, die hier in der Wüste zerstreut liegen. Außer den erwähnten sind noch zu nennen: Pueblo hundido, la Ola, wo der Borax bereitet wird, Caballo muerto und eine Menge anderer. Der größte aller dieser Orte ist Salado mit etwa 1000 Seelen. Man fährt dahin von Cañaral mit der Eisenbahn in drei Stunden. Salado liegt im Thale des gleichnamigen Flusses, der bei diesem Orte noch Wasser enthält, welches aber salzig, mithin unverwendbar ist. Weiter oben liegt Pueblo hundido, ebenfalls im Flußthale, mit reichlichem aber schlechtem Süßwasser, gleichfalls ohne Vegetation. Ganz hoch, auf einer großen Hochebene, 11,000 Fuß über dem Meere, liegt la Ola in der Cordillera, wo das Klima bereits so rauh ist, daß nur während der Sommermonate gearbeitet wird. Auch herrscht dort sehr die Puna, eine eigenthümliche Krankheit, die nur in hochgelegenen Plätzen in der Cordillera vorkommt. Ich habe in Chañaral mehrere Kranke in Behandlung gehabt, die deswegen die Minen verlassen hatten. Weiter nach Süden und wieder tiefer kommt dann eine kleine Oase, wo selbst Früchte gedeihen, Finca de Chañaral, und etwas südlicher Tres Puntas, eine altberühmte Silbermine. Hier fängt bereits das Gebiet von Copiapó an.

Nach Carrizalillo führt von Chañaral ein directer Weg. Ich bin indeß stets über Pan de Azúcar geritten, weil man hier unterwegs ausruhen kann. Pan de Azúcar liegt wie Chañaral an der Mündung eines ausgetrockneten Flusses und etwa 3 bis 4 Reitstunden nördlicher als Chañaral an der Küste. So lange der Weg über die Bucht von Chañaral führt, ist derselbe gut, dann aber wird er entsetzlich uneben, steinig und gewunden, immer zwischen der See zur Linken und hohen Felsen zur Rechten hinführend. Der Ort liegt sehr versteckt an einer kleinen Bucht, vor deren Eingang ein hoher, zuckerhutartiger Fels liegt, der weithin sichtbar ist und von dem der Ort den Namen (= Brod Zucker, Zuckerhut) hat. Der Ort hat etwa 400 Einwohner, die von zwei Etablissements leben, nämlich der Mine von Carrizalillo, die hier ihre Erze verschifft, und von einem Schmelzwerk, zu dem auch einige Minen gehören.

Der Weg von hier nach Carrizalillo ist ausgezeichnet und so langsam ansteigend, daß man es gar nicht merkt. Er beträgt indeß beinahe sieben deutsche Meilen und diese in der schattenlosen Wüste (— wie hier die Sonnenstrahlen bei dem ewig wolkenlosen Himmel brennen, ahnt man in Deutschland kaum —) in etwa fünf Stunden abzureiten ist eine Strapaze, an die man sich gewöhnen muß. Uebrigens ist der Comfort des Reitens hier mehr ausgebildet als in Deutschland. Vor allen Dingen sind die Pferde besser; sie sind viel lenksamer und geduldiger; Bäumen oder Scheuen und dergleichen sind unbekannte Dinge. Dabei haben sie einen viel sanfteren Tritt; auch der Sattel ist bequemer und weicher. Ferner ist die Manta ein sehr bequemes Kleidungsstück beim Reiten. Es ist dies eine Decke wie unsere Reisedecken, nur hat sie in der Mitte einen Schlitz, durch den man den Kopf steckt. Brust und Rücken sind auf diese Weise vortrefflich geschützt, während man die Arme frei behält. Zum Schutze gegen den Staub hat man ganz leichte, gegen die Kälte dickere Mantas.

Der Weg führt auch hier im Flußthal aufwärts. Die erste Station ist Cinchique, wo es einen Teich mit Süßwasser giebt, das indeß nur von den Maulthieren genossen, vom aristokratischen Pferde dagegen verschmäht wird. Daher ist hier eine große Station für die Maulthiere errichtet, welche die großen zweiräderigen Wagen ziehen, auf denen hier aller Verkehr geschieht. Es leben etwa 400 Maulthiere und 20 Menschen hier. Die vielen Thiere machen, daß dies der fliegenreichste Ort ist, den ich je gesehen. Maulthiere sind bescheidener in ihren Ansprüchen an Futter und ertragen längere Strapazen viel besser als Pferde. Sie werden daher hier in der Wüste fast ausschließlich gebraucht, auch zum Reiten — nur der Caballero ist zu Pferde —, doch sind diese Thiere beim Reiten unglaublich störrig.

Von Cinchique reitet man in einer Stunde bis Bombo. Auch hier ist Wasser, sogar ein kleiner Bach, an dessen Ufer beinahe mannshohes Gras wächst — ein sonderbarer Anblick in der sonst ganz gelben Wüste. Die Minengesellschaft hat hier ein Erzschlemmereiwerk und eine Wassermaschine errichtet; mittelst letzterer wird das Wasser des Baches, das salzig ist, destillirt und in Trinkwasser verwandelt. — Kurz hinter Bombo verläßt der Weg das Flußthal, man reitet querfeldein über einige steile Hügelreihen weg und kommt dann auf ein großes Hochplateau, in dessen Mitte, weithin sichtbar, der Hügel von Carrizalillo sich erhebt. Hier zeigen sich die Pferde, wissend, daß nun das Ende naht, gewöhnlich aufgeregt, und die letzte Strecke wird meist in einem langen Galopp zurückgelegt, selbst den Hügel hinauf, was einem chilenischen Pferde ganz gleichgültig ist.

So wie man um die letzte Windung herum ist, findet man sich plötzlich in das lebhafteste Treiben und Arbeiten versetzt. Die Mine beschäftigt etwa 500 Arbeiter, zu denen noch etwa 300 Weiber und Kinder kommen. Dieselbe ist außerordentlich ergiebig und da sie schon seit 1859 mit fortwährendem Glück bearbeitet wird, so mögen die Besitzer unterdessen wohl zu Millionären geworden sein. Dabei ist es merkwürdig, daß außer dieser Mine in der Umgebung nirgends Kupfer gefunden wird. Von Carrizalillo selbst ist sonst gar nichts zu erwähnen. Es sind drei Häuser da; in dem einen wohnt der Administrator, im zweiten einige Unterbeamte, im dritten haust eine Dampfmaschine. Die 800 Mineros mit Weib und Kind leben so zu sagen in einem großen Steinhaufen, d. h. in kleinen Hütten aus Steinen, nicht gemauert, sondern bloß aufgeschüttet und geschichtet und mit einem Strohdach versehen. Fenster giebt es nicht, aber eine Oeffnung, die als Thür benutzt wird. Nicht die Noth ist es, was diese Leute so einfach leben läßt; sie verdienen viel Geld, geben es aber mit noch größerer Schnelligkeit weg.

Carrizalillo liegt ziemlich hoch und hat man hier eine

*) S. I. und II. in Bd. 26 dieser Zeitschrift, S. 106 u. 124.

ganz gute Aussicht auf die Cordillera, die indeß durchaus nichts landschaftlich Hervorragendes darbietet. Eine Reihe fast ganz regelmäßiger rother kegelförmiger Hügel bildet den Vordergrund; hinter derselben kommt eine Reihe höherer und so fort, bis endlich die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel den Horizont abschließen.

Die Silbermine Florida wird von Chañaral aus nach einer trostlos langweiligen Fahrt von etwa 14 Leguas (9 deutschen Meilen) erreicht. Die Sandkruste, mit der man bei einer solchen Fahrt bedeckt wird, benimmt Einem wirklich fast das menschliche Ansehen. Florida hat eine ganz ähnliche Lage wie Carrizalillo, nur liegt die Ansiedelung im Thale und die verschiedenen Minen auf Hügeln. Die Häuser bestehen meist aus Pfählen, die durch Leinwanddecken verbunden sind, also das höhere Zelt! Was übrigens die Silberexploration an der Florida betrifft, so geht augenblicklich nur die Andacollo gut. Dem Erachten Sachverständiger nach ist hier Silber genug vorhanden und wird zum Vorschein kommen. Leider fiel die Entdeckung der Florida in eine Zeit, wo das Geld anfing knapp zu werden und sich Alles von Speculationen zurückzog. Die Besitzer in der Florida sind meist Chañaraliner, Leute mit nicht viel Geld und wenig Credit, die die Minen nicht so bearbeiten lassen können, wie es nöthig wäre. Wenn dieselben erst tief genug gearbeitet sein werden, wird gewiß ein großer Silberreichthum sich erschließen.

Las Animas ist die älteste der Ansiedelungen in der Nähe von Chañaral. Die Eisenbahn führt in drei Stunden hin, mit einem guten Pferde erreicht man es jedoch in $2^1/_2$ Stunden. Der Ort sieht etwas besser aus, als die übrigen Minenplätze, und namentlich die größeren Minen, wie Fortunata und Poderosa, haben hübsche und große Wohnhäuser. Die Compañia de Minas y Fundacion hat hier ihre Minen, acht an der Zahl. Die größte und gegenwärtig einzig gute ist die Fortunata mit einem deutschen Administrator.

Aus allen Erdtheilen.

Ausbrüche des Fremdenhasses in China.

In China scheint es an allen Ecken und Enden gegen die Fremden zu gähren, und es ist nicht geradezu unwahrscheinlich, daß England binnen Kurzem in einen Krieg mit dem Reiche der Mitte verwickelt werden wird. Fast jede Post bringt die Nachricht von einem oder dem andern Angriffe, welchem Europäer Seitens der Eingeborenen ausgesetzt gewesen sind. Unsere Leser erinnern sich des traurigen Endes, welches einer der begabtesten und liebenswürdigsten englischen Consularbeamten, Mr. Margary, an den Grenzen Yünnans gefunden hat. Der englische Gesandte in China, Mr. Wade, stößt nun bei den darauf bezüglichen Unterhandlungen auf den äußersten passiven Widerstand der Behörden, so daß er schon um Zusendung von Schiffen und Soldaten gebeten hat, und andererseits hat Sir D. Forsyth bei seinen Unterhandlungen, welche er mit Birma wegen des Durchzuges englischer Truppen zu führen hatte, entschieden kein Glück gehabt und nur erreicht, daß der birmanische Herrscher, der wegen so mancher Annexion den Briten nicht hold ist, sich eng an China angeschlossen und sich als Vasall des Kaisers in Peking erklärt hat. Nun meldet die „North China Daily News", daß sich die Beamten in Yünnan wegen der drohenden englischen Invasion in gewaltiger Aufregung befinden und Massenaushebungen vornehmen. Der Gouverneur will nicht einmal gestatten, daß die Untersuchung wegen der Ermordung Margary's an Ort und Stelle geschehe, und hat an den Kaiser ein Memoir gerichtet, worin er erklärt, die Grenze gegen Engländer und alle sonstigen Barbaren, die dieselbe bedrohen sollten, vertheidigen zu wollen und zu können.

Ein anderer Exceß fand in unmittelbarer Nähe von Peking statt; die Berliner „Nationalzeitung" berichtet darüber. „Baron v. Möllendorf von der deutschen Gesandtschaft und vier Herren von der englischen Gesandtschaft machten am Sonnabend, den 19. Juni, einen Ausflug aus Peking nach dem Pei-hwa-schan (Hundertblumenberg, im Westen der Hauptstadt gelegen). Sie kamen Abends (?) im Tempel an, fanden aber alle Wohnräume besetzt bis auf ein Zimmer, da eine große Anzahl Chinesen zur Feier eines Festes sich eingefunden hatte. Sie logirten sich in dem ihnen angewiesenen kleinen Zimmer ein und unterhielten sich im Laufe des Abends mit den Leuten auf das Allerbeste. Morgens 6 Uhr wurden sie durch einen Hagel von Steinen aus dem Schlafe geweckt, der so heftig wurde, daß Dach und Wände ihm nicht zu widerstehen vermochten. Bald waren sie dem vollen Feuer der Angreifenden ausgesetzt. Aus dieser äußerst kritischen Lage suchten sie sich dadurch zu retten, daß sie gleichzeitig ihr Revolver über die Köpfe des versammelten Pöbels weg abfeuerten. Dies wirkte; der Haufe wich erschreckt zurück und die Bedrohten hatten Zeit zu entfliehen, doch trugen sie alle mehr oder minder schwere Verletzungen davon. Sie erreichten Peking Sonntag (?) Abends 10 Uhr, und es erscheint ganz unzweifelhaft, daß nur ihre Revolver ihnen das Leben retteten."

Und soeben wird aus Schanghai telegraphirt, daß Mr. Henderson, der Oberingenieur beim Zollamt, der Leuchtthurmwärter und ihre chinesischen Bediensteten bei dem Vorgebirge von Schan-tung von chinesischen Landleuten angegriffen und mißhandelt worden seien. Der Angriff soll von einem Mandarinen Li-hn, den Henderson besuchte, angestiftet worden sein. „Man wird es hier nachgerade müde," heißt es weiter, „diese Ausbrüche des Fremdenhasses von den Eingeborenen mit Langmuth hinzunehmen. Die öffentliche Meinung drängt zu energischen Schritten und die Regierung wird ihrem Drucke folgen müssen, die nöthigen Maßregeln ergreifen, um den Chinesen den nöthigen Respect vor den „fremden Teufeln" einzuflößen."

Was den oben genannten Berg Pei-hwa-schan anlangt, so ist derselbe durch mehrere Besuche von Europäern und durch seine reiche Flora (sein Name „Hundertblumenberg" deutet darauf), aber erst ganz vor Kurzem bekannt geworden. Denn noch heute wird man denselben auf keiner Karte finden. Dr. Bretschneider, der Arzt der russischen Gesandtschaft in Peking, war der erste, welcher ihn bestieg und beschrieb. Er liegt etwa 3 bis 4 Tagereisen westlich von Peking (nicht eine einzige, wie man aus dem obigen Berichte schließen könnte), und, rings von tiefen Thalsenkungen umgeben, steigt er bis 8000 Fuß Meereshöhe an. Sein Gipfel ist 8000 Schritt lang und 200 breit und trägt ein altes, der Berggottheit geweihtes Kloster. Herrlich ist die Aussicht von oben auf die umliegenden bewaldeten Berge und die ferne, in Dunst gehüllte Ebene von Peking. Aber das Anziehendste an dem Berge ist seine herrliche Flora. Dr. Bretschneider war im Mai oben, wo die Vegetation sich eben nur zu entfalten begann und einzelne Plätze noch mit Schnee bedeckt waren. Trotzdem sammelte er ein halbes Hundert blühender Pflanzen, unter denen Dr. Hance, der englische Consul in Bampu bei Can-

ton, acht ganz neue Species entdeckte, namentlich eine neue, herrliche Primel, die unseren Gärten zur Zierde gereichen würde. Ein Botaniker von Fach, meint Dr. Bretschneider, welcher dort in der Zeit vom Mai bis September verweilen würde, könnte Hunderte von neuen Pflanzen finden, und die umliegenden Berge, die man unschwer erreichen kann, böten ein jeder seine eigene, interessante Flora dar.

Ein neuer Afrikareisender.

Bei dem geographischen Congreß, welcher in der ersten Hälfte August zu Paris abgehalten wurde, war es Sitte, daß einzelne Reisende vor den Nachmittags stattfindenden allgemeinen Sitzungen „conférences" abhielten, d. h. einem aus Herren, Damen und Schulkindern gemischten Publicum ihre Erlebnisse und Ergebnisse vortrugen und ihren Weg durch ferne Länder an riesigen Wandkarten vordemonstrirten. So sprach am 4. August Dr. G. Nachtigal, vom lebhaftesten Beifalle begrüßt und während seines ganzen Vortrages davon begleitet, und der Herausgeber dieses Blattes stand während dessen vor einer mächtigen Wandkarte Nordafrikas und wies mit einem Stocke auf die berührten Orte und zurückgelegten Straßen. Zahlreiche Referenten fremder Blätter bemühten sich dabei, das Gehörte zu Papier zu bringen; einer von ihnen, der des großen Journals „L'Indépendance Belge", muß sich wohl erkundigt haben, wer der Mann dort oben auf der Tribüne sei, und er erhielt die Antwort: „Mr. Kiepert." Und damit war letzterer in Belgien zu einem Afrikareisenden ersten Ranges avancirt. Denn ein paar Tage später war in Nr. 220 jenes Blattes wörtlich zu lesen:

„Internationaler Congreß der geographischen Wissenschaften. Der vierte Sitzungstag bot ein lebhaftes Interesse dar. Mr. Kippert, der energische und muthige Reisende, hat auf einer eigens dazu gezeichneten Karte seine Zuhörer von Fezzan nach Bornu, von da nach Baghirmi und Wadai, von Wadai nach Dar-For und schließlich nach Aegypten geführt u. s. w."

Also von Dr. Nachtigal, von dem doch seit Anfang dieses Jahres fast wöchentlich in allen Zeitungen zu lesen war, von seinem Empfange und seinen Vorträgen in Kairo, Rom, Berlin und anderen Städten braucht Jemand, der einem Blatte ersten Ranges über geographische Dinge Bericht erstattet, nichts zu wissen!

Bulgaren im Banat.

Das südliche Ungarn überhaupt und das Banat insbesondere bietet ein buntes ethnographisches Bild dar. Eine von den vielen diese fruchtbare Landschaft bewohnenden Völkerfractionen sind auch die Bulgaren, deren Mutterstamm jenseits der Donau im Balkan seinen Sitz hat. Die Vorfahren der Bulgaren im Banat kamen gegen das Jahr 1700 aus ihrer Heimath in die kleine Wallachei, und im Jahre 1736 siedelten von dort 4000 bis 5000 Familien in das Banat über. Anfangs lebten sie zerstreut, indeß heute wohnen sie ziemlich compact. Ihr bedeutendster Ort ist Winga. Als sie diesen Ort besiedelten (im Jahre 1744), bekamen sie ihre Privilegien, kraft derer sie in Winga ihren eigenen Magistrat, ihr eigenes jus gladii hatten. Das währte so bis in Bach's Zeiten, dann aber kamen sie unter das Kreisamt und nun gehören sie zum Comitat. Die Zahl der Bulgaren im Banat beläuft sich auf über 20,000, die auf die beiden Comitate Temesch und Torontal vertheilt sind, wo sie außer dem schon erwähnten Winga noch folgende Ortschaften bewohnen: Beschenowo, Bolgar, Telej, Modosch, Karak, Udwornok, Breschtscha, Baratschhas, Rewemesch, Isgor, Gjurgjewo und Iwanowo. Die beiden letztgenannten Ortschaften sind erst in den letzten Jahren an der Temesch, nahe der Stadt Pantschowa in der ehemaligen Militärgrenze, von den älteren Colonien aus angelegt worden. Diese Bulgaren sind sehr ehrliche Leute, man findet in den Comitatsgefängnissen kaum alle zehn Jahre einen Bulgaren. Ihre Kinder schicken sie fleißig in die Schule, und der Vater, der dies unterlassen würde, würde nicht für achtungswerth gelten; ein Waisenkind wird sogleich seinem Vormund weggenommen, so wie man bemerkt, daß er nicht dafür sorgt, daß das Kind die Schule regelmäßig besucht, was übrigens äußerst selten vorkommt. Unter 100 Bulgaren findet man kaum 2 bis 3, die des Lesens unkundig wären. Sie sind Bekenner der römisch-katholischen Kirche und sehr religiös. Alle sprechen Serbisch. Sie sind gastfreundlich wie alle Südslaven und besonders lieben sie den Fremden, der ihnen viel zu erzählen weiß. Ihre Arbeitsamkeit und ihr Fleiß sind so groß, daß sie darin selbst mit den Deutschen wetteifern, die sie ringsum umgeben. Dasselbe gilt von ihrer Reinlichkeit und Ordnungsliebe. In der Bewirthschaftung der Aecker kann es ihnen Niemand gleichthun, außerdem betreiben sie aber auch die Viehzucht, den Weinbau, und die alten Leute unter ihnen beschäftigen sich mit großer Vorliebe mit der Bienenzucht. Besonders anziehend ist das Aussehen eines bulgarischen Weingartens, nicht einen Grashalm vermag man da zu schauen. Sie haben ihre eigene Nationaltracht.

Marko Kraljewitsch.

Herr Major Milovan Kuckowitsch in Graz schreibt uns Folgendes: „Im Artikel Am Nordgestade der Adria, Band XXVIII des „Globus", Seite 5, linke Spalte, dritte Zeile von unten, befindet sich die irrige Ansicht ausgesprochen, daß Marko Kraljewitsch wahrscheinlich ein berühmter Schafdieb war. Marko Kraljewitsch war der Sohn des Serbenkönigs Vukaschin. Nach der unglücklichen Schlacht am Amselfelde (Kossovo Polje) 1389, welche das serbische Kaiserthum zertrümmerte, führte Marko Kraljewitsch einen mehrjährigen heldenmüthigen Partheigängerkrieg gegen die Türken, bis er selbst 1392 in der Schlacht bei Rivini das Leben verlor. Er ist der nationale Held der Südslaven geworden. Seine Heldenthaten werden von den Grenzen Steiermarks bis zum Schwarzen Meere in jeder Hütte gesungen. Der Beiname Kraljewitsch bedeutet „königlicher Kronprinz", sowie in Rußland Cesarewisch den kaiserlichen Kronprinzen bedeutet."

Schwarzkunst in Iowa.

Es sind ungefähr drei Jahre her, als sich zu Wolcot in Iowa die Ansicht verbreitete, man könne durch Schwarzkunst Verbrecher aufspüren. Seitdem wurde eine förmliche Schule der natürlichen Magie errichtet. Die erste Gelegenheit, die Güte dieser „Wissenschaft" zu erproben, fand sich im März 1872.

Einem Herrn Harry Knack waren auf geheimnißvolle Weise fünfzig Dollars abhanden gekommen. Seine Frau wandte sich an die „Wissenden". Dieselben begannen ihr Werk und nachdem sie vergeblich versucht hatten, den Namen des unbekannten Diebes aus den Constellationen der Planeten und durch mystische Operationen mit Steinen und Kräutern zu erforschen, probirten sie es mit Metall und Papier. Man besorgte einen großen Hausschlüssel und ein altes Buch. Zwei Studenten der Magie hielten den ersteren senkrecht in die Luft und balancirten das Buch auf seiner Spitze, während der Lehrer der Magie, welcher den Zauber leitete, mit lauter Stimme verkündigte, es würden der Reihe nach alle Namen der Nachbarn aufgerufen werden und derjenige, bei dessen Namen das Buch fallen würde, sei der Dieb.

Die Procedur begann, Aller Herzen schlugen hörbar. Eine Menge Personen waren bereits genannt, ohne daß das Buch sich rührte; kaum aber erscholl der Name des Jacob Barker, eines bis dahin für respectabel gehaltenen Mannes, so schlug das Buch mit großer Gewalt zum Boden nieder. Alle erschraken, nur die Zauberer nicht. Herr Barker war nicht anwesend, wurde aber bald von dem Ergebniß in Kenntniß gesetzt,

als die Knack's mit Entschiedenheit ihr Geld von ihm zurückverlangten.

Der Beschuldigte stellte das Vergehen mit Entrüstung in Abrede. Aber, ob er es nun begangen hatte oder nicht, gleichviel! die öffentliche Meinung war einmal gegen ihn eingenommen und ihm blieb nichts übrig, als fortzuziehen oder wegen Verleumdung klagbar zu werden. Er wählte das Letztere. Die Sache kam zur gerichtlichen Verhandlung. Die Methode der Magier ward genau beschrieben. Barker wurde einem strengen Kreuzverhör unterworfen. Obwohl er hierbei, durch die Fragen des gegnerischen Advocaten confus gemacht, mancherlei gleichgültige Dinge zugeben mußte, die ihn nicht gerade im Lichte eines Engels erscheinen ließen, so wurde doch in Bezug auf das Beweisthema nichts erbracht, was den Glauben an seine Schuld hätte bekräftigen können. Nichtsdestoweniger erklärten die Geschworenen sich für die Vertheidigung, welche alle Resultate der Zauberei adoptirt hatte, und die Verleumdungsklage ward abgewiesen.

„Diese Hinterwäldler verdienten in den finstersten Zeiten des Mittelalters, zur Zeit der Gottesurtheile und Hexenprocesse gelebt zu haben!" möchte da Mancher ausrufen. Aber gemach! Auch in den aufgeklärten Städten des Ostens werden Verdicte abgegeben, die logisch eben so wenig zu rechtfertigen sind. Wir erinnern nur an den kürzlich eingebrachten Wahrspruch einer Neuyorker Jury, die einen gewesenen Barkeeper von der Anklage entband, trotzdem er zugestanden hatte, seinem Opfer das einzige noch übrige Auge aus dem Kopfe geschlagen zu haben.

Vor allen Dingen aber lasse man sich durch einzelne unsinnige Urtheile von Geschworenen nicht gegen das Institut im Ganzen einnehmen.

* * *

— Deutsche Polar-Expedition. Wie jetzt bestimmt ist, tritt die Reichscommission, welche über die Frage der Aussendung einer Polar-Expedition auf Kosten des Deutschen Reiches berathen soll, am 4. October dieses Jahres in Berlin zusammen.

— Die Nordenskjöld'sche Expedition nach Nowaja-Semlja scheint ohne Unfall begonnen zu haben. Norwegische Eismeerfahrer haben Nordenskjöld am 7. August unter $71\frac{1}{2}^0$ nördlicher Breite und 65 östlicher Länge im Westen von Nowaja-Semlja getroffen und am Bord Alles wohl gefunden.

— Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1873. Das kaiserliche statistische Amt veröffentlicht in dem kürzlich herausgegebenen XIII. Bande der „Statistik des Deutschen Reiches" unter anderen Angaben über die Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1873, welche von um so größerm Interesse sind, als sie den Umfang der Betheiligung der deutschen Flagge an dem Verkehr nach außerdeutschen Ländern näher ersehen lassen. Aus der betreffenden Uebersicht ergiebt sich, daß England und die auswärtigen Häfen der Ostsee bei Weitem am häufigsten das Reiseziel deutscher Schiffe sind, daß demnächst Norwegen und die übrigen Küsten der Nordsee folgen, dann die Ostküste Nordamerikas und die Ostküste Südamerikas, Westindien mit Mexico, die Ostküsten Asiens, die atlantische Küste Frankreichs, Spaniens und Portugals, die Westküste Amerikas, der Westen des Mittelmeeres, die Südküste Asiens mit den Indischen Inseln, endlich das westliche Afrika, der Osten des Mittelmeeres und die Inseln im Stillen Meere. Im Ganzen haben im Jahre 1873 18,134 deutsche Seeschiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 5,293,920 Register-Tons ihre Reisen nach fremden Häfen bez. Küstenstrecken gerichtet, und zwar nach Norwegen und Rußland am Weißen Meere und Eismeere 1388 Schiffe von 132,102 Reg.-Tons, außerdeutschen Häfen an der Ostsee 5052 Schiffe von 642,783 Reg.-Tons, außerdeutschen Häfen an der Nordsee, mit Ausschluß der britischen, 1355 Schiffe von 305,029 Reg.-Tons, Großbritannien und Irland 5443 Schiffe von 1,512,967 Reg.-Tons, den übrigen europäischen Häfen am Atlantischen Meere 531 Schiffe von 301,515 Reg.-Tons, Häfen an der westlichen Hälfte des Mittelländischen Meeres 294 Schiffe von 82,577 Reg.-Tons, den übrigen Häfen des Mittelländischen Meeres, einschließlich derjenigen am Schwarzen Meere, 103 Schiffe von 34,425 Reg.-Tons, der Ostküste Nordamerikas am nördlichen Theil des Atlantischen Meeres 989 Schiffe von 880,052 Reg.-Tons, den Häfen am Meerbusen von Mexico und dem Caraibischen Meere, einschließlich der westindischen, 624 Schiffe von 374,090 Reg.-Tons, der Ostküste Südamerikas am südlichen Theile des Atlantischen Meeres 845 Schiffe von 398,435 Reg.-Tons, den Häfen an der Westküste Amerikas 361 Schiffe von 220,178 Reg.-Tons, den Häfen Afrikas, ausschließlich der Häfen am Mittelländischen Meere, 166 Schiffe von 39,151 Reg.-Tons, den Häfen der Südküste Asiens, einschließlich der Indischen Inseln, 291 Schiffe von 142,514 Reg.-Tons, den Häfen der Ostküste Asiens 544 Schiffe von 185,650 Reg.-Tons, Australien mit den Inseln im Stillen Meere 85 Schiffe von 36,940 Reg.-Tons. Für die übrigen 63 Schiffe von 5512 Reg.-Tons ist das Ziel der Reise nicht näher angegeben. Auf grönländische Fischerei gingen 6 deutsche Schiffe von 921 Reg.-Tons, auf Häringsfang 31 von 1910 Reg.-Tons aus. — Die durchschnittliche Größe der Schiffe ist für nordamerikanische Fahrten bei weitem die höchste (890 Reg.-Tons), dann für die Westküste Amerikas (610 Reg.-Tons) und für Westindien (600 Reg.-Tons), Frankreich und Spanien (568 Reg.-Tons), Südasien (488 Reg.-Tons), für die Ostküste Südamerikas (471 Reg.-Tons) und die Inseln des Stillen Meeres (432 Reg.-Tons). Erheblich kleiner sind die Schiffe, die an der Ostküste Asiens (431 Reg.-Tons), im Osten des Mittelmeeres (331 Reg.-Tons), im Westen des Mittelmeeres (281 Reg.-Tons), Großbritannien und Irland (278 Reg.-Tons), Afrika (235 Reg.-Tons), in der Nordsee (225 Reg.-Tons) und in der Ostsee (127 Reg.-Tons) verkehren; endlich besuchen die kleinsten Schiffe (95 Reg.-Tons) Norwegen und das nördliche Rußland. Die Fahrzeuge, die den Häringsfang betreiben, besitzen durchschnittlich nur etwa 60 Reg.-Tons Raumgehalt.

— In Honolulu hat sich unter dem Vorsitze des Königs Kalakau eine naturwissenschaftliche und mikroskopische Gesellschaft gebildet. — Der Krater auf der Spitze des Manna Loa ist seit Januar 1873 noch immer in Thätigkeit.

— Alte Begräbnißstätte. In Böhmen ist im St. Ivansthale beim Dorfe Hostin am „Hradischte", gegenüber von Tetin, eine alte Begräbnißstätte aufgefunden, die einen Raum von 40 Joch einnimmt und aus drei Wällen besteht. In dem ersten befinden sich gewölbte Oefen zum Verbrennen der Leichen, in den übrigen Aschestätten nur Schichten von Leichenasche. Man fand Aschenkrüge der ältesten Form und Geräthe aus Knochen. Man glaubt, daß diese Begräbnißstätte noch aus den Zeiten der Bojer herrührt.

Inhalt: Der Markesas-Archipel. II. (Mit drei Abbildungen.) — Die wilden Lissu an der Grenze von Yünnan und Tibet. — Germanische Wohnsitze und Baudenkmäler in Niederösterreich. Von J. Mestorf. — Hollandsgänger. Ein Bild aus dem Volksleben von Franz Poppe. — Skizzen aus Chile. Von Dr. med. Georg Thiele. III. — Aus allen Erdtheilen: Ausbrüche des Fremdenhasses in China. — Ein neuer Afrikareisender. — Bulgaren im Banat. — Marko Kraljewitsch. — Schwarzkunst in Jowa. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. September 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 14.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Am Nordgestade der Adria.

III.

Pola, das alte und das neue.

Wir verließen unsern Führer Driarte in Miramare, nachdem wir mit ihm Triest, Capo d'Istria, Pisino im Innern der Istrischen Halbinsel und Parenzo in der Mitte ihrer Westküste besucht hatten. Von letzterm Orte aus begab er sich in vier Stunden zur See nach der Stadt, welche unter allen in Istrien mit dem antiken Namen auch die Spuren einstiger Römerherrschaft am treuesten bewahrt hat, nach Pola. Wenngleich erst spät in der Geschichte erwähnt, war es doch sicherlich eine der ältesten Niederlassungen an jener Küste, worauf schon die von Plinius, Strabo und anderen alten Schriftstellern erzählte Sage deutet, daß eine Schaar kolchischer Männer auf der Verfolgung Medea's hierher gelangt seien und den Ort angelegt hätten. Sein trefflicher Hafen wurde die Veranlassung, daß Kaiser Augustus hier eine Colonie — Pietas Julia — anlegte, dieselbe zur Flottenstation erhob und mit prächtigen, öffentlichen Gebäuden schmückte. Dadurch wurde es nächst Triest zur bedeutendsten Stadt Istriens ohne aber später eine besondere Rolle in der Geschichte zu spielen. Von hier segelte Belisar im Jahre 544 nach Ravenna hinüber, um den Ostgothen unter Totilas das schon einmal gewonnene und verlorene Italien wieder zu entreißen. Seit dem Jahre 991 setzten sich dann die Venetianer an diesen Küsten fest, welche 1148 Pola definitiv unterwarfen. In den Kämpfen der beiden Rivalen Venedig und Genua hatte die Stadt schwer zu leiden und wurde 1379 so arg zerstört, daß sie seitdem als halbe Ruine nur fortvegetirte, bis der Verlust Venedigs und die Verlegung der österreichischen Kriegsmarineverwaltung nach Pola der Stadt neues Leben einhauchte.

Wenden wir zunächst unsere Schritte nach dem Rathhausplatze, dem Brennpunkte des gesammten Lebens, so stehen wir auf classischem Boden, dem Forum der Augusteischen Colonie. Die eine ganze Seite des Platzes nimmt das Rathhaus ein, mit seinen Arcaden und seinem Balcon ein hübsches Muster des venetianischen Stiles. Ursprünglich stand hier ein römischer Tempel, der Diana geweiht, von welchem aber nur die Rückwand erhalten ist. In dessen Reste baute man im 15. Jahrhundert mit vielem Geschicke den „Palazzo dei Signori" hinein, wo der venetianische Statthalter, der den Titel eines „Grafen von Pola" führte, residirte. 1581 wurde dann das verfallene Gebäude leider nicht ganz stilgerecht restaurirt.

Auch die den Platz umgebenden Häuser mit ihren Säulenbalconen, hohen Kaminen und Rundbogen sind ganz im venetianischen Geschmacke; in ihren Erdgeschossen haben sich Kaffeehäuser aufgethan, welche ihre Tische nach italienischer Mode vor den Thüren zu stehen haben, und in und vor denen sich Abends die italienische Männerwelt mehr zum Schwatzen und Rauchen, als zum Verzehren versammelt.

Wenige Schritte durch die der Rathhausfaçade parallel

laufende Gasse bringen uns zu dem zierlichsten der erhaltenen Römerwerke, dem der Stadt Rom und dem vergötterten Augustus geweihten Tempel, einem fast unversehrten Portiens von sechs korinthischen Säulen, hinter welchem die Cella eine kleine Alterthümersammlung umschließt. Das Ganze ist nur $8^1/_3$ Meter hoch und $15^2/_3$ Meter breit, aber von so trefflichen Verhältnissen und von so schöner Ausführung, daß es seit Palladio's Zeiten mit Vorliebe von den italienischen Baukünstlern studirt wurde. Seine Erhaltung dankte es dem Umstande, daß es während der Epoche der Renaissance als Getreidespeicher verwendet wurde; die metallenen Buchstaben der seine Bestimmung aussprechenden Inschrift gingen freilich im Laufe der Zeiten verloren: nur aus den Löchern der Nägel oder Klammern, welche dieselben einst festhielten, vermag der Archäologe heute ihren Wortlaut zu entziffern.

Vom Rathhausplatze führt eine gerade Straße nach der Porta aurata: einem zierlichen, antiken, reichverzierten, dreibogigen Thore im korinthischen Stile, von der hier einst ansässigen Familie der Sergier errichtet; unweit davon erkennt man an der halbkreisförmigen Einsenkung im Hügel die Stelle des alten Theaters: von seinen Steinen erbauten die Venetianer im siebenzehnten Jahrhundert an der Stelle des römischen Capitols ein Castell, das Kaiser Franz wieder herstellen ließ. Auch die vier prachtvollen Marmorsäulen am Hochaltar der Kirche della Salute in Venedig sollen aus diesem Theater stammen. Das Castell liegt im Osten der Stadt, und der Weg zu ihm führt durch die

Rathhaus in Pola.

Porta Gemina, ein um 150 n. Chr. erbautes Stadtthor, welches erst 1845 durch Ausgrabungen freigelegt wurde, ebenso wie das Herculesthor (Porta Erculea), an welchem man noch neben dem Schlußstein den gewaltigen Kopf und die Keule des namengebenden Gottes erblickt. Zwischen diesen drei Thoren zieht sich die antike Stadtmauer hin, durch vielfache mittelalterliche Anbauten häufig verdeckt, aber in ihrem Laufe noch deutlich erkennbar.

Von jenen oben erwähnten Tempeln aus führt eine Straße nach Norden zu erst durch zwei Reihen venetianischer Häuser des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, dann durch elende Hütten, endlich durch Gärten. Nachdem man darauf eine kleine, neu entstandene Militärstadt von Baracken, Pulvermagazinen, Casernen und dergleichen durchschritten, steht man vor dem großartigsten römischen Bauwerke Polas, der Arena, die schon vom Meere aus den Blick des ankommenden Reisenden gefesselt hat. Weder so groß, wie das Colosseum in Rom (sie ist 24 Meter hoch, mißt 105 Meter im Durchmesser und faßte gegen 15,000 Menschen), noch so wohlerhalten, wie das Amphitheater in Verona — das ganze Innere mit allen seinen Stufen wurde herausgebrochen und in die venetianischen Paläste verbaut —, fesselt sie doch durch ihre eleganten Formen, die sich je nach der Stellung des Betrachtenden vom Meeresspiegel oder dem Horizonte scharf abheben.

Noch im 14. Jahrhundert war das um 150 n. Chr. erbaute Amphitheater ziemlich unverletzt, weil strenge Befehle des Patriarchen von Aquileja die Verschleppung von Steinen verboten. Statt der auf einander eindringenden Gladiatoren oder der sich bekämpfenden Schiffe — denn die Arena

ging unter Wasser zu setzen, um Seekämpfe aufzuführen — übten sich Tempelritter, die unweit davon ein Kloster besaßen, hier im Tournier, und bis 1425 fanden regelmäßige Feste mit Lanzenwerfen und Scheinkämpfen statt. Dann aber sank Pola in Trümmer, und kein Verbot konnte mehr die armen Ueberlebenden hindern, Marmorstufen und Quadersteine nach Venedig zu verhandeln. —

Pola war eine Zeit lang, wie schon erwähnt, nur ein Name, kein Ort mehr. Sechsmal war im 18. Jahrhundert an diesen Gestaden die Pest ausgebrochen und hatte fast die letzten Einwohner hinweggenommen. Sieht man von dem Arsenal und allem, was mit der österreichischen Marine zusammenhängt, ab, so ist die Stadt, welche im Jahre 1869 insgesammt etwa 10,500 Seelen zählte, noch heute unbedeutend gegenüber dem, was sie im Alterthume war.

Schon im Jahre 1849 wurde von der Regierung eine

Tempel der Roma und des Augustus in Pola.

Commission eingesetzt, welche an der Küste Istriens einen geeigneten Platz für ein Seearsenal auswählen sollte und seitdem ihre Berichte einsandte. Eine Zeit lang schien es, als sollte das ohnehin reich gesegnete Triest auch diese wichtige Gründung in sich aufnehmen, bis 1856 an der Bucht von Pola der Grundstein zu dem heutigen Arsenale gelegt wurde, dessen Vorzüge vor anderen ähnlichen Anstalten darin bestehen sollen, daß es nach einem einheitlichen, wohldurchdachten Plane und gleichsam aus einem Gusse errichtet wurde, während jene nur eine Anhäufung einzelner Bauten sind, so wie sie das Bedürfniß und die Umstände aufzuführen geboten.

Im Hintergrunde der Bai liegt das Arsenal, ringsum geschützt von etwa sechszehn auf den Höhen des Festlandes, den Vorgebirgen und den vorliegenden Inseln erbauten Forts. Es besteht aus zwei Theilen, deren einer am Ufer in drei parallelen Reihen sämmtliche durch ein dichtes Eisenbahnnetz verbundenen Magazine und Werkstätten umfaßt, während der andere auf der kleinen vorgelagerten Klippe degli Olivi die Werfte, Sägemühlen und Trockendocks in

Das römische Amphitheater in Pola.

sich begreift. 1500 Menschen sind hier beschäftigt, darunter eine Anzahl Frauen beim Bedienen der Nähemaschinen, welche die Segel fertigen. Die übrigen sind nur zum kleinern Theile freie Arbeiter, Schmiede, welche aus Deutschland, und Zimmerleute, welche von Venedig herüberkommen. Im Uebrigen ergiebt die jährliche Conscription in den Küstenländern 200 bis 300 Schiffsbauhandwerker von Beruf, von denen etwa nur die Hälfte zur See geschickt wird, während man die anderen den beiden Handwerkercompagnien in Pola überweist. Dort arbeiten sie während ihrer ganzen Dienstzeit in ihrem Handwerke weiter, wofür sie außer dem Matrosensolde noch einen Arbeitslohn von 15 bis 35 Kreuzer täglich erhalten.

Nur zwei Eingänge zum Arsenal giebt es, und diese sind streng bewacht; vom Handelshafen wird der seinige durch eine schwimmende Schranke getrennt, und gegen die Landseite schließt eine hohe Mauer jedes Spähen von Unberufenen ab. Längs dieser Mauer führt eine lange baumbepflanzte Straße bergauf in das deutsche militärische Viertel, auf einen öffentlichen Spaziergang, der auf drei Seiten von reinlichen, regelmäßigen, aber langweiligen, gleichsam uniformirten Häusern, den Wohnungen der österreichischen Offiziere und Beamten, umgeben ist. Welch scharfer Gegensatz zu der italienischen Stadt dort unten, die ihren Mittelpunkt auf dem Rathhausplatze hat! Hier oben Alles neu und frisch, unten die Reste vergangener Jahrtausende; oben die deutsche Einfachheit, Ordnung und Sauberkeit; unten die anziehende, graciöse italienische Unordnung und der Schmutz; oben einfache Toiletten, blonde Haare, rothe Backen und gesetztes Betragen der Frauen, unten überladener Putz, schwarzhaarige, bleiche, lebendige Weiber; oben trinkt man Bier, unten Wein! Hier oben könnte man sich nach Deutschland versetzt glauben; unten, wenn nicht gerade ein österreichischer Seemann zum Hafen eilt oder ein slavischer Bauer zu Markte kommt, nach einer lombardischen Stadt.

Vorgeschichtliches aus dem Posenschen und anderen Gegenden des slavischen Osten Europas.

Nach slavischen Quellen mitgetheilt von **Albin Kohn.**

Wir wollen der Wissenschaft wegen der Wissenschaft dienen und sie nicht zur Dienstmagd politischer Leidenschaften herabwürdigen.

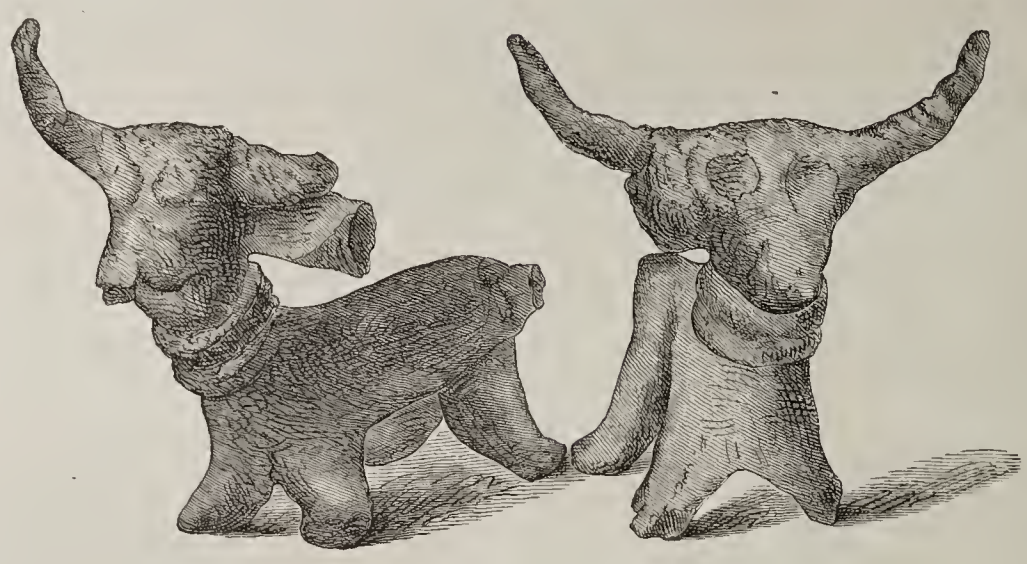
Ich habe in Nro. 1 dieses Bandes des „Globus“ Gelegenheit genommen, dem Feuilletonschreiber der „Neuen Freien Presse“, Herrn Dr. W. G., das Irrthümliche seiner einst aufgestellten Behauptung, daß die Provinz Posen keine Prähistorie habe, klar zu machen. Schon aus dem, was ich in jenem kurzen Artikel gesagt habe, geht zur Genüge hervor, daß auch das Posensche eine Vorgeschichte hat, wenn es auch nicht hinreicht, um diese Vorgeschichte als eine eben so glänzende darzustellen, wie es die von Frankreich, Belgien, England und Skandinavien ist. Dr. Friedrich Ratzel hat in seiner „Vorgeschichte des europäischen Menschen“ ahnungsvoll angedeutet, daß auch der Osten Europas nicht zu den trostlosen Gegenden gehört, welche keine Vorgeschichte haben, wenngleich er den jetzigen Bewohnern, obwohl gewiß ganz unfreiwillig, einen schweren Vorwurf gemacht hat, daß es ihnen „an Regsamkeit, Opferwilligkeit und Einsicht“ mangelt. Ich bin sicher, daß Dr. Ratzel gern bereit sein wird, diesen Vorwurf zu widerrufen, wenn er den Reichthum von archäologischem Materiale sehen wird, welchen die Archäologen des Ostens zusammengebracht haben. Der Hauptgrund dafür, daß bis jetzt die im Osten und stricte in den slavischen Ländern angesammelten Schätze dem Westen unbekannt sind, liegt wohl zunächst darin, daß die polnischen und russischen Forscher die Resultate ihrer Arbeiten und wissenschaftlichen Bestrebungen ihren Landsleuten in ihren nationalen Sprachen mitgetheilt haben, welche dem Westen fast ganz unbekannt sind. Wer die archäologischen Museen in Wilna, Warschau und Posen gesehen, welches letztere dem polnischen Vereine der Wissenschaften gehört und vom Conservator Herrn H. Feldmanowski sorgsam geordnet worden ist, wer sich außerdem mit der einschläglichen Literatur bekannt gemacht hat, der wird auch zugestehen, daß, wenn der Osten Europas in Bezug auf Archäologie noch eine terra incognita ist, wie Dr. Ratzel sagt, dies nicht seine Schuld ist. Man kann doch daraus, daß der Westen die Sprache des Ostens und in Folge dessen auch seine Arbeiten und Errungenschaften auf dem Gebiete der Archäologie nicht kennt, keine Schuld für den Osten herleiten. Daß aber gearbeitet wird, dafür legen die „Wiadomosci Archeologiczne“ (Archäologische Nachrichten, 2 Thle., Warschau, bei S. Orgelbrand's Söhnen) Zeugniß ab, welche neulich erst herausgegeben worden sind. Ich erwähne älterer Arbeiten dieser Art für jetzt nicht, weil ich den Leser erst durch eine Reihe von Artikeln mit dem bekannt machen will, was die „Wiadomosci Archeologiczne“ Neues und Interessantes enthalten. Ich hoffe übrigens durch diese Arbeit eine sehr empfindliche Lücke unseres archäologischen Wissens zu füllen und außerdem auch den Männern gerecht zu werden, welche an der Vorgeschichte ihres Vaterlandes arbeiten und es verdienen, in weiten Kreisen gekannt zu sein. Ich werde mich bei diesen Arbeiten nicht systematisch an die „Wiadomosci“ halten, um nicht Beschreibungen von Funden geben zu müssen, welche den in anderen Gegenden Europas vollkommen ähnlich sind, sondern werde vor allen Dingen seltene Funde besprechen und durch Illustrationen erläutern.

Im Museum zu Posen befindet sich ein Paar Stiere, über welche die „Wiadomosci Archeologiczne“ folgende Auslassung enthalten:

Das Museum der Freunde der Wissenschaften in Posen besitzt in der Bronzeabtheilung gegen 400 Gegenstände, welche zum Theil großpolnischen Ausgrabungen entstammen *). Die in den westlichen Gegenden des Landes gefundenen Sachen unterscheiden sich von den in den östlichen gefundenen durch größere Mannigfaltigkeit ihrer Bestimmung, durch grö-

*) Herr Feldmanowski, dessen ich schon oben anerkennend erwähnt habe, hat alle diese Gegenstände sehr systematisch geordnet, so daß sie gleichsam ein Bild der Entwickelung und des Fortschrittes bieten.

ßere Feinheit der Arbeit, und unter ihnen überwiegt die Zahl der Gegenstände, welche als Schmuck für Frauen gedient haben, solche, die zum Schmucke für Männer bestimmt waren; auch ist eine verhältnißmäßig große Anzahl von Handwerkszeugen, welche zu Arbeiten, wie zum Fischfange, zum Nähen, zur Bearbeitung von Fellen bestimmt waren, vorhanden. Es sind dies sichtlich schon bedeutendere Anfänge eines ansässigen Lebens. Die Größe der am rechten Weichselufer gefundenen Gegenstände zeigt deutlich, daß sie ausschließlich für Männer bestimmt gewesen sind; die vielen Nadeln und ähnliche Sachen, welche in Großpolen gefunden worden sind, mit ihren verschiedenartig verzierten Köpfchen, konnten nur Eigenthum der Frauen sein. Die Frau nahm hier also eine höhere Stelle ein als in Podlachien und bei den Ruthenen. Von drei bei uns gefundenen Schwertern gehören zwei Großpolen an; der Soldat war also (?) hier besser bewaffnet und die Macht nach außen größer. Ein vor mehreren Jahren bei Kalisch ausgegrabener Becher, welcher heute die auch in anderer Hinsicht reiche Sammlung des Herrn Podczaszynski schmückt, beweist durch die Harmonie der Linien und den Typus der Verzierungen, daß er das Werk eines Mannes ist, der in der Nähe Roms, wenn nicht gar in dieser Welthauptstadt selbst gewohnt hat *). Hieraus kann man wiederum auf die weitläufigen Handelsverhältnisse mit der römischen Welt schließen. Im Posener Museum befindet sich auch ein römischer Priapus, welcher in Großpolen gefunden worden ist. Wie auch jetzt noch so hat uns auch in jener Zeit die westliche Civilisation das Erhabenste wie das Gemeinste, das sie hervorgebracht, geboten, und wie damals so sind wir auch heute für die Wahl verantwortlich. Nirgends wurden so viele Nadeln wie hier gefunden: die häusliche Thätigkeit war also geehrt und verbreitet. Vor nicht langer Zeit sind in der Gegend von Buk zwei bronzene Statuetten, ein Paar Ochsen oder Wiesente, ausgegraben worden, welche einst vermittelst eines Joches an den Köpfen und durch einen Stab an den Hüften verbunden waren, dabei aber am Halse gleichsam doppelte Ringe hatten. Wir wagen es noch nicht, diesen Fund der vorhistorischen Periode zuzuschreiben; sollte er (wie es wahrscheinlich ist) dieser angehören, so wäre er das älteste Denkmal des Ackerbaues im Lande.



Die beiden Bronzestierchen im Museum zu Posen.

Ueber diese Ochsen, welche wohl zu den seltensten Funden gehören, die überhaupt bis jetzt gemacht worden sind, finde ich in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ (Jahrgang 1873) Folgendes:

„Bei Bythien (Kreis Samter, Provinz Posen), zwischen den Dörfern Witkowice und Kiaczin, sind hart an einem großen Steine, welcher behufs Sprengung abgegraben worden, in einer Tiefe von $2^1/_2$ bis 3 Fuß zwei kleine, durch ein Joch verbundene Stiere von reinem Kupfer und daneben sechs Celte verschiedener Größe gefunden worden. (Die Figuren sind 0,13 Meter lang und 0,10 Meter hoch; der größte Celt ist 0,17 Meter lang und 0,04 Meter breit, der kleinste 0,10 Meter lang und 0·04 Meter breit.) Die Jochstange ist von den Arbeitern, welche den Fund gemacht, zerbrochen worden. Das betreffende Land war bis vor Kurzem Waldland.

Wie bei so vielen Bronzefunden ist also ganz zufällig ein wahrscheinlich absichtlich unter den Stein verborgenes und später vergessenes Werthstück zum Vorschein gekommen. Die Länge der Hörner und die große Spannung derselben deutet entschieden auf südliche Vorbilder. So weit bekannt hat es nie so langhörniges Rindvieh bei unserm Landvolke gegeben; man sieht es noch jetzt nicht eher, als bis man nach Mähren, Ungarn oder Italien kommt. Die spitzen Köpfe lassen den Gedanken an Auerochsen nicht zu. Dazu das charakteristische Joch, die Halsbänder, möglicherweise eine an der Seite des Bauches des einen Stieres hervortretende Zeichnung, lauter uns und unseren Vorfahren fremde Motive.“

Herr Professor Dr. Schwartz, Director des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, der, wie er mir schreibt, den Erwerb der Stiere für das Posener Museum vermittelt hat, bemerkt, daß sich am Schwanzende Löcher befinden, gleichsam als ob dort eine Stange hineingesteckt werden sollte. Auf mich machten die beiden Stierchen den Eindruck, als ob sie einst als Schmucksachen die primitive Etagère eines reichen Landmannes geziert hätten, wie heute chinesische Püppchen in unseren Prunkspinden aufgestellt sind.

Wir müssen es wohl Herrn Dr. W. G. und der „Neuen Freien Presse“ verzeihen, daß sie Phantasien in die Welt senden, denn wir können von ihnen nicht Gründlichkeit und mühevolles Studium, welche zu archäologischen Forschungen nothwendig sind, verlangen. Aber wundern muß man sich über Fachschriftsteller, wenn sie wie Klemm in seinem „Handbuch der germanischen Alterthumskunde“ (S. 13) Behauptungen aufstellen, welche sie nicht zu rechtfertigen vermögen und durch welche sie der Wissenschaft mehr schaden als nützen. So behauptet Klemm a. a O., daß in vorhistorischen Zeiten am rechten Weichselufer Menschen gelebt haben, welche weder eine Hütte zu erbauen noch einen Topf zu machen verstanden und die ungefähr wie Dachse oder Bären in einem unterirdischen Bau gelebt haben. Dieser Behauptung gegenüber dürfte es an der Zeit sein, Thatsachen zu veröffentlichen, welche das directe Gegentheil beweisen. Sie rühren von einem unermüdlichen Forscher, dem Herrn Valerian von Przyborowski, Professor der Warschauer Universität, her und betreffen seine im Jahre 1870 bei Plock und im Jahre 1871 bei Nakielsk am Flusse Wkra gemachten Entdeckungen. Herr von Przyborowski erzählt

*) Es sei hierzu bemerkt, daß von den etwa 60 Städtenamen, die der alte Alexandriner Ptolemäus im freien Germanien kennt, bis jetzt wohl nur wenige richtig gedeutet worden sind, darunter aber gerade Calisia = dem heutigen Kalisch. Dem griechischen Geographen lagen zur Construction seiner Karten und der dazu gehörigen Ortschaftsverzeichnisse unzweifelhaft Reisejournale römischer Offiziere vor, wie jener beiden publicani, welche zu Nero's Zeiten den Fundort des Bernsteins aufsuchen wollten und wirklich die Ostsee, das Mare Suebicum, erreichten, oder von Bernsteinkaufleuten, welche öfter die Reise von der Donau zum heutigen Samland zurücklegten. Auf jener Handelsstraße war Kalisch eine Station — kein Wunder also, wenn dort gefundene Kunstgegenstände römische Anklänge zeigen.
Red.

darüber in den „Wiadomosci Archeologiczne“ (I, S. 43 u. ff.) Folgendes:

„Das Ziel des ersten Ausfluges waren die vorhistorischen Begräbnißplätze von Grabówka, Osnica und Borowiczka, welche Ortschaften ganz in der Nähe von Plock am rechten Ufer der Weichsel liegen und dem General Bontemps gehören. Wenn man am rechten Weichselufer entlang aus Plock nach Wyszogrod geht, so bemerkt man gleich hinter der Stadt am Flusse die Schenke Grabówka. Rechts haben wir die Weichsel, deren jenseitiges Ufer mit Kiefernwaldung geschmückt ist, und links eine Hügelreihe, welche sich in nicht großer Entfernung vom Flusse bis Wyszogrod hinzieht. Der sandige Streifen Landes, welcher sich zwischen dem Flusse und der Hügelreihe befindet und mit Dörfern und jetzt nicht großen Wäldern bedeckt ist, ist eine wahre archäologische Fundgrube. Das aufmerksame Auge bemerkt hier fast bei jedem Schritte Spuren der prähistorischen Vergangenheit in zerbröckelten Urnenscherben, Bronzestückchen, bearbeiteten Feuersteinen und unverbrannten menschlichen Knochen. Dieses beweist, daß wir über Wohnsitze vorhistorischer Bewohner dahinschreiten, deren Spuren selbst für diejenigen nicht gleichgültig sind, welche sich nicht mit specifisch historischen Studien befassen.

Zwischen der Schenke Grabówka und dem nahen Dorfe Osnica erheben sich zahlreiche sandige Hügel, welche durch eine reiche Vegetation von Wachholdersträuchen vor den Winden geschützt sind. Wo kein Wachholder den Flugsand beschützt hat, hat der Wind denselben hinweggeweht und die vorhistorischen Gräber, welche Töpfe, die mit Asche und unverbrannten Knochen gefüllt sind, enthalten und größere oder kleinere Aushöhlungen des Bodens bilden, aufgedeckt; heute sind diese kesselartigen Bodenaushöhlungen nur noch mit Trümmern bedeckt. So sind viele Gräber vernichtet worden und für die Wissenschaft verloren gegangen, denn die übrig gebliebenen Trümmer klären nicht Alles auf, was wir wissen möchten. Die Grabstätte reicht stellenweise bis nahe an den Fluß. Die reißende Fluth der ihre Ufer überschwemmenden Weichsel vernichtet selbst solche Gräber, welche hoch liegen, da sie immer mehr vom Ufer mit sich schwemmt und die in ihm enthaltenen Urnen ausspült. Hier könnte man aufs Leichteste unbeschädigte Urnen erhalten, wenn sich irgend Jemand um ihre Erhaltung bemühen würde, denn selbst beim vorsichtigsten Graben kann man sie nicht mit der Geschicklichkeit und Sorgfalt herausbekommen, wie dieses das Wasser thut, welches sie allmälig herausspült. Nach größeren Ueberschwemmungen kann man im hohen Ufer halbaufgedeckte Urnen sehen, welche aus dem Sande herausblicken. Gewöhnlich werden sie von der Hand irgend eines Vorübergehenden vernichtet, der in ihnen Gold oder wenigstens Silber zu finden hofft.

Trotz dieser ungünstigen Umstände, welche schon Jahrhunderte an der langsamen Vernichtung des Begräbnißplatzes bei Grabówka arbeiten, kann man doch noch manches unberührte Grab finden. Ich habe ihrer einige aufgegraben und gefunden, daß die Urnen auf diesem Begräbnißplatze größtentheils im Sande, ohne Schutz aus Steinen, liegen. Sie sind mit einem nicht großen Deckel aus gebranntem Thon bedeckt, und es stehen gewöhnlich neben jeder eine oder zwei Schüsselchen. Gegenwärtig sind sie mit einer so dünnen Erdschicht bedeckt, daß man häufig schon, nachdem man den Flugsand weggescharrt hat, den Rand der Urnen sieht. In Grabówka habe ich nur ein Grab geöffnet, das sich in mehrfacher Hinsicht von anderen unterscheidet; es geschah dieses am 26. Juli 1870. Ich führte damals die Ausgrabung mit dem Herrn Peter Debowski aus Lode (dem Sohn des Berliner Archäologen) und Okecki aus Miszewko aus. So viel mir bekannt, hat vor mir Niemand, weder in Grabówka noch in Osnica, archäologische Ausgrabungen veranstaltet, was ich ausdrücklich zu bemerken genöthigt bin, um die ein Jahr später in den Zeitungen veröffentlichten falschen Angaben zu berichtigen.

Folgendes ist das Nähere über das ungewöhnlichere Grab.

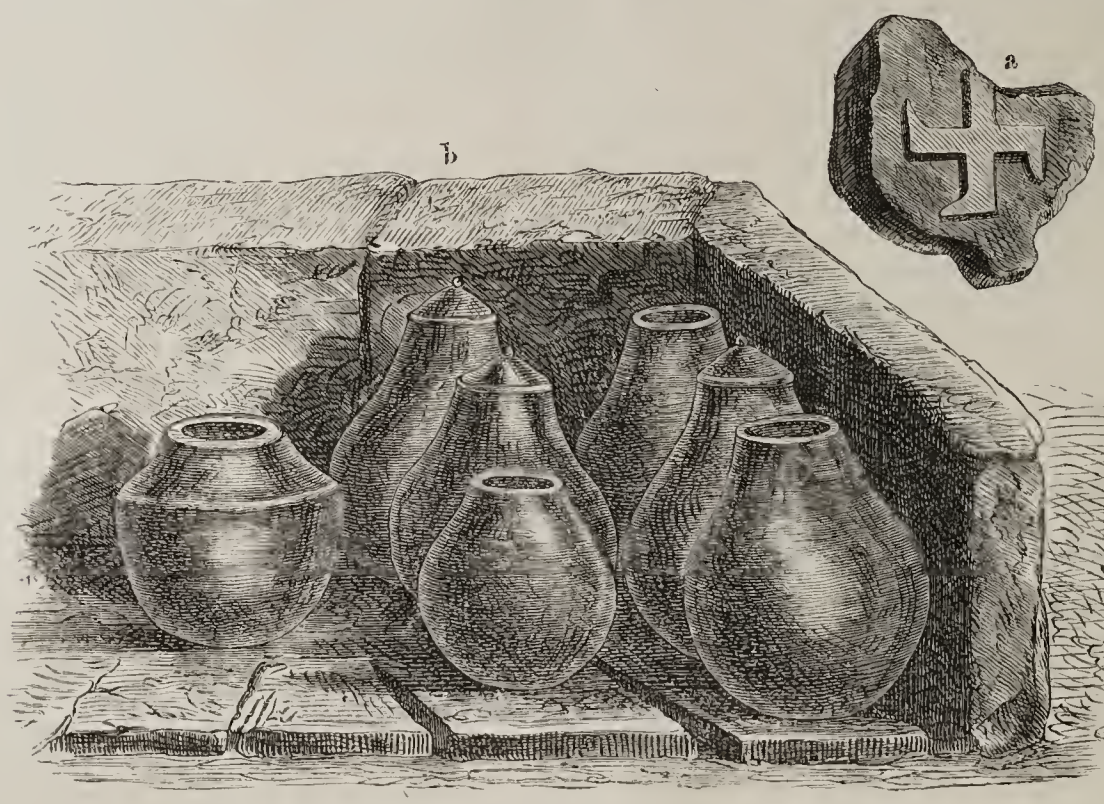
Als ich mit einem Stabe in der Tiefe von 1 Fuß auf einen Stein stieß, ließen wir die Erde abgraben und fanden Feldsteine. Es waren ihrer 30, welche in conischer Form aufeinandergelegt und durch nichts verbunden waren. Nachdem diese Steine weggeräumt, zeigte sich ein ungeheurer flacher thönerner Deckel, welcher, wie die später vorgenommene Messung ergab, 53 Centimeter im Durchmesser hatte. Dieser Deckel bedeckte eine Urne und eine neben ihr stehende Kanne; aber er war durch die Last, die auf ihn gedrückt hatte, in viele Stücke zersprungen. Die Urne war 31 Centimeter hoch, ihre Oeffnung betrug 215 Millimeter und die größte Breite in der Mitte ebenfalls 31 Centimeter. Die Höhe des Kännchens betrug 130 Millimeter. In der Urne fand ich außer Asche und unverbrannten Knochenresten nichts. Der Boden, auf welchem die Urne stand, befand sich gegen zwei Ellen unter der Oberfläche der Erde.

Wenn wir die Sanddünen von Grabówka verlassen, kommen wir nach Osnica, einem Bauerndorfe, welches gegen drei Werst von Plock hart am Weichselufer liegt. Die Häuser dieses Dorfes liegen zerstreut auf den die Weichsel begleitenden Höhen, welche mit Schluchten und Bächen abwechseln, die aus den der Weichsel parallelen Höhen entspringen. Diese Schluchten zeigen stellenweise Spuren gewaltsamer Veränderungen der Oberfläche, denn man kann im Grunde ungeheuere wagerecht liegende Baumstämme sehen, welche aus den Seitenwänden herausragen. Diese Stämme liegen gegen 20 Fuß unter der Oberfläche und es müssen lange Zeiträume vergangen sein, bis sich eine so mächtige Erdschicht über ihnen ablagerte. Wenn man diese Stämme aufdecken könnte, so würde man wohl einige stumme Zeugen aus der Zeit jener gewaltsamen Revolution entdecken. Die während des Hochwassers ungezügelte Weichsel spült auch hier wie bei Grabówka das Ufer hinweg und bringt mit Knochenresten gefüllte Urnen zu Tage, in denen manchmal Metallstücke gefunden werden. Hier fanden sich vor einigen Jahren in einer auf diese Weise bloßgelegten Urne Schmucksachen aus Silber, welche eine Bäuerin in Plock verkauft hat. Wie die Bewohner von Osnica sagen, sind die Urnen hier in derselben Weise wie in Grabówka vergraben. Aber auch hier entdeckte ich ein weniger gewöhnliches Grab, welches auch deshalb eine nähere Beschreibung verdient.

Als ich am 25. Juli 1870 Osnica besuchte, bemerkte ich im Dorfe selbst, unmittelbar vor den Gebäuden eines Wirthes, einen länglichen, mit Rasen bedeckten Hügel, der etwa 15 bis 20 Schritte lang und einige Schritte breit war. An einem Ende dieses Hügels ragte die scharfe Kante eines Steines aus der Erde hervor, welche über eine halbe Elle lang war. Aus dem an dieser Stelle aufgehobenen Boden einer Urne, auf den die sogenannten Pfeile Perun's erhaben aufgedrückt waren (siehe a in der Abbildung auf folgender Seite), konnte man schließen, daß der Stein nicht zufällig hierhergekommen ist. Kaum hatte ich hier zu graben begonnen, da sah ich auch schon einen zweiten Stein, welcher mit dem ersten einen rechten Winkel bildete, und es zeigte sich, daß wir zwei Wände aus ziemlich großen, anscheinend gespaltenen Steinen und im rechten Winkel aufgeführt vor uns hatten. Kaum einen Fuß unter der Oberfläche bemerkten wir zwischen diesen Wänden die Kanten von Urnen. Nachdem wir die Urnen und die sie bedeckende Erde herausgeschafft hatten, zeigte es sich, daß wir ein länglich viereckiges Grab vor uns hatten, das aus ziemlich großen Steinen, die auf die Kante gestellt waren, gemacht und mit Urnen angefüllt war. Die Länge des Grabes betrug $2^3/_4$ Ellen, die Breite 2 Ellen und die Höhe der Steine vom Bo-

den des Grabes bis zur obern Kante $1^1/_2$ Ellen. Dieses Grab liegt an der Ostseite des Hügels. Die Nordseite des Grabes ist wohl schon aufgegraben gewesen und die Steine, nach Angabe der von mir beim Graben beschäftigten Arbeiter, vor einigen Jahren von einem Bauer zu Schwellenunterlagen bei einem von ihm aufgeführten Gebäude benutzt worden. In der Wand der Nordseite fand ich nur noch einen kleinern auf die Kante gestellten Stein. Auf der Ostseite, wo das Grab noch mehr aus dem Hügel herausragte, fand ich schon keine Spur einer Wand. Dieses Familiengrab war wahrscheinlich mit einem Steine bedeckt, aber dieser wurde, da er auf den Wänden und gewiß auch auf der Oberfläche des Grabhügels (Kurgan's) lag, zuerst von der Stelle hinweggenommen. Es ist auch leicht möglich, daß der Hügel selbst anfangs bedeutend höher und das Grab mit aufgeschütteter Erde bedeckt gewesen ist; denn während vieler Jahrhunderte konnte der Wind die aufgeschüttete Erde hinwegwehen und die Oberfläche des Grabes entblößen, wie ja, nach der Ansicht einiger skandinavischer Archäologen, die steinernen Gräber, welche sich heute an der Oberfläche befinden, einst mit Erde bedeckt gewesen sein sollen. Im Grabe in Osnica ist heute nur noch die südliche und westliche Wand, welche von der Außenseite durch kleinere Steine gestützt sind, unberührt. Der Boden unter den Urnen war mit flachen, gespaltenen Steinen ausgelegt.

In diesem Grabe befanden sich sieben Urnen mittlerer Größe und so dicht an einander gestellt, daß sich die Seiten der Gefäße berührten. Deshalb mögen sie wohl auch schon beim Hineinstellen zerbrochen worden sein, in Folge dessen ich denn auch beim Aufgraben nicht eine ganze, sondern alle dermaßen beschädigt gefunden habe, daß immer ein Scherben über den Sprung des anderen reichte. In einige Urnen war der Thondeckel hineingedrückt. Beisätze habe ich in diesem Grabe nicht gefunden, was wohl dem Mangel an Raum zugeschrieben werden muß. Die hier gefundenen Urnen sind sehr sorgfältig gearbeitet und zeigen zwei Formen, nämlich Urnen mit im Bogen gekrümmten Wänden und breiter Oeffnung, und solche, deren Wände in Schlangenlinien gekrümmt sind, so daß ihre größte Breite mit der halben Höhe des Gefäßes zusammenfällt, während ihr Hals sehr verengt ist. Die Höhe



Grab bei Osnica in der Gegend von Plock.

der Urnen ist ungefähr gleich; die Urne mit den schlangenlinig geformten Seiten ist gegen 29 Centimeter hoch, ihre Oeffnung beträgt 165 Millimeter und ihr größter Umfang 28 Centimeter. Alle sieben Urnen waren bis an den Rand mit Asche und unverbrannten Knochenresten gefüllt; außerdem ist nichts in ihnen gefunden worden. Dieses Familiengrab sichert der Gegend von Olesnica eine hohe Stufe in der Reihe der bis jetzt entdeckten vorhistorischen Ansiedelungen, denn Gräber dieser Art zeugen von einer gewissen Achtung für die Reste der Verstorbenen, mithin für einen ziemlich hohen Grad von Gesittung; sie können einst zu Entdeckungen führen, welche in ethnographischer Rücksicht nicht gleichgültig sind. Sieben Urnen befanden sich in Osnica, sieben enthielt auch das Steingrab bei Vitoba in der Nähe von Subicz, das Herr Karukowski aus Oleszno geöffnet hat; die in den Jahrbüchern des mecklenburgischen archäologischen Vereins beschriebenen enthalten ebenfalls je sieben Urnen. Im Allgemeinen herrscht in mehr als einer Rücksicht zwischen den mecklenburgischen und unseren Gräbern eine sichtbare Aehnlichkeit, welches man wohl durch die Gleichheit des slavischen Stammes, welcher beide Gegenden bewohnt hat, erklären könnte.

In Osnica verdient noch ein eigenthümlicher alter Herd, welcher im hohen Ufer hart an der Weichsel entdeckt worden ist, eine besondere Aufmerksamkeit, denn er besteht aus zwei Lagen Lehm, deren jede zwei Zoll dick ist, und ein Viereck bildet, das 2 Ellen lang und $1^1/_2$ Ellen breit ist und dessen Ränder 5 Zoll hoch sind. Eigentlich ist dies eine ganze Schicht von dünnen Lehmscheiben, welche auf einander liegen; zu beiden Seiten des Herdes ist der Boden schwarz und fett, sichtlich mit Asche und Kohlen übersättigt. Die Scherbenstückchen, welche ich hier gefunden habe, kann ich nicht für einen hinlänglichen Beweis dafür halten, daß dies der Herd war, auf dem die Verstorbenen verbrannt worden sind, weil ich in den wenn auch alterthümlichen Scherben keine Granitkörnchen gefunden habe, welche das sicherste Zeichen dafür sind, daß die Töpfe vorhistorischen Zeiten angehören. Andere, die nach mir diesen Herd besichtigt haben, waren geneigter, ihn einer vorhistorischen Periode zuzuschreiben. Die Entscheidung dieser Angelegenheit überlasse ich bewanderteren Archäologen.

Die dritte archäologische Station in der Gegend von Plock ist das Dorf Borowiczka, das mit Osnica grenzt. Der Weg

von Borowiczka an die Weichsel führt über eine unbedeutende sandige Erhöhung, welche die Bewohner die „Kamionka“ (die Steinerne) nennen; wahrscheinlich wegen der vielen Steine, welche auf ihr liegen. Die zerstreut umherliegenden Stückchen von Urnen beweisen, daß diese Erhöhung ein vorhistorischer Begräbnißplatz ist. Während meiner Anwesenheit in Borowiczka war der größte Theil des Hügels mit Getreide bestellt und deshalb konnte man nur an einer Seite des Weges Nachforschungen anstellen. Als ich meinen Stock in den lockern Boden steckte, traf ich in der Tiefe eines, manchmal auch nur eines halben Fußes auf Steine. Nach Abräumung der obern Erdschicht zeigte es sich, daß die Steine dicht an einander gestellt sind und einen Kreis bilden, dessen Durchmesser 6 Fuß beträgt. In der Mitte des Kreises lagen größere, näher der Peripherie kleinere Steine. Unter einem solchen Pflaster habe ich Urnen gefunden, die mit flachen thönernen Stürzen zugedeckt waren, und neben den Urnen fand ich gewöhnlich Schalen, welche unseren jetzt noch gebräuchlichen Tassen ähnlich sind. Der über den Boden geführte Pflug stieß an die Steine, in Folge dessen diese die Urnen, welche sie schützen sollten, drückten und zerbröckelten, so daß man keine einzige ganz hervorbringen konnte. Die hier ausgegrabenen Urnen waren sehr primitiv gearbeitet, größtentheils von grauer Farbe und schwach gebrannt.

So hätten wir in Grabówka, das $1^1/_2$ Werst, Osnica, das 3 Werst, und Borowiczka, das gegen 4 Werst von Plock entfernt ist, gleichsam eine ununterbrochene Kette vorhistorischer Begräbnißplätze am rechten Weichselufer. Diese Kette reicht aber weiter, denn auch bei Bielin, das eine Meile von Plock entfernt an der Weichsel liegt, finden sich, wie man mir mittheilt, Urnen. Ich bin sogar überzeugt, daß sich diese Denkmäler der Vergangenheit längs der Weichsel bis Warschau und noch weiter hinziehen, obgleich ich nur aus früheren Untersuchungen etwas über Taschomin weiß und Targówko bei Warschau während meiner eigenen Ausflüge kennen gelernt habe. Dasselbe wird wohl auch vom linken Weichselufer gesagt werden können, wenn es untersucht werden wird, wie man es auch von anderen Flüssen behaupten kann. Ich werde diese Behauptung später durch eine kurze Beschreibung meiner Ausgrabungen am Flusse Wkra unterstützen.“

Im Folgenden werde ich noch einige Bemerkungen des Herrn von Przyborowski mittheilen, welche sich auf die eben beschriebenen Gräber beziehen, und behalte mir meine eigenen bescheidenen Aeußerungen für die Zukunft vor.

Herr von Przyborowski meint, daß die vielen Begräbnißplätze den Beweis liefern, daß das Land schon in vorhistorischen Zeiten bedeutend bevölkert gewesen ist, da auch gewiß überall, wo man einen Begräbnißplatz findet, eine Ansiedelung existirt hat. Bis jetzt sind nun zwar noch verhältnißmäßig wenig solcher Begräbnißplätze bekannt, aber es dürfte sich, nach der Ansicht des genannten Archäologen, herausstellen, daß jedes jetzt existirende Dorf auch seinen vorhistorischen Begräbnißplatz besitzt.

„Aber,“ fährt Herr von Przyborowski fort, „dieses eine Resultat der Forschungen nach der prähistorischen Bevölkerung befriedigt die Forderungen der Wissenschaft nicht, denn sie will nicht allein wissen, ob hier feste Ansiedelungen der vorhistorischen Bewohner gewesen sind, sondern sie will auch das Leben und die Bildungsstufe der prähistorischen Autochthonen und ihr anthropologisches Verhältniß zu den benachbarten Völkern kennen lernen. Auf diese Fragen werden wir aber erst dann eine die Wissenschaft befriedigende Antwort geben können, wenn uns die Ojcower Höhlen Zeugnisse über den Menschen der Eisperiode liefern werden und wenn es uns endlich gelingen wird, die ursprünglichen Pfahlbauansiedelungen zu entdecken, wie sie schon in der Schweiz, in Frankreich, Irland und in Deutschland entdeckt sind. Gegenstände wie die von mir auf den Begräbnißplätzen gefundenen heben noch nicht den Schleier vom ganzen Bilde des vorhistorischen Volkes, denn nicht Alles begleitete den Menschen ins Grab, was ihn im Leben umgab. Erst die Gegenstände, welche von den Pfahlbautenbewohnern übrig geblieben sind, werden dieses Bild einst vervollständigen und uns den Menschen, von dem wir gar keine geschriebenen Zeugnisse haben, gleichsam ganz vor Augen führen. Für jetzt müssen wir uns mit dem emsigen Verzeichnen dessen begnügen, was uns die auf der Oberfläche der Erde liegenden vorhistorischen Gräber bieten.

Vor Allem verdient die Art des Begrabens der Todten unsere Aufmerksamkeit. Ich habe einige Gräber aus Grabówka, Osnica und Borowiczka beschrieben; andere werde ich später beschreiben. Es herrscht hier eine große Verschiedenheit, und es ist schwer zu entscheiden, ob sie verschiedenen Zeiten und Menschen oder einem Unterschiede im Reichthum und der socialen Stellung des Verstorbenen zuzuschreiben ist. Auch in anderen Ländern hat man eine große Verschiedenheit im Bau der Gräber bemerkt; bis jetzt hat man 40 verschiedene Gattungen von vorhistorischen Gräbern festgestellt. Doch glaube ich nicht, daß die bei uns gefundene Verschiedenheit auch auf eine Verschiedenheit der Stämme oder Völker hindeute; sie kann eher ihren Ursprung in der Verschiedenheit der Zeitalter haben. Das systematische Classificiren der Gräber nach ihrem Bau und als Folge hiervon das Zuerkennen derselben an verschiedene Völker, Stämme und Epochen war vor zwanzig Jahren eine sehr beliebte Methode. Heute hat die vergleichende Ethnographie die Archäologen von der Sucht des Systematisirens geheilt, denn sie hat bewiesen, daß die Formen der menschlichen Schöpfungen in den verschiedensten Zonen des Erdballs und in den verschiedensten Epochen einander sehr nahe stehen, denn der Mensch lernt von der Natur und nicht von einem andern Volke, wenigstens so lange nicht, wie er sich anderen Völkern nicht durch einen gewissen Grad der Civilisation nähert und nicht lernt, von ihrer höhern Bildung Nutzen zu ziehen. Wie der Patagonier heute noch genau eine solche Pfeilspitze aus Feuerstein macht, wie sie vor vielen Jahrhunderten an der Weichsel gemacht worden sind, so kann auch die Form des Grabes an der Weichsel dieselbe wie in Skandinavien sein, wenngleich es ein anderes Volk an der Weichsel und ein anderes in Skandinavien erbaut hat. Aus der Art und Weise, wie die Todten begraben wurden, können wir ohne andere Thatsachen nur einen Schluß ziehen und zwar einen Schluß auf den Grad der Gesittung der Menschen, welche das Grab gemacht haben. Je mehr Sorgfalt wir in der Erhaltung der Ueberreste der Verstorbenen finden, um so sicherer ist auch der Schluß, daß bei diesem Volke die Zuneigung zur Familie stark entwickelt und in eben dem Maße auch milde Sitte verbreitet war.“

Schon hier will ich constatiren, daß es, meiner Ansicht nach, irrthümlich ist, von den bis jetzt gefundenen Begräbnißplätzen auf die Dichtigkeit der vorhistorischen Bevölkerung überhaupt und der auf slavischem Boden im Besondern zu schließen. So viel mir bekannt, sind bis jetzt noch immer Begräbnißplätze an Flüssen, ehemaligen Wasserläufen und an Seen, die heute oft theilweise oder ganz versumpft, aber noch ganz gut als ehemalige offene Wasserbecken zu erkennen sind, gefunden worden, während ein solcher Fund in größerer Entfernung von Wasserläufen und offenen oder vertorften Wasserbecken wohl zu den größten Seltenheiten gehört. Wenn wir von dem, was jetzt geschieht, auf das, was in vorhistorischen Zeiten geschehen, schließen dürfen, so würden wir sagen, daß der Mensch wohl seit seinem ersten Erscheinen auf der

Erde die Nähe des Wassers gesucht hat, aus dem er mit nicht allzugroßer Mühe und ohne schweren Kampf Nahrungsmittel holen konnte, während er solche in großer Entfernung vom Wasser nur mit großer Mühe und mittelst schwerer Arbeit erringen konnte. Aehnlich verfährt ja der Mensch noch heute. Gehen wir nach Nordasien und wir finden dort an den Flüssen und Seen viele, oft sehr bedeutende Ansiedelungen, während man in geringer Entfernung vom Wasser fast keine Spur von Menschen, wenigstens keine irgend nennenswerthe Ansiedelung findet. Dieses bezieht sich sowohl auf den Russen, der jetzt in Sibirien haust, als auch auf die halbwilden Stämme, welche er beerbt.

Angenommen, es verschwände plötzlich jede Geschichte Nordasiens und der Mensch stürbe plötzlich aus, angenommen auch, es käme nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden ein Archäologe, welcher die Gräber am Ob, Jenisey und der Lena sowie an den Nebenflüssen entdeckt, so glaube ich, daß er einen sehr falschen Schluß von der Menge der Gräber auf die prähistorische Anzahl der Bewohner ziehen würde, wenn er, wie Herr von Przyborowski, sagen würde, daß das Land dicht bevölkert gewesen ist, denn wir wissen, daß jetzt auf die Quadratmeile in Nordasien kaum 13 Menschen kommen.

Wie in dieser Beziehung, mag es auch wohl mit der Nationalität der Urbewohner Europas und vorzüglich des Ostens dieses Erdtheils seine Bewandtniß haben. Der Ankömmling hat viel vom schon Anwesenden geerbt, dieser hat von jenem viel gelernt. Ich brauche, um dieses zu beweisen, nur auf den Lateiner hinzuweisen, der den Etrusker verschlang und beerbte, auf den Longobarden und Normanen, der sich in historischen Zeiten mit dem Lateiner vermischte, in ihm zwar auf- aber nicht unterging und dermaßen mit ihm verschmolzen ist, daß es kaum mehr festzustellen sein dürfte, welches Blut in dem einen oder dem andern Stamme das Uebergewicht hat. Dasselbe Verhältniß findet, wenn auch in sehr beschränktem Maßstabe, in Nordasien statt und wenn sich auch hier der Ankömmling nicht oder sehr selten mit dem Urbewohner vermischt, so nimmt doch der eine vom andern so manches in seine Gebräuche, ja sogar in seine Sprache auf, was ihm früher nicht angehörte und völlig fremd gewesen ist.

Suchen wir vor Allem nach den Menschen; zur Begründung des Beweises über eine vorhistorische Nationalität ist mehr nöthig als einige Scherben, etwas Asche, mit Knochenresten vermischt, und einige rohe, im Kreise oder Vierecke stehende Steine. Der Uebergang von den Mongoloiden zum Arier in Europa war wohl so unmerklich, daß kaum zu hoffen ist, je einen Zeitpunkt zu finden, in welchem der erste verschwunden und der zweite erschienen ist.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

IV.

Schilderung Chiles in chorographischer Beziehung.

Das ganze Land zerfällt in drei in vielen Punkten und sehr wesentlich verschiedene Theile, einen nördlichen, einen mittlern und einen südlichen. Der letztere ist vom mittlern Theil getrennt durch das Land der Araucaner, ein noch sehr unbekanntes Gebirgsland von unregelmäßigem Charakter, das von einem unabhängigen und sehr kriegerischen Indianerstamme bewohnt wird. Der Verkehr dieses südlichen Theiles mit dem übrigen Lande geschieht ausschließlich zur See. Es ist dies der commerciell und industriell unwichtigste Theil des Landes, ausgezeichnet durch die colossale Regenmenge, die hier Jahr aus Jahr ein fällt, und durch die deutschen Colonien, die hier sehr floriren, so daß diese der tonangebende Theil der Bevölkerung in Valdivia und Puerta Montt sind.

Die Grenzlinie zwischen Nord- und Mittelchile kann man durch Cuesta de Chacabuco legen, wo die gewaltigen, nach allen Richtungen ausstrahlenden Gebirgszüge, welche sich um den Cerro de Aconcagua (6834 Meter hoch), den zweithöchsten Berg der ganzen Cordillera, gruppiren, der regelmäßigen Gliederung des mittlern Theils ein Ende macht.

Dieser Theil des Landes, der die Provinz Aconcagua umfaßt, ist ein Hochgebirgsland mit gewaltigen Bergen und schmalen, scharf eingeschnittenen Thälern. Von hier nach Norden nehmen die Berge allmälig an Höhe ab und die Thäler und Hochebenen werden breiter, so daß man in der Copiapiner Gegend recht ausgebreitete Ebenen und außer der der Cordillera central zugehörigen Kette keinen Berg von erheblicher Breite hat. Je weiter man nach Norden kommt, desto spärlicher wird ferner die Regenmenge, die im Winter fällt, bis man nördlich von Serena in die absolut regenlose Zone kommt. Auch in diesem ganzen nördlichen Theil kann man noch drei Abtheilungen unterscheiden. Die erste ist die Provinz Aconcagua mit noch reichlichem Winterregen. Die schmalen Thäler dieser Provinz, die im Winter von wasserreichen Flüssen durchströmt werden, sind daher sehr fruchtbar und haben meist ein sehr angenehmes Klima. Auf die Thäler kommt aber nur eine Bodenfläche von 523 Quadratkilometer, die übrigen 13,627 sind uncultivirbar und geben höchstens etwas Gebirgsweide. Es erhellt daraus, welch gewaltiges Gebirgsland dies ist. Auch Minen giebt es hier eine große Menge, doch überwiegt noch die Ackerbauindustrie.

Der zweite Strich umfaßt den südlichen Theil der Provinz Coquimbo, wo der Regen schon anfängt spärlicher zu werden. Obgleich hier bereits viel mehr ebenes Land ist, beträgt der Dürre wegen der ackerbaufähige Theil nicht über 823 Quadratkilometer unter einer Bodenfläche von etwa 32,000 Quadratkilometer. Bereits überwiegt hier die Minenindustrie die Ackerbauindustrie, die als hauptsächlichstes Product Früchte liefert.

Der dritte Theil der nördlichen Region ist nun das Land, dessen Charakter bereits oben bei der Beschreibung von Chañaral geschildert worden ist. Es ist eine absolut regen- und baumlose Wüste. Cacteen und einige ähnliche Pflanzen gedeihen hier auf den Bergen und in der Ebene, ebenfalls hin und wieder Salzpflanzen. Diese Region beginnt

nördlich von Serena, der Hauptstadt der Provinz Coquimbo, und dient fast ausschließlich dem Bergbau, der indessen so ergiebig ist, daß drei Viertel der ganzen Ausfuhr Chiles in Bergbauproducten besteht. In dieser Gegend leben etwa 100,000 Menschen, zu deren Unterhalt Mehl, Fleisch u. s. w. vom Süden eingeführt wird. Zwei Flüsse existiren hier, die in ihrem obern Laufe wasserhaltig sind, der Huasco und der Copiapó; an deren Ufern wird Ackerbau getrieben. Diese beiden Oasen sind klein und bilden zusammen eine Fläche von nur 70 Quadratkilometer, haben aber guten Boden und sind deshalb bei der Milde des Klimas sehr fruchtbar, so daß in Copiapó zwei Haziendas sich befinden, deren jährliche Einkünfte auf 13,000 chilenische Thaler geschätzt werden.

Ich habe dieser Schilderung des Nordens nur beizufügen, daß (mit Ausnahme von Aconcagua) die Bevölkerung eine wenig stabile ist. Die Masse derselben bilden Leute, die aus den südlichen Provinzen kommen, um hier Geld zu verdienen, d. h. der unternehmungslustige und thätigere Theil der besseren Classen. Dies und der Umstand, daß so viele Europäer hier leben, macht die bessere Gesellschaft hier für den Europäer genießbarer, als die im Süden, mit Ausnahme natürlich von Santiago und Valparaiso. Jedem, der beide Theile des Landes kennt, wird sich die Bemerkung aufdrängen, daß im Norden die Leute besser erzogen, gebildeter und vorurtheilsfreier sind als im Süden. Dieser Unterschied erstreckt sich bis in die arbeitenden Classen hinein. In dem kleinen Nest Chañaral habe ich viel mehr Leute aus den unteren Classen gefunden, die schreiben und lesen konnten, als in der verhältnißmäßig großen Stadt Talca.

Das mittlere Chile (das eigentliche Chile; in der Atacama sagten die Leute, wenn sie von einer Reise nach Santiago sprachen: Me voy a Chile, ich reise nach Chile) ist charakterisirt durch die eigentliche Theilung der Bodenfläche in drei dem Meere parallele Striche, den der Centralcordillera, den der großen Hochebene und den des Küstengebirges. Die Bevölkerung, Industrie, Verkehr u. s. w. concentriren sich natürlich auf der großen Hochebene. Auch in longitudinaler Richtung ist dieses Land in zwei wesentlich von einander verschiedene Abtheilungen geschieden, deren Grenze sich in jene öde Fläche hinter Molina legen läßt. Der nördliche Theil umfaßt die Provinzen Santiago, Colchagua und Curicó sowie Valparaiso und zerfällt der eigentlich bebaubare und wirklich bebaute Theil des Landes in die drei großen natürlich geschiedenen Thäler von Santiago (Rio Maipo mit seinem Nebenflusse R. Mapocho), Rancagua (R. Rapel), San Fernando (R. Tinguiririca) und Curicó (R. Mataquito), die in unmittelbarer Flucht auf einander folgen.

Das südlich von Molina gelegene Land liegt nun erstens erheblich tiefer; während die Berge von der Santiaguiner Cordillera eine Höhe von über 5000, ja 6000 Meter haben, zählt der einzige höhere Berg der Talquiner Cordillera nicht ganz 4000. Die Höhe von Santiago beträgt 569 Meter über dem Meere, die von Talca 85. Zweitens erreicht die Ebene hier die doppelte und dreifache Breitenausdehnung der nördlichen Ebene. Etwa von Linares bis San Carlos wird die Ebene am breitesten sein. Dies führt naturgemäß zu einem dritten Merkmal: während nämlich im Norden die Flüsse einen kurzen, fast gerade von Ost nach West, von der Cordillera zum Meere gerichteten Lauf haben, treten hier im Süden verzweigte Flußgebiete auf. Als ein Beispiel für die Gestaltung der Bodenfläche führe ich an, daß die beiden Flüsse Cauquenes und Purapel, welche im Küstengebirge entspringen, ihren Abfluß nicht zum Meere nehmen, sondern östlich nach der Hochebene hin, wo sie zu dem am westlichen Rande der Ebene gelegenen Loncomilla und mit diesem erst nördlich zum Maule abfließen, bevor ihre Wasser im Bette des letztern Flusses von Ost nach West ins Meer sich ergießen. Die Flüsse sind aber nicht bloß länger und gewundener, sie sind auch viel wasserreicher. Im nördlichen Theile führen die Flüsse nur im Winter Wasser, oder bilden nur kleine Bäche. Das Wasser, welches sie führen, wird ihnen, sobald sie aus der Cordillera austreten, zur Bewässerung der Felder abgezapft. Hier im Süden führen die Flüsse auch im Sommer Wasser, derart, daß der Maule bis dicht bei Talca für Kähne schiffbar ist und auf dem Bio Bio kleine Dampfboote bis 25 deutsche Meilen stromauf fahren. Dieser Wasserreichthum findet darin seine Erklärung, daß im Süden eine viel größere Regenmenge fällt als im Norden. Wir haben in Talca auch zuweilen, aber nicht häufig und nicht stark, auch im Sommer Regen, was in Santiago nicht vorkommt. Auch die Vegetation nimmt hier schon einen etwas andern Charakter an: die Palmen verschwinden, dafür erscheinen Pflanzen, die man im Norden nur in Gärten sieht, namentlich Nadelhölzer, Araucarien und Pinien.

Aus allen den letztangeführten Umständen sollte man schließen, daß dieser südliche Theil bevölkerter, cultivirter sei und der Ackerbau eine größere Entfaltung erfahren habe. Doch das ist nicht so. Der Boden des nördlichen Theils ist wohl besser als der des südlichen, und der Mangel an Wasser ist dort zum Theil durch sorgfältige Canalisation ausgeglichen. Später wird indeß trotzdem der Süden den Norden im Ackerbau überflügeln. Vorläufig liegt die Sache aber anders. Alle Cultur und Civilisation ist von Valparaiso und Santiago ausgegangen und davon ist denn bis jetzt wenig in den Süden gedrungen, der eine einigermaßen abgetrennte Existenz hat. Zur Zeit der Incas, vor der Eroberung, fand dieses Reich am Maule seine Grenze, und auch die Spanier machten wohl vorläufig am Maule Halt, so daß die Cultivirung dieses Landstriches viel jüngern Datums ist, als die der Santiago am nächsten liegenden Provinzen. Bei der Eroberung wurde nun das ganze Land in großen Portionen unter die verschiedenen betheiligten Edelleute und Offiziere vertheilt. Daher rührt noch jetzt im nördlichen Theile das Ueberwiegen des großen Grundbesitzes, während in den Provinzen südlich vom Maule und in Talca der Grundbesitz viel vertheilter ist. Wenn nun auch in civilisirten Gegenden die Parcellirung des Bodens in kleine Theile und unter kleine Besitzer anerkanntermaßen der Modus ist, bei dem das Land am meisten ausgenutzt, am besten bebaut wird, so liegt die Sache in einem Lande wie dieses umgekehrt. Der große Grundherr kann Capitalien anschaffen, um Ackerbaumaschinen, ausländische Ackerbauer u. s. w. anzustellen, und auf mannichfaltige andere Weise seinem Grundbesitze aufhelfen, was der Andere nicht kann. Dieses Ueberwiegen des großen Grundbesitzes hat ferner dazu geführt, daß Alles was von Staatswegen die Repräsentanten in der Deputirtenversammlung beschlossen haben, nur dem nördlichen Theile zu gut gekommen ist. Charakteristisch dafür ist, daß die Eisenbahn bei Curicó ihr Ende findet. Unter allen diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß diese südliche Hälfte Mittelchiles in vielfacher Hinsicht der nördlichen, obgleich sie die von der Natur mehr begünstigte ist, nachsteht.

Im nördlichen Theile absorbiren Santiago und Valparaiso Alles und es hat sich dort keine größere Stadt bilden können, wird sich auch keine bilden. Hier im Süden dagegen giebt es nun wieder Städte von mehr Bedeutung, die wieder kleine Centren für sich bilden und um so unabhängiger

von Valparaiso sind, als hier wieder Häfen existiren, die sich allerdings noch in sehr vernachlässigtem Zustande befinden, so daß sie noch nicht mit Valparaiso concurriren können.

Dieses südliche Land zerfällt naturgemäß in einzelne Theile, nach den Flußgebieten, zu denen es gehört. Dies sind drei: der Maule, der Itata, der Bio Bio. Letzterer ist der südlichste, an dem das Araucanerland beginnt. Am Bio Bio hat schon die regelmäßige Gliederung des Landes aufgehört, so daß an seinem Unterlauf, nahe am Meere, sich schon eine große Strecke ebenen Landes findet. Für sein Gebiet ist das Centrum Concepcion, nahe am Meere, eine Stadt von etwa der Größe Talcas. Der Unterlauf ist fruchtbar und bebaut, der Oberlauf ist noch ziemlich unbevölkert und einigermaßen noch Indianereinfällen ausgesetzt. Der Hafen für diesen Theil des Landes ist nicht Concepcion, sondern Talcahuana, das dicht dabei ist. Nördlich vom Bio Bio fließt der Itata, in dessen Oberlauf die Provincia de Nuble liegt, mit der Hauptstadt Chillan, etwas kleiner als Talca. Diese Partie hat keinen eigenen Hafen, sondern muß ihre Producte über Talcahuana und Tomé (dicht dabei) verschiffen, wohin der Transport sehr beschwerlich ist. Neuerdings ist eine Eisenbahn zwischen Chillan und Talcahuana vollendet, die aber bis jetzt wohl mehr verunglückte als glücklich ans Ziel gelangte Bahnzüge zu registriren gehabt hat.

Der dritte Theil ist das Flußgebiet des Maule, das größte und wichtigste, und das Centrum dieses Landes ist Talca. Es umfaßt die Provinzen: 1. Talca, am rechten Ufer des Maule; 2. Linares, am linken Ufer, Hochebenenantheil; 3. Cauquenes, am linken Ufer, Küstengebirgsantheil. Dieser Landstrich enthält vom ganzen Chile verhältnißmäßig das meiste anbaufähige Land, weil die Ebene hier am breitesten ist und der Wasserreichthum ebenfalls groß. Namentlich gilt das von dem Lande am linken Ufer. Die beiden Provinzen waren früher unter dem Namen Maule zu Einer vereinigt; davon waren etwas über Zweidrittheile des ganzen Gebietes ackerbaufähiges Land — ein sehr günstiges Verhältniß für ein Gebirgsland wie Chile. Ueberhaupt ist das linke Ufer des Maule einer der schönsten und fruchtbarsten Landstriche, die es giebt, und wohl der beste Theil Chiles.

Auf dem linken Ufer sind nur drei kleine Städte von etwa 4000 bis 6000 Einwohnern, Linares, noch weiter südlich el Parral, und, westlich in einer Schlucht des Rio de Cauquenes im Küstengebirge, die Stadt Cauquenes, berühmt durch ihre Weine. Auf der rechten Seite liegt außer Talca keine Stadt. Das ganze Gebiet des Maule mag etwa 17,000 Quadratkilometer mit 150,000 Menschen umfassen. Dieses Land hat seinen eigenen Hafen in Constitucion, das der Provinz Cauquenes angehört und am Ausflusse des Maule liegt. Ein großer Vortheil liegt darin, daß der Verkehr mit Constitucion zu Wasser (auf dem Maule) möglich ist. Für das linke Ufer ist Loncomilla der Flußhafen, für das rechte Perales am Rio Claro, etwa drei Leguas von Talca. Vorläufig hat diese ganze Passage über Constitucion noch ihre schwachen Seiten. Erstlich ist die Flußschifffahrt noch mitunter sehr umständlich; sie ist indeß das ganze Jahr hindurch möglich. Das Schlimmste ist, daß in Constitucion nur Schiffe von mäßigem Tonnengehalt einlaufen können, d. h. meistens nur Küstenfahrer und keine transatlantischen Schiffe. Eine große Barre liegt vor dem Hafen, die zuweilen den Verkehr für einige Zeit gänzlich sperrt. Eine unendliche Wohlthat für diesen ganzen Landestheil wäre es, wenn die Barre canalisirt würde, so daß auch transatlantische Schiffe einlaufen könnten und die Schifffahrt stets möglich wäre. Geschehen wird das mit der Zeit, aber vorläufig ist es noch nicht ernstlich in Angriff genommen. Eine Eisenbahn von Curicó über Talca, Linares, el Parral, San Carlos nach Chillan ist im Bau (October 1874) und wird in etwa zwei Jahren in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet sein.

Ein ungarischer Sprachforscher in der Mongolei.

Von **Hermann Vambery.**

I.

Wenn Ungarn in Folge seiner culturellen Stellung zum Gesammtgebäude der Wissenschaft bis jetzt nur wenig beizutragen vermochte, so ist es andererseits nur schwer in Abrede zu stellen, daß auf dem Gebiete der Sprachforschung und Ethnographie, für welches die Magyaren in Folge ihres Ursprunges ein specielles Interesse haben, von ihnen doch schon Manches geleistet worden ist. Es sei hiermit namentlich das der finnisch-ugrischen und turko-tatarischen Sprach- und Völkerstudien berührt. Der Uralreisende Reguli war der Erste, dem wir genaue Kenntnisse über die Vojulen verdanken. A. Csomó de Kőrösi hat die beste tibetanische Grammatik und das beste Wörterbuch geschrieben. Eine respectable Anzahl sibirischer Mundarten sind der Aufmerksamkeit magyarischer Gelehrten gewürdigt worden; und während man sich einerseits mit dem finnisch-ugrischen Sprachstamm eingehend beschäftigt, wird andererseits auch den turko-tatarischen und mongolischen Sprachen gebührende Rechnung getragen.

So beschloß die ungarische Akademie der Wissenschaften, einen angehenden Sprachforscher, Herrn Gabriel von Bálint, behufs Erlernung der mongolischen Sprache und Sammlung mongolischer Literaturstücke nach der Mongolei zu entsenden. Herr v. Bálint war allerdings eine für dieses Vorhaben ganz passende Persönlichkeit. Ein Szekler von Geburt und ein urwüchsiges Sprachtalent, der schon auf der Pesther Universität mit einer erstaunlichen Leichtigkeit eine Anzahl Mundarten des Ostens und Westens erlernte, ja in denselben sogar eine Sprachfertigkeit erlangte, ging er erst nach Kazan, wo er sich mehrere Monate aufhielt. Von da begab er sich nach Astrachan unter die Kalmücken, lernte gut kalmückisch, und östlich vorwärts dringend, gelangte er nach Urga Khuren, bekanntermaßen der Hauptsitz des Mongolenvolkes, wo er an der Quelle der dialektischen Eigenheiten der Chalka- und Tschachar-Stämme schöpfte. Nach dem was Schmid und Kowalewski über das Mongolische geschrieben haben, läßt sich von Herrn Bálint mehr Dialektisches erwarten. Nach seinen bisherigen Andeutungen ist die heutige Aussprache der Mongolen von den Angaben der

erwähnten Gelehrten bedeutend verschieden; ja er meint, Europa kenne bis jetzt nur die Schriftsprache der Mongolen, während der Volksdialekt lautlich ein ganz anderer ist.

Mit diesen Einzelheiten sowie auch mit den Wahrnehmungen des Herrn Bálint hinsichtlich der Mandschusprache wollen wir den Leser des „Globus“ nicht langweilen; auf was wir die specielle Aufmerksamkeit hinlenken wollen, ist hauptsächlich ein kurzer Reisebericht des magyarischen Forschers, welcher so manche interessante Züge aus dem Leben dieser Nomaden enthält, und von welchem wir das Interessanteste nach dem bis jetzt im „Földrajzi Közlömények“ nur ungarisch Erschienenen hier im „Globus“ mittheilen.

Nachdem Herr Bálint mit ziemlicher Ausführlichkeit von seiner Reise über Rußland und Sibirien nach Khuren berichtet, die mongolischen Städte, Priester, Sitten und Lebensweisen beschrieben hat, kommt er zum interessantesten Theile seines Berichtes; es ist dies die umständliche Schilderung der Heirath, der Gebräuche bei Todesfeierlichkeiten und eine kurze Uebersicht über die verbreitetsten religiösen Ansichten, welche Partien wir wiedergeben. Den Grundstein der Gesellschaft bildet die Familie; ich will deshalb mit der Art ihrer Begründung bei den Mongolen, also mit der Beschreibung der Heirath, beginnen.

Bei den Mongolen erwählen dem Jünglinge, welcher das fünfundzwanzigste Lebensalter noch nicht erreicht hat, die Eltern eine Gattin, und nur nachdem er das erwähnte Alter überschritten, kann er sich dieselbe nach eigenem Belieben suchen. Der Mann wird schon im siebenzehnten Lebensjahre als heirathsfähig betrachtet, während das Mädchen schon im funfzehnten Jahre verehelicht zu werden pflegt. Wollen die mongolischen Eltern den noch unter ihrer Vormundschaft stehenden Sohn verheirathen, so betrauen sie einen ihrer Freunde damit, daß er für ihren Sohn um die Hand des von ihnen erwählten Mädchens bei dessen Eltern werbe. Langt nun dieser Freier im Hause des Mädchens an, und wird nach seinem Begehren gefragt, so pflegt er folgendermaßen zu antworten: „Ich komme, um zu erfahren, ob sich hier der Edelstein befinde, welchen ich für den Sohn von N. N. suche?“ Sind nun die Eltern geneigt das Mädchen hinzugeben, so antworten sie: „Der von Ihnen gesuchte Edelstein, die verlangte Perle, ist hier, sie steht Ihnen zur Verfügung.“ Sonst aber sagen sie: „Der von Ihnen gesuchte Edelstein, die verlangte Perle, ist fern von hier.“ In ersterm Falle bespricht der Freier mit den Eltern des Mädchens, wann der Vater des Jünglings zur Anschau oder behufs näherer Unterhandlung vorsprechen könnte, und kehrt sodann zu seinen Absendern, den Eltern des Jünglings, zurück, welche nach dieser Freudennachricht den Freier mit Milchbranntwein bewirthen. Geht nun der Vater des Jünglings zur Brautschau, so nimmt er die Oheime des Sohnes, väter- und mütterlicherseits, sowie auch dessen genaueste Freunde mit sich, und nachdem er sich mit einem ganzen geschlachteten Schafe, mehreren Krügen Branntwein und einem Khadak, d. i. mit einem zum Ehrengeschenke dienenden Stück Seide, versehen, begiebt er sich ins Haus des Mädchens. Nachdem er erwähnten Vorrath den Eltern desselben übergeben hat, befragt er dieselben, wie viel Vieh und Geld nöthig sein wird, um den Preis für das Mädchen zu bezahlen. Wird die Unterhandlung zwischen bemittelten Leuten gepflogen, so bestimmt der Vater des Mädchens folgenden Preis: neunzig Stück vierjährige Pferde, neunzig Stück vierjährige Schafe und eben so viel vierjährige Kameele. Die Anzahl der Ochsen, Kühe und des zu erlegenden Baargeldes überläßt der Brautvater dem Belieben des Andern, welch letzterer, wenn er vermögend ist, fünfhundert Lanige (gleich tausend Silberrubel oder achtzehnhundert Gulden) anbietet. Hierauf wird die Unterhandlung mit der Bestimmung beschlossen, daß beide ihre Priester darüber zu Rathe ziehen werden, ob die Jahre der zu vereinenden Hälften eine glückliche Ehe versprächen, d. h. ob die Jahre der einen Hälfte rücksichtlich ihrer geraden oder ungeraden Anzahl mit denen der andern Hälfte harmonisch übereinstimmen; so wie daß die Priester den Tag der Uebergabe der Mitgift und den der Hochzeit festsetzen mögen. Jeder der beiden Väter begiebt sich hierauf zu seinem der Astrologie kundigen Priester, und diese finden auch für den Fall einen Ausweg, wenn die Anzahl der Jahre wirklich die Heirath verhindern sollte.

Der Vater des Jünglings übergiebt an dem von seinem Priester festgesetzten Tage die Mitgift, wobei er ankündigt, daß sein Priester die Hochzeit für diesen oder jenen Tag bestimmt habe, welcher gewöhnlich mit der Bestimmung des Priesters von Seiten des Mädchens zusammenfällt.

Nun begiebt sich der Vater des Jünglings nach Hause, um in Gemeinschaft mit seiner Gattin die Vorkehrungen zur Hochzeit zu treffen, läßt viel Schaffleisch, starken und schwachen Branntwein bereiten und ladet seine gesammte Verwandtschaft und Bekanntschaft zum Feste. Am festgesetzten Tage begeben sich die Eltern des Jünglings sammt allen Gästen, die bereiteten Speisen mit sich führend, Männer und Frauen, auf Pferden zur Braut. Bei diesem Zuge ist der Bräutigam mit einer vollständigen Ausrüstung von Pfeilen bewaffnet. Nahe beim Hause des Mädchens angelangt, scheidet der Freier vom Zuge aus und vorauseilend verkündet er dort, daß der Bräutigam sammt den Hochzeitsgästen im Anzuge sei. Nachdem hierauf der Vater, die Mutter, der ältere und jüngere Bruder das Mädchen in einem andern Hause d. h. Hütte untergebracht, begrüßen die Eltern des Mädchens die Hochzeitsgäste des Bräutigams mit folgenden Worten: „Ist die Stirn des Hochzeitsoberhauptes wohlauf und heiter?“ (Mongolisch: Rhorimén torö, Rhodé magné mende amor?) Der Vater des Jünglings und der Freier erwiedern diese Begrüßung folgendermaßen: „Ist das große Meer des Wassers, die Freudenmutter, gesund und wohlauf?“ (Mongolisch: Ussué ikhe dalé, törlén ikhe khadom engkhe amgholong?) Nach dieser gegenseitigen Begrüßung wartet der Bräutigam den Hochzeitsgästen der Braut mit Schnupftaback auf, dann beginnt mit den von beiden Seiten bereiteten Speisen und Getränken das Mahl, bei welchem gesungen, gegeigt oder die Laute gespielt wird sowie es auch nicht an beglückwünschenden Trinksprüchen fehlt.

Beim Gastmahle nehmen die Hochzeitsgäste der Braut zur linken Seite im rückwärtigen Theile des Zeltes Platz, während die des Bräutigams den rückwärtigen Theil rechts einnehmen.

Wenn zu Ende des Gastmahles die Zeit der Abführung der Braut gekommen, und die Priester beider Parteien das Gebet: „Bogin khisigég delgerülkhe“ (Tugend und Glück verbreitend) verrichtet, wird diese unter den Beglückwünschungen: „Nass, bojin urtubol (das Alter und die Tugend seien lange) atscheghan tanikh ugé öngüre bol (Deiner Nachkommen seien unzählbar viele) abgeführt, und indem sie in dem vom Feuerplatze links liegenden Raume untergebracht wird, verabreicht man ihr das hintere Seitenstück vom Schafe (es wird dies bei den Mongolen für das beste gehalten) und bewirthet sie mit Milchwein und Kumiß. Nach Beendigung des Mahles theilt eine mit der Braut in gleichem Alter stehende Person, Mann oder Frau, ihr das Haar, durch welchen Act sie zur Frau gemacht wird. (Mongolisch: Khoner boljhana.) Sodann wird der Braut von der Person, welche ihr das Haar getheilt, vor der

Statue Buddha's vor dem Feuerherde und im Beisein ihres Vaters, ihrer Mutter und des ältern Bruders des Bräutigams gratulirt, indem sie dieselbe auf den Saum ihres ausgebreiteten Kaftans niederknien läßt und ihren Kopf niederbeugt. Während dieses Ceremoniells halten der Vater, die Mutter und der ältere Bruder beglückwünschende Reden, oder falls diese es nicht können, spricht statt ihrer ein anderer guter Redner.

Sodann umhüllen zwei stattliche Frauen aus der Familie der Braut den Kopf der letztern mit einem rothen Kleide, und sie beweinend und umarmend, wollen sie dieselbe gleichsam nicht entlassen, bevor nicht von Seiten des Bräutigams zwei zuverlässige Männer herangesprengt kommen, von denen der eine, sich vom Pferde herabneigend, die Braut ergreift und, sie im Sattel vor sich haltend, davoneilt, während der andere das Pferd des erstern mit Peitschenhieben antreibt. Die Eltern des Mädchens sprengen Milch hinter ihm her, und bleiben zu Hause. Die Person, welche der Braut das Haar getheilt, galoppirt, das vollständig gesattelte Pferd der Braut mit sich führend, derselben nach, worauf sich die ganze Gesellschaft in Bewegung setzt. Ganz zuletzt reitet der Bräutigam, mit einem vollständigen Pfeilvorrath ausgerüstet, und langt als der letzte an. Im Hause des jungen Gatten wird die Braut vom Pferde gehoben. Man will sie in das neu aufgeschlagene Zelt führen; sie aber sträubt sich durchaus dasselbe zu betreten, stemmt den Fuß an die Thür und klammert sich an das Hauptseil der Hütte. Indeß werden Brautbett und Brautausstattung gebracht; man zündet Feuer an, führt die Braut hinein, und es wird vor das Bett ein Vorhang gezogen. Nachdem noch in derselben Hütte die Hochzeitsgäste bewirthet worden, kehrt für diesen Tag alles heim, wobei jeder beim Verabschieden auf den untern Kaftansaum der Braut einen Stein zu legen pflegt. Die Person, welche der Braut das Haar getheilt, bleibt drei Tage bei ihr zum Kämmen und An- und Auskleiden.

Die Hochzeitsgäste des Bräutigams werden im Hause seines Vaters bewirthet. Am Ende des Mahles ladet sie letzterer auf den dritten Tag wieder, an welchem nämlich die Gäste der Braut, mit Speise und Trank in reichlichem Maße versehen, aufs Neue erscheinen. Bei ihrer Ankunft am dritten Tage richten die Gäste an die Braut folgende Worte: „Ist der Stein auf dem Orte, wohin er gelegt wurde, schwer?“ (Mongolisch: Tscholókha tetsen ghadz aran khünde bejnoo?) Worauf sie folgendermaßen zu antworten pflegt: „Der Ort, nach welchem Jemand strebt, ist so, wie die fertige Speise.“ (Mongolisch: Dzondson ghadzar bolschon edé.) Nach Beendigung auch dieses Mahles geht alles nach Haus, selbst die Person, die das Haar getheilt, welch letztere aber von der jungen Frau lebenslang Schwester genannt und als solche geehrt wird.

Bei den Mongolen wird die Frau, wenn sie keine Kinder gebiert, ins Elternhaus zurückgeschickt, in welchem Falle sie ihr Mitgebrachtes zurückerhält, während der Mann den Kaufpreis nicht zurückfordern kann. Wenn sich aber die Eheleute gegenseitig lieben, wird die unfruchtbare Frau nicht zurückgeschickt, sondern der Mann nimmt sich mit ihrer Einwilligung eine zweite Frau, welche in Beziehung auf die erste „kleine Frau“ genannt wird. Verläßt hingegen die Frau den Mann, so erhält dieser alles, was er als Kaufpreis gegeben, zurück, so wie auch sie ihr Mitgebrachtes bekommt. Entstehen zwischen den Eheleuten Zwistigkeiten, so wird die Frau, selbst wenn sie Kinder hat, ins Elternhaus zurückgeschickt. In solchem Falle erhält sie außer ihrer Ausstattung noch den auf die Kinder entfallenden Theil des Vermögens an Vieh, wie auch die Hütte, in welcher sie dem Manne zugeführt wurde. Eine solche Verstoßene kann sodann mit jedem beliebigen Manne leben. Der Mann aber heirathet eine „kleine Gattin“, und nimmt, falls diese kinderlos ist, die Kinder aus der ersten Ehe zu sich. Stirbt der Gatte, so sucht der Schwiegervater, wenn er der Schwiegertochter zugethan ist, einen andern Gemahl; ist dies nicht der Fall, so wird sie zu ihren Eltern zurückgeschickt.

Bei Gelegenheit der Geburt der Kinder herrschen bei den Mongolen folgende Bräuche. Das Zelt, in welchem ein Kind geboren wurde, darf während dreier Tage von keinem, der nicht Angehöriger ist, betreten werden. Bei der Geburt pflegt immer eine gute Freundin Hülfe zu leisten und dem neugeborenen Kinde eine Wiege und ein Wickelband zu spenden. Das Kind wird nicht gleich nach der Geburt gewaschen, sondern erst nach einigen Tagen, wenn der Nabel, welcher mit einer dünnen Darmsaite zugebunden wird, bereits verwachsen ist. Zur feierlichen Waschung wird ein Lama, d. i. Priester, gerufen, welcher in das zum Bade bestimmte Wasser eine Arznei schüttet, wobei er Gebete verrichtet und zum Segen hineinspuckt. In dem derart geweihten Wasser wird nun das Kind gebadet, welchem, wenn es ein Knabe ist, der Priester einen Namen giebt; ist es aber ein Mädchen, so erhält es einen solchen von der Frau, welche die Wiege gespendet. Auf diese feierliche Waschung folgt sodann ein Mahl, welches aus einem ganzen Schafe, chinesischem Backwerk, Obst und Branntwein zu bestehen pflegt. Die Frau, welche bei der Geburt behülflich gewesen, erhält alsdann zur Auszeichnung den Hintertheil des Schafes, wie auch einen großen, neuen Khadak von der Wöchnerin. Nach diesem Mahle kann sodann jeder die Wöchnerin besuchen, wobei man derselben Geschenke, bestehend aus Hirse, Thee und Khadak, zu machen pflegt. Die Frage, ob das neugeborene Kind ein Knabe oder Mädchen sei, wird bildlich folgender Weise gestellt: „Ist das von Dir geborene Kind eine Eichhörnchenfell-Näherin oder ein Hirschjäger?“ (Mongolisch: Gharson tschin bologha dsojkhe jumo, bogho namnakhu jumo?) Hierauf antwortet die Mutter, wenn es ein Knabe ist: „Er schleppt eine goldene Schlinge.“ (Mongolisch: Altan orgha tschirkhe juma.) Ist es aber ein Mädchen, so sagt sie: „Sie fädelt die Nadel ein.“ (Mongolisch: Dzü sülkhe juma.) Diese uralten Redensarten weisen hinlänglich auf die gewöhnliche Beschäftigung der beiden Geschlechter hin, da jede Art Näherei der Frau zukommt, die Jagd und Viehzucht aber dem Manne. Das neugeborene mongolische Kind pflegt während einundzwanzig Tagen, wo die Frau zu Hause verweilen muß, drei- bis viermal gewaschen zu werden, und zwar in folgender Ordnung. Nach Verlauf der ersten sieben Tage wird das Kind mit salzigem Schwarztheewasser, nach abermals sieben Tagen mit Salzwasser, am Ende der dritten sieben Tage mit Milchwasser und endlich mit Muttermilch gewaschen, mit welchen Waschungen sich der Mongole fürs ganze Leben begnügt. Der Nutzen dieser Waschungen soll, wie die Mongolen angeben, darin bestehen, daß sie das Kind vor Blattern und Hautausschlägen schützen. Die Unvermögenden säugen ihre Kinder selbst bis zum dritten oder vierten Jahre. Die Reichen pflegen sehr häufig die Kinder ihren Untergebenen behufs Erziehung zu übergeben, wobei sie denselben zugleich eine gute Melkkuh schenken, mit deren Milch sie das Kind mittelst eines Ochsenhornes tränken.

Aus allen Erdtheilen.

Einiges über Peking und dessen Umgebung.

(Nach Armand David.)

Wie in allen alten Städten Chinas, so sind auch in Peking die Straßen sehr schlecht und kaum mit einem Gefährt zu passiren. Obgleich mit großen Steinen gepflastert, so werden sie doch so sehr vernachlässigt, daß tiefe Löcher jedes Fuhrwerk in Gefahr bringen. Man zieht es daher vor, auf Mauleseln zu reiten oder sich in einer Sänfte, welche von Menschen oder auch von Mauleseln getragen wird, fortschaffen zu lassen. Letzteres geschieht regelmäßig bei einer Reise von Peking nach Tschang-kia-tou, da es unmöglich ist, über die in der Straße lagernden Stein- und Kieselhaufen mit einem Räderfuhrwerk hinwegzukommen. Kameele werden allein von den Mongolen und zwar nur innerhalb der Grenzen ihres Landes benutzt.

Die Thore von Peking sind des Nachts über geschlossen. Unter denselben hat sich eine größere Zahl von Kleinhändlern etablirt, welche fast ausschließlich Reisentensilien feilbieten. Es sind gewöhnlich ganz arme Leute, welche die Noth zu diesem Geschäfte getrieben hat. Selbst im Sommer ist ihr Verdienst gering; im Winter aber haben sie große Noth zu leiden. Hülfe gewähren ihnen, wie überhaupt allen armen und obdachlosen Leuten, die Ki-mao-tieus, d. h. Herbergen, in denen gegen sehr geringe Vergütung Betten, mit Hühnerfedern gestopft, gegeben werden.

Die Preise der Lebensmittel sind sehr billig, so daß auch der Arme, wenn er auch oft schwer zu leiden hat, doch selten Hungers stirbt. Dazu kommt, daß in Zeiten der Noth die Regierung und vielfach auch wohlhabende Leute Speisen — in der Regel gekochten warmen Hirsebrei — vertheilen lassen. Die Armen in Peking sollen eine besondere Genossenschaft mit Vorstehern und geordneter Verwaltung bilden.

Oeffentliche Aufzüge sind in Peking, wie überhaupt in China, sehr beliebt; sie finden immer mit besonderm Pomp bei Beerdigungen und bei Verheirathungen statt. Stets wird die Braut in feierlicher Weise ihrem künftigen Gatten zugeführt. Die geschlossene Sänfte, in welcher die junge Dame getragen wird, wird stets von Musik begleitet. Nie hat ihr Ehegatte zuvor Gelegenheit gefunden, sie näher kennen zu lernen; kaum ihre Gesichtszüge hat er gesehen. Nicht allein, daß fast alle Frauen — die wohlhabenden ohne Ausnahme — sich sehr stark schminken, sondern sie lieben es auch, den Kopf mit einem Schleier, in der Regel von weißer, rother oder blauer Farbe, dicht zu verhüllen.

Das Klima in Peking zeigt eine außerordentliche Regelmäßigkeit. Im Sommer herrscht eine anhaltende, nur durch heftige Winde unterbrochene Trockenheit. Im Frühjahr und Herbst ist das Wetter stets klar und hell. Man zählt nur 30 Regentage. Regelmäßig Ende Juli beginnt es zu regnen. Die Winde sind oft so heftig, daß dichter Staub aufgewirbelt und durch ihn die Sonne verdunkelt wird; dies ist besonders bei Nordwind der Fall. In Peking pflegt man zu sagen: Der Winter bringt Nord-, das Frühjahr Ost-, der Sommer Süd- und der Herbst Westwind, und im Allgemeinen ist dies richtig. Plötzliche Temperaturveränderungen sind selten. Einem langen Sommer folgt regelmäßig ein langer, aber milder Winter. Frostwetter kommt mit dem November, aber erst im December gefrieren die Gewässer. Im März löst sich das Eis. Die Wärme steigt im Sommer auf 40°, die Kälte fällt selten bis zu —18°, schwankt vielmehr zwischen —8 und —12°.

Die Ebene, in der Peking liegt, erstreckt sich im Osten und Süden in eine unabsehbare Ferne; im Westen und Norden ist sie durch eine Bergkette begrenzt, an deren Ausläufer die Sommerresidenz des Kaisers Yueng-ming-yuen liegt.

Einförmigkeit ist der vorherrschende Charakter; so weit das Auge reicht, findet es nirgends einen angenehmen Haltepunkt; kein Wald, keine Hecke, kein Busch, selten ein Baum erfreut den Blick. Städte und Dörfer giebt es zwar in Menge, sie bieten aber kein freundliches Bild; es sind immer Gruppen kleiner niedriger Gebäude, welche selten mehr als ein Stockwerk haben und eher den Namen von Hütten als von Häusern verdienen. Einzeln liegende Wohnungen giebt es nicht. Sie würden den Dieben eine zu günstige Gelegenheit zum Stehlen bieten.

Bäume und Laubholz sieht man nur in der Nähe der Wohnungen und der Begräbnißplätze. Sie bestehen regelmäßig aus den wenigen Arten von Rüster, Trauerweide und Pappel. Die einzigen Fruchtbäume sind Birnen, Aepfel und Aprikosen; seltener wird der Weinstock gefunden, welchen man im Winter mit Erde bedecken muß.

Nach dem Regen im Monat Juli sproßt mit Ueppigkeit das Getreide, und die ganze Ebene ist mit Culturpflanzen bedeckt. Vorzugsweise werden Weizen, Reis, Gerste, Mais, mehrere Arten Hirse, Buchweizen, Erbsen, Bohnen, süße Kartoffeln, Senf, Ricinus, Baumwolle und Mohn (Opium) gebaut. Die einzige Futterpflanze ist die gemeine Luzerne. Als Gemüse zieht man: Kohl, Zwiebel, Rübsamen, Spinat, Petersilie, Möhren, Lattich, Radies, Kerbel, Beifuß und einige Suppenkräuter. Außerdem benutzt man die Wurzeln und Knollen zweier in den Sümpfen wachsenden Pflanzen.

In der weiten Ebene kommt es vor, daß der Reisende einer wunderbaren Erscheinung begegnet. Gegen die Sonne gewendet glaubt er am Horizont Gewässer zu bemerken, in denen sich Bäume und Dörfer spiegeln. Je mehr er sich aber dem Orte nähert, desto weiter entfernen sich die Bilder und schließlich verschwinden sie ganz. Alles war nur optische Täuschung, die selbst Vögel anlockt.

Die Berge, welche die Ebene im Westen und Norden begrenzen, sind nur von mäßiger Höhe und ganz entwaldet. Oft sind sie in einen leichten, blauen Nebel gehüllt, welcher sich in den Wolken verliert. Sie führen Kohlen, deren Abbau seit undenklichen Zeiten schon betrieben wird*). Die nächsten Minen liegen nur wenige Meilen von Peking entfernt. Die Kohle ist sehr hart, aber schwer entzündbar. Auch eine Oelquelle findet sich zu Tschai-tang, etwa 8 bis 10 deutsche Meilen von Peking. Die Qualität ist gut; wegen der schlechten Wege kommt indeß nur wenig zu Markte.

Die Benutzung der Kohle in der Stadt hat David zu einer interessanten Beobachtung Gelegenheit gegeben. Ihm war es aufgefallen, daß sich das Terrain der Stadt über das der Ebene erhebe. Wie er nun glaubt, ist die Erhöhung hauptsächlich das Ergebniß der angehäuften Asche von verbrauchten Kohlen, die um so größere Rückstände zurücklassen, weil man sie, behufs besseren Brennens, mit Lehm mischt. Der Straßenboden unterscheidet sich auch von dem der Ebene. Aermere Leute durchwühlen den Straßenstaub, um kleine Steinchen zu suchen, welche zur Anfertigung des Porcellans verwendet werden. In der Ebene findet man sie nicht.

*) Ueber die chinesischen Kohlen und Kohlenfelder, wohl die reichsten der Erde, werden wir binnen Kurzem durch Baron von Richthofen die zuverlässigsten Aufklärungen erhalten. Er hat fast alle Kohlenfelder Chinas auf seinen mehrjährigen Reisen berührt, und seine Sammlung von Handstücken ist sicher die vollständigste, welche existirt. Der erste Theil seines auf vier Bände berechneten Reisewerkes soll noch in diesem Jahre erscheinen.

Von der englischen Nordpolexpedition.

Am Sonntag den 29. August kehrte die „Valorous", welche die beiden Expeditionsschiffe nach Grönland begleitet hatte, nach Plymouth zurück, und schon am folgenden Dienstag hielt der bekannte englische Geograph Clements R. Markham vor der geographischen Section der zu Bristol tagenden „British association for the advancement of sciences" einen Vortrag über den bisherigen Verlauf der Expedition. Danach waren die beiden Expeditionsschiffe „Alert" und „Discovery" nach einer langen stürmischen Ueberfahrt am 6. Juli in Godhavn am Südende der Insel Disco angelangt, wo die „Valorous" schon zwei Tage lag. Das Einschiffen von Eskimohunden, das Hinüberschaffen von Kohlen und Proviant von der „Valorous" auf die beiden anderen Fahrzeuge und wissenschaftliche Arbeiten verschiedener Art nahmen zehn Tage in Anspruch, worauf die Reise nach Norden fortgesetzt wurde. Am Abend des 17. Juli wurden die beiden Schiffe zum letzten Male gesehen, wie sie mitten zwischen Eisbergen im Waigat, dem Meeresarme zwischen Disco und dem Festlande, ihren Weg nach dem Pole hin nahmen. Die letzten zusammen verlebten Stunden werden folgendermaßen beschrieben:

Donnerstag den 15. Juli Nachmittags 4 Uhr 45 Minuten verließ die Expedition Godhavn, die „Discovery" von der „Alert" bugsirt, die „Valorous" hinterdrein. Die „Krähennester" waren an ihrem Platze und die Boote lagen nicht mehr auf ihren Schlitten, wie bei der Ueberfahrt über den Atlantischen Ocean, sondern waren alle in die Höhe gewunden. Die Oberfläche der Disco-Bay war wie ein Spiegel und über und über mit riesigen Eisbergen von der phantastischsten Gestalt bedeckt, während im Norden die Basaltfelsen der Südküste von Disco sich erhoben, die auf kohlenhaltigen, gelben Sandsteinen der Miocenperiode lagern. Um Mitternacht fuhr die „Alert" an der dem Lande zugekehrten Seite eines prachtvollen, blendend weißen Eisberges hin, von dessen Spitze eine ganze Wolke von Möven aufflog. Auf der andern Seite gipfelte der Berg in einer Spitze von 200 Fuß Höhe und unter derselben hatte er einen mächtigen Thorbogen, dessen innere Seiten tiefblau waren, während der Himmel dahinter hochroth und golden leuchtete. Während wir noch dies prachtvolle Schauspiel bewunderten, kam durch das Eisthor hindurch die „Valorous" in Sicht und hob sich mit ihrem dunkeln Rumpfe und den schlanken Masten vom Himmel ab. Eine Stunde später lag dichter Nebel um uns, der erst gegen Morgen verschwand und einer ruhigen See und einem wolkenlosen Himmel Platz machte. Links erschienen die hohen Basaltfelsen von Disco und das mit Eisbergen erfüllte Waigat, geradeaus die hohen Berge der Noursoak-Halbinsel und rechts die Gneisklippen von Arve Prins Island.

Um 4 Uhr des nächsten Morgens sollte die „Valorous" im Waigat auf Disco landen, um nach Kohlen zu graben, und die Entdeckungsschiffe zwei Stunden später aufbrechen.

Jetzt mußten also die Nordpolfahrer von den letzten ihrer Landsleute Abschied nehmen. Um 1 Uhr Nachmittags ankerte die „Valorous" an den kohlenführenden Klippen auf Disco; von ihrer Höhe hatte man eine prächtige Aussicht auf den die Eisberge entsendenden Torsukatek-Gletscher drüben auf dem Festlande, und zwischen den schwimmenden Eiscolossen erschienen hin und wieder die beiden Schiffe, wie sie unter vollen Segeln das Waigat auf seiner Nordseite hinunterfuhren. Um 5 Uhr Nachmittags hißte die „Valorous" auf allen drei Masten das Signal: „Lebt wohl! Gute Heimkehr!" auf, das lange unbeachtet blieb, bis endlich die Antwort „Danke schön" auf der „Discovery" erschien. Eben sollten sie hinter einem Vorgebirge von Disco verschwinden, als wir um 6½ Uhr noch ein wechselweises Signalisiren zwischen beiden bemerkten; dann sank plötzlich ein dichter Nebel auf das Wasser und verbarg sie unseren Blicken. Das war das Letzte, was man von der arktischen Expedition gesehen hat.

Der Handel Japans.

Nach dem officiellen japanischen Blatte „Sozei Rio" betrug im Jahre 1874 der auswärtige Handel der sechs eröffneten Häfen Jokohama, Kobé, Osaka, Nagasaki, Hakodade und Niigato 17,954,166 Yen Gold oder etwa 74 Millionen Mark. Zwei Drittel der Ausfuhren fanden über Jokohama statt. Dagegen wurden Waaren im Werthe von 21,650,497 Yen als eingegangen declarirt, welche somit die Ausfuhren beträchtlich übertreffen. Unter den Ausfuhren figuriren zunächst Thee, dann Seide und Grains von Seidenraupen, Kupfer, Sepia. Eingeführt wurden Leinwand zu Hemden, Kattune, Musseline, verarbeitetes Eisen, Zucker. Mehr als für 7 Millionen Yen Ausfuhren gingen nach Amerika, für 3½ Millionen nach China, für 3,200,000 nach England, für 2,700,000 nach Frankreich, für 647,000 nach Italien. Der Rest nach anderen Ländern. Was die Einfuhren betrifft, so entfallen 10 Millionen Yen auf England, 8,200,000 auf China, 1,600,000 auf Frankreich, 1 Million auf die Vereinigten Staaten, 680,000 auf Deutschland, 22,000 auf Indien und 177,000 auf andere Länder.

* * *

— Das asiatische Rußland soll eine neue administrative Eintheilung erhalten, mit deren Feststellung eine beim Ministerium des Innern in St. Petersburg niedergesetzte Specialcommission beschäftigt ist. Man beabsichtigt, die russischen Besitzungen in zwei Haupttheile zu gliedern, deren Grenzlinie sich aber nicht von Norden nach Süden, sondern im Wesentlichen von Westen nach Osten erstrecken soll. Die erste Gruppe würde die Gouvernements Orenburg, Ufa, Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk, Irkutsk und Jakutsk umfassen, während die zweite Gruppe aus drei Generalgouvernements bestehen würde, von denen das erste die Steppenländer im Südwesten mit dem Centralsitz in Omsk, das zweite Turkestan mit den Bezirken am Syr- und Amu-Darja, Samarkand und Tian-Schian, Centralsitz Taschkend, das dritte, gänzlich davon abgetrennte, die Länder am Amur, Centralsitz Blagoweschtschensk, umfassen würde. Als Princip einer derartigen Abgrenzung läßt sich nicht leicht ein anderes erkennen, als daß die Gebiete der ersten Gruppe älterer Besitz, zu regelmäßiger Verwaltung geeignet, die Länder der zweiten Gruppe neuer Erwerb mit noch nicht ganz gesicherten Grenzen und darum mehr auf militärische Verwaltung angewiesen sind.

— Nach amtlichen Abschätzungen beträgt der Werth der Stadt San Francisco, wie sie steht und liegt, mit dem Grund und Boden, allen Baulichkeiten, Mobilien und baarem Gelde, in diesem Jahre 267,483,769 Dollars (gegen 261,079,093 im Vorjahre). Es entfallen davon auf Grund und Boden 126,350,225 D., auf Immobilien 42,558,165 D., Mobilien 90,761,341 D. und baares Geld 7,814,208 D.

Inhalt: Am Nordgestade der Adria. III. (Mit drei Abbildungen.) — Vorgeschichtliches aus dem Posenschen und anderen Gegenden des slavischen Osten Europas. Nach slavischen Quellen mitgetheilt von Albin Kohn. (Mit zwei Abbildungen.) — Skizzen aus Chile. Von Dr. med. Georg Thiele. IV. — Ein ungarischer Sprachforscher in der Mongolei. Von Hermann Vambery. I. — Aus allen Erdtheilen: Einiges über Peking und dessen Umgebung. — Von der englischen Nordpolexpedition. — Der Handel Japans. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 26. September 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 8.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 15.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

Am Nordgestade der Adria.

IV.

Peroi. — Dignano. — Der Golf von Buccari.

Etwa $7^1/_2$ Kilometer oder eine deutsche Meile in gerader Linie nördlich von Pola — für den Wanderer ist der Weg etwas länger, weil er den tief ins Land einschneidenden Busen von Pola umgehen muß — liegt hart am Strande Fasana, ein armer, unbedeutender italienischer Ort, der aber, wie fast alle seine Nachbardörfer längs dieser Küste, einen guten Ankergrund und einige Felucken und „Trabacoli" zum Transporte von Holz und Steinen besitzt. Dorthin gelangt man auf einem der kleinen Lloyddampfer; dann aber muß man zu Fuße gehen oder ein Reitthier benutzen, um Peroi zu erreichen, das 3 Kilometer nördlich von Fasana abseits vom Meere liegt. Der schlechte, steinige Pfad ist auf dem dürren, unfruchtbaren Felsboden kaum zu erkennen; von Pflanzenwuchs ist wenig zu sehen, und von den mit lose geschichteten Steinmauern umgebenen Ackerfeldern ist die dürftige Ernte an Korn und Mais schon eingeheimst; aber die strahlende Sonne, das blaue Meer und der klare Horizont dieser Gestade lassen den Eindruck des Todten, Traurigen im Wanderer nicht aufkommen und rufen in ihm stets wieder die Gedanken an das nahe Italien wach.

Bald steht man vor den ersten Häusern von Peroi, das zum Districte von Dignano gehört und von Montenegrinern und schismatischen Griechen bewohnt wird. 1685 ließ der Doge Giovanni Pezzaro von den Boche di Cattaro und aus Montenegro eine Anzahl Familien kommen, um diesen von der Pest entvölkerten Landstrich wieder zu bebauen. Ursprünglich sollten sie sich in Salvore am Busen von Triest niederlassen, aber Peroi behagte ihnen besser, da hier die Natur in der That an die Schwarzen Berge erinnert. Gegen die Bekehrungssucht der Franziskaner schützte sie die Regierung; sie hatten ihren Popen mitgebracht, bauten sich eine Kirche und bilden noch heute in einer Stärke von 400 bis 500 Seelen eine schismatische Insel inmitten einer ganz römisch-katholischen Bevölkerung. Auch in ihrem Aeußern gleichen sie noch ganz ihren Landsleuten drunten im Süden; stolz im Benehmen, schlank und kräftig, dunkelhaarig, von ausnehmender Reinlichkeit, Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit. An harte Arbeit gewöhnt, können sie vom Ertrage ihrer Felder bequem leben; alle ihre Nachbarn übertreffen sie an Sittlichkeit und Religiosität ebenso sehr, wie an Schönheit der Kleidung und Güte der Leibesnahrung. Die Kirche bietet von außen nichts, im Innern wenig Außergewöhnliches. Schlecht nur wollen die steifen Heiligen der reich vergoldeten Ikonostasis (so heißt in griechischen Kirchen die bildergeschmückte Scheidewand zwischen dem Allerheiligsten und dem übrigen Theile des Tempels) zu der modernen spanischen Wand, welche die Sacristeithür verbirgt, und zu der Commode à la Louis XV. passen, die die Stelle eines Altars vertritt. Davor celebrirt der junge, blasse, magere Pope, dessen Bild wir geben, von Kindern in grellfarbigen

Gewändern unterstützt. Sein langer, schwarzer Bart wallt auf die Brust und die Dalmatika (Meßgewand) aus großgeblümtem, persischem Stoffe herab, und giebt seinem Antlitz nur noch mehr das Aussehen eines Fieberkranken.

Die Leute von Peroi sind, wie gesagt, sehr religiös und beobachten die Fasten streng; an den großen Festtagen führen sie Nationaltänze und Nationalspiele auf; aber ihre Nationaltracht haben sie aufgegeben: nur in der Kopfbedeckung und dem Bartschnitte unterscheiden sie sich von den anderen Süd-Istrianern. Die Brautwerbung findet bei ihnen am letzten Sonntag vor Weihnachten statt: an diesem Tage begiebt sich der Freier uneingeladen in das Elternhaus seiner Erwählten und bittet um ein Abendessen. Wird er gut aufgenommen, so kehrt er eine Woche später wieder, bringt aber das Abendessen selber mit, und gefällt er auch dieses Mal, so erscheint er zum dritten Mal in Gesellschaft seiner Eltern und des Popen und bringt den Ring und ein paar Schafe. Nachdem diese verzehrt sind, wird der Tag der Hochzeit bestimmt, und es beginnen die überaus umständlichen Vorbereitungen dazu, an denen sich das ganze Dorf, dessen Einwohner natürlich alle mit einander verwandt sind, betheiligt.

Fünf Kilometer Weges in östlicher Richtung, also landeinwärts, bringen uns über ein ebenso steiniges und unfruchtbares Gebiet, wie vorher zwischen Fasana und Peroi, nach Dignano. Es ist gerade große Messe, und wir treten in die mächtige, weißgetünchte, noch aus venetianischer Zeit stammende Kirche. Die das Hauptschiff erfüllende Menge zeigt keine bunten Farben, sondern erscheint ebenso schwarz, wie die Gläubigen in unserm Norden. Alle Frauen tragen schwarzwollene Kapuzen, wie die französischen Bäuerinnen; auch die Männer haben nichts Auffälliges in ihrer Tracht. In den Seitenschiffen sitzen, knien, liegen auf den Stufen der Altäre slavische Landleute aus der Nachbarschaft, etwa 30 an Zahl, von jedem Alter und Geschlechte und in allen möglichen Kleidern. Ganz vorn befindet sich ein armes, krankes Weib, die ihr Knabe in einem elenden Wägelchen in die Kirche gezogen hat. Handkörbe und Lebensmittel liegen zu den Füßen der Andächtigen, die ebenso gekleidet sind, wie die Leute von Pisino (s. „Globus“ XXVII,

Pope der montenegrinischen Colonie in Peroi.

Bäuerin von Dignano.

S. 373), nur mit einigen Abweichungen in der Farbe der Kappen und dem goldenen Filigranschmucke. Verläßt die Menge die Kirche, so falten die Frauen ihre Schleier zusammen und tragen sie über dem Arme; unter der dunkelgekleideten Schaar leuchten dann die grünen Kappen der aufgebotenen Bräute hervor, wie Smaragden in der Sonne.

Dignano lebt nur vom Ackerbau und der Ausfuhr von etwas Brennholz; man baut Oliven, Gerste und ein wenig Wein; was man sonst zum Leben braucht, wird von Triest oder von Italien her eingeführt. Doch macht der reinliche, freundliche Ort weit mehr einen städtischen und wohlhäbigen Eindruck, als die meisten großen Centren im Innern des Landes. Vor den Thüren sitzen hübsche Mädchen mit silbernen Filigrannadeln im Haare, in dunkelen, vorn mit gebauschtem weißen Tüll besetzten Miedern, beladen mit Ketten und Schmuck, so wie sie unsere Abbildung zeigt.

Wir verlassen hier unsern Führer Yriarte, um ihm später vielleicht im Quarnero, in Dalmatien und Montenegro wieder zu begegnen und folgen einem andern nach dem am tiefsten einschneidenden Meeresarme des nahen Fiumaner Golfes, um auch die Natur dieser Küsten kennen zu lernen, nachdem wir bisher meist ihre Bewohner und deren Ansiedelungen betrachtet haben. Es ist kein geringerer, als der Erzherzog Ludwig Salvator von Toscana, dem die Länderkunde eine Reihe trefflicher Monographien und wir die nun folgenden vier charakteristischen Landschaftsbilder verdanken. Seit einer Reihe von Jahren durchsegelt der Erzherzog, ein Meister des Zeichenstifts und ein warmer Naturfreund, die verschiedensten Theile des Mittelmeeres, dessen Küstenländer eine Geschichte aufzuweisen haben, wie keine anderen auf Erden, steigt hier und da ans Land, zeichnet, studirt — und legt bald darauf die Frucht seiner Fahrten in fürstlich ausgestatteten Bänden seinen Freunden und in liberaler Weise auch den geographischen Gesellschaften vor. So folgte auf zwei mächtige Foliobände, die in Wort und Bild die Balearen behandelten, ein dünnes Duodezheftchen mit Veduten aus Tunis; Larnaka auf Cypern hat seinen Griffel gereizt, dann der Meerbusen von Arta, an dessen Mündung bei Actium einst die Schicksale der halben bekannten Erde sich entschieden; die Kaimenen, jene vulcanischen Inselchen im meerbedeckten Krater von Santorin, zuletzt die Syrten und Tripolis. Zu dieser stattlichen Reihe von in Text und Abbildungen — diese sind gleichsam Facsimiles, da sie meist nach den Originalzeichnungen auf

Slavische Bauern in der Kirche von Dignano.

Holz photographirt und dann sofort geschnitten werden — gleich werthvollen Schriften gehört auch das 1871 erschienene: „Der Golf von Buccari-Porto Ré. Bilder und Skizzen.“ Nicht weniger als 53 Bilder, 14 Pläne und 2 Karten zieren die 118 Seiten Text, die einen der kleinsten, aber nicht unbedeutendsten Winkel Oesterreichs in eingehender, liebevoller Weise schildern. Bis in die neueste Zeit war der schöne Golf von Fiume mit der Bucht von Buccari vernachlässigt, fast vergessen. Niemand dachte daran, was er den Römern gewesen; die Versuche Karl's VI. und Napoleon's I., ihn zu heben, gingen mit ihren Urhebern zu Grunde. „Kein Leuchtthurm wies den Seefahrern den Weg zu dieser großen und weiten Rhede, und keine Eisenbahn leitete hierher den Handel des in commercieller Hinsicht brach liegenden Hinterlandes. Erst das Bestreben der Ungarn, sich bis an das Meer auszudehnen und dieses für die Wohlfahrt eines größern Landes unentbehrliche Element zu gewinnen, sollte für den Golf von Fiume eine glücklichere Zukunft herbeiführen. Von der Abtretung Fiumes und des croatischen Küstenlandes an die ungarische Monarchie datirt der Beginn dieser neuen Aera. In wenigen Monaten (— der Verfasser schreibt im März 1871 —) werden bereits die wichtigsten Spitzen mit Leuchtthürmen besetzt sein und zwei Bahnen von Norden und Osten her (— erstere von Triest und Laibach, letztere von Agram, beide jetzt längst eröffnet —) die Producte der durchschnittenen Gebiete dem Golfe von Fiume zuführen. Seine günstige Lage eröffnet ihm überdies die Aussicht, sich binnen kurzer Zeit zum Stapelplatz des dalmatinischen Handels mit den übrigen Theilen der austro-ungarischen Monarchie aufzuschwingen.

Am Abhange des Gavranić.

Unter allen Punkten des Fiumaner Busens giebt es aber keinen wichtigern, wie die tiefe von Bergen eingefaßte Bucht von Buccari-Porto Ré. Sie ist so zu sagen der Hafen, den die Natur selbst im Grunde der breiten Rhede angelegt hat. Durch drei Mündungen kann man aus dem offenen Meer in den Golf von Fiume und aus diesem in jenen von Buccari gelangen; wenn man sich aber vor dem Eingang dieses letztern befindet, vermag das Auge durch keine jener Mündungen das offene Meer zu entdecken, so reiht sich coulissenartig Berg an Berg, Insel an Insel, um diesen herrlichen Golf zu umgürten. Und so groß ist die Täuschung einer völligen Abgeschlossenheit des Golfes, daß man sich an windstillen Sommertagen, wenn

Valle grande di Serčica.

die Wogen schlummern, viel eher auf den Gewässern eines Landsees, denn auf dem Meere zu befinden wähnt."

Von unseren Illustrationen zeigen drei die ganze wilde und doch so anziehende Natur dieses aus Fels und Meer zusammengesetzten Winkels: den Berg Gavranić, der sich südlich von der Einfahrt in den Golf über Porto Ré er-

Von den Höhen hinter Buccari.

hebt, die ihm gegenüberliegende Bucht Valle grande di Serčica und einen Ueberblick über den ganzen Busen von den Höhen hinter Buccari, welches im nordwestlichen Winkel desselben gelegen ist. Die Stadt ist fast in Form eines Dreiecks gebaut und zieht sich in buntem Durcheinander von Treppen, Felsblöcken und engen Gäßchen einen Hügel

Das Schloß von Buccari.

hinauf. Die Häuser sind meist von riesigen Schornsteinen überragt, ihre Bauart ist einfach, fast roh; denn häufig ist ihr Besitzer auch zugleich ihr Erbauer gewesen. Unter den Gebäuden ist vor allen das Schloß, eine Gründung der Familie Frangipani, zu nennen, das die Buccaraner Caserma nennen, weil es eine Zeit lang und auch jetzt noch

dann und wann Militär in seinen öden Zimmern aufnimmt. „Es ist ein stattlicher, unregelmäßiger Bau, der aber vom Meere aus, wo man seine unansehnlichste Seite erblickt, wie ein einfaches Haus am Ende der Ortschaft erscheint. Von der Landseite aus mahnt dagegen das Schloß noch vollkommen an jene altersgrauen Zeiten, denen es seine Entstehung verdankt."

Ein ungarischer Sprachforscher in der Mongolei.

Von **Hermann Vambery.**

II.

Bei Sterbefällen und Begräbnissen herrschen bei den Mongolen folgende Sitten.

Bei schweren Krankheiten nimmt der Mongole zu einem Arzte seine Zuflucht. Fruchtet aber die Arznei nicht, so läßt er einen andern Priester zu sich rufen und durch ihn Gebete verrichten, da ein arzneikundiger Lama, wenn ein anderer vorhanden ist, für Niemanden zu beten pflegt. Bringt auch das Gebet keine Heilung, so wird abermals ein Priester gerufen, welcher dem Kranken folgende Trostrede zu halten pflegt: „Nachdem Du nun bis jetzt hienieden geweilt hast, ist Deine irdische Laufbahn beschlossen, und Du wechselst das Leben. Für Dich ist nun alles, was auf dieser Welt Dir lieb und theuer war, wie Dein theueres Weib, Deine lieben Kinder, Vieh, Gold, Silber, Bruder und Schwester werthlos geworden; was für Dich nun wahren Werth besitzt, ist der Priester und die drei Kleinode: Buddha, die Religionswissenschaft und das Priesterthum. Bete, unserer eingedenk, inniglich; nichts von dieser Welt soll Dich dauern; siehe, im wonnevollen Lande Dewadsin wartet Deiner, Dir seine Rechte reichend und seine Linke am Nabel haltend, mit vor Freude strahlendem Gesichte, der lichtumflossene Abid und spricht: Komme!" Der Kranke nimmt sodann, wenn er noch sprechen kann, von seiner Frau, seinen Kindern und Geschwistern mit folgenden Worten Abschied: „Ich kann fernerhin nicht mehr hienieden unter Euch verweilen, der Tod hat meinem Leben eine Grenze gesetzt, meine Zukunft ist herangenaht, meine Vergangenheit ist abgelaufen, gebt mir Milch und frische, gelbe Butter." Nachdem er davon genossen, fährt er in seinem Abschiede fort: „Ich habe aufgehört, von nun an mit Euch zu essen und zu trinken, Euch überlasse ich mein Lebensglück, meine Zukunft aber überantworte ich dem Lama, dem Burkhan und den drei Kleinoden." Nach diesen Worten richtet der Kranke auf seinem Lager den Blick nach Westen; die ihn Umgebenden zünden vor der Statue des Burkhan eine Lampe und Räucherwerk an, währenddem der Kranke vertieft in den Belehrungen des Lama und betend, mit dem rechten Daumen das Loch seines rechten Ohres zustopft, mit dem Mittelfinger aber das rechte Nasenloch zuhält, die linke Hand auf das Hüftbein legt, und so, die Füße zusammenziehend, stirbt. Dabei wünscht der Lama dem Geiste des Verblichenen mit folgenden Worten Glück und Segen: „So schwinge denn also die Geißel der Vergebung, besteige das Roß der Tugend, sattle es mit dem Sattel des reinen Gewissens, lege ihm an die Zügel des Segens, und eile in das unendliche Reich der Geister (Saghovod)."

Der Verstorbene bleibt hierauf drei Tage in derselben Hütte, für die Familie wird eine andere Hütte aufgeschlagen, in welcher das Volk die sinnlosen und eben darum recht ergreifenden sechs Silben: „om mani padme hum" hersagt, und wo auch der Priester drei Tage hindurch Religionsbücher und Glaubensartikel studirt. Der Priester schreibt die genannten sechs Silben mit tibetanischen Buchstaben auf Papier oder Leinwand, welches Schriftstück Manyi oder Manya genannt wird und das mittelst eines dünnen Stabes auf den Giebel der Todtenhütte gesteckt wird. Der das Ceremoniel verrichtende Priester geht sodann für die Leiche einen Begräbnißplatz erbitten, und zwar pflegt derselbe für vornehme Leute auf der Spitze eines Berges, für alle anderen aber an dessen Abhange ausgesucht zu werden. Dieses Erbitten, welches auch Platznehmen genannt wird, besteht darin, daß der Priester auf dem betreffenden Platze mit gelbem Zwirne ein Stück Erde ausmißt, um welches er sodann mit einem Horne einen Kreis zieht und in dessen Mitte er die priesterliche Opferschale, Dschin genannt, hinstellt. Die Erben des Verblichenen legen auf diesen Platz: neun Bündel Räucherkerzen, neun Schalen, neun Khadake, neun Schafe, neun Pferde, ebenso viele Kameele und Rindvieh, ferner neun Bündel Nadeln, welche Gegenstände der Priester, welcher den Platz erwählt hat, erhält, der, nachdem er die Gegenstände in Empfang genommen, an deren Stelle neun irdene Bomben und ein kleines, mit verschiedenen Erzstücken gefülltes Weihwasser-Krügchen hinsetzt.

Sodann wird die Leiche in ein großes, weißes Leinwandstück gehüllt und auf ein Kameel gelegt, welches von zwei nahen Verwandten des Verstorbenen, z. B. vom ältesten Sohne und einem der Brüder, geführt wird. Die Bekannten und der Priester eilen indeß auf den Begräbnißplatz voraus, schlagen daselbst ein Magkham (eine pyramidenförmige Hütte) auf, zünden Feuer an, und machen sich an die Bereitung von Speisen, währenddem sie immerfort die erwähnten sechs Silben ausrufen, und der Priester Gebete verrichtet. Nachdem Speise und Trank zubereitet, essen und trinken sie, brechen dann die Hütte ab und gehen nach Hause. Die sodann angelangte Leiche legen die zwei Führer des Kameeles auf den bezeichneten Platz nieder, und pflanzen das mit sich gebrachte Manyi auf einen dünnen Pfahl auf. Nach den Führern des Kameeles kehrt auch der Priester zurück, wo er sodann die ersteren mit Weihwasser, in welches Safran und Zucker gethan wird, Arsian genannt, wäscht, mit Räucherwerk räuchert, um sie gleichsam von etwaiger Pest zu reinigen. Nachdem er nun jedem noch eine Schale Milch verabreicht hat, beschenkt er sie mit einem großen Seidenkhadak.

Ein todtes Kind, welches noch nicht gehen konnte, stecken die Mongolen ganz einfach in einen Sack und setzen es auf einem befahrenen Wege aus. Auf gleiche Weise verfahren sie mit Kindern, die zwar schon gehen konnten, aber das siebente Lebensjahr noch nicht erreicht, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie solche auf einen weniger frequenten Weg

niederlegen. In den Sack thuen sie zum Kinde verschiedene Obstarten, Knieknochen vom Schafe, die Schweifspitze eines Schafes und eine kleine Schale. Die hier beschriebene Art des Begräbnisses ist die, wie sie vorschriftgemäß sein soll; jedoch wird, wo kein Lama sich in der Nähe befindet, bei einem Todesfalle gewöhnlich von der Familie das Zelt abgebrochen und die Leiche unberührt zurückgelassen. Ja bei grassirender Krankheit wartet man beim Kranken gar nicht den Tod ab, sondern flieht das Zelt, unbekümmert, ob Vater oder Mutter, Gemahl oder Gattin hülflos zurückbleibt.

Betrachten wir nun flüchtig die religiösen Anschauungen des mongolischen Volkes. „Es liegt nicht in meiner Absicht," sagt Bálint, „hier die Glaubensbekenntnisse des Buddhismus darzulegen, da hierzu ein sorgfältigeres Studium von Nöthen gewesen wäre, als ich darauf verwenden konnte, ich will vielmehr hier nur im Allgemeinen von der religiösen Anschauung des mongolischen Volkes das mittheilen, was ich gelegentlich wahrgenommen." Der Unterricht, den der Mongole im Allgemeinen genießt, ist ein sehr geringer, wie dies bei einem Wandervolke, vorzüglich aber in einem kalten Klima, auch nicht anders möglich ist. Beim Karakhum, schwarzen oder gewöhnlichen Menschen, besteht der Unterricht darin, daß der Vater, Lama oder Bruder das Kind ein wenig schreiben und lesen lehrt. Von der Religion weiß jeder Mongole nur die vier Glaubensartikel, welche die Eltern dem Kinde mittheilen. Fernern Unterricht in der Religion erhalten sie von den Lamas, die hier und da die Hütte zu besuchen pflegen; doch besteht derselbe durchaus nicht aus einem systematischen Unterrichte, da selbst der Lama mit seinem Religionssysteme in den meisten Fällen nicht im Klaren ist. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß das mongolische Volk selbst von den primitivsten religiösen Begriffen nur sehr wenig im Kopfe hat. So hat Niemand einen klaren Begriff von dem Königssohne Buddha, welcher gewöhnlich „sigemuni burkhan baksi sakiamuni", d. h. göttlicher Lehrer, genannt wird. In der allgemeinen Sprache entspricht das Wort „burkhan" unserm Worte „Gott"; indeß aber versteht der Mongole darunter durchaus nicht das, was der Christ unter dem Worte „Gott" begreift. Von einem allmächtigen Schöpfer oder einer Schöpfung spricht der Mongole nie. Die „Burkhanen" sind nach der Ansicht der Mongolen die mächtigsten Geister, welche einst in menschlicher Gestalt auf der Erde lebten, oder zur Beförderung des Heils der in der „Welt des Kreislaufes", „ortschilong" genannt, lebenden Wesen leben werden. Der Glaube an die Seelenwanderung ist allgemein, daher man auch das Wohl aller Lebenden befördern muß, nicht nur das der Menschen, sondern auch der Thiere, da deren Seele von der menschlichen durchaus nicht verschieden ist. Die Seele des Menschen ist nach ihnen durchaus keine neu entstandene, sondern nur die abermalige Erscheinung der Geister und Seelen früherer Menschen und Thiere. Die Seele des guten Menschen verjüngt sich in einem andern Menschen zu dem Zwecke, die Lebenden zum Heile zu führen, die Seele des schlechten aber wird darum in einem Thiere aufs Neue geboren, damit sie die in ihrer frühern menschlichen Gestalt begangenen Sünden büße.

Auf diesem Principe beruht der Transmigrationsglaube vom tibetanischen „Dalé Lama", d. h. dem „meeresgroßen Priester", wie auch vom Oberpriester der Mongolei, dem Khureni-gegen-khutuku (dem glanzumstrahlten Würdenträger), nach welchem Glauben in den erwähnten zwei Oberpriestern immer eine und dieselbe burkhanische Seele thront, d. h. daß beim Absterben derselben zum Wohle der Menschheit ihre Seelen nicht die Welt verlassen, sondern nur die äußerliche Hülle wechseln, indem erstere sogleich in einen andern menschlichen Körper wandern, welcher im Momente des Todes geboren wird. So vernahm ich, daß vor fünf Jahren ein sehr junger, etwa 20 bis 24 Jahre alter khurenischer Khutuku starb, dessen Seele in ein im Augenblicke seines Sterbens geborenes tibetanisches Kind überging. Den wiedergeborenen Khutuku wollen sie in diesem Kinde dadurch erkennen, daß an eben dem Körpertheile des Knaben eben ein solches Zeichen aufgefunden wird, wie es die khurenische Priesterschaft dem Khutuku auf irgend einen Körpertheil beim Sterben aufgedrückt hat. Nachdem nun die khurenische Geistlichkeit die Sterbezeit des Khutuku, wie auch das geheime Zeichen pünktlich und genau aufgezeichnet, wurde eine Gesandtschaft von höheren, verläßlichen Priestern nach Tibet geschickt. Die vor fünf Jahren ausgeschickte Gesandtschaft fand nun auch in der That den Khutuku wieder, welchen sie als fünfjähriges Kind sammt den Eltern zu Ende des Frühlings dieses Jahres nach Khuren bringen und wo man den unschuldigen Knaben unter dem tobenden Jubel des Volkes auf den Thron des Khutuku setzen wird, welchen er aber eben so unschuldig wieder verläßt, da ihm jegliche Gelegenheit zur Entfaltung und Entwickelung der Natur benommen wird, und jeder menschliche Trieb in ihm gewaltsam unterdrückt wird. Denn was kann wohl aus einem Kinde werden, dem außer Speise und Trank alles, alles entzogen wird, dem jeder gesellige Verkehr, mit Ausnahme der Eltern und Lamas, verschlossen ist und bleibt??

Außer den genannten hohen Geistlichen giebt es bei den Mongolen noch andere wiedergeborene Priester, welche immer die Oberhäupter irgend einer Priestergenossenschaft sind. Zu solchen werden gewöhnlich diejenigen Söhne der Chane gewählt, denen keine große weltliche Macht in Aussicht steht. Es muß also natürlich immer ein früher verstorbener, gelehrter und berühmter Vorsteher einer Priestergenossenschaft in der Familie des Chans zur Wiedergeburt gelangen, und wird sodann dem fürstlichen Sohne der Glaube an diese Wiedergeburt derart eingeprägt, daß derselbe mit ihm großwächst und mit seinem Bewußtsein innig verschmilzt. Aus dem Glauben an die Seelenwanderung folgt auch, daß es bei den Mongolen als große Sünde gilt, Thiere zu schlagen oder zu tödten. Der Lama darf überhaupt gar kein Thier, ja nicht einmal gewisse ihn molestirende Insecten tödten. Es gehörte zu den Nebenbeschäftigungen meines geistlichen Lehrers, während des Unterrichtes den erwischten zahlreichen Flöhen, welche die Mongolen mehr als Läuse verabscheuen, einen Laufpaß zu ertheilen und sie wieder in Freiheit zu setzen. Die Laien tödten wohl Thiere, verrichten aber für deren Seelen ein inbrünstiges Gebet, daß z. B. die Geister die Seele des armen Schafes nicht mehr auf die Welt versetzen, sondern zu sich nehmen mögen. Als größtes Vergehen betrachten sie die Fischerei, da ein solches Thier zu tödten, welchem der Mensch so wenig Sorgfalt zuwendet, und das, in einem ganz andern Elemente lebend, für den Menschen ganz und gar unschädlich ist, die größte Gewissenlosigkeit ist.

Wer bereits Beschreibungen von der Mongolei gelesen hat, begegnete schon sicherlich der Schilderung der als „Obo" bekannten, zumeist auf Bergen, in der Nähe von Straßen gelegenen Steinhaufen. Dieser Gebrauch der Aufführung von Steinhaufen ist noch ein Ueberbleibsel der alten Natur- oder Schamanen-Religion. Früher hatte zur Aufführung eines solchen Steinhaufens der Schamane den Platz ausgesucht, und es fiel die Wahl darum auf Berges- oder Hügelsspitzen, weil sie glaubten, daß die Schutzgeister des Ortes, zu deren Ehre diese errichtet wurden, auf einem erhabenen Orte wohnen. In der Nähe von Straßen wurden sie aber darum aufgeführt, damit auch Reisende in der

Lage seien, Steine, Lumpen und Haare von der Mähne des Pferdes hinzuzufügen, wodurch auch sie des Schutzes dieser Geister theilhaftig werden. Vor der Annahme des Buddhismus brachten die Einwohner der betreffenden Ortschaft zu einer bestimmten Zeit im Jahre bei diesen „Obos", als den Tempeln der Geister, feierliche Opfer dar. Dieses bestand darin, daß ein Thier, gewöhnlich ein Ochse, Widder oder eine Ziege getödtet wurde, von deren Fleische man ein Mahl bereitete, sodann das Herz und die Haare des Thieres in Stücken um den „Obo" herumhängte und endlich den letztern mit Hautstreifen umzog. Da gegenwärtig aber nach den Gesetzen des Buddhismus das Tödten der Thiere eine Sünde ist, so ist wohl die Aufführung von Steinhaufen noch gebräuchlich, das Opfern jedoch ist untersagt, und kommt auch nicht mehr vor. Heute wirft einfach jeder Vorüberziehende einige Steine darauf, der Lama hingegen pflegt mit tibetanischen Buchstaben auf Papier oder Leinwand geschriebene Gebete dort zu lassen.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

V.

Von Valparaiso nach Santiago.

Valparaiso, eine nicht eben vorzugsweise anziehende Stadt, liegt am Hintergrunde einer fast viereckigen Bucht, deren breiter Eingang nach Nordosten sieht. Der Hafen ist daher bei Nordstürmen ein recht gefährlicher Ort für die Schiffe und es geht dabei nie ohne das eine oder andere Unglück ab *). Der Verkehr mit den Schiffen vom Lande aus und das Laden ist dann unmöglich. Vom seemännischen Standpunkte aus ist also Valparaiso ein recht schlechter Hafen. Sehr angenehm für den Reisenden ist es aber, daß er sehr tief ist, die Schiffe also dem Ufer recht nahe liegen, und man keinen langen Weg braucht, um aufs Schiff zu gelangen.

Das Ufer ist wie überall an der ganzen Westküste öde und, etwa 50 Fuß vom Wasser entfernt, so steil ansteigend, daß man nur zu Fuß hinaufkommen kann. Die Stadt zerfällt in zwei Theile, einen langen, schmalen, zwischen See und der ersten Hügelreihe sich hinstreckenden, und einen zweiten, der auf der ersten Hügelreihe und in den Schluchten zwischen derselben hineingebaut ist. Die untere Stadt bildet den Geschäftstheil. Hier befinden sich alle öffentlichen Gebäude, die Comptoirs, die Läden, die Hotels, die Waarenhäuser u. s. w. Dieser Theil gleicht ganz einer europäischen Stadt. Die Häuser sind alle mehrstöckig, von europäischem Stil, und zwar einfach, doch durchgängig von recht hübscher Bauart. Manche Gebäude sind in der That recht geschmackvoll. Was Pflasterung, Trottoir, Straßenreinigung und Beleuchtung anlangt, so übertrifft dies, wenigstens im größern Theil der untern Stadt, das, was man in einer großen Zahl europäischer größerer Städte findet. Eine Pferdeeisenbahn verbindet das Südwestende, wo der Landungsplatz ist, mit dem Nordostende, wo die Eisenbahnstation sich befindet. In der übrigen Stadt sind der Cerre de Concepcion und noch zwei andere in der Mitte gelegene die Wohnplätze der reicheren Bewohner Valparaisos. Hier finden sich recht hübsche Wohnhäuser und einige größere Gärten. Die übrigen Theile der Stadt sind von der ärmern Bevölkerung bewohnt und gleichen ganz den anderen chilenischen Städten.

Von der See aus betrachtet sieht Valparaiso ganz malerisch aus. Rechts hat man eine kleine Landzunge mit einigen Forts und einem Wachtthurm; links, weiter im Hintergrunde, liegt Viña del Mar, in eine sehr niedliche grüne Vegetation eingehüllt; geradeaus die untere Stadt, recht weiß und sauber in der hellen Sonne glänzend; gerade im Mittelpunkte das Gebäude der Intendencia mit den Zollgebäuden und dem viereckigen Landungsplatz. Darüber erheben sich die Hügel, deren mittelste mit schönen und großen Gebäuden und einigen prachtvollen Gärten bedeckt sind. Darüber erscheint eine zweite höhere Reihe, die aus einer rothen Erde besteht, welche im Sommer stellenweise mit Grün bedeckt ist. Links sieht man in der Entfernung größere Berge, die schon dem Küstengebirge angehören und eine lange Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Kommt man dann in die Stadt selbst, so findet man außer einer recht reinlichen, saubern Stadt nichts Besonderes; man hat nicht einmal einen Spaziergang. Die Plaza, die sonst überall als Promenade dient, ist klein und hat nur zwei öffentliche Gebäude, das Theater, das ziemlich niedrig, und eine Kirche, die in sehr einfachem Stil erbaut ist.

Was die commercielle Bedeutung von Valparaiso anlangt, so ist dasselbe bekanntlich nicht nur für das ganze Land Chile, das in der That cultivirteste in Südamerika, sondern auch für die ganze Westküste das Hauptdepot für den europäischen Verkehr. Die Einwohnerzahl beträgt 80,000 bis 90,000. Das Bemerkenswertheste ist das Vorherrschen der Ausländer in Valparaiso, hauptsächlich Engländer und Deutsche, die natürlich dem Ort eine europäische, von den übrigen südamerikanischen Städten gänzlich verschiedene Physiognomie geben.

Wenden wir uns nun zur Reise von Valparaiso nach Santiago, so ist zunächst zu bemerken, daß der alte Weg dahin über Casa blanca in das Thal von Melipilla, eine Ausbuchtung der großen Hochebene des mittlern Chile, führte, welches Thal, in der Richtung von Südost nach Nordwest sich erstreckend, der Küste sehr nahe kommt. Aus diesem

*) Ein solches hat sich ganz kürzlich, am Montag, den 24. Mai 1875, in bedeutendem Umfange zugetragen. Das Unwetter hatte sich am Montag durch eine gelinde, aber beständig aus dem Norden wehende Brise angezeigt; gegen 2 Uhr Nachts wuchs der Wind zum Sturm, der während des ganzen Montags ohne Unterbrechung andauerte und zwischen 2 und 4 Uhr Nachmittags seinen Höhepunkt erreichte. Der stete Begleiter des Nordwindes, tüchtiger Regen, hielt während der ganzen Zeit an. In Folge der nordwestlichen Richtung des Sturmes war der ganze Hafen in ein schäumendes Wogenmeer verwandelt, das viele Opfer gefordert hat. Es ertranken gegen 50 Menschen; völlig unter gingen acht Schiffe, darunter die chilenische Kriegscorvette „Esmeralda", und eine noch größere Anzahl von Fahrzeugen wurden mehr oder weniger ernstlich havarirt. Red.

Thal kommt man dann südlich von Santiago auf die Hochebene und von da ohne Schwierigkeit nach Santiago. Wie ein Blick auf die Karte zeigt ist dieser Weg ein bedeutender Umweg, allein mit Ausnahme einer nicht sehr hohen Kette der Küstencordillera bei Casa blanca hat man keinerlei Berge zu passiren, und andere Terrainschwierigkeiten existiren ebensowenig.

Als man aber die Eisenbahn bauete, entschied man sich für einen andern Weg, von dem im „Chile ilustrado" zu lesen steht, daß er für kürzer und weniger kostspielig erachtet worden sei, als der von Melipilla, eine Behauptung, welche bei den enormen Terrainschwierigkeiten, die dieser Weg bietet, unbegreiflich erscheint. In diesem Lande wird jedoch, noch häufiger als in Europa, die öffentliche Wohlfahrt den Interessen besonders einflußreicher Personen nachgesetzt, wenigstens ist dies geschehen im Jahre 1852, wo die Bahn gebaut wurde. Da das Thal von Quillota die werthvollsten Ländereien vieler Santiaguiner und Valparaisiner enthält, auch sehr viele industrielle Unternehmungen dort gegründet sind, so wurde die Eisenbahn über Quillota geführt. Heute ist die Sache anders. Damals erstreckte sich die Cultur über Quillota hinaus (dem seine Nachbarschaft mit Valparaiso zu gut kam, über welches sämmtliche Cultur Chiles ihren Eingang genommen hat) höchstens bis Santiago. Heute ist Melipilla ein landwirthschaftlich viel bedeutenderer Ort als Quillota, weil das Thal viel größer und wasserreicher ist und auch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem übrigen ackerbaufähigen Areal Chiles steht. Da nun die jetzige Eisenbahn nach Santiago nur ein Geleise hat, welches dem Verkehr durchaus nicht mehr genügt und die Anlegung eines neuen Geleises auf der alten Strecke der Erbauung einer neuen Eisenbahn gleichkommen würde, so denkt man jetzt vernünftigerweise daran, das neue Geleis über Melipilla zu legen.

Was die jetzige Eisenbahn betrifft, so ist in manchen Dingen nicht zu klagen. Die Courierzüge fahren eben so schnell wie bei uns, die Wagen sind bequem, die Preise billig, die Fahrt sehr pittoresk. Ueber die Güterbeförderung wird aber sehr geklagt und mit der Sicherheit des Betriebs ist es sehr schlimm bestellt. Ich glaube nicht, daß es in Europa eine Bahn giebt, auf welcher so viel Unglück passirt wie auf dieser; merkwürdigerweise ist der Menschenverlust dabei sehr unbedeutend oder gleich Null. Ich war in einer Woche zweimal von Santiago aus in Valparaiso; als ich das erste Mal zurückfuhr, blieben wir, eines verunglückten Zuges wegen, fünf Stunden in Tiltil liegen, einem schaurigen Ort, der bloß aus Eisenbahnstation und einigen Schilfhütten besteht. Von Lebensmitteln war natürlich keine Spur, ebensowenig von Getränken, höchstens Sumpfwasser. Das zweite Mal wollte ich mit dem 10-Uhr-Zug fahren, wählte aber schließlich doch den 8-Uhr-Zug und das zu meinem Glücke; denn der erstere Zug hatte wieder in ungefähr derselben Gegend nicht 5, sondern 16 Stunden bis zum andern Morgen zu warten, bis die Bahn wieder hergestellt war.

Gewöhnlich verläßt man Valparaiso mit dem Courierzug um 8 Uhr, um etwa um 1 Uhr in Santiago anzukommen. Die Bahn fährt zuerst am Rande der Bucht von Valparaiso nach Norden weiter, bei zwei kleinen Orten, Viña del Mar und Salto, haltend; beide besitzen viele Gärten und Landhäuser, die reichen Valparaisinern gehören. Im Sommer wohnen viele Valparaisiner hier; auch geht man Sonntags hierher, um sich zu amüsiren. Hinter diesen Orten lenkt man dann ins Gebirge ein und fährt in einer engen und gewundenen Schlucht lange Zeit aufwärts. Die Berge sind zwar bewachsen, sehen aber dabei dürr und wüstenhaft aus. Auch ihre Vegetation hat einen todten Anstrich; nur einzelne Palmengruppen bringen etwas Leben hinein. Im Grunde befindet sich ein Flußbett, das, so oft ich auch dort gefahren bin, nie einen Tropfen Wasser enthielt, im Winter jedoch ohne Zweifel ein reißender Strom ist.

Gegen $9^1/_2$ Uhr erreicht man das Thal von Limache und Quillota. Das ist ein langes und gewundenes, aber recht schmales Thal, welches hier mitten im Gebirge zu Seiten des Flusses Aconcagua liegt. Von Nordost nach Südwest sich erstreckend ist es nach beiden Richtungen völlig abgeschlossen, nur der Fluß bricht sich durch tiefe Schluchten seine Bahn weiter. Das Thal ist sehr freundlich und man begreift, daß es der Lieblingsplatz vieler Leute geworden ist. In seinem untern Theile bieten die Berge nichts Besonderes, im nördlichen umgeben es schroff aufsteigende Kegel von einer der Schneekoppe ähnlichen Formation und fügen so das Großartige zum Lieblichen. Chile liegt bereits in der subtropischen Zone; dieses Thal erfreut sich jedoch einer sehr geschützten Lage und eines sehr gleichmäßigen Klimas, so daß hier in der That Früchte zur Reife kommen, die sonst nur in Peru, das heißt dem Aequator 100 Meilen näher, gedeihen. Dies ist vor allen Dingen die Cherimoya (Anora Cherimolia), eine Frucht, die von Vielen für die vorzüglichste der Welt erklärt wird. Sie hat die Größe und Form eines recht tüchtigen Apfels und eine grüne Schale, die man mit dem Messer abschält. Darunter kommt ein gelbröthlicher Brei zum Vorschein, der von einer Anzahl schwarzer erbsengroßer Samenkörner durchsetzt ist. Dieser Brei ist nun das Eßbare und ist sehr süß, süßer als irgend eine Frucht, die ich kenne, mit einem leichten Aroma von Erdbeeren und einem ganz schwachen harzigen Beigeschmack. Außerdem wachsen da Lúcmas (Lucuma mammosa?), mit Stacheln besetzte Birnen von ziemlich fadem Geschmack, sehr schöne Orangen u. s. w.

Der erste Ort in diesem Thale ist Limache, bestehend in einer über einen großen Raum zerstreuten Masse von Villas, industriellen Etablissements ꝛc. Im Sommer leben hier viele Leute wie bei uns in den Bädern und klimatischen Curorten. Quillota liegt nicht weit vom Nordende des Thales und soll nach dem „Chile ilustrado" 10,000 Einwohner haben, was jedoch als sehr übertrieben erscheint. Der Ort sieht von der Eisenbahn aus sehr einfach aus. Von Quillota aus steigt die Bahn, in sehr krummen Curven an die steil abfallende Wand der Berge angeklebt, das Flußthal weiter hinauf, — eine ängstliche Fahrt für furchtsame Gemüther. Wenn man auf der Thalseite zum Fenster hinaussieht, sieht man gar keinen Bahndamm mehr, so schmal ist er hier; die Kante des Waggons schwebt an einzelnen Stellen schon über dem Abhange. Zuweilen sieht man unter dem Waggon Stücken Erde hervorkommen und den Abhang hinunterrollen. So kommt man allmälig gegen 11 Uhr nach Llaillai, für die Courierzüge die letzte Station vor Santiago. Von Llaillai ab wendet sich die Bahn nach Santiago südöstlich, während sie bis hierher nordöstlich geht. In der gleichen Richtung weiter geht von hier eine Zweigbahn nach San Felipe, der Hauptstadt der Provinz Aconcagua, von wo aus man jetzt eine Eisenbahn über den Paß von Uspallata nach Buenos Ayres bauen will. Von Llaillai weg geht es in eine wilde Fels- und Bergmasse von Hochgebirgscharakter hinein, Tunnel nach Tunnel; der Glanzpunkt ist die Puento de los Maguis, eine zierliche Pfeilerbrücke über eine enorm tiefe und steile Schlucht. Das Interessanteste ist, daß diese Brücke den Theil einer Curve ausmacht, d. h. die Brücke ist krumm, beschreibt einen horizontalen Bogen, — die erste Brücke von der Art, die ich in meinem Leben gesehen. Endlich mündet die Bahn in einen kleinen Zipfel der Hochebene von Santiago; doch fährt man von hier noch eine Stunde. Dieser Theil ist wenig bevölkert

und schlecht bebaut. Allmälig aber wird die Ebene breiter und es zeigen sich überall schöne große Gärten. Endlich werden die die Ostseite des Thales begrenzenden Berge der Cordillera central sichtbar und man fährt in die Vorstadt von Santiago ein; doch vergeht noch 1/4 Stunde, ehe man bis zum Bahnhof gelangt.

Die englischen Himalaya-Besitzungen.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Durch seine Besitzungen im Himalaya ist England von seinem ostindischen Reiche aus unmittelbar Nachbar von China geworden. Die Erwerbung dieser Landschaften beginnt im mittlern Himalaya 1816 mit Kamaon; 1835 wird mittelst Kaufes von Sikkim im östlichen Himalaya Fuß gefaßt; die glückliche Beendigung des Sikhkrieges machte 1846 Kaschmir zum gefügigen Vasallen und eröffnete den Engländern den Westen dieses mächtigen Gebirges. Hatte die Erwerbung von Kamaon und Sikkim zunächst den Zweck, Nepal, das sich einer einheitlichen und verhältnißmäßig geordneten thatkräftigen Regierung erfreut, von Kaschmir und Bhutan zu trennen durch Einschiebung englischen Gebietes zwischen diese Staaten, so wird doch durch die Festsetzung der Europäer im Gebirge der Verwaltung Britisch-Indiens eine neue Richtung gegeben. Waren die Ebenen Hindostans vor Jahrtausenden durch einen Strom arischer Einwanderer der hohen Cultur zugeführt worden, welcher sie sich schon in einer Zeit erfreuten, in welcher ihre Stammesbrüder in Deutschland ihr Leben noch in Höhlen und auf Pfahlbauten kümmerlich fristeten, so wurde der Himalaya mit seinen ausgedehnten Culturflächen, seinem gesunden, der Körperconstitution der Europäer höchst zuträglichen Klima, obwohl er noch nicht das Ziel einer europäischen Masseneinwanderung wurde, das Feld, auf welchem Unternehmungsgeist der Regierung wie Privaten die größten wissenschaftlichen Erfolge erzielte, welche die englische Verwaltung in Ostindien aufzuweisen hat. Wo sonst dichtes Gestrüpp oder die ärmliche Hütte eines Eingeborenen stand, erheben sich jetzt volkreiche Städte (Dardschiling, Simla, Kangra), meilenweit reiht sich in begünstigten Lagen Villa an Villa.

Nicht geringer ist die strategische und handelspolitische Bedeutung des Gebirges. In Verbindung mit den nördlich sich anschließenden Bergketten des Karakorum und Künlün *) bildet die Gebirgsregion im Norden von Hindostan, die jetzt unter dem Namen Hochasien zusammengefaßt zu werden pflegt, mit seinem Areal von 3,13 Mill. Quadratkilometer (56,500 Quadratmeilen) eine feste natürliche Schutzwehr gegen jeden Angriff von Centralasien her; die Schwierigkeiten der Uebersteigung mit einer Armee werden nahezu unüberwindlich, wenn dem Himalaya dereinst eine seiner Ausdehnung und Anbaufähigkeit entsprechende Zahl von Bewohnern zugeführt ist. Dem Handel ist im westlichen Himalaya bereits eine neue Bahn wiedergewonnen; der Verkehr mit Kaschgar und Ostturkestan, der jahrzehntelang ganz darniederlag, verfügt über verbesserte Wege und ist der Bedrückungen überhoben, welche sonst den Gewinn der Händler verzehrten. Im mittlern und östlichen Gebirge weigern die Grenzstaaten und China Kaufleuten und Reisenden indischer, geschweige denn europäischer Abkunft freien Durchzug durch Tibet nach den reichen Uferländern des Jang-tse-kiang; aber Indien rüstet sich, diese Länder mit seinen Waaren zu versehen, sobald ein glücklicher Umstand das Durchzugsland eröffnet. Bis zum Kamme der Grenzpässe sind Saumpfade angelegt, wo der Reisende bisher nur mit Lebensgefahr entlang ziehen konnte; Grenzbehörden werden auf einsamen, schwierigen Posten unterhalten, welche Nachrichten einziehen und dem Grenzverkehr jeglichen Vorschub leisten.

Die Nachrichten über die englischen Maßregeln zur Aufschließung des Himalaya und zur Ausnutzung seiner natürlichen Hülfsquellen, sowie die Ergebnisse der 1872 durchgeführten ersten Volkszählung sind aus den indischen, auf dem Continente selbst in öffentlichen Bibliotheken seltenen Verwaltungsberichten noch nicht in unsere geographischen Lehrbücher gedrungen; sie sollen hier landschaftlich geordnet vorgeführt werden als ein Beitrag zur Kunde Ostindiens, wie sich seine Grenzländer in der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen unter den Anstrengungen der englischen Regierung gestalteten, welche bemüht ist, orientalische Mißwirthschaft durch gesunde europäische Verwaltungsgrundsätze zu ersetzen. Die Darstellung geht von Osten nach Westen und umfaßt die Landschaften: 1. Duars; 2. Dardschiling; 3. die Tarai; 4. Kamaon und Garwhal; 5. Simla, die Sommerresidenz des Generalgouverneurs; 6. den Pandschab-Himalaya (Kangra, Spiti, Lahol); 7. Kaschmir.

1. Die Duars.

Die Duars (Dooar, auch Doar, verderbt aus Sanskrit dhwâra, Thor, Zugang), in den amtlichen Berichten „die Striche unter dem Gebirge der Verwaltungsbezirke Kutsch Behar (Dschatpaiguri) in Bengalen und Goalpara in Assam", sind die dicht bewaldeten Vorberge des Himalaya mit dem an ihrem Fuße sich an 10 Kilometer weit ausbreitenden Geröllager, das von dichtem Unterholz bestanden ist, stellenweise von Hochwald überragt. Sie werden durch Kämme, die sich von der Hauptkette des Himalaya in südlicher Rich-

*) Wie ungemein leicht sich Fehler und Irrthümer in der Geographie festsetzen, beweist dieser Name Kün-lün, besser Kwen-lun. Auf allen Karten der Chinesen, den einzigen, welche darin competent sind und sein können, bezeichnet dieser Name nichts weiter als ein hohes Gebirge oder einen Bergstock unweit der Quellen des Hwang-ho, etwas nördlich von dem Zusammenflusse des Naptschitu-ulan-muren mit dem Mur-ussu oder obern Jang-tse-kiang, einer Stelle, welche als westlichster Punkt des russischen Reisenden Prsewalski neuerdings Bedeutung für innerasiatische Geographie erlangt hat. Wenn man nun seit nicht langer Zeit, um einen Gesammtnamen verlegen, die nördliche Parallelkette des Karakorum (76 bis 80° östl. L. von Greenwich) Kün-lün genannt hat, so hat dies genau dieselbe Berechtigung, als wenn man den Balkan Ararat, die Pyrenäen Pindus nennen wollte. Daß Einzelne noch weiter gegangen sind und, den falschen Namen Kün-lün mit dem echten verbindend, durch ganz Innerasien eine mächtige Gebirgskette unter 35° nördl. Br. sich hindurchziehen lassen, hat vollends keine Berechtigung. Die Panditen des Colonel Montgomerie haben jüngst jene Stelle überschritten und nur leichte Terrainanschwellungen, aber keine Hochgebirge daselbst gefunden. Red.

tung herabsenken, in Längsthäler geschieden, die von tief eingeschnittenen Flüssen durchzogen sind. Man zählt 18 solcher Längsthäler oder Duars; 11 zwischen Tista und Sankos bilden die westlichen, die übrigen bis zu $91^3/_4{}^0$ östl. L. v. Gr. die östlichen Duars; die daran östlich sich anschließenden wurden den Oberhäuptern ihrer Bewohner (den Radschas von Tanong, Tschar, Nan ꝛc.) unter Verabreichung eines kleinen Jahresgehaltes unter der Bedingung belassen, ihre Unterthanen von Angriffen auf die Colonisten der Ebene abzuhalten. Die Grenze der östlichen Duars wurde unmittelbar nach dem Kriege mit Bhutan (1866) vermessen, 139 Kilometer lang befunden und mit 47 Grenzsteinen vermarkt; für die westlichen Duars erkannte Bhutan erst 1872 an, daß die Grenze nicht am Fuße, sondern auf dem Kamme der ersten Hügelreihe entlang laufe. — Die Kammhöhen liefern nur Holz und Weidegang; bei der Erwerbung der Duars waren diese Nutzungen so vorherrschend, daß in den westlichen Duars nur 121 Quadratkilometer in Cultur genommen waren. Die Erwartung, daß ihre ausgedehnten Ländereien für den Abfluß der anschwellenden Millionen der Bengalbevölkerung dienen würden, hat sich vollkommen berechtigt erwiesen; große Flächen sind jetzt mit Taback angebaut, der bisher nur Ausfuhrgegenstand des südlichen Indien war. Große Pflege ließ die Regierung den Waldungen angedeihen; europäische Fichten sind mit Erfolg gepflanzt, ebenso die werthvollen indischen Baumarten des Teak und indischen Gummi (ficus elastica).

Ueber Areal und Bevölkerung giebt der Volkszählungsbericht für 1872 folgende Aufschlüsse:

Areal: östliche Duars 4820 Quadratkilometer (87 Quadratmeilen); westliche Duars 4867 Quadratkilometer (88 Quadratmeilen).

Häuserzahl: 6888 bezw. 14,196; Einwohnerzahl: 37,047 bezw. 90,680, im Ganzen 127,727; somit beträgt die Dichtigkeit 8,3 bezw. 18,7 auf den Quadratkilometer oder 426 bezw. 1030 auf die Quadratmeile. Die Bevölkerung hat unter der englischen Verwaltung bereits Zuzug aus der Ebene erhalten; denn auf demselben Raume, auf welchem 1864 29,133 Menschen nach Häuserschätzungen gezählt wurden, ergab der Census von 1869 54,177.

Eine genaue Zählung nach Religion und Nationalität liegt nur für den Bezirk Baxa (Buxa, Bagsa) in den westlichen Duars vor (12,564 Einwohner); es fanden sich 9380 Radschbansi (Hindus der Religion nach); 2512 Metsch, Dhangars (d. i. Gebirgsbewohner) und andere Aboriginer (Verehrer der Geister und Naturerscheinungen), 605 Mohammedaner, 67 Bhutanesen (Buddhisten).

Die Radschbansi sind zahlreich in der vorgelagerten Ebene und bilden nach Oberst Dalton, dem genauen Kenner der Völker Bengalens, sammt Metsch und anderen Gebirgsbewohnern einen Zweig des volkreichen Kotsch-Stammes, deren Führer Hadscha um 1500 n. Chr. in diesem Theile Bengalens ein mächtiges Königreich gegründet hatte. Ihr Aeußeres zeigt „ein flaches, fast viereckiges Gesicht; dunkle schief stehende Augen, das Haar schwarz und gerade, nur bei Einigen gekräuselt; Nase flach und kurz; Wangenbein stark vorstehend; Barthaar fehlt fast gänzlich; Stirn niedrig; Körperfarbe vorherrschend dunkel. Da ihre Verwandten, die Katschari, Metsch und Garo, gelb oder leicht braun, ihre Nachbaren im Osten, Westen und Norden noch heller sind, so müssen sie ihre dunklere Hautfarbe durch Vermischung mit südlichen Stämmen erhalten haben. Sie passen nicht zu den Völkern Assams, sie sind unähnlich dem indo-chinesischen Volksstamme, und ich betrachte sie deswegen als Glied des dravidischen Volkes; sie sind wohl ein Zweig der großen Bhuiya-(Buinhar-)Familie, die auch von Anderen als Urbewohner des heutigen Behar angesehen werden, und bewohnten einst die Gangesebenen, bis die Sonnen- und Monddynastien der arischen Indier in Behar (etwa um 1400 v. Chr.) die Königreiche Magadha und Methila gründeten.“ Ihre Sprache ist ein Dialekt des Bengali; ihre religiösen Gebräuche weichen vielfach von dem orthodoxen Muster ab und bewahren viele Reste alter, abergläubischer Vorstellungen. Die Radschbansis sind seßhaft und fleißige Ackerwirthe; Nomaden und dem Raubbau ergeben durch Abbrennen von Waldungen sind dagegen die Metsch; sie lieben, verschieden von den Radschbansis, berauschende Genußmittel und sollen im Aeußern Aehnlichkeiten mit den Völkern von Nordbirma zeigen. Fieberluft scheint ihr Lebenselement, denn am liebsten halten sie sich in den sumpfigen Niederungen des Tarai auf, die den Fuß des Gebirges begleiten.

Die wichtigste Aufgabe der englischen Verwaltung ist Aufrechthaltung der Sicherheit gegen Einfälle der Bhutanesen. Bhutan hatte von alter Zeit her an den Stellen, wo die Flüsse aus dem Gebirge treten, Befestigungen angelegt; 1779 lehnte Lord Hastings die Uebernahme dieser Befestigungen ab, um den jungen Besitz Bengalens nicht auch noch gegen kampflustige Gebirgsbewohner vertheidigen zu müssen. Erst die Besitznahme von ganz Assam (1838) machte es wünschenswerth, die östlich des Sankos-Flusses sich erstreckenden 11 Duars zu gewinnen; sie wurden 1841 gegen eine Jahresrente von 20,000 Mark gekauft. Westlich des Sankos wurde 1842 Ambari Talakata gegen eine Jahresrente von 4000 Mark erworben, um die Uferlandschaften der Tista und den Zugang nach Sikkim zu sichern. Bis 1856 blieben die Beziehungen zu Bhutan befriedigend; von da an rüstete die Regierung Räuberbanden aus, welche Menschen und Eigenthum aus britischem Gebiet fortführten. Seit Februar 1860 stellte die ostindische Regierung die Auszahlung der Jahresrenten ein; Bhutan rüstete und die gröbliche Verletzung des Gesandtschaftsrechtes am englischen Gesandten Ashley Eden führte zur Proclamation vom 12. November 1864, durch welche die Annexion sämmtlicher Duars zwischen Tista und Sankos-Fluß, sowie im Osten der Grenzfestungen von Dalingkota, Pasakha und Dewangiri ausgesprochen wurde, was der Frieden vom 11. November 1866 gegen Bezahlung einer Jahresrente von 100,000 Mark „unter Wohlverhalten“ für alle Zeiten genehmigte. Zur Aufrechthaltung des Friedens ist das 38. eingeborene Infanterieregiment (circa 600 Mann) nach Baxa Dewa (in 731 Meter Erhebung über dem Meere auf einer Anhöhe über dem Raidak-Flusse) verlegt und die Polizeimannschaft, die sonst als Civilinstitut organisirt ist, mit Seitengewehr und Feuerwaffe ausgestattet. Wie nothwendig dieser Schutz ist, zeigte das Jahr 1872; als damals die Grenze wegen der Züchtigung der Luschai von Militär entblößt werden mußte, forderten die Bhutanesen von englischen Unterthanen an der Grenze Abgaben und ihre Regierung erhob allerlei Schwierigkeiten, bis die Grenzangelegenheiten wieder geordnet werden konnten. Noch erübrigt die Eröffnung der früher stark benutzten Handelsstraße durch Bhutan nach Tibet. Im Vertrag vom 25. April 1774 hat Ostindien Bhutanesen den zollfreien Verkehr mit den Märkten des nördlichen Bengalen eingeräumt; aber nicht gelang es unter der erbärmlichen Verwaltung und der Habsucht der Großen, Indien den Zugang nach Bhutan zu verschaffen; selbst der Bhutia, mit regem Handelsgeist ausgestattet, betheiligt sich lieber außer Landes an Geschäften, um sich seines Gewinnes nicht beraubt zu sehen.

Die Olenek-Expedition von Czekanowski und Müller.

Die kaiserlich russische Geographische Gesellschaft hat unlängst ihren Jahresbericht pro 1874 publicirt. Ihre Thätigkeit ist danach eine erfolgreiche gewesen; ein wesentlicher Antheil daran gebührt der kaiserlichen Regierung, welche die Zwecke der Gesellschaft stets in liberalster Weise durch Geldunterstützungen fördert und von welcher insbesondere die Localbehörden und durch diese wieder die Einwohner angewiesen werden, den Expeditionen der Gesellschaft möglichste Unterstützung zu gewähren.

Nachdem wir früher eingehendere Mittheilungen über die Reisen des Zoologen Miklucho-Maklai, auch Einzelnes von der umfangreichen Amu-Darja-Expedition des Jahres 1874 gebracht haben, wenden wir uns heute zu einer Erforschungsreise, welche im Auftrage der Gesellschaft in den fast unbekannten Nordosten Sibiriens, in das Flußgebiet der Olena (Olenek), gerichtet gewesen ist (vergl. „Globus“ XXVII, S. 192 und 255). Zweck der Expedition war besonders, den Lauf jenes Flusses festzustellen, und ihn womöglich bis zu seiner Mündung bis in das nördliche Eismeer zu verfolgen.

Die Aufgabe ist gelöst. Der Dank dafür gebührt der Energie der Herren Czekanowski und Müller sowie ihrer Reisebegleiter, welche treu bei ihnen ausharrten. Dr. Czekanowski war für die schwierige Expedition der geeignete Mann. Längere Zeit am Baikalsee internirt, widmete er sich umfangreichen wissenschaftlichen Studien (zu großem Bedauern ist das von ihm gesammelte Material während des Aufstandes der Polen verloren worden), unternahm dann im Auftrage der russischen Geographischen Gesellschaft mehrere Reisen in verschiedene Theile Sibiriens, vollendete die geologische Erforschung des Gouvernements Irtusk und hatte im Jahre 1873 die Expedition zur Erforschung der Nishnaya Tunguska (d. i. die untere Tunguska) von Kirensk an der Lena aus geleitet, wobei zum ersten Male durch astronomische und topographische Aufnahmen der Lauf des Flusses festgestellt worden ist. Ihm, als einer anerkannt wissenschaftlichen Capacität, war die Führung der Expedition anvertraut, welche bestand aus dem Astronomen Müller und den Herren Ksenshopolski und Nachwalnych, die mit ihren Sammlungen naturwissenschaftlicher Objecte und den von ihnen gefertigten Aufnahmen schon 1873 zurückkehrten. Czekanowski und Müller unternahmen nun allein die Erforschung der Olena, eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten die der Expedition von 1873 bei weitem überstiegen haben. Nachdem man sechs Wochen zur Beschaffung der nöthigen Bedürfnisse aufgewendet hatte, wurde die Reise am 16. (29.) Februar 1874 von Jerbochotschon an der Nishnaya Tunguska angetreten. Zur Begleitung hatten die Reisenden nur einen Kosacken und einige Tungusen, welchen letzteren die 150 zur Reise erforderlichen Renthiere gehörten. Wegen des tiefen Schnees ging das Vorrücken nur langsam von Statten. Häufig mußten ledige Renthiere erst den Schnee festtreten, um den Menschen und den beladenen Thieren die Möglichkeit des Durchkommens zu eröffnen; vielfach mußte Rast gemacht werden, um der Expedition die nöthige Erholung zu gewähren und es ihr zu ermöglichen, die erlittenen Schäden an den Schlitten auszubessern. Anfänglich folgte man der Nishnaya Tunguska; von da ab aber, wo sie ihren nördlichen Lauf in einem scharfen Knick nach Westen wendet, einem Nebenflusse derselben, dem Kopokit, in fast nördlicher Richtung bis zu seiner Quelle. Mehrmals überschritt man nun die Wasserscheide zwischen Lena und Tunguska d. h. Jenissei. Als man zur Wawa hinabstieg, an deren Quellen das Osterfest gefeiert wurde, kam man in das Gebiet des Wilui und damit in das der Lena; kehrte darauf in das des Jenissei zurück, indem man zum Turu gelangte; und schließlich wieder bei der Uebersteigung des massiven, wenig gegliederten und im Allgemeinen steilen Gebirges Anaon in den Bereich des Wilui. Hier erreichte man zunächst den See Sürungna. Bisher hatte man keine Menschen gesehen; mit Zuversicht hoffte man hier, solche zu treffen. Die Hoffnung wurde getäuscht. Wohl fand man Spuren ihrer frühern Anwesenheit: Lagerstellen, Speicher, Fischfanggeräthschaften, trockene und grüne Rindenstücke (die Tungusen essen den feinen Splint) aber keine Menschen. Von der bisher fast nördlichen Richtung wandte man sich mehr westlich (W.-N.-W.), um an den See Jakongna zu gelangen, an welchem nach den Mittheilungen der Bewohner der Nishnaya Tunguska sich stets Eingeborene aufhalten sollten. Unterwegs überschritt man den Wilui an seinem Oberlauf, derselbe hatte dort schon eine Breite von 177 Fuß. Hier war man, weil einige Leute in Folge des blendenden Schnees von einer Augenentzündung befallen waren, zu einer dreitägigen Rast gezwungen. Als der See Ukükit (65° 57′ nördl. Br.) erreicht war, wurde ein weiterer Aufenthalt von vier Tagen nothwendig, weil sich ein mächtiges Schneegestöber erhoben hatte und die Rückkehr der Leute, welche zur Aufsuchung der Eingeborenen abgesandt waren, abgewartet werden mußte. Auch sie hatten keine Menschen gefunden. Einzelne Hütten (Balagane), in denen Eisschollen die Fensterscheiben vertreten, und einige verwehte Schlittenspuren gaben unzweifelhafte Kunde von ihrer frühern Anwesenheit während des Winters. Die Verlegenheit war jetzt groß. Czekanowski hatte mit Sicherheit darauf gerechnet, daß in Gemäßheit der Befehle des Generalgouverneurs von Ostsibirien die Eingeborenen von der bevorstehenden Ankunft der Expedition in Kenntniß gesetzt und zur Hülfsleistung aufgefordert worden seien und solche leisten würden; allein unter den gegebenen Umständen mußte man annehmen, daß die Eingeborenen ohne Kenntniß geblieben seien. Seit dem Verlassen der Nishnaya Tunguska, d. h. seit zwei Monaten, hatte man keine Menschen zu Gesicht bekommen. Man behielt also die nordwestliche Richtung bei und gelangte zu den Seen Yakongna, aber auch hier wurden keine Menschen gefunden. Man war vollständig rathlos, wo man den Olenek, von welchem keine Karte existirte, suchen sollte. Czekanowski sandte deshalb einen der die Expedition begleitenden Tungusen, Namens Golje Kaplin, mit dem Auftrage ab, wenn möglich den Olenek oder wenigstens einen Menschen aufzufinden. Kaplin war ein zuverlässiger Mensch, verstand sich wohl zu orientiren, hatte im Jahre zuvor (1873) die Versammlung der Tungusen an der Mündung des Ilimpei in die Tunguska besucht und dort einige, wenn auch nur dürftige Nachrichten über die Gegend zwischen der Tunguska und dem Olenek erhalten. Schon nach 24 Stunden kehrte er mit der Nachricht zurück, daß er den gesuchten Strom gefunden zu haben meine. Gern schenkte man ihm Glauben.

Nach dem Abkommen, welches mit den den Zug begleitenden Tungusen getroffen worden war, hatten sie keine Verpflichtung zur weitern Stellung der Renthiere, indem man gehofft hatte, hier von den Eingeborenen andere Thiere

zu erhalten. Jetzt war ihre fernere Dienstleistung unentbehrlich, wenn nicht die ganze Expedition scheitern sollte. Als diese in Anspruch genommen wurde, erklärten die beiden braven Tungusen Peter Golje Kaplin und Peter Uwotschan Kaplin, Letzterer sogar ohne weitere Mehrforderung, sich bereit, bei der Expedition zu bleiben und nach Kräften dieselbe zu unterstützen *). Das Opfer, welches sie brachten, war nicht gering. Sie mußten stets 80 brauchbare Thiere bereit halten und zu diesem Zweck — theils um die kranken und müden zu ersetzen, theils um diese die tiefe Schneedecke für die beladenen Thiere festtreten zu lassen — mindestens 150 Stück mit sich führen. Niemals haben sich diese beiden Leute das Geringste zu Schulden kommen lassen, waren stets willig und unverdrossen, und behandelten auch das Gepäck mit besonderer Sorgfalt.

Nachdem man nun eine niedrige Wasserscheide überschritten hatte, gelangte man an einen ziemlich starken, nach N.-O. fließenden Fluß. Da man diesen für den Olenek hielt, folgte man seinem Laufe bis zum 28. April (11. Mai), an welchem Tage, weil die Renthiere zu kalben anfingen, Halt gemacht werden mußte. Ein Lager (unter 66° 26½′ nördl. Br.) wurde errichtet. Fünf Wochen brachte man hier zu, um das Aufgehen des Eises auf dem Flusse abzuwarten. Die Zeit wurde benutzt, um ein starkes Boot zu zimmern, auf welchem man den Olenek bis zu seiner Mündung in das Eismeer hinabzuschwimmen gedachte.

Am 7. (20.) Juni schien endlich der Fluß schiffbar zu sein und man begann die Fahrt. Es zeigte sich aber bald, daß der Fluß noch zu sehr angeschwollen war, um eine ruhige und sichere Fahrt zu gestatten. Nachdem man etwa 10 Werst zurückgelegt hatte, legte man an, um am Ufer Halt zu machen und dort das Fallen des Flusses abzuwarten. Das erste, was man bei der Landung fand, war — eine Hütte, aus welcher, durch die Menschenstimmen dazu veranlaßt, ein alter Tunguse heraustrat. Sofort wurde ihm von allen Seiten die Frage zugerufen: „Wo befinden wir uns? Am Olenek?“ — „Nein,“ lautete die Antwort, „nicht am Olenek, sondern am Monyero, der in die Chatanga mündet, während der Olenek weiter nach Nordosten fließt.“ Auf längeres Zureden erklärte sich der 90jährige Greis bereit, die Expedition nach der nächsten Stelle des Olenek zu führen. Man verweilte hier zwei Tage. Die Packsattel wurden wieder in Ordnung gebracht, das jetzt nutzlose Boot aufgegeben, und nachdem Czekanowski möglichst genaue Nachrichten über den Lauf des Olenek und des Monyero von dem alten Tungusen eingezogen hatte, der Weg wieder zu Lande angetreten. Man zog nach O. und N.-O., überschritt die Wasserscheide, und kam den 26. Juni (9. Juli) an den wirklichen Olenek und zwar an dem Punkt, an welchem die Tomba in denselben mündet (67° 18′). 17 Tage hatte der durch tägliche Regengüsse beschwerte Marsch gedauert. Die erste Arbeit, welche vorgenommen wurde, war das Zusammenfügen eines Flosses, denn für den Bau eines Bootes fehlte es an Zeit, weil man eilen und die kurze Sommerzeit benutzen mußte, um den Olenek hinabzufahren. Czekanowski sandte von hier den ersten und letzten Bericht nach Petersburg und begann Ende Juli die Fahrt, in der Hoffnung, an den Ufern des Olenek jetzt, als während der Zeit, in welcher die Gänse mausern, Eingeborene zu finden.

Die Krümmungen des Flusses, seichte Stellen und Sandbänke erschwerten ein rasches Fortkommen. Alle Augenblicke saß das Boot fest und konnte mitunter nur durch Ausgraben einer Rinne flott gemacht werden. Anfangs traf man gar keine Einwohner, später einzelne Familien, die in weiten Entfernungen, oft mehr als 100 Werst von einander lebten.

Sie waren sehr mißtrauisch gegen die Reisenden und verweigerten ihre Hülfe, ein Beweis dafür, daß sie Seitens der Behörden von der Ankunft der Expedition nicht in Kenntniß gesetzt worden waren. Als nun schließlich ein widriger Wind eintrat und die Reisenden zwang, an Land zu gehen und das Herbstlager aufzuschlagen, was am 15. (28.) September unter 70° 28¼′ nördl. Br. in der Nähe des Standortes einer Nomadenfamilie geschah, sandte Czekanowski die ihm von dem Generalgouverneur eingehändigten offenen Befehle an die Vorsteher des Bezirks (Ulus), damit die Eingeborenen Anweisung erhielten, der Expedition ihre Unterstützung zu gewähren. Da er indessen wenig Hoffnung hatte, daß die Befehle ihren Bestimmungsort je erreichen würden, so benutzte er eine sich ihm darbietende Gelegenheit, sechs Hundeschlitten zu erwerben. Diese wurden mit den nöthigen Instrumenten, Lebensmitteln und Reisenutensilien bepackt und — während das übrige Gepäck bei den Tungusen im Lager zurückgelassen wurde — machte er am 30. September (13. Oct.) mit Herrn Müller sich auf den Weg und Beide wanderten zu Fuß am Olenek hinab. Am siebenten Tage dieser Fußreise sollte ihnen eine nicht erwartete große Freude zu Theil werden.

Jene an den Vorsteher des Bezirks abgesandten Befehle waren nämlich in die Hände eines Herrn Rjäschetnikow gelangt, welcher früher während der Expedition des Baron Maydell in das Land der Tschuktschen ein Piket in Kolymsk commandirt hatte, jetzt aber an der Lena lebte, von wo aus er nach Westen bis zur Anebara und dem Popigai Handel trieb. Aus Respect vor der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft und als früherer Theilnehmer einer wissenschaftlichen Expedition fand er sich veranlaßt, selbstthätig einzutreten, und dies um so mehr, als er wußte, daß zur Zeit kein Mitglied der Behörde an dem sonstigen Stationsort anwesend sei, denn es war gerade die Zeit, wo die Vorräthe für den Winter beschafft und die Fallen für die Pelzthiere aufgestellt werden mußten. Ohne Zögern suchte er den Aeltesten der Jakuten, Peter Atschkassow Chatygin, welcher bei Siktach an der Lena lebte, auf und bestimmte diesen, ohne erst die Behörden in Anspruch zu nehmen, der Expedition zur Hülfe zu eilen. Atschkassow, ein wohlhabender Mann und im Besitz zahlreicher Renthiere, machte sich mit den nöthigen Thieren sofort auf den Weg, und erreichte Czekanowski und Müller am siebenten Tage ihrer Fußtour. Von nun waren diese aller Sorgen ledig. Der Jakute und seine Begleiter übernahmen alle Mühen, welche es kostet, die Tundra in später Jahreszeit zu durchziehen. Unter deren Beistand gelang es denn auch der Expedition, am 20. October (3. Nov.) die Mündung des Olenek zu erreichen.

Von dort begab man sich nach Siktach an der Lena. Atschkassow lehnte jede Belohnung ab, und, um hinter seinem Beispiel nicht zurückzubleiben, übernahmen die Mitglieder der in Siktach gerade versammelten Behörde ohne jede Vergütung den Transport der Expedition bis an die Grenze ihres Bezirks. Ueber Werchojansk, wo sich der Kreishauptmann wegen der nicht geleisteten Hülfe vielmals entschuldigte, erreichten die beiden verdienten Reisenden am 9. (22.) December Jakutsk und am 5. (18.) Januar 1875 Irkutsk.

Die Resultate der ausgeführten Expedition lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen.

1. Czekanowski hat vom Beginn der Reise an bis zu dem Punkte, an welchem ihn Atschkassow erreichte, eine

*) Für dieses Verhalten haben sie von der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft als Belohnung zwei prächtige Gallakaftane zum Geschenk erhalten.

Routenaufnahme angefertigt. Diese Zeichnung, die gesammelten Reisenotizen und die zahlreich eingezogenen Erkundigungen enthalten alle Elemente zur Herstellung einer vollständigen Karte des durchreisten Gebietes.

2. Müller bestimmte die geographische Lage und Höhe von 48 Punkten und führte 24 barometrische Nivellements aus. Außerdem hat er 3. vielfache Beobachtungen über den magnetischen Pol gemacht, und, was von besonderm wissenschaftlichen Interesse ist, gefunden, daß der sibirische Pol größter magnetischer Intensität nicht, wie es nach Gauß' Theorie der Fall sein sollte, in 71° nördl. Br. und 137° östl. L. von Ferro, sondern etwa 64 bis 65° nördl. Br. und 130° östl. L., d. h. um 7° südlicher und ebensoviel Grad westlicher, als nach Gauß, liegt.

4. Die von Müller innerhalb je 24 Stunden dreimal, an Ruhetagen stündlich vorgenommenen Beobachtungen ergaben, daß in der Zeit von Ende Februar bis Mitte Juli das Maximum der Temperatur 28° 2′ C. (und zwar unter $65^1/_2$° 26′ nördl. Br.), das Minimum — 45° C. (unter $61^1/_2$ nördl. Br.) betrug. Schneller Temperaturwechsel zeigte sich häufig.

5. Die nördliche Verbreitungsgrenze der verschiedenen Baumarten war überschritten worden. Zuerst verschwand die Silberpappel (60° 50′ nördl. Br.), dann die Weißtanne, demnächst die Prunella vulgaris (etwa 63°). Die Esche, die Erle, die Birke stiegen bis 66° nördl. Br., dort aber nur noch als Strauch, hinauf.

6. Soweit der tiefe Schnee Zeit und Gelegenheit zu geologischen Untersuchungen gestattete, waren solche von Czekanowski vorgenommen worden. Von der Tunguska bis zum Lager am Monyero fand er auf allen schneefreien Stellen stets Trappgesteine, weiterhin silurischen Boden, durch welchen sich der Trapp gewaltsam Bahn gebrochen, theils sich über die Oberfläche ergossen hatte, theils auch in Adern durchgedrungen war. Weiterhin zeigte sich silurischer Mergel und dann Kohlenformation.

Zum Schluß bemerken wir, daß, wie neuere Nachrichten melden, Czekanowski den ursprünglich abgelehnten ehrenvollen Auftrag der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft, zur Ergänzung seiner Arbeiten im Jahre 1875 eine neue Forschungsreise in das nördliche Sibirien anzutreten, angenommen hat, auf welcher ihn freilich Herr Müller, welcher augenblicklich die Seitens der Gesellschaft für 1875 in Sibirien angeordneten Nivellements ausführt, nicht begleitet. Wir dürfen hoffen, über die Resultate dieser Expedition binnen Kurzem weitere Nachrichten zu erhalten.

Aus allen Erdtheilen.

Die Umgegend von Saloniki.

Nicht viel über eine Meile nördlich von Saloniki, das von den Slaven Solun, von den Türken Selanik genannt wird, nimmt schon das Territorium der Bulgaren seinen Anfang. Die nächsten Dörfer in nordwestlicher Richtung sind Dudular und Araplij. Diese zwei Ortschaften sowie alle anderen im Thale des untern Wardar machten auf Herrn Jlitsch, einen serbischen Offizier, der sich längere Zeit in der Umgegend von Saloniki aufhielt und dessen Reiseschilderungen die Skizze entnommen ist, einen eigenthümlichen Eindruck. In denselben und beinahe in allen übrigen in jenem Landstriche, außer unmittelbar an der Küste, wo die Griechen seßhaft sind, wohnen Bulgaren. Dieselben erkennt man sogleich an ihrer Sprache und ihrer Tracht, blauen Hosen, wollenen Jacken und dem rothen Fes mit dem schwarzen Tuche auf dem Haupte. In Saloniki sieht man sie gewöhnlich mit einigen ärmlichen Pferden durch die Stadt reiten, sie bringen Obst oder Gemüse auf den Markt und ihre Frauen schreiten neben den Pferden. Ihre Dörfer haben ein düsteres Aussehen: so zu sagen nicht ein einziger grüner Baum belebt die aus Schlehdorn verfertigten Umzäunungen ihrer mit Stroh bedeckten Hütten. Und im Allgemeinen scheint das ganze äußere Aussehen dieser Natur und dieser Leute den Stempel des äußersten Elends und eines mühseligen Lebens an sich zu tragen. Wohl sieht man an der Küste hier und da einige grünende Cypressenbäume, unter denen der Wanderer in der Sommerhitze gern ausruht, doch weiter von der Küste verschwinden sie gänzlich und der Blick schweift über gelbe Wiesen oder über die mit Gestrüpp bewachsenen Anhöhen des Gebirges Chortatsch.

Auf dem Wege nach Araplij begegnete der Reisende einer großen Karawane beladener Kameele. In jener Gegend bedient man sich ihrer ziemlich oft.

Als der Reisende mit seinen Begleitern in der Nähe des Dorfes Alihadschalar an eine Quelle kam, fand er bei derselben bulgarische Hirten, die eine Menge Ochsen aus dem Dorfe hierher zur Tränke getrieben hatten. Die Hirten ermahnten den Reisenden, das Wasser aus der Quelle langsam zu trinken, da dasselbe voll Blutegel wäre. Er sah nur einige derselben am Grunde der Quelle und er wehrte es nicht, daß seine Pferde mit diesem Wasser ihren Durst löschten. Doch schon am Abende begann den Pferden Blut aus dem Munde zu rinnen und dies dauerte fünf Tage hindurch. So lange plagte man sich, bis man den Mund der Pferde gänzlich von jenen kleinen Blutsaugern gesäubert hatte. Mit Verwunderung fragte der Reisende die Hirten, wie es käme, daß sie und ihre Ochsen keinen Blutegel hinunterschlürften; sie antworteten ihm, daß sie sich schon daran gewöhnt hätten. Diese Quelle ist 500 bis 600 Meter von Alihadschalar entfernt.

Wie alle Reisenden beklagt sich auch Herr Jlitsch über die türkischen Straßen und die türkischen Gasthäuser. Nach mühseligem Marschiren bei sengender Hitze und dichtem Staube muß man sich am Abend mit einer Zwiebel, einem Stück schimmeligen Brotes und einem Bissen alten Käses begnügen. Die Nacht bringt man im Sommer so zu wie es eben geht, hinter der Mauer eines halbverfallenen Han's, liegend auf seiner Strohmatte, bedeckt mit der Pferdedecke und den Sattel unter dem Kopfe. Doch vergißt man das am Morgen sehr leicht, wenn man nur nicht des Nachts aufstehen mußte, um einen verirrten hungerigen Esel wegzutreiben, der ermattet sich an die Füße des müden Wanderers anlehnt, um auszuruhen.

Der Reisende hatte bei sich die Karte des Drin- und Wardarthales, die Prof. Kiepert in Berlin nach den Angaben des österreichischen Consuls v. Hahn ausgearbeitet hat. Er rühmt die Brauchbarkeit dieser Karte und wirft ihr nur einige unbedeutende Mängel vor.

(Die Umgegend von Saloniki gehört noch heute zu den unbekanntesten Theilen Europas: wir wissen in vielen Landstrichen Afrikas oder Innerasiens besser Bescheid, als in dieser durch ihre einstige Blüthe und ihre geschichtlichen Erinnerungen hochberühmten Gegend. Kaum daß wir einige dürftige Nachrichten über die beiden einst von griechischen Pflanzstädten dicht bedeckten westlichsten Halbinseln des Chalcidice, Kassandra und Longos, besitzen, von dem Innern ganz zu schweigen.

Noch mehr terra incognita ist das Land weiter im Norden zwischen Wardar und Karasu, den alten Axios und Strymon. Dort gab es, wie Herodot erzählt, zu König Xerxes' Zeiten Pfahlbauern, die im Prasias-See hausten; dort wurden reiche Silberbergwerke betrieben, die dem macedonischen Könige täglich ein Talent (1200 Thlr.) abwarfen; dort gab es einen Stein, der im Feuer brannte (Steinkohlen). Von alle dem hat die Neuzeit noch nichts wieder aufgefunden. Es wird mit eine Hauptaufgabe der eben neu errichteten deutschen archäologischen Schule zu Athen sein, diesen Gebieten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und zu ihrer Erforschung nach Kräften beizutragen. Es sind dort noch ungehobene Schätze mancherlei Art zu finden; kam doch erst unlängst in Aiwaly, fast vor den Thoren Salonikis, eine mächtige griechische Inschrift zu Tage, welche die interessantesten Aufschlüsse über Ereignisse der altrömischen wie der byzantinischen Epoche gleichzeitig lieferte. Red.)

Kleinstädtisches Leben in Portugal.

Mr. J. Latouche hat kürzlich in London „Reisen in Portugal" veröffentlicht, denen wir folgende interessante Schilderung aus diesem wenig gekannten Lande entnehmen. Er erzählt:

Die größeren Landstädte haben ganze Straßen voller Herrenhäuser, in denen Jahr aus Jahr ein Familien fortvegetiren, welche gerade Geld genug haben, um ohne Arbeit leben zu können. Solches Leben kostet aber nur wenig. Ein großes Haus mit einem Kohlgarten dahinter, mit weißgetünchten Wänden, teppichlosen Fußböden, einem Dutzend hölzerner Stühle und ein oder zwei Brettertischen: das ist Alles. Kein Herd, kein Ofen weder im Wohn- noch im Schlafzimmer, keine Vorhänge an den Fenstern, keine Tischtücher, keine Bilder an den Wänden, keine Spiegel, kein Tisch, der in bunter Unordnung Bücher, Zeitungen, Zeitschriften und Handarbeiten trägt, keine Blumenvase, kein Porcellan, keine Uhr, keine Bronze, — nichts, nichts von den hundert kleinen Sächelchen, welche bei uns den Geschmack resp. das Fehlen desselben bei dem Hausbesitzer documentiren und unseren Wohnungen ihren individuellen Charakter und ihren Reiz verleihen. Das Fehlen aller dieser Dinge kennzeichnet die äußerst traurigen Behausungen der Mittelclasse in Portugal. Als Beschäftigungen der Frauen wäre nur Nähen, Plaudern, Messehören und stundenlanges Aus-dem-Fenster-Gucken zu nennen. Von dem kurzen Kirchgange abgesehen, zeigt sich die portugiesische Frau fast nie auf der Straße. Die Männer bummeln zwischen den Verkaufsläden herum, rauchen zahllose Papiercigarretten und halten in der Mittagshitze ihre Siesta. Scheint die Sonne, so stehen sie gruppenweise an den Straßenecken, mit aufgespannten Sonnenschirmen in der Hand; im Winter hängen sie sich einen Shwal um die Schultern, der genau so dreieckig zusammengelegt ist wie ihn unsere Damen tragen. So will es die Mode, und sie wird beibehalten, so viel auch die Spanier ihre Nachbaren deshalb verspotten. In diesen Städten giebt es nie eine Neuigkeit — und sieht man einmal zwei Männer in eifriger Unterhaltung anscheinend über einen Gegenstand von immenser Wichtigkeit begriffen, und gelingt es Einem, den Gegenstand des Gespräches zu erhorchen, so ist es sicher, daß das, was den Einen zur Verzweiflung brachte oder ihn in Begeisterung versetzte, weiter nichts war, als daß der Preis eines Pfundes Taback um ein paar Pfennige gestiegen oder gefallen ist. Sie haben nicht einmal Moden, über welche sie nachdenken könnten; denn Jung und Alt kleidet sich ganz gleich, nur daß die jungen Männer furchtbar enge Schuhe tragen, welche ihnen ihre Spaziergänge und Wanderungen sehr unbequem machen müssen. Indessen haben die jungen Männer noch eine wichtigere Beschäftigung als die ist, enge Stiefel zu tragen, nämlich die zahmste Form der Liebe in der ganzen Welt auszuüben. Das geschieht mit so viel Anstandsgefühl und in so platonischer Weise, daß selbst die strengste Gouvernante nichts dawider haben könnte. Denn die jungen Herren beweisen ihre Zuneigung nur dadurch, daß sie vor dem Hause der Angebeteten sich aufpflanzen, während diese beifällig aus dem Fenster schauen. Und damit hat die Sache ein Ende.

Chokand.

Im vorigen Bande des „Globus" S. 191 war der Chan von Chokand als Finanzkünstler geschildert worden, d. h. als der habgierigste, grausamste Tyrann, den man sich denken kann. Mehrmals hatte sich das gequälte und geschundene Volk gegen Chudojar-Chan erhoben, aber stets war es ihm mit Hülfe seiner europäisch einexercirten Soldaten gelungen, diese Empörungen niederzuwerfen. Auf die fürchterlichste Weise wurden dann die Rädelsführer bestraft, ganze Familien vor den Augen des Tyrannen erdrosselt, den Vornehmsten vor den Palastpforten die Köpfe abgeschnitten. Dies dauerte so lange bis der Chan seine Söldner nicht mehr bezahlen konnte; und als diese im Juli von ihm abfielen, brach der Aufruhr unter Abdurrhaman Awtobatschi los. Der Chan floh mit seinem Harem in die russische Gesandtschaft und unter deren Schutze auf russisches Gebiet nach Chodschend. Aber damit hatten die Chokander nicht genug; sie brachen in die russischen Besitzungen ein, um die dortige Bevölkerung aufzuwiegeln. Wiederum sah sich Rußland genöthigt, zu den Waffen zu greifen. Die feindliche Hauptabtheilung in einer Stärke von 5000 Mann wurde geschlagen, der Sturm auf Chodschend abgewehrt und dann zum Angriff übergegangen. Augenblicklich befindet sich der Generalgouverneur von Turkestan, von Kaufmann, schon auf dem Marsche gegen Chokand selbst.

Trefflich sind übrigens die Bemerkungen, mit denen der „Golos" diese Nachrichten begleitet (Nat.-Ztg. 1875, Nr. 413): „Zeigen übrigens nicht alle diese Nachrichten, wie leicht die Ruhe in den an unsere Besitzungen grenzenden Chanaten gestört wird und wie schwer es bei allem guten Willen ist, sich ein für alle Mal von einer angreifenden Politik im Orient loszusagen, deren Nothwendigkeit man in England so gut begreift, sobald es sich um Ostindien handelt, und die sich in der Sprache einiger Parlamentsredner mit einem Schlage in „unaufhaltsame Eroberungslust" verwandelt, sobald auf die russischen centralasiatischen Besitzungen die Rede kommt? Jede Erregung in den Chanaten spiegelt sich mehr oder weniger einflußreich auch in unseren Besitzungen ab. Kann man kaltblütiger Zuschauer solcher Unordnungen bleiben und mit Chanen Ceremonien machen, die nicht im Stande sind, die Ruhe in ihren Ländern aufrecht zu erhalten und die rechtmäßige Erfüllung der mit ihnen um gemeinsamer Vortheile willen geschlossenen Verträge sicherzustellen? Es scheint uns, daß es an der Zeit ist', zum Nutzen der Chokander und Kaschgarer selbst mit der vermeintlichen Unabhängigkeit beider ein Ende zu machen, da dieselbe in Wirklichkeit eine Quelle unaufhörlicher Wirren und Erhebungen ist. Diese Chanate sind von der Natur sehr reich ausgestattet, und es würde sowohl der eingeborenen Bevölkerung als auch der ganzen gebildeten Welt unzweifelhaften Nutzen bringen, wenn diese Gegenden europäischer Cultur erschlossen würden."

Uruguay.

Ueber die gegenwärtigen Zustände in diesem südamerikanischen Staate schreibt die „Allgemeine Deutsche Zeitung für Brasilien" in Nro. 56 vom 17. Juli 1875:

Das in ewigen politischen Convulsionen befindliche Land liegt im Augenblick so darnieder, daß an einem Aufkommen ohne fremde Einmischung sehr zu zweifeln ist.

Es ist ein Jammer, die jetzigen Verhältnisse eines Landes anzusehen, welches durch seine Lage und seine überaus günstigen Bodenverhältnisse berufen ist, eine hervorragende Stellung unter den südamerikanischen Staaten einzunehmen.

Die gegenwärtige Regierung des Don Petro Varella, durch einen Gewaltstreich gegen die vorherige unter Ellauri ans Ruder gelangt, hat gleich nach ihrer Installirung zunächst eine Anzahl von Gegnern deportirt und auf einem elenden Segelfahrzeuge nach Havana geschickt. Auf ihrer Reise hatten diese Ausgewiesenen zunächst die Hoffnung, in Brasilien an Land gelangen zu können, mußten indeß bis nach Cuba fortsegeln. Dort angelangt, wehrte man ihnen die Ausschiffung und nach den in den letzten Tagen angelangten Telegrammen sind Schiff und Ausgewiesene in Charleston angelangt. Mittlerweile fanden eine Anzahl von Pronunciamientos gegen die Regierung Varella statt, welche sämmtlich gescheitert sind. Es scheint nur eine fähige leitende Kraft zu fehlen, um das jetzige Gouvernement zu stürzen.

Die finanziellen Schwierigkeiten des Landes veranlaßten die Regierung Varella's zu den tollköpfigsten Maßregeln und diese haben zum Bruche der geachtetsten Banken und Handelsgeschäfte beigetragen. Neue Emissionen von Papiergeld sind das Rettungsmittel, welches die Regierung versucht; das Vertrauen ist indeß bis auf Null gefallen, Gold ist nur mit 96 Procent Agio zu haben. Ein Versuch, auf die Börse zu drücken, brachte hervor, daß die überwiegende Zahl der Makler sich streichen ließ. Alle Mittel, um den decretirten Zwangscours für das Papiergeld effectiv zu machen, scheiterten und der Handelsstand trat denselben mit einem Compromiß gegenüber, welcher die Regierung zu Verzweiflungsschritten treibt. Gegen die Unterzeichner des „Compromisses" wurden neue Gewaltmaßregeln gebraucht: Gefängniß und Geldstrafen, Alles ohne Erfolg. Die Regierungsblätter und unter denselben die „Tribuna" (von Montevideo) verlangen energische Maßregeln gegen die Unterzeichner, z. B. die Beschlagnahme aller Güter derselben. Dasselbe Blatt sagt, „in Kürze werde es nöthig sein todtzuschlagen, um zu leben" (matar para vivir). Alle Material- und Zeugwaarenhändler erhielten eine Ordre der Regierung, das Papiergeld für den ausgedrückten Goldwerth in Zahlung zu nehmen, bei Strafe der Verhaftung. An der Börse werden Transactionen in Gold verboten und ist dasselbe nur mit 96 Procent privatim zu haben. Eine Anzahl von Handelshäusern schließen ihre Geschäfte und liquidiren.

* * *

— Mr. George Smith, über dessen Entdeckungen und Schriften auf dem Gebiete der Keilinschriften wir mehrfach, zuletzt in Bd. XXVII, S. 172 ausführlich, berichtet haben, hat vom Vorstande des britischen Museums den Auftrag erhalten, seine Ausgrabungen in Ninive wieder aufzunehmen, und gedenkt im October nach dem Orient abzureisen. Sein neuestes Werk über den „Chaldäischen Bericht von der Sintfluth" befindet sich unter der Presse und wird nächstens erscheinen.

— Aus Japan kommt die Nachricht, daß eine mächtige Sandbank sich plötzlich vom Meeresboden bei Kasuska erhob und der gegen 50 Fuß tiefe Hafen von Mito in einer einzigen Nacht sich anfüllte, so daß die Oberfläche des Sandes etwa 3 Meter höher liegt als der frühere Meeresspiegel. 17 Schiffe lagen gerade im Hafen, welche insgesammt kenterten und im Sande begraben wurden. Wahrscheinlich hat eines der an jenen Küsten häufigen Erdbeben dieses Phänomen erzeugt.

— Die Einwanderungsausweise von allen Häfen der Vereinigten Staaten weisen für das mit dem 30. Juni 1875 abgelaufene Verwaltungsjahr eine Gesammtzahl von 227,277 Einwanderern auf, gegen das Vorjahr eine Abnahme von 85,962 Seelen. 139,880 waren männlichen, 87,497 weiblichen Geschlechts. Davon kamen aus Deutschland 47,760, Irland 37,955, England 40,098, Canada 18,654, China 16,433, Frankreich 8315, Rußland 7982, Schottland 7309, Oesterreich 6882, Norwegen 6093, Schweden 5573, Italien 3570, Neu-Schottland 2874, Dänemark 2636, der Schweiz 1894, Neu-Braunschweig 1505, den Azoren 1176, Cuba 1134, Australien 1097, Polen 948, Ungarn 776, Portugal 763, Belgien 608, Spanien 570 und Wales 449. Nur die Einwanderung aus China hat zugenommen, fast alle anderen genannten Länder stellten in den Vorjahren ein größeres Contingent. Die Hauptursache dieser Abnahme liegt in dem Mangel an Beschäftigung und der Verringerung der Löhne in den Vereinigten Staaten. So hat zum Beispiel der Lohn der Feldarbeiter gegen 1869 um 22 Procent abgenommen und beträgt jetzt nur mehr 12 Doll. 40 C. per Monat einschließlich der Kost. Am niedrigsten sind die Löhne in den Südstaaten. (Nat.-Ztg.)

— Von demnächst erscheinenden englischen Reisewerken sind namentlich hervorzuheben: Dr. Bellew, dessen Werk über Balutschistan, Afghanistan und Persien (From the Indus to the Tigris) wir unlängst lobend erwähnten, schildert unter dem Titel: „Kashmir and Kashghar" die Gesandtschaftsreise von Sir D. Forsyth zu dem Beherrscher von Ostturkestan (1873 bis 1874). Dr. Anderson, Director des Indischen Museums und Professor der vergleichenden Anatomie in Calcutta, beschreibt als Augenzeuge die beiden englischen Expeditionen nach West-Yünnan, die des Major Sladen und des Obersten Horace Brown, welche beide wenig mehr erreichten, als eben die Grenze des chinesischen Reiches zu überschreiten. Der Earl of Dunraven erzählt unter dem Titel: „The Great Divide" seine Erlebnisse von 1874 in dem unseren Lesern wohlvertrauten Gebiete des obern Yellowstone; während der bekannte Nordpolfahrer James Lamont über die Entdeckungs- und Jagdfahrten, welche er in den Jahren 1858, 1859, 1869, 1870 und 1871 im nördlichen Eismeere ausführte, in „Spitzbergen and Novaya Zemlya, with the adjacent Seas" berichten wird. Von besonderm Interesse für den Ethnologen verspricht ein Buch zu werden, welches den Pastor W. W. Gill zum Verfasser hat und eine Vorrede von Professor Max Müller bringt: „Mythen und Gesänge des südlichen Stillen Oceans." Gill, der lange Jahre auf den Inseln jenes Meeres zugebracht hat, sammelte dieselben aus dem Munde der Eingeborenen und verwendete viele Mühe auf eine Vergleichung der verschiedenen vorhandenen Versionen. Generalarzt Gordon, welcher soeben Birma besuchte, arbeitet an einem Bericht über den Handel, die Zoologie, Botanik, Ethnologie u. s. w. dieses für englische Interessen jetzt so wichtigen Landes.

— In den beiden mexicanischen Staaten Michoacan und Guanajato treiben revolutionäre Banden ihr Unwesen mit Sengen, Brennen und Plündern, wie sie jüngst den Ort Acatringan völlig zerstört haben. Die Regierung hat noch immer keine energischen Maßregeln getroffen, um jenem Treiben, unter welchem namentlich die Bewohner von Michoacan schwer leiden, ein Ende zu machen, und ihre wenigen Truppen, die gegen die Rebellen im Felde stehen, scheinen die Kampfweise derselben adoptirt zu haben, indem sie die Rancherien von San Juanito einäscherten.

Inhalt: Am Nordgestade der Adria. IV. (Mit sieben Abbildungen.) (Schluß.) — Ein ungarischer Sprachforscher in der Mongolei. Von Hermann Vambery. II. (Schluß.) — Skizzen aus Chile. Von Dr. med. Georg Thiele. V. — Die englischen Himalaya-Besitzungen. Von Emil Schlagintweit. I. — Die Olenek-Expedition von Czekanowski und Müller. — Aus allen Erdtheilen: Die Umgegend von Saloniki. — Kleinstädtisches Leben in Portugal. — Chokand. — Urugnay. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 24. September 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 16.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Der Markesas-Archipel.

III.

Der Hafen von Waitahu liegt an der Westküste von Tauata und in der Nähe desselben bemerkt man die Ruinen des Forts, welches nach der Besitznahme der Insel, am 1. Mai 1842, erbaut wurde. Bei Ankunft des „Vaudreuil" war gerade ein amerikanischer Walfischjäger beschäftigt, Wasser einzunehmen. Die ganze an der Bay wohnende Bevölkerung fand sich ein.

Gewöhnlich gehen die Eingeborenen fast ganz nackt, nur mit dem Hami, einem Stück baumwollenen Zeuges, oder mit der Tapa bekleidet, welche um die Lenden geschlagen, zwischen den Beinen durchgezogen und hinten mittelst einer Schleife mit fliegenden Enden befestigt wird. Die Tapa wird von den Eingeborenen aus der Rinde gewisser Bäume gefertigt, indem man diese mit einem Holzhammer bearbeitet. Am schönsten wird sie auf der Insel Futuna hergestellt, wo man es versteht, derselben recht geschmackvolle Muster zu geben. In diesem Zustande wird sie Sipoi genannt. Bei Ankunft des „Vaudreuil" hatte die Bevölkerung ihre Festkleider angelegt und zwar nicht diejenigen, welche sie selbst verfertigt, sondern theils europäische Stücke, die sie sich bei irgend einer Gelegenheit zu verschaffen gewußt hatte, theils die leichte Tracht von Tahiti.

Die Markesaner haben, wie alle Eingeborenen Polynesiens, schlichtes Haar, welches sie mit einem Stoffbande in der Weise zusammenfassen, daß auf jeder Seite des Kopfes eine Wulst oder eine Art kleinen Horns gebildet wird. Die Stirn ist frei und die schwarzen Augen sind sehr ausdrucksvoll. Die Männer sind regelmäßiger gebaut wie die Frauen und ihre Züge sind markirter. Hat man sich erst an die Tättowirung gewöhnt, so sieht man unter diesem bizarren Schmucke oft sehr schöne Leute.

Fast alle rasiren den Körper und einen Theil des Kopfes. Auf den Inseln des Archipels, wo das Rasirmesser noch unbekannt ist, bedient man sich zu dieser Operation eines aus Haifischzähnen gefertigten messerartigen Instrumentes oder einer Glasscherbe. Die Greise lassen den Bart wachsen, meistens aus Speculation, da das weiße Barthaar zum Anfertigen von Schmuck sehr theuer verkauft wird. Jouan, der mehrere Jahre hindurch das Amt eines Residenten bekleidete, kannte einen alten Franzosen, der von einem Häuptlinge nur seines weißen Bartes wegen unterhalten wurde.

Manche der Eingeborenen flechten die Haare an einer Seite des Kopfes und durchziehen sie mit den Zähnen des Meerschweins oder mit Glasperlen, ein Zeichen, daß sie irgend einen Act der Rache auszuführen oder einen Feind zu tödten haben. Die Verpflichtung zur Rache ist erblich, gleicht also genau der corsischen Vendetta.

Im Allgemeinen bleibt der Kopf ohne jede Bedeckung, zuweilen jedoch wird ein hornartiger, aus Blättern hergestellter Kopfputz getragen.

Als Pailhès das Haus der katholischen Mission erreichte, wurden in demselben geistliche Lieder in der Sprache der Eingeborenen gesungen. Es fand gerade die Vertheilung der Preise in der von dem französischen Missionär geleiteten Schule statt.

In den Hütten der Eingeborenen, in die man ohne be-

sondere Einladung eintreten kann, befindet sich nur ein sehr geringes Mobiliar. An der Decke hängen große, mit Tapa überzogene Bündel, welche die Festkleider enthalten, Körbe mit den aus Hahnenfedern angefertigten Diademen, Lampen, hergestellt aus den Nüssen der Aleurites tribola und als Docht mit den Rippen von Kokosblättern versehen, Fischereigeräthe, Waffen, Holzgefäße verschiedener Größe, Beile, Flaschen und andere europäische Utensilien.

Die Eingeborenen, welche die Gegend von Taáhuku auf der Insel Hiwa-Oa bewohnen, sind sehr händelsüchtig, namentlich dann, wenn der Kokosbranntwein oder die Spirituosen, die sie sich von den Küstenfahrern oder Walfischjägern kaufen, ihren Einfluß üben.

In Taio-Hae, wohin der „Vaudreuil" zurückkehrte, sah man einen Vogel, den die Eingeborenen Upe (Serresius galeatus) nennen und welcher den westlichen Theil von Nuku-Hiwa bewohnt. Er gehört zu den Tauben, hat die Größe eines kleinen Huhns und ein grünliches Gefieder und

Krieger, Frau und Greis auf den Markesas.

wird zubereitet für einen Leckerbissen gehalten. Im Innern der Insel befindet sich eine hier und da mit kleinen Seen versehene Hochebene.

Dort trifft man eine große Menge von Ziegen, Abkömmlinge derjenigen Thiere, welche Porter im Jahre 1813 auf Nuku-Hiwa zurückließ. Sie haben sich reichlich vermehrt, Dank dem furchtbaren Verbote des Tapu oder Tabu, mit dem ihre Tödtung belegt wurde.

Die Königin der Insel bewohnt eine gut eingerichtete Hütte im Westen der Bay, umgeben von prachtvollen Bäumen. Sie ist eine Frau von mittlerm Alter und von anmuthigem und gefälligem Aeußern. Ihre rechte Hand ist ein Meisterwerk der Tättowirung. Ihr Name ist Waekö, sie ist die Wittwe von Te-Moana, der im Jahre 1853 zum Christenthume überging, und selbst eine fanatische Anhängerin der katholischen Kirche. Ihr wird ein Theil der Pension ausbezahlt, die ihrem Gatten von der französischen Regierung ausgeworfen worden war. In seiner Jugend

war Te-Moana sehr wild und sah sich eines Tages in Folge eines gegen ihn ausgebrochenen Aufstandes genöthigt, Zuflucht auf einem englischen Schiffe zu suchen, das ihn nach London brachte. Er liebte es später nicht, von dieser Reise zu sprechen, während deren er manche eines Häuptlings nicht würdige Behandlung erfahren mußte. Hatte man ihn doch sogar in London für Geld sehen lassen.

Das Klima der Markesas-Inseln gilt, obgleich es warm und feucht ist, für sehr gesund. Der Wechsel zwischen der trockenen Jahreszeit und der Regenzeit ist nicht immer bestimmt begrenzt. Es regnet gewöhnlich in den Monaten Mai, Juni und Juli, während im November und December die Vegetation durch große Dürre zurückgehalten wird. In manchen Jahren erreicht die Trockenheit einen solchen Grad, daß die Bäche wasserleer werden und die Früchte nicht zur Reife gelangen. Dann tritt Hungersnoth ein, wenn die Eingeborenen nicht bei Zeiten für große Vorräthe von Popoi gesorgt haben.

Die Markesaner sind ziemlich schweigsam, und wenn sie sprechen, so geschieht solches in einem tiefen Basse und indem sie die einzelnen Silben ihrer Sprache scharf betonen. Auch die Frauen und Kinder haben verhältnißmäßig sehr kräftige Stimmen. Die Sprache selbst ist einer der unausgebildetsten Dialekte Polynesiens, sie enthält viele k und eine große Menge von Nasaltönen. Auf der südöstlichen Inselgruppe ist sie weniger hart, da hier an die Stelle des k das n tritt und das scharf aspirirte h durch ein f ersetzt wird. Selbst unter den Stämmen ein und derselben Insel herrscht bezüglich der Sprache Verschiedenheit.

Ueber die großen Feste, welche die Eingeborenen bei bestimmten Gelegenheiten feiern, hat Jouan in seinen Memoiren Mittheilungen gemacht.

Es ist nicht zu verwundern, daß in einem so warmen Klima die Bewohner zur Trägheit neigen und zwar um so mehr, als die Natur Alles thut, um ihnen die Sorge für ihren Unterhalt zu ersparen. Nur der Reiz des Vergnügens und zuweilen die Eigenliebe ist geeignet, diese schweigsamen Menschen aus ihrer Apathie aufzurütteln. Oft beschäftigt sich ein Stamm drei bis vier Jahre hindurch mit den Vorbereitungen zu einem Feste, welches aus Anlaß des Todes

Anthropophagen.

eines Häuptlings, oder der ersten Tättowirung eines Jünglings von hohem Range, oder der Einweihung irgend eines vollendeten Werkes, wie z. B. einer Piroge, eines Hauses, gefeiert werden soll.

Der alte Gebrauch, „den Kesselhaken aufzuhängen“, wird genau beobachtet und man begeht bei dieser Gelegenheit ein Fest, eine Koika, zu welchem die befreundeten Stämme geladen werden. Im Ofen gebratene Schweine, Bananen und Fische werden vorher zubereitet und am Vorabend mit großer Feierlichkeit und unter wildem Geheul auf den öffentlichen Platz gebracht. Der Tag des Festes selbst wird durch die Weisen des Stammes bestimmt, gewöhnlich fällt er in die Zeit, wo der Mond im ersten Viertel steht. Die Nacht hindurch schläft man wenig. Die kräftigen Männer verweilen, indem sie singen und Kava genießen, in den am Platze liegenden Hütten, während die anderen sowie die Frauen und Kinder ihre Anzüge herrichten. Die Kinder besonders spielen eine große Rolle bei der Koika. Tage, ja oft Monate vorher reibt man sie mit dem Safte gewisser Pflanzen ein, um ihre Haut zu bleichen, dann badet und wäscht man sie und hierauf kleidet man sie an. Einige werden in mehr als hundert Meter Tapa eingewickelt, während der Kopf mit einem Diadem von Turteltauben- oder Papageienfedern und darüber mit einer vollständigen Mütze von weißen Barthaaren geschmückt wird. Die Rückseite des Kopfes wird mit einem Stück Tapa in der Weise verhüllt, daß eine Art Cocarde in der Breite eines Meters entsteht.

Bei Tagesanbruch ertönen die Trommeln auf dem öffentlichen Platze und ihr Lärmen wird mit einem furchtbaren Geheul begleitet. Die Geladenen finden sich nun auf dem Platze ein, die Frauen setzen sich auf die Paepae (die Plattformen, auf denen die Hütten stehen), während die Männer einen Kreis bilden, um unter Trommelbegleitung die Thaten und die Bündnisse des Stammes zu besingen. Dabei schlagen sie die Hände an einander oder auf die Lenden, oft so heftig, daß Blutstropfen durch die Haut dringen. Diese Gesänge und Gesticulationen heißen das Ulaula. Der Gesang besteht in einer monotonen Recitation, zuweilen durch Geheul unterbrochen. Nimmt man dazu das wilde Aussehen der Betheiligten, von denen manche am Gürtel mit kleinen Stei-

nen gefüllte Menschenschädel tragen, sowie die schreckliche Musik, so ist es begreiflich, daß der civilisirte Zuschauer eine Gänsehaut bekommen kann, wie es den ersten Schiffern erging, welche die Insel besuchten.

In diesem Augenblicke langen die Kinder an, jedes von einem Manne getragen und begleitet von jungen Mädchen, welche in ihren Händen die Zipfel des Tapa-Gewandes halten, mit dem sie bekleidet sind. Neue Matten werden auf den Boden ausgebreitet und auf diese werden die armen Kleinen gesetzt, welche in ihrer dichten Umhüllung dicke Schweißtropfen vergießen und die Arme wie Castagnettenschläger ausstrecken, ein Vergleich, der um so mehr zutrifft, als an den Fingern kleine Büschel von Federn und weißen Barthaaren befestigt sind.

In einiger Entfernung, auf einer besonders dazu hergerichteten Erhöhung, haben sich die Musiker niedergelassen, meistens Greise, welche ohne irgend welchen Tact in ein aus einer großen Muschel gefertigtes Horn stoßen. An der Seite derselben befinden sich junge Leute, die Löwen des Festes, welche das Privilegium haben, die sie umgebenden Frauen zum Lachen zu bringen. Sie heißen Navenave, was sich durch das spanische Gracioso am besten übersetzen läßt. Ihre Bekleidung ist beinahe dieselbe wie die der Kinder und auch bei ihnen werden die Einreibungen mit Kokosöl nicht gespart. Zuweilen führen unbekleidete Frauen Tänze auf. Es macht einen widrigen Eindruck, häßliche, nur mit einem von der Magengegend bis unter den Nabel reichenden Gürtel aus Tapa bekleidete Matronen in der Weise tanzen zu sehen, daß sie mit geschlossenen Knien in regelmäßigen Zwischenräumen springen.

Nicht entzifferte Inschrift einer Insel des polynesischen Archipels.

Dieses ist der öffentliche Theil der Koika, dessen Anblick, wenn man das Erscheinen der verschiedenen Stämme unter dem schattigen Dache der gewaltigen Bäume, die impofante Tracht der Männer und die Eleganz der Frauen zusammenfaßt, viel Anziehendes hat, was nur durch das wilde Geschrei der Feiernden abgeschwächt wird. Alles geht so ernsthaft her, daß man kaum glauben sollte, die Betheiligten fänden Vergnügen an dem, was sie seit Monaten vorbereitet hatten.

Auf einer Seite des Platzes ist eine Art von Altar errichtet, welcher mit Laubwerk und rohgearbeiteten Statuen geschmückt ist, von denen die eine einen sitzenden Mann, die andere eine riesige Eidechse darstellt. An diesem Altare werden oft die Schädel der getödteten Feinde niedergelegt.

Nach einigen religiösen Ceremonien verkündet ein Herold den Versammelten, daß die Koika zu Ehren dieses oder jenen Stammes, dieses oder jenes Häuptlings abgehalten werde, welcher Schweine, Popoi u. s. w. besitze. Darauf findet die Vertheilung der Speisen unter die Geladenen statt, während diejenigen, welche das Fest geben, nicht essen und an demselben überhaupt nicht Theil zu nehmen scheinen. Die Gäste nehmen dasjenige, was sie nicht verzehren, mit nach Hause.

Nach dieser Vertheilung beginnen die Gesänge und das Heulen in verstärktem Maße aufs Neue und währen bis gegen 1 Uhr Nachmittags, um welche Zeit man, wie gewöhnlich, Siesta hält. Nach gepflogener Ruhe nimmt das Fest seinen weitern Verlauf und dauert so gewöhnlich drei Tage und drei Nächte hindurch. Der Kava und überhaupt die geistigen Getränke, wenn man sich deren verschaffen konnte, werden nicht geschont, so daß schließlich die Orgie eine vollständige wird.

Während der Dauer der Koika ist es nicht gestattet, gegen die Theilnehmer irgend einen Act der Feindseligkeit auszuführen. Geschähe solches dennoch, so würde der religiöse Zweck der Feier nicht erreicht werden. Zuweilen wird übrigens dieses Verbot nicht geachtet, wie im Jahre 1856, wo ein blutiger Krieg auf der Insel Ua-Uka die Folge war. Auf den Inseln, wo sich der abendländische Einfluß noch nicht geltend gemacht hat, sind mit der Koika in gewissen Fällen Menschenopfer verbunden, an deren Stelle auf Nuku-Hiwa die Opfer von Meerschildkröten, Hunden und Schweinen getreten sind.

Die Eingeborenen lieben, außer bei solchen Festen, weder Demonstrationen noch das Gespräch. Hat man sie mit „Kaoha!“ (Guten Tag) begrüßt und ist man gefragt worden, woher und wohin, so hat die Unterhaltung gewöhnlich ihr Ende erreicht. Anfangs sind sie wie alle Wilden mißtrauisch, dieses Mißtrauen aber schwindet zusehends, sobald sie diejenigen, von denen sie befucht werden, genauer kennen gelernt haben. Sie sind sehr gastfrei und sanft, aber — um diesen Ausdruck zu gebrauchen — negativ, und man darf bei ihnen nicht die Gefühle civilisirter Völker suchen. Liebe, Freundschaft, Sinn für Familienbande, kurz alle Regungen des Herzens und der Seele sind bei ihnen nicht zu finden. Der Tod des Vaters betrübt den Sohn durchaus nicht, die Mutter sieht gleichgültig ihr Kind sterben, welches vom Augenblicke der Geburt an fremden Händen überlassen bleibt. Nur physische Noth vermag die Einzelnen zu verbinden und zu gemeinsamem Handeln zu bewegen.

Kaum fühlt sich eine Frau guter Hoffnung, so beschäftigt sie sich auch schon mit der Frage, wer ihr Kind adoptiren soll. Selten nämlich werden die Kinder von den Eltern erzogen, wie denn überhaupt eine Familie nach abendländischen Begriffen nicht existirt. Es ist diese Sitte wahrscheinlich aus dem Bedürfnisse entsprungen, Verbindungen mit anderen Familien und anderen Stämmen zu schließen, um schwierige Streitigkeiten innerhalb der Verwandtschaft leichter beilegen zu können. Außer den Adoptionen neugeborener Kinder finden solche auch zwischen Leuten jeden Alters und jeden Geschlechtes statt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Kind sich Vater oder Großvater eines Greises nennt. Die Neffen werden als wirkliche oder adoptirte Kinder des Onkels oder der Tante angesehen. Die Bezeichnungen zwischen den Vettern sind dieselben wie zwischen den Brüdern. Der Mann nennt seine Schwägerin Vehine (Frau, Gattin) und zwar in Folge einer alten Sitte, welche ihm in Abwesenheit seiner eigenen Frau Rechte auf dieselbe einräumt.

Die Freundschaft wird dadurch gewichtiger und stärker, daß die Freunde ihre Namen austauschen. Der gewöhnliche Freund, Ehoa, hat nur ein Recht auf einfache Zuvorkommenheiten, während man demjenigen, mit welchem man den

Namen getauscht hat, dem Ikoa (auf den südwestlichen Inseln: Inoa), nichts abschlagen kann. Dieser Gebrauch dient dazu, um sich Protectionen, Bündnisse im Kriege, Schutz auf der Reise ꝛc. zu sichern.

Die Ehe beruht auf einem einfachen Uebereinkommen zwischen Mann und Frau und man trennt sich, wie man sich verbunden hat.

Die Geburt eines Kindes ist von keiner Ceremonie begleitet. Sobald das Neugeborene das Licht der Welt erblickt, wird es in kaltem Wasser gebadet, während man die Mutter eine Schale durch heiße Kieselsteine erwärmter Popoi essen läßt. Auch für das Kind bildet die Popoi fortan das einzige Nahrungsmittel, weshalb es schon sehr früh entwöhnt wird. An keinem Orte der Erde dürften die Kinder glücklicher sein als hier, da sie unbedingt treiben können, was sie wollen, weshalb man sie auch selten weinen hört.

Die Polygamie kommt wenig vor, nur einige Häuptlinge haben mehrere Frauen, während man sehr häufig Weiber findet, die mit zwei Männern in vollster Eintracht leben.

Man hat die Markesaner oft der Grausamkeit beschuldigt und manche Vorfälle schienen diesen Vorwurf zu rechtfertigen. Aber, betrachtet man die Umstände genauer, so muß man zugeben, daß sie in den meisten Fällen nur ein Wiedervergeltungsrecht übten. Wie viele Eingeborene z. B. wurden durch Walfischjäger gewaltsam entführt, deren Mannschaft nicht vollzählig war, wie oft wurden die Verträge muthwillig gebrochen, die von den Seefahrern mit ihnen geschlossen wurden!

In Taio-Hae, wo die Franzosen seit 1842 festen Fuß gefaßt haben, haben sich die Sitten der Eingeborenen bedeutend geändert, so daß sie die umgänglichsten und besten Menschen geworden sind. An den Orten freilich, wo die Schiffe nicht häufig verkehren, sind sie mißtrauischer und wilder geblieben, so daß man vor ihnen auf der Hut sein muß.

Auch die Menschenopfer und der Cannibalismus sind auf Nuku-Hiwa verschwunden, während sie auf den übrigen Inseln, wenn auch nur in vereinzelten Fällen, noch fortbestehen. Hier verzehrt man indeß die wenig zahlreichen Gefangenen und die erlegten Feinde auch nur mehr, um eine gewisse Bravour zu beweisen, als wie aus Liebhaberei. Dieses erklären die Eingeborenen selbst und viele derselben verwahren sich nachdrücklich gegen den Vorwurf, jemals an solchen Festen Theil genommen zu haben. Der böse Ruf, in den sie gerathen sind, beruht zum großen Theil auf den Verleumdungen, welche die Bewohner der einen Insel gegen die der andern schleudern.

G. Fritsch über die Ova-herero.

Seitdem wir unseren Lesern die letzte Probe aus Gustav Fritsch's classischem Werke über die Eingeborenen Südafrikas (Breslau 1872, Ferdinand Hirt) vorlegten, hat sich dasselbe bei der Pariser geographischen Ausstellung im verflossenen Sommer gerechte Anerkennung erworben und ist in der vierten — der ethnographischen — Abtheilung mit einem ersten Preise geehrt worden. Die Preisvertheiler als Ganzes haben Mancherlei prämiirt, wofür einzelne unter ihnen die Verantwortlichkeit ablehnen dürften — galt doch die Stimme der Türkei oder Portugals oder Norwegens genau so viel, wie die Deutschlands, Englands oder Rußlands! —, aber diese Belohnung ist eine wohlverdiente. Denn jenes Buch hat in ein Völkergewirre, das vordem vielfach mißverstanden wurde, Klarheit und Ordnung gebracht und zwar noch in der letzten Stunde, ehe der immer stärker werdende Strom europäischer Einwanderer die letzten Reste jener dem baldigen Untergange geweihten Volksstämme hinwegführen wird. In Wort und Bild hat Fritsch die verschiedenen Zweige des Kaffern- und des Hottentotenvolkes nach ihrer physischen Beschaffenheit, ihrem Außern und ihrer Lebensweise dargestellt, um dem Anthropologen der Jetztzeit oder späterer Epochen, wenn jene Völker schon zu den ausgestorbenen gehören, ihr Conterfei zu bewahren, welches weiter verwendbar ist zur Förderung der Erkenntniß über Entstehung und Entwickelung des menschlichen Geschlechtes überhaupt.

Den nordwestlichsten Zweig der großen südafrikanischen A-bantu-(oder Kaffern-)Familie bildet ein Volk, welches in der Capcolonie Vieh-Damara heißt, sich selbst aber Ova-herero, d. i. das fröhliche Volk, nennt. Durch Hinzufügung des Wortes „Vieh“ wird es von den Berg-Damara unterschieden, die ihm ursprünglich stammfremd waren. Diese letzteren nennen sich selbst mit dem Hottentotenwort Hau-koin (rechte Menschen) und sprechen auch einen dem Nama (Zweig der Hottentotensprache) zugehörigen Dialekt, waren aber nach Fritsch's Ansicht ursprünglich weder Hottentoten noch Herero.

Möglicherweise können die Berg-Damara überhaupt keinen Anspruch auf nationale Originalität erheben. Indem die Strömungen der südafrikanischen Stämme im Osten der Wüste Kalahari südwärts gingen, im Norden derselben westlich, vom Süden her durch die von den Europäern veranlaßte Stauung wieder nordwärts, so bildeten die Grenzdistricte des Kalahari, als Centrum dieses Völkerwirbels, eine Art Asyl für Flüchtlinge aller Arten von Stämmen, die nicht, wie die Buschmänner, in der Wüste selbst zu leben vermochten. Auch mit letzteren konnten Vermischungen nicht fehlen, und es entstand so jener eigenthümliche schwankende Habitus, wie ihn die Berg-Damara zeigen.

So ist Fritsch's Erklärung; andere Ansichten wie die Anderson's, welcher sie für die Ureinwohner des Landes hält, oder Josaphat Hahn's, der sie für Neger erklärt, scheinen geringere Beachtung zu verdienen.

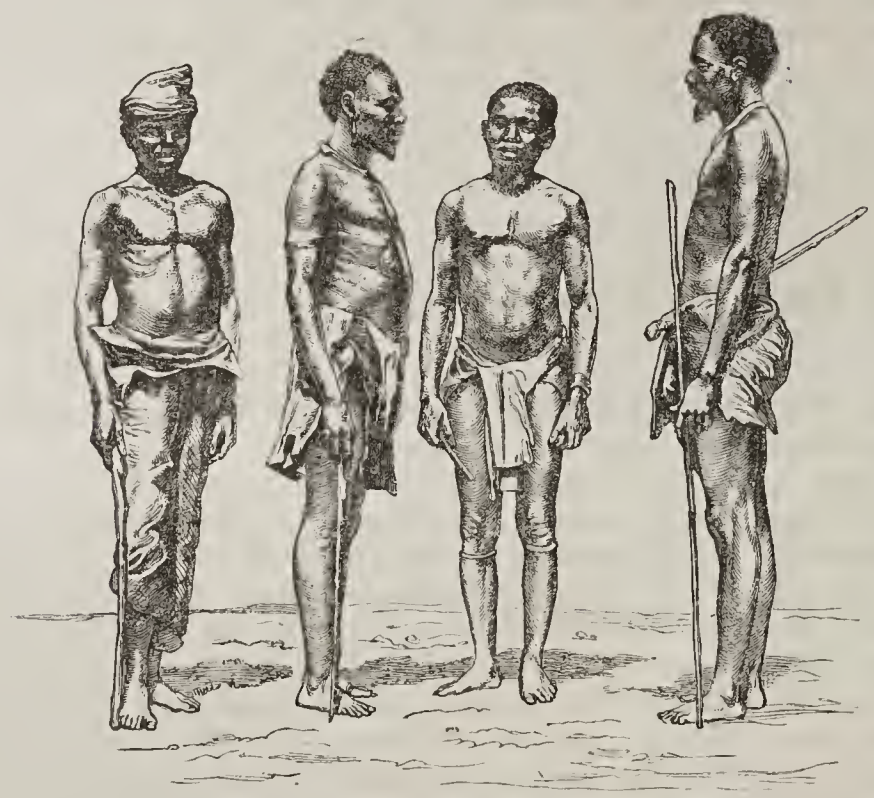
Unser Holzstich (S. 246) ist nach Fritsch gerade durch den Mangel eines bestimmten Charakters gekennzeichnet: es läßt sich darüber mehr Negatives als Positives sagen. Ebensowenig als es Ova-herero sind, können sie als Hottentoten oder Buschmänner angesehen werden. Stellt man dagegen farbiges Gesindel aus Gegenden zusammen, wo die Reste der genannten Racen der Bevölkerung beigemischt sind, also aus der Capcolonie oder den Boer-Freistaaten, so erhält man ganz ähnliche Bilder.

Die Berg-Damara sind ein Volk von sehr schwankender, meist unvortheilhafter Leibesgestalt, Durchschnittsgröße unter dem Mittel, von dunkler, ebenfalls sehr variirender, durch Schmutz entstellter Hautfarbe. Ihre Gesichtszüge ähneln bald diesem, bald jenem Stamme. Ihre einzige Beschäftigung scheint der Viehdiebstahl zu sein, den sie von ihren felsigen, unzugänglichen Schlupfwinkeln aus mit großem Erfolge betreiben.

Die echten Damara im Osten der Walfisch-Bay sind den eben geschilderten sehr unähnlich; von hohem Wuchse, dabei schlank und ebenmäßig, aber an Kraft mittelmäßig starken Europäern nicht gewachsen. Die Haare werden lang getragen und in ihrer Neigung, sich zu einzelnen verfilzten Strähnen zu ordnen, durch Hineinschmieren von Fett und Ockererde (wie bei den Somali, Galla und Bedja Nordafrikas) begünstigt, so daß sie um den Kopf einen dichten, frangenartigen Behang bilden.

Die Frauen sind kleiner, unbedeutender, meist von vollen, gerundeten, oft plumpen Formen. Die besser entwickelte Nase, die hohe Kopfform, die weniger massive Kieferpartie und die nur mäßig aufgeworfenen Lippen nähern die Herero dem kaukasischen Typus mehr an, als die meisten anderen Südafrikaner. Doch ist der ganze Gesichtsausdruck stumpf und indolent. Die dunkelen Augen sind von angenehmem Aussehen, die Backenknochen treten nur mäßig hervor, das Kinn ist markirt ohne auffallend zugespitzt zu sein, der Mund ist groß.

Nicht schlechter begabt, als die übrigen A-bantu, stehen sie doch allen an Thatkraft und Zuverlässigkeit nach, und das haben gerade die Männer am meisten erfahren, welche die größte Vorliebe für dies Volk hegten, wie Anderson, der es von der Tyrannei der Namaqua befreite, aber, in einem Kampfe mit denselben verwundet, hülflos von seinen Schützlingen liegen gelassen wurde, bis ihn sein Freund Green rettete, oder wie die beiden Hahn, welche lange als Missionäre unter den Herero lebten, aber schließlich doch an ihnen verzweifelten. Es ist nicht so sehr Bosheit, als ihre Neigung zur Fröhlichkeit, die sich schon in ihrem Namen ausspricht, und ihre Schlaffheit, welche sie treulos und unzuverlässig macht. Leicht beleidigt und aufgebracht, sind sie auch leicht versöhnt. Die Kindesliebe soll nach J. Hahn so entwickelt bei ihnen sein, daß sich Eltern beim Verluste ihrer Kinder selbst tödten, eine um so auffallendere Erscheinung, als der Selbstmord unter allen A-bantu zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Derselbe Autor schreibt ihnen besonderes mechanisches und Sprachtalent, aber wenig Ortssinn, eine solide und haushälterische Lebensweise, aber Hang zur Lüge und Sinnlichkeit zu. Eitelkeit rechnet er zwar nicht zu ihren



Berg-Damara.

Herero, Frau und Mann.

Fehlern, aber sie sind, ihrem Putze nach zu urtheilen, derselben doch eben so unterthan, wie alle ihre Stammesgenossen.

Die Männer tragen um die Lenden einen Fellschurz von unregelmäßiger Gestalt, welcher durch einen sonderbaren Gürtel gehalten wird. Derselbe besteht aus feinen, künstlich geflochtenen Riemchen von endloser Länge, die sich immer wieder durch einander schlingen, bis das Ganze einen dicken Wulst bildet. Nur bei schlechtem Wetter bedient sich der Herero eines Fellmantels zum Schutze des sonst nackten Oberkörpers. Um die bloßen Beine schlingt er unterhalb der Knie Schnüre, die mit langen Gehängen von Glaskorallen ꝛc. verziert sind. Der Hauptputz der Wohlhabenderen besteht jedoch in einer langen, vom Nacken her über den Rücken bis auf die Kniekehlen herabhängenden Schnur von Elfenbeinkugeln, deren Größe von der einer kleinen Nuß bis zu der eines mäßigen Billardballes allmälig wächst. Auch Schnüre mit kleinen eisernen oder kupfernen Kugeln dienen den Männern als Hals- und Oberarmbänder.

An der Frauentracht ist das Merkwürdigste die eigenthümliche, auf unserer Abbildung dargestellte nationale Haube, eine starke Lederkappe, vorn mit einem weichen, gewöhnlich aufgerollten Leder versehen, das dann als dicker Wulst über dem Gesicht liegt, während es aufgelöst wie ein Schleier herabhängt. Im Nacken hängt ein Geflecht von Lederstreifen, die mit Blechstückchen, Glaskorallen u. s. w. verziert sind, bis zur Taille herab, während zwei oder drei lange, steife Ohren, offenbar eine Nachahmung irgend welcher Thierart, senkrecht nach oben sich erheben. Die Reicheren tragen dazu ein Mieder, welches ganz aus aneinander gefügten Reihen runder, in der Mitte durchbohrter Stückchen von Straußeneierschalen besteht. Ein Fellschurz um die Lenden und ein lederner Karoß um die Schultern vollenden das Costüm der Herero-Frauen.

Die Bewaffnung der Herero weicht von derjenigen der übrigen A-bantu sehr ab und deutet auf ihre geringe Streitbarkeit. Bogen und (schwach) vergiftete) Pfeile, die die kriegerischen Zulu verachten, sowie den plumpen, oft ganz aus Eisen bestehenden Speer handhaben sie mit geringer Geschicklichkeit; besser schon die Wurfkeule. Schilde scheinen sie nicht zu führen. Ihre Geräthe beschränken sich auf Melkeimer und Schüsseln, einige rohe, irdene Töpfe, Kalabassen, hölzerne Löffel und als Wasserbehälter zurechtgemachte

Straußeneier. Den Taback rauchen sie aus der in Südafrika gewöhnlichen Wasserpfeife, die aus einem Antilopenhorn mit eingefügter kurzer Thonpfeife gefertigt ist. Ihre Hütten sind halbkugelförmig und bestehen aus einer Anzahl im Kreise eingepflanzter nach der Mitte heruntergebogener und zusammengebundener Stöcke, deren Zwischenräume mit Gestrüpp und daraufgeschmiertem Lehm oder Kuhmist ausgefüllt werden.

Viehzucht ist die wichtigste Beschäftigung dieses Volkes, gegen welche der Ackerbau sehr zurücktritt. An ihrem Vieh hängen sie mit schwärmerischer Liebe; ihr Gespräch und ihre Gedanken sind fast stets bei ihren lieben Ochsen. Wie es die Fürsorge für dieselben erheischt, so wechseln sie ihren Standort. Das Familienhaupt, welches einen freien Weideplatz zuerst besetzt, wird dadurch Herr über das Wasser, und Späterkommende bedürfen zur Niederlassung seiner Erlaubniß.

In der Familie ist Polygamie Sitte, wenn auch viele armen Männer sich mit einer Frau begnügen. Daneben findet sich aber auch Polyandrie, „Omapanga“ genannt, was eine Art der Verbrüderung desselben Geschlechtes bezeichnet. Sind Männer in diesem Verhältnisse zu einander, so haben sie ihre Frauen gemeinsam; handelt es sich um Weiber, so bedeutet Omapanga, daß sie gewohnheitsgemäß und mit Wissen und Willen ihrer Eltern Unzucht mit einander treiben.

Das Schwankende und Indolente im Charakter der Herero ist der Grund, daß sie nicht, wie die Kosa und Zulu, ein gemeinsames Oberhaupt haben. Ihre Häuptlinge haben meist nur eine kleine Schaar unter sich, deren Unterthänigkeit noch dazu eine sehr mißliche ist. Gewinnt ein anderer Häuptling an Ansehen, so strömen diesem die Leute in Menge zu. Darum auch das geringe Hinneigen der Machthaber zum Despotismus. Alle Strafen, die das Herkommen vorschreibt, treffen nur das Vermögen des Schuldigen: selbst Hexerei wird nicht mit dem Tode bestraft. Aber bei ihrer geringen Machtfülle halten die Häuptlinge sehr auf Würde und äußere Etikette, wie sich dies z. B. in den Ceremonien beim Empfange von Fremden zeigt, welche geduldig außerhalb der Umzäunung des Ortes zu warten haben, bis ihre Anwesenheit gemeldet und vom Häuptling die Erlaubniß zum Eintritt ertheilt ist. Er empfängt dann den Besuch feierlich in seiner Hütte und reicht ihm zur Bewillkommnung eine Schüssel mit saurer Milch, von welcher der Gast trotz der Kruste von Schmutz auf derselben tapfer zulangen muß.

Die einzelnen Familien, „Eyanda“, d. i. Herkunft, genannt, sind durch ceremonielle Aeußerlichkeiten kastenartig von einander geschieden. Dieselben bezeichnen sich als „die Verwandten der Sonne“, des „Regens“, des „Baumes“ ꝛc. und haben besondere ihnen heilige Pflanzen als Embleme. Die Eyanda erbt von der Mutter auf die Kinder. Jene Aeußerlichkeiten bestehen z. B. in dem Verbot, dieses oder jenes Thier zu essen, in bestimmten Verhaltungsmaßregeln bei Naturerscheinungen, in der Verehrung gewisser, irgendwie ausgezeichneter Stücken Vieh u. s. w., und scheinen dazu zu dienen, das Andenken an die Zusammengehörigkeit aufrecht zu erhalten.

Die Herero verehren die Ahnen, unter denen zuweilen einer besondere Achtung genießt, und glauben, daß dieselben, Mo-kuru geheißen, ihnen schaden oder nützen könnten. Um sie sich günstig zu stimmen, bringt der Familienvater resp. der Häuptling ihnen Opfer, wobei amuletgeschmückte Stöckchen von dem der betreffenden Eyanda heiligen Baume die Ahnen repräsentiren. Doch ist dies nur ein sinnlicher Anhalt, um die Gedanken auf die unsichtbaren Mo-kuru zu richten, kein Fetisch- oder Götzendienst.

Eine große Bedeutung besitzen, weil die Erzeugung des Feuers durch Reiben trockener Hölzer überaus mühsam ist, die Feuerstellen und namentlich die vor der Hütte des Häuptlings. Die Pflege der letzteren ist der Tochter desselben anvertraut; ihr Erlöschen würde als ein großes Unglück betrachtet werden. Wechselt man den Wohnplatz, so hat die Häuptlingstochter das Feuer nach der neuen Stelle überzuführen; und der Vater giebt dem Sohne, welcher sich eine eigene Familie gründet, ebenfalls von dem Feuer seiner Hütte einen Brand für die neue Herdstelle mit.

Was sonst von ihrer Verehrung eines Baumes, den sie „Urvater“ nennen, von ihrem Glauben an Geistererscheinungen in Thiergestalt, an Hexerei und Amulete u. s. w. berichtet wird, zeigt, daß hier wie bei den anderen Stämmen die religiösen Anschauungen nirgends consequent durchdacht sind, sondern daß äußere abergläubische Gebräuche den eigentlichen Kern ihrer sogenannten Religion bilden.

Es würde hier zu weit führen, die große Menge von Einzelheiten über ihre Sitten und Gebräuche bei der Geburt, dem Mannbarwerden, der Verheirathung und dem Tode, welche Fritsch gesammelt hat und in objectivster Weise beleuchtet und erklärt, mitzutheilen. Wir können nur unsere Leser, welche sich hierfür interessiren, immer wieder von Neuem bitten, das Originalwerk zur Hand zu nehmen, das nicht minder anziehend und belehrend ist, wie die rühmlichst bekannten Schriften von Heuglin, Schweinfurth, Rohlfs oder Mohr.

Eine Expedition gegen die Branntweinhändler im amerikanischen Nordwesten.

r. a. Der Regierung von Canada ist kürzlich ein Bericht übergeben worden, welcher den einfachen Titel Expedition of the north-west mounted police trägt. Es handelt sich um einen kleinen Kriegszug, den der Oberstlieutenant French zur Ausrottung der Whiskyhändler unternahm, die unter den Indianern im „großen einsamen Lande“ sich niedergelassen hatten, dort zum Untergange der Rothhäute das Ihrige beitrugen, Schändlichkeiten aller Art vollführten und geschützt durch die weite Entfernung von Gesetz und Recht ein völlig unabhängiges Dasein führten. Die canadische Regierung, welcher Lord Dufferin — bekannt durch seine Nordpolarreise in der Yacht Foam *) — vorsteht, hat durch die Entsendung dieser Expedition in preiswürdiger Weise den Anfang damit gemacht, Ruhe und Ordnung in einem Landstriche herzustellen, dem alle Schrecken des Indianerkrieges drohten. Die Sache, um die es sich handelt, ist folgende.

Im Jahre 1873 wurde eine beträchtliche Anzahl friedli-

*) Briefe aus hohen Breitegraden. Bericht über eine Reise nach Island, Jan Mayen und Spitzbergen. Braunschweig. Friedrich Vieweg und Sohn. 1860.

cher Assiniboine-Indianer von amerikanischen Schnapshändlern ermordet. Sie hatten ihr verheerendes Gift, den Landesgesetzen zuwider, schon längere Zeit, unerreicht vom Arme der Gerechtigkeit, an die Rothhäute verkauft, sich zu Herren des Landes aufgeworfen und am Bow- und Belly-River befestigte Stationen angelegt, von denen aus sie die Assiniboines und die Schwarzfuß-Indianer brandschatzten. Völlerei, Unordnung, Mord, Todtschlag waren die Folgen der Branntweinvertheilung, hier wie überall in Nordamerika. Da beschloß die canadische Regierung, diesen Dingen ein Ende zu machen und betraute den Oberstlieutenant French mit der Ausrüstung einer Expedition, die aus völlig militärisch disciplinirten berittenen Polizisten bestand. Sowohl in Toronto als im Fort Garry (Manitoba) wurde die Truppe eingeübt und dann vom Winipegsee aus gegen Westen vorgeschoben. Die Truppe, dreihundert Mann stark, war mit zwei leichten Kanonen versehen und führte einen bedeutenden, karawanenartigen Train mit, der aus Ochsenwagen, Schlachtvieh, landwirthschaftlichen Geräthen, Mähemaschinen ꝛc. bestand, da ein Theil der Mannschaften dauernd angesiedelt werden sollte und daher mit Allem versehen sein mußte, was zur Gründung einer Niederlassung im fernen Westen gehörte. Auf dem Marsche nahm der Train oft eine Länge von 3 bis 4 englischen Meilen ein.

Der erste Theil des gegen Westen, auf die Felsengebirge zu, gerichteten Marsches führte über bekanntes, von der englisch-amerikanischen Grenzcommission aufgenommenes Terrain mit reichlichem Graswuchs, in dem es an Nahrung für das Vieh nicht fehlte. Bei La Roche Percé am obern Laufe des Souris- oder Mouse-River (bekannt durch Palliser's Reise 1857) wandten sie sich nördlich in wenig bekanntes Gebiet, wo oft die Nahrung für die Zugthiere fehlte, furchtbare Gewitter die Märsche unterbrachen und auf weite Strecken erst Wege für die Karawanen gebahnt werden mußten. Zuweilen erschienen Indianer und Mischlinge im Lager, um von der großen Macht der bewaffneten Branntweinhändler und der Stärke ihrer Forts zu berichten. Man marschirte den ganzen Juli und August und traf am 11. September am Zusammenfluß des Bow- und des Belly-River ein. Beide Ströme entspringen am Felsengebirge, vereinigen sich bei 112° westl. L. v. Gr. und bilden den Süd-Saskatschewan. Drei verlassene Blockhäuser deuteten darauf hin, daß hier die Schnapshändler ihr Quartier aufgeschlagen hatten; sie selbst waren verschwunden und nur die leeren Whiskyfässer deuteten ihre schändliche Thätigkeit an.

Die Jahreszeit war jetzt schon weit vorgerückt; im verflossenen Jahre war hier bereits am 20. September Schnee gefallen und eine Entfernung von fast 1000 englischen Meilen trennte die Expedition von den Niederlassungen am Red-River. Kleine Abtheilungen wurden ausgesandt, um den obern Lauf der beiden Flüsse zu erforschen, um Büffel zu jagen, die nun in colossalen Herden von vielen Tausenden südwärts wanderten, und um eine Verbindung mit Fort Benton in Montana am Missouri zu eröffnen. Vom letztern Orte bezog man Vorräthe, die in dem neu errichteten Fort an der Vereinigung des Bow- und des Belly-River aufgestapelt wurden. Eine Abtheilung der Expedition unter Lieutenant Macleod blieb hier zurück, um die Wiederaufnahme des Branntweinhandels zu verhindern, während das Gros am 22. September sich zur Heimkehr anschickte.

Bereits lag auf den Bergen der Schnee und um den Weg abzukürzen war es nothwendig, eine weite Strecke zu durchwandern, wo wenig Futter zu finden war und Präriefeuer ihren verheerenden Einfluß geltend gemacht hatten. Gleich nach dem Aufbruch hatte die Expedition den imposanten Anblick einer südwärts wandernden Büffelherde von 70,000 bis 80,000 Stück; dann aber schien alles Leben zu erstarren und das „große einsame Land“ mit allen seinen Winterschrecken trat vor den Heimziehenden auf. Die Kälte wurde im November so streng, daß es schwer wurde, vorwärts zu kommen und das Vieh am Leben zu erhalten. Im November noch wurde Manitoba wieder erreicht.

Was die zurückgebliebene Abtheilung unter Lieutenant Macleod betrifft, so erbaute dieselbe ein Fort und eröffnete friedliche Beziehungen zu den Schwarzfuß-Indianern, fing eine Anzahl der entflohenen Schnapshändler ein und stellte Ruhe, Ordnung und Vertrauen in einem District her, wo bislang Trunkenheit, Mord und Raub an der Tagesordnung waren. Die Indianerhäuptlinge selbst zeigten sich ungemein dankbar für den Wechsel der Dinge; sie konnten nicht genug Schaudergeschichten von den Branntweinhändlern erzählen, die ihnen ihre Pferde und Weiber genommen und die jungen Leute zum Trunk verführt hatten. „Früher,“ so drückte sich ein Häuptling aus, „kroch der rothe Mann auf der Erde, jetzt kann er wieder frei und aufrecht gehen.“ Macleod schildert diese Indianer als friedfertig, intelligent und der Ansiedelung von Weißen in ihrem Gebiete nicht abgeneigt.

Dieser Zug weit gegen Westen durch die Wildniß zu dem ausgesprochenen Zweck, Ruhe und Ordnung in einem verlassenen Gebiete herzustellen, geschickt und mit Erfolg durchgeführt, ist ein Beweis dafür, was mit gutem Willen erreicht werden kann, ein vollständiger Gegensatz zu dem in den Vereinigten Staaten eingeführten Verfahren, wo die Indianerkriege erst beendigt sein werden, wenn die Rothhäute gänzlich verschwunden sind. Auf den bisher erreichten Resultaten fußend beginnt die canadische Regierung mit der Besiedelung des Westens und der Anlage zahlreicher neuer Forts. In Fort Pelly (am Assiniboine) ist ein Gouverneur für den Westen ernannt worden; die Expeditionen eines Palliser, Milton, Cheadle und Burton beginnen Früchte zu tragen, und wie jetzt Manitoba am Red-River organisirt ist, so werden auch die fruchtbaren, noch wüst liegenden Landschaften am Saskatschewan einer gedeihlichen Zukunft entgegengehen, zumal wenn sie erst von der nördlichen Bahn durchschnitten werden, die dereinst vom Fort Garry nach Britisch-Columbia führen soll.

Die englischen Himalaya-Besitzungen.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

2. Dardschiling oder Britisch-Sikkim.

Der 16. District der Präsidentschaft Bengalen ist aus Gebietstheilen des nördlich anstoßenden Gebirgsstaates Sikkim gebildet. 1817 übernahm die Ostindische Compagnie das Protectorat über Sikkim, um zu verhindern, daß es von Nepal sich angeeignet würde; am 1. Februar 1835 überließ der Radscha den Engländern in den Umgebungen des Haupt-

ortes Dardschiling ein mit der Spitze gegen Bengalen gerichtetes dreieckiges Stück Landes von rund 1200 Quadratkilometer zur Anlage einer Gesundheitsstation, und diese bewilligten dem Fürsten dafür eine Jahresrente anfangs von 6000, dann von 12,000 Mark. Dadurch, daß die ostindische Regierung die Sklaverei abschaffte und den Sklavenhandel verbot, welcher in allen Nachbarländern noch heute fleißige Bürger plötzlich der Gefangenschaft aussetzt, zogen sich massenhaft Ansiedler in das neuerworbene Gebiet; bei der Uebernahme des Landes zählte es kaum 100, 1849 bereits über 40,000 Einwohner, während jetzt mehr als das Doppelte auf derselben Fläche wohnen. Der Aufschwung, den die neue Colonie nahm, erregte die Eifersucht des frühern Fürsten und seiner Räthe; die Auswanderung wurde beschränkt und Colonisten auf englischem Gebiete gewaltsam entführt. Vertragsmäßig sollte Sikkim die Geraubten nicht bloß herausgeben, sondern auch die Thäter bestrafen; die Hinweisung auf diese Bestimmung beantwortete der Radscha mit dem Vorschlag, die gemachten Sklaven gegen indische Unterthanen auszutauschen, und er glaubte 1849 diese Forderung endlich dadurch erreichen zu können, daß er den bekannten englischen Naturforscher Hooker mit seiner Begleitung trotz der vorhergegangenen Zusicherung freien Geleites festnahm und nur gegen Bewilligung seiner alten und einiger neuen Forderungen freigeben wollte. Die Herausgabe wurde durch eine militärische Expedition erzwungen, die Jahresrente eingezogen und das englische Gebiet im Westen erweitert, so daß es von nun an nicht mehr nur mit einer Spitze, sondern breit mit dem Tieflande zusammenhängt. Eine größere Machtentfaltung wurde zehn Jahre später nöthig, um die Bewohner Sikkims endlich von Einfällen und vom Wegführen englischer Unterthanen abzubringen. An der Spitze von 2600 Mann drang Oberst Gawler bis zur Hauptstadt Tumlong vor, legte die Wälle nieder, und der Radscha sah sich am 28. März 1861 zu einem aus 23 Artikeln bestehenden Handels- und Allianzvertrag genöthigt, welcher auch eine neue Grenzregulirung vornahm; seither wurde die Ruhe nicht mehr gestört.

Entsprechend der Bodengestaltung und den Unterschieden in Klima, Producten und Bevölkerung ist der District in zwei Polizeibezirke (Thana) eingetheilt: die Tarai oder die sumpfige Niederung am Fuße des Gebirges und das Gebirgsland (Hill territory). Folgende Ziffern ergab der Census von 1872: Areal: 3194 Quadratkilometer (55,8 Quadratmeilen), und zwar Hill Territory 2485 Quadratkilometer, Tarai 709. Zahl der Häuser: 7753 bezw. 11,111; Einwohnerzahl: 46,727 bezw. 47,985, zusammen 94,712; der Religion nach treffen auf 100 Einwohner im Hill Territory 63,3 Hindus, 2,2 Mohammedaner, 2,9 Buddhisten, 1,2 Christen, 31,4 Bhuten, d. i. Geisterverehrer (Aboriginer), während in der Tarai 84,8 Hindus, 10,9 Mohammedaner und 4,3 Aboriginer gezählt wurden.

Das Gebirgsland wird von einer Masse von Gebirgszügen ausgefüllt, die sich von den hohen Schneebergen in der südlichen Hauptkette des Himalaya, insbesondere dem mächtigen Gebirgsstock des 8579 Meter hohen Kantschintschinga, herabziehen; diese Gebirgszüge erreichen auf britischem Gebiete noch Höhen von 3000 bis 3750 Meter und sind bis zur Höhe von 3500 Meter noch mit Wald bekleidet. Nackte Abhänge sind selten, obgleich sie meist steil sind; flache Thäler und größere Ebenen fehlen. Ausläufer gehen abwechselnd von jeder Kette ab; die Nebenzweige von der Ostseite eines Höhenzuges kreuzen sich an ihren Enden mit denen von der Westseite eines andern, und so entstehen querlaufende Thäler, die hinsichtlich ihrer Lage, Temperatur und Feuchtigkeit viele Verschiedenheiten darbieten. Hauptfluß ist die Tista; ihre nördlichen Quellflüsse sind die Gletscherbäche vom 5667 Meter hohen Gebirgsstock Bhomtso; in Sikkim vereinigen sich mit ihr in größeren oder kleineren Winkeln zahlreiche zwischen den Ausläufern des Gebirges entspringende wasserreiche Bergströme, die sich ihr Bett tief eingeschnitten haben.

Das Klima wird vor Allem durch den warmen dunstgeschwängerten südlichen Luftstrom bestimmt, der andauernd von Mai bis October weht und in den übrigen Monaten als Strömung der feuchten Atmosphäre vorherrscht. Dieser „Seewind“ legt die Hauptmasse seiner Feuchtigkeit auf dem Rücken der Sintschalkette nieder, welche im Süden der Station Dardschiling bis zur Höhe von 2620 Meter aufsteigt; er hat von hier an nördlich 120 bis 160 Kilometer Alpen zu bestreichen, ehe er die ganze Waldfläche befeuchtet hat, die sich bis Tibet hinzieht, und der Wind wird deswegen um so trockener, je näher er dem Hauptkamme des Himalaya kommt. Von großer Bedeutung für das Klima ist sodann die Dauer und Kraft der Bodenausstrahlung. Wegen der ständigen Bewölkung des Himmels und der starken vom Boden aufsteigenden Nebel, wodurch bei der schlangenförmigen Gestalt der Flußbetten niedere Luftströmungen den ganzen Tag von den Haupt- und Seitenthälern heraufsteigen, ist die Sonne in der Regenzeit selten sichtbar; im Sommer sind sternenhelle Nächte fast unbekannt und nur im December und Januar die Regel. Unter diesen Einflüssen ist die mittlere Jahrestemperatur niedriger als in gleichen Höhen der westlichen Himalaya-Provinzen; sie beträgt in der Station Dardschiling (2184 Meter über dem Meere) 12,4° C. (= Meran, nach Anderen 13,1° C.) und die durchschnittliche Regenmenge 328 Centimeter im Jahre; Schnee bleibt im Winter nirgends liegen.

Der District ist nach den gründlichen geologischen Aufnahmen der letzten Jahre geradezu arm an werthvollen Mineralien. Die vorkommende Steinkohle ist sehr schlecht, der Graphit arm an Kohlentheilen; einige Eisenschmelzen sind bei Sikhbar; Kupfergänge wurden an mehr als einem Dutzend von Oertlichkeiten aufgefunden, aber die Lager sind wenig mächtig und bringen der Regierung jährlich nur 700 Mark an Pacht; lohnender versprechen die Kalkgruben zu werden; an Baumaterial liefert dagegen der District nur Sandsteine von zweifelhafter Dauerhaftigkeit. Dafür wurde der District gelungene Versuchsstation für die Anpflanzung von Thee, der Teak- und Chinchonabäume, der Ipecacuana, Brechwurzel, und anderer wichtiger Gewächse, die bisher im Himalaya noch keinen Standort hatten.

Die Humusschicht, aus Sand und Schiefer gemischt, ist meist locker und körnig und wechselt zwischen 15 bis 45 Centimeter Tiefe; sie ist überaus ertragreich und leicht zu bearbeiten. Die Eingeborenen bauten nur Cerealien; Reis reift noch bei 1200 Meter, Kartoffeln (von den Engländern eingeführt) bei 2000 Meter, für Weizen scheinen 1675 Meter die oberste Grenze zu bilden. Die Eingeborenen führten ein Nomadenleben, nahmen zwei oder vier Ernten von einer durch Abbrennen gerodeten Stelle, dann wandten sie sich anderen Stellen zu und überließen das Feld wieder der natürlichen Bestockung mit Gestrüppe. Die ersten Ansiedler beschränkten sich darauf, die Umgebungen von Dardschiling mit Villen nach englischem Muster zu bedecken; seit aber 1841 der erste Theestrauch gepflanzt und 1846 das erste Pfund Thee in den Handel gebracht ist, änderte sich das Aussehen des Landes. Jetzt wird jedem den Anbau lohnenden Fleckchen Land nachgespürt und seine Rodung vollzogen. Das Eigenthum an Grund und Boden steht nach indischem Rechte der Krone zu; anfangs wurde den Colonisten Land gegen Erbzins überlassen, dessen Höhe mit jedem Bewerber verein-

bart wurde; unterm 7. Mai 1859 wurde öffentliche Versteigerung gegen Erbzins vorgeschrieben, und nur vorübergehend wurde zum alten System übergegangen. Anfangs fehlte es beim Güterverkauf an Vorsicht hinsichtlich der Feststellung der Grenzen; wiederholt wurde als ödes Land verkauft, was nur zeitweise brach lag und bereits seinen Herrn gefunden hatte; 1860 war dies die Folge vieler Processe und einer berechtigten, jetzt beseitigten Unzufriedenheit unter den Eingeborenen. Der Auswurfpreis für 1 Hectare ist zu 25 Mark festgesetzt, wird aber für bessere Lagen in den Auctionen bedeutend überschritten; die Rodung kostet 400 Mark und die ganze Ausgabe einer Theeanlage, bis sie eine Ernte abwirft, wird per Hectare zu 1500 Mark veranschlagt. Höhen von 600 bis 1800 Meter sagen der Theestaude am meisten zu; sie gedeiht aber noch bei 2100 Meter. Eine Hectare trägt im Mittel 6250 Theestauden — die Zwischenräume wechseln von 1,2 bis 1,5 Meter —, im vierten Jahre ist die Staude ertragsfähig. Der Ertrag hat sich unter besseren Bewirthschaftungsarten von 137 (1869) auf 242 (1872) Kilo vom Hectar gesteigert. Die Theecultur erfordert viele Arbeiter, die Ernte wird auch nicht auf einmal, sondern in durchschnittlich 20maligem Abpflücken der Blätter erhalten. 1872 waren bei den Culturen beschäftigt 43 Europäer, 9493 Eingeborene (größtentheils Murmi und Nepalesen), darunter 202 als Aufseher. Der Arbeitslohn ist bedeutend höher als für gewöhnliche Tagearbeit und wechselt nach den Fertigkeiten des Arbeiters zwischen 10 bis 16 Mark im Monat. Ueberaus hoch sind die Gehalte der europäischen Geschäftsführer; hatten ältere Ausweise Gehalte von 400 bis 800 Mark im Monat angegeben, so rechtfertigt der Gouverneur von Bengalen den Antrag, die Beamtenbesoldungen aufzubessern mit dem Hinweis, „daß der Leiter einer Actientheepflanzung im gesunden und angenehmen Klima von Dardschiling besser bezahlt ist als die Districtsbeamten, die über Millionen von Menschen gebieten“ und 2332 Mark im Monat beziehen. 1860 waren 3765 Hectaren zu Theepflanzungen erworben und rund 2100 angebaut; 1872 waren 22,000 Hectaren hierzu verkauft und 7978 angelegt; das Erträgniß an Thee war damals 23,500, 1872 1,2 Millionen Kilo Thee; in der letzten Saison (1874) aber schon 1,8 Millionen Kilo. Die bestehenden Actiengesellschaften — meist aus Beamten und Pensionisten zusammengesetzt — erzielen Dividenden bis zu 8 Procent, ihre Actien werden an der Calcutta-Börse mit schönen Prämien gehandelt. Die Trockenvorrichtungen und die Bearbeitung der Ernte sind noch nicht vollkommen; die Pflanzer sind aber eifrig in Verbesserungen und Annäherung ihrer Waare an das beste chinesische Fabrikat.

Die Kaffeeculturen mußten aufgelassen werden; hierfür ist das südliche Indien der richtige Standort. Im Versuchsstadium befindet sich noch die Ipecacuana-Pflanzung bei Dardschiling, dagegen haben die Versuche mit Chinchonabäumen die Probe bestanden; Ende 1874 waren $3^1/_4$ Millionen dieser Bäume, meist von der das rothe Chinin gebenden Succirubraspecies *), gepflanzt und geben schon so viel Ertrag wie Abfälle, daß es möglich wurde, den Eingeborenen dieses wichtige Arzneimittel zu Spottpreisen abzulassen. Die Waldungen, die 81,000 Hectaren bedecken, sind mit Erfolg um Teakbäume und europäische Nadelholzarten bereichert worden.

Die Bevölkerung scheidet sich nach dem Census von 1872 in 419 Europäer, 1 Amerikaner, 136 eingeborene Christen, 25,781 Nepalesen; den höheren Hindukasten gehören 10,028 an (1002 Brahmanen, 8972 Radschputen), landwirthschaftliche Arbeiter und Diener giebt es 11,570, Handwerker und Handelsleute 5129, Mohammedaner 6248, halbhinduisirte Aboriginer 24,829, Aboriginer 14,088. Unter den Aborigінerstämmen sind ethnographisch am interessantesten die Leptschas (3952); sie sind Sikkim eigenthümlich und werden von allen Forschern wie nach ihrer eigenen Tradition als die ersten Bewohner und einstigen Herren des Landes betrachtet. Ihr Aeußeres *), ihre Sprache und Sitten weisen auf tibetischen Ursprung hin. Sie sind klein, aber gedrungen von Wuchs: 1,42 Meter ist der Durchschnitt der Größe. Das Gesicht ist flach, die Stirn niedrig, Nasensattel wie bei Tibetern flach und tief, so daß er im Profil über die Wölbung des Auges sehr wenig hervortritt. Große Sorgfalt verwenden sie auf ihr üppiges Haar, Männer und Frauen flechten es; von Charakter sind sie sehr gutmüthig und wahrheitsliebend, als Getränk lieben sie einen aus Hirse bereiteten berauschenden Trank. Ueberaus gewandt sind sie in Führung des Kugdi (Kug-gri), dem Worte und der Sache nach ein gekrümmtes Messer in der Form eines kurzen Säbels, mit welchem sie die dicksten Bambusrohre abhauen und aus ihnen in unglaublich kurzer Zeit eine wohnbare Hütte herstellen.

Die einzigen Dörfer im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind außer dem Hauptorte Dardschiling die Hüttenreihen für die Arbeiter in den verschiedenen Theepflanzungen, einige Handelsorte im südlichen Theile des Districtes, wie Kharsiang (Kurseong, 1477 Meter über dem Meere), wo zur Zeit noch der Telegraph endet, und einige berühmte Tempelorte im Norden, darunter insbesondere Pemiongtschi (1996 Meter hoch), einst der Sitz der Sikkimregierung, jetzt das größte buddhistische Kloster im Bezirke. Im Uebrigen wohnt die Bevölkerung neben ihren Ackergründen in weit aus einander liegenden Holz- und Bambushütten, die wie die wenigen Dörfer der schädlichen Dünste wegen über, nicht in den Thälern, auf den Anhöhen stehen. Dardschiling (der Name ist tibetanisch und bedeutet „weit verbreitetes Meditationseiland“) liegt auf dem Nordrücken des Sintschalseitenkammes der Hauptkette; sein Weichbild umfaßt fünf Quadratkilometer und der Ort erinnert in seiner Anlage am meisten an Obermais oberhalb Meran: die Häuser liegen zerstreut zwischen Gärten und sind entstanden, wo gerade Aussicht, eine Quelle oder hübsche Felsen- und Baumgruppen die Anlage begünstigten. Zusammenhängendere Häuserreihen finden sich nur im Mittelpunkte in den Umgebungen der Kirche und des Amtsgebäudes des obersten Civilbeamten. Der Höhenunterschied zwischen dem niedersten und höchsten Haus (dem Observatorium in 2183 Meter Höhe) beträgt rund 100 Meter. Der Ort (Station genannt) liegt, den Krümmungen des Weges nach gemessen, 78 Kilometer vom Fuße des Himalaya entfernt und ist Sitz der obersten Civilverwaltung des Bezirks und ihrer Organe, Garnison für eine Bergbatterie, ein Detachement europäischer Infanterie und Reconvalescentendepot für erkrankte Krieger, deren durchschnittlich 150 untergebracht sind, endlich Sitz einer sehr thätigen evangelischen Mission. Als Gesundheitsstation wird der Ort noch eine größere Bedeutung erlangen als bisher, denn nach neueren statistischen Erhebungen weist Dardschiling unter den zahlreichen Gesundheitsstationen Ostindiens die geringste Sterblichkeit auf — nur 2,4 Procent im Ganzen und 12 Procent der Spitalkranken —; catarrhalische Entzündungen sowie Cholera, welche 1875 im mittleren Himalaya in Simla so viele Opfer forderten, sind hier noch nie aufgetreten. Zur Unterbringung der Reconvalescenten sind

*) Siehe eine Abbildung dieser Pflanze in Bd. XXV dieser Zeitschrift, S. 242.

*) Vergl. die Abbildung eines Leptscha aus Sikkim in Band XXV, S. 244.

in 2150 Meter Höhe fünf große Gebäude aufgeführt, deren jedes 250 Mann faßt, dann ein Familienhaus für Soldatenfrauen und Kinder sowie ein wohleingerichtetes Krankenhaus. Die ortsanwesende Bevölkerung beträgt durchschnittlich 3157 Personen; ihre Zahl steigt aber im Sommer um viele Hunderte und in dieser Zeit entwickelt sich ein Badeleben in europäischem Sinne, belebt durch Festlichkeiten und Einladungen zu Ehren der anwesenden hohen Würdenträger. Die dort erscheinende Zeitung, „Darjiling News", erhebt sich dann über die Bedeutung eines Localblattes. Gasthöfe und Pensionen sind zahlreich; schon seit 1863 fehlt es auch nicht an einem Fremdenführer, verfaßt von Hauptmann Hathorn; über so hohe Preise, wie wir sie in Simla kennen lernen, wird noch nicht geklagt. Die Besucher sind meist europäische Beamte und Kaufleute aus Bengalen, insbesondere Calcutta und den Gangesstädten.

Gegenwärtig beansprucht die Reise nach Dardschiling von Calcutta 3 bis 4 Tage. Man fährt auf der Calcutta-Eisenbahn bis zur Station Sahibgandsch am Ganges und setzt nach Karagola über diesen mächtigen Fluß auf großen Fähren. Hier beginnt die „Ganges- und Dardschiling-Weg" genannte Kunststraße; mit Ausnahme des Mahanaddi sind sämmtliche Flußübergänge überbrückt; der alte Reitweg ist in der Ebene für Wagen, im Gebirge für Karren fahrbar hergestellt, wird hier aber bei dem starken atmosphärischen Niederschlage ungeachtet zahlreicher Brustwehren durch Erdrutsche oft beschädigt und zeitweise ungangbar gemacht. Verschieden von den Alpen zieht der Weg nicht in den Thälern empor, sondern kreuzt die Ausläufer des Gebirgskammes, so daß die Reise stets bergauf bergab geht; es geschieht dies weniger der vielen Flußwindungen wegen als der ungesunden Ausdünstungen von den Thalsohlen. Eine andere viel kürzere Richtung wird dem Verkehr gegeben, wenn die Bengal-Nord-Bahn vollendet ist, welche von Calcutta gerade nördlich zieht und über Bogra, Rangpur, Dschalpaiguri bis Titalja am Fuße des Himalaya fortgesetzt wird; dann wird Dardschiling von Calcutta in zwei Tagen erreicht werden können. Während der Hungersnoth in Behar sind die Erdarbeiten auf dieser Bahn nahezu vollendet worden.

Der Personen- wie Wagenverkehr zwischen Britisch-Sikkim und den großen Handelsplätzen am Ganges ist noch sehr unbedeutend; nach Aufschreibungen an einer Zählstelle nahe dem Ganges verkehrten auf der Kunststraße nach dem Gebirge nur 20,519 Personen und 1,5 Millionen Kilo Waaren. Eine sprungweise Zunahme wäre zu erwarten, wenn es gelänge, englischen Kaufleuten nach Tibet Zugang zu verschaffen. Der directe Weg von der Bay von Bengalen nach Lhassa, der Hauptstadt Tibets, und von dort weiter nach dem südwestlichen China geht über Dardschiling; die Ueberschreitung des Gebirges macht schon jetzt, wo jenseits der englischen Grenze nichts für Beseitigung von Verkehrsstörungen gethan wird, verhältnißmäßig wenig Schwierigkeiten und ist durchgehends für Lastthiere benutzbar, was anderwärts nicht immer der Fall ist. Allein die chinesischen Behörden gestatten Europäern unter keiner Bedingung den Eintritt, und Nepal, über dessen Gebiet der Weg stellenweise zieht, nährt nicht nur, um den bestehenden Zustand aufrecht zu erhalten, diese Eifersucht, sondern belegt die Händler mit hohem Durchgangszoll. Die ostindische Regierung hat oft in der letzten Zeit neue Anstrengungen gemacht, um diese Hindernisse zu beseitigen; sie stieß aber auf den alten Widerspruch und zu einem Umschlag ist für die nächste Zeit keine Aussicht: Dardschiling bleibt somit vorerst noch auf Ausnutzung seiner klimatologischen Verhältnisse für eine richtige Auswahl nutzbringender Handelsgewächse angewiesen. War es unter der Verwaltung seines ehemaligen orientalischen Besitzers als eine armselige, von Wilden bewohnte romantische Gebirgsgegend bekannt, so hat es sich unter einer umsichtigen europäischen Regierung unter Aufwendung namhaften Privatcapitales den Ruf eines fruchtbaren, fleißig bebauten Culturstriches erworben, reich an alpinen Naturschönheiten und segensvoll als klimatischer Curort.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

VI.

Santiago. — Von Chimbarongo bis Talca.

Santiago liegt auf einer großen Hochebene, die gegen Norden geschlossen ist, gegen Süden durch einen engen Durchgang mit dem Thale von Rancagua zusammenhängt und hier auch eine Communication mit dem Thale von Melipilla hat. Es ist beiderseits von hohen Bergen eingeschlossen, von denen die östlichen einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind.

Die Stadt selbst hat etwa 125,000 Einwohner und entbehrt durchaus nicht hübscher Partien und schöner Gebäude, auch hat sie, vielleicht die einzige Stadt Südamerikas, die sich diesen Luxus erlaubt, Vergnügungsorte, Parks ꝛc. in ihrer Umgebung. Im Großen und Ganzen macht sie jedoch auf den, der von Südamerika nur die Hafenplätze gesehen hat, einen fremdartigen, eben ganz südamerikanischen Eindruck, und auch den in Valparaiso lebenden Europäern, die mitunter jahrelang nicht über Quillota hinauskommen, kommt Santiago, wenn sie es zum ersten Male sehen, höchst — spanisch vor.

Die Stadt zerfällt in drei Theile: einen nördlichen, am rechten Ufer des Mapocho, einen mittlern, zwischen Mapocho und Alameda, und einen südlichen, auf der Südseite der Alameda. Alameda und Mapocho laufen einander parallel von Ost nach West. Der südliche Stadttheil ist der ausgedehnteste und bevölkertste, bietet aber gar nichts der Erwähnung Werthes dar; der nördliche ist nur Vorstadt; der mittlere Theil ist der wichtigste und also nicht bloß in topographischer Hinsicht das Centrum der Stadt. Der Mapocho hat ein sehr breites Flußbett, das aber im Sommer gänzlich wasserlos ist, da ihm sein weniges Wasser fast alles oberhalb zur Bewässerung der Felder entzogen wird. Im Winter und Frühjahr dagegen ist er häufig sehr wasserreich und reißend, so daß er die Stadt zu wiederholten Malen

verheert hat. Er ist daher, so weit er die Stadt durchzieht, auf der Südseite mit Mauern eingehegt. Es führen über denselben drei Brücken, davon die mittlere von Stein denen ähnlich ist, wie sie sich in vielen altdeutschen Städten finden, mit Nischen, welche Heiligenbilder enthalten. Von der Mitte derselben hat man eine herrliche Aussicht auf die Cordillera. Oestlich und westlich von dieser führen noch zwei hölzerne Brücken über den Fluß, von denen aber nur die eine stabil ist, d. h. auch bei Hochwasser stehen bleibt.

Die Alameda — ein unvermeidlicher Bestandtheil in jeder spanischen Stadt — zeichnet sich in Santiago durch ungewöhnliche Breite und Länge aus; die letztere reicht nahe an $^3/_4$ einer deutschen Meile. Sie besteht aus vier Reihen Pappeln, die ganz so arrangirt sind wie „die Linden" in Berlin. In der Mitte befindet sich ein breiter Weg für die Fußgänger, beiderseits zwei schmale Fahrwege, in denen hier die Geleise der Pferdeeisenbahn laufen, dann zwei breite Fahrwege und schließlich die Trottoirs. Im obern östlichen Theile der Alameda finden sich dann noch einige Rondels mit Blumen ꝛc. eingestreut, sowie Standbilder hauptsächlich der Helden aus dem Unabhängigkeitskriege. Die westliche Hälfte der Alameda ist sehr vernachlässigt und die Gebäude, die sie hier umgeben, zum Theil erbärmlich. Der östliche Theil ist jedoch gut gepflegt und man findet hier schöne Häuser, aber keine Verkaufsläden, sondern mit wenigen Ausnahmen nur Privatgebäude. Zu den Ausnahmen gehört das Universitätsgebäude, das sehr geschmackvoll im neuern Stil aufgeführt ist, sowie dicht dabei das Hospital San Juan de Dios, von außen eben so jämmerlich wie von innen. Handel und Wandel beschränken sich auf zwei Straßen, die Calle Ahumada und Calle del Estado, die von der Alameda in der Gegend der letztgenannten beiden Gebäude nach dem Mapocho führen. Beide führen dann über die Plaza, etwa in der Mitte zwischen Alameda und Mapocho. Die Plaza ist ein viereckiger Platz mit einem Brunnen in der Mitte, der von recht hübschen Blumenanlagen umgeben ist. Die Ostseite schließt das Portal MacClure, ein überdeckter Bogen; die Gebäude, die den Hintergrund desselben bilden, sind ziemlich einfach. Die Südseite bildet das Portal Fernandez Concha, dessen Hintergrund ein höchst imposantes und geschmackvolles Gebäude, das Grand Hotel de Santiago, ausmacht. In der Mitte des Portals ist ein Eingang in die Pasaje Búlnes; dies sind zwei sich kreuzende überdeckte Bazare (wie die „Passage" in Berlin), welche sich zwischen dem ganzen Viertel, das die vier rechtwinkelig sich schneidenden Straßen Calle del Estado, Ahumadu, de Huérfanos und de la Compana bilden, hinziehen und von jeder dieser Straßen einen Eingang haben. Bei gutem Wetter ist die Plaza, bei schlechtem die Pasaje der Hauptspaziergang der Santiaginer. Die Nordseite der Plaza bilden die Intendencia (die Regierungsgebäude) und ein Privatgebäude, beide ziemlich einfach; die Südseite die Kathedrale und der erzbischöfliche Palast. Die Kathedrale ist außerordentlich einfach und ermangelt selbst der Thürme, die bei einem Erdbeben eingestürzt sind, der erzbischöfliche Palast dagegen ist ein schönes und imposantes Gebäude.

Etwas nördlich von der Plaza de Armas liegt die Plaza de abastos, ein kleiner Platz mit dem Mercado publico, der überdeckten Markthalle, einem großen, hübschen und bequem angelegten Gebäude. Oestlich von der Plaza de Armas liegt ein kleiner Platz, die Plazuela de Compañia, in deren Mitte die Kirche stand, die in jener berühmten Feuersbrunst von 1859 mit dem größten Theile der darin befindlichen Menschen, meist Weibern, verbrannte. Heute steht ein Denkmal an der Stelle der Kirche. Sonstige interessante Gebäude besitzt Santiago außer einigen recht geschmackvollen Privathäusern wenig; das einzige noch erwähnenswerthe ist der alte Regierungspalast, der heute als Münze dient. Dies ist ein ganz altes Gebäude, noch im Jesuitenstil, aber groß und massiv und macht in einem Lande, wo monumentale Bauwerke so selten sind, einen guten Eindruck. Charakteristisch für die frühere Zeit der ewig sich wiederholenden Revolutionen ist, daß man dem Palast gegenüber eine große Caserne gebaut hat.

Der Cerro de Santa Lucia ist ein sehr steil aufsteigender isolirter Fels, noch im Westtheil der Stadt gelegen, gar nicht weit von der Plaza de Armas. Zur Spanierzeit stand ein Castell darauf, das aber nach dem Unabhängigkeitskriege geschleift wurde. Jetzt hat man ihn in einen Vergnügungsort verwandelt und mit großen Kosten Pflanzungen und Wege angelegt, die mit der Zeit recht hübsch zu werden versprechen. Vorläufig hat man von dem Hügel eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt und das ganze Thal.

Eine weitere Promenade ist der Parque de Cousiño, weit draußen vor der Stadt, an ihrem Südende gelegen. Er ist eine Schenkung des Mannes, dessen Namen er führt und vorläufig noch im Entstehen begriffen, wird aber ebenfalls mit der Zeit eine hübsche und weitläufige Promenade werden.

Am Ostende der Stadt, nicht weit von der Eisenbahn, findet sich ferner der botanische Garten, klein aber hübsch. Das ist so ziemlich der einzige Platz in Santiago, wo man Schatten und dichte und große Bäume findet; zur Sommerszeit ist er daher auch stets sehr besucht. Nebenan wird gegenwärtig (October 1874) das Gebäude für die Industrieausstellung gebaut. — Außerdem macht man zuweilen Ausflüge nach dem zwei Leguas entfernten Badeorte Apoquindo. Es ist aber herzlich langweilig da und außer einem Hotel mit sehr hohen Preisen, einer Kirche und einigen Bäumen nichts zu sehen.

Was der Stadt ihren specifisch südamerikanischen Charakter giebt, ist die Bauart der Häuser, die zum größten Theile einstöckig sind, aber eine enorm lange Front haben und in viereckiger Form erbaut sind, in der Mitte einen großen viereckigen freien Platz, Patio genannt. Die größeren Häuser haben dann hinter dem ersten noch einen zweiten Patio, zuweilen auch einen dritten. Das ist chilenische Bauart, in Montevideo war sie schon etwas anders. Die Patios und zwar stets die hinteren sind zum Theil in kleine Gärten verwandelt. Man kann sich vorstellen, welch ungeheuern Raum die Stadt bei dieser Bauart einnimmt; vom Cerro de Santa Lucia aus erscheint sie wie ein großer Garten, in den eine Menge Häuser hineingebaut sind. Schatten ist indeß in diesen Gärten nicht zu viel zu finden. Die Häuser sind dabei meist von außen sehr einfach und häufig farbig angemalt, die Fenster klein und spärlich; über jeder Thür ist eine große Fahnenstange angebracht. Die Straßen erhalten durch das Alles einen eigenthümlichen leblosen Anstrich, sind auch ziemlich unbelebt im Verhältniß zu anderen Großstädten, — dabei die vielen Reiter, alle der untern Classe angehörige Leute in der „Manta" (Reitmantel). Dies Alles bringt den von Valparaiso verschiedenen Eindruck zuwege.

Im Uebrigen ist die Stadt sauber; Straßenpflaster, Trottoirs, Beleuchtung (Gas) sind gut, namentlich in den um die Plaza de Armas sich gruppirenden Straßen, in denen die guten Familien wohnen. Pferdeeisenbahn und Omnibus, recht gute und billige Droschken sind die Communicationsmittel. Das Leben hier ist sehr theuer. Eine Familie kann auf anständigem Fuß nicht gut unter 4000 Pesos (à 4,35 Mark) jährlich leben und bei nur einigermaßen erhöheten Ansprüchen kommt man ganz gewiß auf 5000. Dazu regiert hier der Vornehmheitsteufel. Damit die weiblichen Mitglieder

beständig in seidenen Kleidern und französischen Schmucksachen paradiren können, um Equipage zu halten und im Sommer aufs Land oder ins Seebad gehen zu können — die drei Dinge, die hier zum high life gehören —, legen sich die Leute beträchtliche Entbehrungen in anderer Hinsicht auf und leben das ganze Jahr hindurch von Bohnen.

* * *

Zwischen Santiago und dem südwärts davon gelegenen Chimbarongo (unter $34^3/_4{}^0$ südl. Br.) giebt es ein Stück Wald zu passiren, das insofern kein Urwald mehr ist, als die Bäume viel zu klein und entschieden späterer Anpflanzung sind. Nichtsdestoweniger ist dieser Wald so dicht, daß man kaum hindurchkommt. Es ist Alles Laubholz, Bäume, die vom Boden an belaubt und von allerhand Kletten und Schlingpflanzen durchschlungen sind. Das Ganze bietet für Einen, der an deutschen Wald gewöhnt ist, einen ganz sonderbaren Anblick. Bei Chimbarongo sah ich ein Gefährt, das hier im Süden sehr häufig ist, einen Ochsen-Omnibus. Gehen darf hier im Süden Niemand. Eine Kutsche, um die Leute von den Eisenbahnstationen ins heimathliche Dorf zu fahren, ist für dieselben zu kostspielig, also Ochsen-Omnibus! Das Ganze sieht genau wie ein zweiräderiger Badekarren aus. Inwendig sind Stühle hingestellt, auf denen die Leute Platz nehmen. Der in Chimbarongo war schon ein veredelter Omnibus: grünangestrichen, an der Thür eine Gardine, und die Ochsen gingen im scharfen Schritt. Sie sind aber häufig sehr viel einfacher. Zwei bis drei Bretter auf einem Baumstamm befestigt, der als Achse dient und durch zwei Mühlsteine gesteckt wird, die die Räder vorstellen; dann mit Hülfe von Reisern und Stecken eine Leinwanddecke darüber gespannt, dies ist das einfachste Gefährt, wegen seines gräßlichen Quietschens vom Volkswitz Chanihito (Ferkelchen) getauft und unter diesem Namen allgemein bekannt.

Hinter Chimbarongo dehnt sich die Ebene allmälig aus; die Cordillera central zur Linken, die Cordillera de la costa zur Rechten treten immer mehr zurück. Die nächste Stadt, die man erreicht, ist folglich schon größer. Dies ist Curicó, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und bis jetzt (September 1874) Endpunkt der Eisenbahn. Von hier geht es mit der Kutsche weiter, für die ich schon in Santiago Billets genommen. Da Curicó noch keine Droschken besitzt und ein Caballero unmöglich in einem Chanihito nach der Stadt fahren kann, so wartete die Kutsche am Bahnhof, um uns vorläufig zum Hôtel de la Paz zu bringen, wo wir übernachteten. Das Hôtel war für hiesige Zustände recht gut.

Im Uebrigen läßt sich von Curicó nicht viel sagen. Es ist ein stilles Landstädchen von etwa 6000 Einwohnern, für hiesige Begriffe recht sauber gebaut und gut gepflastert. Des Abends besuchten wir das Theater, da zufällig eine Truppe hier war. Ein großes Gebäude hatte man mit allerdings sehr einfachen Mitteln zu einem ganz passenden Theater umgewandelt. Der Besuch war zahlreich, und was die Eleganz der Damen betrifft, Seidenkleider, Schmuck ꝛc., so war dies unbedingt mehr, als man in einem deutschen Hofoperntheater zu sehen bekommt, wenn man die geringe Anzahl der Besucherinnen berücksichtigt. Gegeben wurde ein hochtragisches Schauerstück: „Die Söhne Eduard's", das den bekannten Stoff aus der englischen Geschichte behandelt. Das Spiel war herzlich schlecht und fürchterlich outrirt. Richard III. hatte einen entsetzlichen Buckel und die Königin fluchte wie ein betrunkener Matrose, wofür sie den ungetheilten Beifall aller Zuschauer erntete.

Als wir am andern Morgen aufbrachen, fanden wir die Tour nicht so schlimm, als man sie uns in Santiago geschildert hatte. Die Wagen sind gut und fallen nur durch ihre enorm hohen Räder auf, ein Umstand, der seinen guten Grund hat. Gefahren wird nur im Galopp, so daß man eben so schnell fortkommt wie ein Reiter; der Weg ist überall eben und breit und gut gehalten; er hat nur einen Uebelstand, den ich gleich erwähnen werde. In der Regenzeit ist er allerdings stellenweise sehr kothig und im Hochsommer riffig und sehr staubig. Allein diesmal war er im Großen und Ganzen sehr gut. Die Hauptschwierigkeit jedoch bieten die Flüsse. Diese sind im Sommer nichts weiter als kleine Bäche oder liegen auch ganz trocken; nach heftigen Regengüssen und im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, sind es aber colossale Ströme, die mit einem sehr starken Gefälle dahinbrausen. Jeder Fluß nun fließt in einer sehr breiten und steil abfallenden Schlucht, die er bei Hochwasser vollständig erfüllt. Auch die winzigsten Bäche erfordern daher enorme Brücken, oder vielmehr würden sie erfordern, denn an den Kosten derselben ist bisher jeder Vorschlag, die Wege zu bessern, gescheitert. Jetzt endlich, wo die Eisenbahn erbaut wird, müssen natürlich alle diese Schluchten überbrückt werden. Vorläufig aber muß die Kutsche noch Schluchten und Fluß durchfahren.

Unmittelbar hinter Curicó kommt man durch einen gut bebauten Landstrich; die Straße ähnelt unseren Chausseen, nur daß sie viel breiter ist. Nachdem man dann drei bis vier Bäche zum Vorgeschmack passirt hat, kommt man an einen der übelberüchtigtsten Flüsse, den Lontué, der die Grenze zwischen der Provinz Talca und Curicó bildet. Er fließt im Grunde einer sehr tiefen Schlucht, in mehrere kleine Bäche zertheilt, und man braucht lange Zeit, bis man am jenseitigen Rande der Schlucht wieder herauskommt. Wir fanden ihn niedrig; wenn er hoch ist, müssen die Passagiere an einer Stelle, wo die Schlucht eingeengt ist, auf einer Art aus Seilen geflochtener Hängebrücke hinübergehen. Wie man dann den Wagen hinüberbefördert, ist mir unklar.

Bald gelangt man nach Molina, einem kleinen Ort von ungefähr 1200 Einwohnern, und hier wird zum ersten Mal umgespannt. Hinter Molina wurden wir bis zum nächsten Umspannungsort verhältnißmäßig wenig mit Flüssen gequält. Das Land wird allmälig öder, und der Ort, wo wir umspannten, war nur durch einige kleine Schilfhütten bezeichnet. Gleich darauf passirten wir den Rio Claro mit vieler Mühe. Der Fluß ist sehr steinig und die Räder fuhren immer zwischen den Steinen fest, so daß wir dreimal umkehren mußten und erst zum vierten Male mit großer Mühe durchkamen.

Zwischen Rio Claro und Talca liegt ein Landstrich von sehr ödem Aussehen. Ich glaube nicht, daß der Boden hier unfruchtbar ist, denn das für die Eisenbahndämme aufgeworfene Land sah bei dem leichten Regen schwarz wie Gartenerde aus; es mangelt wohl nur an Wasser. Diese Fläche liegt bedeutend höher als das übrige Land, so daß man sie nicht vom Flusse aus bewässern kann. Es ist eine platte Fläche, mit einem kümmerlichen Grasteppich bewachsen und einem Baum, der etwas über Manneshöhe erreicht und in Abständen von 20 Fuß von einander die ganze Ebene, so weit das Auge reicht, überzieht. Ein Weg existirt hier nicht, man fährt eben in den alten Geleisen weiter; doch ist der Boden etwas elastisch, so daß man schnell vorwärts kommt. Die Küstencordillera ist so weit entfernt, daß man sie nicht mehr sieht. Noch einmal werden die Pferde gewechselt, und hinter dieser Station kommt man dann wieder in bebautes Land. Talca liegt sehr tief (85 Meter hoch), und in dieser großen Senkung der Ebene sammeln sich eine Menge kleinerer Flüsse, die zum Gebiete

des Maule gehören, des obgleich nur zweitgrößten, doch wichtigsten Stromes Chiles, in den auch der Rio Claro fließt. Sowie man den Rio Pengua passirt, hat die Gegend ein ganz anderes Aussehen: Felder und Dörfer wechseln in steter Folge. Am baumlosen Horizont sieht man links eine Gruppe Pappeln, die ein kleines Städtchen, Namens Pelario, bezeichnen. Die Straße wird nun immer breiter, und endlich kommt man gar nicht mehr aus den Häuserreihen heraus und befindet sich bald darauf in der Vorstadt Talcas.

Aus allen Erdtheilen.

Neuer Proceß im Gewinn des Goldes.

Die bisherige Methode, dem goldhaltigen Quarz das Gold zu entnehmen, erforderte stets Wasser. Der Quarz wurde im Wasser gestampft und lief, im Wasser aufgelöst, über die Blankets und Quecksilberrinnen, welche den Goldstaub, der feiner als Mehl ist, auffangen und festhalten. Quecksilber verliert im Wasser einen beträchtlichen Theil seiner Gold anziehenden Kraft, und die Folge davon ist, daß mehr als die Hälfte des im Quarz enthaltenen Goldes unter dem jetzigen nassen Proceß verloren geht, und daß der aufgehäufte, durch die Mühle gegangene Quarzstaub nicht selten nach Jahr und Tag bei einer zweiten Bearbeitung durch die Mühle mehr Goldertrag liefert als das erste Mal.

Almann V. Paul, ein erfahrener Quarzminer, hat seit Jahren sich mit dem Problem beschäftigt, eine Reduction auf

Goldwäsche im Cancathale.

trockenem Wege herzustellen und hat gegenwärtig in der Nähe von Forbestown eine Mühle von der Capacität von 10 Tonnen Quarz per Tag im Gange, in welcher er seit Monaten auf trockenem Wege den dortigen Quarz, der seit Jahren in den anderen Mühlen daselbst erprobt ist, verarbeitet. Er hat fast in jedem Falle 50 Procent mehr Gold gewonnen als es auf nassem Wege möglich ist. Sein Verfahren besteht darin, daß er den Quarz trocken zerstampft, worauf er ihn in ein sich drehendes Faß bringt, worin er sich selbst zu feinerm Pulver verarbeitet. Hierauf kommt dieses Quarzpulver in ein anderes Faß, welches genügend Quecksilber enthält, daß der Quarz ein Brei wird. Dieses Faß wird durch die Maschinerie wiederum in rasche drehende Bewegung versetzt, und die Friction erhitzt die ganze Masse, wodurch die Anziehungskraft des Quecksilbers erhöht wird. Außerdem entsteht ein elektrischer Umlauf, welcher ebenfalls dem Proceß der Amalgamation behülflich ist, während er ordinäre Metalle abstößt. Aus diesem zweiten Faß wird die

Masse herausgenommen und in einem Bade zum ersten Mal in Contact mit Wasser gebracht, wo alle Unreinlichkeiten entfernt und das Amalgam durchgewaschen wird, worauf in der bisher üblichen Weise das Quecksilber in der Retorte verdampft wird und das Gold zurückbleibt. Der neue Prozeß soll nur etwa 1½ Dollar per Tonne mehr kosten als die bisherige Art und Weise.

Aus Brasilien.

Die mit den Vorarbeiten zur Aufnahme einer geologischen Karte vom Kaiserreich beauftragte Commission ist am 10. Juli dieses Jahres nach der Provinz Pernambuco abgereist, um mit ihren Arbeiten zu beginnen. Dieselbe besteht aus folgenden Herren: Professor Hartt, Chef; Dr. Elias Jordao, Adjutant des Chefs; Dr. Francisco de Paula Freitas, Practicant, und Mare Ferrez, Photograph. Zur Commission gehören ferner die Geologen Rathbun und Derby, die sich augenblicklich noch in Nordamerika befinden.

— Die mit Untersuchung der Nebenflüsse des Amazonenstromes betraute Commission hat auf dem Urubu Schiffbruch gelitten. Ein Windstoß erfaßte das Segel des Bootes, in dem sich dieselbe befand, und stürzte es um. Sämmtliche Insassen fielen ins Wasser; da aber glücklicherweise alle gute Schwimmer waren, so gelang es ihnen, sich zu retten. Die Instrumente jedoch gingen sämmtlich verloren, welcher Umstand die Rückkehr der Commission nach Manaos nöthig machte.

— Von den am Tapajoz gelegenen, von Capuzinermönchen geleiteten Indianerdörfern wird berichtet, daß, seit diese in lebhaftem Verkehr mit der christlichen Bevölkerung der Umgegend getreten sind, Neid, Zwietracht, Habsucht und andere Laster bei den Indianern sich in erschreckendem Maße eingenistet haben, und daß diese infolge dessen einer völligen Corruption entgegen gehen.

— Dem Relatorium des Ackerbauministers entnehmen wir folgende statistischen Notizen über die Colonien der Provinz Rio Grande do Sul:

Die Colonie S. Felicieano hat 35 von 84 Personen bewohnte Colonieplätze. Die Bevölkerung besteht aus 81 Franzosen und 3 Schweizern, die ihre Producte nur unter großen Schwierigkeiten nach dem 38 Kilometer entfernten Camaquum absetzen können. Da die Colonisten auf ihrem Wege dahin über den Fluß Subtil müssen, so hat der Präsident dort eine Fähre anlegen lassen.

Die Colonie Santa Cruz ist von 7500 Seelen bewohnt; sie führte im Jahre 1874 für 520 Contos (à 1500 Mark) aus und nur für 350 Contos ein.

Die Regierungscolonie Santa Maria de Soledade zählt jetzt 2034 Einwohner, worunter 750 Deutsche. Ausgeführt wurde 1874 für 81 Contos und eingeführt für 40 Contos. Die Niederlassung hat eine gute Verbindung mit der Stadt S. Leopoldo, außerdem werden die Colonisten binnen Kurzem ihre Producte auf dem Cahyflusse fortschaffen können. Im Bau begriffen sind 6 Capellen. Augenblicklich existiren 2 Regierungs- und 4 Privatschulen.

Die Colonie S. Angelo zählt 1862 Einwohner, worunter 1030 Deutsche und 832 Brasilianer. Die Colonie exportirte während des gleichen Zeitraums für 66 Contos und importirte für 41 Contos. Auf der Colonie befinden sich ein katholisches und zwei protestantische Bethäuser.

Neu-Petropolis ist von 1284 Personen bewohnt, unter denen sich 1015 Protestanten befinden.

Monte-Alverne ist von 561 Seelen bewohnt, worunter 72 Oesterreicher und 15 Holländer. Ausgeführt wurde für 37 und eingeführt für 33 Contos.

Die kleine, aber an fruchtbaren Ländereien reiche Colonie Conde d'Eu zählt nur 74 Einwohner; es herrscht dort noch empfindlicher Mangel an Verbindungswegen.

(Allgemeine Deutsche Zeitung für Brasilien.)

Aus Australien und der Südsee.

H. G. Nach den amtlichen Minenstatistiken lieferten die Goldfelder der australischen Colonie Victoria im Jahre 1874 einen Ertrag von 1,105,115 Unzen Gold, gegen 1,162,492, 1,218,094 und 1,290,844 in den drei Vorjahren. Während sich im Jahre 1866 die Zahl der Digger noch auf 73,577 belief, war sie im Jahre 1873 auf 52,057 und im Jahre 1874 auf 46,512 gesunken. Darunter befanden sich 12,056 Chinesen, welche meistentheils im Alluvium beschäftigt waren. Das Areal des goldhaltigen Bodens, welches bearbeitet wurde, umfaßte 1063 englische Quadratmeilen und die gesammten Minengeräthschaften hatten einen Werth von 2,078,936 Pf. St. An Silber wurden 11,906 Unzen gewonnen, welche bis auf 760 Unzen aus dem in der Münze geschmolzenen Golde stammen.

Aus der Colonie Südaustralien wird uns unter dem Datum des 16. Juli gemeldet: 1) daß auf Beschluß des Parlaments im nächsten Jahre eine Volkszählung stattfinden solle; 2) daß im Parlamente der Antrag auf Zahlung von Diäten an die Mitglieder mit großer Majorität verworfen worden; 3) daß in Adelaide mit nächstem October eine zweite deutsche Zeitung, unter der Redaction des Dr. Hübbe, eines Hamburgers, erscheinen werde.

— In Westaustralien ist in der Nähe von Roeburne, Nicol Bay, Alluvialgold entdeckt worden; ferner wird gemeldet, daß in der letzten Saison dreihundert Tonnen Perlmuscheln (der Preis schwankt zwischen 250 und 280 Pf. St.) exportirt worden, und daß eine Eisenbahn von Fremantle über Perth nach Guildford, eine Entfernung von ungefähr zweiundzwanzig englischen Meilen, projectirt werde.

— Endlich wird nun auch die Colonie Westaustralien in das australische Telegraphennetz gezogen werden und dieselbe demzufolge mit allen Erdtheilen in telegraphische Verbindung treten. Die Regierungen von West- und Südaustralien lassen nämlich jetzt, mit parlamentarischer Bewilligung, an der Meeresküste entlang bis an die resp. Grenze, welche so ziemlich genau durch Port Eucla gebildet wird, einen Telegraphen ziehen. In Südaustralien ist der Regierungsfeldmesser R. R. Knuckey mit der Feststellung der Linie beschäftigt und dürfte die Arbeit wohl zwei Jahre in Anspruch nehmen. Die Errichtung auf der ersten Strecke von Port Augusta bis Fowler's Bay, über Franklin Harbour, Coffin's Bay, Venus Bay und Streak Bay, eine Länge von 540 Miles, ist bereits gegen 18 Pf. St. 16 Sh. pro Mile in Verdung gegeben, d. h. die Regierung liefert die Pfähle, den Draht und die Isolatoren, während der Contrahent das Material an Ort und Stelle zu schaffen und aufzustellen hat. Auch die westaustralische Regierung hat auf ihrer Seite die Arbeiten bereits vergeben. Dort sollen hölzerne Pfähle zur Verwendung kommen.

— Die Colonien Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland haben mit den Rhedern John Elder in Glasgow und John Macgregor in Leith einen Contract abgeschlossen, nach welchem letztere für den Zeitraum von acht Jahren die Postdampferverbindung zwischen diesen Colonien und San Francisco gegen Zahlung einer jährlichen Summe von 89,950 Doll. übernehmen. Die Fahrten sind so regulirt, daß der Postdampfer jedes Mal von Otago (Neu-Seeland) aus auf San Francisco läuft, dagegen zurück direct auf Sydney, und soll auf beiden Touren in Kandaon (Fidschi-Inseln) und in Honolulu (Sandwich-Inseln) angelegt werden. Von und nach Kandaon soll diejenige der beiden Colonien, wohin der Postdampfer auf der betreffenden Fahrt nicht geht, durch einen besondern Nebendampfer bedient werden. Die Dampfboote, fünf an der Zahl, müssen wenigstens 2500 Tonnen registrirt sein und elf Knoten in der Stunde zurücklegen. Im nächsten November sollen die Fahrten ihren Anfang nehmen.

— Auf der großen australischen Ueberland-Telegraphenlinie sind jetzt von Port Darwin ab südlich bis

Tennant's Creek, 619 Miles, der zerstörenden weißen Ameisen wegen eiserne Pfosten, anstatt der ursprünglichen hölzernen, eingesetzt und sollen bis in die Nähe von Barrow's Creek, 766 Miles, fortgeführt werden.

— Auf der Telegraphenstation Alice Springs, 937 Miles südlich von Port Darwin, unterhält die südaustralische Regierung eine Herde Schafe von über 2000 Stück und wird von hier aus das Personal auf den Telegraphenstationen des Innern von Australien mit Schlachtvieh versorgt.

Rumänisches.

Die Wälder in Rumänien nehmen ein Fünftel des gesammten Areals der vereinigten Fürstenthümer ein, d. i. 2 Millionen Hectaren. Im Gebirge ist noch der Urwald zu Hause, der unberührt geblieben ist. Er besteht beinahe nur aus Fichten, Föhren und Buchen. Leider sind jedoch die rumänischen Waldungen sich selbst überlassen, die rationelle Waldcultur trat dort noch nicht in ihre Rechte ein. Trotz der guten Qualität des rumänischen Holzes ist der Holzimport ein bedeutender; an demselben betheiligt sich in erster Linie die Bukowina. Auch das Bauholz wird zum größern Theil importirt, Bretter bezieht man sogar aus Tirol und Steiermark.

Wein- und Obstbau in Rumänien. In den letzten Jahren bemerkt man in Rumänien eine stetige Vermehrung der Weingärten. Es werden jetzt jährlich 800- bis 900,000 Hectoliter Wein producirt. Im Allgemeinen ist seine Qualität gering, doch erzeugen die Hügellandschaften am Saume der Karpathen einen ziemlich guten und haltbaren Wein. Zu den besten Weinsorten gehören die aus Dragoschani, Rotne, Djal-Mare und Odobeschti.

Die Pflege der Obstbäume macht hingegen keine Fortschritte. Im Allgemeinen läßt sich von der Obstcultur sagen: wenig und ziemlich schlecht. Am meisten werden die Pflaumen gepflegt, aus denen man die Zujka, einen untergeordneten Branntwein, bereitet.

Der rumänische Handel: Das Verhältniß zwischen dem Import und Export kann wegen des großartigen Schmuggels, der überall an den Grenzen Rumäniens florirt, trotzdem der Staat ein ganzes Heer von Beamten zur Unterdrückung desselben unterhält, nur annähernd durch Zahlen ausgedrückt werden. Im Mittel beläuft sich die Ausfuhr auf 200 Mill. Francs (rumänisch Len), die Einfuhr auf 160 Mill. Francs, so daß der Werth der erstern die letztere mit 40 Mill. Francs übersteigt. Unter den Ausfuhrproducten nimmt das Getreide, und hier wieder der Weizen, von dem in guten Jahren für 140 bis 150 Mill. Francs ausgeführt wird, die erste Stelle ein. Doch eben dieses Umstandes wegen ist die Exportzahl großen Schwankungen unterworfen, da sie hauptsächlich vom Ausfall der Ernte abhängt. Weiter werden noch ausgeführt Reps, Gemüse, Branntwein, Mehl, Lein, Vieh (Rinder, Schafe, Schweine), Wolle (nach Oesterreich und Frankreich), Thierhäute, Talg, Schweinefett, Pöckelfleisch, rohe Seide, Stein- und Meersalz, rohes und raffinirtes Petroleum (in die Türkei). Ueber das Meer werden Producte für 125 Mill. Francs ausgeführt, auf Oesterreich entfallen 40 und auf die Türkei 35 Mill. Francs. Eingeführt werden: Holz, Kerzen, Caviar, Häringe, Obst, Oel, Taback, Drogueu, Spirituosen, Weine (die einheimischen sind im Allgemeinen von geringer Qualität), Zucker, Käse, Farben, Wachs, Colonialwaaren, Metalle, Kohle, Leder und Lederwaaren, seidene, wollene und baumwollene Stoffe, Samen, Kautschuk, fertige Kleider, verschiedene Modewaaren, Bücher und Papier, Möbelwaaren, Wagen, Lehrmittel, Maschinen, Töpferwaaren, Glas und Porcellan. An der Einfuhr betheiligt sich Oesterreich mehr als alle übrigen Staaten zusammengenommen. Aus England werden Wollwaaren, Eisen, Kohle und Colonialwaaren eingeführt; aus Frankreich Zucker, Wein, Seidenwaaren, feine Wollstoffe, Möbel und Modewaaren; aus der Levante Obst; aus Rußland Leder- und Metallwaaren; aus Holland Zucker und Häringe; aus Deutschland Eisenwaaren, Luxussachen, Parfüms, Baumwoll- und Wollwaaren und Maschinen.

Sowohl der Ein- als auch der Ausfuhrhandel liegt nicht in rumänischen, sondern größtentheils in fremden Händen. Der Unternehmungstrieb ist bei den Rumänen schwach entwickelt und wo dieser fehlt, da kann von keinem Handel die Rede sein.

* * *

— Auf der diesjährigen Bristoler Versammlung der „British Association" beschäftigte sich die Abtheilung für Authropologie besonders mit den primitiven und zuerst aus Centralasien eingewanderten Völkern Indiens. Zu ihnen gehören die Weddas in Ceylon, welche Mr. Hartshorne zum Theil nach eigener Anschauung beschrieb. Sie zerfallen nach ihm in die beiden Classen der Dschengel- und der Dorf-Wedda. Erstere leben in den großen Wäldern des Ostens der Insel ohne Wohnstätten und ohne ein System von Ackerbau. Ihre geistige Auffassungsgabe, ihre Gedächtnißkraft ist fast gar nicht entwickelt; sie können nicht zählen, haben nicht einmal Zahlwörter und sind jeglicher Religion bar. Wahrscheinlich sind sie der einzige wilde Stamm, welcher eine arische Sprache spricht.

— Umfassende Ausgrabungen sind kürzlich von Oberst Lane Fox in Cißbury Camp, nördlich von Worthing in Sussex, einem den Archäologen durch des Obersten frühere Untersuchungen wohlbekannten Platze, vorgenommen worden. Es wurden so zahlreiche bearbeitete Feuersteine von Formen, die zwischen den paläo- und neolithischen Typen sich bewegen, dort gefunden, daß man zu der Ansicht neigte, daß sich daselbst eine Werkstatt von Feuersteingeräthen befunden habe. Es sind dort einst Schachte durch den festen Kalkstein getrieben und Gänge längs eines Lagers von Feuerstein ausgehöhlt worden, um das Rohmaterial zu erhalten. Der nächste Zweck der Nachforschungen, bei welchen das Skelet einer alten britischen Dame gefunden wurde, war festzustellen, ob jene Schachte oder die Verschanzung von Cißbury Camp älter seien, und es hat sich herausgestellt, daß die Schachte bei weitem früher angelegt wurden.

— Bei den im Hügel Borum-Eshöi in Jütland vorgenommenen Ausgrabungen hat Prof. Engelhardt zu Anfang September schon die dritte, in einem ausgehöhlten Eichenstamme begrabene Leiche gefunden. Der Sarg soll uneröffnet an das altnordische Museum in Kopenhagen gesendet werden.

— In Mexico ist im Laufe des Juli dieses Jahres die Bahn von Vera Cruz nach Jalapa dem Verkehr übergeben worden.

Inhalt: Der Markesas-Archipel. III. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — G. Fritsch über die Ova-herero (Mit zwei Abbildungen.) — Eine Expedition gegen die Branntweinhändler im amerikanischen Nordwesten. — Die englischen Himalaya-Besitzungen. Von Emil Schlagintweit. II. — Skizzen aus Chile. Von Dr. med. Georg Thiele. VI. — Aus allen Erdtheilen: Neuer Proceß im Gewinn des Goldes. (Mit einer Abbildung.) — Aus Brasilien. — Aus Australien und der Südsee. — Rumänisches. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 10. October 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 17.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

VII *).

Mit Abd-es-Sammat nach Süden. — Weiler, Ackerbau, Bierbrauerei der Niam-niam. — Ihre Hundezucht und Menschenfresserei. — Ihre Liebe zur Musik und zu ihren Frauen. — Die Fürsten des Landes. — Der „Blattfresser". — Ein neues Stromgebiet.

In den unten angeführten früheren Aufsätzen über Schweinfurth's epochemachenden Wanderungen „im Herzen von Afrika" haben wir nach einander unseren Lesern die Negerstämme der Schilluk, Nuehr, Dinka, Bongo und Mittu vorgeführt. Wir fahren heute in diesen ethnographischen Schilderungen fort, indem wir wegen aller übrigen Reiseumstände und Reiseerlebnisse nochmals auf des Forschers Originalwerk (Im Herzen von Afrika. 2 Bde. Leipzig 1874. F. A. Brockhaus) verweisen als eine der anziehendsten, wissenschaftlich bedeutendsten Reisebeschreibungen der letzten Jahre, die wohl auf lange Zeit hin für das besuchte Gebiet die Haupt-, wenn nicht die einzige Quelle bleiben wird.

Als Schweinfurth von seiner Rundtour durch das Land der Mittu, welche den December 1869 und einen Theil des Januar 1870 in Anspruch genommen hatte, zurückkehrte, blieben ihm nur 14 Tage Zeit, um alle seine Vorbereitungen für die Reise nach dem ersehnten Lande der cannibalischen Niam-niam zu treffen, die unter dem Schutze des kühnsten aller dortigen Sklavenhändler, des inzwischen verstorbenen Abd-es-Sammat, vor sich gehen sollte. Unter allen war er am weitesten gegen Süden vorgedrungen und hatte schon zu wiederholten Malen den großen westwärts strömenden Fluß im Monbuttulande überschritten; als er nun dem Reisenden 30 bis 40 auserlesene Träger aus dem Bougovolke lieferte, ihn und seine Leute acht Monate lang aufs Vortrefflichste verpflegte und allen seinen Wünschen wegen etwaiger Nebenexcursionen stets willfahrte, durfte dieser wohl bekennen, daß noch nie ein europäischer Forschungsreisender in Innerafrika über ähnliche Vortheile wie er verfügt. Dem günstigen Schicksal, daß er in Gegenden, wo es keine anderen Transportmittel als die Köpfe der Eingeborenen giebt, über 30 Träger allein für die Fortschaffung der naturhistorischen Sammlungen besaß, danken die europäischen Museen ihre Bereicherung, und Alles das that jener kühne Abenteurer nicht um Lohn, oder auf Befehl der ägyptischen Regierung, sondern lediglich aus persönlicher Zuneigung und um die Tugend der Gastfreundschaft in ihrem edelsten Sinne zu entfalten.

Am 29. Januar 1870 brach Schweinfurth zu seiner denkwürdigen Reise von der Seriba Sfabbi ($6^1/_3{}^0$ nördl. Br.) im Bongolande auf. Da sich dem Abd-es-Sammat'schen Zuge noch eine Compagnie des Großhändlers Ghattas von etwa 500 Trägern und 120 Bewaffneten angeschlossen hatte, so währte es bis zum Mittag, ehe die im Gänsemarsche einherziehende Colonne so weit abgerückt war, daß unser Rei-

*) Vergl. „Globus" XXVI, S. 273, 289 u. 305, und XXVII, S. 81, 97 u. 113, sowie die zu Bd. XXIII gehörige Karte der Schweinfurth'schen Reisen.

fender selbst aufbrechen konnte. Ein Schaf war am Pallisadenthor der Seriba geschlachtet worden und beim Ausziehen senkte der Fahnenträger der bewaffneten Abtheilung seine Fahne über das Opfer, daß sie mit einem Zipfel in das Blut tauchte, wobei die üblichen Gebetsformeln gemurmelt wurden. „So ist diese rothe Fahne des Islam in der That eine Blutfahne, und blutig und blutdürstig sind die Sprüche, die aus weißem Zeug auf dieselbe gestickt werden."

Nachdem man vier Tage in genau südlicher Richtung fortgezogen war, überschritt man am fünften den Ibba, den Oberlauf des wohlbekannten Tondj, und betrat damit das Gebiet des ersten Niam-niam-Häuptlings Nganje. Doch kostete es noch einen anstrengenden Marsch durch eine Grasvegetation von solcher Ueppigkeit, wie sie unser Botaniker an keiner zweiten Stelle gesehen, ehe er das Dorf des Häuptlings erreichte. Die Hütten *) sind rund und mit einem weit vorspringenden Kegeldach versehen, welches hier von auffälliger Höhe und Spitzigkeit erscheint, wohl um den Regen abzuhalten und den Rauch besser abzuleiten. Schon von Weitem erkennt man die „Mbanga" eines Fürsten an den vielen Schilden, welche an Bäumen und Pfählen aufgehangen sind; daneben hält eine Kriegerschaar Tag und Nacht Wache, um sofort zur Hand zu sein, wenn Ueberfälle, Handstreiche zur Ermordung des Fürsten oder dergleichen vorkommen sollten, oder sich plötzlich eine Elephantenherde in der Nähe zeigen sollte. In letzterm Falle müssen die nöthigen Signale gegeben werden, um alle Männer schleunigst zu versammeln; denn die Jagd auf jene nützlichen Thiere ist

Dorf der Niam-niam.

„ein Staatsgeschäft ersten Ranges, wobei es sich um den Erwerb von vielen Centnern Elfenbein handelt und auch gelegentlich an tausend Centner Fleisch erbeutet werden können."

Jeder Niam-niam-Weiler — Städte oder Dörfer kennt dieses Volk nicht — hat neben den Hütten zum Wohnen und Kochen und denen zum Schlafen zahlreiche Getreidespeicher, wie sie unsere Bilder zeigen. Man darf daraus aber nicht schließen, daß dieser Stamm ein vornehmlich ackerbautreibender sei; denn nur die Weiber bebauen das Feld, eine bei der großen, fast unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Landes nicht sonderlich schwere Mühe, während die Männer lediglich der Jagd obliegen. Gebaut wird außer etwas Mais besonders Eleusinekorn (Eleusine coracana), aus welchem man ein Getränk zu bereiten versteht, das wirklich gegenüber dem „gesäuerten Kleister" des abyssinischen Tocusso und der ägyptischen Busa den Namen „Bier" verdient. Dasselbe ist völlig klar, rothbraun gefärbt, aus richtig gemalztem Korne bereitet und von angenehmer Bitterkeit, welche durch die dunkle Schale des Korns erzeugt wird, die andererseits dem Mehle und der davon bereiteten Polenta einen sehr widerwärtigen Beigeschmack ertheilt. Die Niam-niam sind dermaßen dem Biergenusse ergeben, daß von den drei Kornspeichern, die

*) Ueber die Niam-niam, ihr Aeußeres, ihre Cultur und ihre Menschenfresserei hat Dr. Schweinfurth selbst im XXIII. Bande dieser Zeitschrift S. 1, 23 und 39 ausführlich und unter Beigabe von Abbildungen ihres Gesichtstypus und ihrer Waffen berichtet. Wir bitten unsere Leser, jener trefflichen Arbeit, welche durch unsere heutigen Illustrationen mehrfach erläutert wird, nochmals ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

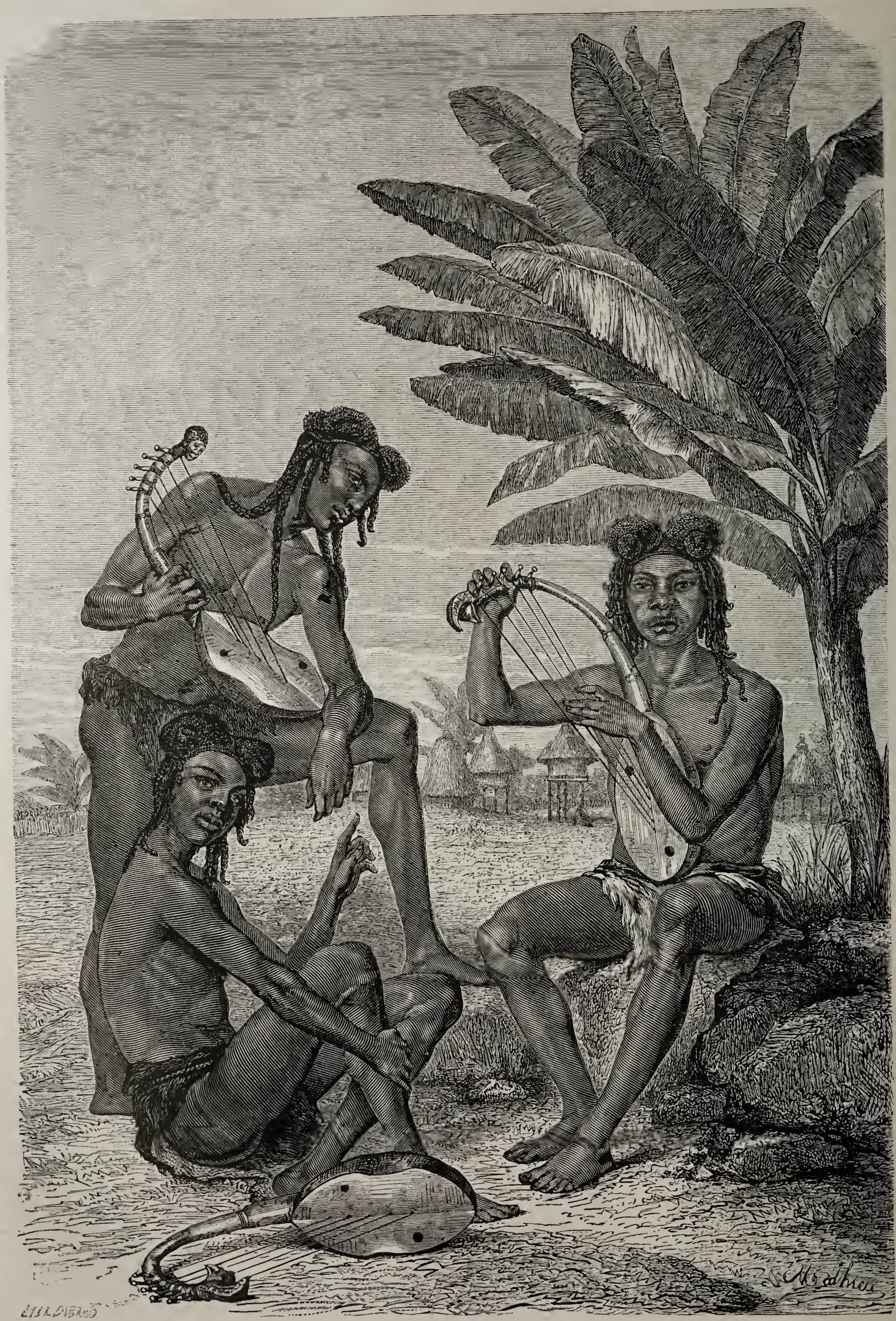
durchschnittlich auf jedes Wohnhaus kommen, nur zwei für das zum Speisen erforderliche Korn bestimmt sind, der dritte aber ganz mit solchem in gemalztem Zustande angefüllt ist.

Von allen Hausthieren ziehen sie außer Hühnern nur Hunde, von einer spitzähnlichen, sehr zur Fettbildung neigenden Race, mit kurzen, glatten Haaren, großen, stets aufgerichteten Ohren, kurzem, dürrem, nach Art der Ferkel aufgerolltem Schwanz, von ledergelber Farbe und spitzer Schnauze. Man hängt ihnen aus Holz geschnittene Glocken um den Hals, angeblich zu dem Zwecke, daß sie sich nicht im Grase der Steppe verlaufen. Dies wäre ein großer Verlust für ihre Besitzer, welche nichts so sehr lieben als Hundefleisch, bekanntlich der erste Schritt zur Anthropophagie, welchem aber die Niam-niam längst den zweiten und alle übrigen haben folgen lassen. Schweinfurth hat in dem oben angeführten Aufsatze einige Beispiele dieser schauerlichen Sitte mitgetheilt, die zwar von manchen Individuen verabscheut wird, aber doch bei der Mehrzahl gang und gäbe ist, sollte sie sich auch nur auf den Gebrauch von Menschenfett beschränken, das unser Reisender selbst lange genug in seiner Lampe hat brennen müssen! Merkwürdig ist es, daß ein Volk, das sich mit den Zähnen seiner verspeisten Opfer schmückt, im Kriege Feinde jeden Alters und im Frieden einzeln stehende verstorbene Landsleute aufsrißt, ja sich nach der Angabe der Chartumer Kaufleute nicht scheuen soll, Leichen auszuscharren und die halbverfaulten Ueberreste zum zweiten Male in seinem Bauche zu begraben, daß ein solches barbarisches Volk eine große Vorliebe für die ideale Kunst der Musik

Getreidespeicher und Hunde der Niam-niam.

besitzt. Ihr Lieblingsinstrument ist ein Mittelding zwischen Harfe und Mandoline, mit akustisch richtig gebautem Resonanzboden, wie Bogensehnen frei ausgespannten Saiten, die aus feinen Bastfäden und Giraffenschwanzhaaren fabricirt sind, und kunstvoll geschnitztem Halsende, wie es unser drittes Bild zeigt. Ein murmelndes, näselndes, weinerliches Recitativ begleitet das ewige Einerlei der Accorde, aus welchem sich kaum eine bestimmte Melodie heraushören läßt, dessen Genuß sich aber ein richtiger Niam-niam stunden-, ja tagelang, ohne zu ermüden, ja ohne selbst trotz seiner sonstigen Gefräßigkeit nach Speise und Trank zu verlangen, überlassen kann. „Arm in Arm sah ich nicht selten Freunde sich diesem stillvergnügten Genusse der Kunst hingeben, unter beständigem Schütteln ihres Kopfes dem Schwirren der Saiten folgend. Die Musik erfreut ihr Gemüth und bei den feintönenden Klängen ihrer Mandoline mögen auch die feineren Saiten ihres Innern zuweilen in Schwingung gerathen."

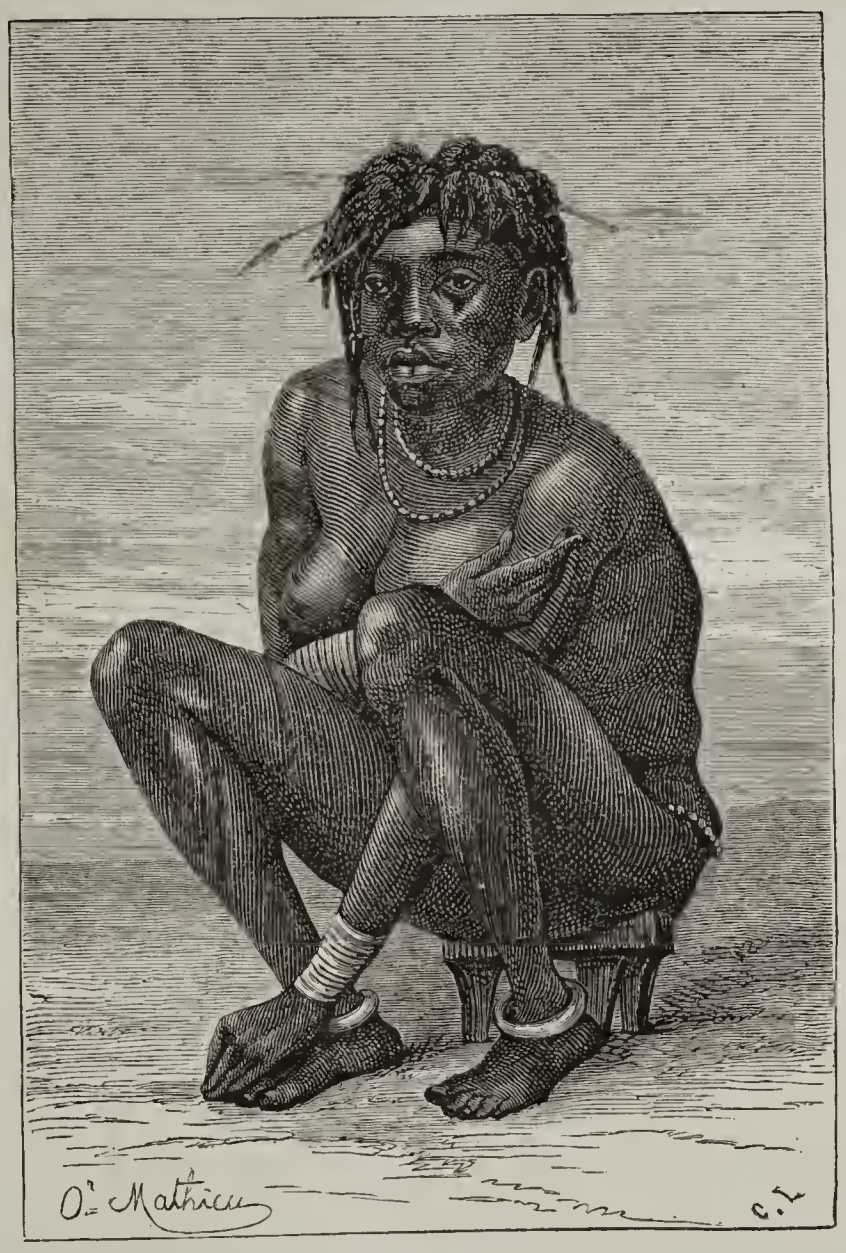
Eine zweite Lichtseite im Charakter der Niam-niam ist ihre große Liebe zu ihren Frauen. Schweinfurth hatte Gelegenheit, viele derselben in der Seriba des Sfurrur, die etwa $^1/_2{}^0$ südlich von dem oben erwähnten Weiler Nganje's liegt, kennen zu lernen. Dieser Sfurrur, von fürstlichem Geblüte, war früher Soldat in Abd-es-Sammat's Diensten gewesen, wie viele andere Niam-niam-Krieger, die alsdann die festesten Stützen seiner Macht abgaben, und war von ihm zum stellvertretenden Häuptling über ein 700 Quadratmeilen großes, wohlbevölkertes Gebiet eingesetzt worden, nachdem der frühere Herrscher getödtet, weil er dem Elfenbeinhandel des Kennsiers feindlich entgegengetreten war. In der „Mbanga"



Wennepai und Lawoluka spielen auf der Mandoline.

dieses Sfurrur weilte unser Reisender oft und mit vielem Vergnügen, weil er dort stets etwas Neues zur Erweiterung seiner Landeskenntniß entdeckte. Stets fand er dort am Hofe des Vicehäuptlings eine größere Anzahl von Eingeborenen versammelt und auch an Frauen fehlte es nicht; denn Sfurrur besaß einen großen Harem und eine Menge dienender Sklavinnen. Die Stellung der Frauen bei den Niam-niam ist eine bedeutend andere als bei den meisten heidnischen Negervölkern Afrikas. Während die Frauen der Bongo und Mittu gegen den Fremden zutraulich, ja zudringlich sind, ist das Niam-niam-Weib zurückhaltend, vermeidet die Begegnung mit dem Fremden und macht entweder, um ihn zu vermeiden, große Umwege, oder läßt ihn mit abgewandtem Gesicht vorüberziehen. Es mag das in der großen Eifersucht der Männer ihren Grund haben, welche an ihren Weibern mit einer Liebe hängen, welche unter Völkern auf ähnlicher Stufe des Naturzustandes geradezu beispiellos erscheint. Um ein in Gefangenschaft gerathenes Weib zu befreien, wendet der Mann alle seine Kräfte auf, und im Kampf mit den Nubiern eröffnen sich dem letztern auf diesem Wege stets die ergiebigsten Elfenbeinquellen. Wer sich in den Besitz von weiblichen Geiseln zu setzen versteht, wird im Kriege von diesem Volke jedes Zugeständniß zu erzwingen vermögen.

Trotz dieser charakteristischen Eifersucht fiel es Schweinfurth nicht schwer, den Befehl von Sfurrur auszuwirken, daß einige seiner Frauen ihm behufs Zeichnung sitzen sollten. Dabei wurde auch das nebenstehende Portrait genommen.



Eine von Sfurrur's Frauen.

Die souveränen Fürsten der Niam-niam, Bjäng genannt, deren es im ganzen Lande 35 von sehr verschiedenartiger Machtfülle geben soll, haben den Oberbefehl im Kriege, an dem sie aber merkwürdiger Weise nicht persönlich Theil nehmen. Statt selbst in die Schlacht zu gehen, warten sie bei ihrer Mbanga den Ausgang des Gefechtes ab, um schlimmstenfalls mit ihren Weibern und Schätzen sich in Sumpf oder Steppe zu verbergen. An Steuern kommt ihnen außer dem gesammten erbeuteten Elfenbein die Hälfte des erlegten Wildes zu. In den westlichsten Theilen des Niam-niam-Landes (wir wissen seit Kurzem durch die von Dr. G. Nachtigal eingezogenen Erkundigungen, daß die Niam-niam oder Sandeh sich von dem Striche an, wo Schweinfurth ihre Wohnsitze durchzog, noch über 9 Breitengrade oder gegen 140 deutsche Meilen weit gegen Westen erstrecken), im Westen also, wo auf Kosten unterdrückter Völker der Sklavenhandel mit Darfur blüht, müssen die Eltern ihre Abgaben in Gestalt ihrer Söhne und Töchter entrichten, erhalten aber oftmals einen Theil des von den Sklavenhändlern dafür gezahlten Preises.

An äußeren Abzeichen, abgesehen von dem Vorrechte, das Haupt mit Thierfellen bedecken zu dürfen, fehlt es den Fürsten, die einzig und allein an ihrer stolzen und herausfordernden Haltung beim Gehen und ihrem würdevollen Benehmen zu erkennen sind. Um so unerklärlicher ist es, daß sie die von ihnen gefällten Todesurtheile eigenhändig vollziehen, ja mitunter in förmliche Raserei verfallen, dem ersten Besten unter der Menge eine Schlinge um den Hals werfen und ihm mit dem hakigen Trumbasch (der Häuptling auf S. 262 hält dieses Säbelmesser in der Hand) den Todesstreich in den Nacken versetzen. Manche freilich behaupten, daß sie diese Wuthanfälle nur fingirten, um dem Volke ihre Macht über Leben und Tod so recht ad oculos zu demonstriren.

Nach dem Tode eines Fürsten folgt ihm sein Erstgeborener, während dessen Brüder unter dem Titel „Bähuki" mit dem Befehl über einzelne Districte belehnt werden. Sehr häufig erkennen aber die Bähnkis die Oberherrschaft des Biäng nicht an und erklären sich für unabhängig, und die Folge davon sind die zahllosen Fehden, Ueberfälle und Hinterhalte, welche das ganze Land in einen großen Kriegsschauplatz verwandeln.

Beim weitern Vordringen gegen Süden, wobei Schweinfurth, ohne es freilich in jenem Augenblicke zu wissen, die Wasserscheide des Nil überschritt, näherte man sich dem Gebiete König Uando's, welcher einst den Chartumern befreundet, durch ihre unklugen Plündereien aufgebracht worden war und nun ihnen den Untergang drohte. Rasch entschlossen lieh sich Abd-es-Sammat die Revolver des Weißen und wagte sich damit, nur von einer kleinen Leibwache umgeben, in das feindliche Lager. Sein keckes Auftreten imponirte dort, und die Niam-niam Uando's benahmen sich zunächst äußerst freundlich: große Trinkgelage feierten die Versöhnung und der König selbst stattete dem Reisenden einen Besuch ab, wobei dieser und seine Leute ihn noch mehr einschüchterten und ihm seine feindliche Haltung und seine Knauserei mit Lebensmitteln vorwarfen. Das wirkte; bald darauf brachten Diener eine Anzahl großer Töpfe mit abscheulich stinkendem Inhalte angeschleppt: es war ein angebrauntes, räncheriges Ragout von Kaldaunen eines zweihundertjährigen Elephanten, sehr zähe und mit sehr viel Hautgoût. Nicht nur Schweinfurth, sondern selbst die Nubier wiesen dies Prachtstück niamniamscher Kochkunst zurück, aber nur um so mehr befestigte er dadurch die Ansicht, welche

sich die Wilden über sein Botanisiren zurechtgemacht hatten. Er blieb stundenlang allein im Walde, riß überall Zweige und Blüthen ab, kehrte oft mit zufriedenem, heiterm Gesichte von seinen Ausflügen zurück, wies das treffliche Elephantenfleisch von sich: er mußte also ein Vegetarianer reinsten Wassers sein, der seinem Hunger nach Grünfutter in den prächtigen Wäldern des Niam-niam-Landes Genüge thun konnte, während sein Heimathland gewiß kein einziges Blatt, keinen Baum und keinen Strauch hervorbringt! Und so erhielt er denn den Spitznamen „Mbarik-päh“, d. i. Laubfresser, der ihm bei allen seinen weiteren Reisen geblieben ist.

Wie schon bemerkt, überschritt Schweinfurth bei dieser letztern Wanderung die südwestliche Wasserscheide des Nil, was ihm nicht mit einem Schlage, sondern nur langsam und allmälig klar wurde. Ein ganz neuer Vegetationstypus trat nun auf, dem noch kein Reisender im Nilgebiete begegnet war, massige Dickichte von Pandanus, die ihm der erste sichtbare Fingerzeig für das Betreten eines neuen Stromgebietes und ein unzweifelhafter Hinweis auf die Flora der afrikanischen Westküste waren. Eben dahin *) deutete das Vorkommen von Schimpanseschädeln auf den Pfählen, die zum Aufhängen der Jagd- und Kriegstrophäen dienen und bei keinem Weiler der Niam-niam fehlen (vergl. das Bild S. 258). Zur Gewißheit wurde diese Ansicht aber erst, als er bei weiterm Vordringen den Fluß Uelle überschritt, welcher westwärts strömt und eine Wassermasse hinabwälzt, die nach Schweinfurth's Ansicht keinem andern Flusse als dem Oberlaufe des in den Tsadsee mündenden Schari angehören kann.

Ein Bähnki (Niam-niam-Chef).

Neuerdings sind nun aber Dr. Nachtigal's Forschungen und Erkundigungen im Süden von Wadai und Darfur bekannt geworden (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. X, Tafel 2) und diese setzen genau unter derselben Breite, wie Schweinfurth seinen Uelle, den mächtigen, an Flußpferden und Krokodilen reichen und den Schari an Wassermasse übertreffenden Bahar Kuta an, der nach Westen in das Land der Fellata strömen soll. Danach wäre es also nicht ganz unmöglich, daß Schweinfurth im Quellgebiete nicht des Schari, sondern eines der großen westafrikanischen Flüsse Monate eifrigsten Sammelns und Studirens zugebracht hätte. Ob dies aber der Ogowe, oder der Congo ist, oder welcher sonst, diese Frage kann bei unserm heutigen Standpunkte der Kenntniß von Innerafrika Niemand entscheiden.

*) Eine vollständige Zusammenstellung aller Beziehungen, welche Schweinfurth zwischen dem Niam-niam- und Monbuttulande einerseits und der westafrikanischen Küste andererseits fand, siehe in: „Der gegenwärtige Stand der deutschen Expedition im äquatorialen Westafrika II.“ „Globus“ Bd. XXVI, S. 346.

Ein Besuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai.

I.

Die Provinz Schan-tung ist für die Chinesen ungefähr das, was Palästina für die christlichen Völker und für die Israeliten ist. Hier ist Confucius geboren und begraben, und von hier aus hat sich seine Lehre über das übrige China verbreitet. Das Grab des Confucius und den nahe gelegenen heiligen Berg Tai besucht zu haben, gehört denn auch für vornehme Chinesen zum guten Ton, und in den entlegensten Gegenden Chinas begegnet man Reisenden, deren Ziel jene Oertlichkeiten sind.

Nachstehender Reisebericht ist den Briefen eines jungen Mecklenburgers an seinen Vater, den Herrn C. W. Stuhlmann, langjährigem Mitarbeiter des „Globus“, entnommen. Herr Stuhlmann jr. ist seit längerer Zeit Beamter der chinesischen Seezölle, und er machte die Reise in Gesellschaft des Dr. H. Fritsche, Vorstand des kaiserlich russischen Observatoriums in Peking. Dr. Fritsche hat auf dieser Reise eine größere Anzahl geographischer, magnetischer und hypsometrischer Bestimmungen gemacht und hierüber auch

in dem von der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg herausgegebenen Repertorium für Meteorologie berichtet. Dr. Fritsche erwähnt denn auch dort seines Begleiters und bemerkt, daß derselbe ihm durch seine Kenntniß der chinesischen Sprache und durch seinen angenehmen Charakter das Reisen sehr erleichtert habe. Lassen wir nun den Reisenden selbst reden.

Im August 1871 kam Herr Dr. Fritsche aus Peking nach dem Hafenort Tschi-fu, und da er die Absicht hatte, das Innere der Provinz Schan-tung zu besuchen, und dieses auch seit länger mein Wunsch war, so einigten wir uns, die Reise gemeinschaftlich zu machen. Folgendes wurde festgestellt. Unser erstes Ziel sollte Tsi-nan-fu, die Hauptstadt von Schan-tung, sein, welches in westsüdwestlicher Richtung etwa 1200 Li oder 75 deutsche Meilen von Tschi-fu liegt. Von dort wollten wir nach Kü-fu gehen, wo sich das Grab des Confucius befindet und das 390 Li oder 23 deutsche Meilen südlich von Tsi-nan-fu gelegen ist. Von hier aus sollte ein Abstecher zum heiligen Berge Tai gemacht werden. Dann wollte mein Reisegefährte nördlich, quer durchs Land, nach Peking gehen, ich aber auf einer südlichern Route zurück nach Tschi-fu.

Zwei Beförderungsweisen standen uns zur Auswahl. Entweder konnten wir uns der von den Chinesen gewöhnlich als Reisewagen benutzten zweiräderigen Karren bedienen, oder auch der sogenannten Schautzüs. Dieses sind große, unseren ehemaligen Portechaisen ähnelnde Sänften, welche statt von Menschen von zwei Maulthieren getragen werden, und der größern Bequemlichkeit wegen entschieden wir uns für sie. Um späteren Streitigkeiten vorzubeugen, wurde mit dem Maulthierverleiher ein schriftlicher Contract abgeschlossen, der jenen verpflichtete, mich durch seine Thiere und Leute im Laufe von sechs Wochen nach den gedachten Oertlichkeiten und nach Tschi-fu zurückbringen zu lassen, gegen eine Zahlung von 50 Dollars. Für den Transport der Instrumente des Dr. Fritsche wurde dann noch extra ein starkes Maulthier gemiethet und ebenso für unsere Diener zwei Reitesel.

Vom schönsten Wetter begünstigt, traten wir am 31. August unsere Reise an. Bald lagen die Berge, welche Tschi-fu nach Süden umkränzen, hinter uns und wir zogen abwechselnd durch fruchtbare, aufs Sorgfältigste angebaute Thäler und rauhe Hochlande auf der wohlunterhaltenen Heerstraße fort. Gegen Mittag kamen die neuerlichst zuweilen auch von Europäern besuchten Schwefelquellen am Fuße der Ai-schan-tang-Felsen in Sicht, und nun gelangten wir allgemach in ein mit großen Granitbrocken übersäetes Hochland, dessen zahlreiche Thäler und Schluchten überall Bäche und Quellen durchrauschten und dessen dürftige und sporadische Bewaldung fast nur aus Cypressen bestand.

Nachdem wir etwa 7 deutsche Meilen zurückgelegt, nahmen wir Nachtquartier im Wirthshause eines kleinen Dorfes. Dieses glich denen aller kleinen hiesigen Ortschaften, das heißt, es bestand aus einem von halboffenen und ganz offenen Baracken umgebenen Hof, worin es die Gäste sich nach Gefallen bequem machen mögen. Da mein Diener bereits gute Erfahrungen in der europäischen Kochkunst besaß, so hatten wir aus den mitgebrachten Vorräthen ein vorzügliches Abendessen, und demnach fühlten wir uns, trotz des schlechten Obdachs, ganz gemüthlich.

Da ich in den Hôtelräumen mehreren Scorpionen und Ratten begegnet war, schlug ich mein Nachtlager in der Sänfte auf. Kaum hatte ich das gethan, als unter Rufen und Geschrei und Schellengeklingel eine Karawane von etwa 50 Maulthieren ihren Einzug in den Hofraum hielt, welche Waaren nach Tschi-fu bringen wollte. Trotz des Lärmens der Treiber und des Schreiens ihrer Thiere schlief ich jedoch bald ein, nachdem ich vorher noch meine Schlafstelle gegen unwillkommenen Besuch durch eine Barricade von Baumwollballen gesichert hatte.

Am Morgen erwachend fand ich mich naß und kalt. Es regnete stark, und die Sänfte hatte ein Leck. Ich suchte meinen Gefährten auf, und wir gingen zu unseren Begleitern, welche uns sagten, daß so lange der Regen andauere, wir nicht weiter reisen könnten. Inzwischen verwandelte das Regnen sich in ein Gießen und unser Hof in einen See, aus dem bald nur noch einzelne Reihen hoher Steine hervorragten. Die Dächer der Baracken wurden von Minute zu Minute undichter und auch die Wände begannen den Regen durchzulassen, denn obgleich es im nordöstlichen China schöne Bruchsteine im Ueberfluß giebt, sind alle kleineren Privatbaulichkeiten aus ungebrannten Lehmziegeln aufgeführt, welche Regen und Winterfrost bald zu Ruinen werden lassen. Da ich nun nicht Neigung spürte, mich während der Nacht durch zusammenstürzendes Dachwerk erschlagen zu lassen, so kroch ich, als es Bettgangszeit geworden, wieder in meinen Schautzü, nachdem ich ihn zuvor auf die noch am höchsten aus dem Wasser ragenden Steine hatte setzen lassen. Lange noch hielten mich das Plätschern des Regens, die Klagen der Treiber und die Unruhe ihrer Thiere, denen das Wasser theilweise bereits bis unter den Bauch stand, wach.

Am nächsten Morgen hatte das Regnen aufgehört und bald wurde auch der Himmel klar. Rasch wurden unsere Thiere bepackt, und fast den ganzen Vormittag zogen wir an den Ufern eines durch den gestrigen Regen ungemein reißend gewordenen Gebirgswassers hin. Die bald hügelige, bald bergige Landschaft zeigte sich an vielen Stellen mit aufs Sorgfältigste gehegtem, in schnurgeraden Linien gepflanztem Nadelholz bestanden, und Höhen und Pässe waren vielfach von Thürmen gekrönt, oder durch Mauern mit Schießscharten gesperrt, die größtentheils während der Kämpfe mit den Rebellen errichtet worden sind. Wir trafen auch mehrere Gebäude, ja ein ganzes Dorf an, das durch die letzten Regengüsse zur vollständigen Ruine geworden war.

Am nächsten Vormittage gelangten wir in die große Ebene, welche sich zwischen dem Busen von Pe-tschi-li und den von West nach Ost streichenden Gebirgen ausbreitet und die zu den fruchtbarsten und dichtbevölkertsten Districten des nördlichen Chinas gehört. Die Landstraße, auf der wir fortzogen, war so vortrefflich, wie eine unserer großen Chausseen, und bald kamen die Tempel und Mauern von Hwang-hien in Sicht.

Auf den ersten Anblick hat eine große oder größere chinesische Stadt etwas sehr Malerisches. Die riesigen Thore, gekrönt mit zierlichen kleinen Tempeln, die vielstöckigen Pagoden mit ihren Dächern von buntfarbigen Porcellanziegeln, die alten Monumente, welche, unseren Triumphbogen ähnlich, in die Straßen oder den öffentlichen Plätzen vorgebaut sind, die offenen Verkaufsläden, welche sämmtlich mit riesigen Wahrzeichen und Firmenschildern von allen nur möglichen Formen und Farben geschmückt sind, dieses Alles präsentirt sich seltsam und erregt die Neugier. Bald wird man aber dessen gewohnt und selbst überdrüssig, denn alle chinesischen Städte ähneln sich, als hätte nicht bloß ein und dasselbe Zeitalter, sondern auch ein und derselbe Meister sie gebaut.

Weiterziehend hatten wir vielfach Gelegenheit eine von mir in Schanghai bereits gesehene, in Tschi-fu und Hongkong aber nicht übliche Beförderungweise von Menschen und Waaren zu beobachten. Es ist die durch Schiebkarren, welche sich von denen, die bei uns im Gebrauch sind, durch ein vier Fuß im Durchmesser haltendes Rad unter-

scheiden. Seitwärts dieses Rades befinden sich zwei Bretter, auf welche die Passagiere sich setzen oder die Güter befestigt werden. Reisende Kaufleute lassen sich so mit ihren Waaren von Ort zu Ort karren, Frauen mit ihren Kindern zu entfernten Besuchen und unbemittelte Studenten legen darauf ihre Reise zum Examen nach Peking zurück. Sind der Passagiere mehrere oder ist sonst die Befrachtung schwer, so wird vorn ein zweiter Mann, auch wohl ein kleiner Esel vorgespannt. Die Menschen, welche das Karren besorgen, sind durchweg stämmige Gesellen und nur mit dem Nothwendigsten bekleidet. Dennoch troffen sie von Schweiß, und ich glaube, daß auf der Erde kaum eine anstrengendere Arbeit als die ihrige verrichtet wird.

Allenthalben war man mit dem Einbringen der zweiten Ernte, hauptsächlich Hirse, Bohnen und Erbsen, beschäftigt. Mehrfach ließ ich mich in längere Gespräche ein und fand immer, daß die Leute sich höflicher und bescheidener bezeigten, als das meistens Seitens unserer norddeutschen Landarbeiter der Fall ist. Angebettelt oder sonst belästigt wurden wir von Niemand, obschon Jedermann sichtlich erstaunt war uns zu sehen und auch darüber, daß ich ihre Sprache verstand. Die, mit denen ich redete, boten mehrfach mir ihre Pfeifen zum Rauchen an, auch von ihrem Getränk und ihren Speisen.

Früh am 3. September erreichten wir die große Stadt Lai-tschau-fu, berühmt wegen der in der Umgegend wachsenden herrlichen Weintrauben, die bis Tschi-fu und weiter verführt werden, und ihrer Fabriken in Seifenstein. Aus diesem, der in der Nähe gebrochen wird und bald grau, bald röthlich gefärbt ist, werden, oft mit sehr geschickter Benutzung der in die Steinmasse eingesprengten dunkleren Flecke und Adern, zahllose kleine Zierrathen, Thierfiguren, Theetöpfe, Kasten, Becher und selbst Flöten geschnitzt und gedrechselt, und zwar Manches recht geschmackvoll. Wie alle chinesischen Städte ist auch diese befestigt und der breite Stadtgraben, der ganz mit blühendem Lotus überzogen war, gewährte ein herrliches fast tropisches Bild. Wir passirten eine neue, schöne, aus einem einzigen sehr weitgespannten Bogen bestehende Brücke und weiter ein altes, ungewöhnlich großartiges Thor. Die Stadt selber bietet jedoch wenig Besonderes, obschon sie vielleicht wohlhabender ist und auch reinlicher gehalten wird, auch ein besseres Straßenpflaster hat, als die meisten großen hiesigen Städte.

Unser Nachtquartier nahmen wir in Sin-ho, das an einem jetzt fast wasserlosen, verfallenen, großen Canale liegt, über welchen eine mehr als vierhundert Fuß lange Brücke führt. Ueberhaupt sind in neuerer Zeit manche der großen Wasserstraßen aufs Aeußerste vernachlässigt, wie es denn auch außer Frage steht, daß China, seit es sich den Europäern und dem europäischen Handel hat öffnen müssen, weder in der allgemeinen Cultur noch an Wohlstand fortgeschritten ist. Die nächste Nacht brachten wir in Hon-ting zu, wo sich inmitten der Stadt, auf einem steilen Hügel, ein schon von Weitem in die Augen fallender taoistischer Tempel befindet. Die Taoisten sind eine durch ganz China weit verbreitete religiöse Secte, so eine Art Spiritualisten. Ihr Gründer war Lao-tzü, ein Zeitgenosse von Confucius, und ihre Priester rühmen sich eines tiefern Verständnisses der Naturkräfte und behaupten eine besondere Gewalt über die bösen und guten Geister zu besitzen, solche rufen und bannen zu können.

Ein alter freundlicher Priester führte mich im Tempel umher und hinderte auch nicht, daß ich von selbigem eine Zeichnung machte. Fast alle chinesischen Tempel sind nach einem Bausystem errichtet. Sie bestehen immer aus einem Complex von Gebäuden, die, ähnlich wie unsere Klöster, ein gegen ihre Umgebung abgeschlossenes Ganzes bilden. Der gewaltige aus mächtigen Quadern errichtete Unterbau des Tempels in Hou-ting hat eine Höhe von etwa sechszig und eine Länge und Breite von mehr als dreihundert Fuß.

Am sechsten September passirten wir Wei-hien, eine größere Fabrikstadt, in der namentlich die Schan-tung-Seidenstoffe besonders gut verfertigt werden. Im Wirthshause, das verhältnißmäßig comfortable war, speisten wir aus der Küche des Wirths: mit Eiern abgequirlte Hammelfleischbrühe und gebackene Fische. Da man uns erzählt hatte, daß sich in der Stadt ein besonders sehenswerther Tempel befinde, beschlossen wir ihn aufzusuchen. Wir waren aber kaum einige hundert Schritte gegangen, als uns eine solche Masse von Neugierigen umdrängte, daß mein Begleiter keine Lust mehr hatte weiter zu gehen, und so kehrten wir in das nahe am Thor gelegene Wirthshaus zurück. In diesem Theile Chinas sind Europäer noch eine sehr seltene Erscheinung.

Am Abend des neunten Septembers erreichten wir die Provinzialhauptstadt Tsi-nan-fu und fanden in der Vorstadt ein ganz gutes Quartier. Am andern Morgen ließen wir uns in Sänften zu einem amerikanischen Methodistenmissionär tragen, dessen Adresse man uns in Tschi-fu gegeben. Es war Sonntag, und wir fanden unsern Freund, der seit zwei Jahren hier am Platze arbeitet, bereits in chinesischer Priestertracht und in sabbathlicher Stimmung. Indessen nahm er uns doch freundlich auf und lud uns auch zum Frühstück ein, das wir jedoch, da nach chinesischer Sitte alle Schüsseln die penetrantesten Knoblauchsdüfte athmeten, dankend ablehnten. Nachdem wir uns noch kurz über die Sehenswürdigkeiten der Stadt informirt, nahmen wir herzlichen Abschied.

Die vorhin verschlossenen Läden waren jetzt sämmtlich geöffnet. In ununterbrochener Reihe laufen dieselben zur Seite der Hauptstraßen hin, die verschiedenartigsten Gegenstände, nicht ohne Geschick drapirt, zur Schau stellend. Ich sah darunter englische Woll- und Baumwollenstoffe, Stahl- und Eisenwaaren, dagegen von deutschen Erzeugnissen nur Zündhölzer. Ueberall herrschte ein lebhafter Verkehr, und unsere Träger hatten oft Mühe, uns durch das dichte Menschengewühl hindurch zu tragen. Zwischen den Hauptstraßen schlängeln und winden sich zahllose enge Gäßchen, mit denen verglichen die des berüchtigten Hamburger Gängeviertels gerade, breit und sauber zu nennen sind. Wieder in unserm Wirthshause angelangt, ließen wir uns gebackene Fische und herrliche Pfirsiche und Weintrauben gutschmecken, und dann traten wir in unseren Sänften eine neue Rundreise an.

Zunächst besuchten wir die Hauptmoschee der hier zahlreichen Mohammedaner. Es ist dies ein großes Gebäude im chinesischen Tempelstil, das inwendig weiter keinen Schmuck zeigt, als daß die Säulen und Wände von oben bis unten in arabischen Schriftzeichen mit Sprüchen des Koran bedeckt sind. Ein Mann, welcher der Küster sein mochte, begrüßte uns und redete uns Arabisch an. Auf Chinesisch erwiderte ich, daß ich ihn nicht verstände und bat ihn, mit mir in dieser Sprache zu reden. Er erstaunte sichtlich und noch mehr, als ich ihm sagte, daß wir keine Mohammedaner, sondern Christen wären. Er fragte dann, ob wir Kaufleute oder Missionäre seien, und als ich beides verneinte, wunderte er sich aufs Neue, schien aber auch zu zweifeln, als ich nunmehr versuchte, ihn über den Zweck unserer Reise aufzuklären. Als endlich mein Begleiter ihn mit einer kleinen russischen Silbermünze beschenkte, kannte seine Ergebenheit kaum Grenzen.

Ein langer Marsch quer durch die Stadt brachte uns dann zu einem ganzen Complex von Tempeln, ähnlich zusammen an- und ineinander gebaut, wie man es in man-

chen unserer alten Bischofsstädte mit kirchlichen und geistlichen Gebäuden sieht. In einem rings umschlossenen friedhofartigen Hof zeigte sich in der Mitte ein großes, hübsch verziertes, steinernes Bassin, welches ein Flußarm durchströmte und aus dem in gleichmäßigen Abständen mehrere kleine Springbrunnen in die Höhe schossen. Eine Menge gut gekleideter Chinesen vertrieben sich in der kühlen Oertlichkeit die Zeit mit Rauchen und Kartenspielen oder hörten einem Märchenerzähler zu. Unsere Ankunft erregte allgemeines Aufsehen, und als ich unvorsichtiger Weise meine Fähigkeit, Chinesisch reden zu können, hatte merken lassen, waren wir bald von einem dichten Schwarm neugieriger Frager umdrängt. Auch hier wollte man nicht glauben, daß wir zu wissenschaftlichen Zwecken reisten, was nämlich sich gar nicht mit der Philosophie der vornehmen Classen Chinas, die jedes Idealismus bar sind und deren Wünsche und Bestrebungen nur auf materiellen Lebensgenuß, namentlich auf vieles und fettes Essen gerichtet sind, zusammenreimen läßt.

Auf dem Rückwege zum Wirthshaus sahen wir noch eine Missionsanstalt, deren Arbeiter französische und spanische Franziskaner sind. Ihrer Erzählung nach haben sie bereits Viele bekehrt, was ich jedoch ganz und gar bezweifle. Das christliche Dogma paßt für die chinesischen Lebensanschauungen nicht, und das der Katholiken noch weniger als dasjenige der Protestanten. Einen Gott, der aus freiem Willen sich selber zum Besten der Menschheit kreuzigen läßt: das geht jedem Chinesen über alle Kraft des Glaubens.

Nach eingenommenem Mittagsmahl erhielten wir einen seltsamen Besuch. Ein Mann mit starkem Backenbart und fremdländischer Kleidung trat bei uns in Begleitung jenes Mannes ein, mit dem wir in der Moschee geredet. Auch er sprach uns Arabisch an und verwunderte sich auch entschieden, als wir ihn nicht verstanden. Dr. Fritsche versuchte es nun mit Russisch, allein vergeblich, und so mußten wir wieder zum Chinesischen unsere Zuflucht nehmen, wovon jedoch der Fremde nur wenige Worte verstand. Der mitgekommene Küster nutzte auch nicht viel, da wiederum dessen Kenntniß des Arabischen eine höchst kümmerliche war. Endlich brachten wir heraus, daß unser Gast ein Buchare sei, der schon länger in China reiste und jetzt nach Schanghai wollte. Er fragte uns, ob wir Bekenner des Islam wären und auch er verwunderte sich sehr, als wir solches verneinten. Was eigentlich der Zweck seiner Reisen, blieb uns dunkel, doch schien es uns später, daß er in mohammedanischer Mission machen möge. China wird zur Zeit von religiösen Geschäftsleuten aller Art durchstreift, unterwühlt und in Unruhe gebracht. Den meisten Erfolg sollen noch die Mohammedaner haben.

Ein Beitrag zur Beurtheilung des Khechuastammes in Peru und Bolivia.

Von **E. von Boeck** in Cochabamba.

I.

Als nach der Entdeckung des transatlantischen Festlandes im 15. Jahrhundert sich dem eroberungslustigen Europa ein weites Feld geöffnet, fanden die kühn und rastlos vordringenden Entdecker daselbst zwei Völkerstämme vor, welche in Anbetracht der höhern Bildung und des geordneten Staatswesens nicht wohl als Wilde angesehen werden konnten: nämlich die Azteken in Mexico und die Unterthanen der Incas in Peru. Während im nördlichen Theile Amerikas die eingeborenen, auf niederer Culturstufe sich befindenden Jägerstämme vor den Fortschritten der Weißen immer weiter nach den unwirthlichen aber wildreichen Jagdgründen im Westen zurückwichen und der angelsächsischen Race ihr schönes, fruchtbares Land überließen, hatten die romanischen Eroberer in den beiden obgenannten Culturreichen nicht nur den materiellen Widerstand ihrer Bewohner, die mit Recht sich den Eindringlingen widersetzten, zu überwinden, sondern sie mußten vor Allem sich bemühen, die festgewurzelten religiösen Einrichtungen und politischen Institutionen umzugestalten und die patriotischen Erinnerungen ihrer nationalen Größe und Bedeutung aus dem Gedächtnisse der Unterjochten zu verwischen, da sie nur zu wohl erkannten, welch bedeutenden Einfluß die von Generation zu Generation vererbten Traditionen von früherer nationaler Selbständigkeit auf die mit roher Gewalt und Grausamkeit niedergehaltenen Volksstämme üben mußten. Zu untersuchen, welche Ursachen dazu beitrugen, die Durchführung dieser Pläne in Mexico zu erleichtern, liegt außerhalb unserer Absicht, aber der bemerkenswerthe Umstand, daß eine Ausrottung des Nationalgefühls und der Nationalsprache im Incareiche bis jetzt noch nicht gelungen, dürfte wohl als Beweis für die Lebenskräftigkeit und zähe Standhaftigkeit einer Nation gelten, welche den umstürzenden Bestrebungen der Eroberer durch Jahrhunderte einen unüberwindlichen passiven Widerstand leistete und dadurch Veranlassung gab, daß die weltkundigen Sendboten Loyola's den weisen Entschluß faßten, ihre Lehren und ihr Benehmen so viel als möglich der Denkweise dieses Volkes anzupassen, seiner Sprache sich zu bemächtigen und durch dieselbe den Lehren des Christenthums leichtern Eingang zu verschaffen. Wenn es nun einerseits ein unbestrittenes Verdienst dieses Ordens ist, den grammatikalischen Bau der Sprache erforscht und die Schönheiten derselben begriffen zu haben, so ist andererseits nicht abzuleugnen, daß sein religiöser Eifer viel dazu beigetragen hat, die Originalität und Reinheit der Sprache zu entstellen, indem die Missionäre sich Mühe gaben, alle solche Worte und Redeweisen daraus zu entfernen, welche in irgend einer Weise auf die ursprünglichen religiösen Ideen und Anschauungen der Nation Bezug hatten, und dafür andere unterzuschieben, die den christlichen Lehrbegriffen angemessen waren, wofür wir im Laufe dieser Abhandlung mehrere Beweise beizubringen gedenken.

Sprache. Die Sprache der Indier, welche in der Gegend von Cuzco oder Cozco wohnend zuerst sich dem Scepter der Inca unterwarfen, heißt „Khechua", welches Wort eigentlich „gemäßigtes Klima" bedeutet im Gegensatze zu „Puna", „kaltes Klima", und jenen Namen führten die um Cuzco angesiedelten Stämme. Cuzco war der Schauplatz der größten Pracht und Herrlichkeit des Incareiches, aber auch Zeuge seines traurigen Unterganges, als die letzten der Incasprößlinge unter den Schwertstreichen der spanischen Henker verbluteten und selbst zarte Frauen und Kinder dieser Familie

grausam hingeschlachtet wurden (Ende des 18. Jahrh.). Diese Stadt und Provinz ist es auch heute noch, wo die Khechua am reinsten und besten gesprochen wird, während in den südlichen Provinzen Perus und besonders in Bolivia die Sprache so sehr mit spanischen Elementen vermischt ist, daß die reine Khechua in jenen Gegenden gar nicht mehr verstanden wird. Die Bildungsstufe der Khechua-Indier zu Zeiten der Incas dürfte vielleicht nicht mit Unrecht mit der Civilisation der heroischen Periode des alten Hellas verglichen werden, in welcher die Könige und Fürsten in großer Einfachheit lebten und literarische Bestrebungen sowie jede Art von Schulbildung fast unbekannt waren, woher es auch kam, daß die Sprache zu jener Zeit nie symbolisch in Schrift und Zeichen verkörpert wurde, weil sie im Munde des Volkes lebte und ihre literarischen Erzeugnisse, z. B. Gesetze, religiöse und heitere Volksweisen, von Mund zu Mund sich fortpflanzten. Wie die Thaten der alten Heroen durch die von Stadt zu Stadt wandernden Rhapsoden besungen wurden, so gab es auch im Incareiche Dichter und Sänger, deren Lieder von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten, ohne daß sie je schriftlich aufgezeichnet worden wären. Bis jetzt ist es von allen Geschichtsschreibern als Thatsache anerkannt, daß die peruanischen Indier zur Zeit der Incas weder Buchstaben noch Zeichenschrift gekannt und angewendet haben. Unentschieden ist bis jetzt noch die Frage, ob die sogenannte Knotenschrift oder Khipus bloß zur Aufzeichnung numerischer Daten diente oder wirklich ein Ersatz für Buchstaben und Zeichenschrift war. Prescott in seiner Geschichte der Eroberung von Peru (I, 4) ist der Ansicht, daß diese Knotenschnüre eine Art numerischer Zeichen für gewisse Ereignisse, gesetzliche Bestimmungen u. s. w. seien, eine Ansicht, welcher auch mein verstorbener Freund Tschudi in der Vorrede zu seiner Khechua-Grammatik sich anschließt. Jedenfalls ist aber mit dem Aussterben der mit dieser Aufzeichnungsweise betrauten Beamten, der sogenannten Khippucawayok, das Verständniß dieser Schriftweise für die Nachwelt gänzlich verloren gegangen *).

Dagegen aber findet man an verschiedenen Plätzen in Peru eine Menge großer und kleiner Steine bedeckt mit einer Art Hieroglyphen oder Zeichenschrift, von deren Ursprung die Geschichte keine Erwähnung thut. Unweit Arequipa in einem Gebirgszuge, genannt „La Coldera“, finden sich rechts und links auf dem Wege nach Vitos Hunderte von Steinen, auf denen solche Zeichen eingegraben. Rivero und Tschudi in den „Antiguedades Peruanas“, Markham und andere Reisende erwähnen dieser Thatsache, und ich selbst habe diese Stelle im Jahre 1861 besucht. Die Steine gehören meist zur devonischen Formation und einige derselben sind sonor wie Klingstein, die darauf gezeichneten Figuren sind meistens Sonnen, zackige Blitze, Schlangen, rohe Umrisse von Menschen und Thiergestalten, Eidechsen, Hirschgeweihe und verschiedene unsymmetrische und nicht zu entziffernde Gebilde. Der italienische Gelehrte Dr. Antonio Raimondi, welcher seit einer langen Reihe von Jahren sich mit dem Studium der peruanischen Naturgeschichte und Ethnologie beschäftigt, besuchte auf meine Anregung diesen Ort im Jahre 1864 und war anfangs unschlüssig über das wahrscheinliche Alter dieser Zeichen, bis er später in sehr alten und vordem nie geöffneten Grabmälern ganz genau dieselben Figuren auf großen Steinen eingegraben fand und dadurch der Ansicht sich anschloß, daß diese Zeichenschrift einer der Incadynastie vorhergehenden Periode angehören dürfte, wie so manche architektonische Denkmäler auf der Insel Titicaca und der Halbinsel von Tiahuanaco.

Dem Philologen bietet das Studium dieser Sprache großes Interesse, da eine solche Symmetrie der Construction, ein so großer Reichthum an Formen und eine so schmiegsame Flexibilität, sei es für Wortableitung, sei es für Bildung neuer Begriffe nur in wenigen lebenden Sprachen angetroffen wird.

So lange die Frage über die ethnologische Abstammung der amerikanischen Urvölker wissenschaftlich ungelöst bleibt, wäre es Verwegenheit, sich in Hypothesen zu ergehen, welchem der bis jetzt bekannten Sprachstämme die in Amerika gesprochenen Zungen angehören, jedoch läßt eine tiefer eingehende Vergleichung des Baues der Khechua mit anderen bekannten Sprachen entfernte Analogien mit indogermanischen Sprachformen entdecken, eine Behauptung, die nur mit großer Vorsicht ausgesprochen werden darf, um nicht etwa eine Schlußfolgerung auf verwandtschaftliche Abstammung oder Entwickelung darauf begründen zu wollen.

Sprachvergleichende Bemerkungen; Eigenthümlichkeiten der Khechua.

Der Mangel eines bestimmten und unbestimmten Artikels, analog dem Latein, erzeugte die Nothwendigkeit für die verschiedenen Wortfälle eine Abwandlung mit Endbuchstaben oder Endsilben zu schaffen; und so finden wir außer Genitiv, Dativ und Accusativ einen Ablativ oder, wie Tschudi ihn nennt, einen Ilativ, der durch Anhängung jener Redetheile gebildet werden kann, welche in anderen Sprachen Präpositionen heißen, hier aber richtiger Postpositionen genannt werden sollten.

Aehnlich der englischen Sprache kennt die Khechua auch keine grammatikalischen Geschlechter der Hauptwörter, wenn sie nicht lebende Wesen bezeichnen, ja das Fürwort der dritten Person ist nur eines für beide Geschlechter.

Die Mehrzahl der Hauptwörter kann auf sechs verschiedene Weisen gebildet werden und scheint eine solche Mannigfaltigkeit zu beweisen, daß die Indier scharf zwischen den verschiedenen Begriffen unterschieden, die wir uns in der Mehrzahl verkörpert denken. Ist die Mehrheit durch ein Zahlwort ausgedrückt, so bleibt die Pluralpartikel „cuna“ ganz weg. Zusammengehörige Dinge und Begriffe haben eine besondere Mehrzahlbildung.

Analog der griechischen und der araucanischen Sprache findet sich die Dualformation durch Vorsetzung einer Doppelpartikel.

Aus einem concreten Hauptworte kann ein abstractes gebildet werden durch Anhängung des Infinitives cay „sein“, analog mit der deutschen Ableitungssilbe „heit“, z. B. runa „Mensch“, runacay „Menschheit“, d. h. Mensch sein.

Analog mit vielen indogermanischen Sprachen ist der Gebrauch des Infinitives als Hauptwort, z. B. rimay, das Sprechen, die Sprache, micuy, das Essen, die Speise.

Die Zusammensetzung der Hauptwörter ist ganz ähnlich wie im Deutschen und Englischen, indem stets der bestimmende oder Sonderbegriff dem allgemeinen vorgesetzt wird, während in den romanischen Sprachen die entgegengesetzte Wortstellung angewendet wird, z. B. Hausthür: huasi puncu, puerta de casa. Todtenhaus aya-huasi.

*) Man vergleiche hiermit, was K. Ritter (Asien IV, S. 505) nach chinesischen Quellen von den Sifan im nördlichen Tibet (siehe Seite 268) berichtet: „Diese Sifan können weder lesen noch schreiben; machen sie aber unter sich einen Vertrag, so binden sie Stricke an Holzstücke mit so viel geschlungenen Knoten, als die Zahl der getroffenen Uebereinkunft beträgt. Diese antik-asiatische Knotenschrift, Kieï cheng bei den Chinesen genannt, d. h. geknotete Stricke, wird auch den Tufan überhaupt beigelegt, und ebenfalls den Chinesen der ältesten Zeit, als diese noch nicht ostwärts bis zum Meere fortgerückt waren, sondern noch ihre Sitze nur in Honan und Schensi hatten. Das Document jener Knotenschrift ist den Sifan der heiligste Contract.“ Ob diese älteste Schriftart Centralasiens sich noch heute bei den Sifan findet, darüber berichtet leider Prschewalski, der dieselben zuletzt besuchte, nichts. Red.

Unserem deutschen Worte „macher", „meister" zur Bezeichnung von Berufsarten, Handwerken, Geschäften, Aemtern 2c. entspricht ganz genau das Wort camayok (von der Wurzel cama, machen, schaffen, ordnen), piréacamayok, Maurermeister, khippucamayok, Beamter der Knotenschrift.

Werfen wir noch einen Blick auf die mannigfaltigen abstracten Begriffe, wofür sich reine Khechuaworte vorfinden, so können wir uns überzeugen, daß die Nation an schönen Ideen keineswegs arm war, z. B. k'apacay, Artigkeit, napacunacuy, Begrüßung, Compliment, huaylluy, Zärtlichkeit, munay Liebe. Ebenso reich ist die Sprache an bezeichnenden Worten für Haß, Abscheu, Schrecken u. s. w.

Die Ausbildung des Zahlensystems nach dem Decimalprincip ist gleichfalls ein Beweis für den höhern Culturstandpunkt dieser Nation im Vergleich zu anderen, denen dasselbe unbekannt geblieben. Die Zahlen von 10 bis 20 werden aus der Grundzahl 10, chunca, und der entsprechenden Ordnungszahl gebildet, z. B. 11 chunca hukñiyok, 10 der erste; die Zehner aus der Grundzahl mit chunca, z. B. iscaychunca, zwei Zehner (20).

Die Fürwörter theilen sich in zwei Classen, solche, die allein stehen, wozu die persönlichen, anzeigenden und fragenden gehören, und in solche, die dem Worte stets angehängt werden, wozu die besitzanzeigenden und das Fürwort „selbst" gehört. Die besitzanzeigenden Fürwörter, welche zum Theil zur Beugung der Zeitwörter gebraucht werden, können mancherlei Modificationen erleiden, und ist ihre Anwendung für den Fremden etwas schwierig.

Die complicirte Beugung der Zeitwörter, wie sie in den alten und zum Theil auch in den neueren Khechuagrammatiken vorkommt, dürfte wohl größtentheils das Werk von Verfassern sein, welche alle lateinischen Ausdrucksformen in Khechua wiedergeben wollten; dafür spricht auch die Thatsache, daß die heutige Volkssprache die Conjugation sehr vereinfacht hat und manche Zeitformen gar nicht mehr darin in Anwendung kommen. Gewöhnlich wird im erzählenden Stil die dem Parfait defini entsprechende Aoristzeit gewählt und häufig sogar das Präsens statt des Futurs in Anwendung gebracht. Ein besonderer Reichthum der Sprache liegt in den Participien, von denen wir ein Präsens, Präteritum und Futurum vorfinden, z. B. munak, der Liebende, munaspa, der geliebt wird oder geliebt worden ist, munana, der geliebt werden wird, außerdem besitzt die Sprache zwei Gerundialformen: munaypak, um zu lieben, munaspa, durch oder beim Lieben, das sogenannte Supinum ist gleich dem Participp des Präsens. Die Subjunctiv- und Optativformen bringen angenehme Abwechselung in die Redeweise und erinnern häufig an griechische Satzconstructionen, z. B. tacayman, ich möchte schlagen, *τύπτοιμι*. Um eine Probe der Anwendung des Subjunctiv zu geben, citiren wir folgende Stelle aus einer von Avendano veröffentlichten Predigt, die uns zugleich ein Beispiel der eigenthümlichen Comparativform giebt. Der Redner sagt, daß alle Menschen, Weiße, Indier und Neger von Einem Elternpaare abstammen und fährt dann fort: Hukñincuna hukñincunamantapas ashuan yurak captinea (wörtlich: die einen vor den andern mehr weiß daß sie sind) chayca intimanta hamun (so kommt das von der Sonne).

Die Attributivbeiwörter oder Adjectiva werden ohne Ausnahme ihrem Hauptworte vorgesetzt, ganz wie im Deutschen und Englischen. Eine unerschöpfliche Quelle zur Bildung neuer Wörter oder zur Umgestaltung, Beschränkung oder Erweiterung des Sinnes von Haupt- und Zeitwörtern bilden die zahlreichen Partikeln, die bald eingeschaltet, bald dem Worte angehängt werden, theils einzeln, theils mehrere zugleich in bestimmter Reihenfolge. Der einfache Buchstabe „s" dem Subject angehängt bedeutet „man sagt daß", z. B. huh huaynas mana alli cousayñiok: „Man erzählt, daß ein junger Mann, der ein schlechtes Leben führte."

Als Hauptgrundsatz sowohl für die Wortfolge als für die Satzordnung gilt die Regel, daß der regierte Redetheil oder Satz stets dem regierenden voranstehen muß, somit jede Rede mit den Nebensätzen beginnen und mit dem Hauptsatze schließen muß; z. B. ich habe den Mann begegnet als ich von Cuzco kam. Noca Cozcomanta hamuk chay runacta tincurcani. Nur in der Poesie sind Ausnahmen von dieser Regel erlaubt.

Volkscharakter. Der niedere Bildungszustand der jetzt lebenden Indier berechtigt uns keineswegs zu dem Schlusse, daß die Vorfahren einer so tief stehenden Nation niemals auf höherer Culturstufe sich befunden haben können; oder es müßte uns auch erlaubt sein im Hinblick auf die jetzt lebenden arabischen Raub- und Hirtenstämme Nordafrikas in Abrede zu stellen, daß die glorreiche Aera der Ommajaden und Abassiden eine Fabel sei und niemals existirt habe.

Die grenzenlose Selbstsucht der spanischen Eroberer heischte zur Rechtfertigung der vielen grausamen Maßregeln, womit sie diese Stämme zu unterdrücken suchten, daß die Nation der Indier in den Augen des spanischen Mutterlandes und ganz Europas als ein in die größten Laster und tiefste sittliche Erniedrigung versunkenes Volk dargestellt wurde, obgleich die seit Jahrhunderten bestehenden weisen Staatseinrichtungen, die trefflichen Gesetze über Ackerbau, Bewässerung, Abgaben u. s. w. und das Vorhandensein großartiger architektonischer Monumente mit derartigen übertrieben ungünstigen Schilderungen einen schwer zu erklärenden Widerspruch bildeten.

Jede Nation unterliegt denselben psychologischen Gesetzen wie die Einzelwesen, aus denen sie besteht, und sind bei der Heranbildung und Erziehung eines Volkes dieselben richtigen Principien einer gesunden Pädagogik zu beobachten, wie bei der Heranbildung des jungen Menschen. Zu engherzige Einschränkung, fortgesetzte verächtliche Behandlung, ungerechte und willkürliche Bestrafung, Erdrückung des edlen Selbstgefühles dienen dazu, dem Kinde alle jene Laster und Fehler anzuerziehen, die wir an ihm vielleicht mit Unrecht voraussetzen und zu bekämpfen wähnen. Eine solche verkehrte Erziehungsweise beobachteten die spanischen Eroberer und befolgen noch heutzutage die republikanischen Regierungen, welche die Indier als unmündig vor dem Gesetze erklären und sie gewissermaßen als eine zum Dienen geborene, weit unter ihnen stehende Menschenclasse betrachten, deren Arbeits- und Erwerbskraft auszubeuten das einzige Bestreben der Regierenden bildet. In Folge dieser schlechten Behandlung wurde der Indier falsch, heimtückisch, verschlagen und arbeitsscheu. Die christliche Religion hatte ihm seinen tiefen Gefühlsglauben genommen und nur Unverständliches dafür gegeben. Er, einst der Herr dieser Länder, ist nun der mißhandelte und verachtete Paria, fast gänzlich rechtlos dem Weißen gegenüber, den er haßt, aber dessen Macht er fürchtet.

Auf meinen häufigen Reisen und bei meinem längern Aufenthalte auf dem Lande habe ich hinreichend Gelegenheit gehabt, die nachtheiligen Charakterseiten des Indiers kennen zu lernen, aber auch nicht selten mich überzeugt, daß, wenn man diese Nation richtig behandelt, sie zu Besserm herangezogen werden könnte.

Schilderungen innerasiatischer Zustände.

Von **Albin Kohn.**

I.

Zwei Erdtheile sind es vornehmlich, Asien und Afrika, welche heute die Aufmerksamkeit Aller auf sich lenken, weil beide so sehr viel Neues, Unbekanntes, ja theilweise Ungeahntes bieten. Hervorragend jedoch dürfte man das Interesse nennen, welches Asien beansprucht, da es nicht bloß ein wissenschaftliches und commercielles, das vorerst nur noch zu Forschungen im Innern Afrikas anreizt, sondern zugleich ein eminent politisches und culturhistorisches ist. Denn nicht genug, daß das Innere Asiens in den letzten Jahren der Schauplatz tiefgreifender politischer Ereignisse gewesen ist, so können wir auch, ohne gerade Propheten zu sein, mit aller Wahrscheinlichkeit vorhersagen, daß dort in nicht ferner Zukunft Ereignisse stattfinden werden, deren Tragweite heute gar nicht, auch nicht annähernd, zu berechnen ist. Und doch ist dieser Erdtheil, in den alle Forscher die Wiege der Civilisation der Menschheit versetzen, in seinem Innern noch fast eben so unbekannt wie das Innere Afrikas, so zwar, daß auch dort noch ebenso gut wie im letztern neue, bis jetzt wenigstens ganz oder fast ganz unbekannte Volksstämme zu entdecken sind.

Unserm Jahrhunderte war es vorbehalten, der Wissenschaft Länder und Erdtheile zu erschließen, wie sich dessen nicht viele andere Zeitalter rühmen können. Man begnügt sich, seit unser großer Humboldt die Bahn gebrochen hat, nicht mehr damit, die von den Fluthen des Oceans bespülten Küsten der verschiedenen Erdtheile kennen zu lernen und mit den sie bewohnenden Volksstämmen Verbindungen anzuknüpfen; nein, man dringt kühn in Wälder und Wüsten ein und bestrebt sich nicht allein sie kennen zu lernen, sondern wendet alle Mittel an, um sie in den Kreis unserer Civilisation hineinzuziehen, sie an deren Vortheilen theilnehmen zu lassen. Zu solchen Forschungen gehört, wie ich dieses in meinem bei Otto Spamer erscheinenden Werke (Sibirien und das Amurgebiet, von Albin Kohn und Richard Andree, Thl. I, S. 240) hervorgehoben habe, Muth, Ausdauer, beispiellose Aufopferung und Selbstverleugnung, und deshalb kann die Menschheit den Männern, welche sich ihnen freudig unterziehen, nicht genug dankbar sein. Sie sind die Apostel und Märtyrer der Wissenschaft!

Außer Deutschen und Engländern, die sich schon seit längerer Zeit in hervorragender Weise in dieser Beziehung ausgezeichnet haben, betheiligen sich in neuerer Zeit auch Russen an den großen Entdeckungen der Neuzeit, und wir verdanken ihnen Aufschlüsse über Gegenden, welche seit Marco Polo kein Europäer gesehen hat und von denen wir häufig nicht mehr als Fabeln, nicht selten aber auch gar nichts wissen.

Von Jahr zu Jahr tauchen in jenen geheimnißvollen Gegenden Inner- und Ostasiens, welche durch hohe Gebirgsketten und sandige Wüsten von uns geschieden sind und sich in einer Entfernung von nahezu eintausend Meilen von uns befinden, neue Namen auf, von denen wir bis dahin keine Ahnung hatten, und die selbst in bedeutend größerer Nähe noch vor wenigen Jahren vollkommen unbekannt waren.

Wie lange ist es her, daß „Ostturkestan", von dem jetzt so oft in Zeitungen gesprochen wird, durch englische und russische Forscher in seinem westlichen Theile uns erschlossen worden ist? Wer hat einen Begriff von dem ungeheuren Landstriche, welcher zwischen den centralasiatischen Gebirgen und der großen chinesischen Mauer liegt? Und doch gehört auch jene Gegend dem Menschen, ist von der Natur für ihn geschaffen, auf daß er in ihr arbeite, schaffe, sich seines Daseins erfreue und zum Wohle des ganzen Geschlechtes wirke. Es sind besonders Russen, welche uns in jene unbekannten, geheimnißvollen Gegenden führen, und ihnen ist dies leichter als anderen Nationen, da die Grenzen des russischen Reiches in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr gegen jene Gebiete vorgeschoben worden sind, und Rußland selbst das größte Interesse daran hat, Land und Leute so genau wie möglich kennen zu lernen. In neuerer Zeit hat sich um die Erschließung jener fernen Gegenden Stabscapitän Prschewalski verdient gemacht, dessen Mittheilungen ich in den folgenden Schilderungen benutzen werde. Die erste dieser Schilderungen ist eine ethnographische, welche uns mit einem in den letzten Jahrhunderten fast verschollenen Volksstamme bekannt macht, die zweite ist eine socialpolitische, welche uns ein schreckenerregendes Bild von den socialen und politischen Zuständen des himmlischen Reiches macht, dessen Herrscher sich stolz „den Bruder der Sonne, den Onkel des Mondes, den Beschützer sämmtlicher Sterne und den König des Himmels, den Bogdo-Chan nennt".

1. Die Tanguten.

In den hochgelegenen Gebieten westlich von der chinesischen Provinz Kan-su lebt ein Volksstamm, dessen Namen wohl so mancher Europäer das erste Mal hören mag; es ist das der Stamm der Tanguten, von den Chinesen Sifan genannt *), welcher, obgleich die Gegend, in der er haust, gewöhnlich zur Mongolei gerechnet wird, von den Bewohnern des eben genannten Landes in Sprache, Sitten, Gebräuchen, Lebensweise, Charakter und Körperbau grundverschieden ist. Wir wollen uns mit Prschewalski dieses Volk näher betrachten.

In der eben bezeichneten Gegend, im Bassin des Sees Kuku-Nor (des Blauen Sees der Mongolen), welchen die Tanguten Zork-Gumbum und die Chinesen Zin-Chai (das Blaue Meer) nennen, bemerkt der Reisende schon aus der Ferne schwarze Zelte, welche er in der Nähe als die Wohnungen menschlicher Wesen erkennt. Diese Zelte bestehen aus vier in die Erde gesteckten Stangen, welche mit grobem und fast wie ein Sieb durchscheinendem Tuche aus

*) Si-fan, d. i. „Fremdlinge des Westens", kann seiner Zusammensetzung gemäß natürlich alle westlichen Barbaren bedeuten, wenn es auch anfänglich nur diejenigen am Kuku-Nor in sich begriff, welche den ersten chinesischen Bewohnern des heutigen China in den Provinzen Schen-si und Kan-su genau im Westen wohnten. Später wurde der Name südwärts ausgedehnt, und wenn heute von Sifan gesprochen wird, so versteht man darunter meist nur die „Barbaren" an und innerhalb der nordwestlichen Grenzen der Provinz Sze'-tschwan.

Tangut (Ritter's Asien IV, S. 182) ist die mongolische Verdrehung des Namens der Tang-hiang, eines ursprünglich tibetanischen, dann wohl mit Turkstämmen vermischten Volkes, das einst eine glänzende politische Rolle in Innerasien gespielt hat, zwischen 900 und 1200 n. Chr. ein selbständiges Reich ausmachte und erst 1227 beim vierten Ansturme Tschingis-Chans unterlag. Red.

Yakhaaren überdeckt sind. Diese Tuchdecken sind mittelst Schleifen und Pflöcken am Boden befestigt. Im fast wagerechten Dache dieser Zelte ist eine Oeffnung gelassen, deren Breite ungefähr $^1/_3$ Meter, deren Länge gegen $^1/_2$ Meter beträgt und die als Schornstein dient. Unter dieser Oeffnung wird nämlich ein beständiges Feuer unterhalten, das ebenso zur Erwärmung des Wohnraums, als auch zur Zubereitung der ärmlichen Nahrung der Bewohner dient. Die Oeffnung wird für die Nacht und wenn Regen droht geschlossen. Dem Eingange gegenüber steht, wie in den Jurten der Mongolen, eine Art Altar mit verschiedenen Heiligenbildern (Burchany), welche wahrscheinlich die Aufgabe haben, die neben ihnen auf dem bloßen Erdboden liegende geringe Habe der Bewohner zu bewachen und zu beschützen. An den Seitenwänden befindet sich die Lagerstätte der Bewohner, die einfach aus hingestreuten Baumzweigen, welche hin und wieder mit halbverfaulten Filzdecken bedeckt sind, besteht und den auf ihr Liegenden kaum vor der Bodennässe schützt. Es ist gewiß, daß im Bau des Hamsters, der mit dem Tanguten das Land bewohnt, mehr Ordnung, Comfort und Reinlichkeit herrscht, als im Zelte des Tanguten.

Nur in dem waldreichen Theile von Kan-su sieht der Reisende häufig statt der schwarzen Zelte hölzerne Häuschen, welche stark an die Bauten der ärmeren Russen in Sibirien erinnern. Diese Häuschen (Fansa), welche hauptsächlich da errichtet werden, wo die Tanguten mit Chinesen vermischt leben, werden aus rohen Baumstämmen erbaut, die ohne jeglichen Verband auf einander gelegt werden. An eine Bearbeitung dieser Baumstämme wird nicht erst gedacht. Die etwaigen Spalten, welche infolge der Unebenheiten und Krümmungen des Baumaterials entstehen, werden mit Lehm verklebt und das ebenfalls aus Baumstämmen gefertigte ebene Dach mit Erde bedeckt. Ein Holzfußboden wäre Luxus und deshalb wird ein solcher auch nicht erst gemacht. Der Fansabewohner schläft wie der Zeltbewohner auf einer elenden Streu aus Zweigen. Immerhin bietet jedoch eine Fansa weit mehr Bequemlichkeiten als ein Zelt; zum Mindesten schützt die erste ihren Bewohner gegen Wind, Regen und grimmige Kälte, vor welchen die durchsichtige Zeltdecke den Menschen nicht zu behüten vermag.

In diesen der Schatra des Zigeuners ähnlichen Wohnungen lebt ein Mensch, dessen Aeußeres dem des Zigeuners sehr ähnelt. Er ist von mittlerer Größe, breitschulterig und kräftig gebaut, hat schwarzes Haar, schwarze Brauen und einen eben solchen starken Bart und schwarze, gewöhnlich große Augen, deren Schnitt nichts Mongolisches hat. Die Nase ist gerade, eine Adler- oder auch Stülpnase gehört jedoch nicht zu den Seltenheiten. Die Lippen sind dick und oft aufgeworfen. Die Backenknochen stehen zwar häufig hervor, doch nie so scharf und in die Augen fallend wie bei den Mongolen, und das Gesicht ist im Allgemeinen länglich und nicht flach, der Kopf rund und die Zähne, wie auch bei den Nordasiaten, ausgezeichnet weiß. Die Haut- und Gesichtsfarbe ist dunkel. Die Frauen der Tanguten sind, wie dies ja so ziemlich überall der Fall ist, etwas schwächer gebaut und ihr dunkler Teint ist etwas matt. Während das Haar des Schnauz-, Backen- und Knebelbartes bei den Mongolen und Chinesen sehr schwach ist, hat der Tangute einen kräftigen Voll- und Schnauzbart, den er jedoch immer rasirt. Ebenso rasirt er auch sein Kopfhaar, läßt aber im Genicke ein Büschel stehen, aus dem eine Flechte gemacht wird. Doch die Lamas der Tanguten barbiren, wie ihre geistigen Confratres bei den Mongolen, den ganzen Kopf.

Die Frauen der Tanguten tragen langes Haar, das sie scheiteln und an den Seiten des Kopfes flechten. Die Flechten sind nicht dick, dafür aber trägt jede Frau ihrer an jeder Seite des Kopfes fünfzehn bis zwanzig. Die eleganteren Tangutinnen flechten Glasperlen, seidene Bänder und dergleichen ins Haar, was jedoch nicht hindert, die auf dem Kopfe herrschende Unreinlichkeit und das Ungeziefer zu sehen. Außer diesem Haarschmucke bedienen sich die Tangutinnen auch noch chinesischen Röthels, um sich zu schminken, und diesen Röthel ersetzen sie im Sommer durch Erdbeeren. Doch hat Prschewalski das Schminken nur in der Provinz Kan-su bemerkt; die Weiber in der Gegend des Kuku-Nor und Zaidam *) bedienen sich keiner Mittel, um ihre Hautfarbe zu verunstalten und sich selbst unkenntlich zu machen.

Diese Schilderung paßt jedoch nur auf die Tanguten, welche Kan-su bewohnen. Die Stämme, welche in der Niederung des Kuku-Nor, im östlichen Theile von Zaidam und in der Quellengegend des Gelben Flusses hausen und „Chara-Tanguten", d. h. schwarze Tanguten, heißen, zeichnen sich durch bedeutendere Körpergröße und dunklere Hautfarbe aus.

Wie durch seine physischen Eigenschaften, ebenso unterscheidet sich der Tangute auch durch seine geistigen und besonders durch seinen Charakter von dem Mongolen. Letzterer ist bekanntlich feig und ohne Energie, während der Tangute einen für einen Asiaten nicht unerheblichen Grad von Muth und Energie besitzt, Eigenschaften, welche bei den Chara-Tanguten in Raublust ausarten. Auch in Bezug auf Intelligenz überragt der Tangute den Mongolen, den ich aus eigener Anschauung zu den am wenigsten intelligenten Racen zähle, welche ich gesehen und mit denen ich verkehrt habe. Besonders überragt der Tangute aus der Gegend von Kuku-Nor und Zaidam den Mongolen an geistiger Befähigung. Dafür aber steht nach Prschewalski der Tangute in Bezug auf Gastfreundschaft niedriger als der Mongole, den ich selbst wiederum als nicht eben sehr gastfreundlich kennen gelernt habe. Möglich, daß meine Erfahrungen, welche ich in dieser Beziehung unter den Buriaten, einem mongolischen Volksstamme, gemacht habe, nicht ganz auf den Mongolen in der Wüste passen; immerhin dürfte aber der Unterschied nicht zu bedeutend sein, und dann stände der Tangute in Bezug auf Gastfreundschaft auf der möglichst niedrigen Stufe. Dazu ist der Tangute sehr listig und besitzt eine leidenschaftliche Vorliebe für den Handel. Den kleinsten Dienst läßt er sich bezahlen und er sucht bei jeder Gelegenheit, selbst von seinem Stammgenossen, den möglichst hohen Preis für seine Dienstleistung oder Waare zu erhalten.

Einen hervorragenden Charakterzug des Tanguten bildet sein unbegrenztes Mißtrauen gegen Fremde und hierin unterscheidet er sich nicht eben vortheilhaft von anderen halbwilden Volksstämmen Nord- und Centralasiens. Während Tataren, Buriaten, Tungusen und Jakuten, mit denen ich in Sibirien in Berührung gekommen bin, ja sogar stolze Tscherkessen und Tschetschenzen gern Aufschluß über Alles gaben, worüber ich sie fragte, und gern sahen, wenn ich mir verschiedene Worte ihrer Sprache notirte, sich sogar herzlich freuten, wenn ich später das Aufgeschriebene mit fehlerlosem Accente las, ja sogar nichts dagegen hatten, daß ich an ihnen Schädelmessungen vornahm, mußte sich Prschewalski ungemein in Acht nehmen und jeden Schein, daß er Notizen sammele, sorgfältig vermeiden, denn dieses würde ihm für immer die Möglichkeit, irgend eine Beobachtung zu machen, geraubt haben. Ein solches Vorgehen würde mit Blitzesschnelle unter sämmtlichen Tanguten bekannt geworden sein und dann hätte der Reisende gewiß nichts mehr gesehen und gehört. Dieses

*) Zaidam ist eine ausgedehnte, sumpfige, von Prschewalski durchkreuzte Hochebene südwestlich von dem auf allen Karten zu findenden Kuku-Nor, welche sich nach Angabe der Eingeborenen gegen Nordwesten bis zu dem Lob-Nor, dem Sammelbecken fast aller Gewässer Ostturkestans, erstrecken soll. Red.

beispiellose Mißtrauen ist auch Ursache, warum die linguistische Ausbeute Prschewalski's verhältnißmäßig gering ausgefallen ist.

Trotz dieser Mängel seines Charakters scheint der Tangute im Umgange einen gewissen Grad von Eleganz zu beobachten, denn er bewillkommnet den Fremden mit horizontal vor sich gestreckten Händen und dem Rufe: „Aka temu," d. h. Willkommen, Herr! Das Wort „Aka" bedeutet sogar so viel wie unser „gnädiger Herr"! Nicht genug an dieser Bewillkommnungsformel muß der Fremde, der die Bekanntschaft eines Tanguten macht, besonders wenn er eine Person von einiger Bedeutung ist, ein Geschenk annehmen, das in seidenem Stoffe besteht. Der Werth dieses Geschenkes wird nach dem Range der beschenkten Person und der Zuneigung des Geschenkgebers bemessen. Das Beschenken der Gäste, selbst bekannter Personen, ist tangutische Sitte.

Bei den Tanguten ist die Monogamie Grundsatz, jedoch verfahren sie hierbei nach dem Beispiele der jüdischen Patriarchen: sie halten sich so viele Concubinen, als sie eben wollen, was jedoch keineswegs die Eifersucht der eigentlichen Ehefrau zu erwecken scheint. Im Gegentheile mag diese zufrieden sein, wenn ihr Gemahl ihr eine weitere Rivalin in die Hütte oder ins Zelt bringt, denn dadurch kommt ihr selbst eine frische Kraft zu Hülfe, weil ja den Tangutenfrauen alle häusliche Arbeit obliegt. Bemerkenswerth ist übrigens, daß bei den Tanguten der Frauenraub erlaubt ist, der jedoch mit der geheimen Zustimmung der Geraubten ausgeführt wird. Die geraubte Frau gehört dem Räuber, der jedoch verpflichtet ist, ihrem vorigen Manne ein, häufig bedeutendes, Abstandsgeld zu zahlen. Die Frauen sind, und dieses ist hier hervorzuheben, im häuslichen Leben gleichberechtigt mit den Männern, was bekanntlich bei anderen asiatischen Völkern und Stämmen nicht der Fall ist.

Aus allen Erdtheilen.

Geschichte der Ansiedelungen auf den Nikobaren.

Im Jahre 1711 landeten zwei Jesuiten auf den Inseln, um die Bevölkerung zu bekehren. Nach einem Aufenthalt von zwei und einem halben Jahre wurden sie getödtet. Die einzigen Nachrichten über sie finden sich in wenigen Briefen, die noch erhalten sind.

Im Jahre 1754 gründeten die Dänen ihre erste Niederlassung. Soldaten und Waffen wurden in hinlänglicher Zahl dorthin gebracht, aber man hatte nicht für gesunde Wohnungen und gesunde Ernährung gesorgt. Nach Verlauf von einigen Jahren hatten Trunksucht, Mangel an tüchtigen Offizieren und Streitigkeiten mit den Eingeborenen dem ganzen Versuch der Colonisation ein Ende gemacht.

Im Jahre 1768 begannen Herrnhuter eine Bekehrung der Eingeborenen. Sie erhielten zwar einige, aber nur geringe Unterstützung von der dänischen Regierung; nur mit Mühe konnten sie sich halten. Fieber und ungesunde Nahrung brachten ihnen viele Leiden. Nachdem der Tod die größere Zahl hinweggerafft hatte, wurde die Mission im Jahre 1787 aufgehoben. Die Bekehrer starben so rasch hinweg, daß sie nicht einmal Zeit gehabt hatten, die Sprache der Eingeborenen zu erlernen. Während der Anwesenheit der Herrnhuter war die österreichische Fregatte „Joseph und Maria Theresia" angekommen und hatte von dem Hafen Nancowry Besitz genommen; da aber die Colonie, welche man zu gründen angefangen hatte, dem Untergange nahe war, so sandten die Missionäre die Colonisten nach Tranquebar.

Während der Jahre 1787 bis 1807 hielt die dänische Regierung eine Besatzung auf den Inseln. Von 1807 bis 1814 hatten die Engländer, die damals mit Dänemark Krieg führten, die Inseln in Besitz genommen; 1814 wurden diese an Dänemark zurückgegeben, aber erst im August 1831 wurde eine neue Colonisation begonnen.

Der Mann, welchem die Aufgabe anvertraut wurde, war Rosen, ein hoher dänischer Beamter evangelischen Glaubens. Er hatte Kraft und Energie und widmete sich mit Eifer seinem Werke. Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle stellten sich seinem Streben entgegen. Fieber verursachten viel Leiden und häufig fehlten gute und gesunde Nahrungsmittel. Ohne Zweifel würde er dennoch sein Ziel erreicht haben, wenn er bei den Offizieren in Tranquebar gleichen Eifer und eine gleiche Ausdauer gefunden hätte. Im November 1834 wurde er zurückgerufen. Noch bis 1837 vegetirte die Ansiedelung fort. Im Jahre 1845 machte Dänemark nochmals den Versuch, die Insel zu colonisiren, allein da die Sache nicht in die geeigneten Hände gekommen war, mißglückte der Versuch vollständig. Die „Galathea", welche auf ihrer Reise um die Welt bei der Colonie landete, ließ dort einige Offiziere zurück, aber Leben und Geld waren umsonst aufgewendet.

Die Bemerkung möge hier eingeschoben werden, daß auf der „Galathea" auch Dr. Rink sich befand und wir ihm eine gute Beschreibung der geologischen Beschaffenheit der Inseln verdanken. Er ist derselbe Däne, welcher nähere Nachrichten über die Bevölkerung von Grönland gesammelt hat. Im Jahre 1848 gab Dänemark die Besitzungen gänzlich auf. Die Nikobaren hatten keinen europäischen Herrn mehr.

Wir kommen nun zu dem neuesten Versuch der Engländer. Bei einer Unternehmung wie die Colonisation der Nikobarischen Inseln ist, muß mit besonderer Sorgfalt und mit strengem Ernst geprüft werden, ob sich ein günstiges Resultat erwarten läßt. Den neu Ankommenden droht vor Allem das schreckliche Sumpffieber, welches bei den früheren Versuchen viele Opfer gefordert hat. Das Geschick aller früheren Colonisten war Tod und Verzweiflung und alle Niederlassungen, die gegründet wurden, haben aufgegeben werden müssen. Dies hat die Vergangenheit vollständig bewiesen; dessenungeachtet ist hierin noch nicht der Grund zu finden, daß die jetzt versuchte Unternehmung ebenfalls ohne glücklichen Erfolg bleiben müsse. Bei den früheren Versuchen fehlten die nöthigen Bedürfnisse; für gesunde Wohnungen war nicht gesorgt und die Zahl der Colonisten eine zu geringe, insbesondere aber mangelte eine genügende Verbindung mit dem Mutterlande. In den ersten Jahren der Ansiedelung war auch die Sterblichkeit auf den Andamanischen Inseln sehr groß, jetzt ist Port Blair der Ort, welcher zur Herstellung der Gesundheit vorzugsweise gewählt wird. So wird es auch mit den Nikobarischen Inseln werden, wenn die Entwässerung vollständig ausgeführt, das Land um die Ansiedelung cultivirt und die Sumpfluft beseitigt ist.

Dampfschiffe unterhalten eine regelmäßige Verbindung. Alle Bedürfnisse werden von der Regierung in ausreichendem Maße gewährt und sind von guter Beschaffenheit.

Gelingt es der Regierung, die kleine Strafcolonie so einzurichten, daß der Aufenthalt der Gesundheit unschädlich ist, dann werden Anbauer aus Penang nicht fehlen. Die neue Ansiedelung wird gedeihen und emporkommen, da die Inseln an der großen Handelsstraße liegen, welche der Bengalische Meerbusen bildet. Auf diesem Gewässer herrschen zu Zeiten

furchtbare Stürme. Es giebt aber dort keinen andern Hafen, in welchem die Schiffe Schutz suchen und finden könnten, als Nancowry. Gegen alle Winde ist dieser Hafen gesichert, welcher sowohl von Osten als von Westen einen leichten Zugang hat. Ohne große Schwierigkeiten können Docks angelegt werden, da hinreichend tiefes Wasser an geschützten Orten sich findet. Die Kokosnuß giebt den Ansiedlern Gelegenheit, einen einträglichen Handel zu beginnen, aber im weitern Verlauf der Zeit werden Baumwolle und Gewürze die Haupthandelsartikel werden. Eßbare Vogelnester, welche von den Chinesen zu hohen Preisen gekauft werden, werden schon jetzt mit Vortheil verwerthet. Guano, der in den unter der Oberfläche gelegenen Höhlen von Katschall gefunden wird, kann zur Düngung der Ländereien mit großem Nutzen verwendet werden. Die Baumwollpflanze gedeiht, sie scheint von besserer Qualität zu sein als die indische. Bergreis, dessen Anbau im Jahre 1872 versucht wurde, lieferte reichlichen Ertrag. Baumaterial ist im Ueberfluß vorhanden. Es steht daher mit Grund zu hoffen, daß im Laufe der Zeit die Nikobarischen Inseln eine blühende Colonie werden.

Aus Brasilien.

Die Provinz Goyaz zählt Mitte 1875 160,395 Einwohner, worunter 149,743 Freie und 10,652 Sklaven. Juristen giebt es 19, Aerzte 15, Lehrer 176, Kaufleute 4374. Ackerbauer 13,210 und Handwerker 4340.

— Die Provinz Amazonas zählt 57,610 Einwohner, worunter 31,470 männlichen und 26,140 weiblichen Geschlechts. Weiße giebt es 11,2111 (darunter 2186 Fremde), Mulatten und Indianer 36,828. Schwarze 1336. Sklaven sind in der Provinz 996.

— Man macht jetzt in Brasilien Versuche, die Indianer an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen, und hat bis jetzt schon einigen Erfolg aufzuweisen, wie folgende Nachrichten aus der Provinz Parana resp. Amazonas beweisen.

In S. Jeronimo, dem Baron von Antonina zugehörig, leben 147 Indianer, die sich mit Ackerbau beschäftigen. Der Director dieser Niederlassung ist der Pater Cruz de Cemittille.

Ein anderer Geistlicher, Namens Th. Castelnuovo, dirigirt die Niederlassung von S. Pedro de Alcantara, die von 985 Indianern (474 Coroados und 403 Cahygnas) bewohnt wird. Dieselben erzeugten im vorigen Jahre Milho, Reis, Gummi, Zucker und Branntwein im Betrage von 5280 Milreis.

In Paranapanema haben sich unter der Leitung des Pater Vieira de Araujo 203 Cayohas-Indianer angesiedelt, die Milho, Bohnen und Reis pflanzen.

— Am Purus und am Rio Negro in Amazonas haben sich mehrere Indianerstämme niedergelassen; die Ansiedelungen stehen unter der Leitung von Brasilianern, deren Ziel ist, den Wilden Geschmack am Ackerbau beizubringen.

— Nach dem letzten Berichte des Ackerbauministers beträgt die Zahl der in Brasilien eingewanderten Deutschen und ihrer Kinder etwa 130,000 Seelen. Man rechnet, daß die Regierung für Einwanderung überhaupt bisher etwa 60,000 bis 70,000 Contos oder 30 bis 35 Millionen Thaler aufgewendet hat, worin natürlich auch die für Einwanderer anderen als deutschen Ursprungs ausgegebenen Summen mit inbegriffen sind. Die Resultate der nicht deutschen Einwanderung sind jedoch ganz kläglich: Italiener, Engländer, Nordamerikaner verließen die Colonien, zogen in die Städte, machten sogar theilweise Revolten, so daß die Regierung mitunter froh war, wenn sie diese unruhigen Elemente mit neuem Kostenaufwande wieder los werden konnte. Die zahlreich eingewanderten Portugiesen ziehen sich mit geringen Ausnahmen in die Städte, wo sie, wie die Italiener in den La-Plata-Staaten, vorzüglich dem Kleinhandel obliegen, bei ihrer Sparsamkeit bald ein Vermögen erwerben und damit meistens in ihr Mutterland zurückkehren. Es trägt dies allerdings zur Hebung von Handel und Wandel bei, aber es ist nicht das, was Brasilien besonders für seine weiten Strecken unbebauten Landes braucht, eine ackerbautreibende Bevölkerung, wie sie namentlich Deutschland und die Schweiz liefern. Darum kommt die Regierung immer wieder und wieder auf die deutsche Einwanderung zurück, ohne sonderlichen Erfolg dabei zu erzielen. Denn wenn auch die südlichste Provinz Rio Grande do Sul, wo eine deutsche Bevölkerung von 80,000 Seelen lebhaften Ackerbau und Handel treibt, und vielleicht noch Santa Catharina für deutsche Einwanderung geeignet sein mag, so doch nicht die mehr nach Norden, d. h. dem Aequator zu gelegenen Theile des Reiches, und es ist keineswegs ein egoistisches Interesse, was die deutsche Regierung veranlaßt, der Auswanderung dorthin nicht geradezu Vorschub zu leisten.

Aus Australien und der Südsee.

H. G. Erst vor ungefähr achtzehn Monaten wurde die Station Barrow's Creek am Ueberland-Telegraphen, 1207 Miles nördlich von Adelaide in Südaustralien, von den Eingeborenen meuchlings überfallen und dabei der Telegraheninspector Stapleton und einer seiner Gehülfen getödtet. Eine ähnliche Katastrophe wird jetzt von der Station Daly Waters, 1605 Miles nördlich von Adelaide und 368 Miles südlich von Port Darwin, berichtet. Der dortige Inspector C. H. Johnston hatte sich mit zweien seiner Leute Namens Daer und Rickards am 29. Juni dieses Jahres auf vierzig Miles von der Station entfernt, um nach weggelaufenem Vieh zu suchen. Sie kamen an den Roper-Fluß, fanden die Eingeborenen sehr freundlich und ließen sich dadurch verleiten, von der nöthigen Vorsicht abzusehen. Als Johnston im Flusse badete und die beiden Anderen gleichgültig umherwanderten, wurden sie plötzlich überfallen und mit Speeren beworfen. Johnston ward im Unterleibe mit einem giftigen Speere tödtlich verwundet und starb am nächsten Tage, dagegen waren Daer und Rickards, ebenfalls an der Brust und Nase verwundet, im Stande, die Station zu erreichen, wo sie ihrer Genesung entgegengehen. Die südaustralische Regierung hat sofort von Yam Creek aus, ungefähr hundert Miles südlich von Port Darwin, wo Goldfelder sind, eine Anzahl Gendarmen und andere Leute, bis an die Zähne bewaffnet, nach dem Roper-Flusse abgeschickt, um die Mörder aufzusuchen und ein schweres Strafgericht über sie zu halten.

— Auch die Colonie Neuseeland soll jetzt in das große Telegraphennetz unseres Erdballes gezogen werden. Nachdem frühere Unterhandlungen wieder abgebrochen werden mußten, ist jetzt mit der Eastern Extension Telegraph Company in England ein Contract abgeschlossen, nach welchem diese Gesellschaft die Legung eines Kabels zwischen Sydney und Neuseeland binnen zwölf Monaten übernimmt, gegen Zahlung einer jährlichen Subsidie von 7500 Pf. St. auf den Zeitraum von zehn Jahren. Davon übernimmt Neuseeland zwei Drittel und Neusüdwales ein Drittel. Eine Depesche von zehn Worten soll 7 Sh. 6 P. kosten.

— Aus Neuseeland kommt die Nachricht, daß in Matata und an der Ostküste entlang die Kinder der Eingeborenen in außerordentlicher Menge an den Masern sterben. Die Eingeborenen sind durch abergläubische Vorstellungen wie paralysirt. Sie wenden keine Mittel der Heilung an, sondern lassen die Kinder dahinsterben.

— Es ist merkwürdig, daß König Kakobau, nachdem er die Oberherrschaft der Fidschi-Inseln an England abgetreten, es sein mußte, welcher die Masernepidemie nach diesen Inseln verschleppte. Er wurde auf der Rückreise von Sydney, wo er dem Gouverneur, Sir Hercules Robinson, einen Besuch abgestattet, von den Masern, welche zur Zeit in den australischen Colonien herrschten, befallen. Kam auch Kakobau mit dem Leben davon, indem er, durch gute Freunde beeinflußt, sich den ärztlichen Anordnungen fügte, so hat er doch

dabei so gealtert, daß sein Haar weiß geworden. Die Krankheit verbreitete sich derartig unter die Eingeborenen, daß viele Tausende dem Tode erlagen. Nach den neuesten Nachrichten sollen mindestens dreißigtausend Eingeborene, also ungefähr der vierte Theil der Bevölkerung, weggerafft sein. Ganze Dörfer und Städte, ja Inseln sind fast ausgestorben. Auf der Insel Ovalau mit 1500 Eingeborenen starben nicht weniger als 507 oder reichlich 33 Procent. Die Angst wirkte ebenso tödtlich wie die Epidemie. An eine Beerdigung wurde häufig nicht mehr gedacht. Ende Juni dieses Jahres hatten die Masern zwar noch nicht gänzlich aufgehört, waren aber doch in starker Abnahme begriffen.

Es ist auffällig, daß gerade Krankheiten, welche sich sonst anderswo recht gut controliren lassen, die Polynesier von Zeit zu Zeit decimirt haben. In dieser Weise sind z. B. die Eingeborenen der Sandwich-Inseln im Laufe der letzten hundert Jahre von 400,000 Seelen auf 50,000 gesunken.

Der zum ersten Gouverneur der Fidschi-Inseln ernannte Sir Arthur Gordon begab sich Mitte Juni dieses Jahres von Sydney aus an seinen Bestimmungsort. Seine Excellenz wird, da noch keine Residenz für ihn da ist, auf dem eigens dazu eingerichteten Kriegsschiffe „Barraconta", welches vor Levuka, Insel Ovalau, vor Anker liegen soll, seine Wohnung nehmen.

Die junge Colonie scheint schon die Aufmerksamkeit von Capitalisten in England, Ceylon und Mauritius auf sich zu ziehen. Im Juni dieses Jahres wurde von dieser Seite der Kauf von 70,000 Acres Land abgeschlossen, um theils zu Plantagen, theils als Weideland verwendet zu werden. Auch hören wir von einem andern Kaufe von 50,000 Acres Land, welche mit Schafen und Rindvieh besetzt werden sollen.

Der Dampfer „St. Osyth" hat die Reise von England nach Melbourne über das Cap der Guten Hoffnung, einschließlich einer Verzögerung von dreißig Stunden, welche durch Einnahme von Kohlen auf der Insel St. Vincent verursacht wurde, in dem Zeitraume von 44 Tagen 23 Stunden zurückgelegt. Es ist dies eine der kürzesten Reisen, welche auf dieser Tour bisher erreicht wurden.

* * *

— Ein Telegramm aus Hammerfest berichtet über den Ausgang der Nordenskjöld'schen Expedition nach Nowaya-Semlya folgendermaßen: „Die Expedition erreichte am 15. August die Mündung des Jenissei, von wo Nordenskjöld, begleitet von Sundström und Stuxberg, am 19. August abreiste, um zu Lande über Sibirien nach Schweden zurückzugehen. Die Mitglieder der Expedition kamen mit dem Expeditionsschiffe „Pröven" heute (26. September) in Hammerfest an und führten reiche naturhistorische Sammlungen mit sich. Wichtige hydrographische Arbeiten sind ausgeführt. Alles wohl."

— Der russische Oberstlieutenant Sosnowski, dessen Reisen in der westlichen Mongolei wir unlängst besprachen und der augenblicklich auf einer Reise von Han-kau am Yang-tse-kiang nach Chami am Ostende des Thian-schan und Sibirien begriffen ist, hat am 30. März auf dem Han-Flusse Schiffbruch gelitten und dabei viel von seinem Gepäck, eine Anzahl Silberbarren und Waffen eingebüßt. In Han-tschung-fu, wo er über einen Monat verweilte, wurde er von den Behörden auf das Freundlichste aufgenommen und erhielt an Stelle der verlorenen neue Empfehlungsbriefe an die Beamten von Schen-si und Kan-su. Am 20. Mai sollte er von Han-tschung-fu zunächst nach Lan-tschau-fu, der Hauptstadt von Kan-su am Gelben Flusse, aufbrechen.

— Die Londoner Zeitung „Daily Telegraph", welche zusammen mit dem „Newyork Herald" eine Expedition zur Erforschung Centralafrikas unter Führung des bekannten Stanley ausgesandt hat, hat von demselben Nachrichten unter dem 1. März und 15. Mai dieses Jahres erhalten und wird dieselben gleichzeitig mit dem Newyorker Blatte publiciren. Einstweilen wird nur mitgetheilt, daß die Expedition in 103 Tagen die Strecke von 720 englischen Meilen bis zum Victoria Nyanza zurückgelegt, daß Stanley denselben befahren, bei einem Kampfe mit dem Stamme der Watura 21 Mann und durch Fieber zwei seiner weißen Gefährten verloren hat. Da von den in jenem vorläufigen Berichte genannten Namen keiner auf den Karten Speke's, Baker's oder Wakefield's aufzufinden ist, vermuthet man, daß sich die Expedition längs des bis jetzt unbekannten Ostufers des Sees hinbewegte.

— Indianerangriff auf Dr. Hayden's Vermessungscorps. Nahe der Grenzlinie von Colorado, Utah und Neumexico fand am 14. August ein Gefecht zwischen einem Theil von Hayden's Vermessungspartie und einer Bande von Sierra Lasalle Utes statt, welches 21 Stunden dauerte. Die Amerikaner kamen zwar ohne körperliche Verletzung davon, verloren aber ihr sämmtliches Gepäck und den größten Theil ihrer Provisionen.

Die Newyorker Zeitung „Daily Chronicle" enthält darüber Specialitäten, datirt Parrott City, 23. August. Daraus geht hervor, daß Mr. James L. Gardner, Geograph und erster Assistent der Hayden-Vermessung, vor dem diebischen Charakter der Ute-Indianer gewarnt worden war, weshalb er seine eigenen Leute mit Mr. Gannet's Partie vereinigte.

Am 14. August wurden sie bei dem Uebergang über die Wüste südlich gegen Pierra Abajo auf verrätherische Weise von einer Partie Indianer, welche sich für Freunde ausgaben, angegriffen. Zwei Leute, Adams und Kelley, welche sich in der Nachhut befanden, waren glücklich genug, durch die erste Salve der Indianer nicht getödtet zu werden.

Mehrere Geometer, mit Büchsen bewaffnet, hatten 13 Mann und 18 Packthiere zu vertheidigen. Der Platz war ohne Wasser und von Felsen von 1000 Fuß Höhe umgeben und verengte sich südlich zu einer engen Schlucht (Cañon), wo die einzige Quelle in der Wüste war, und dies ist der Platz, wo die Indianer die Partie hatten tödten und das Gepäck hatten stehlen wollen.

Von allen Seiten unterhielten die Indianer den Angriff bis Mitternacht. Unsere Leute fochten, durch das Gebüsch kriechend, auf Indianerweise. Die Indianer wurden zurückgetrieben und nur ein Maulthier war gefallen. Am nächsten Morgen wurde das Gefecht fortgesetzt. Die Amerikaner suchten andere Auswege, welche aber jedesmal rasch von den Indianern besetzt wurden. Nach längeren Kämpfen forcirten die Amerikaner ihren Weg die Cañon empor.

Die Indianer geriethen zwischen zwei Feuer und nachdem mehrere gefallen waren, zogen sie sich feige ins Gebüsch, von wo aus sie ein Feuer unterhielten. Die Vermessungspartie rückte rasch vorwärts und erreichte eine Quelle, eine Wohlthat für die so sehr angestrengten Maulthiere. Es gingen vier Maulthiere, das Gepäck und die Instrumente verloren.

Inhalt: Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika. VII. (Mit fünf Abbildungen.) — Ein Besuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai. — Ein Beitrag zur Beurtheilung des Khechuastammes in Peru und Bolivia. Von E. v. Boeck in Cochabamba. I. — Schilderungen innerasiatischer Zustände. Von Albin Kohn. I. — Aus allen Erdtheilen: Geschichte der Ansiedelungen auf den Nikobaren. — Aus Brasilien. — Aus Australien und der Südsee. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 16. October 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 18.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

VIII.

Audienz bei König Munsa. — Das Volk der Monbuttu.

Nachdem der Uelle überschritten war, befand sich Schweinfurth auf Monbuttu-Gebiet, und nach einem weitern Tagemarsche nahe bei dem Wohnorte König Munsa's, welcher schon von dem sonderbaren Fremdling gehört hatte. Noch größer aber als dessen Neugierde den Weißen zu sehen war seine Freude, den geliebten Abd-es-Sammat schon zum dritten Male in seinem Lande begrüßen zu können. Die Elfenbeinausbeute eines ganzen Jahres konnte er nun gegen das ihm so werthvolle Kupfer austauschen. Auch den Kenusier litt es nicht länger beim Gros des Handelszuges; alle bei Errichtung des Lagers zu treffenden Anordnungen überließ er seinen Hauptleuten und eilte selbst mit den rasch zusammengerafften Geschenken voraus, um den König zu begrüßen und ihm vor Allem eine ganze Sammlung großer Kupferschüsseln zu übergeben, welche fortan nicht mehr zum Auftragen von Speisen, sondern als Tonwerkzeuge gewaltiger Art in den großen Hallen der Monbuttu-Residenz dienen sollten. Am folgenden Tage, den 22. März 1870, wurde auch dem Weißen Audienz ertheilt. Schon früh Morgens war Abd-es-Sammat wieder aus dem Lager zu seinem königlichen Freunde hinübergeeilt; aber es wurde Mittag, ehe er Schweinfurth benachrichtigen ließ, daß es Zeit sei zu erscheinen. Dieser legte nun den längst vergessenen schwarzen Tuchrock an und schwerbeschlagene hohe Bergstiefel, um durch die größere Wucht der Tritte um so imposanter zu erscheinen (freilich bestärkten letztere nur den Glauben der Monbuttu, daß der Europäer Bocksfüße besitze und sie damit verbergen wollte); hinter ihm drein trugen vier Schwarze Büchsen, Revolver und Lehnstuhl und seine Chartumer Diener die für den König bestimmten Geschenke. In feierlichem Zuge ging es auf die zweitgrößte der königlichen Hallen zu, die, an beiden Giebelseiten offen, 100 Fuß in der Länge, 50 in der Breite und 40 in der Höhe maß, auf einer dreifachen Reihe von Fichtenstämmen ruhte, sonst aber ganz aus den Blattschäften der Weinpalme (Raphia vinifera) errichtet war. Durch ihre elegante Leichtigkeit und dabei Widerstandsfähigkeit gegen die Wuth der tropischen Orcane war sie ein wahrer Triumph der Baukunst, und europäische Architekten könnten Aehnliches nur erreichen, wenn sie Fischbein als Material nähmen. An dem einen Ende der Halle stand der königliche Sessel, einstweilen noch leer; denn sein Besitzer befand sich im Harem und ließ sich von seinen Frauen salben, frisiren und herausputzen. Unweit des Thrones ließ Schweinfurth seinen Sessel aufstellen und wartete, bis nach etwa einer Stunde Hörnerklang und Volksgeschrei etwas Außergewöhnliches verkündeten. Aber noch war es nicht der Herrscher, sondern man brachte nur seine Schätze an kupfernen Lanzen und Spießen und schmückte damit ein rasch aufgeschlagenes Gerüst. Erst als die Aufstellung der Prunkwaffen vollendet war, erschien er selbst. Voran schreiten Musikanten, welche auf colossalen,

aus ganzen Elephantenzähnen verfertigten Hörnern blasen oder roh gehämmerte Glocken aus Eisenblech schwingen. Den Blick gleichgültig vor sich hingerichtet naht sich der rothbraune Monarch, gefolgt von einer Schaar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne den Fremden eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedrige Thronbank und betrachtet seine Füße. Da saß er, von dem gesagt wurde, daß er täglich Menschenfleisch esse, mit Ringen und Ketten und anderm fremdartigen Schmucke an Armen und Beinen, Hals und Brust geziert, einen riesigen, mit rothen Papageienfedern dreifach besetzten und bebuschten Strohhut auf dem Haarchignon, an der Stirn einen großen, kupfernen, blank polirten Halbmond, fingerdicke Kupferstäbe in den durchbohrten Ohrmuscheln. Sein ganzer, ursprünglich hellbrauner Körper war durch die landesübliche Einreibung mit Farbholzschminke rothbraun geworden; eben damit war auch sein Gewand, ein fein bearbeitetes Stück Feigenrinde, gefärbt. Dieser Stoff war so sorgfältig behandelt worden, daß er ganz das Aussehen von schwerem Moire antique erhalten hatte. In der Rechten schwang Munsa als Scepter den sichelförmigen Monbuttusäbel, hier nur eine Luxuswaffe aus reinem Kupfer. Er mochte 40 Jahre zählen und war von schlankem, hohem, kräftigem Wuchse, wie jeder Monbuttu. Eine fast kaukasische Nase und orthognathes Profil stimmten wenig zu den dick aufgeworfenen Negerlippen, dem wildsinnlichen Feuer seiner Augen und dem gewaltthätigen, grausamen Zuge um seinen Mund. Dabei besaß er eine merkwürdige Selbstbeherrschung und Zurückhaltung: eine geraume Zeit ließ er verstreichen, ehe er den noch nie gesehenen Weißen mit dem bis auf die Schultern herabwallenden Haare und der sonderbaren Tracht eines Blickes würdigte, und während seine Weiber Ausrufe des Entzückens beim Anblicke der wirklich werthvollen Schweinfurth'schen Geschenke nicht unterdrücken konnten, blieb er ungerührt und fast gleichgültig.

Munsa, König der Monbuttu.

Dann begannen Productionen der Hofkünstler, als Hornbläser, Spaßmacher und Sänger, und schließlich hielt der König selbst eine halbstündige Rede, während welcher der Reisende Gelegenheit fand, die beigegebene Skizze desselben zu fertigen. Dann verabschiedete derselbe sich, vom Hunger getrieben, von jenem, welcher bedauerte, so arm zu sein und ihm nichts für seine Geschenke bieten zu können. Entzückt von dieser Bescheidenheit bat der Naturforscher nur um einen Schimpanse und ein Guineaschwein (Potamochoerus pericillatus), beides im Monbuttulande häufige Thiere. Der König versprach sie sofort, aber trotz mehrfachen Erinnerns mußte Schweinfurth ohne die gewünschten Thiere seine Rückreise antreten.

Drei Wochen verweilte er in diesem Lande, während deren er mehrfach Audienzen hatte und täglich Leute aus dem Volke um sich versammelte, die ihm Früchte und Blüthen, Thierfelle und Thierschädel und vor Allem Menschenschädel brachten, die Ueberreste ihrer Schmausereien, denn die Monbuttu sind noch schlimmere Menschenfresser als die Niam-niam. Von 200 Schädeln, welche er so erhielt — meist waren es solche von südlicher wohnenden Stämmen —, konnte er nur 40 brauchen; die übrigen waren, um das Gehirn herausnehmen zu können, zerschlagen.

Das von den Monbuttu bewohnte Gebiet liegt ungefähr zwischen 3° und 4° nördl. Br. und 28° und 29° östl. L. v. Gr., ist aber bei seiner Kleinheit so stark bewohnt (250 Menschen auf die englische Quadratmeile), daß Schweinfurth die Zahl des gesammten Volkes auf etwa 1 Million schätzt. Die Monbuttu haben zwei Oberhäuptlinge, Degberra im Osten und im umfangreichern Westen Munsa, den Sohn Tikibo's, welcher 1857 von seinem Bruder, eben jenem Degberra, erschlagen wurde und bis dahin das ganze Volk beherrscht hatte. Beiden stehen ihre Brüder resp. Söhne als Unterkönige zur Seite. Eine zwei Tagereisen breite Grenzwildniß trennt ihr Land gegen Norden und Nordwesten von demjenigen der Niam-niam. Gegen Süden wohnen im

weiten Halbkreise eine Anzahl Völker von typischer Negerrace, von den Monbuttu mit dem verächtlichen, ihre tiefe Culturstufe andeutenden Gesammtnamen „Momvu" bezeichnet. Zu diesen Negern gehört aber nicht das Zwergvolk der „Akka", über welches wir demnächst ausführlicher berichten werden. Das Land der Monbuttu ist durch seine herrliche Vegetation ein irdisches Paradies. Durchschnittlich 2300 bis 2500 Pariser Fuß hoch, bietet dasselbe einen beständigen Wechsel von tief eingeschnittenen Bächen und Flüssen und sanft ansteigenden Höhen dar. Endlose Bananenpflanzungen bedecken die Thalgehänge und längs der zahlreichen, stets wassererfüllten Bäche und Flüsse bildet die schönste aller afrikanischen Palmen, die Oelpalme, ausgedehnte Haine. Das quellenreiche, einem vollgesogenen Schwamme gleichende Land ist ganz mit dem jungen und noch immer in Fortbildung begriffenen Raseneisenstein bedeckt, welcher schon im Niam-niam-Gebiete auftrat und, weit gegen Süden und Westen sich erstreckend, den größten Theil des centralafrikanischen Hochlandes einzunehmen scheint.

Ackerbauer kann man die Monbuttu eigentlich nicht nennen, denn sie resp. ihre Weiber, denen diese Beschäftigung obliegt, thun nichts, als die Schößlinge der Banane, ihrer Hauptnahrung, die Wurzelknollen des Maniok, der Batate, Yam und Colocasie in die vom Regen befruchtete Erde zu legen, um des reichsten Ertrages sicher zu sein. Angepflanzt wird, gleichsam als Gartengemüse in der Nähe der Wohnungen, der Mais, Sesam, die Erdnuß, das Zuckerrohr und namentlich der virginische Taback.

Das Monbuttupaar Ketolu und Bunsa.

Gewebte Stoffe besitzen die von der Außenwelt abgeschlossenen Monbuttu noch nicht; der Bast eines Feigenbaumes (Urostigma kotschyana), dessen abgeschälte Rinde sich nach drei Jahren wieder erneuert und der darum bei jeder Monbuttuhütte angepflanzt ist, wird zu einem dauerhaften, wollenartigen Zeuge verarbeitet, wie es auf Munsa's Porträt den mittlern Theil des königlichen Leibes einhüllt. Außer Hunden und Hühnern züchten sie kein Vieh; die Jagd auf Elephanten, Büffel, Wildschweine und Antilopen, dann auf den grauen Papagei, Perlhühner, Frankoline und Trappen liefert ihnen die Fleischnahrung. Auf ihren Kriegszügen erbeuten sie oft große Mengen von Ziegen; die Fische ihrer Flüsse vergiften sie mit einem Kraute, das sie anbauen, und zu allem diesen Ueberflusse, oder vielmehr trotz ihm, fressen sie schließlich auch Menschenfleisch, den Inbegriff aller ihrer culinarischen Genüsse, welchen sie sich namentlich bei ihren Raubzügen gegen Süden im Lande der „Momvu" verschaffen. Das Fleisch der im Kampfe Erschlagenen wird auf dem Schlachtfelde vertheilt, dann gedörrt und nach Hause geschleppt; die Gefangenen werden heimgetrieben und später wie eine Viehherde Stück für Stück abgeschlachtet; die erbeuteten Kinder bilden als besonders zarte Delicatessen den Antheil des Königs. Obwohl Schweinfurth selbst nur zweimal Gelegenheit fand, Leute beim Herrichten von Menschenfleisch zu überraschen — es wurde während der Anwesenheit der Fremden alle Menschenfresserei möglichst verheimlicht, weil man ihre Abneigung dagegen kannte —, so gaben doch namentlich jene schon erwähnten 200 Schädel, welche man ihm brachte, das sicherste Zeugniß für diese grauenhafte Unsitte der Monbuttu ab. Und dabei sind dieselben eine edlere Race

von Menschen, im Besitze eines gewissen Nationalstolzes, von Urtheilskraft, von mehr Verstand und Vernunft als die meisten anderen Afrikaner, zuverlässig als Freunde, von kriegerischer Tüchtigkeit und haben ein wohlgeordnetes Staatswesen!

Der König ist hier mächtiger als bei den Niam-niam; denn außer dem gesammten Elfenbein, wie dort, erhebt er Abgaben von den Erträgnissen des Bodens. Stets umgiebt ihn seine Leibwache und ein Troß von Trabanten; in allen Districten und Ortschaften hat er seine Beamten und Vorsteher. Vier Hofchargen haben die Aufsicht über die Waffen, die Ceremonien und Feste, die Magazine und Speisevorräthe, den Harem, während ein fünfter Reichsrath als Dolmetscher fungirt. Achtzig junge Frauen, welche ebensoviele Hütten um den königlichen Palast bewohnen, bilden den beschränktern Harem, während die älteren und die Frauen seines Vaters, event. auch die eines verstorbenen Bruders, welche er nach afrikanischer Potentatensitte als Erbschaft übernimmt, eine weit größere Zahl ausmachen und in den nächstgelegenen Dörfern hausen. Zu seiner Hofhaltung gehören, wie wir bei Schilderung der Audienz gesehen, Hornbläser und Trompeter, Eunuchen und Spaßmacher, Sänger und Tänzer u. s. w. In der Bereitung der königlichen Mahlzeit, die er stets allein, nie in Gesellschaft Anderer verzehrt, wechseln sich seine Frauen ab. Was er übrig läßt, wird in eine eigene Grube geschüttet: es darf von keinem Andern mehr berührt werden. Für jede seiner Verrichtungen hat er eine eigene Hütte; für seinen Putz — Garderobe kann man kaum sagen — sogar mehrere. Da enthielt die eine nichts als Hüte und Federschmuck, eine andere lauter Thierschwänze, Felle, Zähne, letztere auf lange Schnüre gereiht, Alles zum Ausschmücken des Königs bestimmt, wenn er vor seinem Volke wilde Tänze zum Besten giebt; die Rüstkammern bergen Haufen von Säbelklingen, Hackmessern und zusammengeschnürte Packe von je 200 bis 300 Lanzen, im Kriegsfalle zur Vertheilung an die Mannschaften bestimmt. Unter regendichten Dächern ruht der Vorrath an Korn und Proviant, dessen Eintheilung der König selbst überwacht.

Aus alle dem geht hervor, daß dies Volk einen monarchisch eingerichteten Staat besitzt, wie es nur wenige von gleicher Bedeutung in Innerafrika geben mag, und für den das halb mythische Reich des mächtigen Muatajanwo, dessen Einfluß wahrscheinlich bis hierher gereicht hat, das Vorbild abgegeben haben mag.

Von den Niam-niam unterscheiden sich die Monbuttu zunächst durch hellere Hautfarbe, welche der des gemahlenen Kaffees gleicht, während die der Niam-niam an die Tafelchocolade erinnert, dann durch geringere Muskelfülle, weit stärkern Bartwuchs und durch das häufige Vorkommen blondhaariger, sehr hell gefärbter Individuen, Albinos, deren Anzahl der Reisende auf etwa 5 Procent der gesammten Bevölkerung schätzt. Zu diesen gehörte auch der auf unserm zweiten Bilde dargestellte Bunsa, ein Sohn König Munsa's. Alle diese Raceneigenthümlichkeiten scheinen auf eine Verwandtschaft mit der großen Völkergruppe der Fulbe am Senegal hinzudeuten, welche ja nach eigener Aussage östlichen Ursprungs sind.

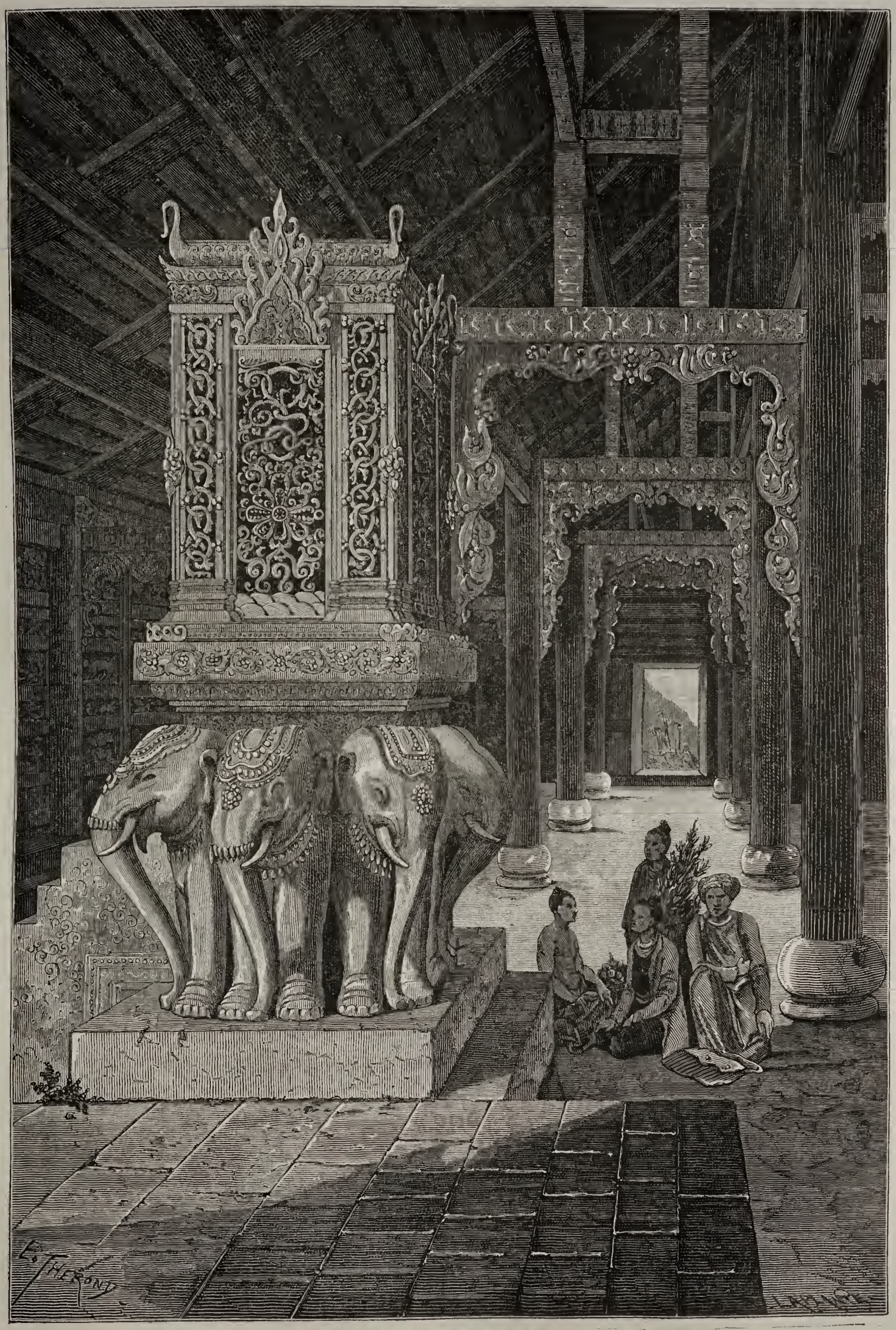
F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan.

III. *)

Wir hatten unsere französischen Reisenden auf ihrer muthigen, für die Kenntniß Hinterindiens wie des Südwesten Chinas epochemachenden Reise in Tung-tschuan-fu verlassen, welches auf dem rechten Ufer des Yang-tse-kiang zwischen 26° und 27° nördl. Br. und unter 103° östl. L. v. Gr. gelegen ist. Der Gesundheitszustand des Commandanten de Lagrée hatte sich inzischen durch die Entbehrungen und Strapazen der Reise und die fortdauernde Erregung des Geistes so verschlimmert, daß er den Oberbefehl an Garnier abtreten mußte. Er hätte keinen bessern, tüchtigern Mann zur Seite haben können; unter seiner Führung beginnt ein wahrhaft heroischer Zug in das Rebellenland, welches damals den ganzen Westen der Provinz Yünnan umfaßte. Die chinesischen Beamten der Stadt gaben sich natürlich die denkbarste Mühe, von dem gewagten Unternehmen abzureden; man kenne nicht die Gesinnung der mohammedanischen Regierung in Ta-li, die Wege dorthin seien von Räuberbanden bedroht, die Ortschaften wüst und ausgesogen, die Franzosen würden Hungers sterben u. s. s. Und als das nichts fruchtete, steckten sie sich hinter den Provicarius, Mr. Fenouil, welcher in einem langen Briefe seine Landsleute ersuchte, sich nicht solchen Gefahren auszusetzen, sondern sich am Anblicke des Yang-tse-kiang unweit Tung-tschuan genügen zu lassen; 15 Tagereisen weiter oben sei es ja immer noch derselbe Fluß; was nütze es also, so weit zu gehen, wenn man ihn in größerer Nähe sehen könnte. Diesen zwar gut gemeinten, aber von wenig so zu sagen geographischem Geiste eingegebenen Rath befolgte nun Garnier freilich nicht, ließ sich vielmehr von seinem kranken Chef einen schriftlichen Befehl ausstellen, worin der Hauptwerth der ganzen Reise nach Westen auf eine etwaige Erreichung des obern Mekhong (hier Lan-tsang-kiang geheißen, vergl. S. 198) gelegt wird, und brach am 30. Januar 1868, noch während der Lustbarkeiten, Feuerwerke und Feste des chinesischen Neujahrs (25. Januar), auf. Der ganze Zug bestand aus 4 Europäern, 2 Tagalen und 3 Annamiten, alle gut bewaffnet, in ziemlicher Gesundheit und entschlossenen Muthes; dazu 9 Träger für das möglichst eingeschränkte Gepäck.

Zuerst ging es über eine wohlangebaute Ebene hin; bald aber begann der steile Abstieg, von dessen Höhe man in dem Meere von Bergen, das den ganzen Horizont erfüllte, einen tiefen Einschnitt erblickte: es war das Thal des Yang-tse-kiang, der hier den Namen Kin-tscha-kiang, d. h. Goldsandfluß, führt. Nirgends zeigt sich der dem chinesischen Volke eigenthümliche Geist des Colonisirens und des Handelns mehr als bei diesen Handelsstraßen im Gebirge, welche einen gewaltigen Aufwand an Zeit und Geld erforderten, aber ohne jede Staatsunterstützung von einigen Gemeinden oder Kaufmannsvereinigungen zu Stande gebracht wurden (s. die Abbildung dieser Straße auf S. 54). Am 31. Januar sah Garnier in der Ferne zum ersten Male die Wasser des Blauen Flusses, der erste Europäer seit Marco Polo's Zeiten, welcher ihn so weit von seiner Mündung berührte. In jener Nacht schlief er im Flecken Mong-ku, der nur

*) S. Seite 33 und 49 dieses Bandes.



Altar einer chinesischen Pagode.

200 Meter über dem Strome liegt. Hier herrschte wieder tropische Vegetation (Bananen, Zuckerrohr) und tropische Wärme, während man noch früh Morgens oben auf dem Plateau empfindlich gefroren hatte. Schon hier begannen die Schwierigkeiten: kein chinesischer Beamter zeigte sich, keine neuen Träger waren zu haben und Garnier mußte die alten um bedeutend höhern Lohn für die nächsten fünf Tagereisen wieder miethen. Um nach Ta-li zu gelangen, mußte man hier die große südliche Ausbiegung des Blauen Flusses (zwischen 100° und 104° östl. L. v. Gr.) kreuzen; die erste wichtigere Stadt, welche man nördlich des Kin-tscha-kiang erreichte, war das eben jene fünf Tagereisen entfernte Hwei-li-tschan.

Am 1. Februar führte eine ständige Fähre unsere Reisenden über den 200 Meter breiten Strom; bei 20 Meter fand Garnier noch keinen Grund. Aber flußab und flußauf hindern bald Stromschnellen die Schifffahrt. Mit dem jenseitigen Ufer betrat er die Provinz Sz'-tschwan; ebenso

I-kia, Frau und Mann.

steil ging es nun wieder bergauf und nach $4^1/_2$ Stunden scharfen Steigens lag der Fluß 1200 Meter unter den Reisenden, nur noch ein schmales, blaues Band, aber in horizontaler Entfernung kaum einen Büchsenschuß von ihnen entfernt. Lange Reihen von Saumthieren und Fußgängern stiegen vom Flusse hinauf auf die eisigkalte Hochebene, wo die im Thale so brennende Sonne ihre Kraft verlor. Die folgenden Tage ging es stetig bergab und bergauf auf gefahrvollen Wegen, die der nun fallende Schnee noch halsbrechender machte. Um die Anstrengungen etwas zu verringern, kaufte Garnier drei Pferde; mehr zu thun erlaubte ihm die in der Casse der Expedition eingetretene Ebbe nicht. Sie mußten eben ihren Geldbeutel mehr schonen als ihre Beine, um nicht den chinesischen Behörden mit Borgen allzusehr zur Last zu fallen.

Am 3. Februar wurde der höchste auf dieser ganzen Reise erreichte Punkt überschritten; das Barometer wies auf mehr als 3000 Meter. Die Wilden, welche diese Höhen bewoh-

nen, lachten beim Anblick der Fremden; nie waren ihnen so schnurrige Menschen vorgekommen.

Endlich eröffnete sich in der Ferne das Thal von Hwei-li-tschau. Trotz des Alles bedeckenden Schnees war der Verkehr auf dieser Straße ziemlich bedeutend: alle Augenblicke kamen Transporte von Salz, Kohlen, Pelzwerk, Kupfer, Farbestoffen und Arzneiwaaren den Franzosen entgegen, während mit Baumwolle und Baumwollenstoffen beladene Karawanen in derselben Richtung, wie sie, zogen. Hwei-li-tschau besaß darum auch, trotz der immer noch andauernden Festlichkeiten zu Ehren des Neujahrs, ganz das Aussehen eines lebhaften Handelsplatzes; fabricirt werden dort alle Gegenstände, welche man beim Reiten, Fahren und Reisen gebraucht, außerdem Geschirre von Kupfer, von welchem Metalle Gruben in unmittelbarer Nähe der Stadt existiren.

Auch hier ließen es sich die Behörden angelegen sein, vor der Fortsetzung der Reise zu warnen. Um nun reinen Wein über die Zustände im Lande der mohammedanischen Rebellen eingeschenkt zu erhalten, sandte Garnier einen Boten mit der lateinisch geschriebenen Bitte um eine Zusammenkunft an den eingeborenen christlichen Pater Lü, welcher unweit des Zusammenflusses des Ya-lung und Yang-tse wohnte, und an den ihn der Provicar in Tung-tschuan empfohlen hatte.

Am 7. Februar ging es weiter, nachdem der Aufenthalt in dem Marktorte benutzt worden war, um das Reitzeug zu ergänzen. Aber trotz der größten Aufmerksamkeit der Franzosen hatten die verschmitzten Chinesen es doch verstanden, alte zerrissene Pferdedecken (deren Tuch russisches Fabrikat war) und zerbrochene Gebisse ihnen in die Hände zu spielen.

Man-tse-Typen.

Schon am zweiten Tage ging es bedeutend bergab in wärmere Luftschichten, welche nicht wenig zur Erholung der Reisenden beitrugen, welche in Hong-pu-so drei Tage rasteten. Es ist das ein großer Marktflecken, 10 Kilometer vom Yang-tse entfernt und damals, wie die ganze Linie des Yang-tse, von den Kaiserlichen stark besetzt, weil die Rebellen kürzlich einen allerdings verunglückten Vorstoß gegen die Provinz Sz'-tschwan gemacht hatten. Von dort aus besuchten die Franzosen am 10. Februar die 14 Kilometer entfernte Confluenz des Ya-lung und Yang-tse zu Pferde. Hier ist der letztere nicht von so steilen Felsen wie bei Mong-ku eingeschlossen; vielmehr führt ein sanfter Abhang an sein Ufer hinab, während der Ya-lung durch eine wilde, unzugängliche Felsschlucht braust. Beide Ströme hatten damals bei ihrem Zusammenflusse eine fast gleiche Wassermenge; aber die Configuration der Berge läßt doch sofort den Yang-tse als den Hauptstrom erkennen.

Am folgenden Tage erschien Pater Lü, ein junger, feiner, aber scheuer Mann, und gab keineswegs sehr befriedigende Aufschlüsse über den weitern Weg. Die directe Straße nach Ta-li-fu war zwar niemals für die Kaufleute versperrt gewesen, aber noch immer hatten die Aufständischen Leute mit leeren Händen zurückgeschickt. Augenblicklich sei jedoch die Straße sehr unsicher und von Lebensmitteln entblößt. Zudem ersah Garnier aus den Mittheilungen des jungen Priesters, daß es ihm unmöglich sein würde, mit Vermeidung der Mohammedaner bis an den Oberlauf des Mekhong vorzudringen; denn nördlich von jenen säßen die wilden Man-tse oder die Lissu (s. über diese S. 198), welche keinen Fremden in ihr Land eindringen ließen. Garnier

beschloß also, den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen und in Ta-li-fu selbst sich die Erlaubniß zu holen, bis an den Mekhong vordringen zu dürfen.

So ging es denn weiter, erst auf einer Fähre über den Ya-lung-kiang, der aus dem fernen Norden kommt, dann am linken, nördlichen Ufer des vielfach gewundenen und sich mehr und mehr einschneidenden Yang-tse-kiang hinauf, dessen Beschiffung die sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Riffe und Stromschnellen unmöglich machen. Nur Baumstämme aus den großen Wäldern um Li-kiang werden auf ihm hinabgeflößt und auch diese zerschellen mitunter an den Felsen.

Vor Ma-schang besuchten die Franzosen Gruben, die unmittelbar am Flusse liegen und eine schlechte Kohle liefern, welche nur in Gestalt von Kokes zu verwenden geht. Der Gebrauch dieses Brennmaterials erheischt die Anlage von Schornsteinen, seit langer Zeit die ersten, welche die Reisenden zu sehen bekamen. Die Christen des Ortes holten die Ankömmlinge zu Pferde ein, und in zahlreicher Cavalcade zogen sie zusammen durch die einzige, lange Straße des Ortes. Am folgenden Tage war Markt; in Menge stiegen die wilden Bergbewohner dazu herab und boten reichlichen Stoff zum Studium neuer Typen und neuer Trachten. Diese Gegend ist reich an Mischbevölkerungen: da sind zuerst die Pa-y, welche mit den Laos in Beziehung stehen und welche mit den Stämmen der Telu, Teru, Arru, Didschu, Lu-tse vom Ya-lung bis zum Irawaddi hin das Land inne haben. Andere Stämme von ganz verschiedener Herkunft und Sprache scheinen sich den Urbewohnern mehr zu nähern: es sind die I-kia, auch Pe-lolo oder weiße Lolo genannt, welche einen Zopf wie die Chinesen tragen, und deren Frauen das Haar in zwei Flechten theilen; dann die He-lolo oder schwarzen Lolo, die sich mit ihren langen Haaren für besser als jene halten; endlich die wildesten von allen, die Lissu und Man-tse. Einige dieser Stämme scheinen entfernt mit Tribus des nördlichen Assam verwandt zu sein, vielleicht auch mit den indischen Kol und den Mon von Pegu. Die Namen, welche sie von den Chinesen erhalten, haben nur eine sehr unbestimmte Bedeutung und dürften kaum als Grundlage einer ernsthaften Classification

Aussicht auf den Kin-tscha-kiang auf dem Wege nach Ta-li.

dienen. So bedeutet I Barbar, Fremdling, und kia Familie, Race; und mit Lolo bezeichnen sie fast alle nicht chinesischen Völkerschaften ihres Reiches. Diese Namen werden aber von den betreffenden Tribus wie eine blutige Beleidigung betrachtet. Die Lolo nennen sich selbst Tu-kia (Autochthonen, Eingeborene) oder Tschin-si (Eltern). Das Bild der beiden Ikia auf S. 278 zu zeichnen kostete Hrn. Delaporte große Mühe und Ueberredungskunst, weil die Wilden glauben, daß jede Person, deren Züge abgenommen werden, tödtlich krank wird.

In der Umgegend von Ma-schang giebt es zahlreiche Wölfe, welche im Winter, von Hunger getrieben, die Viehhöfe heimsuchen. Darum sind hier Steinschloß- und Percussionsgewehre sehr gesucht, während man von Luntenflinten nichts wissen will, da der Wolf selbige sofort wittern soll.

Neue Träger wurden gemiethet, ebenso ein zuverlässiger Reisemarschall, der schon den französischen Priestern in jener Gegend gedient hatte, officielle Beziehungen besaß und es verstand, mit den Mandarinen ein Wörtchen zu sprechen. Am 16. Februar wurde der Blaue Fluß wieder überschritten und bald auf seinem südlichen Ufer die Höhe von 2000 Meter (Ma-schang liegt nur 300 Meter hoch), die Durchschnittserhebung der dortigen Hochebene, erreicht. Wie groß hier schon die Unsicherheit und die Furcht der Bewohner war, beweist der Umstand, daß die Leute eines Meierhofes, den sich die Franzosen zum Nachtquartier ersehen hatten, bei ihrem Nahen flüchteten. Nur ein altes Weib blieb zurück, mit deren Hülfe die Entflohenen beruhigt und zurückgerufen wurden. Nun wollte Hr. de Carné die Pferde füttern und als Krippe einen jener leeren Särge wählen, die sich in allen chinesischen Häusern finden und den Bewohnern im Voraus als werthvollstes Geschenk von Freunden dargebracht werden. Als aber der Deckel den Bemühungen des Fremden Widerstand leistete, bat die Hausherrin mit Thränen in den Augen, davon abzustehen: der Besitzer des Sarges war darin gebettet.

Am folgenden Morgen ging es zuerst durch Fichtenwälder, dann durch ein Dorf der I-kia, deren Häuser, Industrie und Culturen schon starken, chinesischen Einfluß zeig-

ten, und am Abend betrat man zuerst mohammedanisches Territorium. Die Gegend war schwach bewohnt, aber pittoresk. Die Abhänge waren bewaldet und blühende Rhododendren und Camelien wiegten sich über den Schluchten der Gießbäche.

Am 19. Februar erreichten die Reisenden wieder die directe Straße von Hong-pu-so nach Tali, von der sie abgewichen waren, um das westlicher gelegene Ma-schang zu besuchen. Sofort war der Weg wieder mit Handelskarawanen belebt, welche kamen und gingen, und bald darauf erreichte man das erste Zollhaus der Mohammedaner, welches im wohlbevölkerten Thale des nordwärts zum Yang-tse-kiang fließenden Pe-ma-ho lag. Mit neugierigen Blicken verfolgten die Soldaten die ungewohnten Erscheinungen, richteten aber an sie kein fragendes Wort. Und als im Nachtquartier ein untergeordneter Offizier heftig und immer heftiger die Pässe der Franzosen forderte, verweigerte sie ihm Garnier entschieden, fest entschlossen, nur mit hohen Würdenträgern der Rebellen zu verkehren und sich von den kleinen nicht einschüchtern zu lassen. Er setzte seinen Willen durch und konnte am folgenden Morgen unbehelligt seine Reise weiter nach Westen fortsetzen.

Ein Besuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai.

II.

Am andern Morgen stellte Dr. Fritsche fest, daß Tsi-nan-fu in der Breite von 36° 40,4′ und 117° 1′ östl. v. Gr. liegt. Dann zogen wir weiter und von einem Hügel warfen wir noch einen Rückblick auf die Stadt und erstaunten über ihre gewaltige Größe. In einer völligen Ebene liegend wird Tsi-nan-fu im Norden von zwei senkrecht aufsteigenden hohen Felsen überragt. Westlich, kaum eine Meile von uns entfernt, floß der jetzige Hauptarm des Hoang-ho, in den Geschichtsbüchern Chinas „die Sorge des Reichs“ geheißen. Oftmals die Tiefebene durch Ueberschwemmungen verwüstend, hat er den untern Theil seines Laufes bald in den Golf von Pe-tschi-li, bald nach Süden ins Gelbe Meer gewendet und mehrfach sollen Millionen Menschen das Opfer seiner Launen geworden sein. Vor etwa zehn Jahren durchbrach er die während der Rebellion vernachlässigten Eindeichungen in der Nähe von Kai-fung-fu, der Hauptstadt der Provinz Ho-nan, und sich nördlich wendend und den großen Canal durchschneidend verband er sich mit dem Ta-tsing-Flusse und in dessen unendlich erweitertem Bette wälzt er jetzt die Hauptmasse seines Wassers dem Pe-tschi-li-Golfe zu.

Nachdem wir einige Meilen fortgezogen, gelangten wir wieder in Hügelland. In dem kleinen Dorfe Kai-schan machten wir Mittag, und hier fand ich einen ganz in Granit gehauenen Brunnen, dessen Tiefe 150 Fuß beträgt. In den Rand des umfassenden Gesteins haben die zum Heraufziehen der Eimer benutzten Stricke, wohl im Laufe von Jahrtausenden, zolltiefe Rillen eingeschnitten.

Von Kai-schan zogen wir auf einer großen, ehemals prächtigen, jetzt aber stark verfallenen Heerstraße weiter und bald gelangten wir in eine romantische Gebirgsgegend: schroffe Felspartien, schäumende Gebirgswasser, schattige Berghänge und sonnige Waldlichtungen und in den sorgsam angebauten Thälern kleine freundlich gebaute und reinlich gehaltene Dörfer und wohnlich aussehende Weiler, halb versteckt unter mächtigen dunkeln Cypressen und mit Früchten beladenen Obstgärten.

Spät am Abend erreichten wir das Oertchen Wan-te-tschen und übernachteten in dem überaus ärmlichen Wirthshause. Zum Abendbrot und Frühstück genossen wir außer Kaffee nur köstliche Weintrauben, welche in nächster Nähe gewachsen waren. Mit Sonnenaufgang weiter ziehend, kamen uns gegen acht Uhr Morgens hohe Berge in Sicht. Es war dies der Tai-schan, an dessen Nordseite wir uns befanden, und ihn in weitem Bogen umziehend erreichten wir gegen ein Uhr Nachmittags die an seinem südlichen Fuße liegende Stadt Tai-an-fu. Wir legten unser Gepäck in einem Wirthshause nieder und mietheten sofort zwei Sänften oder vielmehr Stühle, von denen jeder durch zwei Männer, die ein Reserveträger begleitete, getragen wurde. Auf einem mit colossalen Granitquadern gepflastertem Wege gelangten wir rasch an den Fuß des heiligen Berges und langsam begann jetzt das Aufsteigen.

Der Weg wurde bald steiler und von Zeit zu Zeit zeigten sich breite steinerne Treppenstufen. Im Schatten eines künstlich gepflanzten Cypressenhains und an unzähligen großen und kleinen Tempeln, Monumenten und Bogenthoren vorbei ging es weiter in die Höhe. Ein hübscher Wasserfall kam zu Gesicht, der aus einem weiten Felsbecken, welches künstlich geschlossen ist, gespeist wird.

Bald hatten wir jenen Punkt erreicht, wo der Sage nach Confucius bei Besteigung des heiligen Berges wieder umgekehrt sein soll, und ist zum Andenken hieran ein kleiner Tempel errichtet. Ich verließ jetzt den Tragstuhl und ging und stieg den Trägern nach. Etwa eine Stunde später erreichten wir ein zur Bequemlichkeit der Wallfahrer errichtetes Theehaus, und nachdem wir uns da etwas erquickt, weideten wir unsere Blicke an der herrlichen Aussicht. Tief unter uns, nach Süden zu, lag eine unabsehbare, sonnenbeschienene Ebene, mit nicht zu zählenden Städten und Dörfern, mit vielfarbigen Fruchtfeldern und durchzogen von zahlreichen Flüssen, Bächen und künstlichen Wasserstraßen. Nach der andern Seite zeigte sich, getrennt durch ein dunkles Thal, die höchste Spitze des Berges, zu der sich die in der Sonne glänzenden Stufen einer granitenen Riesentreppe, ähnlich einer ungeheuren Schlange, in die Höhe wanden.

Unsere Träger drängten zum Weitergehen, und bald gelangten wir in das vorhin schon gesehene von Klippen und Höhen umschlossene Thal, welches dicht mit uralten Cypressen bewachsen ist. Einsam und still war es hier, kein Thier, kein Vogel zeigte sich, und selbst die zahlreichen frommen Bettler, die uns bis in die Höhe des Theehauses mit Bittgesängen, Schreien und Jammergeberden begleitet und verfolgt hatten, waren verschwunden.

Der Fuß des höchsten Gipfels war nunmehr erreicht, und noch steiler ging es jetzt auf der großen Steintreppe bergauf. Ganz erschöpft machten wir in einem zweiten Theehause Station, wo wir zwei Mandarinen trafen, welche dasselbe Ziel wie wir hatten. Sie erzählten, daß sie in Sze-tschuan, einer im äußersten Westen Chinas gelegenen Provinz, zu Hause seien. Später gedachten sie nach Tsinan-fu zu gehen und auch die nördlichen Seehäfen zu besuchen.

Inzwischen begann es zu dunkeln. Wir stiegen wieder bergauf: über uns glänzte der Scheitel des Berges im letzten Abendsonnenschein, unter uns schickten die Thäler ihre weißen Nebel hinauf. Unser Weg wurde jetzt eine ununterbrochene Folge riesig hoher Treppenstufen, an deren einer Seite, an steinernem Pfeiler befestigt, sich eine starke eiserne Kette ununterbrochen in die Höhe zog.

Die Sonne war untergegangen. Ein heftiger Wind erhob sich und hüllte uns in dichte Nebelwolken. Eisig kalt wurde es und die Füße wurden mir schwer wie Blei. In die Sänfte mochte ich jedoch mich nicht setzen, weil ich den Trägern in der Dunkelheit nicht traute. Mit Aufbietung meiner letzten Kräfte schleppte ich mich bis zu einem Tempel, wo wir zu übernachten beschlossen. Die Mandarinen nahmen hier von uns Abschied, da sie ihr Gepäck und ihre Vorräthe nach einem noch etwas höher liegenden Punkt vorausgesandt hatten.

In einem kleinen rauchgeschwärzten Anbau schlugen wir unser Nachtquartier auf. Mein Gefährte schlief sofort ein, ich aber wachte noch lange. Der Wind war jetzt zu einem Orcan geworden und in gewaltigen Strömen schoß der Regen nieder.

Am Morgen hatte der Sturm ausgetobt, aber die ganze Gegend war in Nebel gehüllt. Da keine Aussicht war, daß das Wetter sich ändern werde und Dr. Fritsche sich obenein erinnerte, daß der in Tai-an-fu zurückgelassene Chronometer aufgezogen werde müsse, gab er die weitere Besteigung des Berges auf, nachdem er mir zuvor Barometer, Thermometer und den Apparat zum Kochen des Wassers übergeben hatte. Nicht ohne Besorgniß sah ich ihn dann die schlüpfrigen Treppenstufen hinabsteigen und im Nebel verschwinden.

Ich suchte nun meine Bekannten von gestern auf und fand sie unweit des höchsten Gipfels in einem großen taoistischen Tempel, mit dem Morgenimbiß beschäftigt. Sie luden mich zur Theilnahme ein, und da ich außer einigen Cakes nichts genossen, ließ ich mir den Thee, das Brot und die Eier gut schmecken. Da keine Aussicht auf Aenderung des Wetters war, machten wir uns gleich nach Beendigung des Frühstücks an die völlige Besteigung des Berges.

Ein junger Priester war unser Führer. Nachdem wir eine Viertelstunde gestiegen, und ich hierbei Gelegenheit gehabt hatte zu bemerken, daß meine Lederstiefel für derartige Excursionen eine weitaus schlechtere Fußbekleidung als die Filzschuhe der Chinesen waren, erreichten wir einen kleinen Tempel, in dessen Hof die höchsten Felsspitzen eingeschlossen sind. Dort machte ich die mir aufgetragenen wissenschaftlichen Notirungen und hat sich danach für den Tai-schan eine Höhe über dem Meer von 1545 Metern ergeben. Hierauf begab ich mich in den Tempel, wo ich meine Begleiter mit Andachtsübungen beschäftigt fand. Diese bestanden in stummen Verbeugungen, Wendungen und Drehungen des Körpers vor den nichts weniger als schönen und stark verwitterten Götzenbildern, und das Ganze bot ungefähr denselben Anblick, wie ein in Arbeit befindliches heilgymnastisches Institut.

Nachdem meine Gefährten ihren religiösen Bedürfnissen genügt hatten, begaben wir uns nach jenem Tempel zurück, wo wir am Morgen gefrühstückt hatten. In dem Hauptschiff desselben wurden jetzt eine Menge Wachskerzen angezündet, und nun ging es an ein neues Verbeugen, Drehen und Grimassiren. Inzwischen schlenderte ich in den umliegenden, theils schon zu Ruinen gewordenen Baulichkeiten umher, in deren Mauern viele große, aus Kupfer getriebene Gedenktafeln, zum Theil von sauberer Arbeit, eingelassen sind und zwischen denen hier und dort auf halb versunkenen Postamenten ganz ähnliche große Steinurnen stehen, wie man sie bei uns zur Rococozeit in Gärten und auf Brückenbalustraden aufstellte. Nunmehr hörte ich ganz nahe Flötenblasen: eine jener uralten, höchst einfachen, aber unendlich melancholischen Melodien, an denen die chinesische Musik so reich ist. Die Töne rührten von einem uralten weißhaarigen Priester her, der auf einer umgestürzten, zwischen Farrenkräutern fast vergrabenen Säule wie ein Bild der Vergänglichkeit saß. Unbemerkt von ihm drückte ich mich an eine Wand und lauschte den Tönen und dachte dabei, wie viele Fußtritte wohl dazu gehört haben möchten, die vor mir liegenden granitenen Thürschwellen so tief auszutreten. Seit viertausend Jahren wird dieser Berg in der Geschichte Chinas als hochheiliger Ort genannt.

Meine Mandarinen waren inzwischen auch hier fertig geworden und einer kam mich zu suchen, daß wir die Rückkehr antreten möchten. Wir setzten uns in unsere Sessel und nunmehr eilten die Träger im Lauf und Sprung mit uns hinunter. Bald gelangten wir in warmen Sonnenschein und nach einigen Stunden waren wir in Tai-an-fu.

Beim Eingange in die Stadt verabschiedeten sich die Mandarinen mit vielen Complimenten. Ich begab mich in unsere Herberge, wo ich meinen Begleiter fand, und nachdem ich eine tüchtige Mahlzeit in Pfirsichen, Apfelsinen und Weintrauben gehalten, die eine Süße, Saftigkeit, Größe und Aroma besaßen, wie ich es bis dahin nicht für möglich gehalten, fühlte ich mich wieder völlig frisch. Diese köstlichen Früchte werden an den südlichen Ausläufern des Taischan gezogen.

Wir besuchten noch den inmitten der Stadt auf einem riesigen Unterbau von Granitquadern gelegenen Tempel, in welchem sich viele Monumente, theils aus Holz, theils aus Sandstein, theils aus Kupfer gearbeitet, befinden, auch allerlei Bilder, in denen die Menschen ähnlich schlank und langhändig und ohne Beobachtung aller perspectivischen Gesetze dargestellt sind, wie auf manchen unserer alten kirchlichen Bilder. Dann setzten wir uns wieder in unsere Schantzüs und traten die Weiterreise an.

Gegen Abend kamen wir in eine große Ebene und nahmen unser Nachtquartier in dem Orte Ta-wau-ku. Am nächsten Morgen passirten wir auf einer langen gut erhaltenen Brücke den Ta-wau-Fluß. Zu Confucius' Zeiten bildete dieser die Grenze zwischen den Ländern Tsi und Lu, welche in der ältern Geschichte Chinas viel genannt werden. Es ist ein tiefes und reißendes Gewässer und dient jetzt dazu, den großen Canal zu speisen. In dunkler Nacht erreichten wir Kü-fu, das alte Lu.

Mit dem Wirth der verhältnißmäßig guten Herberge nahmen wir sogleich wegen eines Führers für morgen Rücksprache, und vom schönsten Wetter begünstigt traten wir am nächsten Morgen zu Fuß die Wanderung zu den heiligen Grabstätten Chinas an.

Dicht vor der Stadt, vergraben in einen Hain von uralten Cypressen, steht der Tempel des von Confucius oft genannten und als Muster von Tugend und Weisheit gepriesenen Herzogs Tschau. Er lebte etwa 1150 Jahre vor Christus, und sein Bruder, den er durch seinen Einfluß und seine Talente unterstützte, gründete um 1121 v. Chr. die Tschau-Dynastie, welche China lange Zeit beherrscht hat. Eine Allee von Denktafeln und mächtigen Bäumen führt auf das Hauptgebäude zu, in welchem die in übermenschlicher Größe und in sitzender Stellung gearbeitete Statue des Herzogs Tschau sich zeigt. Sie ist roh aus hartem Holze geschnitzt und auch die Bemalung ist äußerst primitiv, so daß das Werk, abgesehen von seinem sehr hohen Alter, kein Interesse bietet. Rechts und links von dieser Figur stehen die Frau und der Sohn des Herzogs von gleicher Beschaffen-

heit. Weiter war in den öden Räumen nichts zu sehen; und weiterschreitend gelangten wir an einen Platz, welcher den Namen Wên-li-tang, das heißt „Halle der erkundigten Schicklichkeit", trägt. Hieran knüpft sich folgende in den Büchern des Confucius erzählte Geschichte.

Als der Meister den Tempel betrat, erkundigte er sich aufs Genaueste nach den dort geübten Ceremonien und Gebräuchen. Einer der Priester meinte, es sei sonderbar, daß Jemand, der fortwährend Anderen in dergleichen Unterricht ertheile, sich hiernach erkundige. Confucius erwiederte: „Eine der von mir gelehrten Regeln ist eben die, über alle solche Angelegenheiten möglichst genaue Nachrichten einzuziehen." So nüchtern wie diese, klingen fast alle chinesischen Moralhistorien und Sentenzen.

In einem dachlosen, zerfallenen Hintergebäude zeigte man uns noch ein durch Schmutz fast unkenntlich gewordenes Bildniß des Confucius, welches in Relief aus dem Stein herausgearbeitet ist und aus Lebzeiten des Meisters datiren soll. Wir gingen dann weiter nach dem eine halbe Meile östlich gelegenen Grabe des Kaisers Shan-hau, welcher um 2500 v. Chr. gelebt haben soll. Dasselbe liegt hinter einem dem Helden zu Ehren errichteten Tempel, in einem von hohen Mauern umschlossenen Hof und wird von gewaltigen Cypressen überschattet. Die Chinesen nennen es den Berg von zehntausend Steinen; es bildet auffallender Weise eine Pyramide, deren Höhe etwa dreißig Fuß beträgt, während jede Seite fünfundvierzig Fuß mißt. Die Pyramide kommt in ganz China nicht weiter als Baulichkeit vor.

Zurückkehrend passirten wir den Begräbnißplatz des Sêu-Hwny, des Lieblingsschülers des Confucius, und seiner Nachkommen. Unter uralten Bäumen befinden sich Tausende, größtentheils versunkene und verwitterte Grabsteine; denn es ist Sitte, daß alle Nachkommen berühmter oder vornehmer Chinesen neben den Gebeinen ihres Ahnen bestattet werden, und ein jeder solcher Begräbnißplatz bildet ein unverletzbares Heiligthum. Ueber Felder und Wiesen erreichten wir dann den großen Baumgang, welcher zum Grabe des Confucius führt.

Die Cypresse ist der Lieblingsbaum der Chinesen, und aus diesen und zwar aus Exemplaren, welche bis funfzehn Fuß im Umfange haben, besteht die Allee. In derselben befinden sich verschiedene massive Brücken und mehrere prächtig geschmückte, triumphbogenartige Monumente. Endlich gelangten wir an einen ummauerten Platz, dessen Pforte bei unserm Nahen geschlossen wurde. Obschon der Durchgang sonst frei ist, konnten wir doch die Oeffnung erst nach langem Handeln und nachdem wir ein Trinkgeld von etwa 15 Sgr. spendirt, erreichen, und wir wurden sehr ärgerlich, als sich das gleiche Gaunerspiel bei den noch folgenden zwei Pforten wiederholte. Endlich waren wir am Ziel.

Am Rande eines Cypressenwaldes, von mächtigen Bäumen überschattet, bezeichnet ein etwa vierzig Fuß hoher Erdhügel die Begräbnißstätte, und an demselben ist eine gewaltige, oben abgerundete Gedächtnißtafel aufgerichtet, welche auf einem von Drachen getragenen Sockel ruht. Das ganze Denkmal ist höchst einfach und zeigt nichts von jenen Schnörkeln, welche gewöhnlich chinesischen Kunsterzeugnissen eigen sind, imponirt aber eben dadurch und durch die Größe seiner Verhältnisse. Nicht weit davon befindet sich das Grab des Sohnes des Confucius Li und seines als Philosophen berühmten Enkels Szü-Tzü, welcher der Verfasser eines der sogenannten vier classischen Bücher ist. Noch eine Masse anderer Familiengräber sind nahe herum, und auch noch viele andere Grabfelsen, wie denn überhaupt die Gegend um Kü-fu dasselbe für China ist, was die Westminsterabtei für England.

Am Nachmittag besuchten wir den innerhalb der Stadt gelegenen großen Tempel des Confucius. Es ist dieses ein riesiges Gebäude und übertrifft an Pracht und Ausdehnung weit alle chinesischen Baulichkeiten, welche ich bisher gesehen habe. Herrliche aus einem Stück bestehende Steinsäulen, auf denen riesige sich um sich selber windende Drachen in Relief herausgearbeitet sind, und viereckige Pfeiler mit aufs Sauberste und Naturwahrste ausgeführten Gravirungen von Blumen und Blättern schmücken die Façade und tragen das Dach. Im Innern finden sich die Bildsäulen des Confucius und seiner bedeutenderen Schüler, alle sitzend dargestellt und theilweise natürlich und gut gearbeitet. Auf einem großen Postament oder Altar liegen und stehen eine Menge gottesdienstlicher Geräthe, denen zum Theil ein Alter von 2000 Jahren zugeschrieben wird. Selbige sind theils von Silber, theils von Kupfer und Eisen, theils von Porcellan, Thon, Horn und Elfenbein, und die darauf befindlichen Figuren und Zeichnungen ähneln zum Verwechseln denen, die man auf den jetzigen chinesischen Kunsterzeugnissen sieht.

Neben dem Haupttempel befinden sich eine Masse Nebentempel und Capellen. Einige sind den Eltern, andere anderen Verwandten des Weisen gewidmet, und in der einen befinden sich drei in große Marmortafeln gravirte Porträts von ihm, die ihn als jungen Mann, im reifen Alter und als Greis darstellen. Weiterhin sind einhundertundzwanzig Marmortafeln in die Wand eingelassen, welche Scenen aus dem Leben des Meisters darstellen und gleich nach seinem Tode verfertigt sein sollen.

Noch durchschritten wir eine wahre Unzahl kirchlicher Gebäude, von denen einzelne nur durch Brücken zugänglich sind. Da wir keinen Zweck derselben erkennen konnten, empfanden wir bald einen verwirrenden und tödtlich ermüdenden Eindruck und ganz erschöpft langten wir spät am Nachmittage wieder im Wirthshause an. Kü-fus Lage ist von Dr. Fritsche, wie folgt, bestimmt: Breite: 35° 36,2′; östliche Länge von Greenwich: 117° 0,2′.

In Kü-fu residirt auch das Haus Confucius, dessen Familienhaupt kaiserliche Ehren genießt und vom großen Haufen noch höher geachtet wird, als der Kaiser selber. An seinem Hoflager befindet sich die Elite der chinesischen Philosophen und Philologen, und gemeinsam mit letzteren stellt er die neu einzuführenden Schriftzeichen fest. Obschon man von solchen bereits vierundzwanzigtausend besitzt, werden dennoch fast alljährlich eins oder mehrere neue hinzugesellt. Der Palast, worin dieser Herr mit seiner gelehrten Umgebung haust, ist ein Conglomerat ungeheurer Baulichkeiten, welche wohl an funfzig preußische Morgen bedecken; in das Innere bin ich jedoch nicht eingedrungen. Noch wurde mir ein Geschichtchen von dem Herrn erzählt, wodurch der Erzähler einen Beweis für die Confucius'sche Erbweisheit erbringen wollte, und da es echt chinesischen Geist athmet, theile ich es mit.

Der jetzige Confucius reiste vor längerer Zeit nach Peking, um den Kaiser zu besuchen, was ihm nämlich zu jeder Zeit gestattet ist. Beim Eintritt in das kaiserliche Gemach widerfuhr ihm aber die Verdrießlichkeit zu stolpern und platt auf die Erde zu fallen. „Es scheint," rief die anwesende Kaiserin ihm zu, „daß unsere Thürstufen doch höher sind, als die eurigen." — „Das mag sein," entgegnete der Gefallene, „aber die meinigen sind dauerhafter." Man muß wissen, daß hohe Thürschwellen zu haben, ein Privileginm chinesischer Vornehmheit ist, und waren denn auch in dem vorhin erwähnten Tempel des Confucius dieselben zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß breit. Daß seine Schwelle dauerhafter, durfte der Gefallene deshalb sagen, weil sein Geschlecht schon seit dreitausend Jahren hochberühmt in China

ist, während die jetzt regierende Dynastie erst vor einigen hundert Jahren aus dem Dunkel hervortrat.

Am nächsten Morgen traten wir die Rückreise an. In Kai-schan trennte sich Dr. Fritsche von mir, um die große Straße nach Peking einzuschlagen. Am 30. September erreichte ich wieder Tschi-fu.

Schilderungen innerasiatischer Zustände.

Von **Albin Kohn.**

II.

Die Tanguten sind, wie ihre Nachbarn, die Mongolen und (im Süden) die Tibetaner, eifrige Verehrer Buddha's, und, wie alle auf niedriger Bildungsstufe stehende Völker, unendlich abergläubisch. Sie glauben an Hexen und Wahrsagerei und vertrödeln, wie manche höher civilisirte Völker, ihre Zeit mit Processionen, denn jeder rechtgläubige Tangute hält es für seine Pflicht, möglichst oft nach Lassa zu pilgern, um dort Buddha und seinen Stellvertretern auf Erden seine Huldigung und mehr noch sein Opfer darzubringen. Fanatiker führen diese Wallfahrt nach dem innerasiatischen Vatican alljährlich ein Mal aus, doch ist hervorzuheben, daß in den von Tanguten bewohnten Gebieten weniger Tempel und Klöster existiren, als in anderen Gegenden, wo der Buddhacult herrscht. Dagegen genießen die Lamas und Higenen (Mönche) bei den Tanguten dieselbe Verehrung wie bei den Mongolen und man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt. Sie leben übrigens, wie andere Sterbliche, größtentheils in schwarzen Zelten, und zeichnen sich vielleicht nur dadurch vom gemeinen Manne aus, daß sie selbst nicht an das glauben, was sie lehren.

Nach Permikin herrscht bei den am Kossogolsee auf der Südseite des Sajangebirges wohnenden Urjänchen die Sitte, ihre Todten nicht zu begraben, und denselben Gebrauch findet man auch bei den Tanguten, welche die Leichen ihrer nächsten Verwandten gleich nach deren Verscheiden ohne weitere Ceremonie in den Wald oder in die Steppe tragen und sie hier den Geiern und Wölfen überlassen. Mir scheint es, daß dieser Brauch eine logische Folge des Glaubens an die Seelenwanderung sei, denn dieser Glaube setzt doch eine schnelle Vernichtung des alten Leibes voraus, die durch Begraben der Leiche verzögert wird.

Die Unreinlichkeit gehört wohl zu den Nationaleigenschaften der Tanguten; sie herrscht in Speise und Trank, in Kleidung und Wohnung und ist grenzenlos. Die Geschirre, in denen man die elenden Speisen zurichtet und aus denen man sie genießt, werden nie gewaschen. Die hölzernen Schüsselchen werden, nachdem ihr Inhalt verzehrt worden ist, ausgeleckt, und dann verwahrt Jeder seines zwischen der Kleidung und dem Körper, wo es von Parasiten wimmelt. Selbst nachdem er den blutigen Kampf mit diesen beendet hat, wäscht der Tangute sich nicht die Hände, sondern nimmt ohne Ekel das zu seiner „Dsamba" nöthige Material, knetet es und verzehrt es, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. Ebenso wird auch beim Melken verfahren. Die Tangutenfrauen und Mägde waschen den Thieren nicht die Euter, reinigen nicht die Milchgefäße und das aus ungegerbtem Schaffelle gemachte Buttersaß wird nie einer Ausspülung unterzogen. Wohl nur zufällig wird der Schmutz vom Tanguten entfernt — wenn er von einem heftigen Regen im Freien überrascht wird; sonst ist er wasserscheu.

Die Hauptbeschäftigung der Tanguten ist die Viehzucht, und nur in den Gegenden, in welchen sie mit Chinesen vermischt leben, treiben sie ein wenig Ackerbau, doch wird dieser wie jene mit der größten Nachlässigkeit betrieben, denn eine grenzenlose Faulheit gehört mit zu den Charaktermerkmalen dieses Volksstammes. Stundenlang vermögen Erwachsene wie Kinder am Herde zu sitzen, wo sie nichts weiter thun als Thee trinken. Da wegen der noch bis vor Kurzem im nordöstlichen Theile von China wüthenden Revolution der Ziegelthee im Lande der Tanguten sehr theuer ist oder war, so hat man ein Surrogat gesucht und dieses in den Blüthenköpfchen einer gelben Zwiebel und eines von Prschewalski nicht näher bezeichneten Grases gefunden. Diese Materialien werden gesammelt und in Donkyr, einer 20 Werst westnordwestlich von Si-ning-fu, der Hauptstadt von Kan-su, gelegenen Stadt, in hierzu besonders eingerichteten Fabriken gepreßt. Die ekelhafte Brühe von diesem Fabrikate wird von den Tanguten unter dem Namen „Donkyrscher Thee" genossen, jeder Gast wird unerbittlich mit diesem Getränke bewirthet.

Eine nothwendige Zugabe zu diesem Thee bildet die „Dsamba", eine Mischung von Gerstenmehl und Ziegelthee, von der eine Handvoll hineingeworfen, mit schmutzigen Händen zu einem Teig verarbeitet und nun genossen wird. Bei den Reichen wird diesem Teige Butter und frischer Käse (Quark), „Tschurma", hinzugefügt. Fleisch ist bei Reichen wie bei Armen eine Seltenheit und man schlachtet ungern ein Schaf oder ein anderes Stück Vieh, um sein Fleisch zu genießen. Wie der Mongole genießt auch der Tangute erst das Fleisch seiner Hausthiere mit Appetit, wenn sie gefallen sind; sonst verkauft er sie lieber, um ein Stückchen Silber zu erhalten und es aufzubewahren. Zu den Lieblingsspeisen gehört auch der „Takyr", d. h. saure und dann gekochte Milch, in welcher also der Käsestoff geronnen ist. Ehe man aber diese Lieblingsspeise bereitet, wird die Sahne herabgeschöpft und zur Butterbereitung aufbewahrt.

Einfach und unrein, wie Wohnung und Speise, ist auch die Kleidung der Tanguten. Sie ist, je nach der Jahreszeit, aus Tuch oder Schaffellen gefertigt. Die Sommerkleidung der Männer und Frauen besteht aus einem grauen Rocke, welcher bis ans Knie reicht, aus langen Stiefeln eigener oder auch chinesischer Arbeit und aus einem kleinen grauen Filzhut mit breiter Krämpe. Hemden und Beinkleider sind derzeit im Lande der Tanguten noch nicht Mode; man behilft sich ohne diese Luxusartikel, in Folge dessen auch im Winter der Pelz auf bloßem Leibe getragen wird. Nur der Reiche trägt unter dem Oberkleide noch ein Kleid aus blauem, chinesischem Baumwollenstoffe, was als ungewöhnlicher Luxus und Eleganz betrachtet wird. Ein Kleid aus Seide, das bei den Mongolen so häufig gesehen wird, ist bei den Tanguten eine ungeheure Seltenheit. Das Kleid wird, sowohl im Winter wie im Sommer, nur auf den linken Arm gezogen; der rechte Arm ist immer frei, es müßte denn sein,

daß der Frost den Tanguten während einer Reise zwingt, auch den rechten Arm in den Aermel zu stecken. Die Kleidung wird häufig mit Dachsfellen verbrämt, welche aus Tibet importirt werden; ich habe dieselbe Art der Verzierung der Kleider in der Buriatensteppe zwischen Dajotzk und der Lena gefunden und glaube, daß sie, wie das Dachsfell selbst, aus Tibet stammt. Auch der Ohrring im linken Ohre scheint zu den Tanguten und Mongolen von auswärts importirt zu sein. Er ist immer groß, von Silber und mit einem rothen Granat verziert. Zum Staate der Weiber gehört noch ein breites Handtuch, das mit weißem, mehr als einen Zoll breitem Besatze versehen ist und über die Schulter gehängt wird. Dieser Besatz wird aus Muschelschalen angefertigt, die eine von der andern zwei Zoll entfernt. Zur Vollendung des Damenputzes gehören noch rothe — wenn auch falsche — Korallen, welchen Luxus sich jedoch nur die reichen tangutischen Damen erlauben können.

Ich habe schon angedeutet, daß die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Tanguten ist. Man hält — von Züchtung in unserm Sinne des Wortes kann ja bei den rohen Volksstämmen nicht die Rede sein — Pferde und Rindvieh in geringer Zahl, Schafe (nicht der Fettschwanzrace angehörig, welche bei anderen Asiaten so beliebt ist), vor allen Dingen aber den Yack (Bos grunniens). Dieses Thier ist das charakteristische Hausthier der Tanguten und wird in den Bergen von Alaschan *) in großer Anzahl gezüchtet. Der Yack braucht Gebirge und reiche Weiden und diese findet er in den Gebirgsgegenden, welche die Tangnten und zum Theil auch die Mongolen bewohnen. Ohne große Wassermassen kann der Yack nicht bestehen, denn er ist nicht wasserscheu, wie sein Herr, sondern badet gern und ist ein ausgezeichneter Schwimmer. Selbst mit einer Last von mehreren Pud schwimmt er über reißende Gebirgsströme.

Dieses Thier ist für den Tanguten das, was für den Wüstenbewohner das Kameel. Es dient als Reit- und Lastthier und liefert dem Tanguten Fleisch, Haar und Milch. Bei dem Mangel an ordentlichen Straßen leistet der Yack als Reit- und Lastthier dem Tanguten außerordentliche Dienste. Mit sicherm Schritte geht er über schmale Fußsteige hinweg, welche an Abgründen vorbeiführen und höchstens für den Steinbock passirbar erscheinen. Der Yack ist von der Größe eines gewöhnlichen Rindes, von schwarzer oder schwarzbunter Farbe. Weiße Thiere gehören zu den Seltenheiten.

Prschewalski wundert sich, daß der Yack, trotzdem er wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten in Sklaverei lebt, noch immer viel Wildheit in seinem Charakter besitzt, was er durch seine schnellen und geschickten Bewegungen und durch seine Widerspänstigkeit, welche das Belasten des Thieres erschwert, zu welchem folglich viel Geduld und Geschick gehört, beweist. Uns wird dieser Ueberrest von Wildheit im Charakter des Yack nicht wundern. Auch die Thiere unterliegen dem Einflusse der Civilisation, und die Erfahrung lehrt, daß, je höher der Züchter steht, desto edler und sanfter auch seine Züchtungsproducte sind. Auch das von unserm Bauern gezüchtete Pferd, ja sogar sein Hund sind störrig, widerspänstig und bissig, dabei aber auch ungelehrig und dumm, während diese Thiere, wenn sie aus der Hand eines gebildeten Züchters stammen, fromm, gelenkig und von edlem Charakter sind. Der Adel und die Bildung des Menschen, ja sein individueller Charakter werden von ihm auf die von ihm gezüchteten Hausthiere übertragen, und deshalb glaube ich, daß, wenn der Yack in unsere Gebirgsgegenden, besonders nach Sachsen, verpflanzt werden würde, er auch seine wilden Eigenschaften im Verlaufe einiger Generationen verlieren würde.

Herr Prschewalski bemerkt, daß bei den Tanguten und Mongolen auch Bastarde von Yack und Rind vorkommen und daß die Producte dieser Kreuzung sehr gesucht sind. Leider giebt der genannte Reisende nicht an, ob die Bastarde von Rind und Yack fruchtbar sind. Ich habe zwar selbst Abkömmlinge von Yacks gesehen, hatte aber keine Gelegenheit mir über den hier berührten Gegenstand Aufschluß zu verschaffen.

Die Industrie der Tanguten reducirt sich auf ein Minimum, denn sie beschränkt sich auf das Drechseln von hölzernen Schüsseln und Schüsselchen, deren man sich zur Aufbewahrung von Butter beim Speisen bedient, und auf das Spinnen von Yackhaaren, Wolle und Aehnlichem, um das zu Zeltdecken und Kleiderstoffen nöthige Garn zu bereiten, welches die Tanguten nicht selbst weben, sondern von Chinesen weben lassen. Zum Spinnen bedient man sich eines 1 bis $1\frac{1}{4}$ Meter langen Rockens und einer Spindel; man spinnt nicht allein zu Hause, sondern auch während des Gehens, und es haben diese Gewohnheit die Tangutenfrauen mit den Buriatinnen gemein, welche beständig Darmsaiten zum Nähen der Pelze und Unty (Fußbekleidung) drehen. Selbst die zur vollkommenen Ausrüstung eines Tanguten nöthigsten Sachen, der Feuerstahl und das kleine Messer, welches er auf dem Rücken im Gürtel trägt, der Tabacksbeutel und die kleine Pfeife, welche an seiner linken Seite hängen, sowie der lange und sehr breite Säbel, mit welchem er stets bewaffnet ist, stammen von außen und alle diese Gegenstände werden theuer bezahlt.

Ich habe schon im Eingange gesagt, daß der Tangute mit dem Mongolen, in dessen Nähe er lebt, nicht verwandt ist. Dieses beweist nicht nur die Physiognomie, sondern auch die Sprache, in welcher die Consonanten und einsilbigen Wörter eine hervorragende Rolle spielen.

Um dem Leser selbst die Möglichkeit zu bieten, einen kleinen Vergleich zwischen der tangutischen und mongolischen Sprache anzustellen, füge ich hier die Zahlwörter beider Volksstämme bei. Sie lauten:

Deutsch.		Mongolisch.		Tangutisch.
eins	=	nige	=	chzik
zwei	=	chojor	=	ni
drei	=	zurba	=	sum
vier	=	durba	=	bschö
fünf	=	taba	=	rna
sechs	=	sorchu	=	tschock
sieben	=	dollon	=	djun
acht	=	najma	=	dschjat
neun	=	jusso	=	rgju
zehn	=	arba	=	zju-tamba
elf	=	arba-nige	=	zju-chzik
zwölf	=	arba-chojor	=	zju-ni
zwanzig	=	chorgi	=	ni-tschi-tamba
dreißig	=	kotschy	=	sum-tschi-tamba
vierzig	=	dutschy	=	bschop-tschi-tamba
funfzig	=	tubje	=	rnop-tschi-tamba
sechszig	=	sjaret	=	tschok-tschi-tamba
siebenzig	=	talla	=	djun-tschi-tamba
achtzig	=	maje	=	dschiat-tschi-tamba
neunzig	=	jaré	=	rgjup-tschi-tamba
hundert	=	zu	=	rdschja-tamba
tausend	=	ontschus / bumun	=	rtum-tyk-chzcik.

Noch auf einen Unterschied in den Gewohnheiten der beiden so nahe bei einander lebenden Volksstämme muß ich zum

*) Alaschan ist das Land unmittelbar westlich von dem ungeheuern Bogen, den der Hwang-ho oder Gelbe Fluß nach Süden beschreibt.

Schlusse hinweisen. Die Tanguten bauen immer mehrere Jurten an einem Orte, so daß ihre Ansiedelung einem Dorfe nicht ganz unähnlich ist, während die Mongolen sich immer in einiger Entfernung von einander, also einzeln, ansiedeln, und während der Mongole ausschließlich die dürre, unfruchtbare Wüste aufsucht und die Feuchtigkeit flieht, sucht der Tangute feuchte Orte und fürchtet die Wüste wie seinen größten Feind. Diese Gewohnheit spiegelt sich auch in den beliebtesten Hausthieren der beiden Volksstämme wieder. Denn während der Mongole das „Schiff der Wüste", das genügsame Kameel, über Alles liebt und allen anderen Hausthieren vorzieht, ist der Tangute gleichsam mit dem wasserliebenden Yack verwachsen, ohne den er kaum existiren könnte.

Die Tanguten haben eine Art autonomischer Verwaltung; sie wählen ihre Beamten aus ihrer Mitte. Jedenfalls sind sie aber von China abhängig und gehören zum Verwaltungsbezirke des Amban (Gouverneurs) von Kan-su, dessen Residenz Si-ning-fu ist. Nach der Eroberung dieser Stadt durch die Aufständischen wohnte der Amban längere Zeit in Dschunlin, aber im Herbste des Jahres 1872 kehrte er mit den chinesischen Truppen in seine eigentliche Residenz zurück.

Aus allen Erdtheilen.

Die russische wissenschaftliche Expedition nach Hissar.

Diese auf Seite 14 dieses Bandes von uns erwähnte Expedition ist Mitte Juni auf russisches Gebiet zurückgekehrt, nachdem sie während 40 Tagen die Landschaft Hissar, den gebirgigen Osten des Chanats Buchara, durchzogen und dieselbe, die noch nie von einem wissenschaftlichen Reisenden betreten worden war, erforscht hat.

Herr P. Lerch giebt in Carl Röttger's „Russischer Revue" — einer Zeitschrift, welche das dankenswerthe Ziel verfolgt, den Deutschen die leider so wenig gekannten und gewürdigten Arbeiten russischer Gelehrten, wenn auch nur auszugs- und andeutungsweise, zu vermitteln — nach der „Turkestanischen Zeitung" einen vorläufigen Bericht darüber, welcher freilich nur wenigen oder vielleicht Niemandem ganz klare Vorstellungen von dem durchreisten Gebiete verschaffen dürfte. Dasselbe ist zudem noch auf keiner existirenden Karte richtig dargestellt, weil die bisher vorhandenen Nachrichten äußerst dürftiger und verwirrter Natur waren. 629 n. Chr. betritt der Erste, der uns Nachrichten hinterlassen hat, das Land: der buddhistische Chinese Hiuen-thsang; vierzig Jahre später dringen die Araber ein, aber auch ihre Nachrichten, wie die des el-Jaqûbi und des Ibn-Khordadbeh aus dem 9. Jahrhundert, sind dürftig. Im folgenden Jahrhundert fließen die Quellen schon reichlicher: es sind die Werke der beiden einander befreundeten Geographen Istachri und Ibn-Haugâl, zu denen der noch nicht veröffentlichte Moqadessi sich gesellt. Endlich im 15. Jahrhundert durchreist der erste Europäer die Westhälfte des fraglichen Gebietes, Clavijo, der Gesandte Heinrich's III. von Castilien an Timur. Dann sind es noch persisch oder türkisch abgefaßte Reiserouten und Erkundigungen, welche neuere Reisende, wie Meyendorff, Macartney, Burnes und N. Chanikow, einzogen — wie man sieht lauter dürftiges, zerstreutes, schwer oder gar nicht zugängliches Material —, aus dem sich die bisherige Kunde von Hissar, dem Berglande zwischen Samarkand und Balch (dem alten Bactra), zusammensetzte.

Jetzt aber dürfen wir, hoffentlich bald, eine zuverlässige Karte des bezeichneten Landes erwarten, welche auf vierzehn von dem Astronomen Herrn Schwarz bestimmten geographischen Positionen und den von den Herren Majew und Wischniewski mit Uhr und Compaß aufgenommenen Marschrouten beruht. Der Westen des Landes wurde in zwei Richtungen, von Norden nach Süden (von Karschi nach dem Amu) und dann wieder vom Amu nach den nördlichen Bergen zu, die es vom russischen Sekafschangebiete trennen, durchkreuzt. Auf dem erstern Wege durchzog die Expedition den berühmten Paß des „Eisernen Thores", jetzt „Ziegenhaus" von den Umwohnern genannt, von welchem nur der chinesische Pilger und der spanische Gesandte berichten. Der erstere, Hiuen-thsang, erzählt, daß die Engschlucht durch ein eisenbeschlagenes und mit Glöckchen behängtes Doppelthor gesperrt sei, wovon der acht Jahrhunderte später des Weges daherziehende Clavijo nichts mehr bemerkte. Beide stimmen aber darin überein, daß der Paß eine feste, fast uneinnehmbare Position und eine merkwürdige Naturerscheinung sei.

Dann besuchten die Russen alle nur einigermaßen wichtigen Städte im Norden des Landes, wobei namentlich die besonders unklare Hydrographie dieses letzten und westlichsten aller rechten Oxuszuflüsse ins Reine gebracht wurde, nicht ohne daß baufällige Brücken und eiskaltes Wasser der reißenden Bergströme Leben und Gesundheit der Expeditionsmitglieder mehrfach gefährdet hätten.

Es hatte anfangs im Plane gelegen, bis zu dem Punkte vorzudringen, wo sich zwei Hauptquellarme des Amu, der südlichere Pandsch und der nördlichere Surchab oder Wachsch, vereinigen, um denselben astronomisch festzulegen. Allein schon vorher erkrankten außer zwei Kosacken zwei der russischen Forscher in Kurgan-tube am Fieber; einer von ihnen, der Topograph Wischniewski, litt obendrein noch an Rheumatismus des Kopfes und der Füße, eine Folge von Erkältung, welche er sich theils beim Durchreiten der wasserreichen Bergflüsse, theils durch die Einwirkung der kalten, schneidenden Winde, die aus den Bergschluchten strömen, zugezogen hatte. Diese Einwirkungen sind so stark, daß selbst viele der Eingeborenen trotz der Pelzschlafröcke, welche sie den ganzen Sommer hindurch tragen, an Rheumatismus leiden. Die Russen kehrten also, ohne jenen wichtigen Punkt erreicht zu haben, durch den südlichen Theil des Landes Hissar über Schehrisebs nach Samarkand zurück.

Daß ihnen dies nicht gelungen ist, ist um so mehr zu bedauern, als im Jahre vorher zwei indische Entdeckungsreisende im englischen Auftrage das gleiche Gebiet erforscht haben, ohne daß sie beide von einander, noch auch anscheinend die Russen von ihnen etwas gewußt haben, was zur Folge gehabt hat, daß ihre Reiserouten sich nicht berühren, vielmehr immer noch ein wahrscheinlich nur eine Tagereise langes, unerforschtes Stück Landes übrig geblieben ist. Zuerst ging nämlich ein die englische Expedition des Obersten Gordon begleitender eingeborener Reisender, „Munshi Abdul Luthan", von Kila Pandscha, dem äußersten westlichen Punkte Gordon's (s. „Globus" XXVI, S. 281), den Oxus hinab, bis er bei Kila Wamar die Confluenz seiner beiden Hauptquellströme, des Pandsch und des Murghab, erreichte, wobei er die Hauptorte der Landschaften Schignan und Roschan bestimmte.

Wenige Wochen später erreichte ein anderer Indier, bekannt unter dem Namen „Havildar", d. i. Sappeur, von Süden, von Kabul und den Pässen des Hindukusch her, den

Mittellauf des Oxus, wurde aber bei dem Versuche, längs desselben nach Kila Wamar und weiter vorzudringen, zweimal von den dortigen kleinen Machthabern gehindert, und mußte, ohne des Munhi äußersten Punkt, von welchem er übrigens nichts wußte, erreicht zu haben, über Kulab, Kubadian und andere seitdem durch die Russen bestimmten Punkte nach dem Bamian-Passe und Indien zurückkehren.

Dies Jahr endlich haben die Russen von Westen her ein gutes Stück des noch unerforschten Gebietes für die Kartographie erobert, wiederum ohne von den eben erwähnten beiden Indiern zu wissen. Doch dienten ihre Aufnahmen und Bestimmungen dazu, wenigstens den Weg des einen, des Havildar, festzulegen. Möge es nicht lange mehr dauern, daß auch das letzte, kleine, noch übrige Stück des Oxuslaufes aus der bisherigen, es umgebenden Dunkelheit hervortrete!

Leichardt-Spuren.

G. In der Colonie Westaustralien hat man wieder einmal Hoffnung, über das Schicksal des längst verschollenen Dr. Leichardt und dessen Forschungsexpedition Aufklärung zu erhalten. Ein gewisser Mr. Jane, welcher im Champion-Bay-Districte Schafherden zu weiden hat, unternahm im April dieses Jahres von dort aus einen Ritt von dreihundert englischen Meilen nach Osten zu, um wo möglich neue Weideplätze aufzusuchen. Er stieß am Ende seiner Reise auf eine Anzahl von Eingeborenen, mit denen sich freundlich verkehren ließ und die auch etwas mehr Intelligenz besaßen, wie sonst bei ihres Gleichen der Fall ist. Sie erzählten, daß vor langer Zeit vier Weiße auf Pferden dort eingetroffen seien, sehr erschöpft, weil es ihnen an Wasser fehlte. Sie, die Eingeborenen, hätten sich aus Furcht verborgen gehalten, aber doch immer aus dem Hinterhalte die Fremden beobachtet. Nachdem diese eine Weile vergeblich nach Wasser umhergeforscht, hätten sie sich anscheinend von einander trennen wollen, und einer, wahrscheinlich der Häuptling, wäre daran gegangen, die noch übrigen Lebensmittel unter die Vier zu vertheilen, dabei aber so aufgeregt geworden, daß er den kleinen Rest Mehl muthwillig auf den Sand umhergestreut hätte. Darüber sei eine Schlägerei entstanden, in der Zwei — auch der Häuptling — erschlagen worden. Diesen hätte man dann unter einen Steinhaufen begraben und ihm allerlei Papiere mit ins Grab gegeben. Die lebenden Zwei hätten nun ihr Suchen nach Wasser fortgesetzt, aber keines gefunden und wären auch umgekommen.

Mr. Jane war für den Augenblick nicht in der Lage, von dem Anerbieten der Eingeborenen, ihn an den Ort zu führen, wo der weiße Häuptling begraben liege, Gebrauch zu machen, und trat den Rückweg an. Allein er wird schon in nächster Zeit, in der Begleitung eines ihm von der westaustralischen Regierung beigegebenen bewährten Polizisten, zu den Eingeborenen zurückkehren und sich den Ort von ihnen zeigen lassen. Mr. Jane hat das vollste Vertrauen in die Wahrheit obiger Aussagen.

Historische Denkmäler in Marokko.

Vor Kurzem besuchte Mr. Trovey Blackmore die marokkanischen Städte Rebât und Slâ, beide an der Küste des Atlantischen Oceans etwa unter 34° nördl. Br. gelegen, und hatte dort und in der Umgegend Gelegenheit, prächtige Reste maurischen Kunstfleißes zu studiren. Namentlich erregte die verlassene Stadt Schella sein Interesse. Dieselbe liegt nur 2 englische Meilen landeinwärts am Wadi Bu-Regreg und enthält die Grabstätten der Dynastie Beni-Merin, welche vom Beginne des 13. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts über Marokko geherrscht hat. Noch vor wenigen Jahren war es Christen bei Todesstrafe verboten, sich innerhalb der Mauern dieser Todtenstadt betreffen zu lassen.

Ohne schützendes Dach und als völlige Ruinen stehen jetzt Mausoleum und Moschee da; die Höfe sind mit großen Bäumen, mit Gestrüpp und Unkraut überwachsen und die Risse in den Wänden dienen zahllosen Raubvögeln zur Niststätte. Aber man erkennt noch die einstige Pracht dieser Gebäude und vermag auf vielen Denkmälern Dank ihrem trefflichen Material (weißem Marmor) die von üppigen Schlingpflanzen bedeckten Inschriften zu erkennen und zu entziffern.

Namentlich eines derselben wird von den Eingeborenen und besonders dem weiblichen Theile derselben mit großer Verehrung betrachtet. Es ist eine in die Wand eingelassene Marmortafel, 2⅓ Fuß hoch und 1½ Fuß breit mit einer Inschrift in erhabenen Buchstaben, oben und an den Seiten mit schön gearbeiteten Arabesken und Schnörkeln verziert. Auf der einen Seite ist ein 4 Zoll starkes Loch durch die Tafel gebohrt worden, wodurch eine Anzahl von Buchstaben und ein Theil der Verzierungen vernichtet wurde. Es herrscht hier die Sitte, daß schwangere Frauen zu der Tafel wallfahrten, eine Hand in die Oeffnung legen und dabei Gebete für eine glückliche Entbindung sprechen, welche gewöhnlich der Erfüllung gewiß sind. Dem allgemeinen Glauben nach liegt ein Sultan mit zwei sehr fruchtbaren Frauen unter dem Steine begraben. Da aber die Mauren in Allem, was ihre Geschichte und ihre Denkmäler anlangt, große Unwissenheit verrathen, und nur eine geringe Kenntniß des Arabischen dazu gehörte, um zu erkennen, daß die Tafel nur von einer Person zu berichten weiß, so nahm Mr. Blackmore einen Abklatsch von dem Denkmale und theilte ihn in London einem Fachgelehrten, dem Mr. Rien vom britischen Museum, mit. Nach dessen Lesung ist es das Grabmal eines der mächtigsten Fürsten von Marokko, des Emir el-Muminin Abu Yakub Yussuf, welcher in den maurischen Annalen unter dem Namen „Schützer des Gesetzes Gottes" und wegen seiner großen Eroberungen auf afrikanischem Boden bekannt ist, während sein Vater Abu Yussuf glückliche Feldzüge in Spanien unternommen hat. Ein gleichzeitiger Schriftsteller, der Imam Abd-el-Halîm, erzählt, daß jener Monarch in Tlemsen, das er acht Jahre lang zu erobern versucht hatte, von einem seiner Eunuchen am siebenten Tage des Monats Dulkadah 706 (1326 unserer Zeitrechnung) ermordet und in Schella begraben worden sei. Die in Schella aufgefundene Grabplatte und der auf ihr angegebene Todestag, welcher mit dem des Geschichtsschreibers übereinstimmt, beweisen des letztern Glaubwürdigkeit. Wie aber das Loch in den Stein gekommen und die Sage und der Aberglaube von ihm Besitz ergriffen hat, weiß Niemand zu erklären.

(Nach „The Athenaeum" Nro. 2499.)

* * *

— Oberst R. L. Playfair, englischer Generalconsul in Algier, berichtete auf der mehrerwähnten Bristoler Gelehrtenversammlung über seinen Besuch des Dschebel Aurês (latein. Mons Aurasius) im Süden von Constantine. Nach jeder Eroberung des Landes diente dieser mächtige Gebirgsstock den Einwohnern als Zufluchtsort. Die Sprache der Gebirgsbewohner soll noch voller lateinischen Worte stecken; sie bedienen sich des gewöhnlichen Sonnenjahres an Stelle des Mondjahres ihrer mohammedanischen Unterjocher und bezeichnen die Monate fast mit denselben Namen (d. h. den römischen) wie wir. Den 25. December feiern sie unter dem Namen „Mulid", d. i. „die Geburt", als Fest; lauter Anklänge an die römische und nachfolgende christliche Epoche Nordwestafrikas.

Ebendaselbst wurde ein Bericht des Lieutenant Chippendall, eines der englischen Offiziere, welche augenblicklich unter Oberst Gordon das afrikanische Seengebiet an den Südgrenzen der ägyptischen Herrschaft erforschen, verlesen. Von Duffelé, einer ägyptischen Station gleich oberhalb der Katarakten des Weißen Nil, brach die Expedition am 26. Februar 1875 nach Süden auf, um das Gebiet mit seinen

Wasserläufen zu untersuchen, ehe ein Dampfer auf dem Albert Nyanza vom Stapel gelassen wurde. Ueber Faloro im Madilande erreichte sie den Nil bei einem Dorfe der Koschi wieder, welches noch drei Tagereisen vom See entfernt ist. So weit das Auge reichte, dehnte sich vor ihr gegen Südwesten, also in der Richtung zum See hin, eine flache Ebene aus, welche dem Häuptlinge des Dorfes zugehörte. Derselbe erzählte dem Engländer, daß der Nil, noch ehe man das Seeufer erreicht, sich in zwei Arme theilt, die er als zwei verschiedene Ströme anzusehen schien. Der eine derselben käme von Magungo und gehöre dem aus Baker's letztem Feldzuge bekannten Kabba Rega, dem Könige von Unyoro; der andere käme aus „dem Großen See" (d. i. Albert Nyanza) und biete stets offenes Fahrwasser zu demselben. Dieselbe Nachricht von zwei verschiedenen Flußarmen ist schon früher den Kaufleuten der ägyptischen Stationen zugegangen.

Der Albert Nyanza scheint demnach an seinem Nordende ein Delta zu haben, durch dessen verschiedene Arme der Weiße Nil nach Norden strömt. Wenn Sir H. Rawlinson den zweiten Arm für den Ausfluß des Tanganyikasees (den Lukuga) hält und den „Großen See" des Koschi-Häuptlings für den Tanganyika selbst, der weit über 100 deutsche Meilen südlicher liegt, so können wir einstweilen den Grund dieser Vermuthung nicht recht ausfindig machen.

— Die hohe Tatra in den westlichen Karpathen hat in diesem Jahre schon im September ein umfassendes Schneegewand angelegt. Die Bären, denen dadurch ihre Nahrung verkümmert wurde, stiegen tiefer herab in die Felder der „Goralen" (d. h. der polnischen Bergbewohner) und richteten auf denselben großen Schaden an. In Folge dessen wurden Jagden auf dieselben veranstaltet. Der einem Deutschen, Herrn Eichborn, gehörige Sammelpunkt an der Tatra, von wo aus auch jene Jagden veranstaltet wurden, Zakopane, war in dem abgelaufenen Sommer von 500 länger oder kürzer weilenden Gästen besucht, und soll im nächsten Jahre mit einer neuen Wasserheilanstalt bereichert werden. Die „Tatra-Gesellschaft", welche in den letzten Monaten zu Zakopane und Krakau Sitzungen abhielt, hat beschlossen, beim galizischen Landtage darauf anzutragen, daß der Weg von Nowy-Targ nach Zakopane zur Landesstraße erklärt und demzufolge in bessern Zustand versetzt, und daß in Zakopane während des Sommers eine Telegraphenstation errichtet werde. Aus ihren eigenen Mitteln wird die Gesellschaft, die schon Erkleckliches für Zugänglichmachung der Tatra gethan hat, zunächst noch folgende Arbeiten ausführen: Im Thal der Fünf Teiche, und zwar am sogenannten Großen Teiche, in der Höhe von 5400 Fuß nach Kořistka's Messungen, soll im nächsten Jahre eine Schutzbande aus Granit errichtet werden, ebenso eine aus Holz im Roztokathal; bei Zawrat sollen neue Steige im Burzynowothal angelegt und die Zufluchtshütte beim Meeresauge (Morski oko) sowie der Weg dahin ausgebessert werden. Zum bessern Schutze der Gemse und des Murmelthieres soll beim ungarischen Reichstag ein ähnliches Jagdverbot ausgewirkt werden wie es der galizische Landtag bereits beschlossen hat. — Die fortgesetzten ebenso umsichtigen wie energischen Bemühungen der Tatragesellschaft werden um so mehr Anerkennung finden, je mehr dies großartige Hochgebirge auch außerhalb des Kreises seiner polnischen und ungarischen Anwohner die verdiente Beachtung gewinnt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf ein kleines, unlängst erschienenes Buch aufmerksam zu machen: Dr. Scherner's Tatra-Führer (Breslau 1875. A. Gosohorsky's Buchhandlung). In Form einer allerdings hänfig zu lebhaft schildernden und allzu subjectiven Reisebeschreibung gehalten, ist es doch vermöge seines kleinen Formats, seiner geringen Stärke, der vielen praktischen Winke und Rathschläge, welche mit den Reisevorkehrungen beginnen, das ganze Werkchen durchziehen und erst auf der letzten Seite enden, und der beigegebenen klaren und übersichtlichen Kořistka'schen Karte (mit farbig unterschiedenen Niveauschichten und zahlreichen Höhenangaben) sehr geeignet, den Wanderern, deren alljährlich eine immer größere Zahl diesem kleinen, herrlichen Alpenlande mit seinen zahlreichen Seen sich zuwendet, als rathender und belehrender Begleiter zur Seite zu stehen. Mit dem Besuche von Krakau und dem Salzbergwerke von Wieliczka beginnend führt es uns um das gesammte Gebirge im Kreise herum und geleitet uns zu seinen „Meeraugen" und auf seine bis über 8300 Wiener Fuß ansteigenden Bergspitzen. Unseres Wissens ist es der erste derartige Führer und füllt somit wirklich eine Lücke aus.

— Die deutsche Presse in der argentinischen Republik, in welcher sich etwa 5000 Deutsche befinden, ist folgendermaßen vertreten: in Buenos-Ayres erscheinen 3 Blätter, ein „Argentinisch-Deutsches Wochenblatt" und die „Deutsche La Plata Zeitung", beide dreimal wöchentlich, und die monatlich erscheinende, vortreffliche „La Plata Monatsschrift"; wozu noch der in Santa Fe einmal wöchentlich herausgegebene „Argentinische Bote" kommt.

— Aus Walker's „Statistischem Atlas der Vereinigten Staaten" ersieht man, daß in der Waldregion des Territoriums Washington die jährliche Regenmenge 60 Zoll und darüber beträgt. In dem Waldgebiete zwischen Minnesota und Maine variirt der Regenfall zwischen 28 und 40 Zoll, genau dieselbe Menge, die in den fast baumlosen Prärien westlich von Chicago fällt. Der nördliche, dicht bewaldete Theil der Halbinsel von Michigan hat genau so viel Regenfall, wie der fast baumlose Süden von Minnesota. Ununterbrochene Prärien dehnen sich zwischen dem Mississippi und Alabama aus, und zugleich herrscht hier der stärkste Regenfall im Osten der Sierra Nevada. Kurz es ergiebt sich hieraus, daß ein Zusammenhang von Wald und Regen nicht so ohne Weiteres gefolgert werden darf. Dasselbe ist der Fall mit dem Verhältniß zwischen Wald und den Sturmcentren. Denn während die Gegend häufiger Sturmcentren in Nord-Michigan, Neuyork und Maine stark bewaldet ist, ist der Sturmdistrict im östlichen Nebraska fast baumlos zu nennen.

— In der Umgegend von Lackno (Lucknow) erkrankten zwei Gärtner und ein Knabe unter Symptomen, die denen der Wasserschen ähnelten, nachdem sie Pfirsichen gegessen hatten. Die Leute erklärten sich die Sache sehr einfach: man hatte unter dem Pfirsichbaume einen Hund von Paria beerdigt; daher die Erkrankung.

— Der keltische Dialekt, welcher auf der britischen Insel Man sich erhalten hat und „Manx" heißt, besitzt eine Literatur von etwa 25 gedruckten Büchern, einschließlich Bibel und Gebetbuch, Balladen und Erzählungen, und wird von ungefähr einem Drittel der gesammten Insulaner, deren Zahl sich nach dem letzten Census auf 54,042 beläuft, gesprochen. Nur Manx und kein Englisch verstehen davon 200 Individuen.

Inhalt: Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika. VIII. (Mit zwei Abbildungen.) — F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan. III. (Mit vier Abbildungen.) — Ein Besuch des Grabes des Confucius und des heiligen Berges Tai. II. (Schluß.) — Schilderungen innerasiatischer Zustände. Von Albin Kohn. II. — Aus allen Erdtheilen: Die russische wissenschaftliche Expedition nach Hissar. — Leichardt-Spuren. — Historische Denkmäler in Marokko. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 16. October 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 19.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Karl Andree.

I.

Karl Theodor Andree wurde am 20. October 1808 zu Braunschweig geboren, in einer Zeit, als diese alte Hansestadt Hauptort des zum Königreich Westfalen gehörigen Oberdepartements war. Der Knabe sah noch die Ausschreitungen der Franzosen in seiner Vaterstadt, und die Erinnerungen aus dieser frühesten Jugendzeit blieben nicht ohne Einfluß auf seinen stramm nationalen Charakter, der in seinem ganzen Thun, in allen seinen Schriften sich scharf ausprägte. Seine Eltern waren im Stande, dem einzigen Kinde die Erziehung zu geben, welche die frühzeitig hervortretenden Geistesanlagen des Sohnes zu ihrer Entwickelung verlangten. Schon mit dem vierten Jahre ging er in die Schule und mit funfzehn Jahren war er reif zur Universität, aber seiner großen Jugend halber mußte er noch volle zwei Jahre in Prima ausharren, bis er Ostern 1826, nachdem er die erste Censur mit Auszeichnung erhalten und die lateinische Abgangsrede gesprochen, nach Jena abging. In einem ganz ungewöhnlichen Maße hatte der blutjunge Musensohn die alten Classiker inne; er sprach ein vortreffliches Latein und konnte noch in seinem späten Lebensalter halbe Stücke des Sophokles oder Aeschylus auswendig, wie er denn dem Studium der Alten bis an sein Ende treu blieb, so daß er nach den anstrengenden Arbeiten des Tages sie zur Erholung Abends im Bette las und mit seiner Kenntniß derselben oft Philologen von Fach in Erstaunen setzte.

Die lebendigste Erinnerung an seine Studentenzeit ist ihm bis an sein Lebensende geblieben; ja er liebte es sich mit Musensöhnen über studentische Verhältnisse von ehemals und heute zu unterhalten, mit einem so regen Interesse, als ob er selbst noch Student sei. Bei Gelegenheit des 300jährigen Jubelfestes der Universität Jena hat er seine Studienzeit in der „Gartenlaube“ (1858) unter dem Titel „Erinnerungen eines alten Jenensers“ in der anmuthigsten Weise und mit einer Frische geschildert, die von seinem nimmer alternden Gemüthe Zeugniß ablegte. Da erzählt er, wie ihn sein Vater mit eigenem Gefährt von Braunschweig über Könnern und Halle nach Jena fuhr und ihm den ganzen langen Weg Moral predigte, was sich daraus erklärt, daß Andree damals erst siebzehn Jahre alt war. Bewaffnet mit Jahn's „Deutschem Volksthum“ — ein Buch, das auf ihn einen tiefen Eindruck machte, und von dem er viele Seiten in der markigen Sprache des Alten auswendig wußte — rückte er in Jena ein. „Auf nicht weniger als vier Universitäten habe ich studirt,“ schrieb er 1858, „deren Leben und Eigenthümlichkeiten kennen gelernt, auf allen gute Dinge gesehen und sehr heitere Tage in jugendlicher Lust verbracht; ich kenne noch ein halbes dutzend andere Hochschulen, aber keine ist mir so lieb gewesen und geblieben als Jena.“ Unter den Lehrern wirkten vor allen anderen Luden und Fries auf ihn ein. Von Luden's anregenden Vorträgen über die deutsche Geschichte bemerkt Andree: „Solche geweihte Stunden vergißt man nie, ihr Ton klingt durch das ganze Leben und das Gemüth bleibt dankbar für den Mann, welcher in des Jünglings Herz so edle Antriebe flößt.“ Neben Luden,

dessen ganz besonderes Wohlwollen er gewann, hörte er namentlich Fries.

Zu jener Zeit war gerade die Burschenschaft wieder zusammengetreten, nachdem sie sich von den ersten Schlägen der Demagogenverfolgungen erholt hatte. Andree, schon auf dem Gymnasium mit Burschenschaftern aus seiner Heimath in Verbindung stehend, schloß sich denselben an und wurde bald ein eifriges Mitglied des engern Kreises, ein Schritt, der für die Gestaltung seiner Lebensverhältnisse von entschiedenem Einflusse sein sollte, denn durch die Verfolgungen und Untersuchungen, in welche er später wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft gerieth, wurde ihm eine regelmäßige Laufbahn in Staatsdiensten abgeschnitten und er auf das Feld der Publicistik gedrängt. Schon nach einem Jahre verließ er Jena, um in Berlin die Koryphäen seiner Wissenschaft zu hören, Ritter, Ranke, Boeckh und Gans. Auch Raumer's und Hegel's Vorlesungen, Schleiermacher's Vorträge über Dialektik und jene, welche A. v. Humboldt über physische Geographie hielt, hat er besucht *). Nach anderthalbjährigem Aufenthalte in Berlin bezog Andree die Göttinger Hochschule, Heeren's und Otfried Müller's wegen, aber das ganze Göttinger Treiben von damals sagte ihm so wenig zu, daß er schon nach einem halben Jahre sein geliebtes Jena wieder aufsuchte. Von den älteren Universitätsfreunden wurde er herzlich bewillkommnet, von den jüngeren förmlich angestaunt wegen eines Wissens und einer Beredtsamkeit, die in der Studentenwelt ganz ungewöhnlich waren. Damals nahte die Katastrophe von 1830; die Vorgänge in Frankreich nahmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, also auch jene der Studenten in Jena. Andree hatte schon damals politische Studien auf historischer Grundlage getrieben, sich mit Volkswirthschaft, Völkerrecht und Statistik beschäftigt; er war in der Burschenschaft derjenige, welcher die Begebenheiten im Einzelnen wie im Zusammenhange am besten kannte und am sichersten überblickte. Er verstand die für manche nicht eben klaren Formeln von Budget, Ministerverantwortlichkeit, Opposition der 221 klar zu machen. Nach den Julitagen war er gewissermaßen Professor der Studentenschaft, denn er mußte öffentliche Vorträge improvisiren. Der Stand des Redners war entweder auf der Treppe des Burgkellers, diesem berühmten Burschenhause, oder der Brunnen auf dem Markte. Von dem letztern verkündete Andree den Ausbruch der Julirevolution; sein Gönner Luden hatte ihm den „Constitutionnel" zugeschickt, welcher die überraschende Nachricht brachte. Der Bote war unserm Professor auf dem Markte begegnet. Von da an erläuterte Andree täglich mit unermüdlicher Ausdauer den Fortgang der Ereignisse in Frankreich, und wenn er aufhörte, begleitete ihn die aufmerksame Zuhörerschaft, die ihren Dank durch Hurrah und Schwenken der Mützen äußerte, dorthin, wo der im Augenblick volksthümlichste Lehrer sich mit „Erlanger" oder „Wöllnitzer" erquickte.

Mit dem Doctorhut zog Andree im Herbst 1830 von Jena fort um sich zum Docenten vorzubereiten. In seiner Vaterstadt arbeitete er Vorträge aus, die er in Tübingen zu halten gedachte. Diesen Ort hatte er gewählt, um mit süddeutschen Verhältnissen vertrauter zu werden. Vorher verweilte er erst einige Zeit in Leipzig, gab eine Bearbeitung von Malte-Brun's und Chodzko's Polen heraus und eröffnete damit seine schriftstellerische Laufbahn *). In Tübingen würde ihm die Erlaubniß akademische Vorträge zu halten nicht verweigert worden sein. Allein er unterzeichnete einen Protest gegen die bekannten Bundesbeschlüsse von 1832 und gerieth in eine schiefe Stellung. Der Aufenhalt in Schwaben war aber für ihn in vieler Beziehung anregend und bestimmend. Er gewann Art und Wesen in Süddeutschland lieb und namentlich Verständniß für den schwäbischen Stammescharakter; die Züge schwäbischer Auswanderer machten damals einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn und lenkten seinen Blick auf die neue Welt, wie er das später in der Vorrede zu seinem Buche „Amerika" ausgesprochen hat.

Damals war Franz Grund in Schwaben; mit ihm verkehrte Andree täglich und wurde durch diesen äußerst gewandten Mann in die Eigenthümlichkeiten der politischen Verhältnisse Nordamerikas eingeweiht. 25 Jahre später hat dann der bekannte Weltreisende Bayard Taylor aus Neuyork in der dortigen „Tribune" drucken lassen, daß selbst in den Vereinigten Staaten wohl nur sehr wenige Männer seien, welche namentlich auch die politischen Verhältnisse und die Parteibezeichnungen bis in die feinsten Einzelnheiten hinein so genau kennen, wie dieser Deutsche, der niemals amerikanischen Boden betreten habe. In Stuttgart lernte Andree manche hervorragende Mitglieder der württembergischen Opposition kennen; es war damals die Zeit heftiger Wahlkämpfe und der Polendurchzüge. Auch Wolfgang Menzel, der damals ein einflußreicher Mann war, und Ernst Münch gehörten zu seinen Bekannten; die Schwächen des Letztern hat er nie verkannt, aber die Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit, welche der vielfach angefeindete Geheime Hofrath ihm stets bewies, glaubte er seinerseits mit Freundlichkeit gegen einen im Grunde freisinnigen, obwohl sanguinischen und nicht gerade charakterstarken Mann erwiedern zu müssen.

Andree ging nach Braunschweig zurück, warf sich mit Eifer auf das Studium amerikanischer Werke und übersetzte damals Achilles Murat's Briefe über die Vereinigten Staaten und die Darstellung der Grundsätze der republikanischen Regierung, wie sie in Amerika vervollkommnet worden ist. Mit Achilles Murat unterhielt er einen Briefwechsel; er schickte diesem Sohne des Königs Joachim deutsche Bücher nach Talahassee und erhielt hingegen Zuschriften aus den Fichtenwäldern und Palmenhainen Floridas. In einem dieser Briefe ist die für einen Napoleoniden interessante Aeußerung enthalten, daß Deutschland vollgültiges Anrecht auf die ihm entfremdeten Lande am linken Rheinufer habe. Andree hatte seine Begabung für wissenschaftliche Vorträge schon früher dargethan, in Braunschweig wünschten einflußreiche Männer ihm eine Professur an der höchsten Bildungsanstalt des Herzogthumes, dem Collegium Carolinum, zu verschaffen, und gewiß wäre ihm und ihr damit gedient gewesen. Andree hatte inzwischen 1834 eine liebenswürdige Braut zum Altar geführt und das Ideal der meisten deutschen Gelehrten, eine „Staatsanstellung mit festem Brot", stand ihm in Aussicht. Aber — der junge Gelehrte war Burschenschafter gewesen. Bei Friedrich Steger

*) Als 1869 der Dresdner Verein für Erdkunde eine Feier aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums von Humboldt's Geburt veranstaltete, hielt Andree die Festrede, wobei er sich über die Anregungen, die er als Student von Humboldt empfangen, folgendermaßen ausließ: „Und nun der Zauber seiner mündlichen Rede! Es war, als ob man den alten Nestor hörte, von dessen Lippen ja die Rede süßer denn Honig floß! Wer, gleich mir, das Glück gehabt hat, Humboldt's Vorträge über physikalische Geographie zu hören, dem ging ein neues Leben auf, der erhielt Antriebe, die nie erlöschen können. Der Vortrag war lebhaft, spannend, wunderbar ergreifend; ganz im Gegensatze zu dem seines Freundes Karl Ritter, der langsam, methodisch und wenig um die ästhetische Form bekümmert seinen Gegenstand erörterte."

*) Polen in geographischer, geschichtlicher und culturhistorischer Hinsicht. Nach Malte-Brun und Chodzko. Mit einer Karte. Leipzig. Schumann. 1831.

(gestorben 1874 als Redacteur der „Europa“, bekannt als Uebersetzer zahlreicher Reisewerke) waren von der Braunschweiger Polizei Papiere mit Beschlag belegt worden, aus denen hervorging, daß Andree auf der Universität mit Burschenschaftern befreundet war. Ein solcher Mann erschien mindestens compromittirt, wo nicht gar staatsgefährlich, besonders als er von Preußen aus denuncirt wurde. Sein Angeber war derselbe, welcher in der Demagogenuntersuchung eine wahre Celebrität erlangte, denn er hat eine außerordentliche Menge von Leuten, die vollkommen unschuldig waren, in Untersuchungen verwickelt und zum Theil dadurch um ihr Lebensglück gebracht. Dieser Angeber, jetzt in Neuyork lebend, war 1848 als Abgeordneter in der Berliner Nationalversammlung einer der rabiatesten Köpfe auf der alleräußersten Linken. Damals schrieb er aus freien Stücken an Andree, dieser möge ihm die falsche Anklage verzeihen,

Karl Andree.

denn der preußische Inquisitor habe ihn in Verzweiflung und um den Verstand gebracht, und so habe denn er, der Denunciant, um nur nicht länger gequält zu werden, Alles ausgesagt, was man nur habe hören wollen. Andree war denuncirt, in Köstritz bei einer Versammlung thüringischer Demagogen den Vorsitz geführt und hochverrätherische Reden gehalten zu haben. Nun konnte er freilich mit leichtester Mühe sein Anderswo beweisen, aber verdächtig blieb er. Er war Burschenschafter gewesen, wie Tausende es waren, aber sonst hat er nie einer geheimen oder überhaupt einer Verbindung, ja im strictesten Sinne niemals irgend einer Partei angehört und bei seiner scharf ausgeprägten individuellen Festigkeit hat er sicherlich wohl daran gethan, zu fördern, was ihm recht und gut schien, im Uebrigen sich aber seine volle Unabhängigkeit zu bewahren. Zu jener falschen Anklage kam noch eine andere, viel abscheulichere.

Am 3. Mai 1834 erschienen plötzlich drei ihm völlig unbekannte Polen in seiner Wohnung: Oberst Mikulowsky, ein Galizier Namens Trembezky und ein dritter, Pawlowsky. Der Letztere überbrachte eine Denkmünze mit angeblichen oder echten Grüßen von Cutter Ferguson in London, und dankte für die geleisteten Dienste, welche Andree flüchtigen Polen auf ihren Durchzügen gewährt habe. Diese angeblichen Dienste bestanden darin, daß Andree einige Male wandernden Polen, die sich in bedürftigster Lage befanden, eine Geldunterstützung hatte zukommen lassen. Daraufhin begründeten die Drei eine Zumuthung eigener Art; sie wünschten, Andree möge eine Unterstützungscasse für polnische Reisende verwalten, die dazu erforderlichen Gelder werde man ihm demnächst zuweisen. Pawlowsky rühmte sich, daß er als Gefangener in Wjätka dem General Krukowiecki, als einem Verräther an Polens Sache, öffentlich ins Gesicht gespien habe. Es sei ihm gelungen aus dem Innern Rußlands nach London zu entfliehen, wo er sich einen Paß verschafft habe, der auf den Namen eines Kaufmanns Ordon ausgestellt sei. Später hat Andree aus vollkommen zuverlässiger Quelle erfahren, daß dieser englische Paß dem Pawlowsky, der eigentlich Maikowsky hieß, von einer gewissen russischen Gesandtschaft in Deutschland ausgestellt worden sei, von welcher er Gelder bezog, und an die er über alle Bewegungen der polnischen Flüchtlinge Bericht erstattete. Das ganze Wesen dieses Mannes mißfiel Andree in dem Maße, daß er die Unterredung mit dem Polen kurz abbrach, mit der Bemerkung, er könne sich um so weniger auf irgend welche Verpflichtungen einlassen, da er übermorgen heirathen wolle. Mißvergnügt entfernten sich die Polen, aber nach wenigen Tagen kam eine Reclamation aus Berlin, in welcher Andree angeschuldigt wurde, ein sehr thätiger Agent der polnischen Auswanderung zu sein und mit revolutionären Vereinen in Deutschland lebhafte Verbindungen zu unterhalten. Es war sehr human von den braunschweigischen Gerichten, daß sie den zwiefach Angeschuldigten auf freiem Fuße ließen. Aber die Untersuchung währte Jahre lang und erst 1838 wurde Andree von allen Anschuldigungen durchaus freigesprochen. Jener Maikowsky-Pawlowsky war ein russischer Spion; er wurde später von polnischen Emigranten auf der Grenze des damaligen Freistaats Krakau erdolcht. Die Papiere, welche man bei ihm fand, sind in Paris veröffentlicht worden. Jene Demagogenuntersuchung und das Zusammentreffen mit dem Polen betrachtete Andree als Glücksfälle in seinem Leben. Seine Abneigung gegen alle geheimen Verbindungen wurde dadurch noch gesteigert, und er sah sich auf sich selbst und seine eigene Kraft verwiesen, da einem, wenn auch platterdings unschuldigen, immerhin aber politisch verdächtigen Manne der Staatsdienst damals verschlossen war. Freilich wurden ihm die ersten Jahre seines Ehestandes durch solche Unannehmlichkeiten nicht erleichtert. Er wurde Schriftsteller, bearbeitete damals das große geographische Werk von Balbi, ging 1837 nach Leipzig und hatte sich dort eben eine gute Situation errungen, als ihm vom Rhein her der Ruf kam, die Redaction der „Mainzer Zeitung“ zu übernehmen, die seither von Männern wie Wetzel und Lehne herausgegeben worden war.

Von nun an beginnt in Andree's Leben und Wirken ein neuer Abschnitt. Es ist seine Periode als politischer Journalist. Er ging im Sommer 1838, nachdem er kurz vorher seine völlige Freisprechung erwirkt hatte, nach Mainz. Dort war der Boden schlüpfrig genug. Die specifisch katholische Partei sah den norddeutschen Protestanten ungern, der französelnde Liberalismus jener Zeit, der auf Thiers schwor, betrachtete den stramm-deutschen Mann aus dem Norden mit Mißtrauen; der Troß ehemaliger Napoleonischer Soldaten wollte von dem Deutschgesinnten nichts wissen. Mit allen drei Parteien hatte Andree seine Fehden auszumachen und sich durchzukämpfen. Das hat er tapfer genug gethan und in dem langen und manchmal sehr heftigen Streite nicht einmal eine Niederlage erlitten. Am 15. August 1838, am Gutenbergs- oder Napoleonstage, mußte er es mit ansehen, daß in der deutschen Bundesfestung von Mainzer Bürgern Züge veranstaltet wurden zu Ehren des „Kaisers“, und daß die „Veteranen“, trunkene und nicht trunkene, das Vive l'Empereur! erschallen ließen. Von jenem Tage an erklärte er der Franzosenei in der cidevant bonne ville de Mayence Krieg für immer! Hatte doch sogar ein höherer städtischer Beamter einen alten Söldling, der als Leibmameluck Rustan verkleidet war, hinten auf seinem Wagen und beim Festmahl hinter seinem Stuhle stehen! Ja es erregte Jubel, daß der Nachäffer des Mameluken sich auf die Thürschwelle des ehemaligen Fouriers gelegt hatte! Oberflächlich betrachtet könnte ein solches Possenspiel nur als eine Albernheit erscheinen, von höherm nationalen Gesichtspunkte erblickte Andree mit Recht darin eine Schmach, die auch schwerlich anderswo möglich gewesen wäre, als in der unter dem Krummstab verknöcherten, nachher von den Franzosen zerstampften und wie Brei zerquirlten, endlich einem Kleinstaate zugetheilten Mainzer Bevölkerung. Von Darmstadt her war damals nichts geschehen, das in Mainz Sympathien hätte erwecken können; das Gefühl, ehemals, wenn auch nur 20 Jahre lang, einem großen Ganzen angehört zu haben, war noch lebendig, obgleich diese Angehörigkeit eine erniedrigende Fremdherrschaft in sich schloß. Andree hatte anfangs schwere Tage; man überschüttete ihn mit anonymen Drohbriefen, stellte ihn in vielen Blättern als Feind der rheinischen Rechtsinstitutionen hin, die Ultrakatholiken benutzten diese Stimmung, selbst von der Kanzel herab erfuhr er Angriffe, ohne seinerseits eine Controverskanzel zur Verfügung zu haben; er war von der Censur eingeengt. Aber er blieb unwandelbar fest, kam tagtäglich auf sein Thema zurück und diese Ausdauer, welche ohnehin von fester Ueberzeugung eingegeben war, imponirte am Ende; man fing an sie zu achten. Allmälig hatte sich ein Kreis von älteren und jüngeren Männern ihm angeschlossen, und Andree sich bereits festen Boden erworben, als das Jahr 1840 hereinbrach und den französischen Kriegslärm brachte. In dieser Bewegung war unser Publicist gerade auf dem linken Rheinufer auf dem rechten Platze und immer frisch auf dem Posten. Von den leitenden Artikeln, welche er damals täglich in die „Mainzer Zeitung“ schrieb, gehören manche zu dem Besten und Eindringlichsten, was überhaupt unsere Zeitungspresse aufzuweisen hat. Pectus est quod disertum facit. Andree war es, der Nicolaus Becker's unbeachtetes oder vergessenes Rheinlied in alle Welt verfandte. Ihm lag an dem dichterischen Werth oder Unwerth desselben wenig; er hatte mit richtigem Treffer oder Tact herausgefühlt, daß es als ein wirksamer Hülfsgenosse für die gute deutsche Sache gegenüber fremder Anmaßung Dienste leisten werde. Und das ist auch der Fall gewesen. Die Stimmung in dem leicht erregbaren Mainz war inzwischen derart geworden, daß Nikolaus Becker gerade aus dieser Stadt einen silbernen Ehrenbecher erhielt, und daß an dieser Gabe sich manche betheiligten, die früher Andree's erbitterte Gegner waren. Vielleicht und hoffentlich wird eine künftige Zeit nicht mehr begreifen können, was es heißt, unter Censur schreiben und doch dabei sich nicht verbittern lassen und ein inneres Maßhalten bewahren. Andree hat hier am Rhein die große Bestimmung dessen erfüllt, der das öffentliche Wort führt: er hat die Menschen richtig und vaterländisch empfinden gelehrt, und wenn heutigen Tages nur noch in verschollenen Per-

sönlichkeiten am Rhein eine äffische Ausländerei herrscht, vielmehr das warmblütige Wesen des Rheinlandes zum festen Anschlusse an die nationale Gesammtheit sich bestimmt hat, so gebührt dem unablässigen Wirken Andree's ein wesentliches Verdienst hiervon, wie noch heute rheinische Patrioten vielfach bezeugen und im nächsten Artikel noch näher begründet werden soll.

F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan.

IV.

Rasch stieg der Weg aus dem Thale des Pe-ma-ho in demjenigen eines kleinen, westlichen Zuflusses in die Höhe, wo Schneefall die Reisenden überraschte. Hier und da stand an den Kreuzwegen ein Galgen, an dem sich traurig ein Leichnam im Winde schaukelte, während gegenüber ein riesiger Bambus mehrere menschliche Köpfe trug. In Schaffelle gehüllte Lissu zeigten sich ab und zu auf den Bergesabhängen, den Bogen in der Hand und auf der Suche nach Bisamthieren. Nach einem langen und beschwerlichen Marsche erreichte man das hochgelegene, elende Dorf Pe-yn-ti, dessen niedrige Hütten mit steinbeschwerten Brettern gedeckt waren, die dem fallenden Schnee überall Durchlaß gewährten. Es war schwer, für die Nacht eine trockene Schlafstelle zu finden. Am folgenden Tage überschritt der Zug die nahe an 3000 Meter hohe Wasserscheide und begann zum Pe-yen-tsin-Flusse hinabzusteigen, welcher, wie alle auf diesem Marsche gekreuzten Flüsse, zum Yang-tse-kiang fließt, der etwa $2\frac{1}{2}$ bis 3 deutsche Meilen im Norden dieses Weges seine tiefeingeschnittene Thalspalte hat. Als er dieses engere Flußgebiet auf der jenseitigen Wasserscheide wieder verließ, sah man herrlich gefiederte Amherstfasanen auf dem Schnee ruhig herumspazieren. Niemand kannte damals die Art und Jeder war einstweilen der Ansicht, daß man eine neue Vogelart entdeckt habe. Oben auf dem Paß stand ein kleiner

Am Galgen, auf der Straße nach Ta-li.

Beobachtungsstation der Mohammedaner.

Beobachtungsposten, welcher willig gestattete, daß sich die Fremden an seinem Feuer erwärmten, ehe sie sich an den Abstieg nach der Stadt Ping-tschuen-tschan machten. Die Ebene, in welcher dieselbe gelegen ist, bot den traurigsten Anblick der Zerstörung dar; die zahlreichen Dörfer am Fuße der Berge lagen alle in Schutt und Trümmer und nur hier und da hatten die Einwohner begonnen, mit Holz und Stroh nothdürftig ihre Behausungen wieder herzustellen. Ihr Erstes war jedoch gewesen, jedes Dorf mit einem Erdwall zu umgeben und spanische Reiter zu legen, die sie aus zugespitzten, jungen Fichtenstämmen hergestellt hatten.

Die Stadt Ping-tschuen-tschan, am Ende der Ebene und am Ufer des Ta-la-ho gelegen, war in gleicher Weise zerstört; nur ihre Citadelle hatte sich schon aus dem Schutte erhoben und erschien mit ihrem wassergefüllten Graben als starke Festung in einem Lande, wo die Belagerer meistens nur über grobe Musketen verfügen. Kaum waren die Fremden in dem besten Wirthshause der Stadt eingekehrt, so erschien der Befehlshaber derselben mit mehreren Offizieren; Garnier legitimirte sich bei ihnen mit dem Briefe des Lao-papa (s. oben S. 53) und gewann durch einige Geschenke ihr ganzes Vertrauen, so daß sie ihn seine Reise ruhig fortsetzen ließen.

Ein starker Tagemarsch hinauf auf die Berge und hinab in das Thal des nächsten Yang-tse-Zuflusses brachte die Franzosen nach Piang-kio, dem entsetzlich verwüsteten Wohnorte eines eingeborenen christlichen Priesters Namens Fang. Sein Haus war das einzig bewohnbare im ganzen Orte; eine geräumige Scheune mußte der kleinen Christengemeinde als Versammlungsort dienen. Die Unterhaltung

mit Fang war schwierig, weil dieser das Collegium von Pulo Pinang schon lange hinter sich und sein Latein, in welcher Sprache sich die Franzosen wegen mangelnder Kenntniß des Chinesischen stets mit den einheimischen christlichen Geistlichen unterhielten, ziemlich vergessen hatte. Aber dennoch vermochte er in wenigen traurigen Worten den jammervollen Zustand des Landes zu schildern, das gleichzeitig den Einfällen der Weißen von Ta-li, der Rothen von Kiau-ha-pin und Ma-schang und der wilden Bergvölker, welche anfangs mit den Mohammedanern gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, nun aber mit ihnen im Kampf lagen, ausgesetzt war. Schon zum vierten Male mußte er damals sein Haus wiederherstellen.

Am nächsten Tage stiegen die Franzosen über das Gebirge hinüber nach Tu-tui-tse, wo sie ein französischer Pater, Mr. Leguilcher, nach elftägigen, ununterbrochenen Wanderungen (der längste Marsch seit ihrer Abreise von Saïgon) gastfreundlich empfing und ihnen in seiner bequemen Wohnung die so nöthige, kurze Ruhe und Rast gewährte.

Mohammedanischer Priester in Ta-li.

In wenigen Worten setzte er den Ankömmlingen die Lage der Dinge aus einander. So lange schon der mohammedanische Aufstand dauerte, hatte er seine Anwesenheit im Lande möglichst verheimlicht. Die Erpressungen und Grausamkeiten der Rebellen hatten ihnen den allgemeinen Haß zugezogen; aber der Schrecken, den sie verbreiteten, hielt jeden Ausbruch der Unzufriedenheit darnieder. Nur einige Lolo-Häuptlinge im Gebirge leisteten ihnen Widerstand und zu ihnen hatte sich Pater Leguilcher mit seinen Christen schon mehrmals geflüchtet. Doch schien ihm das Empfehlungsschreiben des Lao-papa ein genügender Freibrief beim Sultan von Ta-li zu sein und er selbst beschloß, die Expedition dorthin zu begleiten, um für sich und seine Gemeinde bei dieser Gelegenheit Zugeständnisse von den Rebellen zu erlangen. Ein Bote wurde vorangeschickt, um das Empfehlungsschreiben und die Bitte um eine Audienz nach der mohammedanischen Residenz zu überbringen.

Nach vierundzwanzigstündiger Rast ging es weiter und am 29. Februar erblickte man von einer Paßhöhe zum ersten Male den See von Ta-li, Del-hai, eine der herrlichsten Aussichten während der ganzen Reise. Eine mächtige, schneebedeckte Gebirgskette erhebt sich im Hintergrunde; vor ihr die blauen Wasser des Sees und zwischen beiden eine mit zahlreichen Gärten und Dörfern besetzte Ebene. Ein kurzer Abstieg brachte die Expedition an die Ufer des schönen Wasserspiegels, dessen Nordende sie umgehen mußte, um Ta-li zu erreichen. Aber auch hier wieder umgaben die üppigen Felder und Pflanzungen nichts als gräßlich verwüstete Ort-

Lissu, Mann und Frau.

schaften. Zwei Stunden später stand sie vor den Thoren der Festung Hiang-kwan, welche, am Nordwestende des Sees, da wo die Berge dicht an denselben herantreten, gelegen, den Weg völlig sperrt. Der Mandarin des Ortes ließ den Fremden melden, daß er sie nicht eher weiter ziehen lassen könnte, als bis die Antwort des Sultans eingetroffen sei; und so waren sie gezwungen, in einem kleinen Gasthause der Vorstadt einstweilen Unterkunft zu suchen. Uebrigens war die Neugier und Zudringlichkeit des Volkes bei Weitem nicht so lästig als im kaiserlichen Antheil von Yünnan; nur daß den Franzosen durch Vermittelung der eingeborenen Christen Pater Leguilcher's allerlei beunruhigende Gerüchte über ihre

Zukunft zu Ohren kamen und das Unternehmen Delaporte's, das herrliche Seepanorama zu zeichnen, lebhaften Argwohn hervorrief. Dem Allen wurde ein rasches Ende gemacht, als am nächsten Tage eine günstige Antwort von Ta-li eintraf, und der Mandarin wegen der durch ihn verschuldeten Versäumniß um Entschuldigung bat.

Am 2. März ging es weiter. Jenseits der Klause von Hiang-kwan dehnt sich eine herrliche Ebene längs des Westufers des Sees aus, in deren Mitte Ta-li-fu liegt und die im Süden durch einen gleichen Engpaß mit der Veste Hia-kwan ihren Abschluß findet. Diese beiden Städte sind die wahren Schlüssel zu Ta-li; werden sie gut vertheidigt, so kann man sich der Stadt nur zu Wasser nähern. Eine große, mit Steinplatten belegte Straße führt schnurgerade auf die Hauptstadt los. Als man, von 10 Soldaten geleitet, auf ihr entlang sich nach Süden bewegte, drangen von Neuem beunruhigende Gerüchte zu den Ohren der Reisenden: alle Christen des Paters machten sich heimlich davon, und

Waarentransport in Yünnan.

selbst auf die Träger mußte man ein wachsames Auge haben, damit sie nicht davonliefen. Um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags zog die Expedition glücklich durch das Nordthor in die Stadt ein. Sofort sammelte sich eine unabsehbare Menschenmenge und begleitete sie auf der langen Straße, welche die Stadt von Norden nach Süden durchzieht. Im Mittelpunkte der Stadt erhob sich ernst und düster die zinnengekrönte Burg des Sultans; dort traten zwei Mandarinen auf die Fremden zu, um mit ihnen zu unterhandeln. Den kurzen, dadurch entstehenden Aufenthalt benutzte ein Soldat, einem der Franzosen die Mütze vom Kopfe zu reißen, wahrscheinlich, damit der Sultan, welcher von oben herabschauen sollte, leichter sein Gesicht sehen könnte. Ein Faustschlag war die Antwort auf den Angriff und sofort entstand ein unbeschreiblicher Lärm und Aufruhr. Nur die entschlossene Haltung der Franzosen und ihrer Begleiter und das Dazwischentreten jener beiden Mandarinen verhinderte sofortiges Blutvergießen, und ohne Zwischenfall erreichten die Franzosen das ihnen angewiesene Quartier am Südende der Stadt.

Ein Dorf der Pa-y.

Alles ließ sich zunächst gut an: ein vornehmer Mandarin erschien als Abgesandter des Sultans, erkundigte sich nach Herkunft und Zweck der Fremden, besprach mit ihnen das Ceremoniel der nachgesuchten Audienz, meldete die Bestrafung jenes frechen Angreifers, kurz entzückte sie durch seine Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit. Am folgenden Morgen, als Garnier gerade beschäftigt war, alle über den Lan-tsan-kiang (obern Mekhong) eingezogenen Erkundigungen zusammenzustellen und darauf seinen weitern Reiseplan zu bauen, wurde Pater Leguilcher zum Sultan geholt. Erst gegen Mittag kehrte er bestürzt zurück: die Stimmung bei Hofe war umgeschlagen; der Sultan weigerte sich, die Franzosen zu empfangen und sandte ihnen den Befehl, folgenden Tages sein Reich auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen, zu verlassen. Kein Zweifel, daß die militärische Umgebung des Herrschers, welche den rein wissenschaftlichen Zweck der Fremden nicht zu verstehen vermochte, in ihren Reisen, Aufnahmen und Beobachtungen nur auf Eroberung des Landes gerichtete Maßnahmen erblickt und den Sultan zu einer plötzlichen Sinnesänderung veranlaßt hatte.

Der Befehlshaber der der Expedition beigegebenen Escorte erhielt die Weisung, dieselbe am folgenden Tage nach Hiang-kwan zurückzuführen; durch Geschenke bestimmte ihn Garnier, noch vor Tagesanbruch aufzubrechen und den Weg durch die Stadt selbst zu vermeiden, um dadurch jedem Zusammenstoß mit der fanatisirten Menge auszuweichen. Um 5 Uhr Morgens setzte sich der Zug in Bewegung, Alles in größter Ordnung und die Gewehre in Bereitschaft. Es ging zum nahen Südthor hinaus und an der östlichen Mauer entlang; fast ohne Aufenthalt wurden die 32 Kilometer bis Hiang-kwan zurückgelegt. Denn es lag Garnier daran, diesen Engpaß, der jedes Entrinnen unmöglich machen konnte, im Rücken zu haben. Als ihn darum der Offizier der Begleitmannschaft auf höhern Befehl vor der Festung warten hieß, lehnte er diese — Gastfreundschaft des Sultans dankend ab, durchzog, ohne auf die Gegenrede zu achten, die gefährliche Stelle und machte erst jenseits derselben Halt. Eine neue Begleitmannschaft und zwei beaufsichtigende Mandarinen, welche ihm der Befehlshaber der Festung stellen sollte, wies er schroff zurück und zog noch am selben Tage, um zu beweisen, daß er sich die Freiheit seiner Handlungen bewahrte, bis Mafcha am Nordende des Sees. Ja, als unterwegs Herr Delaporte eine Goldbarre von 1500 Franken Werth, die Hälfte ihrer ganzen Baarschaft, verlor, ließ er umkehren und suchen, leider ohne Erfolg.

Der Versuch, sie festzuhalten und ihnen eine Aufsichtsmannschaft aufzunöthigen, wiederholte sich noch einmal bei der Citadelle von Kwang-tia-ping; aber auch er wurde zurückgewiesen, und so erreichten sie endlich das hochgelegene und leicht zu vertheidigende Tu-tui-tse, Pater Leguilcher's Heimath, wo sie zwei Ruhetage machen konnten.

Trotz der denkbar ungünstigsten Umstände und der Hast, mit welcher die ganze Reise ausgeführt werden mußte, ist es Garnier doch gelungen, interessante Nachrichten über Land und Leute einzuziehen.

Der Handel des westlichen Theiles von Yünnan verfolgte vor dem mohammedanischen Aufstande zwei Hauptwege, den einen über Teng-yuë-tschau und Bhamo am Irawaddi nach Birma und einen zweiten nach Tibet. Nach Birma wurden Rhabarber, Kupfer, Flintensteine, Moschus und Gold exportirt, und dafür Baumwolle eingeführt. Die Karawanen brachen von Hia-kwan am Südende des Sees von Ta-li auf und brauchten zwei Tage bis Yun-tschang, sechs bis Teng-yuë-tschau und neun bis Mo-fu, wo sich eine von China abhängige Zollstätte der Pa-y *) befindet. Sieben weitere Tagereisen brachten sie nach Bhamo. Birma erhob von den eingeführten Producten in Ava den Zehnten in Geld oder Waaren, während China in Mo-su die Ladung Baumwolle mit $^3/_{10}$ Tael besteuerte. So sehr sich die Mohammedaner auch bemühten, diese Handelsstraße offen zu halten, so hatten doch die Unsicherheit ihrer Herrschaft und die Plündereien der Kakhyen zur Folge, daß dieselbe fast gänzlich verödete. Die Bewohner Yünnans holten nun die Baumwolle, deren sie bedurften, zum größten Theile aus dem Innern Chinas, versuchten auch, dieselbe in den wärmeren Theilen ihres Landes selbst anzubauen. So hatte sich während des Aufstandes ein neuer Handelsverkehr von Ta-li nach Sz'-tschwan gebildet, den die Rebellen wohl oder übel begünstigen mußten. Seinen Unterthanen hatte der Sultan von Ta-li zwar die Auswanderung verboten und befohlen, sich als Zeichen der Unabhängigkeit die Haare wachsen zu lassen; aber die chinesischen Kaufleute konnten unbelästigt ab und zu gehen und ihren angestammten Zopf ruhig weiter tragen. Der Befehlshaber von Pin-tschuen, der ersten mohammedanischen Stadt, hatte strengen Befehl, die Karawanen zu schützen; und wurden dieselben ausgeplündert, so mußten die dem Orte des Ueberfalles nächstgelegenen Dörfer den Schaden ersetzen, und mehr als den Schaden, denn auch der Mandarin wollte dabei profitiren.

Wie sich diese Verhältnisse jetzt gestaltet haben, nachdem der mohammedanische Aufstand in Strömen Blutes erstickt worden ist, läßt sich nicht angeben. Der Versuch der Engländer, darüber sich Klarheit zu verschaffen, hatte ja bekanntlich einen vollständigen Mißerfolg und kann leicht zu einem Kriege mit China führen, der später oder früher kommen muß.

Nach Sz'-tschwan wird Thee von Pu-öl (Po-örh) und Salz ausgeführt; von dort holt man Baumwollstoffe, Kurzwaaren, Porcellan, grobes Steingut, Schirme, Hüte u. s. w. Aus Tibet kommen die bittere Arzneiwurzel Kwang-lien, Leinwand, Hirschgeweihe, Bären- und Fuchspelze, Wachs, Harze, Nußöl, was alles in We-si Steuer zahlt. Dafür exportirt Yünnan dorthin frei von Steuer Thee, Baumwollenzeuge, Reisbranntwein, Zucker und Kurzwaaren.

Die industrielle Production Yünnans, welche namentlich in Metallen bedeutend war, lag während des Aufstandes natürlich sehr darnieder. Kupferminen werden besonders zu Long-pan, Ta-kong und Pe-yang betrieben; auch Gold, Silber, Quecksilber, Eisen, Blei und Zinn werden gefunden, angeblich auch Platin; Gold gilt zwölfmal mehr als das gleiche Gewicht Silber. In Ho-king wird Bambuspapier, im Thale von Pien-kio Zucker, in Ho-tschang eiserne Kessel und Becken fabricirt. Die Jagd auf das Moschusthier ernährt hauptsächlich die Bergbewohner; auch Eselsfleisch wird hoch geschätzt und in großen Mengen verzehrt.

*) Pa-y ist der Name eines den Laos verwandten Volkes, welches durch ganz Yünnan zerstreut anzutreffen ist. Man findet sie sowohl hier im Westen der Provinz als im Süden, wie auch am Zusammenfluß des Ya-lung und Yang-tse (siehe S. 279 u. 280). Ihre Schrift und ihre Civilisation scheinen sie von Tibet erhalten zu haben, sonst aber mit den friedliebenden und sanften Lu-tse, Telu (Telong), Didschu und Arru, welche zwischen 27° und 30° nördl. Br. am obern Irawaddy, Salwen und Mekhong sitzen, in nahen Beziehungen zu stehen. Abbé Desgodins, der genaue Kenner Tibets, beschreibt z. B. die Häuser der Lu-tse genau so wie Garnier die der Pa-y im Süden Yünnans. Von letzteren geben wir auf S. 296 eine Ansicht.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

IX.

Das Volk der Monbuttu.

Während den Weibern der wenige Ackerbau, die Ernte, das Verfertigen der Töpfe zufällt, Holzschnitzerei und Korbflechterei von beiden Geschlechtern geübt wird, liegt den Männern, abgesehen von Jagd und Krieg, nur das Schmieden ob. Alle freie Zeit bringen sie in Müßiggang, mit Tabackrauchen, Plaudern und Musiciren zu. Beide Geschlechter verkehren mit großer Zwanglosigkeit unter einander. Ja, die Frauen der Monbuttu sind geradezu zudringlich, vorlaut und schamlos; ihre Männer legen auf ihre eheliche Treue wenig Werth, wie sich Schweinfurth täglich im Lagerleben der Nubier überzeugen konnte. Während die Männer bei den Dinka sich mit ihrer Nacktheit als Zeichen der Männlichkeit brüsten und die Weiber sich dort mit zwei langen Fellen hinten und vorn umhüllen, während Bongo- und Mittufrauen stets grünes Laub im Gürtel tragen und die züchtigen Weiber der Niam-niam einen Fellschurz haben, ist es hier umgekehrt: die Monbuttu hüllen sich vom Knie bis zur Brust hinauf in den oben beschriebenen Rindenstoff und ihre Weiber sind fast jeder Bedeckung bar und tragen außer einem handgroßen Stück Bananenlaub an der Gürtelschnur nur, wenn sie ausgehen, einen fußbreiten, grobgewebten Streifen Zeuges über dem Arme, welchen sie sich beim Niedersetzen quer über den Schoß legen (s. das Bild der Netolu auf S. 275) und womit auch die Mütter ihre Kinder auf dem Rücken befestigen. Ihren Männern gegenüber beanspruchen sie einen hohen Grad von Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Dies zeigte sich namentlich, wenn der Reisende irgend eine Merkwürdigkeit zu kaufen begehrte; stets erhielt er von den Männern zur Antwort: „Frage meine Frau; der gehört es."

Die Weiber tättowiren sich Brust und Rücken mit bandartigen, nach den Achseln laufenden Streifen und bemalen sich in den verschiedensten Mustern den Leib mit Gardeniasaft. Bald wählen sie dazu Sternchen und Kreuze, bald Blumen und Bienen, bald zebraartige Streifen, bald Tigerflecken und gescheckte Muster von unregelmäßiger Form, bald marmorirte Adern und schachbrettartige Karrirung u. s. w. Bei großen Festlichkeiten sucht die eine Frau es der andern in Erfindungsgabe zuvor zu thun. Zwei Tage hält dieser Putz vor; alsdann wird er sorgfältig abgerieben und durch einen neuen ersetzt.

Die Männer bestreichen dagegen den ganzen Leib gleichmäßig mit einer Mischung aus Fett und gepulvertem Rothholz. Die Frisur ist bei beiden Geschlechtern dieselbe: ein langer, cylindrischer Chignon, aus den durch ein Rohrgeflecht gehaltenen Haaren des Scheitels und Hinterkopfes bestehend, während die Haare des Vorderkopfes, oft durch fremdes Haar vermehrt, in dünne Fäden zusammengedreht und von Schläfe zu Schläfe quer über die Stirn gelegt werden. Die Frauen stecken in den Chignon Kämme aus Stachelschweinborsten und Nadeln, während die Männer ihn mit dem federgeschmückten Strohhute bedecken (s. das Bild auf S. 275). Die ganze Mode erstreckt sich also auf den Kopfputz; die einzige Verstümmelung des Körpers besteht — abgesehen von der bei allen heidnischen Negervölkern Aequatorialafrikas seit alten Zeiten gebräuchlichen Beschneidung — darin, daß sie die innere Ohrmuschel durchlöchern und einen kupfernen Stab von Cigarrengröße hindurchstecken.

Der Monbuttukrieger führt, was in Afrika selten vorkommt, außer Schild und Lanze noch Bogen und Pfeile; außerdem im Gürtel sichelartige Messer oder große Dolche und spatelförmige Hackmesser, die er sich selbst mit großer Kunstfertigkeit schmiedet. Die rothe Eisenerde, welche einen großen Theil Innerafrikas bedeckt, liefert dem Monbuttuschmiede den Rohstoff in Menge; ein Meißel giebt der Waffe ihre Contour und ein kleiner schmiedeeiserner Hammer — alle ihre Nachbarn bedienen sich statt dessen eines Steines — die nöthige Schärfung. Unsere Feilen ersetzt ihm ein feinkörniger Sandstein oder eine Gneisplatte, um die Lanzenspitzen und Messer zu wetzen und zu schärfen. Außer den Lanzen- und Pfeilspitzen und den Messerklingen, deren Formen eine kaum glaubliche Mannigfaltigkeit aufweisen, verstehen die Monbuttu auch zierliche Eisenketten herzustellen, welche zum Schmucke dienen und in Feinheit und Formvollendung mit unseren besten Stahlketten wetteifern können.

Wie groß der Werth ist, den sie dem Kupfer als Prunkmetall beimessen, haben wir bereits früher gesehen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies Erz von den Minen Angolas und Loangos her den Weg zu ihnen gefunden hat. Sonst aber kennen sie kein Metall, weder Gold noch Silber, weder Zinn noch Blei. Doch schließt Schweinfurth aus gewissen Angaben auf das Vorkommen von Platin in ihrem Lande.

Die große Ausbildung der Schmiedekunst, welche ihnen die in jenem Theile Afrikas sonst ganz unbekannten einschneidigen Messer liefert, führte zu einer größern Entwickelung der Holzschnitzerei. Mit den winzigen Schneiden ihrer kleinen Beile, besser geschärften Eisenkeile, fällen sie durch Tausende von Streichen die riesigen, 6 bis 8 Fuß im Durchmesser haltenden Rubiaceen so geschickt, daß die Hiebfläche wie mit einem Messer durchgeschnitten erscheint. Das weiche, rissellose Holz derselben wird zu Schüsseln, Schemeln, Pauken, Booten und Schilden verarbeitet. Die Boote werden aus einem einzigen Stamme hergestellt und erreichen bis 10 Meter Länge und $1^3/_4$ Meter Breite. Die hölzernen Signalpauken mit einem nach oben gerichteten Schallspalt fehlen in keinem Monbuttudorfe. Von der größten Mannigfaltigkeit sind die Schemel, deren sich nur die Frauen bedienen, und die, wie alle übrigen Gegenstände, stets aus einem Blocke gearbeitet sind: oben eine kreisrunde, ausgehöhlte Sitzscheibe, die durch einen zierlich geschnitzten Stiel auf einem runden oder eckigen Fuße ruht. Die Lehnen dazu werden apart aus Verästelungen junger Bäume gefertigt und hinter dem Sessel aufgestellt.

In der Töpferei nehmen die Monbuttu mit die erste Stelle unter den afrikanischen Völkern ein, deren Producte sonst nur henkellose Urnen sind. Sie übertreffen ihre Nachbarn sowohl in der Qualität des Thons als in der Formvollendung; namentlich auf die Wasserflaschen verwenden sie große Sorgfalt und statten sie mit Henkeln oder symmetrischen Eindrücken aus, in welche die festhaltenden Finger zu liegen kommen, oder machen ihre Oberfläche durch eingeritzte Figuren und Linien rauh, damit die Hand nicht abgleite.

Tabackspfeifen haben sie nicht; denn die durchbohrte Rippe eines Bananenblattes dient ihnen als Rohr, ein zusammengewickeltes, mit Taback gefülltes Blatt als Kopf. Körbe

und Matten werden aus Rotang geflochten; Lasten in Tragkörben auf dem Rücken fortgeschafft, da der complicirte Kopfputz ein Tragen vermittelst des Kopfes nicht zuläßt.

Die größte Kunstfertigkeit bekundet dies Volk aber im Häuserbau, namentlich in der Errichtung der oben geschilderten Hallen des König Munsa, welche mit der Ausdehnung kleiner Bahnhofshallen Leichtigkeit des Stils und solide Bauart verbinden. Ihre Wohnhäuser sind von geringer Größe, meist 15 bis 20 Fuß breit und 25 bis 30 Fuß lang, mit weit vorspringendem Dache, welches aus Stroh, Gras oder Rinde besteht und durch eine Fütterung von Bananenblättern wasserdicht gemacht wird. Die Wände sind 5 bis 6 Fuß hoch, geschlossen und aus derselben Fütterung und Rindendecke vermittelst feingespaltenen spanischen Rohrs zusammengenäht, ganz wie an der äquatorialen Westküste Afrikas. Dieses Material giebt den Häusern und Hallen eine außere ordentliche Widerstandsfähigkeit gegen die Gewalt der Elemente. Eine bequeme Thüröffnung gewährt Licht und Luft den einzigen Zutritt und wird durch ein solides Brett geschlossen. Im Innern befinden sich in der Regel zwei Abtheilungen, von denen die hintere als Vorrathskammer dient.

Dörfer und Städte in unserm Sinne giebt es bei den Monbuttu nicht; nur Munsa's Residenz verdient den Namen eines großen Dorfes. Die Häuser reihen sich, familienweise als Weiler gruppirt, zu langen, von Oelpalmpflanzungen unterbrochenen Ketten an einander, den Einschnitten der Wasserläufe folgend. Von letzteren werden sie durch Bananengebüsch geschieden, während nach der Höhe zu die Bataten- und Colocasiafelder, welche trockenern Boden erfordern, anstoßen.

Schilderungen innerasiatischer Zustände.

Von **Albin Kohn.**

III.

2. Die mohammedanische Revolution in Nordwest-China.

Gegen 1862 drang aus dem fernen Osten Asiens die Kunde nach Europa, daß dort ein furchtbarer Aufstand ausgebrochen sei, der dem Reiche der Mitte den Untergang drohe. Da im weitern Verlaufe ein Name ertönte, der fast wie „Jesus“ klang, so knüpften schon die Zeloten, welche die ganze Menschheit nach ihrer Façon selig machen möchten, verschiedene Hoffnungen an diese Schilderhebung, und ich hatte selbst einige Male Gelegenheit zu hören, daß man sich freute, wenn die Nachricht kam, daß die Empörer wiederum einen Sieg errungen, eine Stadt erobert und ihre Bewohner niedergemetzelt hätten. Es sollte dies Alles ad majorem Dei gloriam geschehen sein, und man betrachtete den ganzen Aufstand als ein Zeichen, daß sich endlich Gott aufgerafft habe, um China wegen des in ihm herrschenden Heidenthums zu züchtigen, für die Verbrechen, welche seine Bewohner bislang begangen haben, zu bestrafen und die ganze Gegend seinem heiligen Gesetze zu unterwerfen, d. h. zum römischen Katholicismus zu bekehren. Ich hörte diese Ansicht häufig von römisch-katholischen Priestern aussprechen, mit denen ich in jener Zeit vielfach zu verkehren Gelegenheit hatte. Es scheint übrigens, daß man sich nicht allein in Europa, sondern sogar in dem zunächst interessirten Himmlischen Reiche vom Aufstande keinen klaren Begriff zu machen vermochte und daß sich überhaupt erst jetzt der wahre Sachverhalt, mit ihm aber auch die Zerrissenheit und innere Fäulniß im fernen Oriente erkennen läßt.

Von zwei Seiten, von Süd und West, zogen sich drohende Wolken über dem Blumenreich der Mitte zusammen, welche die Regierung von Peking erzittern machten, wenn sie überhaupt von der ihr drohenden Gefahr unterrichtet gewesen ist. Zum mindesten war die Herrschaft der Mandschudynastie und ihrer Stammgenossen bedroht. Es ist sogar anzunehmen, daß die Regierung in Peking auch heute noch nicht vollständig über die Lage der Dinge unterrichtet ist, zum wenigsten nichts Sicheres über die Revolution im Süden weiß, wo die sogenannten Taipings die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten. Ueber die Verhältnisse im Nordwesten des Reiches hat der russische Stabscapitän Prschewalski sehr eingehende Aufschlüsse veröffentlicht, mit denen ich die Leser des „Globus“, wenn auch nur inhaltlich, bekannt machen will.

Die mohammedanische Insurrection im nordwestlichen Theile Chinas hatte gleich im Anfange Aussichten auf Erfolg im Kampfe wider die mandschurischen Herrscher. Da es den Aufständischen jedoch an einer einheitlichen, gediegenen Führung und an einem bestimmten Plan fehlte, so begnügten sie sich mit Scheinerfolgen, welche nicht dazu dienen konnten, die Bevölkerung, welche auf der ungeheuern Fläche westlich der chinesischen Mauer und des obern Theils des Gelben Flusses wohnt und welche von den Russen „Dunganen“, von den Chinesen „Choj-Choj“ genannt wird, vom chinesischen Joche zu befreien. Diese Bevölkerung gehört der mohammedanischen Secte der Sunniten an, zerfällt aber ihrerseits in verschiedene Secten.

Nachdem es den Aufständischen gleich im Anfange gelungen war, das chinesische Joch abzuschütteln, begnügten sie sich mit kleinen Streifzügen, welche nur die Beraubung der friedlichen Bevölkerung, nicht aber das Zertrümmern des Mandschurenjoches zum Zwecke hatten. Eine natürliche Folge hiervon war, daß sie häufige Niederlagen erlitten, als die Chinesen wieder die Offensive ergriffen, und das mit Mühe eroberte Terrain allmälig wieder einbüßten. Sie setzten sich gleich anfangs in den Besitz der Städte Sining-fu, Tetung und Su-tschau, deren Eroberung ihnen selbst unerwartet kam, über die sie gleichsam verblüfft waren, und es scheint, daß sie, von diesem unerwarteten Erfolge berauscht, vergaßen, daß Viel zu thun sei, so lange nicht Alles gethan ist. Während vieler Jahre hat eine Karte des Besitzstandes der Dunganen (ich werde mich dieser Bezeichnung der Choj-Choj ausschließlich bedienen) und Chinesen das wundersamste Bild, das man sich in staatlicher Hinsicht denken kann, dargeboten, denn nicht allein, daß die Besitzungen beider in langen und ziemlich breiten Streifen parallel neben einander liefen, so waren noch in den Streifen der Dunganen chinesische Enclaven und in den chinesischen Strei-

fen Enclaven der Dunganen, und keine der sich bekämpfenden Parteien ergriff energische Mittel, um den Gegner aus dem Besitze zu verdrängen.

Wenn die Dunganen den Krieg mit Energie geführt hätten, so hätten sie unzweifelhaft bedeutende und dauernde Erfolge errungen, denn ihnen kam nicht allein, wie wir sehen werden, die bekannte Feigheit und grenzenlose Demoralisation der chinesischen Soldaten, sondern auch die Zuneigung der Mohammedaner des eigentlichen Chinas zu Hülfe, und auf diese konnten sie mit voller Gewißheit zählen. Diese Hülfe wäre aber sehr bedeutend gewesen, denn man zählt im eigentlichen China bis 4 Millionen Bewohner, welche den Glauben des arabischen Propheten bekennen, und die sich vor ihren Landsleuten durch eine große Portion Muth und Energie auszeichnen. Ein energisches, einheitliches Vorgehen hätte, wenn auch nicht die Vernichtung des Himmlischen Reiches, so doch gewiß den Fall der Mandschurenherrschaft zur Folge gehabt.

Außer diesem begingen die Dunganen noch einen andern sehr großen Fehler; sie thaten nicht das Mindeste, um die Zuneigung und womöglich auch den Beistand der in der Wüste hausenden Mongolen, welche erbitterte Feinde der chinesischen Herrschaft sind und sie nur mit verbissenem Ingrimme ertragen, zu gewinnen; im Gegentheile wütheten sie gleich im Beginne des Aufstandes eben so gegen die Mongolen wie gegen die Chinesen, und brachten hierdurch die Nomaden gegen sich auf.

Alle diese den Erfolg sichernden Bedingungen hätte eine einheitliche Führung zu würdigen und auszubeuten verstanden, aber diese fehlte den Aufständischen. In Sining-fu, Sutschau u. s. w. waren selbständige und von einander unabhängige Führer. Wenn die Dunganen ungeachtet dieser Zerrissenheit es im Jahre 1869 dennoch vermocht haben, Ordos und Ala-schan trotz der am Hwang-ho stehenden 70,000 Mann zählenden chinesischen Armee zu erobern und zu verwüsten, was wäre ihnen nicht gelungen, wenn Plan und einheitliche Führung dagewesen wären? Im Jahre 1870 fiel Uljasutaj, im darauf folgenden Jahre Kobdo, die Hauptplätze der westlichen Mongolei, und im Jahre 1873 Bulun-tochoj in die Gewalt der Dunganen, die sie rücksichtslos verwüsteten. In den beiden erstgenannten Städten befanden sich sogar ansehnliche chinesische Garnisonen, welche sich jedoch vor den Empörern versteckten und nicht den geringsten Widerstand leisteten.

Wer von den hier aufgezählten Erfolgen auf die Tapferkeit der Dunganen schließen wollte, würde einen Trugschluß machen. Sie sind eben solche Feiglinge wie die Chinesen und nur da bis zur Verwegenheit zudringlich, wo sie wissen, daß sie keinen Widerstand finden. Alle Raubzüge und Kriege der Dunganen wider die Chinesen basirten auf der Annahme, daß — ein Hase den andern einschüchtern, ein Fuchs den andern überlisten werde. Deshalb auch wurde der Dungane ein reißendes Thier, wenn es ihm gelang, einen Sieg zu erringen, und der Chinese vergalt, gegebenen Falls, Gleiches mit Gleichem. Der Sieg der einen wie der andern Partei hatte immer Mord und allgemeinen Raub zur Folge. Der Besiegte mußte über die Klinge springen, und deshalb kannte man im Kriege der Dunganen mit den Chinesen keine Gefangene und keine Begnadigte.

Ein dunganischer Heerhaufen muß aber thatsächlich eine wahre Carricatur eines Heeres gewesen sein, gut zum Rauben, Morden und — Flüchten. Er wurde aus den verschiedensten Stämmen recrutirt und häufig war die Hälfte gänzlich unbewaffnet. Die anderen waren theils mit Lanzen oder Säbeln, theils aber, und zwar in geringer Anzahl, mit Luntenflinten bewaffnet. Bei jeder Abtheilung befanden sich Greise, Weiber und Kinder, welche nur auf die Flucht des Feindes warteten, um zu rauben, und mit dem Raube unter dem Schutze der Bewaffneten zu entfliehen. An Disciplin, die ja erst aus der Menge ein Heer macht, war nicht zu denken.

Das Monströse und Lächerliche der Kriegsführung der Dunganen dürfte ein Beispiel illustriren. Wir wollen hierzu die Belagerung des Tempels Tscheib-sen, wo Prschewalski auf seiner Reise längere Zeit verweilte, wählen.

Dieser Tempel ist von einer quadratischen Lehmmauer umgeben, welche gegen sieben Meter hoch ist und deren jede Seite eine ungefähre Länge von 40 Klaftern hat. In der Mitte jeder der vier Mauerseiten wie auch in den vier Winkeln befinden sich kleine Thürmchen, welche eine Besatzung von 15 bis 20 Mann beherbergen. Die Mauer ist mit einem Bretterdache, das nach innen und außen abfällt, versehen. Außerhalb dieser Befestigung befinden sich rings herum gegen hundert Hütten (Fansen), welche ebenfalls von niederen Lehmmauern umgeben sind. Innerhalb dieser Feste ist nicht einmal ein Brunnen vorhanden und deshalb muß das Wasser aus einem Bache geholt werden, der außerhalb der Befestigung fließt.

Im Sommer des Jahres 1868 näherten sich einige Tausend Dunganen diesem Platze, um den Tempel zu zerstören. Die Vertheidiger, deren Anzahl sich auf tausend Mann belaufen mochte, waren ein Gemisch von Chinesen, Mongolen und Tanguten. Bei Annäherung des Feindes verließen alle die Fansen und begaben sich in die Hauptbefestigung; die Dunganen besetzten die ersteren ohne Widerstand zu finden und begannen auch sogleich den Sturm der Hauptfeste. Trotz der elenden Verfassung, in welcher sich diese befand, zeigte sie sich hinreichend widerstandsfähig gegenüber den Sturmwaffen der Dunganen, welche einfache Brechstangen anwendeten, um eine Bresche in die Lehmwand zu machen. Eine Folge hiervon war, daß der erste Sturm mißlang. Indessen war die Zeit zum Theetrinken herangerückt und diese Beschäftigung ist für jeden Chinesen so wichtig, daß er ihrethalben selbst eine fast gewonnene Schlacht unterbricht. Da die Dunganen in dieser Beziehung den Chinesen vollkommen gleich sind, so eilten auch sie in das ein Kilometer entfernte Lager zurück. Die Belagerten, welche ja ebenfalls ihr Lieblingsgetränk zu sich nehmen wollten, stürzten nun mit ihren Wassergefäßen zum Thore hinaus und schöpften, Angesichts des Feindes und ohne von diesem daran verhindert zu werden, so viel ihnen für den Augenblick nöthig war, bereiteten hierauf ihr Getränk und schlürften es in aller Seelenruhe. Tags darauf wiederholte sich dieselbe Scene; man stürmte vergebens die Feste und eilte davon, als die Zeit hierzu gekommen war, um den Thee zu bereiten und zu trinken. In dieser Weise wurde das chinesische Saragossa während voller sechs Tage angegriffen und vertheidigt.

Dieses muß dem in die ostasiatischen Verhältnisse nicht Eingeweiheten ganz unglaublich erscheinen; aber wer die unendliche moralische Fäulniß, welche in China herrscht, wie Stabscapitän Prschewalski mit eigenen Augen gesehen hat, der muß sich auch sagen, daß andere Verhältnisse kaum möglich sind. Wer auch würde es glauben, daß die Dunganen, trotz der bittern Feindschaft, die zwischen ihnen und den Chinesen herrschte, mit den letzteren Handelsverbindungen unterhielten? Und doch sah man die Dunganen aus Tetung fleißig die Märkte des Klosters Simni besuchen und mit den dortigen Higenen (Mönchen) die freundschaftlichsten Beziehungen unterhalten. In Simni, das nur 60 Kilometer von Tetung entfernt ist, waren die Dunganen nicht als Räuber gefürchtet. Dasselbe Verhältniß fand zwischen den Dunganen von In-nan-tschen und dem Chuschon (Häuptling)

von Kuku-Nor, Mur-sa-sak, statt, der ihnen Vieh aus der Gegend des Sees Kuku-Nor lieferte.

Solche Verhältnisse können nur in China herrschen, dessen Regierung erst aus dem Traume oder besser aus dem Dusel erwachte, als sie sah, daß ganz Ostturkestan, das Land am Tjan-tschan und der größte Theil der Provinz Kan-su verloren war; nun erst beschloß sie alle Mittel aufzubieten, um der Revolution das Eindringen ins eigentliche China unmöglich zu machen. Zu diesem Behufe schuf sie eine Vertheidigungslinie auf der natürlichen Grenze, nämlich an dem obern Laufe des Flusses Hwang-ho, welche sie mit einer Armee von 70,000 Mann besetzte, die als Garnison der Städte Kuku-choto, Bautu, Dyn-chu, Ning-hia-fu, Lantschan-fu und anderer verwendet wurde. Außerdem wurden auch die Besatzungen der Städte in der Provinz Kan-su, welche noch nicht in die Gewalt der Dunganen gefallen waren, verstärkt. Hierbei ließ man es im Anfange bewenden und es reichte hin, da sich die Dunganen auf einfache Raubzüge beschränkten, welchen die chinesischen Garnisonen, geschützt durch ihre Lehmmauern, ruhig zuschauten.

Ein Beitrag zur Beurtheilung des Khechuastammes in Peru und Bolivia.

Von **E. von Boeck** in Cochabamba.

II.

Religiöse Anschauungen und Gebräuche der alten Indier.

Wenn wir uns in den Werken der Historiker, wie z. B. Prescott, über die religiösen Ideen und besonders über den Sonnendienst der Inca-Nation unterrichten wollen, so können wir uns nur ein unbestimmtes in Dämmerung gehülltes Bild des religiösen Glaubens und Fühlens dieses Volkes schaffen und möglicherweise zu der nicht vollkommen richtigen Ansicht gelangen, als ob die Indier Perus besonders erhabene religiöse Ansichten gehabt und denselben in bedeutungs- und sinnvollen Ceremonien Ausdruck gegeben. Allerdings ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Sonnenglauben erhaben und auf tiefgehende Beobachtungen der Natur gegründet ist, daß die Sonnenfeste im Monate Raymi oder December mit großer Feierlichkeit begangen wurden, aber eben so entschieden müssen wir anerkennen, daß die göttliche Verehrung, welche einer großen Menge von Naturwesen und Naturkräften erwiesen wurde, uns an die alten Völker Griechenlands erinnert, deren Götterwelt Schiller so meisterhaft besungen, daß er uns fast vergessen macht, wie nahe dieser Glauben am Fetischdienst der Afrikaner vorbeistreift und beinahe in denselben übergeht.

Dieser Ansicht scheinen auch die christlichen Sendboten gewesen zu sein, welche in den Inca-Ländern das Evangelium predigten, denn sie bemühten sich die schon vorhandenen religiösen Ideen theils gänzlich auszurotten, theils zu christianisiren; zu diesem Zwecke substituirten sie den Begriff Dios für pacharurak und pachacamak, den Weltenschöpfer oder Weltenbauer, und erklärten das Wort Gottes im Credo durch honakpachap caypachap rurak, „des Himmels und der Erde Macher“. Dem umfassenden Begriff soncó, Herz, Geist, Seele, wurde das lateinische anima untergeschoben; die Priester oder Huillcas wurden sacerdotes und eine Menge technischer theologischer Ausdrücke in die Sprache eingeführt, für welche sich keine entsprechenden Worte in derselben fanden.

Unter den Begriff huaka fielen alle Gegenstände, die durch ihren eigenthümlichen Ursprung, ihre besondere Form, ihren Zweck u. s. w. eine gewisse religiöse Achtung verdienten, so daß Prescott (I, 3) mit Recht behauptet: daß dieses Wort bald einen Tempel, bald eine Grabstätte, bald irgend einen merkwürdigen Naturgegenstand bedeutete; zu den letzteren gehören Mißgeburten aller Art, Naturphänomene, Quellen, die als große Bäche aus den Felsen hervorbrechen, steile Bergwände und besonders die Hausgötter, die fast in jeder Hütte ihre geheiligten Altäre besaßen.

Fast alle wichtigen Ereignisse im häuslichen Leben wurden von religiösen Ceremonien begleitet. Die schwangere Frau räucherte sich mit Erde aus den Begräbnißplätzen, um sich und ihre Kinder vor gewissen Krankheiten zu bewahren. Beim Eintritt der Knaben in ein bestimmtes Alter wurde der rutuchicu und beim Mannbarwerden der Mädchen der k'icuchicu feierlich begangen und dazu gewisse Gebete gesprochen.

Vor dem Aussäen der verschiedenen Früchte richtete man an die Götter folgende Worte: Ah huacacuna, huillcacuna sarayok micuiñioyk, cay sarallayta yachacuchipuay amatak huakllipuancachu. „O ihr Götter und Herren des Maises und der Speisen, lasset diesen Mais gedeihen und behütet ihn vor Schaden.“

War große Dürre eingetreten, so nahm man seine Zuflucht zu den Wolken und dem Meere, der großen Mutter der Gewässer, veranstaltete Feste zu Ehren der Bäche und Quellen und betete zu ihnen: O Mutter Quelle, Bach oder See, vertrockne nicht und spende mir dein Wasser ohne Aufhören: Ah pukin mama, cochamama ama chakispa tanispapas unuykicta cacharimuy. Aehnliche religiöse Ceremonien begleiteten die Ernte, den Hausbau und das Brauen des Maisbieres.

Vor der Reise empfahl sich der Indier dem Schutze seiner Huacas oder Hausgötter; trank während derselben vom Wasser des Flusses, den er zu überschreiten hatte, damit die Fluthen ihn nicht fortrissen. Beim Ueberschreiten der Berge wurden auf dem Gipfel Steine aufgehäuft, die Haare aus den Augenbrauen ausgezogen oder geflochtenes Stroh aufgedreht, um sich den Schutz des Berggottes zu sichern und glückliche Reise zu haben. Dieser Gebrauch wird selbst heutzutage noch beobachtet und führen die aufgehäuften Steinmassen wie die Berggipfel den Namen Apachikta oder Apachekta, von den Spaniern häufig corrumpirt in Pacheta, ein Name, der „Zusammengetragenes“ bedeutet.

Traf der Indier auf dem Wege eine Schlange oder einen großen Schmetterling, so glaubte er sterben zu müssen, wenn er nicht dieselben tödtete, sein Cocapriemchen darauf spuckte und mit dem linken Fuße darauf trat.

Auch bei dieser Nation finden wir die so häufig bemerkte Thatsache, daß der Mensch gewaltigen Naturkräften gegen-

über sich hülflos fühlend denselben göttliche Verehrung erweist. Zum Donner betete man: „Goldener Donner, gewaltiger Donner und Lärmmacher, komme mit Wasserguß und Regen.“ Um Hagelschlag abzuwenden wurde Lärm gemacht und Salz ins Feuer geworfen. Zur Sonne betete man: Inti yaya (Vater Sonne), punchaup yaya (Vater des Tages) causachihuay (gieb mir Leben). An die Erde richtete der Indier, welcher zum Cocabau nach den heißen Gegenden oder Yungas ging, folgendes Gebet: „Pachamama casikespillatak tiachihuay, huacaychahuay Aputinya, huaynatinya mallkiyok ollillacta mallkiyta cocayta yachacuchipuay; mamacoca, hochacoca Amaru machachuay tucullaykipas cuay cuaychik.“ — „O Mutter Erde, erhalte mich gesund, laß mich wohnen und beschütze mich, große Herrin, jugendliche Herrin! Göttin der Pflanzen, lasse meine Coca gedeihen; Mutter Coca, Waldescoca, Amaru (große Schlange) machakuay (habe Mitleid mit mir).“ Daraus geht hervor, daß die große nicht giftige Schlange, welche Paz-Soldan (Geografie del Peru I, 169) Urutumachakay nennt, wahrscheinlich die Boa nurina L., als Göttin des Waldes galt.

Beim Eintreten einer Mondfinsterniß (in Khechua: Killaoncoy, Krankheit des Mondes) war es früher und ist es zum Theil jetzt noch Gebrauch unter den Indiern, einen gewaltigen Lärm zu machen, wozu eine Art Trommeln gerührt wurde; um vieles Geschrei hervorzubringen, wurden die Weiber geschlagen, die Hunde und Schafe in die Ohren gekniffen und dabei folgende Worte gesprochen: „O, Mutter Mond, sieh, die Männer schlagen ihre Weiber und Hunde, daß sie schreien, erbarme dich ihrer.“

Den Träumen und ihrer Auslegung wurde eine große Bedeutung gegeben: eine Brücke bedeutet Abschied und Trennung; Fische verkünden Betrunkenheit für den folgenden Tag; Falken und Geier deuten auf Nachkommenschaft; Fang von Vögeln droht mit Angst und Schrecken; Holz vom Khenuabaume verspricht Reichthum an Kleidern u. s. w.

Verwandt mit deutschem Volksaberglauben ist der Inhalt folgender Frage des Beichtspiegels des Jesuiten Juan Perez Boca-negra, aus welchem wir die meisten der hier erwähnten Gebräuche entnommen: „Wenn dir die Ohren klingen, sagst du, daß Jemand von dir spricht? Wenn das rechte Ohr, sagst du dann: man spricht Gutes von mir? Wenn das linke: man spricht Schlechtes von mir?“

Die Geschlechtsliebe spielt auch hier im Volksleben eine nicht unbedeutende Rolle, Liebestränke und Liebeszauber sind allgemein bekannt und werden von den Zauberern oder Hexenmeistern (umu, cauchuk, uillca) verfertigt und verbreitet; die berühmtesten Liebeszaubermittel waren die huacankis, von denen es mehrere Arten gab; bald waren es kleine besonders geformte Steinchen (carhuayanchis), bald Pflanzen, z. B. die chachacuma oder Stereoxylon resinosum, bald eigenthümlich zusammengeknüpfte Stricke (khessca), die uns unwillkürlich an die im Mittelalter gebräuchlichen Liebesknoten erinnern.

Wenn zwei Liebende auf ihrem Wege einer Ratte, Schlange oder Kröte begegneten, so bedeutete es Scheidung und Trennung. Wenn der kleine Zaunkönig den Ruf checchec hören läßt, so sprechen die Leute von den beiden Liebenden, klingt aber sein Gesang wie chillillilliu, so ist ihre Liebe noch ein Geheimniß. Singt der huaychu, eine Art Würger (Thamnophilus), zur rechten Seite des Weges, so hat man Glück in der Liebe, Unglück aber, wenn er zur Linken singt.

Im Allgemeinen hält der Indier auch jetzt noch treu an dem Glauben seiner Väter, hat die christlichen mit Gewalt ihm aufgedrungenen religiösen Anschauungen nur höchst oberflächlich sich angeeignet und legt den Ceremonien der katholischen Kirche wohl meistens eine ganz andere Bedeutung unter, als dieselben wirklich haben. Dieser Umstand sowie die Vorliebe für lärmende Festlichkeiten und die unüberwindliche Neigung des Indiers zum Trunk erklären zur Genüge, weshalb in den indianischen Dörfern die katholischen Kirchenfeste mit vieler Pracht begangen werden und weshalb mancher Indier für seine Verhältnisse bedeutende Ausgaben macht, um sich die Würde des alferez oder Bannerträgers der Kirche oder eines Heiligen zu verschaffen, woraus der Clerus sich eine ergiebige Erwerbsquelle zu eröffnen verstand. Derartige Feste dauern oft Tage und Wochen und enden meistens in den rohesten Trinkgelagen, wovon fast jeder Reisende, der diese Gegenden besucht, Augenzeuge sein kann.

Daß aber das Andenken an die alte Glorie der Incadynastie und der Schmerz über deren Untergang noch im Gedächtnisse Vieler sich lebendig erhalten, daß überhaupt das Seelenleben dieser Nation nicht immer so ideenarm und gefühllos gewesen, wie man im Hinblick auf den gegenwärtigen sittlich und geistig herabgekommenen Zustand der Indier anzunehmen beinahe berechtigt ist, und wie die spanischen Eroberer und Glaubensboten allgemein glauben zu machen sich bemühten, dagegen spricht der Inhalt vieler gefühls- und empfindungsreicher Lieder, die jetzt noch im Munde des Volkes leben und aus deren Menge wir nur folgende Elegie auf den Schatten des Inca unseren Lesern als Muster vorführen:

Imapuyun hacaypuyun
Yanayaspa huasiycaman,
Yayap Inca huakáñinchu
Parapi tucuspa hamun.
Chuillaycu patata purin,
Sonc'oyhin llakayaspa,
Hic'un-hic'un hua kachiman
Huakoni paypi yuyaspa.
Llantuyanpis mancharini
Sonc'oypa llantunachus ñispa
Maymanpas payhuan purini
Sonc'oyta ñac'arichis pa.

(Freie Uebersetzung.)
In diesem dunkeln Wolkenschleier,
Der schwarz die Hütte mir umzieht,
Des Vaters Inca Thränenfluth
Vielleicht im Regen niederströmt. —
Wenn die Schwelle er beschreitet,
Zuckt das Herz in mir zusammen,
Und Thränenströme endlos fließend
Möcht' ich weinen, sein gedenkend.
Vor diesem Schatten bebe ich,
Vielleichts ist's seines Herzens Schatten.
Wo immer mit ihm ich wandle
Bin tief betrübt ich in der Seele.

Diese leicht hingeworfenen Umrisse und Schilderungen des sprachlichen und religiösen Wesens der Khechuas haben keinen andern Zweck als die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt mehr und mehr auf einen Theil Amerikas zu lenken, der noch ein unermeßliches Feld für wissenschaftliche Forschungen bietet. Es möge mir erlaubt sein darauf hinzuweisen, daß die amerikanische Geschichte, Geologie, Ethnographie und zum großen Theile auch die Geographie trotz der bedeutenden Leistungen Humboldt's und unzähliger Reisender dennoch sehr wenig gekannt und von wenigen Fachgelehrten mit der nöthigen Muße und Gründlichkeit durchforscht worden sind und daß demnach noch ein ungeheures Feld für wissenschaftliche Untersuchungen aller Art offen geblieben ist. Wäre es nun nicht wünschenswerth und bei den jetzigen Verkehrsmitteln sehr leicht ausführbar, daß in Deutschland sich eine Gesellschaft zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen in Ame-

rika bildete und mit dieser Arbeit eine auserlesene Commission tüchtig gebildeter Fachmänner beauftragte, welche die verschiedenen Länder Amerikas vom ehemalig russischen Amerika an bis zum Vorgebirge „Horn“ gründlich durchzustudiren sich zur Aufgabe setzen müßten. Da dieses Studium sämmtliche Zweige des Wissens umfassen müßte, so würden die Resultate um so werthvoller ausfallen, je glücklicher die Wahl der Commissionäre gewesen und je besser dieselben für diese Aufgabe sich vorbereitet hätten. Insbesondere wäre zu wünschen, daß Gelehrte, die in Ostasien, Japan und China gereist, mit dem Studium der Sprachen, Anthropologie und Ethnologie sich zu beschäftigen hätten, um auch nicht die leisesten Spuren etwaiger Verwandtschaften zwischen Ostasien und Westamerika unbeachtet zu lassen. Der praktische Nutzen für Handel, Gewerbe und Heilkunde würde gewiß reichlich die gemachten Ausgaben aufwiegen. Indem ich die weitere Ausführung dieses Planes Männern von wissenschaftlichem Rufe und anerkannt politischem Einflusse überlassen muß, begnüge ich mich in diesen wenigen Worten einem Gedanken Ausdruck gegeben zu haben, der vielleicht genügenden Anklang findet, um einer weitern Prüfung und Begründung unterworfen zu werden.

(— Es will uns scheinen, daß die gelehrten Kreise Deutschlands augenblicklich mit anderen Fragen zu sehr beschäftigt sind, als daß sie dem oben ausgesprochenen Gedanken schon jetzt näher treten könnten. Daß sie den berührten Gegenstand nicht ganz aus dem Auge lassen, beweist die augenblickliche Anwesenheit Professor A. Bastian's im Nordwesten von Südamerika (Peru, Ecuador, Columbia), wo er Ausgrabungen veranstaltet, archäologische und ethnographische Gegenstände erwirbt, sammelt und forscht mit einem Eifer und einer Umsicht, wie sie wohl nur diesem reiseerfahrenen Manne, der bei den Bewohnern aller fünf Erdtheile trefflichen Bescheid weiß, zu Gebote steht. Aber Deutschland hat auf wissenschaftlichem Gebiete, abgesehen von der noch offenen Nordpolarfrage, zunächst die Pflicht, die so muthig und zuversichtlich begonnene, jetzt etwas ins Stocken gerathene Erforschung Centralafrikas wenn auch nicht zu Ende, so doch zu einem vorläufigen befriedigenden Abschlusse zu führen. An den Amerikanern selbst, zunächst denen der Vereinigten Staaten, ist es, die Geschichte, Ethnographie und Geographie ihres gesammten Continentes zu erforschen, und daß sie diese Aufgabe theilweise recht wohl erfaßt haben, daß es ihnen nicht an Fähigkeit wie an materiellen Mitteln dazu fehlt, beweisen Dr. Hayden's geologisch-geographische Forschungen in den Felsengebirgen, beweisen Whitney's Aufnahmen in Californien und Nevada, beweist Hubert Howe Bancroft's umfangreiches Werk über die einheimischen Racen der pacifischen Staaten Nordamerikas, von welchem soeben der dritte Band, Mythen und Sprachen behandelnd, erschienen ist; beweist das Smithsonian Institute, beweist die unlängst mit 300,000 Dollars ausgestattete wissenschaftliche Stiftung des reichen Neuyorker Sonderlings James Lenox u. s. w. — Einzelne deutsche Gelehrte werden sich wohl stets mit der Kunde Amerikas beschäftigen; eine Gesellschaft für diesen Zweck zu stiften, scheint uns jetzt nicht an der Zeit zu sein. Red. —)

Aus allen Erdtheilen.

Die Petersburger Bevölkerung im Jahre 1869 im Vergleich mit der Berliner im Jahre 1867.

A. K. Nach Wilson betrug im Jahre 1869 die Zahl derjenigen Personen, welche in Petersburg vom Familienhaupte ernährt werden, etwas mehr als ein Drittel der ganzen Bevölkerung, während sie im Jahre 1867 in Berlin mehr als die Hälfte betrug. Die Zahl der Dienstboten in Petersburg überstieg die in Berlin um 28,000 Personen; in Petersburg waren überhaupt 104,000 Diener jeglicher Art, während ihrer in Berlin nur 58,000 waren. Mit Handel und Industrie, mit Fuhrwesen (zum Transportiren von Lasten, Lastträger, Tagelöhner an der Börse u. s. w., schwere und leichte Fuhrwerke, Eisenbahndiener, Boten bei den Behörden u. s. w.) und mit Speisewirthschaften beschäftigten sich in Petersburg hauptsächlich dem Arbeiterstande angehörende, während in Berlin ein bedeutend größerer Procentsatz der ganzen Bevölkerung in Fabriken und mit Handwerken beschäftigt war (in Berlin 38 Procent, in Petersburg nur 28 Proc.). In Petersburg war die Zahl der sich selbständig ernährenden Frauen nicht nur im Verhältniß zur ganzen weiblichen Bevölkerung, was schon durch die größere Anzahl verheiratheter Frauen in Berlin bedingt wäre, sondern auch absolut und fast in jeder Branche der Beschäftigung größer. Dieses Uebergewicht hat seine besondere Bedeutung in Bezug auf höhere Beschäftigung, so daß z. B. in Petersburg gegen 1000 Frauen mehr als in Berlin sich mit Erziehung und Unterricht befaßten (2660 in Petersburg und 1680 in Berlin), während in Berlin in Bezug auf Männer, die sich mit Erziehen und Unterrichten befaßten, im Vergleiche mit Petersburg das umgekehrte Verhältniß stattfand. In Petersburg waren auch mehr Frauen mit Ertheilen ärztlicher Hülfe und mit Krankenpflege als in Berlin beschäftigt (2012 gegen 851). Ebenso befanden sich in Petersburg auch mehr Frauen im Staatsdienste als in Berlin (136 gegen 19). Die Zahl der unter der Rubrik „Wissenschaft, Literatur und Kunst“ verzeichneten Frauen überwog in Petersburg die Zahl der in Berlin in der gleichen Rubrik verzeichneten (971 gegen 485). Indem Wilson zur Classification der Bevölkerung und ihrer Beschäftigung nach dem Alter übergeht, weist er, wie auf eine allgemeine Thatsache, darauf hin, daß die Zahl der Kinder, welche in Petersburg mit Handel beschäftigt sind, weit größer als in Berlin war (10,000 gegen 4000), trotzdem die allgemeine Zahl der Kinder unter 14 Jahren in Petersburg nur 17 Procent der ganzen Bevölkerung betrug, während sie in Berlin 28 Procent ausmachte.

Die Lake Eyre Exploring Party.

H. G. Wir haben bereits in Bd. 27 (Nro. 2, S. 31) des „Globus“ auf die nach dem Lake Eyre, Colonie Südaustralien, ausgeschickte Forschungsexpedition unter der Führung des Geometers J. W. Lewis aufmerksam gemacht. Dieselbe hat ihre Aufgabe beendet und traf Ende Juli wieder in Adelaide ein, wo den Mitgliedern am 29. desselben Monats auf einem ihnen zu Ehren veranstalteten öffentlichen Bankette ein ausgezeichneter Empfang zu Theil ward. Das Resultat dieser Forschungsreise ist im Wesentlichen wie folgt.

Es wurde das große Gebiet erforscht, welches vom südlichen Ende des Lake Eyre bis zum 25. Breitengrade reicht und zwischen den östlichen Längengraden 136° und 139° 30′ v. Gr. liegt. Der Lake Eyre, in dem man einen mächtigen Wasserspiegel zu finden wähnte, welchen man mit dem mitgenommenen Boote befahren wollte, erwies sich als ein großer Morast, der an den Stellen, die man näher untersuchte, in der Tiefe von 1 bis 3 Fuß auf lehmigem Grund ruhte.

Seine Länge mißt 120, seine Breite meistens 30 engl. Meilen. Am schmalsten wird er nach Norden, am weitesten nach der Mitte zu, und im Süden verengert er sich in dem Maße, daß die letzten 20 engl. Meilen fast wie ein besonderer See erscheinen. Das Landgebiet im Norden und Osten des Lake Eyre war bis dahin völlig unbekannt, und daher wandte Mr. Lewis diesem Theile seine besondere Aufmerksamkeit zu.

Der Barcoo oder Cooper's Creek verliert, 7 Miles unterhalb Lake Kopperamana, in einer großen Salzbuschebene sein Bett, läuft hernach wieder westnordwestlich auf eine Marsch zu und mündet darauf in den Lake Eyre. Die Gegend, durch welche sich der Barcoo auf dieser Strecke schlängelt und in der Sandhügel mit Ebenen abwechseln, war im Ganzen ziemlich gut begrast. Dies war weniger der Fall vom Breitengrade 28° 50′ bis zum südlichen Ende des Sees, wiewohl auch hier dann und wann schön begraste Ebenen auftraten und kleine Seen, von denen zwei sogar Süßwasser enthielten, aufgefunden wurden.

Am nördlichen Ende des Lake Eyre entdeckte Mr. Lewis einen sehr beträchtlichen Wasserlauf, zur Zeit trocken, welchen er in nordöstlicher Richtung auf 200 Miles verfolgte und näher erforschte. Die so passirte Gegend, in der viel Sandhügel, oft mit leidlichem Graswuchs bestanden, vorkamen, war ihrem Werthe nach sehr verschieden. Von Wichtigkeit ist, daß so ziemlich überall Wasserlöcher und selbst Quellen existirten, in ersteren einige Male sogar Fische. Manche Strecken Landes wurden zu beiden Seiten der Reiseroute angetroffen, welche vortreffliche Weiden für Viehherden abgeben werden.

Der der Reisegesellschaft als Sammler beigegebene F. W. Andrews bemerkte auf dem Bankette in seiner Rede: „In den Gegenden, welche wir bereist haben, war in den letzten zwei Jahren kein Regen gefallen; folglich waren Fauna und Flora selten und schwer aufzufinden. Es ist mir indeß doch gelungen, manche neue Exemplare mitzubringen."

Die angetroffenen Eingeborenen zeigten friedliche Gesinnung.

Georgia.

Der Staat Georgia, seit Jahren von der Herrschaft der Carpetbagger befreit, nimmt einen höchst erfreulichen materiellen Aufschwung. Im Jahre 1865 betrug das dortige steuerbare Eigenthum 126,634,879 Doll., jetzt beträgt es 237,092,000 Doll.; dasselbe hat also seit dem Kriege um mehr als 50 Procent zugenommen. Georgia hat jetzt 35 Eisenbahnen mit einer Gesammtlänge von 2300 Meilen. Die Staatsschuld beträgt nur noch 2,000,000 Doll. Und der Staat hat dabei 3,600,000 Doll. in Baumwoll- und Wollspinnereien angelegt.

Während viele Baumwollspinnereien im Norden jetzt gar nicht oder nur die halbe Zeit arbeiten, sind die jungen Fabriken dieser Art in Georgia in voller Thätigkeit und arbeiten schon deshalb mit Gewinn, weil sie das Rohmaterial aus nächster Nähe, also viel wohlfeiler, beziehen. Dank dem raschen Aufschwung der Industrie in Georgia wird besonders Atlanta immer mehr zu einer sehr bedeutenden Gewerbsstadt.

Neben dem Baumwollbau kommt jetzt auch der Getreidebau immer mehr in Georgia empor.

Georgia litt im Bürgerkriege außer Virginien vielleicht am meisten. Hat sich doch in ihm ein Haupttheil des Krieges, besonders der Sherman'sche Feldzug von Chattanooga nach dem damals dem Verderben preisgegebenen Atlanta und der verheerende Marsch nach der Meeresküste, abgespielt. Dennoch ist Georgia heute wohlhabender als vor dem Kriege. Diese zauberhafte Wirkung hat daselbst die befreite und freie Arbeit, denn man arbeitet in Georgia wirklich tüchtig.

* * *

— Das Smithsonian Institut in Washington hat eine sehr interessante Sammlung prähistorischer Steinsachen von den Santa-Barbara-Inseln aus Californien erhalten. Dieselben wurden in Gräbern gefunden und sollen theilweise auf der Weltausstellung zu Philadelphia ausgestellt werden.

— Wie das norwegische Blatt „Finmarksposten" mittheilt, hat Capitän Gundersen, Führer des Schiffes „Regina", welches am 3. d. M. in Hammerfest angekommen ist, auf Novaja Semlja einen kostbaren literarischen Fund gemacht. Auf der Rückreise von der Fischerei segelte Gundersen am nördlichsten Theil der Insel entlang und kam bei dieser Gelegenheit in den Eishafen hinein, wo der Holländer Barent während des Winters 1596/97 seinen Aufenhalt genommen hatte. Bei einer Untersuchung der Ruinen fand Gundersen ein von Barent geführtes Journal, welches den Zeitraum vom 1. Juni bis 29. August 1580 zu umfassen scheint. Das Papier hat sich sehr gut erhalten, so daß die Schrift vollkommen leserlich ist, die Handschrift dagegen ist sehr schwer zu entziffern. Da das Journal einen Abschnitt aus 1580 enthält, so muß Barent es von einer frühern Reise mitgebracht haben; über seinen Aufenthalt im Eishafen dürfte man wohl nicht erwarten können, Aufzeichnungen darin zu finden.

— Eine Portion sogenannten „tönenden Sandes" von der hawaiischen Insel Kaui ist der californischen Akademie der Wissenschaften eingesendet und von Mr. J. Blake untersucht worden. Er fand in den meist kalkigen Körnern zahllose Höhlungen, deren Resonanz er den Ton zuschreibt, welcher beim Schütteln des Sandes entsteht. Im feuchten Zustande verliert derselbe diese Eigenschaft, wahrscheinlich weil alsdann die kleinen Höhlungen mit Wasser angefüllt sind.

— Der amerikanische Consul auf Cypern, General Cesnola, dessen Alterthümersammlung hochberühmt ist, hat kürzlich bei Episkopi, dem alten Kurion, an der Südküste der Insel ein altes Grab von ungewöhnlicher Größe öffnen lassen und in demselben einen goldenen Scepter im Gewicht von ungefähr 5 (!) Kilogramm, sowie goldene Armbänder und eine goldene Halskette gefunden. Die Armbänder tragen Inschriften, wie es scheint in kyprischen Charakteren. Der Fund soll nach Amerika geschickt werden. (Allg. Ztg.)

— Unlängst haben Leute von Cuenca in Ecuador „Huacas", d. h. Indianergräber, geöffnet und eine beträchtliche Menge von goldenen, kupfernen und steinernen Figuren gefunden, auch einige Aexte von gehärtetem Kupfer und einen mit Hieroglyphen bemalten Schild. Pater Rencorcet in Quito hat davon gegen 3000 Gegenstände gesammelt.

— In der argentinischen Republik wurde im September die Bahnstrecke Mercedes-San Luis eröffnet. Die Bahn nach Tucuman wird so gefördert, daß im nächsten März ein Gleiches mit ihr geschehen kann.

Inhalt: Karl Andree. I. (Mit einer Abbildung.) — F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan. IV. (Mit sechs Abbildungen.) — Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika. IX. — Schilderungen innerasiatischer Zustände. Von Albin Kohn. III. — Ein Beitrag zur Beurtheilung des Khechuastammes in Peru und Bolivia. Von E. von Boeck in Cochabamba. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Die Petersburger Bevölkerung im Jahre 1869 im Vergleich zu der Berliner im Jahre 1867. — Die Lake Eyre Exploring Party. — Georgia. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 23. October 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Prospectus, betreffend Rußland im 19. Jahrhundert von Theodor von Lengenfeldt. Verlag von Wedekind und Schwieger in Berlin S. W.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. GLOBUS № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. 1875.

Karl Andree.

II.

Einer seiner alten Freunde aus jener Zeit, jetzt ein angesehener Richter des höchsten deutschen Gerichtshofes, charakterisirt Andree's patriotisches Wirken in Mainz folgendermaßen: „Damals war in meiner lieben rheinischen Heimath noch ein ziemliches Stück französischer Sympathien lebenskräftig, in der ältern Generation verkörpert durch die Veteranen der napoleonischen Armeen, in der mittlern und jüngern Generation genährt durch die kosmopolitischen Freiheitsideen, welche in der Julirevolution von 1830 ihren Ausdruck gefunden hatten. Man rühmte vielfach, Frankreich, weil es die Grundsätze des Liberalismus in seiner Constitution formulirt habe, sei berufen, die Völker, wenn auch im Wege der Eroberung, zu beglücken. Man glaubte mit der Preßfreiheit auf dem Papier, mit einer codificirten Constitution nach englischem oder besser nach französischem Muster, öffentlich-mündlichem Gerichtsverfahren ꝛc. sei Alles für das Volksglück gewonnen, vergäß aber dabei, daß ein gesundes freies Staatswesen sich nicht nach der Schablone gestalten läßt, sondern nur auf historischer und nationaler Grundlage sich Schritt für Schritt allmälig entwickelt.

„Andree mit dem gesunden, vorurtheilsfreien Blick, getragen von seinem reichen historischen und volkswirthschaftlichen Wissen, griff, diese Kurzsichtigkeit erkennend, alle politischen Fragen von der richtigen praktischen Seite an. Sein treues deutsches Herz und sein heller Verstand sagten ihm, daß das deutsche Volk mit seinem Gemüth und seiner Intelligenz einen eigenartigen Weg nationaler Entwickelung zu gehen habe, daß aus seiner großen Vergangenheit die lebenskräftige Zukunft in Kaiser und Reich erblühen müsse. Er knüpfte sein politisches Wirken an gegebene Verhältnisse an. Unverdrossen griff er, auf die oft kleinsten Keime besserer Zustände seine nationalen Hoffnungen stützend, nach dem zunächst Erreichbaren, indem er auf das große und ferne Ziel, welches auf dem eingeschlagenen Wege erreicht werden könne, in prophetischer Weise hinwies. Ich erinnere mich noch immer mit Freuden, wie eindringlich er auf die Erweiterung des Zollvereins zu einem nationalen Bande durch feste Organisation hinwirkte, wie er auf einheitliche Rechtsgesetzgebung, einheitliche Ordnung der Preßgesetzgebung unter Gewährung der Preßfreiheit, Schöpfung einer deutschen Kriegsflotte in der ihm eigenen anziehenden und beredten Darstellungsweise hinarbeitete. Dabei stand ihm die glückliche Begabung zur Seite, daß seine maßvolle Ausdrucksweise es dem Censor unmöglich machte, die Publication zu unterdrücken. Ein großes Verdienst erwarb er sich dem rheinischen Zeitungsleser gegenüber namentlich dadurch, daß er es verstand, ihm an der Hand der Geschichte klar zu machen, wie die hochgepriesenen Güter eines verfassungsmäßigen Rechtsstaats, öffentlich-mündliches Gerichtsverfahren, Geschworenengerichte, echt deutsche Einrichtungen seien, welche uns nur in der Zerfahrenheit des deutschen Staatswesens während des Auflösungsprocesses des alten Reichs verloren gingen. Mit einer ganz besondern Vorliebe behandelte er namentlich die Förderung einer deutschen Kriegsflotte und das zu einer Zeit, während Andere an dieses nationale Institut noch lange nicht dachten. Die Artikel, in welchen er

Deutschlands maritime Macht zu Zeiten der Hansa schilderte, gehören zu den anziehendsten, die ich über diesen Gegenstand gelesen habe.

„Wenn auch anfangs mit seinen Meinungen in den Rheinlanden unter der freisinnigen Partei ziemlich isolirt, dauerte es doch nur kurze Zeit bis zur Würdigung und Anerkennung seiner publicistischen Thätigkeit. Man lernte ihn bald verstehen, ihn schätzen, ihm Vertrauen zuwenden. Das letztere, wohlverdient durch den hohen sittlichen Ernst, mit dem er seinen Beruf auffaßte, erwarb ihm treue Freunde und Gesinnungsgenossen, deren Zahl sich stetig mehrte. Ein Beweis seines belangreichen Wirkens war es, daß die Mainzer Zeitung aus dem engen Bereich eines Localblattes in den Kreis der einflußreichen süddeutschen liberalen Preßorgane eintrat, daß die Zahl der Leser von Quartal zu Quartal ständig zunahm.

„Was Andree in Mainz begonnen, das hat er in gleicher Ueberzeugungstreue als Redacteur der Oberdeutschen, der Kölnischen und der Bremer Zeitung mit edler patriotischer Begeisterung fortgesetzt.

„Es war mir oft geradezu unbegreiflich, wie er in Mainz gearbeitet hat. Der ganze politische Theil der Mainzer Zeitung war, abgesehen von hier und da ihm spärlich zukommenden Einzelbeiträgen, sein alleiniges Werk. Tag für Tag Leitartikel, Umgestaltung der thatsächlichen Mittheilungen anderer Blätter; daneben eine zahlreiche Correspondenzthätigkeit für größere Blätter, als die Augsburger Allgemeine, die Kölnische Zeitung u. s. w. Und bei alle dem für das eigene Blatt nur Verfügung über beschränkte Mittel und manche ärgerliche Schwierigkeit Seitens des Verlegers.

„Mit der aufrichtigsten Ueberzeugung dürfen wir uns sagen, daß mein lieber dahingeschiedener Freund an dem heute für das deutsche Vaterland Erreichten in politischer und socialer Beziehung ehrlich und wirkungsvoll mit allen seinen geistigen Kräften gearbeitet hat und daß er sich dabei, was im öffentlichen Leben so selten, ein unbeflecktes tadellos reines Gewissen bewahrt hat. Darum sei auch seinem öffentlichen Wirken nur ein gesegnetes Andenken geweiht!“ *)

Und diese stramm deutsche Gesinnung, er hat sie sich mit der gleichen Frische bewahrt bis an sein Lebensende, davon geben seine zahlreichen Schriften den Beweis, in denen immer und immer wieder der nationale Gesichtspunkt hervorgehoben wurde. Heute freilich erscheint dieses fast selbstverständlich — Andree aber schrieb und wirkte in diesem Sinne zu einer Zeit, als das öffentliche Leben bei uns noch erstarrt darnieder lag und nationale Gesinnung fast verpönt war. „Das deutsche Vaterland über Alles!“ schrieb er unter sein 1847 in Bremen erschienenes Porträt. Keinem Deutschen kann denn auch die Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich eine tiefere, innigere Freude und Genugthuung bereitet haben, als unserm Andree, der nun den Traum seiner Jugend verwirklicht sah, und häufig hatte er bei den großen Ereignissen des Jahres 1870 die Goethe'schen Worte im Munde: „Was in der Jugend man wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

Nach vierjähriger ehrenvoller und ersprießlicher Wirksamkeit folgte Andree einem Rufe als Redacteur an die zu Karlsruhe erscheinende Oberdeutsche Zeitung. Hier bot sich seiner Beobachtung ein interessantes Feld dar. Die Augen von ganz Deutschland waren damals auf die zweite badische Kammer gerichtet, sie stand als Vorkämpferin der liberalen Sache da und hatte eine nicht geringe Zahl hervorragender Männer in ihrer Mitte. Schon war das ganze Staatsleben in Baden krank, es lagen so viele Widersprüche nebeneinander, die Persönlichkeiten standen sich so schroff gegenüber, es war in der ganzen Situation so viel Schiefes und Halbes, daß klare, besonnen prüfende Köpfe die Ueberzeugung gewannen, eine ruhige Entwickelung des Knäuels sei fast nicht denkbar. Die Oberdeutsche Zeitung nahm es sich heraus, in der feinsten Form unbestreitbare Wahrheiten zu sagen; ihre beiden Redacteure, Giehne und Andree, faßten die Dinge praktisch auf und waren für Illusionen von Rechts und Links unzugänglich. Die Oberdeutsche Zeitung stand auf dem Boden der Verfassung, sie verlangte Maßregeln, durch welche die badischen Zustände consolidirt werden sollten; sie gefiel aber weder dem leitenden Minister noch der Opposition, besonders auch deshalb, weil sie die falsche Stellung der Staatsdiener in den Kammern beleuchtete, mit strenger Logik Consequenzen zog und das eigentlich bürgerliche Element, nicht einen parlamentarischen Bureaukratismus, in den Kammern einflußreich sehen wollte. Daß in der Oberdeutschen Zeitung die Interessen der deutschen Industrie mit großem Talent und völliger Sachkenntniß vertreten wurden, ist auch von ihren Gegnern anerkannt worden. Ueberhaupt hat man späterhin diesem Blatt, das in staatsmännischen Kreisen gleich von Anfang an nicht ohne Gewicht war, um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, da die Folgezeit mit ihren Ereignissen die Auffassung seiner Redaction als die richtige erwiesen hat.

Andree fand in Karlsruhe Gelegenheit, das System der damaligen Regierung, wie die Taktik der Opposition und des Ministeriums gründlich kennen zu lernen. Er war der Erste, welcher in einer Reihe von Aufsätzen über badische Verhältnisse in der Kölnischen Zeitung die Unhaltbarkeit aller dieser Zustände darlegte. Diese zu jener Zeit vielbesprochenen und bekämpften Artikel, über deren Verfasser mannigfache Muthmaßungen aufgestellt wurden, haben, man kann sagen buchstäblich, schon 1843 vorgezeichnet, wohin die geschraubten badischen Verhältnisse endlich führen würden, und der Scharfblick des ruhig erwägenden Publicisten, der sich keiner Illusion hingab, hat Recht behalten. Sie hatten zur Folge, daß Andree 1843 eine Berufung nach Köln erhielt, um dort die Stelle eines ersten Redacteurs des größten rheinischen Blatts zu übernehmen.

Bevor er nach der rheinischen Metropole abreiste, spielt eine bemerkenswerthe Episode in sein Leben hinein. Die Oberdeutsche Zeitung war Eigenthum des Herrn Moritz von Haber, eines geborenen Karlsruhers, der, nach langer Abwesenheit in fremden Landen in seiner Vaterstadt in den höchsten Kreisen mit Auszeichnung und Wohlwollen empfangen, eine Stellung einnahm, die Manchen nicht genehm war, weil sie mit verschiedenen Plänen sich nicht in Einklang bringen ließ. Nach und nach zeigte sich gegen Herrn von Haber in einzelnen Kreisen eine Feindseligkeit, die alles Maß und jeden Anstand überschritt und den Beweis lieferte, wie blinder Haß und Intrigue jedes Gefühl auch der allergewöhnlichsten Schicklichkeit abhanden kommen lassen. Man weiß, zu welcher Katastrophe im Sommer

*) Ganz ähnlich urtheilte Berthold Auerbach, der ihm von Tübingen her eng befreundet war, als er Andree's Hinscheiden vernahm: „Wenn der Wein im Glase ist, wer denkt da noch der Mühe des Weinbauern und der sorgenschweren Witterungswechsel? Das beste Wachsthum der Rheinlande, der neue feste vaterländische Geist ist von Andree gepflegt, gehegt und gegen die Unbill der bösen Zeit und des elenden Kleinstaatenthums geschützt worden in unabläßiger Arbeit. Solche Arbeit erscheint nicht in sichtbaren Denkmalen, sie ist eben eingemauert in den großen Bau. Ich denke aus Tausenderlei heraus an jene Neujahrsnacht, da Alles sich in privaten Wünschen um Mitternacht erging, da erhob sich Andree, und ich höre noch seine mächtige Stimme, wie er erklärte, daß jetzt wieder in dieser Stunde eine deutsche Zollschranke falle und ein weiterer Schritt zur Einheit Deutschlands gethan sei. Das ist nur ein Einzelnes — aber es ist eben aus seiner Vaterlandsseele.“

1843 diese Haber'sche Angelegenheit führte (Demolirung des Haber'schen Hauses durch den Pöbel), bei welcher es übrigens darauf abgesehen war, in weit höhere Sphären tödtliche Streiche zu versetzen. Jene Karlsruher Katastrophe zeigte auf das Deutlichste, wie anarchisch die Dinge waren. Andree war mit Herrn von Haber gut bekannt, aber keineswegs speciell befreundet. Als er diesen Mann gehetzt sah wie ein Wild, preisgegeben den demoralisirten Behörden, die der Meuterei hätten steuern müssen, und verlassen von allen seinen Freunden, von welchen in den Tagen der Noth auch nicht einer hülfreich war, ging Andree zu ihm, erklärte, daß er ihn für einen auf unwürdige Weise Gekränkten halte und seinerseits Alles aufbieten wolle, ihm zu seinem Rechte und zur Genugthuung zu verhelfen. Und dieses Versprechen hat er getreulich und uneigennützig erfüllt. Er klärte das von Haber's Gegnern planmäßig getäuschte Publicum binnen Kurzem über die wahre Sachlage auf, wirkte dem schwer Verfolgten ein Asyl in Mainz aus, machte ihn mit seinen dortigen Freunden bekannt, verschaffte ihm einen Secundanten und einen tüchtigen Rechtsbeistand, half schlau angelegte Pläne vereiteln und vertheidigte ihn in der Presse so wirksam, daß die Intrigue in ihrer vollen Nacktheit bloßgelegt und die Verfolger Herrn von Haber die allerbündigste Ehrenerklärung geben, sich selber aber damit das Zeugniß ausstellen mußten, daß alle ihre Behauptungen auf ersonnener Unwahrheit beruhten. Bekanntlich wurde ein Hauptwerkzeug der Intrigue, ein Herr von Sarachaga-Uria, von Haber bei Worms im Zweikampf erschossen. Das war jenes „Gottesurtheil", welches die Gegner hervorgerufen hatten *).

An der Spitze des bedeutendsten rheinischen Blattes stehend, mit dessen Eigenthümer, Joseph Dumont, eng befreundet, hätte Andree hier eine segensreiche Thätigkeit entwickeln können, hätten nicht katholische Einflüsse und die unberechenbare Censur ihn vielfach lahm gelegt, so daß er bald sich wieder von Köln fortsehnte. Bemerkenswerth sind die Beziehungen, welche er in Köln mit den Leitern der flamischen Bewegung, mit Conscience, De Laet Vleeschhouwer ꝛc., anknüpfte, deren Bestrebungen gegenüber dem französischen Elemente er eifrig unterstützte, wenn er, der plattdeutsche Mann, sich auch nie verhehlte, daß die Flamingen nur eine gedeihliche Zukunft im Anschlusse an die hochdeutsche Sprache haben könnten. Verschiedene Anerbietungen nach Süddeutschland zu kommen lehnte Andree ab und folgte 1846 einer Berufung nach Bremen, hauptsächlich wohl um den Seehandel und die transatlantischen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, nachdem er manches Jahr am Rhein den industriellen Beziehungen so ununterbrochene Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Schon damals waren seine Ansichten und Urtheile bei den Gewerbetreibenden von nicht geringem Gewicht. In Bremen hat er seit 1846 die amerikanischen Angelegenheiten, den Welthandel und die maritimen Interessen ins Auge gefaßt. Die Bremer Zeitung war unter seiner Leitung ein so reichhaltiges und so musterhaft abgefaßtes Blatt, wie wir deren in Deutschland nur wenige haben. Aber Andree scheint am Ende des allerdings sehr aufreibenden Redigirens gründlich müde geworden zu sein. Nach des Tages Arbeit verkehrte er in Kreisen praktischer Männer, die halben Nächte widmete er den gelehrten Studien, bei denen ihn oft die aufgehende Sonne überraschte. Ueberhaupt war er sein ganzes Leben lang von einem Fleiße beseelt, der diejenigen, welche sein Schaffen sahen, geradezu in Erstaunen versetzte. Es ist erklärlich, daß in einem solchen Manne der Drang lebendig war, sich einer zersplitternden Thätigkeit zu entziehen und mit größeren zusammenhängenden Arbeiten sich zu beschäftigen. Er war eben daran, seine reichhaltigen geographischen und historischen Vorarbeiten zu sichten, als die Februarrevolution ausbrach und auch im deutschen Norden die Gemüther so heftig erregte, daß für einen Publicisten, der so lange Jahre inmitten der Politik und der praktischen Gewerbs- und Handelsinteressen gestanden hatte, jene Ruhe und Muße nicht zu finden war, nach welcher er so lange sich gesehnt. Noch einmal wurde er Redacteur und zwar (1848 bis 1852) in seiner Vaterstadt Braunschweig, wo er die von Eduard Vieweg begründete „Deutsche Reichs-Zeitung" im durchaus gemäßigten Sinne leitete.

Die deutsche Bewegung erfuhr jenen Rückschlag, welchen Andree voraus sah und verkündete, als man Monate lang über Grundrechte debattirte, statt zu rechter Zeit, gemeinschaftlich mit den Regierungen, binnen kurzer Frist über eine deutsche Verfassung sich zu einigen, was bis Ende Mai 1848 allerdings im Bereiche der Möglichkeit gelegen hatte. Andree schrieb dann, unbetheiligt an aller Politik, sein Buch über Nordamerika *). Es hat nach kurzer Zeit die zweite Auflage erlebt und so allgemeine Anerkennung gefunden, daß alle weiteren Bemerkungen überflüssig wären. Interessant ist aber, daß bei den vielen Besprechungen, welche das ausgezeichnete Buch in Amerika selbst erfuhr, manche amerikanische Kritiker annahmen, der Verfasser sei jahrelang im Lande selbst gereist und habe dasselbe beobachtet. Sie stellten die Auffassung Andree's, namentlich für englische Reisende, als ein Muster zur Nachahmung hin.

Wenn auch in dem Vierteljahrhundert, welches seit der Veröffentlichung dieses Werkes verflossen ist, gar vieles in den Vereinigten Staaten sich geändert hat und das Buch dadurch theilweise veraltete, so sind doch viele Capitel desselben auch heute noch geradezu classisch zu nennen, wohin wir namentlich jene geschichtlichen Inhalts und den ethnographischen Theil rechnen. Das Buch, seinem Freunde Hermann E. Ludewig in Neuyork gewidmet, der einer der ausgezeichnetsten Kenner der Indianersprachen war, ist noch voller Bewunderung für amerikanische Zustände, die während der schwülen Reactionsperiode in Deutschland das Ideal so vieler Patrioten waren. „Es liegt," schrieb Andree in der Vorrede, „gegenüber den welken und faulen Zuständen der Alten Welt unendlich viel Erhebendes und Tröstliches im Hinblicke auf den Norden Amerikas, wo sich ein neues Leben in wunderbarer Kraft und üppiger Frische entfaltet." Seit jener Zeit hat Andree die nordamerikanischen Verhältnisse nicht mehr aus den Augen gelassen und sie mit einer Sorgfalt studirt, die ihn zum völligen Beherrscher der geringsten auf das politische Leben der Vereinigten Staaten bezüglichen Einzelheiten machten, so daß sehr häufig Amerikaner über die Fülle seiner Kenntnisse in das größte Erstaunen geriethen, wenn er mit ihnen über ihre Heimath sprach. Die Ansichten freilich, welche er 1851 in seinem Buche über Nordamerika entwickelte, erfuhren allgemach und namentlich seit dem Bürgerkriege eine gründliche Umwandelung. Er trat offen auf die Seite der in ihrem Rechte verletzten Südstaaten, die er aus tiefster Ueberzeugung in der deutschen Presse fast allein vertheidigte, er kennzeichnete im Voraus den sittlichen Verfall, der in den politischen und socialen Verhältnissen der Union sich anbahnte und deckte die zahlreichen Krebsschäden im staatlichen, finanziellen und gesell-

*) Die damaligen öffentlichen Zustände in Baden erscheinen im Lichte der Haber'schen Sache höchst jämmerlich. Die „Verhandlungen der Strafkammer des hessischen Kreisgerichts zu Alzey vom 8. und 9. März 1844 gegen Moritz von Haber, Duell betreffend" (Frankfurt a. M., Carl Jügel 1844) sind ein interessanter Beitrag zur deutschen Cultur- und Hofgeschichte der vierziger Jahre.

*) Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen. Mit besonderer Berücksichtigung der Eingeborenen und der indianischen Alterthümer. Braunschweig. Westermann 1851. 810 S.

schaftlichen Leben der Angloamerikaner in zahlreichen Aufsätzen seines „Globus“ unnachsichtig auf. Als eine Fortsetzung seines Werkes über Amerika ist die Zeitschrift „Das Westland“ zu betrachten, ein „Magazin zur Kunde amerikanischer Verhältnisse“, welches er 1851 bis 1853 (4 Bände) in Bremen herausgab und in welchem ein wahrer Schatz werthvoller Abhandlungen über den ganzen amerikanischen Continent niedergelegt ist. Andree ging bei der Herausgabe dieser Zeitschrift von dem Gedanken aus, daß die vielfachen Beziehungen, welche Deutschland und Amerika verknüpfen, ein besonderes Journal zur gründlichen Erörterung der Verhältnisse der Neuen Welt wohl rechtfertigten. Die Auswanderung, die Geschichte, die Alterthümer und Völkerkunde Amerikas wurden hier in volksfaßlicher Darstellung erörtert und den Reisen wie den großen politischen Vorgängen rege Aufmerksamkeit zugewandt.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

X. Die Akka.

Mit einer Kupfertafel.

Schon als Schweinfurth noch in Gesellschaft seiner nubischen Gefährten auf dem obern Nil südwärts schwamm, hatte er häufig den Gesprächen derselben gelauscht und manchmal von einem Zwergvolke erzählen gehört, das im Süden der Niam-niam wohne. Drei Fuß sollte höchstens ihre Körpergröße betragen, ein langer, weißer Bart ihr Gesicht schmücken, wie das der deutschen Kobolde. Mit guten Lanzen bewaffnet sollten sie den Elephanten unter den Leib schlüpfen und ihn durch Stiche in den Bauch leicht tödten; den Händlern verkauften sie viel Elfenbein, und Schebberdigintu, d. h. Leute

Abd-es-Sammat bringt einen Akka herbei.

mit spannenlangem Barte, wurden sie genannt. Je weiter unser Reisender gegen Süden vordrang, um so häufiger stieß er auf Männer, welche ihm jene Naturwunder als Augenzeugen beschrieben, wie dieselben bei den wilden Königen als Hofnarren gehalten würden, freilich ohne ihn dadurch von mehr zu überzeugen, als daß es vereinzelt vorkommende pathologische Erscheinungen seien, wie sie im Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein auch an europäischen Höfen vielfach vorkamen. Schweinfurth gedachte zwar sofort der Erzählungen der griechischen Autoren, welche vom Vater

Homer an bis auf den der Augusteischen Zeit angehörenden Geographen Strabon von kleinen, in Innerafrika lebenden Menschen oder Pygmäen (d. h. Faustlhohe) zu berichten wissen. Daß aber in ihren vielfach mit fabelhafter Ausschmückung verbrämten Berichten ein Kern von Wahrheit liege, daß es wirklich eine ganze Reihe von Volksstämmen gäbe, deren durchschnittliche Körpergröße weit unter das mittlere Maß der bekannten Bewohner von Afrika heruntergeht, davon sollte er sich erst bei König Munsa durch den Augenschein überzeugen.

Er hatte dort schon mehrere Tage zugebracht, ohne die vielbesprochenen Zwerge zu Gesicht bekommen zu haben; nur seine Leute hatten sie gesehen, ohne sie indeß dem Forscher vorzuführen. Denn „sie fürchten sich", hieß es. Da erscholl eines Vormittags lauter Jubel durch das Lager; Abd-es-Sammat hatte die kleinen Leute beim Könige überrascht und schleppte nun trotz alles Sträubens ein seltsames Männlein vor das Zelt des Reisenden. Dasselbe hockte auf seiner rechten Schulter, hielt ängstlich seines Trägers Kopf umklammert und warf scheue Blicke nach allen Seiten. Es war nicht leicht und nur durch rasch hervorgekramte Geschenke zu erreichen, den kleinen Besuch zum Sitzen zu bringen und ihm mit Hülfe von Munsa's Hofdolmetsch Muth und Zutrauen einzuflößen. Was im Laufe von zwei Stunden geschehen konnte, das geschah nun von Schweinfurth's Seite: er wurde gemessen, porträtirt, gefüttert, beschenkt und bis zur Erschöpfung ausgefragt.

Der Akka Nsewuë.

Sein Name war Adimoku und er war das Haupt einer Familie, welche durch Munsa etwa eine halbe Stunde von der Residenz entfernt angesiedelt worden war. Denn dieser, welcher einen Theil des Volkes, das sich selbst „Akka" nennt, beherrschte, liebte es, die Pracht seiner Hofhaltung durch Repräsentanten aller erreichbaren Naturmerkwürdigkeiten zu erhöhen.

Acht Namen von Akka-Stämmen, die im Süden des Monbuttu-Landes, etwa zwischen 1^0 und 2^0 nördl. Br., wohnen, zählte ihm Adimoku auf, auch die Namen von einigen ihrer Könige; als aber der Reisende nach den von anderen Forschern erkundeten Zwergvölkern Innerafrikas, nach Kenkob und Betsan u. s. w. fragte, riß dem Besuche die Geduld, und er sprang auf, zum Zelte hinaus. Aber dort wurde er durch die sich drängenden Schaaren der neugierigen Nubier und Bongoträger aufgehalten und wohl oder übel mußte er sich dazu verstehen, einige Waffentänze zum Besten zu geben. Wie die Monbuttu gekleidet und bewaffnet erregte er bei seiner Kleinheit ($1^1/_2$ Meter maß er nur), bei seinem großen Hängebauch und seinen kurzen, dürren Säbelbeinen eine grenzenlose Heiterkeit, als er mit unglaublicher Sprungkraft, Gewandtheit und Lebhaftigkeit des Gesichtsausdrucks seine Tänze aufführte. Reich beschenkt trat er endlich den Rückweg an und schon folgenden Tages reizte sein Beispiel seine Landsleute, den Fremden aufzusuchen, der einmal mehrere Hunderte von Akka-Kriegern zugleich — wenn auch nur flüchtig — zu sehen so glücklich war. Munsa schenkte ihm sogar ein fünfzehnjähriges Individuum dieser Race, den hierneben abgebildeten Nsewuë, welcher leider auf der Heimreise in Berber in Folge einer schrankenlosen Unmäßigkeit das Zeitliche segnete, vorher aber dem Reisenden Gelegenheit genug bot, seine Eigenthümlichkeiten zu studiren.

Die Akka scheinen eines jener Zwergvölker zu sein, welche, mit allen Anzeichen einer Urrace ausgestattet, sich längs des Aequators quer durch Afrika erstrecken, und über welche uns eine Reihe von Erkundigungen und die Berichte von zwei Augenzeugen, du Chaillu und A. Bastian, vorliegen *). Fast alle Angaben stimmen darin überein, daß diese Völker nicht eigentliche Zwerge oder verkümmerte Individuen seien, sondern sich nur durch die im Durchschnitt geringere Körpergröße sowie durch einen röthlichern oder hellern Ton der Hautfarbe von den umwohnenden Stämmen unterscheiden. Hierher gehören die Obongo du Chaillu's oder Babongo Bastian's an der Westküste; weiter landeinwärts die von Koelle erkundeten Kenkob und Betsan am großen Libasee weit im Süden von Bagirmi, dann die Schweinfurth'schen Akka, weiterhin halbwegs zwischen dem obern Nil und der Ostküste die Berikimo und nördlich von ihnen die Doko, alles kleingestaltete Stämme im Norden und Süden des Aequators, die vom Atlantischen bis zum Indischen Ocean reichen, eine Kette von unsteten und ihrer völligen Auflösung entgegengehenden Völkerresten von unvollkommenster Racenbeschaffenheit, Reste einer im Aussterben begriffenen Urbevölkerung, den Buschmännern Südafrikas ähnlich. Alle diese Völker scheinen racelich zusammenzugehören; G. Fritsch, welcher die Buschmänner so eingehend studirte, stimmt darin mit Schweinfurth, dem Kenner der Akkas, überein **).

*) Eine Zusammenstellung derselben siehe in Schweinfurth's „Im Herzen von Afrika II, S. 142 ff." und in den „Mittheilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt" 1871, S. 139 ff. Ueber Bastian's Bericht siehe „Globus" XXV, S. 380. Ueber die Miani'schen nach Europa gelangten Akka siehe „Globus" XXVI, S. 27.

**) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika II, S. 147. „Fritsch, dem wir ein mustergültiges Werk über die eingeborenen Völker Südafrikas verdanken, machte mich zuerst auf die große Aehnlichkeit aufmerksam, welche meine Akkabilder mit dem Typus der Buschmänner verriethen."

Nach Fritsch ist die Durchschnittsgröße der echten Buschmänner 1,44 Meter; die beiden Akka-Individuen, welche Schweinfurth gemessen hat, waren 1,235 und 1,34 Meter hoch und nie hat er einen solchen über 1,5 Meter gesehen. Ihre Farbe, der von schwach gebranntem Kaffee gleichend, ist genau diejenige der Buschmänner. Ihr Haupthaar ist schwach entwickelt; sie tragen zwar den langen Strohhut der Monbuttu, aber auch ihren mächtigen Chignon nachzuahmen verbietet ihnen ihre kurze, braune Kopfwolle. Bartwuchs fehlt, wie bei den Buschmännern, gänzlich, so daß der Reisende meint, die von den Nubiern ihm geschilderten, langbärtigen Zwerge müßten wohl keine Akka sein. Die auffallendsten Merkmale derselben sind ein verhältnißmäßig großer Kopf, der sich auf einem schwächlichen und dünnen Halse hin und her wiegt, große Abweichungen in der Schulterpartie von der gewöhnlichen Bildung anderer Negervölker, ein auffälliges Ueberwiegen der Länge des Oberkörpers in Verbindung mit langen Armen, ein nach oben zu plötzlich und flach verengter Brustkorb, dessen untere Apertur sich übermäßig erweitert, um einem Hängebauche (dem sogenannten „Armoed-Penz" der Buschmänner) als Halt zu dienen, welcher selbst bejahrten Individuen das Aussehen arabischer und ägyptischer Kinder verleiht. In Folge des letztern Merkmals haben fast alle Akka eine außerordentlich starke, fast C-förmige Ausschweifung der hintern Körpercontour. Fast alle diese Eigenschaften sind nach Fritsch auch an den Buschmännern *) aufs Deutlichste zu finden. Dazu kommen eckig vorragende Gelenke, plumpe, großscheibige Knie, einwärts gekehrte Füße und ein watschelnder, wackelnder Gang, aber Hände von einer bewunderungswürdigen Zierlichkeit. Die größte Eigenthümlichkeit dieses Volkes liegt jedoch im Bau des Schädels: ein hoher Grad von Prognathie, schnauzenartiges Vorspringen der Kiefer, schwache Kinnprominenz, eine breite, kugelähnliche Schädelwölbung und tiefe Einsenkung der Nasenbasis. Es sind das dieselben Merkmale, welche die Buschmänner von den Hottentoten unterscheiden; einer solchen Uebereinstimmung gegenüber erscheinen die physiognomischen Abweichungen der Akka vom Buschmannstypus geringfügig. Die größte ist, daß die Buschmänner kleine, zusammengekniffene Augen, die Akka aber große, breitgespaltene und offene besitzen, eine Abweichung, welche Schweinfurth auf den Einfluß der Lebensweise und auf klimatische Ursachen zurückzuführen geneigt ist. Dagegen haben beide Stämme die auffallend große Ohrmuschel — ein Körpertheil, welcher bei der Negerrace im Allgemeinen sehr zierlich und regelmäßig gestaltet ist —, die weit vorragenden Lippen mit spaltartigen, nicht aufgeworfenen Rändern, den wechselvollen Ausdruck des Mienenspiels gemein.

Die Akka, ein vollendetes Jägervolk, sind an Sinnenschärfe, an schlauer und wohlberechneter Geschicklichkeit und Beweglichkeit den Monbuttu weit überlegen, aber auch an Bosheit und Grausamkeit. Sie haben eine wahrhaft teuflische Erfindungsgabe, Fallen zu stellen und dem Wilde Schlingen zu legen, und nichts machte dem jungen Nsewuë mehr Vergnügen, als Thiere zu quälen, Hunde mit Pfeilen zu schießen u. s. w.

Ihr einziges Hausthier ist das Huhn und es ist merkwürdig, daß ein Mosaik aus Pompeji, welches Schweinfurth im Nationalmuseum zu Neapel sah, die Pygmäen darstellt, umgeben von ihren Häuschen und Hüttchen, alles voll Hühner! So unwahrscheinlich wäre es demnach nicht, daß die Alten genauere Kunde von dem afrikanischen Zwergvolke gehabt hätten.

Während die Buschmänner von allen ihren Nachbarn als gemeinschädliche Unholde bitter gehaßt und verfolgt werden, fiel den Akka ein besseres Loos. König Munsa hat sie unter seine besondere Obhut genommen und versieht sie, wenigstens die in seiner Nähe angesiedelten, mit Speise und Trank (Bier und Bananenwein), wofür ihm diese Kochsalz als Tribut liefern, das im ganzen Gebiete des Bahr-el-Ghasal und bei den Niam-niam und Monbuttu nicht vorkommt, und den bequemeren Monbuttu bei der Jagd die wichtigsten Dienste leisten.

Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas (aus dessen Atlas wir, Dank der Freundlichkeit des Verlegers, Herrn Hirt, unserer Nummer ein Blatt mit Buschmännertypen beilegen können), S. 403, Anm. 2: „Nachrichten, welche Schweinfurth von seiner Reise in die Niam-niam-Länder mitbringt, erscheinen von ganz besonderer Wichtigkeit für die Frage über nördliche Verwandte der Buschmänner. — Seine Beschreibungen der Akka sowie mitgebrachte Porträts derselben erinnerten mich so lebhaft an die Buschmänner, daß ich gegründete Hoffnung habe, es sei in denselben ein neuer Rest dieser Ureinwohner des südafrikanischen Continents gefunden."

*) Vergl. über dieselben die von G. Fritsch häufig angezogenen und gelobten Aufsätze von Theophilus Hahn im „Globus" Bd. XVIII, S. 65, 81, 102, 120, 140 u. 153.

Peruanische Alterthümer.

I.

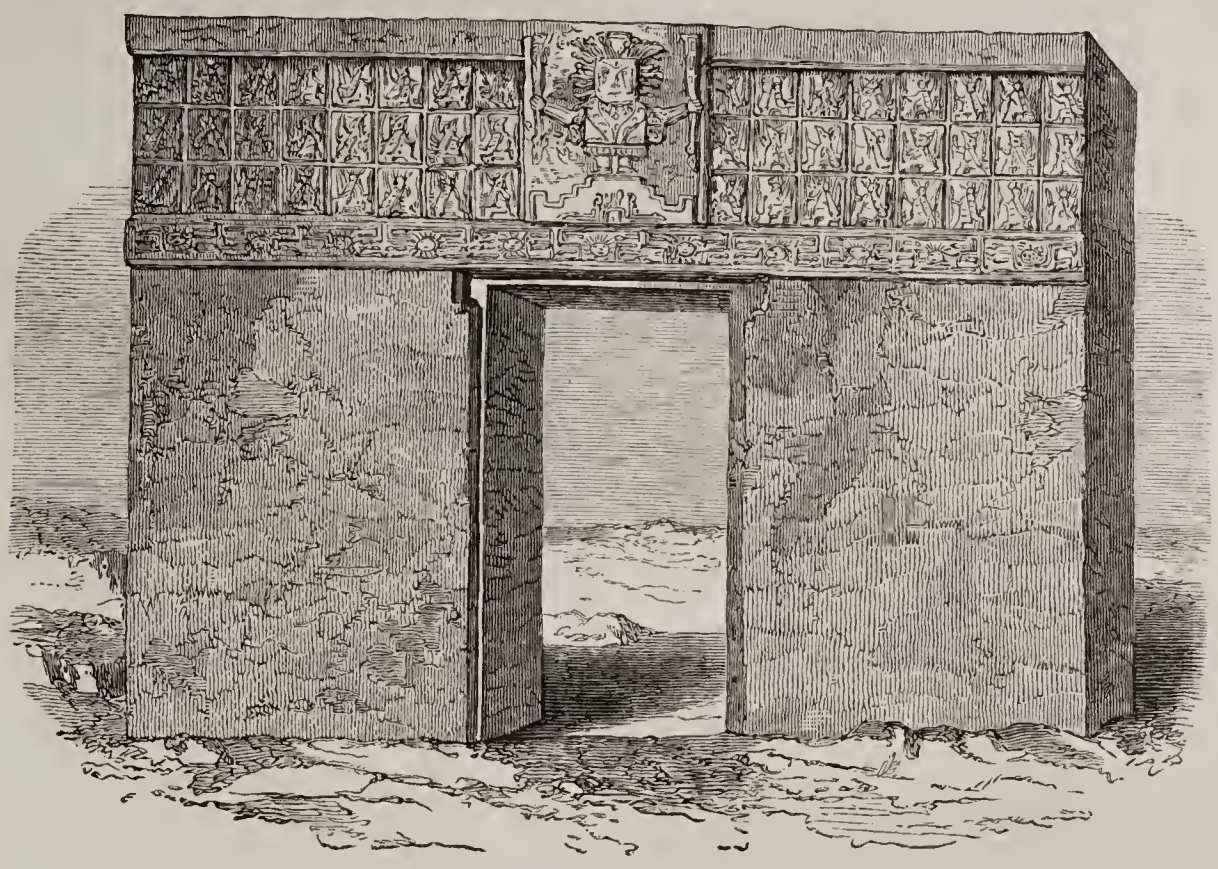
Wenn auch nicht abgeschlossen, so schien doch die peruanische Alterthumskunde in ihren wesentlichen Grundzügen gesichert. Von Ondegardo (1550) bis Rivero und Tschudi und Mariano Felipe Paz Soldan, der 1868 schrieb, stimmten alle Schriftsteller darin überein, daß die alten Culturreste, die Ueberbleibsel der Prachtbauten, die Gold- und Thongeräthe, die in Peru gefunden werden, Werke der Incas seien. Die Geschichte Perus spielt sich ab zwischen Manco Capac, dem ersten sagenhaften Inca, und dem letzten von den Spaniern gestürzten, Atahualpa. Nun kommt Thomas J. Hutchinson, der bekannte westafrikanische Reisende, zuletzt britischer Consul in Callao, und sucht die alte Anschauung über den Haufen zu werfen, indem er zu beweisen versucht, die erhaltenen peruanischen Alterthümer seien vorincaisch *). Wir wollen es versuchen seine Ansichten im Zusammenhange mit den bisher geltenden vorzutragen.

Wie sich gegenwärtig die südamerikanischen Indianer in physiognomisch scharf begrenzte Stämme trennen, so schieden sich in früheren Zeiten auch die Peruaner des Gebirges und der Küste in bestimmte Racen; aber durch die immer weiter sich ausdehnenden Kriegszüge der Incas wurden sie allmälig mit einander verschmolzen. Die Incas befolgten nämlich das System, die Nationalität der besiegten und unterjochten

*) Two years in Peru; with explorations of its antiquities. 2 Vols, London 1874, und Anthropology of prehistoric Peru im Journal of the anthropological institute, April 1875, S. 438.

Nationen ganz zu verwischen, um schneller und sicherer ihrer völligen Unterwerfung sicher zu sein; sie hoben daher den Kern der Stämme aus, um ihn ihren Heeren einzuverleiben, schickten neue Ansiedler in die eroberten Provinzen und führten dort ihre Sprache, ihre Religion ein. Dadurch gingen allmälig die einst so scharf getrennten Stämme in einander über, so daß schon bei der Ankunft der ersten Spanier, als das Inca-Reich seine größte Ausdehnung erreicht hatte, die verschiedenen Stämme als solche nicht mehr existirten, und wir keine Nachrichten darüber hätten, wenn nicht glücklicherweise die alten Gräber mit ihren Schädeln uns von der Vergangenheit erzählen würden. J. J. von Tschudi hat sich während seiner ersten Reise in Peru (1838 bis 1842) sehr viel Mühe gegeben, über die anthropologischen Verhältnisse der Urbewohner Perus klaren Aufschluß zu erhalten; da aber keine Traditionen darüber vorhanden sind, so mußte er sich an die Ueberreste halten, die er mühsam aus den ältesten Gräbern hervorscharrte, und die dort gefundenen Schädel gaben ihm sicherere Thatsachen an, als es Geschichte und Ueberlieferungen vermocht hätten *). Nach Tschudi's Untersuchungen war Peru in frühester Zeit von drei großen in ihrer Schädelbildung sehr verschiedenen Stämmen bewohnt. Die heutige Craniologie würde in der Charakteristik dieser Schädel allerdings eine andere Bezeichnungsweise als die veraltete, von Tschudi angewandte, gebrauchen, indessen ist seine Beschreibung der Schädel immer noch bezeichnend genug, um die Unterschiede scharf erkennen zu lassen.

Der erste Stamm nahm die ganze Küstenregion zwischen dem Despoblado de Tumbez und der ausgedehnten Wüste Atacama ein und erstreckte sich landeinwärts bis an den Fuß der Cordillere. Die Schädel dieser Race haben die Form einer abgestumpften Pyramide mit nach oben gerichteter Basis; ihr gerader Durchmesser verhält sich zum queren wie 1 : 1, der Camper'sche Gesichtswinkel beträgt 77°, die Neigung des Schuppentheils des Hinterhauptbeins zum Horizonte ist 82°; die Neigung des Stirnbeins zum geraden Durchmesser ist 68°. Von diesen Schädeln kommen Varietäten und künstliche Deformationen vor. Die verschiedenen



Monolith-Portal bei Tiahuanaco, Ostseite (restaurirt). Nach Rivero und Tschudi.

Abplattungen sind indessen nur Familienauszeichnungen, denn in jedem Grabe kommt nur eine Art vor, während zuweilen kaum ein paar hundert Schritte weiter in einem andern Grabe anders abgeflachte Schädel sich finden. Tschudi nennt diese Race den Stamm der Chinchas oder Yungas; seine Sprache war die Yunga. Unvermischt kommt dieser Stamm gegenwärtig noch in einigen Thälern der Provinz Yauyos und in mehreren Dörfern der Küste vor.

Der zweite Stamm bewohnte das Hochland von Mittelperu, besonders die Departements von Junin und Ayacucho. Die Schädel haben die Form eines schiefen Kegels, dessen vordere Fläche bedeutend verlängert ist; sein gerader Durchmesser verhält sich zum queren wie 1 : 1,5; der Camper'sche Gesichtswinkel beträgt 69°, die Neigung des Schuppentheils zum Horizonte 60°, die des Stirnbeins zum geraden Durchmesser nur 23°. Diesen in seiner Schädelbildung so sehr ausgezeichneten Stamm nennt Tschudi Huancas, nach dem wilden Volke, das das jetzige Thal von Jauja bewohnte. Seine Sprache war die Chinchayſuo. Auch er kommt noch unvermischt in einigen Familien des Departements Junin vor.

Der dritte Stamm bewohnte die ausgedehnte peru-bolivianische Hochebene, südlich vom Gebirgsknoten von Asangaro. Die Schädel bilden ein ziemlich regelmäßiges bogenförmiges Gewölbe. Der gerade Durchmesser verhält sich zum queren wie 1 : 1,3; der Camper'sche Gesichtswinkel mißt 68°, die Neigung des Schuppentheils des Hinterhauptbeins zum Horizonte 55°, die des Stirnbeins zum geraden Durchmesser 45°. Dieser Stamm, der der Aymaras, gab der Dynastie der Incas das Dasein, die im Verlaufe von wenigen Jahrhunderten alle übrigen Stämme unter ihr Joch beugte; seine Sprache war die Kechua, in den südlicheren Gegenden die Aymara. In einigen südperuanischen Departements (Puno und Cusco) kommt dieser Stamm noch in seiner ursprünglichen Reinheit vor. Eigenthüm-

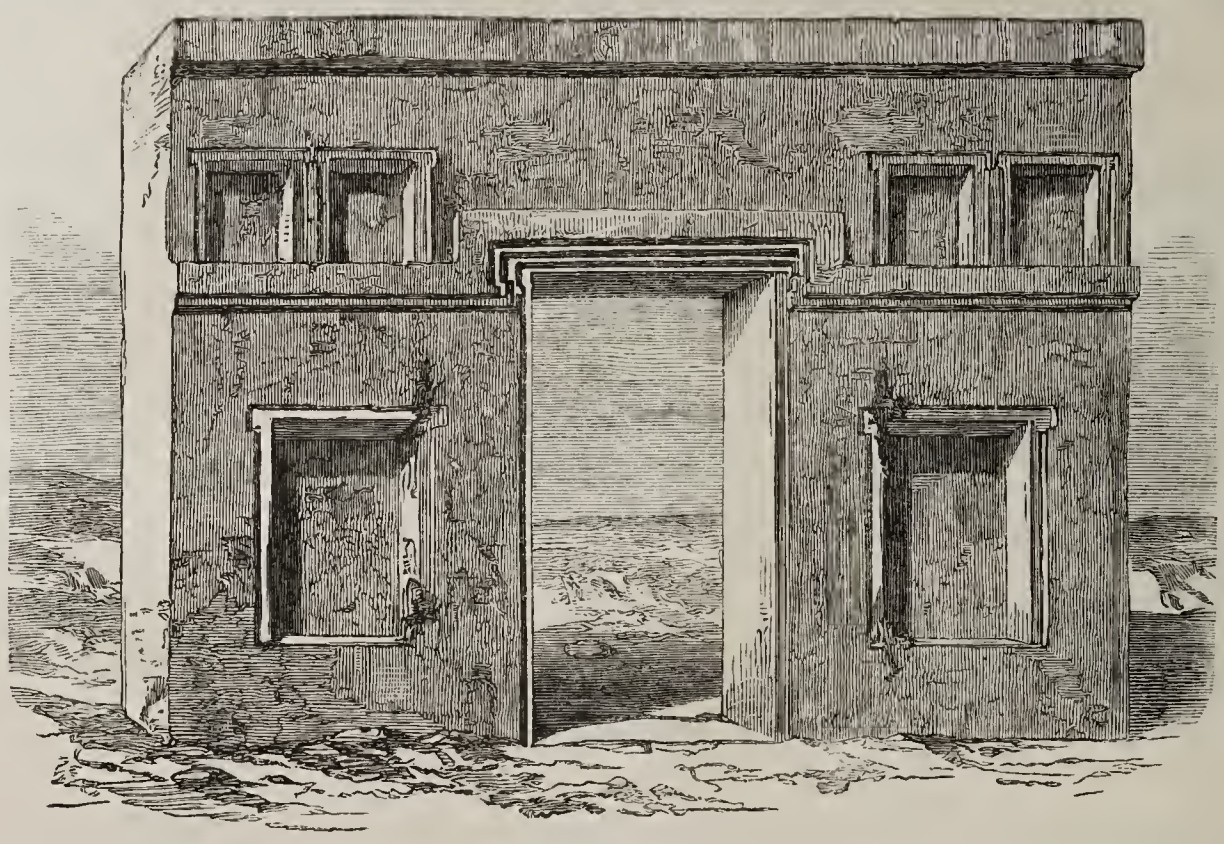
*) Ueber die Urbewohner von Peru. Von Dr. J. J. von Tschudi in Müller's Archiv für Physiologie 1845, S. 98 bis 109. — Peruvian antiquities by Mariano Edward Rivero and John James von Tschudi. Newyork 1853, p. 26—40. (Es ist dies die englische Ausgabe des großen 1851 zu Wien erschienenen spanischen Werkes der genannten Autoren.)

lich ist den Schädeln aller drei Stämme das sogenannte Os Incae.

Die Bevölkerung von Peru hat sich seit der Eroberung durch die Spanier auf eine fast unglaubliche Weise vermindert. Wenn man die Beschreibung der Kriegsheere liest, die den Incas zu Gebote standen, wie sie ein Xeres, Gomorra, Garcilaso und die übrigen älteren Historiographen schildern, oder wenn man die Ruinen der Riesenbauwerke und die der zahllosen Städte und Dörfer, die sich durch ganz Peru erstrecken, betrachtet, so begreift man kaum, wie es möglich war, daß sich das Land im Zeitlaufe von drei Jahrhunderten so sehr entvölkerte. Während es zur Zeit der Eroberung noch ein Leichtes gewesen sein soll, eine Armee von 300,000 Mann aufzustellen und noch ein anderes eben so großes Reserveheer zu bilden, kann die heutige peruanische Regierung bei aller Anstrengung kaum 10,000 Soldaten versammeln, und ganz Peru zählt nur $2^1/_2$ Millionen Einwohner.

Wie sich die Urbewohner von Peru durch die Schädelbildung unterschieden, so waren sie auch sprachlich getrennt. Um Cuzco wurde das Kechua (Quichua) gesprochen, welches am allgemeinsten verbreitet war und daher la lengua general von den Spaniern genannt wurde. In den Hochländern von Mittelperu, bei den Huancas, war die Chinchaysuyo gebräuchlich; die Indianer der ganzen Küste, dem Stamme der Chunchos angehörend, sprachen Yunga, die in dem Theile von Mittelperu, der jetzigen Provinz Yauyos entsprechend, die Kaukui-Sprache; die Gebirgsbewohner des nordöstlichen Peru bis an den Huallaga die Lama (Dialekt der Aymara); die auf dem Hochlande von Quito die Quitena. Der Kechua-Sprache ist ein günstigeres Loos zu Theil geworden als den Sprachen der anderen unterjochten Nationen; sie wird noch heute so allgemein und mit derselben Reinheit gesprochen wie zur Inca-Zeit, und zwar nicht bloß von armen Indianern, sondern auch von Abkömmlingen der Spanier aller Classen in der Sierra. Indianische Ammen und Dienstboten wirken hier bestimmend auf die Sprache der spanischen Abkömmlinge ein, wie dieses ja auch anderwärts der Fall ist.

Wir sind nun im Allgemeinen über die verschiedenen Stämme orientirt, welche Peru vor der Ankunft der Spanier



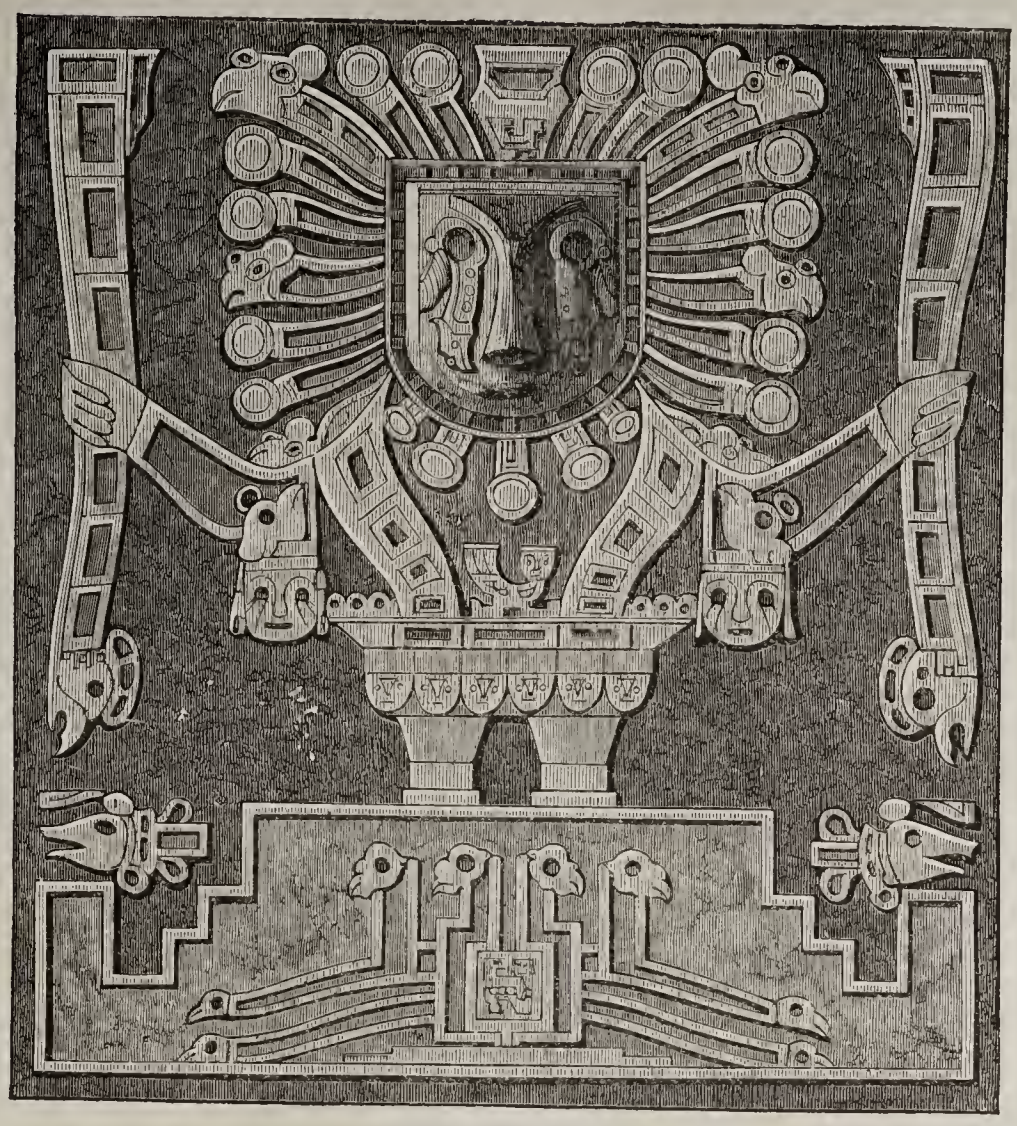
Monolith-Portal von Tiahuanaco, Westseite (restaurirt). Nach Rivero und Tschudi.

bewohnten, und können uns den Alterthümern zuwenden, welche sie hinterließen. Bekannt als die größten und bewunderungswürdigsten Werke sind die mächtigen, mit Steinen ausgelegten Heerstraßen, welche durch das ganze Reich von Cuzco nach Quito führten. Diesen müssen die außerordentlichen Wasserleitungen, durch welche traurige Landwüsten und sterile Berge in fruchtbares Land verwandelt wurden, an die Seite gestellt werden. Nicht weniger Bewunderung als diese für das allgemeine Beste erbauten Riesenwerke verdienen die ungeheueren Paläste, Festungen und Tempel, von denen noch großartige Ueberreste vorhanden sind. Die Mauern dieser Gebäude wurden aus Quadersteinen aufgeführt, die so fein bearbeitet und mit solcher Genauigkeit auf einander gefügt sind, daß die Verbindungsstelle zwischen je zwei Blöcken nicht das Einschieben eines Bogens Papier gestattet. Diese Steine waren von sehr beträchtlicher Größe; man findet solche, die 4 bis 5 Meter lang, $2^1/_2$ bis 3 Meter hoch und eben so breit sind; nicht alle waren viereckig, sie wurden auch polygonisch und sphärisch zugeschnitten, wie dieses die äußerst interessanten Ruinen des Palastes von Limatambo zeigen. Um so mehr aber erregen diese Bauten unsere Bewunderung, als wir wissen, daß sie ohne eiserne Instrumente errichtet wurden.

Um einen Begriff von diesen Bauten zu geben, haben wir nach dem Atlas des Werkes von Rivero und Tschudi die merkwürdige Monolithpforte von Tiahuanaco sammt ihren Einzelheiten in Holzschnitt ausführen lassen. Südöstlich von dem Dorf (12,930 Fuß über dem Meere) erblickt man die berühmten Ruinen. Nach der Sage erhielt es seinen Namen durch den Inca Yupanqui. Ein Chasqui oder Fußbote aus Cuzco hatte hier nämlich eine wichtige Nachricht dem Inca überreicht; erstaunt über die Schnelligkeit des Boten sagte ihm der Monarch Tia Huanaco! (Halt an, Huanaco!), indem er auf die Schnelligkeit dieses Thieres anspielte. Natürlich hat diese Etymologie nicht mehr Werth als ähnliche andere. Es sind zwei künstliche Hügel, auf denen wir die Ruinen finden. Steigt man den ersten, Pumapunca (Löwenthür), hinan, so trifft man große bearbeitete Steinplatten; je höher man hinaufgelangt, desto zahlreicher werden sie und sind gegen die Spitze hin massenhaft auf-

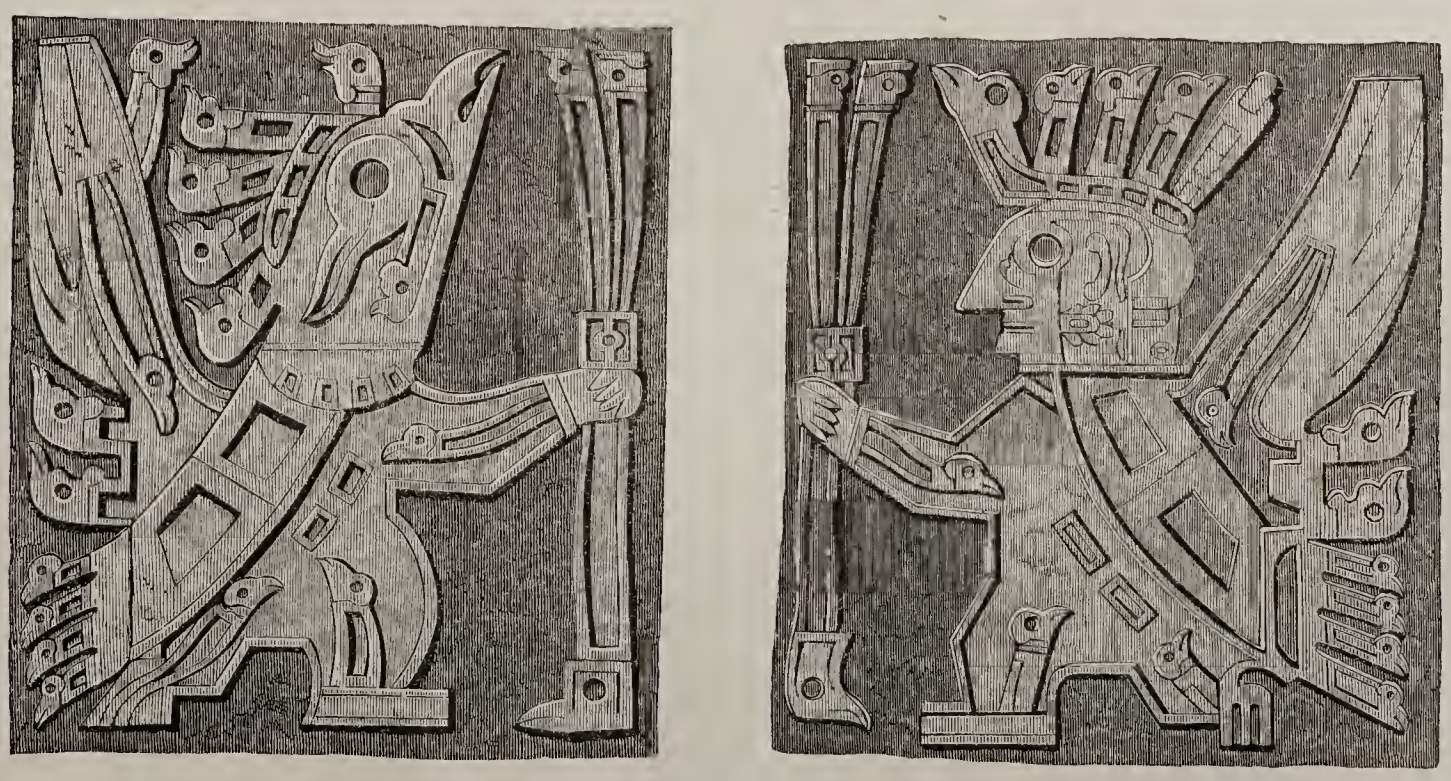
gehäuft und von den verschiedensten Formen; bald viereckig, bald rechteckig, bald kleine, bald große sehr sorgfältig bearbeitete Stücke. Häufig kommen Quadern mit Einschnitten wie für Sitze vor. Außer diesen sind eine Menge von einfachen oder doppelten in Stein gehauenen Rinnen da, kurz eine ungeheuere Masse von vollkommen gut gearbeitetem Material, wie es in den Steinbrüchen nach einem ganz genau ausgearbeiteten Plane behauen wird. Die größte Steinplatte, die Tschudi auf Pumapunca maß, hat 744 Centimeter Länge und 472 Centim. Breite.

Welche Bestimmung mochte wohl dieses riesenhafte Material haben? Ohne irgend positive Anhaltepunkte vermuthet Tschudi, daß es zur Errichtung eines sehr großen Opfertempels hierher gebracht wurde. Die Steine sind Granit und im Cerro de Ckapia bei Zepita gebrochen, dort behauen und erst später nach Tiahuanaco geschafft worden. Die Entfernung beider Punkte betrug 12 Leguas. Auf dem Transporte mußten die Steine über den Rio Desaguadero gesetzt werden. Auf welche Weise geschah nun diese Fortschaffung? Es fehlen uns alle Nachweise darüber; wahrscheinlich fand er auf Walzen statt. Aber welche enorme Menschenmasse und welche Zeit beansprucht dieses Unternehmen. Es erinnert dieses vollständig an die Fortschaffung der ägyptischen Colosse, z. B. der Bildsäule Ramses' II., die wir, von colossalen Menschenmassen gezogen, noch in altägyptischen Abbildungen dargestellt finden.



Weinende Gottheit. Detail vom Monolith-Portal.

Noch mehr als das Fortschaffen dieser gewaltigen Steine setzt uns die vollendete technische Ausführung der Steinmetzarbeit in Erstaunen. Auf welche Weise sie ohne Eisen den harten Granit bearbeiteten, ist noch räthselhaft, am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß die letzte Politur der Steine mit feinem Steinmehl bewerkstelligt wurde. Am meisten reißt uns aber zur Bewunderung hin der einheitliche Plan, nach dem das Material behauen wurde. Der Architekt, von dem der Entwurf zu dem Gebäude aus-

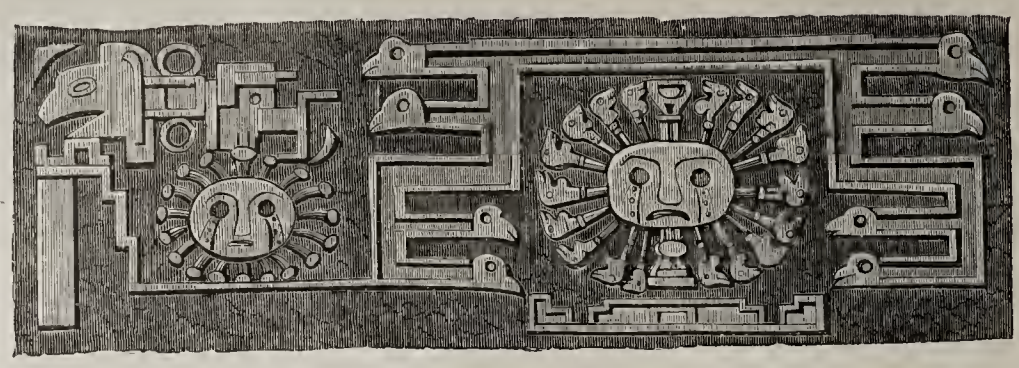


Details vom Monolith-Portal.

ging, muß ein hochbegabter Mann gewesen sein. Er hatte kein Papier, keinen Bleistift, keinen Zirkel, um seine Pläne mit minutiöser Genauigkeit auszuarbeiten, vielleicht hat er sie nur flüchtig mit Pflanzensäften auf Lamahäute entworfen, aber die ganze Gliederung des Baues bis in die geringste Einzelheit mußte stets seinem geistigen Auge vorschweben;

er mußte die Dimensionen und Formen der einzelnen Steine den Arbeitern in den Steinbrüchen selbst angeben, seinen Gehülfen nur durch Worte seine Ideen auseinandersetzen, die ganze Construction klar machen.

Nach der Tradition wurde der Riesenbau durch die Eroberung des jetzigen bolivianischen Hochlandes durch Inca Yupanqui unterbrochen und später nicht mehr fortgesetzt. Die Cultur und Bildung der Bewohner dieser Gegenden war zum mindesten eben so hoch als die der peruanischen Nation unter den Incas. Ein Riesenwerk wie das, dessen Anfänge wir in dem massenhaft angehäuften Material anstaunen, konnte nur durch einen souveränen Willen, der rücksichtslos über ungeheuere Menschenkräfte gebietet, ins Leben gerufen werden. Wer war der Autokrat? Oder sollten allen Traditionen entgegen die Incas die Urheber dieses Werkes sein? Letzteres scheint wenig Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, denn die Steinarbeiten von Tiahuanaco sind in einem von dem peruanischen gänzlich verschiedenen Stil ausgeführt. Die historische Tradition giebt uns keine Auskunft. Wir stehen in Tiahuanaco auf einem Boden voll Räthsel.



Details vom Monolith-Portal.

Der zweite künstliche Hügel, Apacana (leichtes Gewölk) genannt, ist länger und höher als jener von Pumapunca. Seine Abhänge sind gleichfalls mit Quadern bedeckt, die zu einem Riesenbau gehörten. Außerdem ist der Boden mit Millionen von gebrannten Topfscherben übersäet. Es ist nicht anzunehmen, daß es bloß Trümmer von zerschlagenem Kochgeschirr der bei den Bauten beschäftigten Arbeiter waren, noch weniger, daß hier eine Töpferei bestand. Vielleicht standen die Scherben in Verbindung mit einem Opferdienste, bei dem die Opfergefäße zerschlagen wurden. Mitten zwischen beiden Hügeln nun erhebt sich das merkwürdige monolithische Portal. Ueber der Durchgangsöffnung ist auf der vordern oder Ostseite in der Mitte des Gesimses die weinende Gottheit mit dem Strahlenkopfe; unter den Strahlen unterscheidet man vier Schlangen. Auch in jeder Hand hält die Figur eine gekrönte Schlange und neben diesem Hauptbilde sind mehrere Reihen sonderbar schreitender Gestalten, theils mit Menschen-, theils mit Thierköpfen, angebracht, wie unsere Holzstiche zeigen. Auf der Rück- oder Westseite sind im Gesimse auf jeder Seite je zwei viereckige Fächer wie Fenster eingemeißelt und neben dem Durchgange je ein länglich viereckiges Fach. Das Thor hat in der Breite 372, in der Höhe 236 Centimeter, so weit es aus der Erde hervorsteht.

Kopf von Tiahuanaco. Nach Rivero und Tschudi.

In demselben Stile wie die Sculpturen am Monolithportal ist auch der Colossalkopf gehalten, den schon Pedro Cieça de Leon erwähnt und der früher auch hier bei Tiahuanaco lag. Er ist 102 Centimeter lang und über der Stirn 60 Centimeter breit. Im Jahre 1842 wollte ihn Präsident Valivian nach La Paz bringen lassen, vermochte ihn aber nur zwei Leguas weit bis zum Dorfe Llocolloco zu schleppen, wo er, da es an den zum Weiterschaffen nöthigen Transportmitteln fehlte, liegen blieb. (v. Tschudi, Reisen in Südamerika, V, 287.)

Die ganze Gegend von Tiahuanaco ist von unterirdischen Gängen gekreuzt, aus denen die Erde zum Bau der beiden Hügel Pumapunca und Apacana geholt wurde. Diese unterirdischen Baue sind großartige, jetzt theilweise verschüttete Werke, welche den vorhin erwähnten oberirdischen sich ebenbürtig an die Seite stellen.

Schilderungen innerasiatischer Zustände.

Von **Albin Kohn.**

IV.

Den Werth der chinesischen Armee wird folgende charakteristische Schilderung klar machen.

Vor allen Dingen ist jeder chinesische Soldat Opiumraucher und auch die Offiziere huldigen ohne Ausnahme dieser Leidenschaft. Ohne Opium kann sich kein chinesischer Militär auch nur einen Tag behelfen, und man raucht ihn nicht allein in der Caserne und während des Marsches, sondern sogar in dem Augenblicke, wo man sich gegenüber dem

Feinde befindet. Die Folge hiervon ist Erschlaffung, physische und geistige Abgestumpftheit und Unfähigkeit, Strapazen zu ertragen. Dieser eine Umstand würde den Untergang einer Armee nach sich ziehen, wenn ein energischer Gegner ihr gegenüber stände. Doch ist das Opiumrauchen nicht der einzige Mangel der chinesischen Armee. An Disciplin und Uebung ist nicht zu denken; das Ausstellen von Vorposten, das Aussenden von Patrouillen behufs Recognoscirung des Feindes kennt man nicht. Um Nachricht über seine Stellung zu erhalten sendet man Spione aus und nach deren Aussagen richtet man die Operationen ein. Zum Marsche während eines Regens oder sonstigen Unwetters, noch mehr aber während der Nacht, kann ein chinesischer Soldat nur bei Todesstrafe gezwungen werden. Während des Marsches reitet übrigens die Infanterie eben so wie die Cavallerie, häufig aber wird sie auf Wagen weiter befördert. Fußmärsche sind in der chinesischen Armee unerhörte Dinge. Auch seine Waffen trägt der chinesische Soldat während des Marsches nicht bei sich; Flinten und Lanzen werden auf Wagen oder Kameele geladen und besonders transportirt. Die Waffen bestehen übrigens in Säbeln, Luntenflinten oder englischen Gewehren alter Construction. Hin und wieder findet man auch alte englische oder russische Doppelpistolen, welche letzteren wahrscheinlich am Amur erhandelt werden. Der Marsch eines chinesischen Kriegers ist eigentlich nur eine Spazierfahrt.

Kaum ist eine chinesische Heeresabtheilung ins Quartier gekommen, so zerstreut sie sich, um bei den Bewohnern des Ortes zu stehlen und zu rauben. Hühner, Ferkel, Mehl, Heu u. s. w. werden mit Gewalt zusammengeschleppt und man haust im eigenen Lande wie in einer eroberten, von Feinden bewohnten Gegend. Die Offiziere genießen mit den Soldaten die Früchte des Raubes, wenn sie auch nicht direct rauben. Klagen werden nicht angenommen, ja die ruhigen Bewohner wagen sie nicht laut werden zu lassen und sind froh, wenn sie für ihre Person mit heiler Haut davonkommen.

Das Verfahren der chinesischen Armee während des Marsches und in den Standquartieren ist den Bewohnern sehr wohl bekannt und deshalb brechen auch die Mongolen, sobald sie erfahren, daß sich eine Militärabtheilung ihrem Aule nähert, sogleich ihre Jurten ab, um sich einige hundert Kilometer von ihrem frühern Wohnorte niederzulassen, oder sie fliehen mit ihren Herden und ihrer Habe in unzugängliche Gebirgsschluchten.

Eine Folge dieser Art Verproviantirung der Armee ist, daß diese sich beständig auf dem Marsche befindet. Nachdem nämlich der Ort, wo eine Armeeabtheilung in Garnison steht, und seine Umgegend ausgesogen ist, ziehen kleine Abtheilungen in entfernter liegende Gegenden, um zu souragiren, wobei sie sich häufig auf mehrere Tagemärsche vom Standquartiere entfernen. Einen Theil des Raubes erhalten die Offiziere. Doch hiermit begnügen sich diese nicht. Vom Unteroffizier bis hinauf zum Corpscommandeur denkt jeder nur daran, wie er die Staatscasse bestehlen und betrügen kann, und dieses ermöglichen hauptsächlich Desertionen und Sterbefälle; für Deserteure und Verstorbene bezieht der Corpscommandeur noch lange nach ihrem Ausscheiden aus der Armee die vorgeschriebenen Emolumente. Deshalb ist es auch leicht erklärlich, warum die Desertion in der chinesischen Armee ungemein entwickelt ist, und man sagt, daß die 70,000 Mann starke Armee, welche von der Regierung nach dem Hwang-ho gesendet worden ist, thatsächlich kaum 30,000 Mann gezählt hat. In Peking weiß man freilich hiervon nichts; es wird dorthin nicht berichtet, weil man die Verantwortlichkeit fürchtet und die Emolumente für die Fehlenden so lange wie möglich beziehen will.

Die grausamen Strafen, welche hin und wieder gegen Marodeure und Fahnenflüchtige angewendet werden, können der moralischen Verkommenheit der Armee nicht abhelfen. Wenn ein Marodeur todtgeprügelt ist, finden sich gleich zehn andere, und kaum ist ein Deserteur erhängt, so wird auch schon das Verschwinden einer ganzen Masse gemeldet. Die Strenge des Gesetzes ist gegenüber der allgemeinen Verderbniß machtlos.

Charakteristisch ist die unglaubliche Feigheit der Chinesen, auf welche, wie ich nebenbei bemerken will, die vom Gouverneur von Irkutsk im Jahre 1868 an den Baikalsee gesendeten und dort theilweise zur Erbauung des „Weges ums Meer“ (Krugommorskaja doroga) verwendeten Polen ihren Aufstands- und Fluchtversuch bauten, wie mir von Betheiligten erzählt worden ist. Der „Natschalnik legionu wolnych polaków w Syberyi“ (Vorgesetzte der Legion freier Polen in Sibirien) Scharamowitsch hatte, in Erinnerung der großen Siege, welche einige Tausend Engländer und Franzosen über große chinesische Armeen davongetragen haben, seinen mit der Weltlage gänzlich unbekannten Gefährten eingeredet, daß tausend muthige und halbwegs bewaffnete Polen die ganze chinesische Armee vor sich hertreiben und bis Peking kommen würden, ohne auf ernstern Widerstand zu stoßen. Hätte übrigens der Herr Natschalnik, statt mit seiner Würde wie ein Kind zu spielen und in Märschen und Contremärschen die Zeit zu vergeuden, den rechten Augenblick wahrgenommen, sich der im Hafen von Possolsk befindlichen beiden Dampfer bemächtigt, auf denen sich 2000 neue Gewehre und Munition, für die Russen am Amur bestimmt, befanden, und schnell seinen Marsch nach Kjachta ausgeführt, wer weiß, ob nicht wenigstens einige hundert Polen sich mit der chinesischen Armee hätten messen und ihre Kriegstüchtigkeit und ihren Muth auf die Probe stellen können.

Die Taktik einer chinesischen Armee ist sehr einfach; man rechnet, indem man von sich auf den Gegner schließt, auf dessen Einschüchterung. An einen muthigen, gleichzeitigen Angriff wird nicht gedacht. Die Armee wird in einem großen Halbkreise aufgestellt, um den Feind zu umringen, und nun beginnt das Schießen aus einer Entfernung, welche häufig die Tragweite der chinesischen Waffen um das Zehnfache übersteigt. Nach jedem Schusse wird ein furchtbares Geschrei erhoben, welches die Wirkung des Feuers unterstützen soll. Diese wahrhaft kindische Taktik mag gegen einen Feind chinesischen Kalibers ganz gut sein; ein geordnetes, wohldisciplinirtes und muthiges, wenn auch wenig zahlreiches Heer ist seines Sieges von vornherein gewiß, selbst wenn es ein zahlloses chinesisches Heer vor sich hat.

Wenn man noch bedenkt, daß die Bewegungen der chinesischen Armee ungemein langsam sind, weil sie immer nur in Echelons marschirt, so wird man sich auch erklären können, warum überhaupt die Operationen gegen die Dunganen so langsam vorschritten. Deshalb auch kam das aus 25,000 Mann bestehende Corps, welches die Pekinger Regierung Anfangs 1872 zur Eroberung von Sining-fu absendete, erst im Juni desselben Jahres in die Provinz Kan-su und besetzte die Städte Nim-bi und Ujam-bu, welche gegen 40 bis 50 Kilometer von Sining entfernt sind. Da sich diese Heldentruppe vor allen Dingen daran machte, die Gegend auszuplündern, so hatten auch die Dunganen Zeit, in Sining gegen 70,000 Mann zusammenzuziehen. Im September kamen endlich die chinesischen Truppen vor Sining an, dessen heldenmüthige Vertheidiger, trotz ihrer ungemein numerischen Ueberlegenheit, sich vorsichtig hinter den Befestigungen verbargen. Mehr um Lärm und Schrecken denn als um Schaden anzurichten hatten die Chinesen vier alte europäische Geschütze, welche von je sechs Maulthieren gezogen wurden, aus Peking

mitgebracht. Diese Geschütze waren, auf daß sie schon von Weitem gesehen würden, mit rothem Seidenzeuge umwickelt, und es war Nichtcombattanten bei Todesstrafe verboten, sich ihnen zu nahen. Man hatte als Munition für diese Geschütze sowohl Vollkugeln als auch Granaten, welche letzteren der Belagerungsarmee — ganz zufällig — einen ungeheuern Dienst erwiesen haben. Während eines Angriffes fielen nämlich einige Granaten in die Stadt, wo sie platzten, und, trotzdem sie keinen Schaden anrichteten, die Dunganen mit Schreck erfüllten. Um das Unglück voll zu machen, nahmen einige Dunganen eine Granate, welche nicht geplatzt war, beschauten sie von allen Seiten mit der größten Verwunderung und beschlossen sie zu entleeren. Zu dieser Operation versammelte sich eine große Menge Neugieriger, da man aber unvorsichtig zu Werke ging, platzte die Granate und ihre Splitter verletzten und tödteten viele neugierige Gaffer. Die Hauptwirkung dieser Granate war jedoch die Panik, welche die Explosion zur Folge hatte, und sie allein sicherte den Chinesen den Erfolg. Einige Tage nach diesem Vorfalle drangen sie in einen Theil der Festung ein, während die Dunganen sich schon in einer andern Befestigung eingeschlossen hatten.

Um diese Zeit gelangte die Nachricht von der Vermählung des Bogdo-Chans (chinesischen Kaisers) ins Lager der Chinesen. Die Operationen gegen den Feind wurden sofort eingestellt; es wurde ein Theater eingerichtet und andere Festlichkeiten begangen, um das hochwichtige Ereigniß würdig zu feiern. Während einer Woche dauerten ohne Unterbrechung Theatervorstellungen, Feuerwerke und ähnliche Lustbarkeiten, wobei natürlich der größte Theil der Soldaten und Offiziere betrunken war, oder vom Opiumrausche betäubt dalag. Wenn damals ein energischer Führer an der Spitze der Dunganen gewesen wäre, oder wenn sich hundert Muthige gefunden und einen Ueberfall gewagt hätten, so wäre die chinesische Armee verloren gewesen. Nichts von alledem geschah. Die Vertheidiger von Sining hielten sich ruhig hinter ihrer Lehmmauer, trotzdem sie sehr wohl wußten, daß ihrer im Falle eines Sieges der Chinesen der Tod harrte.

„Hierin," sagt Prschewalski, „besteht eben die moralische Fäulniß des Ostens, daß der dortige Mensch selbst den thierischen Instinct der Selbsterhaltung überwinden kann und sich überall, wo er sich selbst überlassen ist, als unglaublicher Feigling zeigt. Endlich geräth dieser Feigling in eine Lage, aus der er keinen Ausgang sieht, und dann wird er apathisch und geht, wie ein unvernünftiges Thier, zur Schlachtbank."

Nach den oben beschriebenen Festlichkeiten begannen die Chinesen wieder ihre kriegerische Thätigkeit und die Stadt fiel bald ganz in ihre Hände, wonach ein allgemeines Massacre begann. Augenzeugen erzählten Herrn Prschewalski, daß, nachdem die Chinesen vom Morden der Einzelnen ermüdet waren, sie ganze Haufen Dunganen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, in die Berge trieben und von der Höhe in Abgründe stürzten. So sollen gegen zehntausend Menschen ermordet worden sein.

Später eroberten die Chinesen auch die Städte Sen-huan, Ju-kan-tschen und Tetung, wo nur diejenigen Aufständischen Gnade erhielten, welche sich bereit erklärten, der Lehre Mohammed's zu entsagen und die Lehre Buddha's anzunehmen. Viele Dunganen wanderten nach Westen aus, in Gegenden, wo Mohammedaner wohnen.

Heute ist die chinesische Regierung des mohammedanischen Aufstandes an der Westgrenze des Reiches vollkommen Herr geworden und nur Ostturkestan steht ihr drohend gegenüber. Mit diesem dürfte sie, da der unternehmende Emporkömmling Jakub-Beg an seiner Spitze steht, kein leichtes Spiel haben. Zum Heile der Menschheit — sagen wir es nur offen — wäre es gar nicht zu wünschen, daß auch hier China siege, da die Fäulniß des chinesischen Volkes und seiner Regierung die, wenn auch uncivilisirten, so doch nicht verkommenen Bewohner Ostturkestans anstecken würde. Vom Standpunkte der Civilisation aus wäre es nur zu wünschen, daß Rußland Ostturkestan, wenn auch nicht annectiren, so doch als Vasallenstaat seiner Botmäßigkeit unterwerfen möchte.

Die Colonie Südaustralien am Schlusse des Jahres 1874.

H. G. Die Colonie Südaustralien datirt vom 28. December 1836. Im engern Sinne, d. i. wie sie ursprünglich angelegt wurde, reicht sie von der südlichen Meeresküste bis 26° südl. Br. und umfaßt einen Flächenraum von 383,328 englischen Quadratmeilen oder 245,329,920 Acres Land. Mit dem später dazu gekommenen „No Man's Land" und dem „Northern Territory" enthält sie 914,730 englische Quadratmeilen oder 585,427,200 Acres.

Davon waren bis zum 3. März 1875 erst 5,712,773 Acres in Privatbesitz übergegangen, und darunter befanden sich wieder 1,208,303 Acres, welche auf Credit verkauft waren. Eine englische Quadratmeile begreift 640 Acres und 571 Acres sind gleich 905 preußischen Morgen.

Die Bevölkerung belief sich am 31. December 1874 auf 204,883 Seelen, von denen 104,995 dem männlichen und 99,888 dem weiblichen Geschlechte angehörten, und hatte sich damit um 6808 gegen das Jahr 1873 vermehrt. Vertheilt man die Ackerzahl der eigentlichen Colonie auf diese Bevölkerung, so würden 1197 Acres auf den Kopf entfallen. Nach späteren officiellen Angaben zählte die Colonie am 1. April 1875 überhaupt 205,485 Seelen und die City of Adelaide, Hauptstadt, 28,015.

Geboren wurden 7696, und zwar 3913 männlichen und 3783 weiblichen Geschlechts, oder 39,32 pro Tausend der Bevölkerung, gegen 7247 oder 36,92 im Vorjahre. Mit Tode gingen ab 3434 (1912 männlich und 1522 weiblich), d. i. 17,28 pro Tausend, gegen 2631 oder 13,68 im Jahre 1873. An den Masern, welche nicht bloß in Südaustralien, sondern in den sämmtlichen Colonien Australiens und auf den Fidschi-Inseln epidemieartig auftraten, starben 280 Personen. Auch Dysenterie (211), Diphtherie (97) und Typhus (76) forderten viele Opfer. Es verheiratheten sich 3222 Personen, und davon waren 228, meistentheils in der Colonie geboren, nicht im Stande ihren Namen zu schreiben und zu lesen.

Die Eingeborenen, welche nach dem Census vom 2. April 1871 auf 3369 summirten, zählen gegenwärtig kaum noch 3000. Im Jahre 1874 starben 104, während nur 59 geboren wurden. Der Lungenkrankheit, welche unter ihnen sehr verbreitet ist, unterliegen immer viele. Ihr völliger Untergang ist bloß eine Frage der Zeit.

Die Bevölkerung von Südaustralien nimmt, ungleich der in den anderen Colonien, nur langsam zu. Die Einwanderung aus Europa wird zwar dadurch sehr erleichtert,

daß Personen beiderlei Geschlechts im Alter von zwölf bis vierzig Jahren nur 4 Pf. St. an Passagiergeld für die Reise zu entrichten brauchen, während die südaustralische Regierung den Rest auf sich nimmt. Ueberdies hat letztere Agenten, denen ein besonderer Fluß der Rede zu Gebote steht, nach England geschickt, um dort Rundreisen zu machen und auf Meetings die Leute für Auswanderung nach Südaustralien zu bearbeiten. Allein dies Recept entspricht doch nicht den gehegten Erwartungen, und diejenigen, welche gefolgt sind, erheben nur zu oft, nachdem sie bei ihrer Ankunft in Australien aus ihren rosigen Träumen erwacht sind, die bittersten Klagen über das, was ihnen vorgeschwindelt worden. Um in einem Klima, wo das Thermometer bis auf 35° R. im Schatten steigt, gegen mäßigen Lohn an Eisenbahnen zu arbeiten, dazu braucht man nicht nach Australien auszuwandern.

Nachdem alle Versuche in Großbritannien, Leute zur Auswanderung nach Südaustralien zu bewegen, einen nur geringen Erfolg gehabt, will man es jetzt mit Deutschland versuchen. Das Parlament von Südaustralien wird 2 Mill. Pf. St. für öffentliche Bauten, namentlich für Eisenbahnen, bewilligen und da sollen nun unsere gesunden und kräftigen Arbeiter — denn nur solche will man — die Bahnen fertig bauen helfen. Hoffentlich wird die Reichsregierung diesem Treiben scharf auf die Finger sehen.

Die Einwanderung belief sich im Jahre 1874 auf 5443 gegen 4548, und die Auswanderung auf 3312 gegen 3172 im Vorjahre. Die erstere weist mithin ein Mehr von 2131 auf. In Folge der Wiederaufnahme der vorerwähnten assistirten Einwanderung aus Europa konnte sich in den beiden letzten Jahren die Einwanderung wieder numerisch über die Auswanderung heben, während in den fünf voraufgehenden Jahren dies Verhältniß ein umgekehrtes war.

Die öffentliche Revenue der Colonie steigerte sich im Jahre 1874 auf 1,003,005 Pf. St. gegen 937,649 Pf. St. im Jahre 1873. Aus den Zöllen flossen 370,439 Pf. St. gegen 362,246 Pf. St., aus dem Verkauf und aus der Rente von Kronland 68,071 Pf. St. gegen 70,797 Pf. St., aus dem Post- und Telegraphenwesen 74,067 Pf. St. gegen 75,080 Pf. St., aus den Eisenbahnen 144,588 Pf. St. gegen 155,354 Pf. St. im Vorjahre u. s. w. Dagegen beliefen sich die öffentlichen Ausgaben auf 1,051,621 Pf. St. gegen 839,152 Pf. St. im Jahre 1873. Die jährliche Verzinsung der öffentlichen Schuld, welche in runder Zahl auf $2^1/_2$ Mill. Pf. St. angeschwollen war, gegen 2,174,900 Pf. St. im Jahre 1873, erforderte 136,561 Pf. St. gegen 119,304 Pf. St. im Vorjahre.

Der Import der Colonie im Jahre 1874 bezifferte sich auf den Werth von 3,873,455 Pf. St. Davon wurden zum Betrage von 534,580 Pf. St. re-exportirt, so daß in der Colonie selbst eine Einfuhr von über 3,338,875 Pf. St. verblieb oder, auf die Bevölkerung repartirt, 16 Pf. St. 6 Sch. pro Kopf, gegen 3,527,163 Pf. St. im Vorjahre. Die Hauptartikel des Imports bilden Schnittwaaren, Eisenwaaren, Schuhzeug, Zucker, Thee, Spezereien und Provisionen, Spirituosen, Biere, Nutzholz und Kohle. Aus Großbritannien ward davon im Betrage von 2,019,900 Pf. St. oder 9 Pf. St. 19 Sch. 8 P. pro Kopf der Bevölkerung eingeführt, gegen 2,121,000 Pf. St. oder 10 Pf. St. 13 Sch. 10 P. im Vorjahre.

Der Export stellte sich auf den Werth von 4,439,063 Pf. St. und entfallen davon 3,868,275 Pf. St., d. i. 18 Pf. St. 19 Sch. pro Kopf, auf Stapelproducte, gegen 4,285,192 Pf. St. im Jahre 1873. Zu letzteren zählen in erster Reihe Weizen und Mehl (exportirt wurde für 1,212,243 Pf. St. gegen 1,692,738 Pf. St. im Vorjahre), Wolle 1,762,987 Pf. St. gegen 1,617,589 Pf. St.) und Kupfer (693,836 Pf. St. gegen 768,522 Pf. St.); dann auch Talge (38,512 Pf. St. gegen 63,711 Pf. St.), conservirtes Fleisch (28,241 Pf. St. gegen 38,228 Pf. St.), Häute (18,729 Pf. St. gegen 11,962 Pf. St.), Wein (17,399 Pf. St. gegen 10,834 Pf. St.) u. s. w.

Vom Regenfalle im sogenannten Winter, der sich aber eher mit unseren rauhen Herbsttagen vergleichen läßt, hängt der Ausfall der Ernten ab. Nach sorgfältigen meteorologischen Beobachtungen belief sich der durchschnittliche Regenfall in der City of Adelaide von 1839 bis Ende 1874 auf 21,153 Zoll. Das Jahr 1874 war ein ziemlich trockenes mit nur 17,173 Zoll. Das bisher nasseste Jahr (1851) registrirt 30,633, das trockenste (1859) nur 14,460 Zoll. Die eigentliche Regenzeit beginnt mit April und endet mit September oder October.

Südaustralien ist ein Agriculturland, in welchem vorzugsweise Weizen producirt wird, und war lange Zeit die Kornkammer der übrigen australischen Colonien, in denen der eigene Bedarf noch nicht erzielt wurde. Jetzt hat sich das insofern geändert, als wenigstens Victoria und Tasmanien nicht mehr zu importiren brauchen und auch in den anderen Colonien der Weizenbau in viel größerm Umfange betrieben wird. Was außer Weizen an Gerste (13,724 Acres mit 208,373 Bushels) und an Hafer (2785 Acres mit 40,701 Bushels im Jahre $18^{74}/_{75}$) gebaut wird, ist nicht von großer Bedeutung.

Im Jahre $18^{74}/_{75}$ — die Agriculturstatistik schließt in Australien mit dem 31. März des Jahres ab — waren 839,638 Acres mit Weizen bestellt oder 54,854 Acres mehr als im Vorjahre (vor zehn Jahren waren es erst 410,608), und wurde ein Ertrag von 9,862,693 Bushels, d. i. $11^3/_4$ pro Acre, erzielt, gegen 6,178,816 und 8,735,912 in den beiden Vorjahren. Nach Abzug der nächsten Aussaat und des eigenen Consums in der Colonie dürfte ein Ueberschuß von 7,312,693 Bushels oder 182,817 Tonnen Mehl für den Export verbleiben. (Sechzig Pfund Weizen machen einen Bushel aus, und vierzig Bushels rechnet man auf eine Tonne Mehl = 2000 Pfund.) Leider hat es mit dem Absatze seine Schwierigkeit, sofern nicht hohe Getreidepreise in Europa herrschen, welche den Export dahin möglich machen. Gewöhnlich bleibt dem Farmer nur ein sehr geringer Gewinn übrig. Im Juli 1875 ward der Bushel Weizen, frei nach Port Adelaide geliefert, mit nur 4 Sch. oder 4 Mark bezahlt und die Tonne Mehl mit 10 Pf. St.

Der Viehbestand der Colonie hatte sich am 31. März 1875 wieder erheblich vermehrt. Pferde waren 93,122 gegen 86,323, Hornvieh 185,342 gegen 174,381, Schafe 6,120,211 gegen 5,617,419, Schweine 78,019 gegen 68,702 und Federvieh 498,256 gegen 495,175 im Vorjahre vorhanden.

Mit dem öffentlichen Schulwesen ist es gar schlecht bestellt, doch fängt man endlich an, zumal seitdem der begabte Dr. Emil Jung aus Berlin zum Schulrath ernannt worden, nützliche Reformen vorzunehmen. Der Schulunterricht soll in Zukunft, nach einer ministeriellen Vorlage, welche Ende Juli dieses Jahres im Parlamente berathen wurde, säcular, obligatorisch und für diejenigen Kinder, deren Eltern nicht in der Lage sind, Schulgeld zu zahlen, frei sein. Ein großer Procentsatz der Bevölkerung kann weder lesen noch schreiben.

Die Zahl der öffentlichen Schulen, an denen größtentheils Lehrer von sehr geringer Befähigung wirken, belief sich im Jahre 1874 auf 320 gegen 315 im Vorjahre, mit resp. 17,426 und 17,222 Schulkindern. Der durch-

schnittliche monatliche Schulbesuch stellte sich auf resp. 13,774 und 13,404.

Durch die Liberalität patriotischer Colonisten — der Großkaufmann und Squatter Honorable Mr. Thomas Elder und Capitän W. W. Hughes, Minenbesitzer und Squatter in Adelaide, schenkten ein Jeder 20,000 Pf. St. — und durch Bewilligungen von Seiten des Parlaments ist es möglich geworden, am fünften April dieses Jahres eine Universität in Adelaide zu eröffnen. Der Anfang der Vorlesungen wurde freilich nur mit elf Studenten gemacht, unter denen sich sieben (!) junge Damen befanden.

Skizzen aus Chile.

Von **Dr. med. Georg Thiele.**

VII.

Talca.

Nächst Santiago und Valparaiso ist Talca die größte Stadt des Landes, mit ungefähr 25,000 Einwohnern *), steht aber in seiner äußern Erscheinung hinter den Küstenstädten, in denen die zahlreichen Ausländer einen etwas veredelnden Einfluß ausgeübt haben, zurück. Das wird sich jedoch bald ändern, wenn mit Ende 1875 die Eisenbahn, die es mit Santiago auf der einen und mit Concepcion auf der andern Seite verbinden soll, vollendet sein wird. Theater und Gasfabrik sind gleichfalls schon im Bau begriffen. Im Uebrigen hat Talca eine sehr wohlhabende Umgebung und nährt sich von Ackerbau und Viehzucht, deren Producte über den Hafen Constitucion verschifft werden.

Talca ist der natürliche Mittelpunkt eines großen und schönen Stückes Land; sein Einfluß erstreckt sich aber noch darüber hinaus, bis nach Chillan, wo man schon etwas in den Rayon von Concepcion kommt, und im Norden bis Curicó, das so zu sagen das Ende des Santiaguiner Gebietes repräsentirt. Talca selbst liegt am westlichen Rande der großen Hochebene, so daß die ersten Hügel des Küstengebirges unmittelbar an der Stadt beginnen. Vom Maule liegt es noch vier Leguas östlich, aber inmitten zweier kleiner Wasser, die ihren Abfluß zu ihm nehmen, des Lircai, der etwa eine Legua nördlich von der Stadt bleibt, und des Estero Piduco, der an der Südostseite hinfließt. Ein noch kleinerer Bach, der Baeza, fließt mitten durch die Stadt. Die Stelle, an der die Stadt 1742 erbaut ist, ist eine der tiefsten der Hochebene (85 Meter hoch), so daß man sich über den Wasserreichthum nicht wundern kann. Die Stadt ist von 35 kleinen Canälen durchzogen, die dem Piduco entstammen und als Abzugscanäle dienen. Jedes Haus ist von einem solchen Stück (Acequia im Spanischen) durchflossen, — eine sehr große Bequemlichkeit!

Die Stadt zerfällt in zwei Theile, einen nördlich von der Alameda gelegenen und einen südlichen; der nördliche Theil ist nur Vorstadt. Die Alameda (Allee) selbst läuft gerade von West nach Ost. Am Westende ist die Aussicht durch die Hügel des Küstengebirges abgeschlossen, das Osteende gewährt eine sehr schöne Aussicht auf die Cordillera. Die Alameda ist angelegt wie alle derartige Alleen in Südamerika; sie ist gut gepflegt, liegt hoch und giebt deshalb des Abends einen sehr angenehmen Spaziergang, selbst wenn in der untern Stadt die Luft drückend ist. An der Alameda selbst wohnen nur wenig reichere Leute. Das Centrum der Stadt bildet die Plaza de Armas, zugleich der tiefste Theil. Dieselbe enthält einen Brunnen in der Mitte, ist mit Bäumen bepflanzt und giebt so einen recht hübschen Spaziergang. Dreimal wöchentlich spielt hier von 7 bis 8 Uhr Abends die Musik des Batallon civico (eine Art Landwehr), die in der That sehr gut ist, übrigens eine Ausnahme in Chile, das an schlechter Musik überreich ist.

Oeffentliche Gebäude von einigermaßen sehenswerthem Aeußern besitzt Talca keine. Selbst die Kirchen, an denen es keinen Mangel leidet (Talca ist anerkannt die frömmste Stadt Chiles), sind äußerst einfach. Die Thürme der Iglesia de la Matriz haben das allgemeine Schicksal derselben in Chile gehabt, nämlich daß man sie, lediglich aus Furcht vor dem Erdbeben, nicht in die Höhe führte, wie sie der Anlage der Kirche entsprechen würden. Auch die Häuser sind meist sehr einfach: es giebt in Talca nur zwölf zweistöckige Häuser; dafür sind sie gewöhnlich in der Fläche sehr ausgedehnt. Die Straßen waren bis jetzt fast alle noch nach dem alten südamerikanischen System gepflastert, d. h. es war nur ein Rinnstein da, und dieser befand sich in der Mitte der Straße, derart, daß vom Trottoir an die Straße schräg nach der Mitte abfällt, eine abscheuliche Mode, deren Unzweckmäßigkeit Jeder einsieht, auch wenn er nicht zur Regenzeit sich in südamerikanischen Städten aufzuhalten braucht. Augenblicklich werden jedoch alle belebteren und von den besseren Classen bewohnten Straßen nach europäischem System umgebaut. Straßenbeleuchtung geschieht mit Petroleum und ist noch sehr mangelhaft. Die Droschken sind gut und billig, wie überall in Chile.

Vom commerciellen Standpunkt aus betrachtet ist Talca natürlich eine wichtige Stadt. Alles, was es jedoch an Verkaufsläden und dergleichen besitzt, ist auf einer Straße zusammengedrängt, der Calle del Comercis, und zwar in der Ausdehnung von der Plaza de Armas bis zur Plaza de Abastos; beide Plätze dienen ebenfalls hauptsächlich als Bazar. Die Plaza de Abastos ist der Sammelplatz der kleinen Krämer, wo die Landleute ihre Einkäufe machen; in ihrer Mitte befindet sich die Recova, die Verkaufshalle für Lebensmittel ꝛc. Der Handel erstreckt sich natürlich über alle Gebiete, und es ist hier in Talca so ziemlich Alles zu haben, was man will, und man ist mit Gegenständen des täglichen Lebens in der That gut versehen. Charakteristisch ist es hingegen für das Land, daß es hier keine Buchhandlung giebt; selbst Buchbinder existiren nicht. Musikalien

*) Wappäus (Handbuch der Geographie und Statistik) giebt ihr nur 15,000 bis 16,000; der Census von Chile vom 19. April 1865 nur 17,900 Einwohner. Ob sie sich seitdem wirklich um ein Drittel vermehrt hat, ist bei dem Fehlen authentischer Nachrichten nicht zu constatiren. Red.

dagegen kann man an vielen Stellen bekommen, ebenso Pianos. Möbel sind fertig zu haben; außerdem giebt es hier zwei deutsche Tischler, die beide vortrefflich arbeiten, der eine mit solcher Eleganz, daß seine Möbel selbst in Berlin und Dresden eine vortheilhafte Beurtheilung finden würden. Hausgeräth, Geschirr, Mehl, Reis, Thee und Alles, was in diese Kategorie gehört; liefert uns außer anderen Handlungen die Filiale eines großen Geschäftes in Valparaiso, die die ganze Westküste mit diesen Artikeln versorgt. Mit Modistinnen ist Talca reichlich gesegnet und an Seidenkleidern und ähnlichen Dingen hat es solchen Ueberfluß, wie in Deutschland kaum in doppelt so großen Städten sich findet, ebenso an Goldsachen und Uhren.

Der Export Talcas besteht hauptsächlich in Viehzuchtproducten, in Charqui (gesalzenes und gedörrtes Ochsenfleisch), Häuten, Fett und Weizen. Der Transport dieser Dinge geschieht auf großen Karawanen von Ochsenwagen bis Perales, wo sie auf den Kahn gebracht werden und zu Fluß nach Constitucion gehen, von da mit Segel oder Dampf nach Valparaiso. Die Post befördert die Passagiere zur Sommerzeit in einem Tage von Talca nach Santiago. Außerdem führt eine Straße nach dem Süden (Linares ꝛc.) ebenfalls mit täglicher Verbindung. Eine große Straße führt von hier über Lircai, Pelarco nach dem Osten, direct nach der Cordillera zu, wo sich die Haupthaziendas der Provinz befinden. Eine andere geht westlich über Pencahue nach einigen im Küstengebirge zerstreut liegenden ärmlichen Orten und nach Constitucion.

Das Capitel „geistiges Leben" nimmt in Talca einen sehr kleinen Raum ein. Es giebt hier eine Art Gymnasium, das sich bis jetzt hauptsächlich durch die Unordnungen, die darin vorgekommen sind, ausgezeichnet hat. Ein Theater, ein ganz hübsches Gebäude, ist fertig und einige ganz gute Vorstellungen habe ich darin gesehen. Nächstens sollen wir eine Schauspielergesellschaft bekommen; bis jetzt hatten wir nur Zarzuela, d. h. Operetten. Ein Club de Talca existirt; das besuchteste seiner Zimmer ist indeß das Billardzimmer. Das Lesecabinet enthält außer Valparaisiner und Santiaguiner Zeitungen nichts. Zeitungen erscheinen drei in Talca, eine davon sogar täglich.

Eine Umgegend nach unseren deutschen Begriffen giebt es eigentlich bei Talca nicht, d. h. es giebt wohl eine, man hat aber keinen Anlaß sie aufzusuchen und etwa dort zu verweilen. Die Straße nach dem Süden ist eine große Strecke weit mit kleinen Grundstücken, Gärten und Häusern besetzt, so daß man glaubt gar nicht aus der Stadt herausgekommen zu sein. Auch die Straße nach dem Norden ist recht hübsch, da man hier an einer Reihe größerer Haciendas vorüber kommt. Eine kleine Stadt mit etwa 1000 Einwohnern findet sich ferner am Ostende Talcas, noch von ihm getrennt, wird aber demnächst in dasselbe einverleibt werden. Die Bewohner sind jedoch lauter arme Leute und ihre Wohnungen Lehmhäuser. Ferner findet sich hier im Osten die Pampa, der Ort oder die Wiese, wo das große Nationalfest des 18. September abgehalten wird. In der Umgegend befinden sich noch kleinere Dörfchen, einzelne größere Etablissements ꝛc., meist in recht hübsche und dichte Vegetation eingehüllt. Aber Sehenswerthes ist nichts da, und wer durchaus einmal Landluft genießen will, der fährt oder reitet irgendwo in das Gebüsch hinein, ißt und trinkt seine mitgebrachten Lebensmittel, macht sich selbst Musik und tanzt dazu oder treibt ein paar Guitarrenspielerinnen dazu auf und kehrt bei Sonnenuntergang nach Talca zurück. Das ist der Verlauf eines Picknick in Talca!

Aus allen Erdtheilen.

Der Canal zur Bewässerung der Hungersteppe.

Die „Turkestaner Nachrichten" bringen folgende interessante Einzelnheiten über den Beginn der Arbeiten an diesem Canal: „Nach dem Projecte soll derselbe mit dem Wasser des Syr-Darja gefüllt werden, einen lichten Durchschnitt von 400 Quadratfuß haben und in der Secunde 1200 Cubikfuß Wasser durchlassen, das eine im Dreifeldersysteme bewirthschaftete Fläche von 120,000 Deßjätinen, von denen immer 40,000 besäet sein können, zu bewässern vermag. Das Blatt sagt ferner, daß die Bewässernng der Hungersteppe den Bewohnern des Chodschenter Kreises ungeheuren Nutzen bringen wird, denn dort ist wegen Wassermangels sehr wenig Boden, der productiv ist. Wie groß das Bedürfniß nach Vergrößerung der bewässerten Flächen für die Bewohner des benachbarten Rayons von Ura-Tübinsk ist, erhellt daraus, daß man dort nicht Erde, sondern Wasser verkauft. Außerdem wird auch der Rayon von Dschisak von der Bewässerung der Hungersteppe Nutzen ziehen. Als die Bewohner von Dschisak vom Beginnen der Arbeiten zur Durchleitung des Flußarmes hörten, kamen sie und baten, daß ihnen erlaubt werde, alle Arbeiten auf ihre Kosten auszuführen unter der Bedingung, daß ihnen das Eigenthumsrecht an dem bewässerten Boden ertheilt werde. Wenn wir hinzufügen, daß in dem an die Hungersteppe grenzenden Serafschansker Kreise alle überhaupt der Bewässerung fähigen Stellen ebenfalls schon bewässert sind, so daß nur die Hochebenen („Tschul") ohne Wasser sind, und daß die culturfähige bucharische Oase von Jahr zu Jahr mehr versandet, so wird man die große Wichtigkeit der jetzt begonnenen Canalarbeiten begreifen, welche 120,000 Deßjätinen des schönsten Bodens, der jetzt aus Wassermangel unfruchtbar daliegt, productiv machen werden.

Die Masern auf den Fidschi-Inseln.

Die neuesten Nachrichten aus Fidschi über die Masernepidemie, welche dort so ungeheure Verheerungen angerichtet, lauten wahrhaft schrecklich. Ein seit fünfundzwanzig Jahren daselbst ansässiger Engländer giebt uns folgende Beschreibung:

Es ist zwar der Procentsatz der an den Masern gestorbenen Eingeborenen noch nicht amtlich festgestellt, allein es besteht kein Zweifel darüber, daß in den vier Monaten, wo die Epidemie ihre reiche Ernte hielt, mindestens vierzigtausend der Krankheit erlegen sind. Die Bevölkerung hat sich um ein Drittel vermindert. Wenige starben eigentlich an den Masern, die meisten erlagen Krankheiten, welche als secundäre Erscheinungen nachfolgten, wie Dysenterie, Lungencongestionen u. s. w. Dem Mangel an Nahrungsmitteln, ja dem Hungertode fielen auch Tausende zum Opfer. Alle Thätigkeit, aller Verkehr war eingestellt. Man konnte ganze Städte passiren, ohne irgend einen Eingeborenen auf den Straßen, welche bald mit Gras bewachsen waren, anzutreffen. Wenn man ein Haus oder eine Hütte betrat, so sah man da Männer, Frauen und Kinder alle durch einander liegen, Einige von der Krankheit befallen, Andere in der Seelenangst, wie-

der Andere sterbend. Diejenigen, welche noch die Kräfte dazu hatten, versuchten den Selbstmord, der aber nicht immer gelang. Als die Epidemie ihren Höhegrad erreichte, wurden vier und fünf Leichen in ein Grab geworfen, manchmal sogar im Erdboden des Hauses oder wenigstens dicht daneben, ohne weitere Ceremonie, verscharrt. Die Begräbnisse wurden mit Eile betrieben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß nicht Wenige lebendig ins Grab kamen. In vielen Fällen starb die ganze Familie aus — Mann, Frau und Kinder. In einem Dorfe waren alle Männer, in einem andern alle Frauen todt.

Die Seeleneindrücke, welche die Epidemie unter den Eingeborenen hervorrief, äußerte sich verschieden. Es darf nicht Wunder nehmen, daß Manche ihre Götzen vergebens um Hülfe anflehten. Einige Stämme im Innern, welche erst kürzlich das Christenthum angenommen hatten, hielten dafür, daß die Krankheit durch ihre neuen Religionslehrer über sie gekommen sei, schickten diese fort und traten wieder zum Heidenthum über. Mitunter war man auch nahe daran, grausame Rache an ihnen zu nehmen und sie zu tödten. In einem Falle begrub man Frau und Kind eines Lehrers, welcher zugleich mit seinem Vater an den Masern gestorben war, lebendig, um dadurch denselben Einhalt zu thun.

Aber während gar Manche bei ihren Leiden dem alten Aberglauben wieder zufielen, so soll doch auch ein großer Theil der Eingeborenen sich mit Seelenstärke ins Unvermeidliche gefügt haben und unter dem Einflusse des Christenthums gestorben sein. (??)

Unser Correspondent schließt mit den Worten: Es ist unmöglich, die Einzelheiten dieser großen Fidschiplage ohne Sympathie und Bedauern zu hören und zu lesen, um so mehr, als es wohl außer Frage steht, daß die Epidemie nie den intensiven Grad der Ausbreitung würde gefunden haben, wenn die Localbehörden von vornherein größere Umsicht und Vorsicht beobachtet hätten. Es ist aber einmal das Loos der Menschen, immer erst durch Schicksalsschläge belehrt zu werden.

Es ist merkwürdig, daß die Masernepidemie ihre größte Verbreitung in der östlichen Gruppe des Archipels, also in dem frühern sogenannten Laugebiete, fand. Im Monat Juli war sie jedoch dort dem Erlöschen nahe.

* * *

— Boraxlager. In Südcalifornien ist nach dem „Scient. Amer.", und zwar in dem verlassenen Bette eines Sees, „Todesthal" genannt, ein erstaunlich großes mehrere Fuß mächtiges Lager von sehr reinem Borax entdeckt worden. Eine Verbilligerung des Borax würde demselben eine sehr vergrößerte Verwendung in der Technik sichern — leider ist zu fürchten, daß obige Nachricht so amerikanisch aufgepufft ist, wie es ähnlich vor ein paar Jahren mit einem gleichfalls in Nordamerika gemachten Boraxfunde geschah. Ueber das angeblich unerschöpfliche Boraxlager in Nevada entnimmt Gehe's Droguenbericht dem „San Francisco Commercial Herald", daß dort Vieles, was man erst für Borax gehalten, als aus anderen Salzen, Magnesia ꝛc. bestehend gefunden wurde und nicht die Kosten des Abbaues lohnt. Die jährliche Production in jenen Küstenstrichen des Stillen Oceans wird auf etwa 2000 Tons geschätzt.

— Wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, so nimmt auch in der Argentina die Rückwanderung von Tag zu Tag größere Verhältnisse an. An einem einzigen Tage haben sich kürzlich 1000 Personen nach Europa und 300 bis 400 nach Rio de Janeiro eingeschifft.

— Bevölkerung der Städte in Wisconsin. Nach der kürzlich in Wisconsin vorgenommenen Staatszählung hat Milwaukee 100,798 Einwohner, Oshkosh 16,000, Fond du Lac 15,308, Racine 13,300, La Crosse 11,012, Janesville 10,114, Madison 10,093, Watertown 9524, Green Bay 8015, Sheboygan 6828, Appleton 6736, Manitowok 6718, Beloit 4602, Portage City 4336, Platteville 4060, Sparta 3745, Beaver Dam 3455, Berlin 3340, Menasha 3170, Monroi 3250, Fort Howard 3550, Prärie du Chien 3170, Sparta 2565, Fort Washington 2943.

Vom Büchertische.

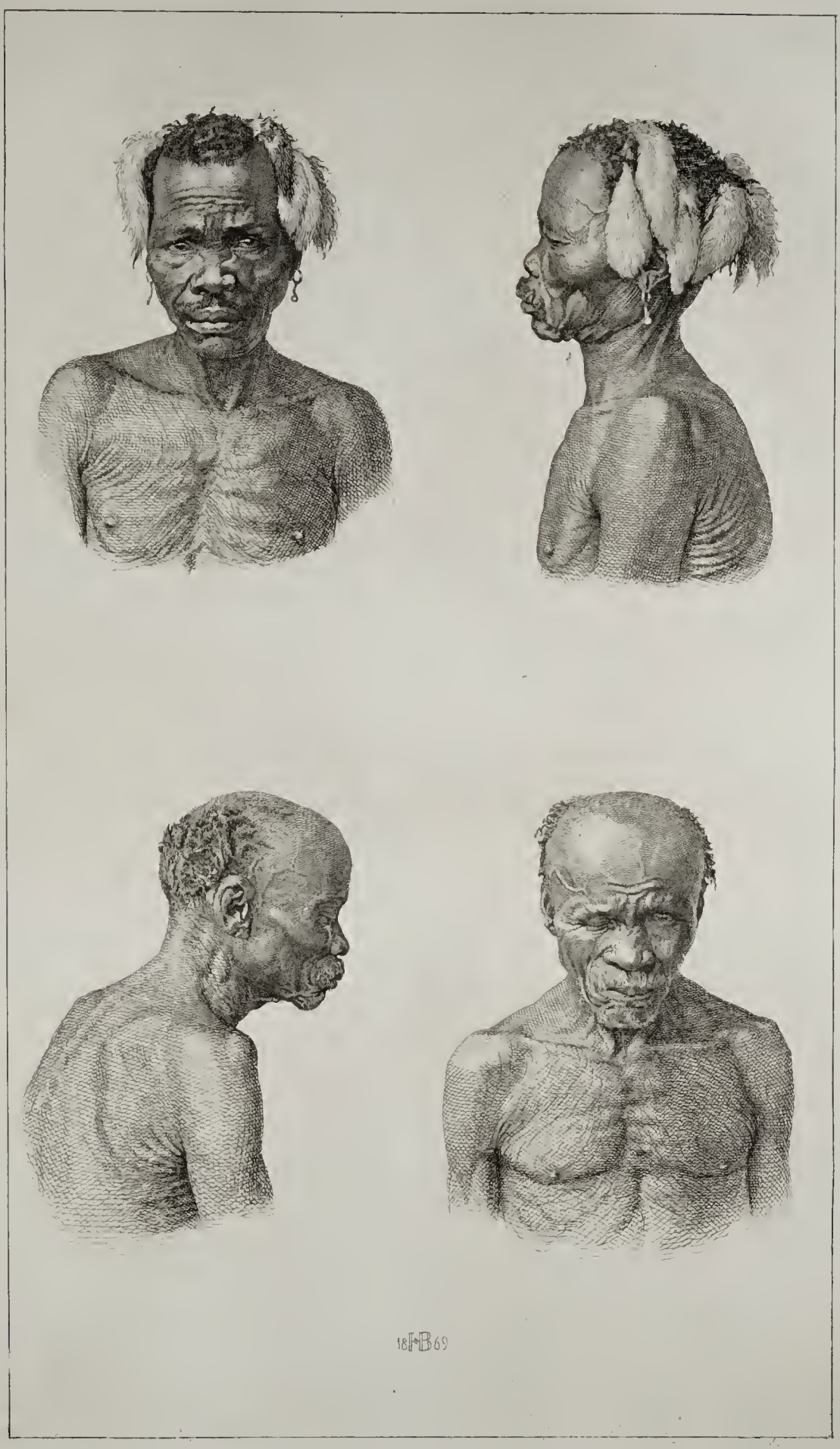
Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Capitäns Karl Koldewey. Volksausgabe. Bearbeitet von Dr. M. Lindemann und Dr. O. Finsch. Leipzig, F. A. Brockhaus 1875. Mit 54 Illustrationen und 4 Karten. (5 Lieferungen zu 1 Mark.)

Von der sehr richtigen Ansicht ausgehend, daß die officielle Beschreibung dieser Nordpolarfahrt wegen ihres Umfangs und hohen Preises nur Wenigen zugänglich ist, daß aber an der Ausrüstung der beiden Schiffe „Germania" und „Hansa" sich ein sehr großer Theil des deutschen Volkes mit Beiträgen betheiligte und dadurch gewissermaßen ein Anrecht auf bequeme Kenntnißnahme der erlangten Resultate sich erwarb, hat der rührige Verein für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen eine billige Ausgabe jenes Berichts veranstaltet und die Bearbeitung derselben zwei Männern anvertraut, deren Namen auf dem Gebiete der Polarforschungen einen guten Klang besitzen. Die Namen der Bearbeiter wie der verlegenden Firma sind die beste Bürgschaft dafür, daß dem Publicum hier nur auserwählt Gutes geboten wird; wir können in ihrem wie im Interesse der Sache dem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen. Dasselbe konnte zu keiner gelegenern Zeit das Licht erblicken als gerade jetzt, wo das Deutsche Reich den hier behandelten Fragen näher zu treten gewillt scheint. Denn die in der ersten Hälfte des October stattgehabten Verhandlungen der von Reichs wegen berufenen Nordpolarcommission haben zu dem Beschlusse geführt, daß die Erforschung der arktischen Gebiete für alle Zweige der Naturkunde von großer Wichtigkeit sei, und daß man zunächst feste Beobachtungsstationen dort oben anlegen müsse, von denen später Vorstöße zu Wasser und zu Lande ihren Ausgang nehmen könnten. Als Basis für diese Operationen, die, wenn möglich, schon 1877 ihren Anfang nehmen, und an denen sich zu betheiligen die übrigen interessirten Seestaaten aufgefordert werden sollen, wurde das Gebiet zwischen Ostgrönland und Westspitzbergen bezeichnet, und die Hauptstation der Deutschen wäre im unmittelbaren Anschlusse an die Ergebnisse der zweiten deutschen Nordpolexpedition auf der Ostküste Grönlands zu errichten, mit Nebenstationen auf der Insel Jan Mayen und der Westküste von Spitzbergen.

Ein besseres Hülfsmittel, das deutsche Volk über die hoffentlich bald auch von seiner Regierung angestrebten Ziele zu orientiren als das vorliegende Werk dürfte schwerlich existiren: es soll nicht nur das Geschehene darstellen, es wird auch für das Kommende wirken.

Inhalt: Karl Andree. II. — Aus G. Schweinfurth's Reisen in Innerafrika. X. (Mit einer Kupfertafel und zwei Abbildungen.) — Peruanische Alterthümer. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Schilderungen innerasiatischer Zustände. Von Albin Kohn. IV. (Schluß.) — Die Colonie Südaustralien am Schlusse des Jahres 1874. — Skizzen aus Chile. Von Dr. med. Georg Thiele. VII. — Aus allen Erdtheilen: Der Canal zur Bewässerung der Hungersteppe. — Die Masern auf den Fidschi-Inseln. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 30. October 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Buschmänner.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 21.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Karl Andree.

III.

Im Herbste 1851 wandte sich Andree abermals nach Bremen, wo der Handelsstand das Bedürfniß fühlte, ein Organ zu schaffen, das die Interessen des deutschen Seehandels vertrat, diese mit dem innern Lande vermitteln und in weiteren Kreisen ein Verständniß commercieller Angelegenheiten verbreiten sollte. Dieses „Bremer Handelsblatt" wußte er von Anfang an zu allgemeiner Achtung und Beachtung zu bringen; er beurtheilte die gesammten Handelsverhältnisse in ihrem Zusammenhange so klar, wußte ein ungeheures Material so übersichtlich zu verarbeiten und lichtvoll zu sichten, daß es sehr bald als eine Autorität anerkannt wurde. Auch in der Presse wurde gesagt, daß durch jenes „Handelsblatt" das vormalige Zollvereinsblatt von Friedrich List in würdiger Weise ersetzt worden sei. Uebrigens sah sich Andree in dieser neuen Wirksamkeit insofern gelähmt, als der Bremer Handelsstand, überrascht vom Beitritt des Steuervereins zum Zollverein, sich nicht klar wurde, welche Stellung für die Hansestadt fortan die geeignete sei. Andree hatte von vornherein erklärt, daß er entschieden für die nationalökonomische Einigung von ganz Deutschland eintreten würde; er hatte seit langen Jahren manche Lanze für den Zollverein gebrochen. Andree ließ sich nicht irre machen und blieb bei dem, was er für das Richtige erkannte. Als der Streit zwischen Oesterreich und Preußen wegen des Septembervertrags am bittersten war, setzte er auseinander, auf welche Basis hin allein eine Verständigung und Ausgleichung möglich sei und gerade auf die von ihm damals angegebenen Grundlagen hin ist denn auch viele Monate später die Ausgleichung erfolgt und seitdem hat sich, wie Andree voraussagte, Bremens Baumwollenhandel großartig gesteigert. Mit derselben Beharrlichkeit sprach Andree seine Ueberzeugung aus, daß ein Anschluß Bremens an den Zollverein für beide Theile vortheilhaft sein werde. In Folge eines Uebereinkommens ließ Andree die Stellung Bremens zum Zollverein im Handelsblatt unerörtert, aber er war nicht verpflichtet, den zahlreichen Freunden des Zollvereins in Bremen den erbetenen Rath vorzuenthalten. Daran nahmen Gegner des Zollvereins Anstoß, sie meinten auf Andree einzuwirken, wenn sie verlangten, er solle fortan den Freunden des Anschlusses nicht mit seinem Rathe an die Hand gehen, und gaben zu verstehen, daß er alsdann die Leitung des „Handelsblattes" nicht werde behalten können. Diese im Hinblick auf den Charakter Andree's schlecht berechnete Zumuthung hatte keine anderen Folgen, als daß Andree erklärte, er lasse nach wie vor seine Freiheit sich von Niemand beeinträchtigen, und so sahen denn die Gegner zu ihrem eigenen ausdrücklich ausgesprochenen Bedauern sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Drohung zu bewahrheiten. Damit war Andree's Thätigkeit für das „Handelsblatt" beendigt; dem ausdrücklich ausgesprochenen Wunsche, dieselbe fortzusetzen, hat er, wohl mit Recht, nicht entsprechen wollen.

Wir müssen hier einen viel besprochenen Gegenstand erwähnen, da er zu grundfalschen Ansichten und Urtheilen über Andree führte, die nur aus einer ungenügenden Kenntniß der Sachlage hervorgingen. Andree hatte von Zeit zu Zeit in culturpolitischen Aufsätzen über Amerika in der

große stattliche Mann mit dem interessanten Kopf, der trotz der echt niedersächsischen Abkunft eher ein französisches Gepräge zeigte, war sein Lebelang kräftig und gesund gewesen; das Wort vom gesunden Geiste im gesunden Körper bewahrheitete sich bei ihm. Auf dieses körperliche Befinden bauend und unbekannt mit Krankheit, vernachlässigte er ein Blasenleiden, das bei rechtzeitiger Behandlung wohl nicht tödtlich verlaufen wäre. Es war bereits zu spät, als er im Juli 1875 sich nach Bad Wildungen begab, um Heilung oder Linderung dort zu suchen. Am 10. August, Mittags um 1/2 12 Uhr, hauchte er sein reiches und schönes, ganz der Wissenschaft und seinem theuren Vaterlande gewidmetes Leben in den Armen seines Sohnes aus. Auf dem stillen Friedhofe des alten malerischen Städtchens, auf den Burg Wildungen und die bewaldeten Berge herabschauen, ist die Stätte, wo „ein Herz in Staub zerfällt, das groß und mächtig einst geschlagen".

Alle, die Karl Andree nahe standen, beklagen es tief, daß er nicht dazu kam Erinnerungen aus seinem Leben niederzuschreiben. Bei seinem so bewegten und vielseitigen Leben war er mit einer Reihe der bedeutendsten Männer in innigen Verkehr getreten; und es waren merkwürdige Menschen aus allen Ständen, die er in einem fast siebzigjährigen Leben kennen gelernt, von denen er, ein Meister im Erzählen, stundenlang fesselnd zu berichten verstand. An einen Redacteur, zumal so einflußreicher Journale, wie Andree sie leitete, trat eine ganz andere Masse Sterblicher heran, als an Menschen, die in anderen Berufszweigen wirken. Seine wissenschaftlichen Beziehungen reichten über Land und Meer, zumal nach Amerika hin. Er war correspondirendes Mitglied der Ethnological und der Historical Society in Neuyork, der Sociedad de los amigos de la historia natural del Rio de la Plata zu Buenos Ayres, der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien, der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, der Tael en letterkundig Genootschap zu Brüssel; Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft Vargasia zu Caracas, der naturforschenden Gesellschaft zu Emden, der ökonomischen Gesellschaft und des Vereins für Erdkunde zu Dresden.

Auf der Karte verewigen zwei neuentdeckte Inseln im hohen Norden seinen Namen: die 1870 von der Heuglin-Zeil'schen Expedition aufgefundene Andree-Insel im Deicrow-Sunde der Edge-Insel (Spitzbergen) und die von der österreichischen Nordpolarexpedition 1874 im Austria-Sunde des Franz-Josefs-Landes entdeckte Andree-Insel.

Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika.

XI.

Die Rückreise.

Am 12. April 1870 trat Schweinfurth schweren Herzens den Heimweg nach Norden an: es war ihm wohlbekannt, welche großen Fragen der Erdkunde, diejenigen nämlich nach dem Ursprunge und Laufe des Binuë, Ogowe und Kongo, durch weiteres Vordringen nach Süden zu lösen waren, und es ist seine feste Ueberzeugung, daß ein einzelner Reisender, wenn nicht von allzu üppiger Leibesbeschaffenheit, die gleichbedeutend wäre mit sicherm Aufgefressenwerden, unangefochten den Uëlle stromabwärts marschiren und so die Räthsel der innerafrikanischen Hydrographie lösen könnte. Da kam es ihm freilich hart an, auf halbem Wege umzukehren.

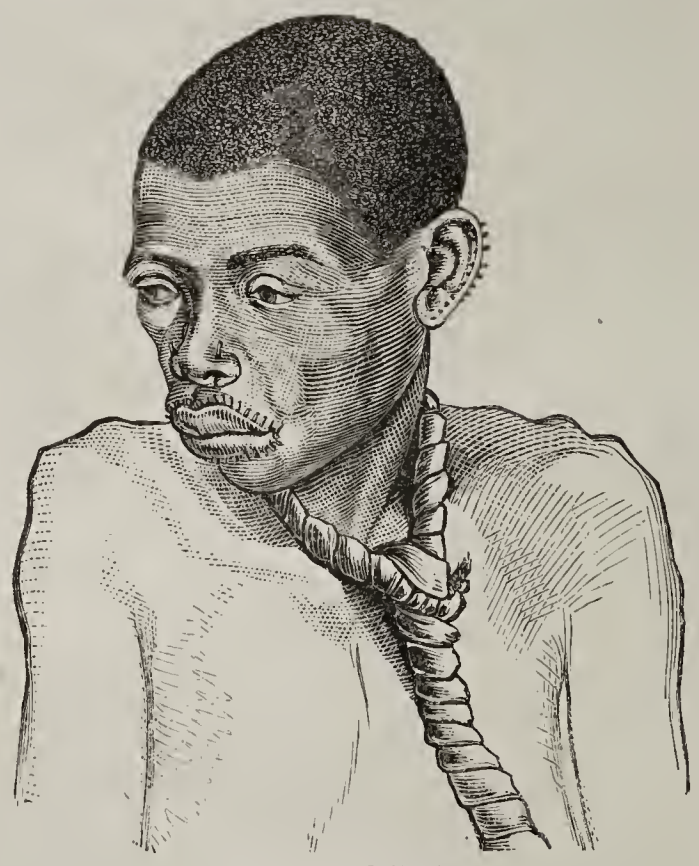
Gegen Mittag erst setzte sich der Zug in Bewegung; denn Abd-es-Sammat hatte dort eine Seriba zu errichten beschlossen und die Auswahl der bei den Menschenfressern zurückzulassenden 28 Mann Besatzung war bei dem ewigen Remonstriren der Nubier ein schweres Stück Arbeit. Nur die Aussicht auf reichen Lohn und lustiges Leben mit den zugänglichen Monbuttu-Weibern bewog zuletzt die Widerstrebenden zum Bleiben. Dann ging es nordwärts. Aber schon nach wenigen Tagemärschen trafen sie auf die Kriegserklärung des zuvor nur schlecht versöhnten Niam-niam-Fürsten Uando (s. oben S. 261); von einem Baumaste hingen ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil herab. Es ist dieselbe Weise, den Krieg zu erklären, wie sie einst bei den Skythen und noch jetzt bei den Lissu in Yünnan (vergl. S. 199 dieses Bandes) gebräuchlich ist. Ein Versuch, das feindliche Gebiet zu umgehen, scheiterte daran, daß die von einer Concurrenzcompagnie aufgehetzten Eingeborenen keine Kähne zum Uebersetzen über den Kibali, den Oberlauf des Uëlle, stellen wollten; der Zug von Nubiern und Trägern mußte umkehren und Feindesland betreten. Mehrere Tage dauerten die Gefechte mit den A-Banga, in denen die überlegenen Feuerwaffen zwar einen leichten Sieg davontrugen, aber Abd-es-Sammat selbst schwer verwundet wurde und der größere Theil des bei Munsa erworbenen Elfenbeins verloren ging; als es ihnen jedoch gelang, einige Niam-niam-Frauen als Geiseln zu erwischen, war die Gefahr vorüber, und am 1. Mai lagerten sie am Nabambissо (etwa 4° 50′ nördl. Br.) und erholten sich von den ausgestandenen Strapazen und erlittenen Wunden. Eine neue Seriba wurde dort errichtet und der Obhut des Reisenden und der Reconvalescenten anvertraut, während Abd-es-Sammat mit seinen Soldaten wieder umkehrte, um die Niam-niam für ihren Verrath zu züchtigen.

Jetzt begann eine Zeit der Hungerleiderei für Schweinfurth, dem täglich nur ein kleines Hühnchen von Rebhuhngröße und ein Fladen von bitterm, hartkleïigem Eleusinebrot zu Gebote stand. Wie sich seine Bongoträger durchhalfen, war ihm ein völliges Räthsel. Da kam ein alter, großer Termitenbau den Hungernden zu Hülfe: in jeder Nacht, welche auf einen starken Regen folgte, belebte er sich mit Myriaden fettleibiger geflügelter Termiten, die mit leichter Mühe scheffelweise gesammelt werden konnten, und theils in der Pfanne geröstet, theils zu Oel gesotten eine sehr erwünschte Aushülfe bei dem gänzlichen Fettmangel abgaben. Nicht selten führte sie unser Reisender mit rohem Korne gemischt handvollweise zum Munde, als wären es Mandeln. Endlich aber wurden die Lebensmittel so knapp, daß er — zumal Abd-es-Sammat länger als verabredet war ausblieb — einen mehrwöchentlichen Ausflug nach Osten zum Berg Baginse und der Quelle des Diur unternahm, welcher

Tägliche Lagerscene während der Niam-niam-Campagne.

ihm mancherlei Neues zeigte und vor Allem zu essen verschaffte.

Als er am 1. Juni zurückkehrte, hatte sich Manches zum Bessern gekehrt: Kürbisse und Mais waren gereift, die Perlhühner waren in die Gegend gezogen, überall sproßten wohlschmeckende Pilze aus der Erde, kurz der Ueberfluß war so groß, daß an manchen Tagen nur Perlhuhnleber und Champignons des Reisenden Mahlzeit ausmachten. Bald kehrte auch Abd-es-Sammat ziemlich unverrichteter Sache zurück, worauf der unterbrochene Marsch weiter nach Norden fortgesetzt und am 24. Juni der Tondj überschritten wurde. Hier theilte sich die Karawane: während der größere Theil der Soldaten und Träger die alte Richtung beibehielt, machte Schweinfurth in der Gesellschaft des Kenusiers noch einen Abstecher nach Osten zu den Grenzen des Mittu-Landes, der nöthig war, um die dort aufgestapelten Elfenbeinvorräthe zu holen. Dies gab ihm Gelegenheit, über den Stamm und das Land der Babuckur, denen er schon häufig als Sklaven in den Seriben begegnet war, Nachrichten einzuziehen. Dies Volk lebt nur noch in zwei, 60 Meilen von einander entfernten Enclaven am Nordostrande des Niam-niam-Gebietes. Da ihre Sprache sich bei den Monwu im Süden der Monbuttu wiederfinden soll — Babuckur-Sklavinnen konnten sich nachgewiesenermaßen mit jenen verständigen —, so ist es wahrscheinlich, daß sie von ihren südlichen Verwandten durch ein östliches Vorrücken der Niam-niam und Monbuttu getrennt wurden. Die eine Hälfte der Babuckur, der Schweinfurth bei diesem Ausfluge nahe kam, ist auf ein Stück Landes von kaum 16 deutschen Quadratmeilen beschränkt und rings von den Raubzügen der Chartumer Händler wie der Niam-niam-Fürsten bedrängt, welche dies Gebiet wie ihre mit Vieh und Korn gefüllte Vorrathskammer betrachten. In Folge dessen ist die Volksdichtigkeit, aber auch ihre Vertheidigungsfähigkeit eine außerordentlich große; die Babuckur sind ungemein kriegerisch und hartnäckig und wehren sich, in die Enge getrieben, bis aufs Blut. Da sie noch obendrein der Menschenfresserei stark huldigen, so begnügen sich ihre Angreifer gewöhnlich mit der rasch gesammelten Beute und lassen sich auf keine Verfolgung oder Unterjochung der Feinde ein.



Babuckur-Sklavin.

Die Babuckur sind ein Volk von typischer Negerrace und sehr dunkler Hautfarbe. Die Sklaven ihres Stammes sind anstellig im Haus und von mildem Temperament, ausdauernd und tüchtig zu jeder Arbeit, aber durchweg von mittlerer Körpergröße, von unangenehmer, ausdrucksloser Gesichtsbildung und von solchem Freiheitsdrange, der weder durch Wohlleben noch durch liebevolle Behandlung zu überwinden ist, beseelt, daß sie bei jeder Gelegenheit davonzulaufen suchen und durch Fesseln und Joch gesichert werden müssen *).

Sobald die Frauen die erste Jugend hinter sich haben, sind sie abschreckend häßlich, zumal sie ihre ohnehin unregelmäßigen Züge noch künstlich verunstalten: alle verheiratheten Weiber durchstechen, wie man auf dem Bilde sieht, nicht nur die Ränder der Ohrmuschel, sondern auch die Lippen, die obere wie die untere, mit einer ganzen Reihe von Grashalmen, die etwa 1 Zoll lang sind. Solcher Halme sitzen je 20 Stück in eben so viel Löchern an den genannten Körpertheilen. Auch die Nasenflügel werden, wie von den Bongo-Weibern, auf ähnliche Weise tractirt.

Am 29. Juni trennte sich Schweinfurth von seinem Gastfreunde, welcher noch seine Seriben im Mittu-Lande besuchen wollte, und marschirte in fünf Tagen mit wenigen Begleitern nach der Hauptstation Sfabbi, wo er seine in anderthalb Jahren angehäuften Briefschaften vorfand und einige Tage rastete. Dann brach er mit frischen Trägern nach Norden auf, um zu den ihm nachgeschickten, langersehnten Vorräthen zu gelangen; denn ringsum herrschte wieder der Hunger so sehr, daß die Träger während des fünftägigen Marsches nach Ghattas' Hauptseriba buchstäblich nur von wilden, ausgegrabenen Wurzeln lebten. Als er nach achtmonatlicher Abwesenheit dieses sein altes Standquartier wieder erreichte, fand er es in weit größerm Flore als vorher: große Waldstrecken waren neu ausgerodet, Dörfer und Weiler ringsum entstanden, eine Menge Bongo zur Ansiedelung gezwungen worden. An 600 Behausungen sollten hinzugekommen sein und auch innerhalb der Umpfählung waren immer dichter die Stroh- und Bambushütten und die Sonnendächer emporgewachsen, während hohe Strohzäune die einzelnen Gehöfte von einander schieden und nur wenige Fuß Breite für die Gassen übrig ließen. Bei Anfang der regenlosen Zeit begann auch die Furcht vor Feuersgefahr unsern Reisenden zu quälen. Er sollte nicht umsonst gefürchtet haben.

Er hatte den Rest des Jahres mit kleineren Ausflügen verbracht, sich dann zu einer zweiten Reise ins Niam-niam-Land gerüstet und saß am 1. December 1870 beim Briefschreiben, als plötzlich um die Mittagstunde der Ruf eines Bongo: „Poddu, poddu!" (d. h. Feuer) erscholl. Nur drei Hütten weit von ihm schlug die gierige Flamme aus der Spitze eines Kegeldaches empor und der beständige Nordost mußte sie gerade auf seine Behausung zuführen. An ein Retten seiner Habseligkeiten, die über 100 Trägerlasten ausmachten, war nicht zu denken; rasch schleuderte er wenigstens die Tagebücher in einen Holzkasten und ließ sie von den Dienern nach dem freien Platze der Seriba schleppen; aber bald verjagte der Brand die Menschen auch von dort und erfaßte die ihm nur für Minuten entrissene Beute, die Reisejournale und Notizen fast der ganzen bisherigen Wanderungen! Nur eine halbe Stunde dauerte das Wüthen der Flamme; dann eilten schon die Leute mit Krügen voll Wassers herbei, um wenigstens einen Theil der glimmenden Kornvorräthe in den thönernen „Gugas" zu retten. Aber was hatte sie in dieser kurzen Zeit alles vernichtet! Ohne Kleider, ohne Waffen und Instrumente, ohne Thee und Chinin stand Schweinfurth vor dem Haufen Kohle, in den die Frucht mehrjähriger Reisen verwandelt war. Seine ganze Ausrüstung für die zweite projectirte Niam-niam-Reise, viele

*) Das beigegebene Porträt zeigt eine solche Sklavin am geflochtenen Lederriemenstricke mit dem kläglichen Gesichtsausdruck der Gefangenschaft.

Sammlungen von der ersten, namentlich die von Insecten und von Erzeugnissen des afrikanischen Kunstfleißes, alle meteorologischen Beobachtungen, darunter an 7000 Barometerablesungen, die Notizen über 825 Reisetage, alle Körpermessungen und Vocabularien, alles, alles war in wenigen Minuten unwiederbringlich dahin. Bald darauf kam noch die Hiobspost, daß diejenigen Händler, welche sich bereits wieder nach dem Süden aufgemacht hatten, eine vollständige, blutige Niederlage erlitten hätten; und damit war auch die Aussicht auf die zweite Niam-niam-Reise ganz abgeschnitten.

Es ist eines der größten Verdienste dieses energischen Reisenden, daß er, als das Unglück von allen Seiten so auf ihn einstürmte, den Muth nicht verlor, sondern sich rasch zu neuem Handeln entschloß. Es wäre nutzlos gewesen, sich neue Kleider, Waffen, Instrumente, Papier u. s. w. von Aegypten schicken zu lassen; denn sie hätten länger als Jahresfrist gebraucht, um ihn zu erreichen, und ihr Eintreffen überhaupt war mehr als zweifelhaft. Aber andererseits lag noch über ein halbes Jahr vor ihm, ehe er mit den Handelsbarken die beabsichtigte Rückreise auf dem Nil antreten konnte; und in den beiden einzigen ihm gebliebenen Koffern fand er drei holosterische Barometer, einen Azimuthcompaß, Dinte, Schreib- und Zeichnenmaterialien. So war doch wenigstens so viel gerettet, um die Arbeiten wieder aufnehmen zu können, und trüben Sinnes fing er von Neuem an zu beobachten und zu sammeln und das Gesehene durch Schrift und Zeichnung festzuhalten. Zunächst siedelte er von den mißtrauischen Nubiern über nach Kurschuk-Ali's Seriba jenseits

Hütten der Kredj.

des Djur, wo er offenen Credit hatte und sich wenigstens neu einkleiden konnte. Von dort unternahm er am Neujahrstage 1871 eine neue Wanderung nach Westen, die ihn über 30 deutsche Meilen weit in die Gebiete der Golo und Kredj führte und von der er trotz des Fehlens jeder Uhr eine genaue Karte zu entwerfen vermochte. Er zählte nämlich mit unermüdlicher Geduld seine Schritte, welche beim wandernden Menschen (wie sich ein Jeder beim Marschiren auf einer mit Ruthen- oder Kilometersteinen versehenen Chaussée leicht überzeugen kann) ein sehr zuverlässiges Längenmaß abgeben, weit constanter als bei Thieren, z. B. Kameelen, die, wenn angetrieben, nicht die Zahl, sondern die Länge der Schritte vergrößern. Je 100 Schritte, die bei ihm je nach Beschaffenheit des Weges zwischen 0,6 und 0,7 Meter variirten, bezeichnete ein Finger, waren 500 voll, so wurde auf dem Notizblatte ein Strich gemacht; die zweiten 500 markirte ein Querstrich. Dazwischen trug er die übrigen Bemerkungen über Wegerichtung und Terrain ein. Auf solche Weise hat er auf jener letzten Wanderung bis zur Meschera $1\frac{1}{4}$ Millionen Schritte gezählt.

Vor Allem lernte er dort die Kredj kennen, die in viele bunt durch einander wohnende Stämme getheilt sind, das häßlichste Volk von allen, die er gesehen, und zugleich von geringerer Intelligenz als alle Nachbarn. Ihr Körper ist plump, schwerfällig, ohne Ebenmaß und unter Mittelgröße, der Haarwuchs dürftig, die Lippen dicker aufgeworfen und der Mundspalt breiter, als bei den übrigen Negervölkern jenes Gebietes. Von Farbe sind sie kupferroth und heller als die Bongo und Niam-niam. Die Bauart ihrer Hütten ist eine sehr vernachlässigte; die meisten entbehren vollständig

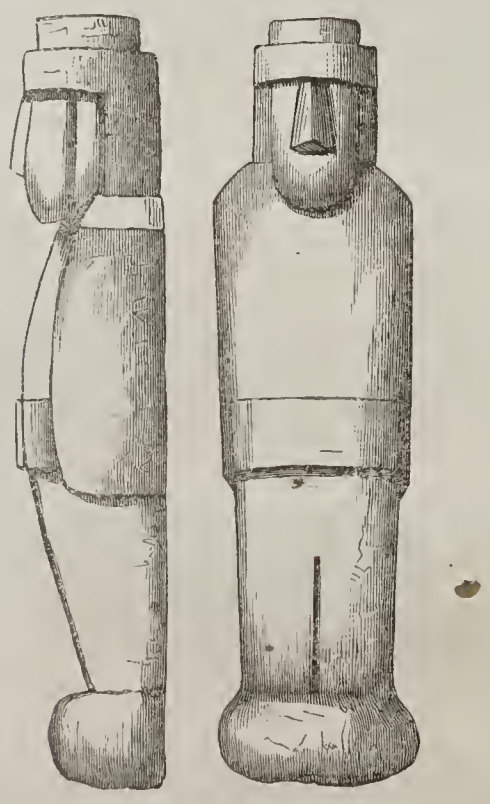
eines Unterbaues und bestehen nur aus dem breiten, kegelförmigen Grasdache, welches über ein korbartiges, reifrockähnliches Gerüst gedeckt ist, so daß sie an die Hütten der Kaffern erinnern. Ingeniöser sind ihre Kornspeicher, korbartige Bauten, die auf Pfählen ruhen und von einem deckelartigen, großen Korbdache überdeckt werden. Drinnen ruht auf Pfählen das riesige, thönerne Kornreservoir, und darunter befindet sich eine Herrichtung, wo vier Sklavinnen zugleich dem Geschäfte des Kornmahlens mittelst Reibsteinen obliegen können, die so aufgestellt sind, daß der zerriebene Brei in eine gemeinsame, in der Mitte befindliche und mit festem Thon ausgekleidete Sammelgrube fließt. —

Acht Tage dauerte noch der Marsch von Ghattas' Seriba nach der Meschera, dem Einschiffungsplatze, von wo Schweinfurth am 26. Juni 1871 nach Norden absegelte. Am 21. Juli erreichte er Chartum, den Endpunkt des Telegraphen, der alsbald die frohe Kunde seiner Rückkehr nach Europa überbrachte, und nach einer Abwesenheit von $3^1/_3$ Jahren betrat er schließlich am 2. November in Messina wieder europäischen Boden.

Peruanische Alterthümer.

II.

Die Festungen der alten Peruaner geben ebenfalls einen hohen Begriff von ihrer Baukunst; sie waren mit Wällen und Gräben umgeben, die größeren durch die Festigkeit ihrer Mauern, die kleineren durch ihre schwer zugängige Lage geschützt. Ihre Zugänge waren meistens unterirdisch, auch standen sie mit den Palästen und Tempeln, wenn solche in der Nähe waren, durch geheime Gänge in Verbindung. Diese unterirdischen Gänge sind mit vieler Umsicht angelegt, in der Regel haben sie Meterbreite und sind von Mannshöhe, dann verengern sie sich plötzlich und sind an der Seite mit zackigen Steinen ausgemauert, so daß man nur von der Seite sich zwischen ihnen durchdrängen kann. Alles war darauf berechnet, die Schätze aus den Tempeln und Palästen nach den Festungen zu retten und den Feinden die Verfolgung zu erschweren. Außer den allmälig verschwindenden Ueberresten der Festung von Cuzco sind die bedeutendsten die von Calcahilares und Huillcahuaman; weniger interessant sind die des Chimcanchu in Manfiche, bei Truxillo, da sie nicht aus geschnittenen Steinen, sondern aus Luftziegeln aufgebaut sind.



„Aymara-Statuette." Nach d'Orbigny.

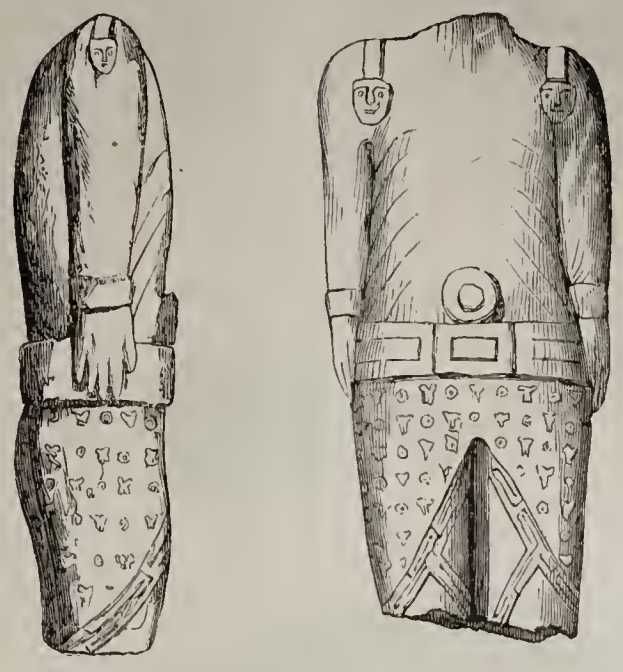
Sphinxartige Statue vom Titicaca-See. Nach d'Orbigny.

Die meisten alten Indianerdörfer der Sierra liegen auf Anhöhen, Hügeln, Bergspitzen und scharfen Bergrücken, die jetzt ganz steril sind, da sie der frühern künstlichen Bewässerung entbehren; sie sind fast immer nach Osten gerichtet, damit die Bewohner ihre Gottheit gleich beim Erscheinen am Horizont sehen konnten. Alle größeren Ortschaften hatten im Centrum einen viereckigen Platz, wo die Tänze aufgeführt wurden; von diesem laufen immer mehr oder weniger regelmäßige Straßen nach den vier Himmelsgegenden. Die Bauart der Häuser war sehr verschieden, und man findet neben den Palästen mit 20 bis 25 Fenster Front die kleinsten und armseligsten Hütten. Die von den Reisenden geschilderten thurmartigen Wohnungen der Departements Junin und Ayacucho erinnern uns an die heute noch von den Kaukasusbewohnern (z. B. den Swanen) errichteten Wohnhäuser, welche jedes eine Festung für sich darstellen. Auch in den peruanischen Hochlanden deutet alles auf gewaltige Kämpfe hin, von denen leider nur wenig bekannt geworden ist. Daß es sich aber um Racenkämpfe hier handelte, erscheint sehr wahrscheinlich.

Die alten Peruaner beerdigten häufig ihre Todten in den Wohnungen und verließen dann die Hütten — ein weit-

verbreiteter Gebrauch, der in der Südsee und bei vielen Völkern des östlichen Asiens uns wieder begegnet. Wie in den Gräbern wurde dann auch hier ein großer Theil des Geräthes mit vergraben. Diese verlassenen Hausstätten und die Gräber sind denn auch die wichtigen Fundorte peruanischer Alterthümer, zu denen neuerdings sich noch die Guanolager gesellt haben.

Bei den verlassenen Häusern findet man gewöhnlich folgende Anordnung: Unter einer etwa 70 Centimeter hohen Schicht Erde befindet sich der wohlerhaltene Cadaver, meistens, aber nicht immer, in sitzender Stellung; räumt man eine zweite eben so hohe Schicht Schutt weg, so stößt man auf die Hausgeräthe, als Koch- und Wassertöpfe von Thon, Gefäße von Flaschenkürbis, Jagd- und Fischzeug, Waffen ꝛc. Unter dieser Lage folgt häufig eine dritte, in der die Gold- und Silbergefäße und die Hausgötzen liegen. Die Idole sind aus Thon, Stein, Holz, Kupfer oder aus edelen Metallen. Die ersteren sind hohl, flachgedrückt und meistens mit bemalten Gesichtern; die steinernen aus Granit, Porphyr, Sandstein; sie sind massiv und oft meterhoch. Die goldenen Götzen sind immer hohl, aber ohne irgend eine bemerkbare Spur, wo sie zusammengelöthet wurden; ihre Größe ist verschieden, es giebt solche die $^3/_4$ Pfund wiegen; die silbernen sind dagegen immer massiv. Alle diese Götzen haben eine ähnliche Physiognomie, einen unverhältnißmäßig großen Kopf, meistens aber mit einer eigenthümlichen Kopfbedeckung, eine lange, oft stark gebogene Nase, große, eckige Augen und lange Ohren. Sie sind entweder in aufrechter oder hockender Stellung.



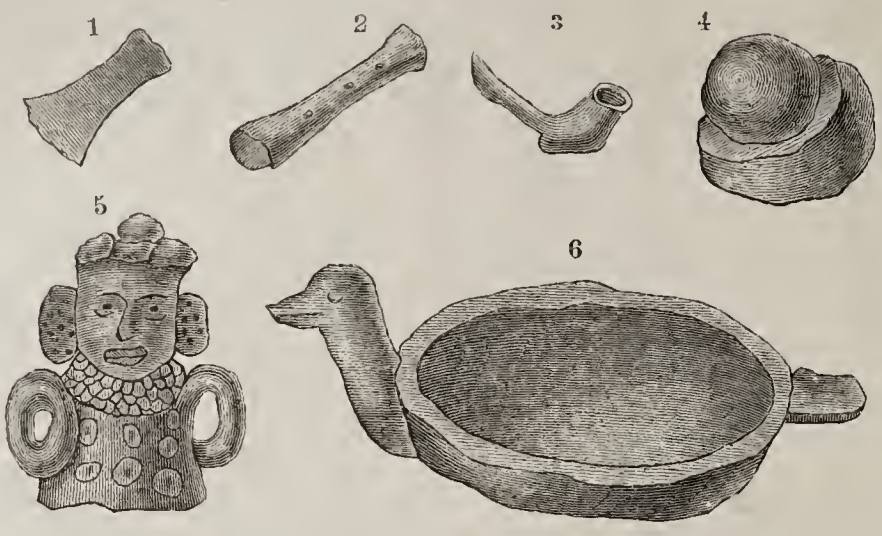
Bekleideter Torso. Vom Titicaca-See. Nach d'Orbigny.

Die Alterthümer, welche in der Umgebung von La Paz gefunden werden, als in einer von Aymaras bewohnten Gegend, zeigen einen eigenthümlichen Charakter. Sie sind ungleich roher, gleichsam schematisch und erinnern zum Theil an die primitivsten Holzschnitzwaaren Nürnbergs, wie z. B. die „Aymarastatuette", die wir nach Alcide d'Orbigny mittheilen. „Es zeigt sich hier," bemerkt der verdienstvolle Franzose, „eine rein hieratische Sculptur; die Priester führten diese einfachen Figuren massenhaft aus und überlieferten sie den halbbarbarischen Völkern in den Anden als ein Symbol, dessen Bedeutung uns wohl stets unbekannt bleiben wird." Auch das sphinxartige Gebilde, das wir in Holzstich reproduciren, gehört nach demselben Autor dieser rohern Epoche peruanischer Alterthümer an, wenn sich auch hier bereits ein Fortschritt in der Behandlung des Gesichtes zeigt. Ebenso ist der bekleidete Torso, an dem die Muster des Gewandes interessiren, wesentlich besser gearbeitet.

Peruanische Gesichtsvase.

Prächtige, ausdrucksvolle Köpfe finden wir dagegen oft an den Wassergefäßen angebracht, welche der Incazeit zugeschrieben werden. Bereits „Globus" XXV, S. 40 haben

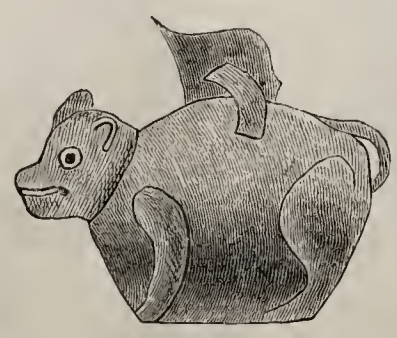
wir eine Anzahl peruanischer Gesichtsurnen abgebildet, die zum Theil Aehnlichkeit mit jenen aus Pommerellen zeigen, während die meisten von einem höhern Geschmacke und einer größern Kunstfertigkeit Zeugniß ablegen, als die europäischen Urnentöpfer besaßen. Auch die schöne Gesichtsvase, die wir heute bringen, beweist, wie vortrefflich die alten Peruaner zu modelliren verstanden, denn das Gesicht ist vollkommen lebenswahr und erscheint wie ein Porträt. Alle peruanischen Gesichtsvasen dienten als Wasser- und Trinkgefäße. Man hat letztere indessen noch in den mannigfachsten Formen gefunden. Häufig stellen sie zusammengekauerte fratzenhafte menschliche Figuren dar, und viele von diesen sind sehr obscön. Die meisten haben zwei Oeffnungen, eine zum Einfüllen, die andere zum Ausgießen des Wassers; bei vielen hört man beim Füllen einen sehr weichen, flötenden Ton von der durch die andere Oeffnung entweichenden Luft. Diese Gefäße



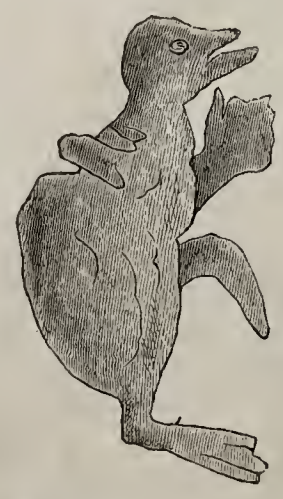
Gegenstände aus der Begräbnißstätte von Pachacamác. Nach Hutchinson.
1. Kupferner Meißel. 2. Flöte aus Knochen. 3. Tabackspfeife. 4. Mahlstein mit Läufer. 5. Terracottafigur. 6. Hölzerne Schüssel in Vogelgestalt.

Steinernes Götzenbild, 62 Fuß tief unter Guano gefunden. Nach Hutchinson.

sind in der Regel von rothem oder schwarzem, glänzendem Thone; die für den täglichen Gebrauch in den Häusern waren von verschiedener, mäßiger Größe; die zum Aufbewahren des Chichabieres aber sehr voluminös. In einigen mit Gyps wohl verschlossenen hat man Chicha gefunden, die über 300 Jahre alt und sehr berauschend war. Auf den Gefäßen aus Flaschenkürbis sind in der Regel abenteuerliche Figuren eingeschnitten. Nicht selten werden große und kleine goldene Becher von getriebener Arbeit gefunden, an denen eben so wenig als an den Götzen eine Löthnaht entdeckt werden kann. Unter den Waffen sind besonders die steinernen Beile bemerkenswerth; sie haben auf dem dickern Ende eine Rinne, die in den Stiel gelegt und an diesem mit Riemen befestigt wurde. Schmuckgegenstände, als Ohr-, Nasen- und Lippenringe, Halsketten, Nadeln, Arm- und Fußspangen, waren in der Regel aus Gold und mit bunten Muscheln verziert. Die Scepter der Incas waren sehr kunstreich aus Gold gearbeitet, die der Kaziken aus Kupfer. Hölzerne Gefäße oder Idole findet man selten. Es scheint, als ob den alten Indianern die Bearbeitung des Holzes schwerer gewesen sei als die der Metalle und Steine. Die Peruaner nennen alle in den alten Gräbern gefundenen Gegenstände Huaqueros, von Huaca in Kechua = Grab.



Thönernes Wassergefäß, 62 Fuß tief unter Guano gefunden. Nach Hutchinson.



Flachgedrückter Pinguin aus dem Guano von Guanape. Nach Hutchinson.

Die Gräber, die Beisetzung der Leichen, deren Behandlung nach Art der Mumien sind schon so oft geschildert worden, daß wir füglich hier darüber weggehen können. Dagegen verdienen die in großer Menge, namentlich in der Küstenregion, vorhandenen Tumuli unsere Beachtung. Hutchinson, dem wir hier folgen wollen, hat ihnen seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und vergleicht sie mit den Mounds des Mississippithales. „Unter den letzteren werden solche von 1000 Fuß Umfang und 70 Fuß Höhe, andere von 2000 Fuß Umfang und 90 Fuß Höhe erwähnt. Das sind jedoch nur kleine Mounds gegenüber jenen, die ich bei Pachacamác und zwischen Lima und Callao gemessen habe. Die Spitze des künstlichen Hügels von Pachacamác, 200 Fuß über der Basis gelegen, bildet ein Plateau von zehn Quadratacker Größe, während die Mounds von Pando und Ocharan bei Weitem die von Squier aus dem Mississippithale beschriebenen Erdhügel übertreffen. Jener von Pando ist 108 Fuß hoch, 278 Ellen lang, 96 breit und umfaßt 14,640,000 Cubikfuß Material. Die Verwunderung über diese Fülle wird noch erhöht, wenn ich hinzufüge, daß ein sehr großer Theil des Mounds aus lufttrockenen Ziegeln besteht, deren jeder 6 Zoll lang, 4 breit und $2^1/_2$ dick ist. Noch merkwürdiger erscheint, daß viele dieser Ziegel die Spu-

ren menschlicher Finger tragen. Es war eine großartige Idee, einen so ungeheuern Hügel zu errichten."

Squier bemerkt von den Mississippi-Mounds, daß viele in der Form von Kreisen oder Vierecken errichtet wurden und daß diese Figuren trotz ihrer Größe mit mathematischer Genauigkeit ausgeführt sind. Bei einem ist jede Seite genau 1080 Fuß lang und die eingeschlossene Fläche beträgt 27 Acker. Einer der Kreise hat gerade 700 Fuß Durchmesser; auch die Ellipsen waren äußerst genau construirt. Ein Werk, welches die Ueberreste einer zwei Miles langen Steinmauer zeigt, bedurfte zu seiner Herstellung eine Million Cubikfuß Steine; ein Erdwerk aber über drei Millionen Cubikfuß Erde.

Hutchinson weist uns aber viel großartigere Werke in Peru nach. Der Erdhügel von Juliana oder Ocharan bei Chorillos erhebt sich 95 Fuß, hat eine mittlere Breite von 155 und eine Länge von 1284 Fuß. Er wurde von einem äußern Wall umgeben, dessen Seiten 2448 bezw. 2100 Fuß maßen, der jetzt aber größtentheils zerstört ist. Die Mississippi-Mound-Erbauer müssen, wie Squier hervorhebt, etwas von Geometrie verstanden haben; die Maße der peruanischen Mounds sind nach Hutchinson stets Multipla von zwölf und er sieht hierin eine frühe Kenntniß des Zodiacus. Während aber die Mississippi-Mounds, sofern sie Begräbnißstätten waren, stets nur über einem Leichname aufgeschüttet wurden, sind die peruanischen wahre Friedhöfe mit Tausenden von Leichen, deren jede ihren besondern Ruheplatz in dem gemeinsamen Hügel hat.

Nach Hutchinson sind alle diese Werke vorincaisch und auch Raimondi *) nimmt dieses von den Mounds am Ullan, bei Caraz und Pumacayan an; dieser frühern Epoche gehören nach ihm auch die Ueberreste des Palastes von Malpaso an, welchem die Spanier den Namen Castillo de calaveras (Schädelschloß) gegeben haben. Es zeigt vier große elliptische Mauern, die in der Mitte auf dem höchsten Punkte des Mounds zwei eigenthümlich gestaltete Häuser einschließen. Alles Mauerwerk ist von ungeheueren unbehauenen Steinblöcken aufgeführt, die indessen doch eine platte Oberfläche bilden, da alle Zwischenräume und Fugen mit kleinen Steinen ausgefüllt sind. Die äußere Mauer hat vier Thüren von elliptischem Durchmesser. Am Eingange ist sie vier Ellen dick; sie bildet hier eine Vestibule, die mit glattbehauenen Algarobastämmen gedeckt ist.

Noch 12,000 Fuß über dem Meere, bei Paràrà (d. h. Mühlstein in Aymara), wo fast beständig Schnee liegt, fand Hutchinson Ruinen von Forts. Noch wunderbarer erscheinen uns die Befestigungen von Lipa auf den Höhen von Pasacancha, nordöstlich von Andamayo, und die dortigen Gräber, welche Raimondi (S. 182) schildert. Zerstreute, ohne Zusammenhang daliegende Steine zogen 1859 hier die Aufmerksamkeit der Bewohner an; sie gruben nach und fanden Grabkammern von prächtig behauenen Dioritquadern, deren größter gegen 4 Meter lang und 3 Meter breit war. Der Berg, auf dem diese Grabkammer angelegt war, besteht aus Sandstein, der sich gut bearbeiten läßt, um so mehr fällt es auf, daß man den Diorit aus weiter Ferne hierher holte, um das Grab zu bauen. In der Grabkammer selbst fand man keinen Körper, wohl aber in kleinen Nischen eine Anzahl Kinderknochen und goldene Gefäße von vortrefflicher Arbeit. Jetzt machten sich Schatzgräber daran, ringsum den Boden zu durchwühlen, und es wurde dabei noch mancher werthvolle Fund zu Tage gefördert. Ein „Steinsarg" kam zu Tage, der Schatzgräber hörte etwas darin klappern und freute sich bereits auf die Silberbarren, die er darin vermuthete. Als er den Deckel öffnete, fand er den „Sarg" gefüllt mit Tarucahörnern (dem Geweih von Cervus antiensis).

Um scharfe Perioden der peruanischen Archäologie aufzustellen, fehlt es jetzt wohl noch an genügenden Grundlagen, so viel tüchtige Leute auch auf diesem Felde gearbeitet haben. Der Stoff ist noch nicht gehörig gesichtet; darin dürfte Hutchinson Recht haben, daß nicht alles Gefundene auf Rechnung der Incas zu setzen ist. „Wir wissen wenig mehr von der vorgeschichtlichen Anthropologie Perus, als daß seine Einwohner wunderbare Arbeiter waren, sie hatten, so viel bekannt, keine geschriebene Sprache, die Felsinschriften ausgenommen, welche jedoch noch nicht entziffert sind, die Quipus (Knotenschrift) aber gehörte den Incas an. Doch kannten die vorgeschichtlichen Peruaner bereits den Gebrauch der Metalle und Legirungen, sie fabricirten und färbten Stoffe, waren geschickte Töpfer, wenn ihnen auch die Drehscheibe unbekannt war. Von ihren Waffen kennen wir Keulen, Bogen, Pfeile, Schleudern."

Nach Hutchinson hat auch der berühmte Pachacamác-Tempel mit den Incas nichts zu thun, desgleichen nicht die Alterthümer, welche er im Guano fand und von denen wir nach seinem Werke „Two years in Peru" hier einige abbilden. Bis zu einer Tiefe von 35 Fuß wurden unter dem Guano der Chincha-Inseln verschiedene in Holz geschnitzte Idole aufgefunden; ja in 62 Fuß lagen unter reinem Guano noch ein Steinbildniß und steinerne Wassertöpfe. Noch künstlerischer gestaltet sind die „königlichen Emblems und Hausgötzen" aus Holz, die ebenfalls in den Guanolagern, in einer jedoch nicht genau beobachteten Tiefe, gefunden wurden. Auf den Guañapa-Inseln entdeckte man unter einer 32 Fuß mächtigen Guanoschicht den Körper eines Pinguin, der durch die Pressung der auf ihm lagernden Masse zu der Dicke von nur einem halben Zoll zusammengequetscht war und doch noch, wie die Abbildung zeigt, sich gut erkennen ließ. Unter diesem Vogel lag noch ein Stück Zeug. Schlüsse, die auf das Alter von Gegenständen gezogen werden können, welche unter geologischen Ablagerungen ausgegraben werden, sind immer unsicher und müssen mit der größten Vorsicht aufgenommen werden. Wir können die Zeit nicht bestimmen, welche zur Anhäufung von 32 oder 62 Fuß Guano nothwendig war; jedenfalls aber rücken die Funde im Guano in eine sehr frühe Zeit hinauf. Daß man sehr vorsichtig bei der Altersbestimmung solcher Dinge sein muß, ergiebt sich daraus, daß unter den 1872 von Hutchinson bei Ancon aufgefundenen Schädeln und Alterthümern sich auch ein ganzer Maulthierhuf befand, der natürlich nicht über die spanische Zeit hinaufreicht.

*) El Departemento de Ancachs y sus riquezas minerales por A. Raimondi, publicado por Enrique Meiggs. Lima 1873.

Die Bäume im sicilianischen Volksglauben.

Von Freiherrn **von Reinsberg-Düringsfeld.**

Während die Lieder und Märchen des sicilianischen Volks zahlreiche Züge aus heidnischer Zeit enthalten, stammen die Ueberlieferungen, die sich an Bäume knüpfen, im Sicilianischen fast sämmtlich von christlichen Legenden her. Der Volksmund spricht sogar am häufigsten und liebsten nur von solchen Bäumen, welche in unmittelbaren Beziehungen zum Leben des „Meisters" stehen, wie Jesus Christus in den dortigen Sagen genannt wird, und selbst Giuseppe Pitré in Palermo, der unermüdlichste Forscher und gründlichste Kenner der Traditionen, Glaubensmeinungen und Geistesäußerungen der Bevölkerung Siciliens, klagt in einem an den bekannten Professor Angelo De Gubernatis in Florenz gerichteten Briefe über „die sicilianische Volksbotanik", daß er in Betreff der Baumverehrung auf Sicilien beinahe nichts gefunden habe, was sich auf vorchristliche Erinnerungen zurückführen ließe.

Die beim Volk im höchsten Rufe stehenden Bäume sind die Palme, der Feigenbaum, der Franzosenholzbaum, die Tamariske und der Oelbaum.

Von der Palme oder parma giebt es viele Legenden. Unter ihrem Blätterdache suchte auf der Flucht nach Aegypten die heilige Familie Schutz und Labung und ihre Zweige senkten sich niederwärts, um den am Fuße des Stammes Ruhenden dichtern Schatten zu bereiten. Als Maria, von den schönen Früchten angelockt, die sie hoch über sich erblickte, heimlich den Wunsch aussprach, nur vier der Datteln zu haben, um damit ihren vor Durst und Müdigkeit brennenden Mund zu kühlen, bog die Palme sich plötzlich so tief, daß die Mutter Gottes mit Gemächlichkeit die Früchte pflücken und verzehren konnte. Dadurch gerührt, segnete Jesus Christus die Palme und wählte sie zum Heilmittel für diejenigen aus, welche dem Tode nahe sind, indem er erklärte, daß er selbst mit Palmenzweigen triumphirend in Jerusalem einziehen wolle.

Ihrem hohen und majestätischen Wuchse verdankt die Palme eine Art Vorzug auf dem Gebiet der Liebespoesie: sie wird nämlich gern zur Vergleichung bald der Liebsten, bald des Liebsten angewandt.

Schöne Liebste mit den blonden Flechten,
Hoch und prachtvoll gleich der schönen Palme,

heißt es in einem Liede, und in einem andern, welches ganz die Gluth des Südens ausathmet, sitzt sogar die Schöne auf einer Palme, um Datteln zu pflücken, und ihr Liebhaber brennt vor Sehnsucht, sie herabsteigen zu sehen.

Aus einer sprüchwörtlichen Redensart geht der sonderbare Glaube hervor, daß, wer eine Palme pflanzt, nie Früchte von ihr pflückt, weil sie erst nach hundert Jahren tragen soll.

Der Oelbaum ist gleich der Palme ein Sinnbild des Friedens und spielt wie sie am Palmsonntag eine große Rolle. Die statt der Palmen geweihten Oelzweige werden „Palmen" genannt und Oellaub wird an diesem Tage massenhaft in die Städte und Dörfer gebracht. Die Fischer schmücken mit ihm ihre Barken, die Fuhrleute ihre Sättel und die Landleute stecken Zweige in ihre besäeten Felder, um diese zu schützen und fruchtbarer zu machen.

Der Franzosenholzbaum ist heilig und traurig zugleich, weil sein Holz einst zum Kreuze Christi diente.

Am Feigenbaum hat sich Judas gehangen, deshalb blüht er nie. Eine andere Sage behauptet jedoch, der Baum, welcher Judas zu diesem Zweck gedient, sei kein Feigenbaum, sondern eine Tamariske gewesen und zwar die tamerix africana, welche man auf Sicilien vruca nennt. Vor Christi Geburt war sie ein großer, schöner Baum und so stark in ihren Aesten, daß Judas Ischarioth in seiner Verzweiflung, den Meister verrathen zu haben, sie aufsuchte, um sich an ihr zu erhängen. Von dem Augenblicke an ward aber die Tamariske immer niedriger und kleiner, bis sie zuletzt bloß als häßlicher, mißgestalteter Strauch wuchs, der heutiges Tages zu der Vergleichung dient: „Tintu comu la vruca," elend wie die Tamariske, die nicht einmal zum Verbrennen taugt, so daß man sprüchwörtlich sagt: „Du bist wie das Holz der Tamariske, das weder Asche noch Feuer giebt." (Si' comu lu lignu di la vruca, chi nun fa nè cinniri nè focu.)

Die Seele des Judas ist dazu verdammt worden, ewig in der Luft herumzukreisen und nur, so oft sie eine Tamariske sieht, anhalten zu müssen, um zur Strafe ihren Körper zu erblicken, der ihr an einem Aste hängend erscheint.

Manche behaupten jedoch, der Verräther am Meister habe sein trauriges Leben weder am Feigenbaum noch an der Tamariske, sondern am sogenannten wilden Johannisbrotbaum (cercis siliquastrum) geendet, der deshalb auch gewöhnlich, wie in ganz Italien, Judasbaum (arvulu di Giuda oder di Giudeu) heißt.

Für minder bedeutend, wenngleich ebenfalls für heilig, gelten die Pinie, die Pappel, die Myrthe, der Hollunder und einige andere Pflanzen.

Die Pinie steht in großer Achtung, weil sie nicht nur den Weihrauch zu den kirchlichen Ceremonien liefert, sondern auch an das Jesuskind mahnt. Denn wenn man einen Pinienzapfen nimmt, die Frucht ausschält und den innern Kern der Nuß senkrecht durchschneidet, so nimmt man, wenn man recht hinsieht, das Abbild einer Hand wahr, und das ist die des Jesuskindes, im Begriff zu segnen.

Der Grund dieser Erscheinung beruht jedoch nicht etwa auf einer Zufälligkeit oder einem launenhaften Spiel der Natur, sondern hängt wiederum mit einer Legende zusammen. Als nämlich die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten einen Ort zum Ausruhen suchte, näherte sie sich einer Lupinie, die unweit des Weges stand. Wie die Tamariske war auch die Lupinie zu jener Zeit noch ein schöner Baum, der überdies äußerst wohlschmeckende Früchte trug. Die Lupinie weigerte sich indessen egoistisch, die armen Flüchtlinge unter ihrem Schatten aufzunehmen, und zog ihre breiten Zweige so zusammen und an den Stamm heran, daß die Reisenden unbedeckt blieben und trotz ihrer Müdigkeit die schmerzhafte Wanderung fortsetzen mußten. Bald darauf erblickten sie eine Pinie, unter welche sie sich begaben, und diese breitete ihre schönen Zweige möglichst weit aus und verbarg liebevoll das Kind.

Seit jenem Tage genoß die Pinie der Begünstigung, die Hand des Christuskindleins zu zeigen und immer mehr zu wachsen, während die Lupinie dazu verdammt wurde, sich nicht über eine Spanne hoch von der Erde zu erheben und fortan so bittere Früchte zu tragen, wie sie jetzt hat.

Die Pappel, wie die Myrthe, der wilde Oelbaum, der Mäusedorn, die Gänsedistel, das Lungenkraut und der Poley dienen zur Ausschmückung der Weihnachtskrippen und werden schon deshalb geschätzt. Vom Poley (mentha pulegium, sicilianisch puleju) erzählt man noch außerdem, daß er in der Christnacht gerade um Mitternacht, wenn das Jesuskind zur Welt gekommen, wieder blühe, ohne grün zu werden, was in der Johannisnacht wirklich vorkommen soll.

Von der Myrthe heißt es sprüchwörtlich: Cci nni voli murtidda p' apparari li Santi! (wir brauchen Myrthe, um die Heiligen auszuschmücken!), weil man zum Schmuck der kleinen Altäre und Capellchen der Heiligen die Zweige von Myrthen und Orangenbäumen verwendet. Aus den letzteren macht man auch einer alten Gewohnheit gemäß die großen Festguirlanden um die Bilder von Maria Himmelfahrt während der ersten fünfzehn Tage im August, und um die Bilder Maria's und Joseph's während der letzten acht Tage vor Weihnachten, in denen die herumziehenden Dudelsackpfeifer ihre vier oder fünf Stücke abspielen.

Dagegen pflegten bis vor wenigen Jahren am Feste der heiligen Rosalia in Palermo die Knaben aus den Volksclassen zum Zeichen der Freude und des Jubels sich Kopf und Brust über und über mit Zweigen vom Hollunder oder savucu (lateinisch sambucus nigra) zu umwinden und sich an den Schläfen Schellen oder kleine Glöckchen zu befestigen, um mit den Rennpferden zu wetteifern. Noch heutiges Tages prangen an diesem Feste alle Straßen der Stadt mit grünem Rohr, woran Abends bunte Papierlämpchen gehängt werden.

Da man glaubt, daß grünes Rohr die giftigen Schlangen „bindet" und tödtet, während man sie mit knotigen Stöcken vergebens schlägt, ohne dies zu erreichen, so nimmt man gern einen Stock aus grünem Rohr, wenn man im Sommer durch Felder oder Berge geht. Dürres Rohr aber wird an die Grenzen eines Besitzthums gesteckt, weil es dieses avitatu oder unberührbar und heilig machen soll.

Die Cypresse (sicilianisch nucipersicu) ist der Haupttrauerbaum; nach ihm folgt die Trauerweide oder arvulu piancenti, weinender Baum, und die Pappel, deren Holz in der Gegend von Acireale für geweiht gilt und deshalb zu Heiligenstatuen benutzt wird. Mit diesen Bäumen umpflanzt man die Kirchhöfe in Sicilien, ohne jedoch, wenn sie vereinzelt stehen, ihnen eine üble Vorbedeutung zuzuschreiben. Auch die Gärten der Bettelmönchklöster sind mit Cypressen umgeben.

Laut dem Sprüchwort:

Cc'è tant ervi all' orti,
E cc'è la rosamarina pi li morti

(es giebt soviel Kräuter für den Garten und es giebt den Rosmarin für die Todten)

gilt der Rosmarin ebenfalls für eine Trauerpflanze. In den Volkserzählungen ist er den Feen heilig, weshalb die in Schlangen verwandelten Königstöchter vor jeder Verfolgung sicher sind, sobald sie eine Rosmarinstaude erreichen und berühren können. In einem Märchen, welches G. Pitré in seiner vortrefflichen Sammlung sicilianischer Märchen, Sagen und Erzählungen *), der besten und reichhaltigsten Italiens, unter Nr. 37 des 1. Bandes mittheilt, kommt sogar eine Königstochter als Rosmarinpflanze zur Welt und nimmt erst später Menschengestalt an.

*) Fiaba, Novelle e racconti popolari siciliani. Palermo 1875. 4 Vol.

Nicht minderer Begünstigung Seitens der Feen erfreuen sich der Nuß- und Johannisbrotbaum.

Den letztern betrachten die Feen geradezu wie ihr Haus, in dem sie wohnen, und den Nußbaum lieben sie ebenfalls als Aufenthaltsort, besonders des Nachts. In Salaparuta ist ein mit großen Nußbäumen dicht bewachsener Fleck, der mit heiliger Scheu betrachtet wird, weil dort die Feen in Unzahl hausen, und noch heutiges Tags wagt einige Stunden nach dem Ave Maria Niemand dort vorüberzugehen, aus Furcht, unter einem dieser Bäume behext zu werden.

In Santa Ninfa wird der sogenannte Nußbaum von Bonaventa wegen gewisser Geister, die sich in ihm aufhalten sollen, am meisten gemieden, und der Name dieses Baumes, dessen Bedeutung die Landleute nicht kennen, ist offenbar eine Erinnerung an den berühmten Nußbaum von Benevento, das Stelldichein der süditalienischen Hexen. Da der Baum für behext gehalten wird, müssen um so mehr auch seine Früchte dafür gelten, und namentlich werden einer Nuß mit drei Kernen die wunderbarsten Kräfte zugeschrieben.

Wer eine solche Nuß in der Tasche hat, besitzt die Macht, vor Blitz und Donner, vor Behexung und Zauber aller Art zu schützen, die Entbindung einer Frau zu beschleunigen, aus Streit und Handgemenge stets siegreich hervorzugehen, und wer eine solche Nuß verzehrt, wird vom Wechselfieber befreit.

Allgemein versichert man, der Nußbaum sei der Gesundheit des Menschen schädlich, und vom Johannisbrotbaum behaupten die Bewohner von Borghetto, daß Jeder unfehlbar sterben müsse, der das Unglück habe, von ihm herabzufallen.

Auch theilen beide Bäume mit dem Maulbeerbaum die Eigenschaft, den Blitz anzuziehen, und namentlich in Santa Ninfa (Provinz Trapani) und in Cianciana (Provinz Girgenti) hütet sich Jeder ängstlich davor, bei einem Gewitter unter einem dieser Bäume Schutz zu suchen.

Der Lorbeer ist in der Ueberlieferung der Gelehrten wie des Volks den Dichtern heilig, weil diese in der Vorzeit zugleich Seher und Weissager waren, und der Lorbeer ursprünglich die Kraft verlieh, das Verborgene zu schauen. Darum ist er auch das Sinnbild der Zauberkunst und die Zauberer pflegen sich aus seinen Zweigen Kränze um das Haupt zu winden und mit seinen Blättern die Kleider und Gewänder zu schmücken.

Die Tanue dagegen, welche die Botaniker abies pectinata nennen, wird vom Volke als Heilmittel für Bezauberte oder von Geistern Besessene angesehen und heißt deshalb arvulu caccia-diavuli, Teufelvertreibbaum, arvulu cruci-cruci, Kreuzkreuzbaum, oder arvulu di S. Filippu, St. Philippsbaum. Eigenthümlich ist der Glaube, daß der Lorbeer vor Blitz und Wetterschlag schützt, und als besonders heilig wird er in S. Cataldo (Provinz Caltanisetta) angesehen, wo sich am 7. December jedes Jahres die Abgeordneten zum Fest der Madonna, der höchsten Schutzheiligen der Gemeinde, in die Umgegend begeben, um große Aeste und Zweige von Lorbeerbäumen zu holen und in mächtigen Bündeln in die Stadt zu bringen. Dort gehen sie in das Haus eines der Abgeordneten, steigen in die oberen Stockwerke und werfen von den Balconen aus ihre grünen Schätze auf die Leute hinab, die sich massenhaft vor dem Hause versammelt haben und sich drängen, einen Zweig davon zu erhaschen. Wem es gelingt, der bindet sogleich Schleifen, Fransen und Fleckchen von Seide sowie Orangen daran und nimmt mit dem so verzierten Ast in der Hand Theil an der Procession, welche am Nachmittag stattfindet und bei welcher die sämmtlichen sogenannten Hüte oder cappeddi, d. h. Abgeordnete, Priester und Vornehme, Zweige statt brennender Kerzen tragen.

Ein anderer wunderbarer Baum ist der Pfirsichbaum, in welchen mit Kröpfen Behaftete nur in der Himmelfahrts- oder Johannisnacht hineinbeißen dürfen, um ihr Uebel los zu werden, weil die Rinde dieses Baumes alle schlechten Säfte von Drüsenkranken und Kehlsüchtigen einsaugen soll.

Wenn jedoch der Baum in Folge des Bisses nicht abstirbt und vertrocknet, ist keine Genesung des Kranken zu erwarten.

Vom Oleander schnitzen die Landleute vom Aetna Stöcke für die Greise. Deshalb pflegen sie auch dem Alten, der bei der volksthümlichen Darstellung der heiligen Familie am 19. März den heiligen Joseph vorstellt, einen Oleanderstock in die Hand zu geben.

Der Weinstock ist den Weintrinkern lieb und werth, aber zum Schild für Weinschenken nimmt man hier und da, wie in Acireale und in anderen Gemeinden am Aetna, Epheu, an vielen Orten einen Olivenzweig oder noch häufiger einen Lorbeerzweig.

Der wilde Feigenbaum, in Toscana „Vaterunserbaum" genannt, heißt auf Sicilien arvulu di pacenza, Geduldbaum, oder bloß Pacenza, Geduld, und gilt für das Symbol der Untreue der Frau gegen den Mann, weshalb man von einem betrogenen Ehemanne sagt: er ist pacinziuzu, oder noch deutlicher: dignu d'aviri la Pacenza davanti la porta! (werth, den Geduldbaum vor der Thür zu haben!).

Diese Redensart ist besonders am Aetna sehr üblich, wo die Landleute auch das Vorurtheil hegen, daß, wer vor dem Johannistag (24. Juni) unter einem Baume schläft, krank oder behext wird. Ehe man sich niederlegt, muß man daher einen Zweig abbrechen, um den Baum „zur Ader zu lassen" (sagnari l'arvulu), weil Aderlaß überhaupt im Stande ist, die schlimme Wirkung eines menschlichen oder übermenschlichen Wesens zu neutralisiren. Auch die Wärwölfe (sicilianisch lupi minàri, oder lupunàrii, mannàri), welche, wie das Volk spricht, am „Mondübel" leiden, können unschädlich gemacht werden, wenn man sie während ihres Zustandes mit irgend einem spitzen Gegenstand sticht, bis Blut kommt.

Wenn ein Obstbaum längere Zeit nicht trägt, so geht in Ucria (Provinz Messina) am Charsamstag unmittelbar nach der Auferstehung Christi der Besitzer, begleitet von einem Nachbar, mit einem Beil hinaus, um ihn abzuhauen. Beim ersten Schlag verwendet sich der Nachbar für den Baum und bittet den Besitzer, noch ein Jahr zu warten, ehe er ihm das Leben nehme, und der Besitzer läßt ab und bewilligt dem unglücklichen Baume noch ein Jahr, in der Hoffnung, ihn wieder des Lebens und des Lobes würdig werden zu sehen.

Aus allen Erdtheilen.

Ueber die „Volkspoesie der Lappländer"

erstattete Herr W. J. Njemirowitsch-Dantschenko der kaiserl. russ. Geographischen Gesellschaft in ihrer Sitzung vom 12. October 1874 Bericht, dem wir Folgendes entnehmen:

„Es hat die Ansicht geherrscht, daß die Lappländer (russisch „Lopary") weder Volkslieder, noch Sagen, noch sonst etwas einer Volksliteratur Aehnliches, wie andere Völker, besitzen. Dank den Bemühungen des Herrn Dantschenko hat es sich herausgestellt, daß die Lappländer eine ihnen eigenthümliche Volkspoesie besitzen, sich jedoch vor russischen Zuhörern zu singen schämen, oder sie wohl gar selbst nicht kennen wollen und statt ihrer Uebersetzungen russischer Lieder singen. Die Lappländer haben selbst zugestanden, daß bei ihnen schon Liedersammler aus Schweden und Finnland gewesen sind und Vieles aufgeschrieben haben, sie haben diesen Sammlern jedoch nur russische Lieder vorgesungen; die orthodoxen Geistlichen aber, welche in beständiger Verbindung mit den Lappländern sind, verzeichnen ihre Lieder nicht. Das erste rein lappländische Lied hat Herr Dantschenko in Imandra gehört, wo der Lappe Basilius Moschnjakow ihm lappländische Worte ins Russische übersetzt hat. Immer haben nur Frauen gesungen, während die Männer ausschließlich erzählten; den alten Weibern wurde vor Allen das Singen überlassen. Die Lappländer haben selbst versichert, daß jetzt nur noch Basilius Barchatow allein alte Lieder kenne; Andere kennen solche nicht mehr. Die alten Lieder sind, wie die Lappländer versichern, besser als die neuen, weil Gott Lappland damals mehr liebte. Die Mehrzahl der Sagen behandelt die Einfälle der Tschudj [1]), welche mit Schwertern fochten (die Lappländer vertheidigten sich mit Pfeilen), und die der Schischeier. Sehr interessant waren die Erzählungen vom wunderbaren Kinde [2]), welches ein Lappländer aus einer Schlucht gebracht hat, und von seiner Aehnlichkeit mit der Tschudj. Wenn der Sturm wüthet, sagt der Lappländer, daß die Tschudj daherbraust. Die Tschudj hat sich in Bergesschluchten geflüchtet und kommt jetzt noch oft aus den Felsen hervor. Auch die Sage vom Kampfe dreier Helden mit der Tschudj, welche fast immer, selbst in Sagen von mythischem Charakter, eingemischt wird, ist nicht ohne Interesse; in ihr ist das Motiv der Verrath, welchen die Frau des Helden begangen hat und das in den Ueberlieferungen so vieler Völker [3]) vorkommt. Bei den Lappländern findet man auch als Motiv das „Authun", welches vom Teufel herkommt; auch hat sich bei ihnen die Tradition erhalten, daß westlich von Kola „kranke Lappländer" wohnen; es ist jedoch unmöglich, die Bedeutung dieser Ueberlieferung zu ermitteln. Nach örtlichen Erzählungen hat der Kaiser Peter die Lappländer sehr geliebt; er hat ihnen Gesetze über den Fischfang gegeben und diese liegen, zur Sicherheit mit Lanzen durchstochen, an verborgenen Orten. Im Allgemeinen kennen jetzt nur noch alte Weiber die alterthümlichen Gesänge, wie z. B. von der Wasserjungfrau [4]) mit dem goldenen Kamme und vom ehemaligen Gotte, den man jetzt Teufel nennt. Diesem Gotte wurden Renthierhörner [5]) geopfert. Während der Annahme des Christenthums wurde der letzte Haufen solcher Opferhörner ins Meer geworfen, infolge dessen ein furchtbarer Gewittersturm mit Blitzen entstand und Gott entfloh in einem Wölkchen auf die Berge. Jetzt hat sich dieser Gott in vier Krähen verwandelt und wohnt in den Bergen."

Albin Kohn.

---

[1]) Ueber diesen Volksstamm verweise ich auf Abtheilung 1, Seite 9 meines bei Otto Spamer in Leipzig erschienenen Buches: „Sibirien und das Amurgebiet" von Albin Kohn und Richard Andree.

[2]) Man vergleiche diese Sage mit dem, was Dr. F. L. Schwartz in seinem: „Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum," S. 58 über den göttlichen Jüngling und was er überhaupt über die „wilde Jagd" sagt.

[3]) Unter Anderen auch des polnischen Volkes.

[4]) Diese Sage hat auch unter den Lithauern geherrscht, und Adam Mickiewicz hat sie in seinem Gedichte „Switezianka" erhalten.

[5]) Sollte diesem Brauche nicht der bei anderen Völkern herrschende Brauch, den Teufel mit Hörnern zu malen, entsprechen?

Die australische Colonie Victoria.

Victoria zählte am 31. December 1874 eine Bevölkerung von 807,756 Seelen und hatte damit im Verlaufe des Jahres einen Zuwachs von 17,264 erhalten. Am 31. März 1875 stellte sich die Seelenzahl auf 810,422, wovon 440,140 dem männlichen und 370,282 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Dazu kommen noch an Eingeborenen 1553. Von diesen waren 557, d. i. 302 männliche und 255 weibliche, auf den sechs Stationen Corranderrk, Lake Hindmarsh, Lake Condah, Lake Wellington, Framlingham und Lake Tyers, welche unter der speciellen Controle des „Board for the Protection of the Aborigines" in Melbourne stehen, freiwillig angesiedelt. Es bestehen auf diesen Stationen Schulen für die Kinder, und die Erwachsenen werden mit ländlichen und häuslichen Arbeiten zweckmäßig beschäftigt. In dieser Weise ward im Jahre 1874 ein Ertrag von 2643 Pf. St. Werth erzielt, der aber für den Unterhalt der Anstalten nicht ausreichte. Das Fehlende gewährte die Staatscasse.

Die öffentlichen Einnahmen aus dem Finanzjahre vom 30. Juni 1874 bis dahin 1875 summirten auf 4,132,118 Pf. St., gegen 4,065,123 Pf. St. im Vorjahre. Eingangszölle lieferten 1,628,234 Pf. St., Accise 75,714 Pf. St., Ertrag aus Kronlandverkauf und Renten 941,375 Pf. St., Eisenbahnen 921,713 Pf. St., Post und Telegraphen 198,325 Pf. St. u. s. w. Dagegen berechneten sich die Ausgaben auf 4,325,277 Pf. St.

Der Totalexport des Jahres 1874 bemißt den Werth von 15,441,109 Pf. St., gegen 15,302,454 Pf. St. im Jahre 1873. Dagegen stellt sich der Import auf 16,953,985 Pf. St. gegen 16,533,855 Pf. St.

Die wichtigsten Exportartikel der Colonie bilden Wolle und Gold. Die Wollausfuhr datirt vom Jahre 1837 mit 514 Ballen (à 340 Pfund), stieg im Jahre 1847 auf 30,029, im Jahre 1857 auf 60,520, im Jahre 1866/67 (das Wolljahr zählte jetzt von October zu October) auf 175,216 und im Jahre 1873/74 auf 265,540 Ballen im Werthe von 6,173,805 Pf. St., den Ballen durchschnittlich mit 23 Pf. St. 5 Sch. berechnet. Die ersten zehn Monate des Jahres 1874/75 ergaben eine Wollausfuhr von 295,705 Ballen; dieselbe wird sich aber in den beiden fehlenden Monaten, da die Saison so gut wie vorüber ist, nur noch um ein Geringes erhöhen. — Dagegen hat der Goldexport in den letzten Jahren eine continuirliche Abnahme erfahren. Im Jahre 1874 lieferten die Goldfelder der Colonie einen Ertrag von 1,102,614 Unzen — die Unze zu 3 Pf. St. 18 Sch. —, gegen 1,249,407 und 1,317,102 in den beiden Vorjahren.

Am 31. December 1874 waren von dem Areale der Colonie erst 15,583,028 Acres in Privatbesitz übergegangen, das Uebrige verblieb noch als Krouland. Davon befanden sich am 31. März 1875 im Ganzen 1,011,799 Acres unter Cultur oder 46,803 mehr als im Vorjahre. Unter Weizen standen 332,935, mit einem Ertrage von 4,850,135 Buschels (à 60 Pfund Gewicht) oder 14,6 vom Acre. Mit Hafer waren 114,921 — Ertrag 2,121,612 Buschels (à 45 Pfund) — und mit Gerste nur 29,505 Acres — Ertrag 619,896 Buschels (à 40 Pfund) — besäet.

Die Zahl der im Jahre 1874 beförderten Briefe beziffert sich auf 15,738,888, die der Zeitungen auf 6,866,918 und die der Packete auf 1,269,822.

Die durchschnittliche jährliche Regenmenge in Melbourne ergiebt für die letzten dreißig Jahre 27,230 Zoll. Die größte Regenmenge fiel im Jahre 1849 mit 44,250, und die geringste im Jahre 1865 mit 15,94 Zoll.

Acclimatisation europäischer Singvögel in den Vereinigten Staaten.

Die Versuche mit der Acclimatisation von europäischen Singvögeln in den Vereinigten Staaten sind bis jetzt nur theilweise geglückt, doch sind die Resultate ermuthigend genug, um zu weiteren Experimenten anzuspornen. Am meisten ist in dieser Beziehung bis jetzt in Cincinnati geschehen, wo Tausende von Dollars für diesen Zweck aufgebracht wurden. Von den dort importirten europäischen Vögeln hat sich unter Anderm die prächtige Feldlerche, der Buch- oder Edelfink, der Zeisig, die Kohlmeise, die auch im Winter bleibt, und der lustige Staar gehalten. Manche andere Arten, die sich verflogen haben, mögen in anderen Gegenden der Vereinigten Staaten, wahrscheinlich etwas nördlicher, eines Tages wieder zum Vorschein kommen. Von den in St. Louis importirten Vögeln (Buchfinken, Distelfinken, Zeisigen, Hänflingen, Kohlmeisen und Feldsperlingen) sind bloß die vor vier Jahren importirten sogenannten Feldspatzen, die aber auch in den Häusern nisten, geblieben, und haben sich ganz außerordentlich vermehrt. Sie sind in der Stadt wie in der Umgegend an einzelnen Plätzen, z. B. im Jackson Park, Lafayette Park und Arsenal Park, schon sehr zahlreich. Die übrigen importirten Vögel haben sich nach ihrer Freilassung etwa 4 bis 6 Wochen im Lafayette Park gehalten, aber trotzdem sie paarweise zu sehen waren und lustig sangen, nicht genistet. Sie sind wahrscheinlich nordwärts gewandert.

Die Experimente sollten fortgesetzt werden. Sie haben, von den wirklichen Resultaten ganz abgesehen, unter Anderm jetzt schon auch das Gute gehabt, daß die öffentliche Meinung sich mehr als früher für den Schutz der Vögel, der einheimischen wie der importirten, geltend macht.

* * *

— Die höchste Kunststraße Deutschlands, abgesehen von den Alpen, wird eine Chaussee werden, welche von Hermsdorf unterm Kynast im Hirschberger Thale am Riesengebirge über den Kamm dieses letztern nach St. Peter in Böhmen erbaut werden soll und zu welcher die Vorarbeiten auf preußischer Seite in den letzten Wochen auf Anordnung des Handelsministeriums in Berlin begonnen haben. Von Hermsdorf bis Agnesendorf wird die bereits bestehende Fahrstraße als Chaussee herzustellen, von letztgenanntem Dorf aus aber eine vollständig neue Straße auf den an jener Stelle mehr als 1300 Meter (etwa 4000 Fuß) sich erhebenden Riesenkamm in der Nähe der Peter- und Spindlerbaude und von dort auf österreichischer Seite über die „Sieben Gründe" hinab bis zu dem durch seine herrliche Lage berühmten und als Sommeraufenthalt vielbesuchten Dorfe St. Peter bezw. Spindelmühl im Elbgrunde zu führen sein, wo die neue Chaussee in die von Hohenelbe her bereits fertig gestellte Bergstraße einmünden wird. Das Elbthal wird von der Straße ungefähr in der Höhe von 800 Meter (2400 Fuß) erreicht werden. Um die Straße bequem fahrbar zu machen, soll die Steigung das Verhältniß von 1 : 13 bis 14 nicht überschreiten. Die Baukosten werden natürlich sehr bedeutend sein und in die Hunderttausende gehen; indessen darf man dieselben nicht scheuen, da der Localverkehr der beiderseitigen Ortschaften schon jetzt wenigstens in der sommerlichen Touristenzeit sehr ansehnlich ist und rasche Steigerung verspricht. Bis jetzt ist das Riesengebirge noch von keiner Kunststraße überbrückt: die nächste Chaussee zwischen Schlesien und Böhmen, die von Hirschberg nach Reichenberg führt, zieht sich zwischen dem Riesen- und dem Isergebirge hindurch. Hierbei sei noch erwähnt, daß sich von derselben auf der böhmischen Seite bei Harrachsdorf eine an der Mummel aufwärts führende, im Ausbau begriffene Straße abzweigt, welche ebenfalls die Richtung auf das obere Elbthal bei St. Peter einhält. So wird das schöne Riesengebirge, das höchste Gebirge Mittel- und Norddeutschlands, von beiden Seiten bequem zugänglich gemacht.

— Die brasilianische Regierung hat auf den Colonien der Provinz Rio Grande do Sul Stecklinge von Olivenbäumen vertheilen lassen, in der Hoffnung, diese wichtige Pflanze daselbst mit Leichtigkeit zu acclimatisiren.

— Am Ende des Jahres 1874 befanden sich im Gebiete der Vereinigten Staaten, wie uns Poor's statistisches Eisenbahnhandbuch lehrt, 75,623 Meilen Eisenbahn im Betriebe, gegen das vorhergehende Jahr eine Zunahme von 1940 Meilen, die geringste Vermehrung, welche seit 1867 stattgefunden hat.

Die Summe, welche im Gesammt-Eisenbahngeschäft angelegt ist, wird Manchen in Erstaunen setzen. Sie beträgt 4,221,763,549 Doll., d. h. etwa das Doppelte der Nationalschuld. Auf jene Summe sind als Grundbetriebscapital eingezahlt 1,990,097,486 Doll., während 2,230,756,108 Doll. Schulden sind, welche hauptsächlich in Bonds bestehen. An Dividenden wurden im letzten Jahre 66,042,942 Doll. oder circa $3\frac{1}{2}$ Procent des Grundcapitals, an Zinsen auf die Schulden etwas über 5 Procent im Betrage von 121,528,016 Doll. bezahlt.

— Bis Mitte Juli sind im Laufe des Jahres 1875 schon 15,807 Chinesen in San Francisco angekommen, während die bedeutendste frühere Einwanderung eines ganzen Jahres (1872/73) nur 19,368 aufwies.

— Communismus. Die deutsche religiös-communistische Colonie der Inspirationisten in Amana, 74 Meilen westlich von Davenport, Jowa, zählt jetzt auf ihrem 25,000 Acres umfassenden Gebiete 1480 Seelen. Sie ist ein Ableger der ältern Colonie Eben-Ezer bei Buffalo. Die Familien wohnen einzeln in kleinen Häusern, man speist aber (sehr gut) in gemeinsamen Speisehäusern. Die Gemeinschaft als solche ist durch Ackerbau und Gewerbe sehr wohlhabend geworden; sie besteht meist aus Süddeutschen und hält an der Gütergemeinschaft unverbrüchlich fest.

Was sie an Tuch fabricirt, wird theils in der Colonie selbst, theils an die umwohnenden Bauern abgesetzt. Mit Flanellen, wollenen Handschuhen und Strümpfen treibt sie einen einträglichen Handel, und diese Fabrikate finden ihren Weg sogar auf den Neuyorker Markt. Ihr communistisches Gepräge erhielt die in Süddeutschland und der Schweiz gegen Ende des 17. Jahrhunderts aufgetauchte Secte der Inspirationisten erst in Amerika. Sie sind Christen, glauben aber zugleich an fortwährende göttliche Inspiration bevorzugter Mitglieder ihrer Secte. Geistiges Oberhaupt derselben ist ein altes Weib (von 80 Jahren), Barbara Heynemann, welche schon seit ihrer Jugend von Gott inspirirt zu sein glaubt.

Vom Büchertische.

Unter dem Titel:

Drei Monate in der Libyschen Wüste

liegen uns die ersten drei Lieferungen eines neuen Werkes von Gerhard Rohlfs vor (Erster für ein größeres Publicum bestimmter Theil der „Expedition zur Erforschung der Libyschen Wüste" in circa 5 Lieferungen, jede mit 4 Tafeln zum Preise von 3 Mark. Verlag von Theod. Fischer, Cassel 1875), welches uns die Erlebnisse der unter der Leitung dieses berühmten Afrikareisenden unternommenen Expedition zur Erforschung eines eventuellen Verbindungsweges von Aegypten aus nach dem Westen zu den Oasen der Sahara resp. nach Südwesten in das Innere des Erdtheils schildert. Daß diese Expedition leider in der Hauptsache nur ein negatives Resultat gehabt, ist ja längst allgemein bekannt. Unersteigliche und endlose Sanddünen von 100 bis 150 Meter Höhe haben der Kraft der Kameele die Grenze gesteckt und somit den Entdeckern Halt geboten.

Wenn trotzdem die Expedition und deren Schilderung in vielfacher Beziehung hochinteressant ist, so ist das um so mehr persönliches Verdienst des Verfassers. Zunächst ist er es gewesen, der durch seinen Namen und durch die vermittelnde Unterstützung des Generalconsuls v. Jasmund in Cairo bei dem Chedive ein solches Interesse erweckt hat, daß derselbe zur Ausführung des Unternehmens 4000 Pf. St. bewilligte. Diese reiche Dotation ermöglichte die Ausrüstung einer Expedition, wie sie in gleich vollendeter Weise wohl noch nie vorher dagewesen. Zunächst betheiligte sich der Paläontologe Dr. K. Zittel, Prof. Jordan, Lehrer der Geodäsie, und der Botaniker Prof. Ascherson, um die wissenschaftlichen Forschungen nach allen Richtungen sicherzustellen, und wurden dieselben noch unterstützt durch den Photographen Remelé, welcher trotz aller Schwierigkeiten auf der Reise eine große Sammlung der gelungensten Bilder aus dieser Wüstenwelt mitgebracht hat, von denen eine Auswahl dem Buche beigegeben sind.

Die große Erfahrung, welche der Leiter der Expedition in Wüstenmärschen schon besaß, veranlaßte denselben, für die Ausrüstung 500 Eisenblechkasten mitzunehmen zum Transport des Trinkwassers für die Menschen und in zweiter Linie auch für die Kameele; es haben sich dieselben aufs Beste bewährt. Die Expedition brach am 7. December 1873 von Cairo aus auf, ging per Eisenbahn bis Minieh und von da per Dampfer nach Sint. Dort wurde die eigentliche Karawane organisirt und am 17. December aufgebrochen. Zunächst wurde in dreizehntägigem Wüstenmarsche die Oase Farafrah erreicht, nach kurzem Aufenthalte der Weg nach der Oase Dachel angetreten, dieselbe am 7. Januar 1874 erreicht und daselbst Standquartier aufgeschlagen. Dieser Punkt steht mit Sint in regem Karawanenverkehr und eignet sich somit am besten zur Operationsbasis für die eigentliche westliche Wüstenentdeckung. Dieselbe wurde denn auch schon am 16. Januar damit begonnen, daß Jordan mit einer kleinen Expedition vorausging, um einige Stapelplätze für Wasser und Futter anzulegen. Dieser war es, der nach einigen Tagemärschen schon am 28. die unübersteiglichen Sanddünen unter 25° 10′ nördl. Br. und 27° 20′ östl. L. v. Gr. antraf. Da sich diese Dünen durch versuchsweises Vordringen zu Fuß auf zwei Tagemärsche ausgedehnt fanden, ihr Ende dort immer noch unabsehbar erschien und die Kameele nicht einmal auf den ersten dieser Dünenwälle von losestem Sande hinaufzubringen waren, mußte, als der Leiter der Expedition einige Tage später daselbst eintraf, der Entschluß gefaßt werden, das westliche Vordringen aufzugeben, und wurde dann eine nordnordwestliche Richtung parallel den Dünen eingeschlagen, die in 14 Tagen absoluter Wüstenwanderung nach Siuah (Oase des Jupiter Ammon) führte. Die trostlose Einförmigkeit dieser Märsche, welche selbst auf die Gemüther so begabter Menschen einen unvermeidlich deprimirenden Eindruck gemacht, empfinden wir bei der Lectüre dieses Werkes nicht, da der Verfasser in geschicktester Weise theils die Resultate der wissenschaftlichen Erforschungen im Gebiete der Geologie und Botanik einflicht, theils die Leser unterhält durch Mittheilungen über die Lebensweise und Eigenthümlichkeit der dortigen Oasenbewohner und Vergleichungen mit denen der Bewohner des Nilthales und der Beduinenstämme zu beiden Seiten desselben. Auch dieser Punkt findet in den beigegebenen Photographien seine Berücksichtigung.

Nach Allem wird das bald vollendete Werk als eine Zierde der deutschen Reiseliteratur betrachtet werden müssen.

Inhalt: Karl Andree. III. (Schluß.) — Aus Georg Schweinfurth's Reisen in Innerafrika. XI. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — Peruanische Alterthümer. II. (Mit acht Abbildungen.) (Schluß.) — Die Bäume im sicilianischen Volksglauben. Von Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld. — Aus allen Erdtheilen: Ueber die „Volkspoesie der Lappländer". — Die australische Colonie Victoria. — Acclimatisation europäischer Singvögel in den Vereinigten Staaten. — Verschiedenes. — Vom Büchertische. — (Schluß der Redaction 6. November 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan.

V.

Besondere Aufmerksamkeit wandten die französischen Reisenden, namentlich Garnier selbst und Dr. Thorel, der Ethnographie der durchwanderten Länderstrecken zu. In der großen Zahl von Aufsätzen, welche der „Globus" von seinem 20. Bande an über diese epochemachende Entdeckungsfahrt brachte, ist dieser Wissenszweig stets besonders betont und durch zahlreiche Racentypen illustrirt worden. Wir wollen hier noch eine kurze Uebersicht über die verschiedenen Völkerschaften, mit welchen die Expedition früher in Berührung kam, der Schilderung der wilden und Mischstämme Yünnans voranschicken. Drei Racen, eine gelbe, eine schwarze und eine braune, bewohnen das durchwanderte Gebiet. Die erstere, die mongolische, ist die verbreitetste und zerfällt in sechs Zweige: den annamitischen, welcher den ganzen Osten und Süden von Hinterindien bewohnt, den kambodschanischen im gleichnamigen Königreiche zwischen Französisch-Cochinchina und Siam (s. die Typen in Bd. XXII, S. 210), den laotischen im mittlern Mekhongthale (s. die Typen in Bd. XXI, S. 34 u. 35), den siamesischen im Gebiete des Menamstromes, den birmanischen in den Thälern des Salwen und Irawaddi (s. Bd. XXV, S. 132) und endlich den chinesischen im Reiche der Mitte. Dem letztern Zweige scheinen die Karen (Karjen) am mittlern Salwen, welche sich von jeder Vermischung frei hielten und von denen wir auf S. 338 u. 339 Typen beifügen, am nächsten zu kommen.

Als diese Völkerschaften aus ihren Ursitzen in Hochasien, von dort, wo die Quellen der Ströme liegen, deren Unterlauf sie heute bewohnen, nach Süden vordrangen, stießen sie auf Ureinwohner von dunklerer Färbung, die sie entweder verdrängten oder mit denen sie sich vermischten. Diese zählt Dr. Thorel dem orientalischen oder malayo-polynesischen Zweige der schwarzen Race zu. Es sind lauter vereinzelt vorkommende Stämme, welche nur die (ziemlich milden) Sitten und zum Theil die Sprache mit einander gemein haben. Abweichend von anderen Wilden haften sie an der Scholle, bekämpfen sich gegenseitig wenig und bebauen das Land, namentlich auf Bergen und Hügeln, wobei man aber nicht glauben darf, daß sie durchweg von den einwandernden Laos und Annamiten dorthin gedrängt worden seien. Vielmehr sind die höher gelegenen Theile überall von einer dicken und sehr fruchtbaren Thonlage bedeckt, deren Ergiebigkeit die des Alluvialbodens in den Thälern weit übertrifft. Bis zu drei Malen ernten sie ihren Bergreis, dessen Anbau sehr geringe Mühe verursacht; daneben pflanzen sie etwas Mais, einige Kürbisarten, Taback, Baumwolle, was ein Viertel des Jahres in Anspruch nimmt. Die übrige Zeit faulenzen sie und werden dabei dick und fett, bis die Vorräthe zu Ende sind und der Mangel sie zwingt, auf die Jagd zu gehen. Den zahlreichen Hirschen des Landes stellen sie dann nach, aber auch Eidechsen, Kröten und Ratten und den vielen eßbaren Wurzeln. Ihre Civilisation, obwohl auf ziemlich tiefer Stufe befindlich, ist doch höher als z. B. die der Australier. Ihre Sitten, ihre Persönlichkeit haben nichts Abstoßendes. Ihre Kleidung beschränkt sich im Süden auf einen einfachen Schurz. Ihre Unwissenheit geht so weit, daß sie ihr Lebensalter nicht kennen und ohne Hülfe von Steinchen oder dergleichen nicht

über 10 zu zählen vermögen, trotzdem sie seit Jahrhunderten neben verhältnißmäßig civilisirten Völkern, wie Annamiten, Kambodschanern und Laos, leben. Diese behandeln sie mit einem gewissen Wohlwollen, namentlich wenn sie ihre Sklaven sind. Alle diese Völker haben neben dem gemeinsamen Namen, welchen ihnen die civilisirteren Nachbaren geben: Moïs (annamitisch), Penang (kambodschaisch), Chas (laotisch), Lolo (chinesisch), eine zahllose Menge von Stammnamen, die noch lange nicht alle bekannt sind. Zu diesen Völkerschaften gehören die Wilden von Stung Treng (abgebildet Bd. XX, S. 17), von Muong Lim (Bd. XXVI, S. 98), von Ta-lan (Bd. XXVIII, S. 35 und 53) u. s. w. Noch größer aber als im Laoslande ist die Mannigfaltigkeit der wilden Stämme im Süden Chinas, wo ihrer in den Provinzen Yünnan, Sz'-tschuan und Kwei-tschau nicht weniger als 40 verschiedene Stämme hausen inmitten von Laos, Tibetanern, Tonking-Leuten, Mandschu, Chinesen und selbst mohammedanischen Arabern, welche einst von der Pekinger Regierung herbeigerufen wurden, um jene wilden Bergvölker zu unterjochen. Diese letzteren gehören zwei Racen an: 1. die weißen Lolo, mit gelblichem Teint, welche mit den Laos zusammenhängen, und 2. die dunkler gefärbten, sogenannten schwarzen Lolos, wahrscheinlich die Urbewohner Yünnans, welche Dr. Thorel in zwei Unterabtheilungen zerfallen läßt, nämlich Wilde von „oceanischem Typus" und Wilde von „kaukasischem Typus". Diese verschiedenen Völker gruppiren sich in Südchina derart, daß die Thäler von Chinesen, Laos und den von ihnen abstammenden Mischbevölkerungen besetzt sind, auf halber Bergeshöhe neben Chinesen die Wilden von oceanischem Typus und oben auf den Gebirgen die vom sogenannten kaukasischen Typus hausen.

Karen. Mann.

Von dem oceanischen Typus geben die beigefügten Porträts eines Mannes und einer Frau von Ban-kou-han im Süden Yünnans eine Vorstellung. Dieser Typus weicht von dem im Süden Hinterindiens bedeutend ab, weil hier im Norden viele Kreuzungen mit den Nachbarvölkern stattgefunden haben, welche den Physiognomien etwas Mongolisches und dem ganzen Volke etwas Civilisation verliehen. Sie sind seßhaft und bestellen das Land, wie Chinesen und Laos. Die dritte, braune, Race sind die schwarzen Lolo, welche ausschließlich auf den höchsten Partien der Gebirge Südchinas hausen und den Indogermanen (besser Ariern) in ihren Zügen und der Weise, sich zu kleiden, gleichen sollen, welche letztere von derjenigen der umwohnenden Indochinesen gänzlich abweicht. Auf den ersten Blick, sagt Dr. Thorel, ist man von ihrer Aehnlichkeit mit den Zigeunern,

welche ja aus Indien stammen, überrascht. Aber sie unterscheiden sich von denselben durch ihre Seßhaftigkeit und ihren Ackerbau. Sie sind groß und stark, mit hervortretenden Formen und Muskeln, von breiten Schultern; ihr Leib ist nicht vierschrötig und durchweg von gleicher Dicke wie bei den meisten Indochinesen, sondern hat Taille, was namentlich den Bewegungen der Frauen eine große Geschmeidigkeit verleiht. Die Gliedmaßen sind gut proportionirt, die Beine gerade, die Waden gut entwickelt; die Farbe rußbraun, weniger schwarz, als bei den Hindus und den unvermischten Wilden vom oceanischen Typus. Der Gesichtsausdruck ist energisch, aber ohne Wildheit und Härte, dabei ausdrucksvoller als bei den Mongolen; die Gesichtszüge treten hervor, das Profil ist gerade, das Antlitz oval und die Stirn ziemlich hoch, gerade und oben ein wenig zurückweichend. Häufig sieht man einen ganz stattlichen, schwarzen Bart, auch an den Backen, was bei den Mongolen eine große Seltenheit ist. Ihre Augen stehen horizontal und sind gut geöffnet, aber stehen etwas eng zusammen; sie liegen tief und sind von starken Augenbrauen beschattet. Die Nase ist weder groß, noch an der Wurzel platt, sondern meist gerade, mitunter gekrümmt, ohne indessen der der Europäer vergleichbar

Karen. Frau.

zu sein. Die Backen stehen wenig hervor, der Mund ist von mittlerer Größe, mit nicht dicken Lippen. Niemals sind die Kinnbacken prognathisch.

Die Frauen dieser Wilden (dies Wort im Sinne der Chinesen gebraucht, welche ja auch die Europäer Barbaren nennen) sind die wohlproportionirtesten in ganz Hinterindien, und ihre Größe, Gestalt und Kraft steht im richtigen Verhältniß zu der der Männer; sie sind groß, stark und von guter Taille.

Die Energie dieser Stämme, welche nur auf den höchsten Theilen der Gebirge zwischen 2200 und 3500 Meter Höhe leben und zu denen die Lissu (s. das Bild eines Lissupaares oben auf S. 294), die Man-tse (vergl. S. 279, wo sieben Man-tse-Köpfe dargestellt sind, sowie die Abbildung auf S. 341), die Miau-tse u. s. w. gehören, hat sie den Chinesen furchtbar gemacht. Obwohl in eine große Zahl einzelner Stämme zerfallend, die wegen der schlechten Verbindungswege unter einander wenig Verkehr und Beziehungen unterhalten, bilden sie doch eine einzige große Familie, deren einzelne Glieder sich auf fast allen hohen Gebirgen des Südens und Westens von China finden.

Wenn Thorel im Weitern aus der Kenntniß, welche diese Völker im Stricken, Melken, Käsebereiten u. s. w. besitzen, Künste, die den Chinesen unbekannt sind, folgert, daß dieselben zu anderen Völkern als den Chinesen, wahrscheinlich zu ostindischen, Beziehungen gehabt haben, so müssen

diese Vermuthungen doch erst durch nähere, namentlich sprachliche Forschungen größern Halt gewinnen, ehe man berechtigt ist, diesen Lolo, Man-tse u. s. w. arischen Ursprung zu vindiciren.

Wir haben schließlich die Mischbevölkerungen Südchinas zu betrachten, deren es vielerlei giebt, da in China das Fehlen eines Adels und das von Kastenvorurtheilen den Kreuzungen verschiedener Stämme wenig Hindernisse in den Weg legt. Während man also oft ganz reine Stämme trifft, wie z. B. um Hwei-li-tschan (S. 279), kann man eben so oft, namentlich in den Städten, die Bewohner unmöglich einer bestimmten Race zuweisen. Aber neben einer unendlichen Menge von Varietäten, die vielfachen Schwankungen unterworfen sind, haben sich auch feststehendere Mischtypen herausgebildet, wie die Bewohner von Tung-tschuan, die Min-kia in der Ebene von Ta-li, von denen wir S. 342 einige Porträts beifügen, die Anwohner des Sees Sche-ping in Süd-Yünnan und die Pen-ti.

Min-kia und Pen-ti bewohnen zusammen das Ostufer des früher beschriebenen Sees von Ta-li. Während die letz-

Wilder Mann von Bau-lou-hau. (Südgrenze von Yünnan.)

teren aus einer Vermischung von Laos mit schwarzen Lolos hervorgingen, wobei das laotische Blut überwiegt, stammen die Min-kia von chinesischen Ansiedlern, welche nach Eroberung des westlichen Yünnan durch die Generale Chubilai-Chan's (1255) aus der Umgegend von Nan-king hierher verpflanzt worden sind. Dies ist nach Garnier ihre eigene Angabe. Nach Dr. Thorel, Garnier's Begleiter, wären es dagegen Producte einer Kreuzung zwischen Laos und schwarzen Lolos. Er sagt ausdrücklich (in F. Garnier, Voyage d'exploration en Indo-Chine II, p. 329 f.): „Ihre Civilisation ist von der der Chinesen völlig verschieden und bietet große Analogien mit der der Laos. Der Eindruck, welchen man bei ihrem Anblicke empfängt, ist der einer großen Aehnlichkeit mit den Laos und gewissen kaukasischen Typen und der einer geringen Analogie mit den Chinesen." Diesen Widerspruch vermögen wir nicht zu lösen oder zu erklären; nur giebt Garnier ebenfalls eine starke Beimischung von laotischem und Ureinwohnerblut in den heutigen Min-kia zu. Er meint, dieselben hätten aber noch mehr von dem ursprünglichen Chinesenblut bewahrt, als die Pen-ti, welche

in der Ebene von Teng-tschwan am Nordende des Sees von Ta-li sitzen. Bei letzteren herrscht der Brauch, daß der Vater am Geburtstage seines ältesten Sohnes seinen frühern Namen verliert und nun einfach „der Vater von N. N.“ heißt. Diese Sitte soll sich auch allmälig bei den Chinesen einbürgern.

Die Min-kia wurden von den reinen, echten Chinesen mit Verachtung behandelt, woraus eine Feindseligkeit zwischen beiden entstand, welche dem mohammedanischen Aufstande nicht wenig zu Gute kam. Anfangs genossen die Min-kia von beiden Seiten Neutralität, bis die Plackereien und Grausamkeiten der Rebellen ihnen die Waffen in die Hand drückten. Unter einem Häuptling Tong behaupteten sie lange Zeit mit Glück das Feld gegen die Mohammedaner, bis Tong im Jahre 1866 fiel und seine Familie mit der beispiellosesten Wuth von den Siegern vertilgt wurde. Als Garnier die Sitze der Min-kia durchzog, gehorchten sie zitternd dem Sultan in Ta-li-fu.

Wilde Frau von Ban-lon-hau. (Südgrenze von Yünnan.)

Weiter östlich, um Tung-tschuan-fu und zwischen Maschang und Nga-da-si, fand Garnier das Mischvolk der I-kia (vergl. S. 280 und die Abbildung auf S. 278), die bei den Chinesen Pe- (weiße) Lolo heißen, was aber nicht in dem ethnographischen Sinne Dr. Thorel's zu nehmen ist. Sie gehören nicht dem gelblich gefärbten und den Laos verwandten Stamme an, den er „weiße Lolo“ nennt, sondern sind, wie schon bemerkt, ein Mischvolk. Sie tragen den chinesischen Zopf und haben unter Ihresgleichen das meiste von chinesischer Civilisation angenommen. Ihre Frauen flechten das Haar in zwei Zöpfe, umwickeln den Kopf mit einem kleinen Turban und tragen, abgesehen von den Schuhen, das Costüm der chinesischen Bäuerinnen. Die I-kia sind gute Ackerbauer, von abergläubischem, furchtsamem Sinne, und schämen sich ihres Ursprungs. So wie es angeht, wandeln sie sich in Pen-ti um.

Man-tse traf Garnier auf den hohen Gebirgen zwischen Moug-ku und Hwei-li-tschan, welche diesem noch nicht unterworfenen Volke zahlreiche, unzugängliche Schlupfwinkel darbieten. Die Man-tse in der Nähe von Hwei-li-tschau haben seit Kurzem angefangen, sich das Vorderhaupt zu scheeren. Die übrigen Haare werden auf dem Scheitel zu einem Knoten geschlungen, um den ein Stück Zeng gewickelt wird. Die Frauen haben die sonderbare Gewohnheit, ein kleines Körbchen voll Baumwolle, an welchem die mit der linken Hand zu drehende Spindel befestigt ist, ans Ohr zu hängen, wie man auf S. 279 an zwei der dargestellten Man-tse-Köpfe sehen kann. Ihre Religion ist nicht der Buddhismus; sie haben aber Priester und eigene heilige Bücher.

Man-tse, Frau und Mann.

Auch Lissu, deren Hauptmasse viel weiter westlich sitzt, fand Garnier auf seinem Wege nach Ta-li: einige Dörfer unweit Tu-tui-tse zahlten ihnen Tribut, um ihre Herden vor den Räubereien dieses unbändigen Jägervolkes zu schützen.

Sifan wohnen östlich von den oben erwähnten Man-tse, auch südlich vom Jang-tse-kiang, wo sie die Franzosen bei Kan-tschu-tse (s. nächsten Artikel) trafen; sie huldigen noch immer den zügellosen Sitten, welche schon im 13. Jahrhundert Marco Polo's Unwillen erregten.

Die Tibetaner bewahren noch zahlreiche Beziehungen zu Yünnan, wovon ein Theil einst zu ihrem Reiche gehörte. Im 9. Jahrhundert war nämlich das Königreich von Ta-li oder Nan-tschau eine Zeitlang von dem tibetanischen Reiche der Tu-fan abhängig. Unter jenen Beziehungen sind einige

Min-kia-Typen.

religiöser Art. So liegt etwa $2^1/_2$ deutsche Meilen südlich von Tu-tui tse eine Stalaktitengrotte, die auf Chinesisch Sche-tong („Steinhöhle") heißt, und dorthin kommen zu gewissen Zeiten des Jahres zahlreiche tibetanische Pilger, welche die Reise als Bettler zurücklegen. Diese Höhle, aus welcher man Salpeter gewinnt und in welcher während des mohammedanischen Aufstandes mehr als 100 Familien eine Zuflucht fanden, ist einer der heiligsten Orte des Landes. Der Eingang soll imposant sein und ihr Inneres gleicht an Höhe einem Kirchenschiffe.

Ernest Giles' neueste Reisen in Australien.

H. G. Unter den australischen Reisenden der Gegenwart sind wohl die hervorragendsten Oberst Warburton, John Forrest und Ernest Giles. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, über ihre Reisen zu berichten. Heute haben wir wieder Veranlassung, uns über eine neue Reise oder eigentlich über zwei von Ernest Giles zu verbreiten.

Zur Einleitung mögen einige Worte über die australischen Squatters oder großen Viehherdenbesitzer dienen. Geben die fern gelegenen Districte der Colonien gute Weideplätze ab, so werden sie sicher von den Squatters mit Vieh bejagt. Das wilde Gras nährt vortrefflich. Sie erhalten in Südaustralien — und diese Colonie interessirt uns hier insbesondere — ein großes Areal auf 14 und 21 Jahre zu einem geringen Preise in Pacht. Die Weiden sind nach drei Classen bonitirt. Man zahlt für die englische Quadratmeile eine jährliche Rente von 2 Sh. 6 P. bis 1 Pf. St. ($2^1/_2$ bis 20 Mark) und hat außerdem von den Herden für jedes Schaf eine jährliche Abgabe von 2 bis 6 P. (20 bis 60 Pfg.), und für jedes Haupt Rindvieh eine solche von 1 bis 3 Sh. (1 bis 3 Mark) zu entrichten. Immer ist aber damit die Bedingung verknüpft, daß, wenn das verpachtete Areal für Agriculturzwecke verlangt wird, der Squatter bei sechsmonatlicher Kündigung weichen muß. So treibt der Landbebauer den Squatter vor sich hin in den wilden

„Bush" und dieser muß sich in weiterer Ferne nach neuen Weideplätzen umsehen. Der Squatter ist der Pionier, ja man kann sagen: der fliegende Ulanc, welcher das unbekannte Vorland erforscht. Die geographische Wissenschaft verdankt ihm viel, sehr viel.

So geschah es nun wieder, daß zwei reiche südaustralische Squatters, Mr. Thomas Elder und Price Maurice, den Ernest Giles engagirten, um in ihrem Interesse einen großen Block Land, welcher sich von dem sogenannten Youldeh Sandhill Water — 135 Miles nordnordwestlich von Fowler's Bay gelegen — bis zur Höhe des Lake Torrens erstreckt, zu bereisen und Nachricht darüber zu geben, ob in dieser bis dahin völlig unbekannten Gegend gute Weideplätze existiren.

Giles vollendete diese Reise Mitte April dieses Jahres. Sein Bericht concentrirt sich in Folgendem.

Mit zwei Gefährten machte er sich zu Anfang März 1875 von Fowler's Bay aus (32° südl. Br. und 132° 38′ östl. L. v. Gr.) auf den Weg. Er hatte drei Pferde und zwei Kameele und war gut verproviantirt und anderweitig ausgerüstet. Ein dort stationirter Gensdarm Namens T. P. Richards erhielt Erlaubniß, die Reisenden bis zu dem ihm bekannten Youldeh zu führen, und verschaffte ihnen hier einen Eingeborenen, welcher sich Jimmy nannte und den Weg zu Stellen, wo Wasser zu finden war, weiter zeigte. Man verließ Youldeh am 24. März. Es ging nun zunächst 64 Miles ostsüdöstlich nach Pylebung, wie ein von den Eingeborenen mit vieler Kunst in Thonerde angefertigtes Wasserbassin hieß, und von da 30 Miles in derselben Richtung nach Whitegin, einem kleinen Felsen mit wenig Wasser. Fast genau nordöstlich davon und 100 Miles von Youldeh entfernt gelangte man zu einer interessanten Aushöhlung, Wynbring von Jimmy genannt, in einem mächtigen Granitfelsen, welcher 50 Fuß hoch war und 3 Acres Land bedeckte.

Alle diese genannten Orte lagen im dichtesten Scrub, und dabei lagerte das todte Unterholz so massenhaft, daß das Fortkommen mit großen Schwierigkeiten verbunden war.

In Wynbring verabschiedete sich der Eingeborene. Er weigerte sich weiter mitzugehen, weil darüber hinaus die Welt ein Ende habe, oder, wie er sich ausdrückte: „Von hier ab ist nichts, gar nichts." Giles und Genossen waren aber anderer Meinung und traten die Weiterreise an, erkannten jedoch sehr bald, daß der Eingeborene nicht so ganz Unrecht hatte. Sie geriethen nämlich in eine ganz erschreckliche Dornenwüste hinein, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann, und die 220 Miles andauerte. Dieselbe theilte sich gewissermaßen durch einen offenen Strich Land von 30 Miles Weite in zwei Wüsten. In der westlichen, die dichter bewachsen war, und welche Giles die Richard Desert benannte, konnte man sich wenigstens noch spärlich Wasser aus einigen Löchern in Felsen und in Thonerde verschaffen. Aber dies hörte in der östlichen, welche dem Reisenden Roß so viel Elend bereitet hatte und die Giles daher Roß Desert taufte, gänzlich auf.

Tag für Tag hatte man unter brennender Sonnenhitze mächtige Sandhügel zu überschreiten und sich durch Scrub und Spinifex hindurchzuarbeiten. Die drei Pferde erlagen bald dem Durste und den Anstrengungen und ohne die Kameele hätten die Reisenden dasselbe Schicksal theilen müssen. Zu ihrem Glücke fanden sie zur Zeit, als die Wassersäcke völlig leer geworden, ein Thonloch auf, aus welchem die Kameele getränkt und die Säcke wieder angefüllt werden konnten. Die Entfernung von Wynbring bis zu diesem Thonloche betrug 220 Miles und man war damit aus der Wüste heraus. Man hatte diese lange Strecke, trotz aller Schwierigkeiten, doch in acht Tagen zurückgelegt. Eile that Noth. Das Fortkommen wurde jetzt leichter. Man berührte den Rand des Lake Torrens und traf am 14. April bei Finniß Springs am Ueberlandtelegraphen ein.

Giles kann sich nicht rühmend genug über seine Kameele aussprechen, welche der Gesellschaft das Leben retteten. „Es sind wunderbare Geschöpfe," schreibt er, „und ich habe nie in meinem Leben Gott für irgend etwas inniger gedankt und gepriesen, als gerade für diese Thiere."

Weideland wurde natürlich nicht aufgefunden, wie überhaupt kein Land, welches irgendwie Culturzwecken dienen könnte.

* * *

Giles kehrte nun wieder in die angesiedelten Districte zurück, allein sein Forschungsgeist ließ ihm keine Ruhe. Es beseelt ihn ein Lieblingsgedanke, der ihn nie verläßt und an dessen Ausführung er sein Leben gesetzt hat. Es ist dies die Bereisung des unbekannten Westens, welcher sich zwischen den Colonien Südaustralien und Westaustralien in großer Breite ausdehnt. Wir wissen, daß Oberst Warburton diese terra incognita im Jahre 1874 zwar durchkreuzte, aber hoch oben am Dakover River, dem Hungertode nahe, anlangte. Wir wissen ferner, daß John Forrest sehr bald darauf von Westaustralien aus diese gefürchteten Länderstrecken am 26. Breitengrade entlang passirte. Beide Reisende wollten eine südlichere Richtung innehalten; allein die gewaltigen Schwierigkeiten, welche sich vor ihnen aufthürmten, trieben sie höher hinauf. Giles hat sich nun zur Aufgabe gestellt, diese große Reise in der Richtung zwischen 29° und 30° südl. Br. auszuführen.

Erfreulicherweise ist sein Gönner, der öfters erwähnte Mr. Thomas Elder in Adelaide, ein hochherziger Mann. Er interessirt sich nicht bloß für gute Weideplätze, sondern, als wahrer Mäcenas, dient er der Wissenschaft, wie er oft genug bewiesen (so schenkte er an die in Adelaide zu gründende Universität 20,000 Pf. St.), mit seinen reichen Schätzen willig und gern.

Durch die Liberalität des Mr. Elder ist es unserm Giles möglich geworden, die große Westreise anzutreten. Elder hat die Kosten der vollständigsten Ausrüstung auf sich genommen.

Giles verließ am 23. Mai dieses Jahres in der Begleitung von Jesse Young und T. Tietkins, zwei mit dem Buschleben wohl vertrauten Herren, Port Augusta in 32° 30′ südl. Br. und 137° 40′ westl. L. v. Gr. Er führte, gestützt auf frühere Erfahrung, nur Kameele mit sich, welche von zwei Afghanen und einem schwarzen Knaben bedient werden.

Man zog zunächst nach Norden bis zum Elizabeth Creek, welcher auf der Westseite des Lake Torrens einmündet, und von da westlich nach dem Lake Gairdner, in dessen Nähe sich genügend Wasser vorfand. Hinter diesem See ging es aber los, denn man fiel in die große Dornwüste ein, welche unsern Giles auf der letzten Reise so sehr geplagt hatte. Um darüber zur Gewißheit zu gelangen, ob denn diese Wüste überall gleich erbärmlich und werthlos sei, sollte Giles dieselbe zunächst noch einmal bis Youldeh bereisen, nur dabei eine andere Tour nehmen als früher.

Aber die Wüste war überall gleich schrecklich. Die Reisenden hatten es bloß mit hohen Sandhügeln, mit dichtem Scrub und mit stacheligem Spinifex zu thun, und Wasser war außerordentlich selten und spärlich. Nur in der Mitte der Wüste stießen sie auf einen Felsen, wo es genügend Wasser für die Kameele gab. Zwei dieser Thiere mußten giftige Pflanzen gefressen haben und erkrankten zum Schrecken der Gesellschaft, als man 70 Miles vom letzten Wasser entfernt war; glücklicherweise aber curirte sie der Treiber durch

Medicamente in zwei Tagen, während welcher man ruhen mußte.

Man war froh, endlich Youldeh — in 27 Tagen von Elizabeth Creek ab — erreicht zu haben. „So eine Sorte Gegend wünschen wir nie wieder zu sehen," schreibt Mr. Young an Thomas Elder.

Es galt nun, nach Norden oder Nordwesten zu einen geeigneten Ort aufzusuchen, wo sich ein Depôt einrichten ließe, von welchem aus dann weiter nach Westen recognoscirt werden konnte. Mit dieser Aufgabe wurden Young und Tietkins in Begleitung des schwarzen Knaben betraut und sie reussirten über alle Erwartung. Es wurden in der denkbar schönsten Gegend, bedeckt mit herrlichem Graswuchse und unzähligen Immortellen, zwei kleine Weiher, welche die Umgegend drainirten und in denen sich gutes, trinkbares Wasser befand, entdeckt. Der eine lag 80 Miles nördlich und der andere 100 Miles nordnordwestlich von Youldeh entfernt. Den letztern nannten die Eingeborenen, welche man dort antraf und die sehr zugänglich waren, Oldabinna.

Giles war über dieses günstige Resultat nicht wenig erfreut und beschloß, ehe er von da aus weiter vorrückte, den Mr. Elder von diesem glücklichen Anfang zu benachrichtigen. Dies geschah und Briefe, zugleich mit den Sammlungen, welche man bisher angelegt hatte, wurden in die zunächst liegende Ansiedelung der Colonie Südaustralien zurückgeschickt, um nach Adelaide befördert zu werden. In der botanischen Sammlung, welche sich bereits in den Händen des Botanikers Dr. v. Müller in Melbourne befindet, sollen mehrere ganz neue Arten enthalten sein.

Giles wollte in den ersten Tagen des Monat August nach Westen zu vorrücken. Wir dürfen wohl mit Sicherheit auf ein Gelingen dieser großen Reise gefaßt sein. Giles, Young und Tietkins sind ausgezeichnete Buschleute, wie wenige in der Colonie; ihnen dienen Kameele „the mainstays of explorers"; und was von besonderer Wichtigkeit ist, nach der Menge Regen, welche gerade in diesem Jahre in Südaustralien gefallen ist, läßt sich wohl annehmen, daß auch dieselben Breitengrade nach Westen zu reichlich damit versehen sein werden. In den ersten acht Monaten dieses Jahres fielen schon über 22 Zoll, die größte Menge Regen, welche seit Gründung der Colonie, mit Ausnahme des Jahres 1851, beobachtet wurde.

Die Mongolen.

Von **Albin Kohn.**

I.

In meinen Jugendjahren sah ich in einer Klosterkirche ein Bild, das eine Schlacht zwischen christlichen Rittern, wenn ich nicht irre waren es Polen, und einer Mongolenhorde darstellte, und es hat sich die Tradition erhalten, daß die Kirche und das Kloster auf der Stelle stehen, auf welcher die Mongolen besiegt worden sind. Es ist dies das Kloster Paradies, hart an der Grenze der Mark.

Ich hielt das Bild für eine Schöpfung der Phantasie des Malers, welcher es sich vielleicht zur Aufgabe gestellt hatte, eine historische Thatsache durch den Pinsel zu verewigen, dem es sich jedoch nicht um charakteristische Treue der dargestellten Typen handelte. Die Physiognomien der kämpfenden Mongolen, ihre Bewaffnung, ihre Kleidung, prägten sich meinem Geiste ein und verloschen nie wieder. Als ich im Winter 1866 in der Gegend von Nischny-Udynsk im fernen Ostsibirien, tief in Pelze gehüllt, gen Osten fuhr, da flogen plötzlich auf leichtem Schlitten Gestalten an mir vorüber, die mir wie die Geister derer erschienen, welche ich in meiner Jugend im Kampfe mit stahlbepanzerten europäischen Rittern bildlich dargestellt gesehen hatte. Ich traute meinen Augen kaum. Ein Schlitten voll dieser Erscheinungen flog hinter dem andern an uns vorüber, und ich konnte mich nicht enthalten, meinen in Folge der grimmigen Kälte maulfaulen „Jämschtschyk" (Fuhrmann) zu fragen, was das zu bedeuten habe. „Eto Burjaty" (das sind Buriaten) war die kurze Antwort. Der Maler hat also ein treues Bild derer hinterlassen, welche Osteuropa verwüstet haben und ganz Europa in eine Steppe zu verwandeln gedachten, in der sie ihre Pferde, Rinder, Fettschwanzschafe und Ziegen hüten und sich in wilder Unthätigkeit umhertummeln wollten.

Etwas später hatte ich Gelegenheit diese Buriaten oder, wie sie hier der sibirische Russe auch verkürzt nennt, „Bratskije" in ihren Jurten und ihrer Steppe zu belauschen, viele ihrer Sitten, Gewohnheiten, Tugenden und Untugenden, ihren Glauben und Aberglauben kennen zu lernen und mich zu überzeugen, daß Rotteck's Prophezeiung, es können aus den Wüsten und Steppen des fernen Asiens neue Völkerströme Europa überfluthen und seine Civilisation bedrohen, jeglicher Basis ermangelt und darum nie in Erfüllung gehen wird. Ich habe diesem Mongolenstamme in meinem bei Otto Spamer in Leipzig gedruckten Werke (Sibirien und das Amurgebiet von Albin Kohn und Richard Andree, Abthl. I, S. 67 u. f.) einen Nekrolog gewidmet, denn er ist durch ein unerbittliches Naturgesetz zum Aussterben verdammt, da er für unsere Civilisation nicht geschaffen ist, das Gute, das in ihr ist, nicht faßt und von ihren Auswüchsen, denen er sich mit Leidenschaftlichkeit hingiebt, dahingerafft wird.

Als ich den Nekrolog der sibirischen Buriaten schrieb, war ich immer noch der Ansicht, daß sie nur Verwandte, nicht aber leibliche Brüder der Mongolen sind, welche jenseits der russischen Grenze in der Wüste hausen und ein Nomadenleben führen, das jeglicher Civilisation, jedem Fortschritte des menschlichen Geistes widerstrebt. Es scheint, daß ich mich in dieser Hinsicht geirrt habe, denn Stabscapitän Prschewalski, der, glücklicher als ich, die Mongolen in ihrer eigentlichen Heimath, in der Wüste, beobachten konnte, giebt eine Schilderung von ihnen, welche ganz der meinen gleicht, trotzdem er, wie er sagt, den eigentlichen, urwüchsigen und unvermischten Mongolenstamm der „Chalchas" zu seinem Bilde sitzen läßt. Es dürfte dem Freunde ethnographischer Schilderungen angenehm sein, die nähere Bekanntschaft des echten Mongolen, wie ihn Prschewalski beschreibt, zu machen. Er giebt folgende Schilderung des Chalchas-Mongolen.

Ein breites, flaches Gesicht mit hervorragenden Backenknochen, eine Plattnase, kleine, schmal aufgeschlitzte Augen,

ein eckiger Schädel, große, vom Kopfe abstehende Ohren, schwarzes, hartes Haar, das im Barte sehr sparsam wächst, dunkle, sonnverbrannte Haut, endlich ein gedrungener kerniger Körperbau von mäßiger, oft aber auch mehr als mäßiger Größe, — dieses sind die äußeren charakteristischen Merkmale jedes Chalchas.

In anderen Gegenden der Wüste, sagt Herr Prschewalski, haben die Mongolen bei Weitem nicht die Reinheit des Racentypus, wie in der Chalcha, bewahrt. Der äußere, fremdländische Einfluß hat sich vor allem stark im südöstlichen Theile der Mongolei geoffenbart, der seit sehr lange mit China grenzt. Und wenn das Wanderleben des Nomaden sich schwer mit den Culturbedingungen eines ansässigen Volksstammes vereinigen läßt, so haben es doch die Chinesen im Laufe von Jahrhunderten vermocht, auf einem oder dem andern Wege ihren Einfluß auf die wilden Nachbarn in einem solchen Grade auszuüben, daß die Mongolen jetzt schon in den Gegenden, welche unmittelbar an der großen Mauer liegen, halb chinesirt sind. Es ist wahr, daß der Mongole, mit seltenen Ausnahmen, auch dort noch in seiner Filzjurte wohnt und seine Herde hütet; aber sowohl durch sein Aeußeres als auch, und zwar in einem noch höhern Grade, durch seinen Charakter unterscheidet er sich schon sehr stark von seinem nördlichen Landsmanne und ähnelt weit mehr einem Chinesen. Das rohe, flache Gesicht hat sich bei ihm, in Folge der häufigen ehelichen Verbindungen mit Chinesinnen, in die regelmäßigere Physiognomie des Chinesen umgewandelt, und in seiner Kleidung und häuslichen Einrichtung hält es der Nomade für Eleganz und Würde, wenn er den chinesischen Ton nachahmt. Selbst der Charakter des Nomaden ist hier sehr stark verändert: ihn lockt durchaus nicht mehr die wilde Wüste so an, wie die dichtbevölkerten Städte Chinas, in denen er schon mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen eines civilisirtern Lebens Bekanntschaft gemacht hat. Aber indem die Mongolen mit ihrer Vergangenheit brechen und sich in Chinesen umwandeln, nehmen sie von ihren Nachbarn ausschließlich die schlechten Charaktereigenschaften an, bewahren aber dabei die schlechten Eigenschaften ihres frühern Lebens. Sie werden schließlich Ausgeburten werden, welche der chinesische Einfluß demoralisirt, aber nicht auf einen höhern Standpunkt erhoben hat.

Wie die Chinesen rasiren auch die Mongolen ihren Kopf, wobei sie im Genicke soviel Haare stehen lassen als nothwendig sind, um aus ihnen eine lange Flechte zu machen. Die Lamas rasiren aber den ganzen Kopf, wozu sowohl sie als auch der Laienmongole sich chinesischer Messer bedienen, nachdem sie vorher das Haar, um es zu erweichen, mit warmem Wasser anfeuchten. Bärte und Schnauzbärte tragen weder Lama noch Laie; sie wachsen ihnen auch sehr schlecht. Die Sitte, Flechten zu tragen, ist von den Mandschuren nach China verpflanzt worden, als sie gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts das Himmlische Reich eroberten. Seit dieser Zeit wird die Flechte als ein Zeichen der Unterwürfigkeit unter die Dynastie Da-tsyn betrachtet, und diesen Schmuck müssen alle (?) China unterworfenen Völker tragen.

Die Mongolinnen rasiren ihr Haar nicht, sondern machen aus ihm zwei Flechten, welche sie mit Bändern, Korallen oder Glasperlen verzieren, und vorn zu beiden Seiten der Brust tragen. Die verheiratheten Frauen tragen häufig nur eine Flechte und lassen sie dann hinten herabhängen. Das Haar belegen sie mit silbernen Blechen und rothen Korallen, welche bei den Mongolen sehr hoch geschätzt werden. Bei den ärmeren Mongolinnen vertreten Glasperlen die echten Korallen; die Bleche aber werden gewöhnlich aus Silber, selten nur aus Kupfer gefertigt. Ein solcher Putz wird auf den Obertheil der Stirn gelegt. Außerdem werden in den Ohren zwei große silberne Ohrringe, an den Fingern Ringe und an den Armen Armbänder getragen.

Die Kleidung des Mongolen besteht in einem langen, schlafrockähnlichen Rocke, der gewöhnlich aus blauem chinesischen Baumwollstoffe gefertigt ist, chinesischen Stiefeln und einem niedrigen Hute, dessen Krämpe nach oben gebogen ist. Hemden und Unterkleider tragen die Nomaden gewöhnlich nicht. Im Winter ziehen sie warme Beinkleider und Schafpelze an, und den Kopf bedecken sie mit einer warmen Mütze. Der Eleganz wegen werden die Sommerkleider häufig aus chinesischem Seidenstoffe gefertigt. Außerdem tragen die Beamten noch Abzeichen ihrer Würde. Sowohl der Sommerrock als auch der Pelz sind immer mittelst eines Gürtels in der Taille umbunden, an welchem entweder an der Seite oder hinten die für einen Mongolen unentbehrlichen Gegenstände, der mit Taback gefüllte Beutel, die Pfeife und der Feuerstahl, hängen. Außerdem haben die Chalchas immer noch eine Dose mit Schnupftaback zwischen Leib und Oberrock stecken, denn das Anbieten einer Prise gehört zum ersten Bewillkommnen des Gastes. Der Hauptstolz des Nomaden besteht in seinem Reitzeuge, das oft mit Silber verziert. ist.

Das Kleid der Frauen ist von einem etwas andern Schnitte als das der Männer, und sie tragen es ohne Gürtel; dafür haben sie aber einen kurzen Ueberwurf ohne Aermel. Uebrigens ist die Kleidung und die Frisur des Haars beim schönen Geschlechte in den verschiedenen Theilen der Mongolei verschieden.

Die allgemeine Wohnung des Mongolen ist die Filzjurte, „Gyr“, welche auch in allen Gegenden der Mongolei ganz gleich ist. Jede Jurte ist rund, mit einem conischen Dache, in welchem sich eine Oeffnung befindet, die gleichzeitig als Rauchfang und Fenster dient. Das Gerippe zu dieser Jurte wird aus Stangen gemacht, welche größtentheils aus den waldigen Gegenden von Chalcha geholt werden. Die Stangen werden oben zusammengebunden, dann so ausgespreizt, daß sie einen Raum von 4 bis 5 Meter Durchmesser umschließen, ferner noch mit Leinen mit einander verbunden und endlich mit Filz bedeckt. Nur die Stangen, welche den Eingang bilden, werden nicht mit Leinen mit einander verbunden. An eine derselben wird eine Thür befestigt, die gegen einen Meter hoch und fast eben so breit ist. Die Höhe der Jurte beträgt immer gegen $1^1/_3$ Meter.

Ueber die Wände und die Thür werden Stangen gelegt, deren dünne Enden mittelst Schleifen an die Wände befestigt werden. Das freie Ende dieser Stangen wird in die Löcher eines kreisförmig gebogenen Reifes gesteckt. Dieser etwa einen Meter hohe und $1^1/_3$ Meter im Durchmesser haltende Kegel dient als Obertheil der Jurte, d. h. als deren Rauchfang und Fenster.

Erst nachdem das ganze Gerüst der Jurte aufgestellt ist, wird es mit Filzdecken umkleidet, die im Winter verdoppelt werden. Auch die Thür und der Kamin werden mit Filzdecken belegt und dann ist die kunstlose Wohnung fertig. Im Innern und zwar in der Mitte dieser Wohnung befindet sich der Herd; gegenüber der Thür werden die Heiligenbilder („Burchany“) und neben ihnen die verschiedenen Schätze aufgestellt. Rings um den Herd, auf dem den ganzen Tag hindurch das Feuer nicht erlischt, werden Filzdecken ausgebreitet, welche zum Sitzen und Schlafen dienen. In den Jurten der Reichen werden hierzu, statt Filzdecken, theure Teppiche verwendet. Außerdem werden auch die Wände der Jurte des Reichen, besonders aber der Fürsten, mit Baumwoll- oder Seidenstoffen behängt und in diesen pflegt auch ein Bretterfußboden zu sein. Für das wenig veränderliche Leben des Nomaden ist die Jurte eine durch Nichts zu ersetzende Woh-

nung. Man kann sie schnell auseinander nehmen und in eine andere Gegend transportiren, und sie gewährt bei alle dem hinlänglichen Schutz gegen Kälte und Unwetter. Wenn das Feuer auf dem Herde brennt, ist es im Innern der Jurte, selbst während sehr starker Fröste, hinlänglich warm. Für die Nacht wird der Kamin mit Filzdecken zugedeckt und das Feuer ausgelöscht. Dann ist zwar in der Jurte keine besonders hohe Temperatur, aber sie ist immer noch höher als im Soldatenzelte. Im Sommer schützt die Filzdecke einer solchen Wohnung die Insassen vollständig gegen die Hitze, ja selbst gegen die heftigsten Regen.

Im gewöhnlichen Leben der Mongolen fällt dem Reisenden vor allen Dingen ihre unbegrenzte Unreinlichkeit auf. Während seines ganzen Lebens wäscht der Nomade nicht ein Mal seinen Körper; sehr selten, und auch dieses nur ausnahmsweise, wäscht sich einer Hände und Gesicht. In Folge des beständigen Schmutzes wimmelt die Kleidung der Nomaden von Ungeziefer, das sie, ohne sich durch die Gegenwart eines Fremden stören zu lassen, tödten. Man kann alle Augenblicke sehen, wie ein Mongole, manchmal auch ein Beamter oder wohl gar ein angesehener Lama, sein Kleid oder seinen Pelz umkehrt, die zudringlichen Insecten fängt und sogleich mit dem Tode bestraft, indem er sie auf seinen Vorderzähnen zerdrückt.

Die Unreinlichkeit und der Schmutz, in welchen die Nomaden leben, sind theilweise von der Scheu vor dem Wasser und jeglicher Feuchtigkeit bedingt. Nicht genug, daß der Nomade um keinen Preis durch ein Gewässer geht, in dem man sich kaum den Fuß naß machen kann, er vermeidet auch aufs Aengstlichste seine Jurte in der Nähe eines feuchten Ortes, z. B. einer Quelle, eines Baches oder Sumpfes, zu erbauen. Die Feuchtigkeit übt auf ihn einen ebenso verderblichen Einfluß aus, wie auf das Kameel, was nur durch die Angewöhnung des Organismus an ein trockenes Klima erklärt werden kann. Der Mongole trinkt auch nie ungekochtes, kaltes Wasser, sondern ersetzt es immer durch ein aus Ziegelthee gekochtes Getränk. Diese Waare erhalten die Mongolen von den Chinesen, und sie haben sich so leidenschaftlich an sie gewöhnt, daß ohne dieselbe kein Nomade, sei es Mann oder Frau, auch nur einige Tage leben kann. Während des ganzen Tages, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, steht der Kessel auf dem Herde, und die ganze Familie trinkt ohne Unterlaß Thee, und bewirthet damit vor allen Dingen jeden Gast.

Die Zubereitung des Thees findet in der ekelhaftesten Weise statt: das Gefäß, ein gußeiserner Kessel, in welchem man den Nectar braut, wird nie einer Reinigung unterzogen, selten nur wird das Innere mit trockenem „Argall“, d. h. mit Excrementen vom Rinde oder Pferde, ausgerieben. Zum Kochen wird gewöhnlich Salzwasser genommen, und wenn man solches nicht hat, wird das gewöhnliche Wasser während des Kochens gesalzen. Nun wird der Ziegelthee mit einem Messer gekrümelt oder in einer Stampfe zerstoßen, und eine Handvoll dieses Pulvers ins kochende Wasser geworfen, dem noch einige Tassen Milch zugesetzt werden. Um den Ziegelthee, der hart wie Stein ist, zu erweichen, wird er vor seiner Verwendung während einiger Minuten auf heißen „Argall“ gelegt, wodurch er weder an Geschmack noch an Aroma gewinnt. Nun ist er zum Serviren fertig. So zubereitet dient der Thee jedoch nur als Getränk, ungefähr wie bei uns der Kaffee oder die Chocolade, oder auch wie ein kühlendes Getränk. Um aus ihm eine gehaltvollere Nahrung zu machen, schüttet der Mongole in sein Schüsselchen mit Thee eine Handvoll gerösteter Hirse und legt, um die Delicatesse vollständig zu machen, ein Stück Butter oder rohen Kurdjukfettes (von der Fettdrüse, welche das mongolische Schaf an der Schwanzwurzel entwickelt) dazu. Dieses wird dem Leser einen Begriff über das Ekelhafte der Speisen geben, welche die Mongolen in unglaublicher Menge vertilgen. Im Laufe des Tages genießen sie zehn, ja funfzehn Schüsselchen solchen Thees, deren jede den Inhalt unseres Glases hat; dieses ist selbst für eine junge mongolische Dame etwas ganz Gewöhnliches; die erwachsenen Männer genießen doppelt so viel. Man ißt und trinkt übrigens den ganzen Tag, wenn es jedem beliebt, da bei den Mongolen keine bestimmte Zeit für die Mittagstafel festgesetzt ist. Hierbei ist noch zu bemerken, daß das Schüsselchen, aus dem die Nomaden ihren Thee trinken oder essen, persönliches Eigenthum dessen ist, der sich desselben bedient. Auch dieses Gefäß wird nie gewaschen, sondern nach dem Gebrauche ausgeleckt und dann in den Busen gesteckt, wo ganze Schwärme Ungeziefers hausen. Die Schüsselchen dienen auch häufig zum Prunk, und man findet beim Reichen silberne von chinesischer Arbeit.

Neben dem Thee bildet die Milch in verschiedener Form die beständige Nahrung des Mongolen; aus ihr werden Butter, Schaum, „Areka“ und Kumys bereitet. Schaum wird aus süßer Milch bereitet, die man über gelindem Feuer kocht; später läßt man sie sich setzen, um sie hierauf, nachdem man die Sahne abgeschöpft hat, zu trocknen. Um den Geschmack zu erhöhen, wird diesem Gebräue häufig geröstete Hirse hinzugesetzt. (Dieser „Schaum“ ist wohl das, was die Buriaten in der Steppe von Dajotzsk „Burdjuk“ nennen und das ich an anderen Orten beschrieben habe.) Die „Areka“ wird aus saurer Milch, von welcher die Sahne abgeschöpft wurde, bereitet und ist etwas dem Quarke Aehnliches. Aus ihr fabricirt man den „Arell“, eine Art kleiner, trockener Käsestückchen. Der Kumys, mongolisch „Tarasunn“, wird aus Stuten- oder Schafmilch bereitet. Während des ganzen Sommers ist er das Hauptbewirthungsmittel, so daß die Mongolen sich gegenseitig unaufhörlich besuchen, um den Tarasunn zu probiren, mit dem man sich gewöhnlich benebelt. Alle Nomaden haben übrigens eine große Vorliebe für spirituöse Getränke, obgleich die Trunksucht bei ihnen durchaus nicht ein so allgemeines Laster wie in civilisirten Gegenden ist. Schnaps erhalten die Mongolen von den Chinesen in China selbst, wohin sie mit den Karawanen kommen, oder auch von chinesischen Krämern, welche im Sommer durch die ganze Mongolei streifen, um verschiedene Waaren gegen Wolle, Felle und Vieh umzutauschen. Dieser Handel bringt den Chinesen großen Gewinn, da sie die Waaren gewöhnlich auf Credit geben und bei dieser Gelegenheit ungeheuere Procente fordern, und obendrein die eingetauschten Gegenstände zu sehr niedrigen Preisen berechnen.

Obgleich, wie wir gesehen haben, Thee und Milch während des ganzen Jahres die Hauptspeisen der Mongolen bilden, so haben sie doch, besonders im Winter, eine wichtige Beispeise zu ihnen. Es ist dieses das Hammelfleisch, ein besonderer Leckerbissen jedes Nomaden, so daß er, wenn er eine Speise als sehr schmackhaft bezeichnen will, sagt: „So schmackhaft wie Hammelfleisch!“ Das Schaf wird aber auch wie das Kameel zu den geheiligten Thieren gezählt. Uebrigens dienen alle Hausthiere als Embleme der Würde, so daß mit den vom Schafe, Pferde, Kameele hergeleiteten Eigenschaftswörtern selbst einzelne Species von Pflanzen und Thieren bezeichnet werden. So wird beispielsweise die Tsuja „Jama-artza“, die Ziegenartze, der Reis „Chony-Schuljusyn“ (etwa Schaf-Korn) genannt. Der leckerste Theil des Schafes bleibt wohl der „Kurdjuk“ (die Fettdrüse des Schwanzes). Die mongolischen Schafe mästen sich; scheinbar sogar auf einer sehr magern Weide, dermaßen, daß ihr ganzer Leib mit einer Fetthülle von nahezu

einem Zoll Dicke umgeben wird. Je fetter aber das Thier ist, desto mehr entspricht es dem Geschmacke des Mongolen. Sehr bezeichnend ist übrigens die cannibalische Art des Schlachtens der zum eigenen Bedarf bestimmten Schafe. Die Mongolen schlitzen dem Thiere den Bauch auf, fahren mit der Hand ins Innere, erfassen das Herz und drücken es so lange, bis das Thier verendet. Vom geschlachteten Schafe geht übrigens kein Brocken verloren; selbst die Därme werden verbraucht. Sie werden ausgeleert und ohne vorher ausgewaschen zu werden mit Blut gefüllt. So werden sie nun gekocht und als Würste verspeist. Man muß freilich einen Mongolenappetit und Mongolennerven besitzen, um diese Würstchen zu genießen.

Die Gefräßigkeit des Mongolen ist unglaublich; er kann während eines Gelages nicht weniger als 5 Kilo Hammelfleisch verzehren. Es finden sich Gourmands, welche während eines Tages einen ganzen Hammel mittlerer Größe verspeisen! Während einer Reise ist ein Hammelviertel die gewöhnliche tägliche Portion für einen Menschen; dabei wird noch ökonomisch gelebt. Dafür aber ist der Mongole auch im Stande, mehrere Tage ohne jegliche Speise zu leben; wenn er aber ans Essen kommt, dann ißt er auch, im wahren Sinne des Wortes, für sieben.

Das Hammelfleisch wird zum gewöhnlichen Verspeisen immer nur gekocht; gebraten wird auf einem Spieße ausschließlich das Bruststück, welches ein Leckerbissen der Mongolen ist. Wenn die Mongolen während des Winters auf Reisen sind und das Fleisch hart gefroren ist, wird es halb roh genossen. Man schneidet zu diesem Behufe immer eine dünne, halbgekochte Fleischschicht ab und läßt das Uebrige weiter kochen. Im Falle der Eile aber legt der Nomade ein Stück unter den Sattel des Kameels, auf welchem er die Reise macht, um es gegen den Frost zu schützen. Von hier wird nun das Fleisch während des Marsches hervorgezogen und ohne Rücksicht auf die an ihm klebenden Kameelhaare und den Geruch, den es angenommen hat, mit dem größten Appetite verzehrt. Die Schöpsenbrühe wird von den Nomaden wie Thee getrunken; manchmal wird etwas Hirse oder in Nudeln geformter Teig hineingethan. Vor dem Essen, wenn die Schüsselchen schon gefüllt sind, werfen die Lamas und die Frommen aus der ärmern Volksclasse kleine Stückchen als Opfer ins Feuer, oder in Ermangelung des Feuers auf die Erde. Um von flüssiger Speise ein Opfer zu bringen, wird der Finger in dieselbe getaucht und dann abgeschüttelt, ohne Rücksicht darauf, wohin die Tropfen fliegen.

Die Mongolen nehmen alle ihre Speisen mit den Händen, um sie dem Munde zuzuführen, trotzdem jene für gewöhnlich sehr schmutzig sind. Das Fleisch wird in großen Stücken in den Mund gebracht, so viel, als eben in demselben Platz ist, in ihn genommen und der Rest vor dem Munde mit einem Messer abgeschnitten. Die Knochen werden so rein benagt, daß auch kein Fäserchen an ihnen verbleibt, ja einige werden sogar zerschlagen, um das Mark herauszubekommen. Das Schulterblatt vom Schafe wird, nachdem das Fleisch verzehrt ist, immer zerbrochen; es ganz zu lassen wird als schwere Sünde betrachtet *).

Außer Hammelfleisch, das als bevorzugte Speise betrachtet wird, genießt der Mongole auch Ziegenfleisch und Pferdefleisch. Seltener als dieses wird Rindfleisch und am seltensten Kameelfleisch gegessen. Die Lamas genießen kein Pferde- und Kameelfleisch, aber weder sie noch auch ihre Landsleute verachten das Fleisch gefallener Thiere, besonders wenn sie etwas fett sind. Brot kennen die Mongolen nicht, obgleich sie die chinesische Semmel nicht verachten; manchmal backen sie jedoch zu Hause Fladen und machen Nudeln aus Weizenmehl. In der Nähe der sibirischen Grenze essen die Mongolen schon Roggenbrot; doch weiter im Innern der Mongolei kennen sie es nicht und die Mongolen, denen Capitän Prschewalski Zwieback aus Roggenbrot gegeben, sagten gewöhnlich, nachdem sie ihn probirt hatten: „Ein solches Essen hat nichts Angenehmes an sich; man klappert bloß mit den Zähnen."

Fische und Vögel werden von den Mongolen, mit sehr wenigen Ausnahmen, nicht gegessen; sie halten eine solche Speise für unrein. Ihr Ekel geht so weit, daß einst ein Führer des Capitäns Prschewalski, als dieser auf dem See Kuku-Nor eine Ente verzehrte, vor Ekel zu brechen begann. Derselbe Mongole ist in unglaublichem Schmutze aufgewachsen, aß mit Gleichmuth Fleisch von gefallenen Thieren und ungewaschene Hammeldärme, und doch konnte er den Anblick, daß ein Europäer eine Ente genoß, nicht ertragen. Das ist die Macht der Gewohnheit.

*) Ebenso halten es die Bewohner der Mark Brandenburg für unrecht, die Schalen der verzehrten Eier ganz zu lassen: das betreffende Huhn würde ja dann nicht mehr legen!

Nordenskiöld's Expedition nach Novaja-Semlja und in den Busen des Jenissey.

A. K. Der Professor Nordenskiöld berichtet in einem Briefe (abgedruckt im „Journal de St. Petersbourg") an Herrn Oscar Dickson in Gothenburg Folgendes über seine Reise nach Novaja-Semlja und in den Busen des Jenissey, welche er auf der Yacht „Proeven" ausgeführt hat:

„Die Yacht „Proeven" verließ am 8. Juni 1875 den Hafen von Tromsoe, remorquirt von einem kleinen Dampfer; aber widrige Winde zwangen uns sogleich im Sunde zwischen Carlsoe und Rennoe Anker zu werfen und wir mußten hier fünf Tage verbleiben. Deshalb konnten wir erst am 14. Juni weiter reisen, um durch die Enge von Fugloe das hohe Meer zu erreichen. Am 17. umschifften wir das Nordcap und steuerten nun direct auf Novaja-Semlja.

Während des Frühlings und im Anfange des Sommers ist die Westküste dieser Doppelinsel bis zu einer gewissen Entfernung vom Lande mit einem Gürtel compacter Eismassen umgeben, in welchem fast nirgends ein Durchgang existirt. Später verschwindet er jedoch und es bilden sich, wie häufig gemachte Erfahrungen beweisen, ziemlich früh zwei Passagen. Diese Löcher sind dann nur mit einer dünnen Schicht schwimmenden Eises bedeckt und sie verbinden dann gegen Westen den Ocean mit dem offenen Wasser, das sich längs der Küste hinzieht. Eine dieser Passagen öffnet sich gewöhnlich gegenüber dem „Matotschkin-Schar" (der Meerenge, welche das „neue Land" in zwei Inseln theilt), während sich die andere gewöhnlich auf der Höhe des Cap

„Sjewero-Gusinnoi-Miß" (Nord-Gänse-Cap) öffnet. Die erstere entsteht in Folge der heftigen Strömung, welche die Enge durchfließt. Ich wählte die zweite Passage, welche wir am 22. Juni durchsegelten, wobei wir nicht eben mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, und wir warfen sieben Tage nach unserer Abfahrt von Carlsoe an der Küste von Novaja-Semlja in einer kleinen, wenig geschützten Bucht unmittelbar im Norden des Gänsecaps Anker.

Während der Durchfahrt sondirten wir, so oft es das Wetter erlaubte, und stellten Beobachtungen über das Thierleben im Meere, über die Temperatur des Wassers in verschiedenen Tiefen u. s. w. an und hatten dabei Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß man in diesen Gegenden sehr reiche und für die Naturwissenschaft kostbare Gegenstände finden kann.

Nachdem wir zwei Tage an der bezeichneten Stelle gelegen hatten, lichteten wir wieder die Anker und steuerten gegen Nord, bei welcher Gelegenheit wir bald hier, bald dort, je nachdem uns der Ort günstig schien, anhielten. Vom 25. bis 28. Juni verweilten wir in der kleinen Bucht von Karmakully, vom 2. bis 6. Juli in der Bucht Besimiennaja (Namenlose), vom 7. bis 13. Juli an verschiedenen Punkten des Matotschkin-Schar. Das Meer war nahezu frei von Eis; wenigstens war dies bis zu diesem Punkte der Fall; aber im Norden des Matotschkin-Schar, welches das Karische Meer mit dem zwischen Novaja-Semlja und Spitzbergen belegenen Theile des Oceans verbindet, zogen sich Bänke hin, welche sich fast bis an die Küste erstreckten; dieses zwang die Expedition, ihr Project, gegen Norden die Küste entlang zu fahren, aufzugeben.

Dagegen war das Eis in dem westlichen Theile des Matotschkin-Schar gebrochen und wir glaubten anfangs in der Richtung nach Osten vordringen zu können. Nachdem wir in dieser Absicht bis nach Tschirakina gesegelt waren, unternahm ich von hier aus eine Bootfahrt in das Innere, um das Eis dort zu untersuchen. Während derselben Zeit bestieg der Docent Lundstroem einen Berg, dessen Höhe über 1000 Meter beträgt und von dem aus er die schönste Fernsicht genoß.

Das Resultat unserer Untersuchungen war, daß wir constatirten, daß der östliche Theil der Meerenge von ununterbrochenem Eise bedeckt ist, welches hinreichend dick war, um noch lange dem Einflusse des Nordpolsommers widerstehen zu können. Unter diesen Umständen glaubte ich nicht warten zu dürfen, bis sich auch hier eine Durchfahrt eröffnete; da es mir unmöglich schien gegen Norden vorzudringen, beschloß ich das Glück in einer andern Richtung zu probiren, durch die Karastraße oder durch die Enge von Jugor in das Karameer zu dringen, indem ich entweder die Nord- oder die Südküste der großen Waigatsch-Insel entlang schiffte.

Wir verließen den Matotschkin-Schar am 13. Juli und gelangten am 25. in die Karaenge, nachdem wir vorher am 14. in der Skodda-Bucht, wo wir schöne Versteinerungen aus der Juraformation fanden, Anker geworfen und ebenso am 16. beim nördlichen Gänsevorgebirge, am 18. beim südlichen Gänsevorgebirge und am 21. beim Kostinny-Schar geankert hatten.

Die Karaenge (Karische Straße) war durch Eis verschlossen und der Wind, welcher wehete, als wir hier ankamen, war zu heftig, als daß wir daran hätten denken können, irgendwo Anker zu werfen. Es herrschte in diesen Gegenden vom 26. bis 30. Juli ein furchtbarer Sturm und wir schätzten uns glücklich, an der Südküste der Waigatsch-Insel eine Zuflucht zu finden.

Am 26. Juli warfen wir gegenüber dem Grebenyj-Vorgebirge Anker. Der Sturm war so heftig, daß wir erst am 30. Juli ein Boot ins Meer lassen konnten, um auf die Insel zu gelangen, in deren unmittelbarer Nähe wir uns befanden. Wir machten auf Waigatsch eine reiche Ernte von Versteinerungen der obern Silurschicht, welche ein großes Interesse für die schwedischen Geologen hatten, da sie sehr den Versteinerungen von Gothland gleichen. Auf der Waigatsch-Insel fanden wir das erste Mal Samojeden, welche beim Anblicke unsers Fahrzeuges in ihren hohen, eigenthümlich geformten und mit 3 bis 4 Renthieren bespannten Schlitten an die Küste gekommen waren. Wir baten die Samojeden, als sie den Wunsch hierzu äußerten, mit uns an Bord zu kommen und nahmen sie hier so gastfreundlich wie möglich auf.

Während unsers Aufenthaltes auf der Westseite der Insel Novaja-Semlja studirten wir mit allem Eifer die geologischen, zoologischen, botanischen u. s. w. Verhältnisse dieser Gegend, und viele unserer Anhaltspunkte boten dem wissenschaftlichen Stabe unserer Expedition Gelegenheit, reiche Materialien zu sammeln, die vielleicht vollständiger sind als diejenigen, welche irgend ein früherer Forscher gesammelt hat.

Indem wir besseres Wetter abwarteten, verblieben wir beständig auf der Südseite der Waigatsch-Insel. Der Nordostwind hörte jedoch nicht auf mit großer Heftigkeit zu wehen und mußte, wie wir vermutheten, große Eismassen in den südlichen Theil des Karameers treiben, so daß uns für diesen Fall wenig Aussichten verblieben, noch in diesem Sommer weiter gegen Osten vorzudringen. Ich entschloß mich trotzdem, das Unternehmen zu wagen, und wir versuchten es am 31. Juli, in die Enge von Jugor einzulaufen. Kaum waren wir jedoch am Eingange derselben, so entstand eine Windstille, welche uns wiederum nöthigte, Anker zu werfen. Dieses geschah nicht weit von der Stelle, wo sich während der Sommermonate eine große Anzahl von Russen und Samojeden aus Pustoserskt versammelt, um zu jagen und zu fischen. Die Norweger haben diesen Ort „die Stadt der Samojeden" benannt.

Am folgenden Tage untersuchte ich im Boote die Verhältnisse der Meerenge und ordnete an, daß uns das Schiff folge, sobald dies möglich sein würde. Erst am 2. August begann es die Reise und gelangte, Dank einer schwachen Brise und starken Strömung, an das andere Ufer der Meerenge, wo ich mein Zelt aufgeschlagen hatte. Ich begab mich sogleich an Bord und eine starke Strömung trieb uns gegen das Karameer. Wir passirten glücklich die Enge und bei unserm Einlaufen ins Karameer fanden wir es vollkommen eisfrei.

Wir steuerten gegen die Mitte der Halbinsel, welche das Karameer vom Obigolf scheidet und die bei den Samojeden Jalmal heißt. Der Wind war beständig sehr schwach, was unsere Geduld auf eine sehr harte Probe stellte, aber uns auch als Lohn hierfür erlaubte, unsere wissenschaftlichen Untersuchungen über das Leben im Meere durch Fischen mit dem Schleppnetze fortzusetzen. Unsere Netze verschafften uns eine unerwartete Fülle der verschiedensten Meerthiere, von denen ich vorzüglich die riesigen Gattungen der Isopoden, eine große Menge von Amphipoden, einen großen, schönen Alecto, Ophiceriden von ungewöhnlicher Größe, Asteriden von ausgezeichneter Schönheit und Mollusken nenne.

Bei dieser Gelegenheit muß der bemerkenswerthe Umstand angeführt werden, daß das Wasser auf der Oberfläche des Meeres in dieser Gegend fast ganz süß ist, so daß es tödtlich auf diejenigen Thiere wirkt, welche im gesalzenen Wasser in der Tiefe des Oceans leben. Deshalb starben auch die Thiere, welche wir vom Boden des Meeres heraufbrachten, größtentheils, sobald wir sie in Wasser setzten, das von der Oberfläche geschöpft war.

Wie wir es schon an der Westküste von Novaja-Semlja gethan, bestimmten wir auch hier mit Hülfe der Thermometer von Negretti und Zambra, wie auch der Thermometer von Casella die Temperatur des Meeres, nicht allein an seiner Oberfläche, sondern auch in verschiedenen Tiefen. Diese Beobachtungen haben uns sehr interessante Resultate geliefert, welche für eine Menge Fragen in Betreff der Richtung der Meeresströmungen in diesen Regionen, die bis jetzt aus Mangel anderer Hülfsmittel hauptsächlich nach der Temperatur an der Oberfläche des Meeres erklärt werden mußten, entscheidend sein werden. Zahlreiche Beobachtungen, welche ich längs der Westküste von Novaja-Semlja, vom Matotschkin-Schar bis an die Meerenge Jugor und von hier um das Cap Grebenyi bis zu $75^1/_2{}^0$ nördl. Br. und 82^0 östl. L., ferner noch bis zur Mündung des Jenissey gemacht habe, haben mir unzweifelhafte Beweise dafür geliefert, daß die Temperatur der Oberfläche dieses Meeres in Folge des Einflusses der Temperatur der Luft, des benachbarten Eises und des hinzuströmenden süßen und warmen Wassers des Ob und Jenissey sehr oft verändert wird. Die Temperatur des Wassers bis zu einer Tiefe von zehn Faden bleibt fast ganz constant zwischen — 1^0 und 2^0 C. (Wenn man eine Flasche mit Wasser, das von der Oberfläche geschöpft ist, bis zu dieser Tiefe hinabläßt, so gefriert es in der Flasche.) Es existiren also in diesen Gegenden keine warmen Strömungen, welche Einfluß auf die Temperatur des Wassers bis zu einer gewissen Tiefe haben könnten. Wir haben sehr häufig mit Hülfe des ausgezeichneten und zu diesem Behufe vom Professor Ekmann construirten Apparates kleine Quantitäten Wasser aus der Tiefe herausgeschafft, und ich bin überzeugt, daß am Boden des Meeres die im Wasser aufgelöste Salzmenge constant ist. Ich konnte dies übrigens nach meiner Rückkehr mit Sicherheit durch Analysen des Wassers feststellen.

Am 8. August besuchten wir auf einige Stunden die Nordwestküste der Halbinsel Jalmal, wo wir astronomische Bestimmungen vornahmen, was wir übrigens schon häufig auf der Westküste von Novaja-Semlja und in der Meerenge Jugor gethan hatten. Wir bemerkten Fußtapfen von Menschen, von denen einige barfuß gegangen waren, und sahen auch Spuren eines Schlittens. Am Ufer war aus Renthier-, Phoken- und anderen Knochen ein Altar errichtet. Auf diesem Knochenhaufen standen zwei aus Treibholz grob ausgehauene Götterbilder, deren Augen und Mund ganz frisch mit Blut bestrichen waren. Knochen von Renthieren und weißen Bären waren an Stöcken, die mit Haken versehen waren, aufgehängt. Ganz nahe am Altare befand sich ein Herd, auf dem das Feuer unlängst erloschen war, und daneben lag ein Haufen Renthierknochen; deutliche Anzeichen eines Opferfestes.

Nach einigen auf dem Lande verbrachten Stunden steuerten wir gegen Norden, bis ich an unermeßliche Eisbänke kam, durch welche nicht hindurch zu kommen war. Es war dies unter $75^0\,30'$ nördl. Br. und $70^0\,30'$ östl. L. Ich segelte deshalb am Rande des Eises in der Richtung nach Osten und wendete mich endlich gegen das nördliche Ufer der Jenisseymündung, wo wir am 15. August unter Aufhissung der schwedischen Flagge Anker warfen. Wir sind also an ein Ziel gelangt, welches seit Jahrhunderten große Handelsvölker vergebens angestrebt haben.

Als wir uns dem Hafen näherten sahen wir einen Bären, welcher an der Küste in Gesellschaft einiger Renthiere weidete; er verließ sie jedoch bald, um sich in einiger Entfernung niederzulegen. Ehe wir noch die Anker geworfen hatten, landete Dr. Theal in einem Boote, um den Bären zu schießen. Er näherte sich ihm kriechend, aber der Bär bemerkte ihn sogleich und stürzte sich auf den Jäger. Ein Schuß aus einem Remington traf ihn in die Stirn, durchdrang jedoch nicht den Schädel, sondern streifte ihn nur der Länge nach zwischen den Augen. Da kehrte der Bär um und ergriff die Flucht, wurde jedoch von einer zweiten Kugel getroffen, welche ihm die Lunge und den obern Theil des Herzens durchbohrte.

Ich betrachte diesen Vorfall als eine gute Vorbedeutung: der Bär hat während Jahrtausenden hier als alleiniger Herr geherrscht, jetzt soll seine Herrschaft in diesen Regionen enden. Man wird zahlreiche Schiffe diese Gegenden besuchen sehen, welche den Handel zwischen Europa und den unermeßlichen Landstrichen im Bassin des Irtysch, Ob und Jenissey unterhalten werden.“

Nach diesem lyrischen Erguss, der wohl durch die schönen Erfolge, welche ein Ergebniß der mühevollen Expedition waren, gerechtfertigt erscheint, giebt Nordenskiöld Einzelheiten von seiner Reise über Jenisseysk und das europäische Rußland, um zu Lande nach Schweden zurückzukehren, während der „Proeven“ nach Norwegen zurückfuhr.

In einem zweiten, vertraulichern Briefe an Herrn Dickson sagt er, daß er seine Reise als von außerordentlichem Erfolge gekrönt betrachtet, da er in die Mündung des Jenissey gelangt ist, wohin vor ihm große Expeditionen, welche von Holländern, Engländern und Russen ausgesendet worden sind, nicht gelangen konnten, weil sie nicht die rechte Jahreszeit zum Reisen in diesen Gegenden gewählt hatten.

„Ich habe die innige Ueberzeugung,“ schließt Herr Nordenskiöld, „daß jetzt eine Handelsstraße geöffnet ist, deren Wichtigkeit sich jeder leicht vorstellen kann, wenn er das Terrain betrachtet, das das Bassin des Ob, Irtysch, Jenissey und ihrer Nebenflüsse bildet.“

Die „Hertha“ in den ostasiatischen Gewässern.

Die von dem Hydrographischen Bureau der kaiserlichen Admiralität zu Berlin unter Dr. von Boguslawski's Leitung herausgegebenen „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie“ *) haben sich seit ihrem kurzen Bestehen (der laufende Jahrgang ist ihr dritter) bedeutend gehoben und dem Geographen schon unentbehrlich gemacht. Vortrefflich und äußerst dankenswerth ist z. B. die eben getroffene Einrichtung, größere zusammenhängende Aufnahmen fremder Marinen den deutschen Lesern in Karte und Text vorzuführen, wie in Nro. 13 und 14: die Klein-Kei-Gruppe nach den Aufnahmen der königlich italienischen Corvette „Vettor Pisani“; in Nro. 15 und 16: die ausgedehnten Arbeiten Ihrer Britischen Majestät Schiff „Shearwater“ an den Küsten der Insel Sansibar und denen des gegenüberliegenden Festlandes von der Pangani-

*) In Commission bei E. S. Mittler und Sohn. Jährlich 12 Hefte. Jährlicher Pränumerationspreis 3 Mark.

Bay im Norden bis Ras Kimbidschi im Süden, beide Beschreibungen von schönen, durch A. Welcker gezeichneten Karten begleitet. Zu diesen fremden Arbeiten gesellen sich aber natürlicher Weise auch die Leistungen deutscher Schiffe, wie namentlich die Tiefseeforschungen der „Gazelle“ im Atlantischen Ocean, welche diejenigen des „Challenger“ in erwünschter Weise ergänzen, die demnächst erscheinende Aufnahme der Kerguelen-Insel im südlichen Indischen Ocean durch dasselbe Schiff, welches die deutschen Gelehrten zur Beobachtung des Venusdurchgangs am 9. December 1874 dorthin gebracht hatte. Besonders reiche Beiträge zur Meeres- und Küstenkunde liefern sodann die in den ostasiatischen Gewässern stationirten und sich daselbst einander ablösenden Schiffe, wie die „Arcona“, die „Ariadne“, die „Hertha“. Letztere hatte unter dem Befehle des Corvettencapitäns Knorr am 28. October 1874 den Kieler Hafen verlassen, um die „Arcona“ auf der ostasiatischen Station abzulösen. Die Reise über Madeira, Rio de Janeiro, Cap der Guten Hoffnung und die Sundastraße bis Singapore, wo sie am 11. März d. J. eintraf, bot nichts, was hier hervorzuheben wäre. Während des Aufenthaltes in letzterm Hafen besuchte Capitän Knorr am 18. März auf Einladung des unabhängigen mohammedanischen Maharadschah von Johor (oder Dschohor?), dessen Verkehr mit dem russischen Naturforscher Miklucho-Maklai wir unlängst (S. 189) geschildert haben, mit der „Hertha“ diesen vier Stunden von Singapore gelegenen Hafen am gleichnamigen Flusse, welcher für den deutschen Handel von zunehmender Wichtigkeit geworden ist, und erfreute sich nicht nur dort einer sehr zuvorkommenden Aufnahme von Seiten des Sultans, sondern erhielt auch von diesem den Europäern zugethanen Herrscher einige Tage später einen Gegenbesuch.

Am 25. März setzte „Hertha“ ihre Reise über den Sulu-Archipel und die Philippinen nach Hongkong fort. Unterwegs wurden einige Plätze angelaufen und mehrere nicht unwichtige und neue Nachrichten gesammelt, die eine weitere Verbreitung wohl verdienen.

Vom 30. März bis zum 3. April hielt sich „Hertha“ bei Labuan auf, einer kleinen Insel in 5° 16′ nördl. Br. und 115° 15′ östl. L. an der Nordwestküste von Borneo, welche sich in englischem Besitze befindet, und deren Hauptzweck darin besteht, als Gefängnißort für nicht europäische Verbrecher aus den Colonien von Hongkong und Singapore zu dienen. An dem Nordende der Insel sind Kohlengruben vorhanden, deren Ausbeute jedoch nach den 1872 von der „Nymphe“ dort eingezogenen Erkundigungen früher bedeutender als heutigen Tages gewesen sein muß. Fremde Schiffe können wenigstens dort nicht sicher auf Versorgung mit Kohlen rechnen, wie „Hertha“ selbst erfuhr; zudem fehlt es an den nöthigen Einrichtungen zur Heranschaffung und zum Einnehmen dieses Feuerungsmaterials. Die an der Ausgiebigkeit jener Lager entstandenen Zweifel haben das Wachsthum der Colonie und ihren wirthschaftlichen Aufschwung gehemmt; und ohne diesen hat der Ort keine Bedeutung, weder für den Verkehr noch auch für die englische Regierung. Selbst Wasser und Proviant sind in dem Hafen, welcher natürlich zufolge der bei den Engländern so beliebten Mannigfaltigkeit bei Namengebung „Victoria“ heißt, nur in sehr geringen Mengen vorhanden.

Von Labuan aus segelte die „Hertha“ durch die Balábac-Straße in die Sulu-See zwischen Borneo und den Philippinen, ankerte in dem Hafen von Sandákan und blieb dort vom 11. bis 14. April. Dieser Hafen liegt an der in die Nordostküste Borneos einschneidenden, gleichnamigen Bucht, welche einige Aehnlichkeit mit der von Rio de Janeiro hat, und bildet eine unter englischem Schutz stehende Niederlassung, welche an die Eingeborenen leichte Baumwollenstoffe und Waffen verhandelt. Das Land selbst gehört dem Sultan von Sulu, dessen Anerbieten, sich unter preußischen Schutz stellen zu wollen, im Jahre 1867 so viel unnöthige Aufregung verursachte.

Die Insel Sulu selbst, die Hauptinsel des nach ihr benannten Archipels und Sitz des Sultans, der augenblicklich mit den Spaniern in Krieg sich befindet, konnte wegen der Blockade der Insel durch das spanische Geschwader nicht besucht werden, wohl aber die Panguturang-Gruppe desselben Archipels, niedrige, dicht bewaldete Inseln, von denen eine, Tubigan, näher untersucht wurde, um sich über das Vorhandensein von Trinkwasser und von einem dort angegebenen Flüßchen Gewißheit zu verschaffen. Die sich auf die ganze Küste und genügend landeinwärts erstreckende Untersuchung der flachen Koralleninsel, deren Umgebung abgelothet wurde, ergab die Grundlosigkeit jener Nachricht. Die deutschen Offiziere fanden dagegen überall bei den von den Eingeborenen bei Annäherung der Boote verlassenen Hütten kleine, in die Erde gegrabene Löcher, welche, als Cisternen dienend, ihren geringen Vorrath an Trink- (Regen-) Wasser enthielten. Da die ganze malayische Bevölkerung in das Dickicht geflohen war, konnte kein Verkehr mit ihnen stattfinden.

Von dort ging es nach der spanischen Stadt Isabela auf der Insel Basilan, welche, an dem südlichen Ausgange der Meerenge zwischen Basilan- und Malamavi gelegen, Sitz des Gouverneurs der Insel und seit dem Kriege gegen Sulu der südlichste Stationsort der spanischen Flotte bei den Philippinen ist. Ihre Lage an dem welligen Westabhange der nur 180 Meter hohen, aber dichtbewaldeten Hügel, deren dunkles Grün nur in der Nähe des Ortes hier und da von helleren Lichtungen und gelblichen Kokospalmen unterbrochen wird, zu beiden Seiten eines ziemlich steil abfallenden tiefen Thaleinschnittes, gewährt ein recht anmuthiges Bild. Das Flüßchen Pasanhan ergießt sich mit buchtartig erweiterter Mündung aus dem Thale in die Meerenge, deren seichte Barre aber die Einfahrt verbietet.

Die ungefähr 5000 bis 6000 Seelen betragende malayische und chinesische Bevölkerung lebt zwar nur in Bambushütten, welche, soweit sie der erstern gehören, der malayischen Sitte gemäß, möglichst nahe dem Wasser oder auch in demselben stehen, so daß sie von der Fluth bespült und gereinigt werden; doch verräth die bei den meisten derselben bemerkbare größere Sorgfalt des Baues einen gewissen Grad von Wohlstand.

Die eingeschlossene Lage des Hafens schützt ihn zwar gegen jeden Seegang; da aber auch der Wind abgehalten wird, so war für die „Hertha“ der Aufenthalt daselbst bei nur 30° C. im Schatten ein durch die Schwüle sehr erschlaffender, und sie vertauschte ihn nach sechstägigem Aufenthalte gern mit dem auf der offenern Rhede von Zamboanga, welches auf der Südwestspitze der nur halb in spanischem Besitze befindlichen großen Insel Mindanao liegt. Proviant ist dort reichlich zu haben; doch bedarf man zum Schlachten von Hornvieh, ebenso wie in Isabela, der Erlaubniß des Gouvernements. Auch Wasser ist in jeder Menge aus dem von den Bergen durch die Stadt geleiteten Flüßchen zu erlangen; doch muß es, da es am Tage zum Waschen und Baden benutzt wird, des Nachts zwischen Mitternacht und 5 Uhr Morgens geholt werden. Da es außerdem besonders nach Regengüssen viele pflanzliche und erdige Beimengungen enthält, so ist ein Filtern des Wassers vor dem Gebrauch sowohl aus gesundheitlichen Rücksichten als auch um die Wasserkasten rein zu halten zu empfehlen.

Von hier ging es durch die Mindoro-See in das Cen-

trum des Philippinen-Archipels nach der Stadt Zebu auf der gleichnamigen Insel, wo der erste Weltumsegler, Fernando Magelhaens, am 27. April 1521 bald nach seiner Landung im Kampfe für den ihm befreundeten Fürsten von Zebu gegen dessen Feinde fiel. Auf dem Ende einer ins Meer vorspringenden Landzunge bezeichnet ein weithin sichtbares, großes Denkmal von weißem Stein die Stelle, wo er sein thatenreiches Leben beschloß. (Vgl. „Globus“ XXVII, S. 362, wo der Besuch des „Challenger“ in Zebu geschildert ist.)

Die Stadt Zebu ist die älteste der Philippinen und liegt auf einer weiten, gut bebauten und durch zahlreiche Anpflanzungen geschmückten Ebene, am Fuße des sich durch die ganze Länge der Insel (120 Seemeilen) hinziehenden Höhenrückens, und zwar ungefähr in der Mitte ihrer nordsüdlichen Erstreckung und etwas südlich von ihrer breitesten Stelle (15 Seemeilen). Trotz der hier herrschenden großen Hitze wird der Aufenthalt in Folge der trockenen Umgebung als recht gesund gelobt. Die Stadt ist Sitz eines einen Theil der südlichen Philippinen umfassenden spanischen Gouvernements und zugleich Marinestationsort.

Die hauptsächlich malayische und chinesische Bevölkerung der sehr ausgedehnten Stadt zählt gegen 30,000 Seelen (der „Challenger“ giebt ihr 35,000); die Mestizen, aus Verbindungen der Weißen und Chinesen mit Malayen hervorgegangen, bilden einen großen und wichtigen Bevölkerungstheil, weil sich in ihren Händen der eigentliche Wohlstand der Insel befindet, während die Kaufhäuser der Weißen und Chinesen ihre Chefs im Auslande haben. Die Hütten der armen und meist vom Fischfange lebenden Malayen bilden am Strande den westlichen Theil der Stadt, während hinter denselben, weiter landeinwärts, wie in den übrigen Richtungen, gute Straßen mit massiven Häusern und Gärten zahlreicher angetroffen werden. Die Stadt besitzt ferner eine sehr schöne, geräumige Caserne, mehrere große Plätze, zwei große, schöne Kirchen und ein Lazareth. Der am Hafen gelegene Stadttheil ist hauptsächlich dem Handel gewidmet, der demjenigen von Ilo-Ilo gleichgeachtet und nur von dem von Manila übertroffen wird.

Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Zucker, Flachs, Taback und dem Gewebe der Ananasfaser; die Einfuhr erstreckt sich auf alle Art europäischer Artikel, Kohlen und Reis. An diesem Ort wurden nur vier Deutsche angetroffen, darunter ein Apotheker, wie überhaupt fast alle Apotheker auf den Philippinen (und auch in anderen Ländern, z. B. in Rußland) Deutsche sein sollen.

Am 7. Mai verließ „Hertha“ Zebu, trat über Manila, wo sie vom 13. bis 17. Mai verweilte, die Weiterreise nach Hongkong an und ging dort am 27. Mai vor Anker.

Aus allen Erdtheilen.

Die Nordfahrt der „Pandora“ und Nachrichten von der englischen Nordpolexpedition.

Als wir in Nr. 14 unserer Zeitschrift unseren Lesern die Nachrichten mittheilten, welche das Begleitschiff „Valorous“ von der englischen Nordpolexpedition zurückbrachte, nachdem es diese am 17. Juli bei der Insel Disco verlassen hatte, glaubten wir von derselben mindestens bis zum nächsten Sommer Abschied nehmen zu müssen. Der unerwartet frühen Rückkehr des ebenfalls auf arktische Entdeckungen ausgesandten Schiffes „Pandora“ und dem Eifer seines Capitäns, Mr. Allen Young, danken wir es, wenn wir unsere Nachrichten bis zum 27. Juli vervollständigen können und vor Allem die wichtige Thatsache erfahren, daß die Expedition die von allen Schiffen so gefürchtete Melville-Bay glücklich passirt und jenseit der Carey-Inseln, so weit das Auge reicht, offenes Meer vor sich hatte.

Wie bekannt, hatte Lady Franklin, die Wittwe des berühmten Seefahrers, bis zu ihrem Tode trotz mehrfacher mißglückter Versuche die Hoffnung nicht aufgegeben, Papiere und andere Reliquien ihres Mannes aufzufinden, und so war es ihr noch zuletzt durch die Unterstützung des vermögenden, als arktischer Seefahrer bewährten Capitän Allen Young und des wohlbekannten Herausgebers des „Newyork Herald“, Mr. James Bennett, gelungen, das Schiff „Pandora“ von der englischen Admiralität für ihre Zwecke zu erwerben. Sie selbst erlebte das Auslaufen des Schiffes nicht mehr, aber Capitän Young, der in Energie und unermüdlichem Interesse für das Schicksal Franklin's ihr würdiger Nachfolger geworden ist, vollendete die Ausrüstung und übernahm selbst das Commando der „Pandora“, die am 26. Juni Portsmouth verließ. Er segelte an der westlichen Küste Grönlands ohne alle Schwierigkeiten die Baffins-Bay hinauf bis zu den Carey-Inseln, auf denen, wie verabredet, die englische Nordpolexpedition für ihn und er für jene Briefe zurücklassen sollte. Young fand zwar drei Steinhaufen, wie sie in jenen Gegenden dazu dienen, die Stelle niedergelegter Briefe anzuzeigen; zwei davon rührten jedoch von Walfischfängern, einer von der „Resolute“ und „Assistance“ aus dem Jahre 1860 her. Da er somit glaubte, daß die Expedition durch Nebel oder Sturm verhindert gewesen sein müsse, dort zu landen, setzte er seinen Weg nach seinem eigentlichen Ziele, dem King-Williams-Land, westwärts durch den Lancaster-Sund und die Barrow-Straße fort. Am 25. August am Eingange der Radstock-Bay sahen sie die Jacht „Mary“, welche hier im Jahre 1850 von J. Roß verlassen wurde, nachdem sie auf das Ufer gezogen war; sie war in sehr gutem Zustande und einige kleine Reparaturen würden nach Young's Ansicht genügen, sie wieder vollkommen seetüchtig zu machen. Einen weit schlimmern Anblick gewährte dagegen das daneben stehende „Northumberland-House“, ein Provianthaus, das ebenfalls im Jahre 1850 vom „North-Star“ (Capitän Saunders) errichtet worden war; es war von Eisbären attaquirt worden, die auf entsetzliche Weise in den aufgespeicherten Vorräthen gehaust hatten und mit dem, was sie nicht verzehren konnten, ihr Spiel getrieben zu haben schienen. Alles war in der größten Verwirrung durcheinander geworfen, die Zeugstoffe, Strümpfe ꝛc. zerzaust und zerrissen; dabei war Schnee in das Innere gedrungen, der dann im Sommer geschmolzen war, um wiederum im Winter zu Eis zu gefrieren, so daß sich im Laufe der Jahre eine vier Fuß hohe Eisschicht gebildet hatte, die den ganzen Boden bedeckte. Young ließ, was noch brauchbar war, gesalzenes Fleisch, Mehl und Zucker sowie mehrere Kisten mit Zeug, die, weil sie mit eisernen Reifen beschlagen waren, der Zerstörung entgingen, wieder in Ordnung bringen und das Haus verwahren und setzte, nachdem von der ganzen Scenerie Photographien und Skizzen aufgenommen waren, seinen Weg südlich durch die Peel-Straße fort. Mehrfach wurde er hier von dickem Eise nur vorübergehend aufgehalten, aber am 13. August setzte bei der Roquette-Insel undurchdringliches Packeis, das quer über die ganze Straße von Küste zu Küste eine felsenfeste Masse bildete, dem weitern Vordringen ein Ziel. Schweren Herzens, nicht mehr weit von dem Punkte,

wo er sicher Spuren von Franklin zu finden hoffte, mußte sich Young zur Umkehr entschließen, als das Eis am 3. September unter dem Einflusse eines starken Südwindes nach Norden zu rücken begann; er hinterließ auf der Insel unter einem Steinhaufen einen Bericht seiner Fahrt und segelte auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder heimwärts. Auf der Rückkehr unterließ er es jedoch nicht, noch einmal die Carey-Inseln anzulaufen, um sie einer abermaligen genauen Prüfung zu unterziehen, und diesmal gelang es dem scharfen Auge des Lieutenant Lillingston, auf der Spitze von South-East-Island unter einem Steinhaufen eine Zinnbüchse zu finden, die die gesuchten Briefe enthielt. Die an die englische Admiralität gerichtete Depesche des Capitän Nares von der „Alert" lautet folgendermaßen:

„J. Maj. Schiff „Alert" bei den Carey-Inseln, 27. Juli 1875.

„Alert" und „Discovery" sind um Mitternacht hier angekommen und werden um 6 Uhr Morgens nach dem Smith-Sund aufbrechen, nachdem ein Depot von Lebensmitteln und ein Boot zurückgelassen sind. Wir verließen Upernavik am Abend des 22. und die Brown-Inseln am 23. c. Nachdem wir das mittlere Eis während einer Windstille passirt hatten, gelangten wir am 25. nach Cap York. Die Saison ist eine sehr offene und wir haben alle Aussicht, eine hohe Breite zu erreichen. An Bord beider Schiffe ist Alles wohl.

G. S. Nares, Capitän der königl. Marine, als Commandeur der Expedition."

Weitere Briefe des Capitän Markham bestätigen in gleicher Weise die außerordentlich günstigen Eisverhältnisse. So weit das Auge reiche, sei die Fahrt frei; die Temperatur des Wassers sei eine verhältnißmäßig sehr hohe und bis jetzt sei noch kein Treibeis gesehen, das dicker als 12 Zoll wäre; kurz, die Hoffnungen seien die besten, direct bis zum Nordpol vorzudringen.

Wenn nun auch diese Hoffnung etwas sanguinisch sein dürfte, so bestätigen doch allerdings die Erfahrungen Young's, der Gegenden erreichte, in die vor ihm nur das Schiff Mc. Clintock's vorgedrungen ist, als auch die Nachrichten von der englischen Expedition einen außergewöhnlich milden Winter, und wir haben allen Grund, der hoffentlich glücklichen Rückkehr der letztern mit Spannung entgegenzusehen.

Huldigung auf den Fidschi-Inseln.

Der erste Gouverneur der nun englischen Colonie des Fidschi-Archipels, Sir Arthur Gordon, traf am 25. Juni dieses Jahres auf dem Kriegsschiffe „Pearl", Commodore Goodenough, von Sydney aus in Levuka, Insel Ovalau, ein, wo er von den Europäern sowohl wie von den Eingeborenen mit Auszeichnung empfangen wurde. Uns interessirt besonders die öffentliche Vorstellung des Exkönigs Kakoban oder, wie er jetzt heißt, des Vuni Valu, welche am 29. Juli stattfand.

Um Mittag zogen Levuka- und Bau-Eingeborene, ein Jeder eine Gabe (Yams) in ihren Händen haltend, im Gänsemarsche vor dem Gouverneur vorüber und riefen ihm dabei ihren ehrfurchtsvollen Gruß: dua woh! dua woh! zu. Den Schluß des Zuges bildeten zwölf Auserwählte, in weiße tapa (Baumwollzeug) gekleidet und mit Blumengewinden geschmückt, welche drei mächtige Schildkröten hinter sich herzogen. Diese wurden dann zu den Yams, welche in einen Haufen aufgestapelt waren, gelegt. Hierauf erschien der Vuni Valu in einfachem Nationalcostüm vor dem Gouverneur, gefolgt von seinem mata oder Herold, welcher eine Yagonawurzel trug, das Symbol der Freundschaft, des Friedens und der Unterwürfigkeit. Der alte Herr, dessen Haupthaar zwar die Masern, von denen er gleich zu Anfang heimgesucht worden war, völlig gebleicht hatten, sah doch sonst auffällig wohl aus. Es begleiteten ihn seine beiden Söhne Ratu Abel und Ratu Joseph, sowie eine Anzahl von Häuptlingen. Indem er sich dem Gouverneur näherte, legte er die Hand auf die Yagonawurzel und sprach mit lauter Stimme: „Dies ist unsere Gabe an Dich, Gouverneur; wir sind heute froh und glücklich. Dies ist unsere Gabe an Dich, Gouverneur; möge Fidschi glücklich sein!" Er brach dann ein Stück von der Yagona ab und legte es in die Hand des Gouverneurs. Dieser antwortete nach Fidschisitte: „Ich nehme es an; möge Fidschi glücklich sein."

Der Gouverneur lud hierauf den Vuni Valu mit Begleitung ein, ihm in die Regierungsgebäude zu folgen. Nach einer kurzen Unterhaltung verabschiedeten sie sich. Der Exkönig hielt dann an die Eingeborenen, welche in der Anzahl von ungefähr fünfhundert versammelt waren, folgende Anrede: „Hört mich an, Ihr Leute von gali vuka Levuka und gali vuka Bau! Der Gouverneur ist angekommen. Ich bin heute glücklich, weil ich ihn gesehen habe. Seine Ankunft ist zum Wohle von Fidschi. Ihr werdet dem Gesetze zu gehorchen haben. Gesetz ist ein gutes Ding, es ist Jedermanns Zufluchtsort. Vor dem Gesetze sind kleine und große Leute gleich. Jeder von Euch ist verantwortlich für das, was er thut. Gehorcht dem Gouverneur, denn er ist der Repräsentant der Königin. Unsere Herrschaft ist vorüber, sie ist an die Königin übergegangen. Ich bin glücklich, daß der Gouverneur hier ist. Dies sind meine Worte an Euch, Ihr Leute von Bau und Levuka." — Damit war der Vorgang zu Ende

* * *

— Das statistische Büreau berichtet, daß im Monat Juli d. J. in dem Hafen von Neuyork 9262 Emigranten eingetroffen sind, darunter 5152 männlichen und 4110 weiblichen Geschlechts. Im Monat Juli 1874 kamen 15,634 Einwanderer an, darunter 8648 männlichen und 6986 weiblichen Geschlechts. Dies zeigt einen Ausfall in diesem Jahre von 6672 Personen.

— Die Bevölkerung Berlins, welche 1675 10,000, 1775 100,000 Seelen stark gewesen sein soll, hat sich nach abermals einem Jahrhundert wiederum auf das Zehnfache gesteigert. Denn nach amtlichen Aufschreibungen hatte sie schon im Monat August 1875 unter Hinzurechnung der Strom- und Militärbevölkerung die Ziffer von einer Million überschritten.

— Aus Goondiwindi in der australischen Colonie Queensland, einem im Süden an der Grenze von Neusüdwales gelegenen Städtchen, wird berichtet, daß 25 Miles von dort die Masernepidemie nunmehr auch unter den Eingeborenen ausgebrochen sei und große Verheerungen unter den hülflosen Geschöpfen anrichte.

— Im Hafen von Honolulu hat sich ein Schwarm rother Fische gezeigt, was stets als Vorzeichen des Todes einer königlichen Persönlichkeit betrachtet wird. König Kalakana soll in Folge dieses Aberglaubens wirklich ernstlich erkrankt sein.

Inhalt: F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan. V. (Mit sechs Abbildungen.) — Ernest Giles' neueste Reisen in Australien. — Die Mongolen. Von Albin Kohn. I. — Nordenskiöld's Expedition nach Novaja-Semlja und in den Busen des Jenissey. — Die „Hertha" in den ostasiatischen Gewässern. — Aus allen Erdtheilen: Die Nordfahrt der „Pandora" und Nachrichten von der englischen Nordpolexpedition. — Huldigung auf den Fidschi-Inseln. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 13. November 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 23.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern. Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf. — 1875.

F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan.

VI.

Nach zwei Ruhetagen in Tu-tui-tse, der Station des Pater Leguilcher, machte sich die französische Expedition wieder auf den Weg, nicht ohne den Pater mitzunehmen, welcher sich nach dem unglücklichen Ausgange in Ta-li seines Lebens dort nicht mehr sicher fühlte und mit rührenden Worten von seiner Christengemeinde Abschied nahm. Am 15. März befanden sie sich nach raschem und anstrengendem Marsche wieder auf kaiserlich chinesischem Gebiete; der Widerstand, welchen die mohammedanische Zollwache dem Entweichen des ihr wohlbekannten Paters entgegensetzen wollte, wurde mit Gewalt überwunden. Folgenden Tages verließen sie die Straße, welche sie früher von Ma-schang hergeführt hatte und schlugen den geraden Weg nach Houg-pu-so ein, auf welchem sie bald den kleinen, aber gerade sehr belebten Flecken Tschang-sin erreichten. Die Behörden empfingen sie dort aufs Freundlichste und wünschten ihnen Glück zu ihrer Rückkehr aus Ta-li. Es war gerade Markt, zu dem von allen Seiten die Bergbewohner herabgestiegen waren. Das hatte ein solches buntes Durcheinander hervorgebracht, daß man eine ganze Scala verschieden gefärbter, eigenthümlicher Menschen hätte zusammenstellen können, von dem intelligent dreinschauenden, behenden chinesischen Taschenspieler an, welcher einen großen Menschenhaufen um sich versammelte und mit seinen Späßen und Künsten unterhielt, bis zu den alten Weibern der Bergbewohner, welche trunken von Branntwein ihre Hausgewebe zum Kaufe ausboten.

Am folgenden Tage hatten die Franzosen das gleiche Schauspiel im Dorfe Kau-tschu-tse, welches 2500 Meter hoch auf dem andern Abhange des Gebirges liegt. Dort spielten neben den Chinesen und Min-kia Si-fan-Frauen mit ihren eigenthümlichen Baretts, die mit silbernen Ketten und Troddeln verziert sind, eine große Rolle. Von da stiegen sie in einem warmen und wohlangebauten Thale nach Sen-o-kai hinab, wo der Fürst von Sche-lu-li (d. i. die 16 Familien oder Tribus) residirt. So heißt der Landstrich, dessen Mittelpunkt die Stadt Ta-hau-hien ist. Der eingeborene Häuptling dieses Hien, Peng-tse-yang, hatte bei Beginn des mohammedanischen Aufstandes die Großen des Landes zusammenberufen, sie zum Widerstande angefeuert, Soldaten ausgehoben und die Aufständischen auf Schritt und Tritt bekämpft. Zwei Mal mußte er nach Sz'-tschwan flüchten; stets aber nahm er den Kampf wieder auf, bis der Sultan von Ta-li in einen stillschweigenden Waffenstillstand willigte, wodurch für ihn der Handelsverkehr mit Sz'-tschwan sichergestellt wurde, und andererseits das Thal des Pe-ma-ho vor den Verwüstungen der Mohammedaner geschützt war. Peng-tse-yang selbst machte den Fremden seine Aufwartung, weil ihr Besuch in Ta-li als muthvolles Wagestück angesehen wurde, und dieselben obendrein kaiserliche Pässe bei sich führten. Die Häupter der Landschaft wollten nun ihre Verdienste um dieselbe während der Rebellion belohnt sehen, und da sie den Franzosen Einfluß am Hofe zu Peking zutrauten, baten sie dieselben um gütige Protection. Peng-tse-yang unterstützte diese Bitte; während die einheimischen Christen gleichfalls Garnier's Schutz anflehten: man wollte sie zu Beiträgen für Erhal-

tung des dortigen Theaters und der Pagoden zwingen! Es wurde ihm nicht schwer, sie von dieser Taxe zu befreien.

So sehr sie auch Peng-tse-haug um längeres Verweilen bat, damit sie sich persönlich von seiner trefflichen Verwaltung und dem blühenden Zustande der Stadt überzeugen könnten, so verließen sie dieselbe doch am folgenden Morgen, durch zahlreiche Flintensalven geehrt. Ueber einen Berg ging es hinüber zum Blauen Fluß, und noch am selben Tage erreichten sie Hong-pu-so, wo sie von durchziehenden Soldaten vage Nachrichten über die in Tung-tschuan Zurückgeliebenen einzogen, von denen manche trübe genug lauteten, aber durch andere bald Lügen gestraft wurden. Trotzdem beschleunigte Garnier den Marsch und erhielt in Mong-ku die wirkliche Nachricht vom Tode seines Chefs, des Fregattencapitäns Doudart de Lagrée. Er war am 12. März seinem Leberleiden erlegen.

Si-fan-Typen in Kan-tschu-tse (Yünnan).

Am 3. April traf Garnier in Tung-tschuan ein und beschloß sofort, den Körper des Entschlafenen nach französischem Grund und Boden zu übertragen. Und das war bei der Schwere der chinesischen Särge, dem Zustande der Straßen und der gebirgigen Beschaffenheit Yünnans keine leichte Sache. Die chinesischen Behörden unterstützten ihn aber mit Rath und That, wie schon vorher den verstorbenen Commandanten und den bei ihm zurückgebliebenen Mr. Joubert. Garnier sandte deshalb als Zeichen seines Dankes dem chinesischen General einen kleinen Lefaucheux-Carabiner, welcher diesem schon lange ausnehmend gefallen hatte, wofür der General, der gegen die Mohammedaner zu Felde stand, einige Tage später einen höflichen Dankbrief und einen schönen Rappen als Gegengeschenk schickte, ganz gegen seinen sonstigen Charakter, der mehr zum Nehmen als zum Geben geneigt war und wenige Monate später der Grund seiner Absetzung wurde.

Befestigte Dörfer auf den Höhen. (Straße nach Lau-wa-tang).

Das Grab de Lagrée's wurde also geöffnet, in ein Kenotaph verwandelt und mit einer französischen Inschrift versehen, und dann verließ die Expedition am 7. April Tung-tschuan, im Ganzen 14 Personen (5 Europäer, 9 Annamiten ꝛc.) stark, von denen die Hälfte am Fieber litt und auch der Rest am Ende seiner Kräfte sich befand. Es galt zu eilen; denn die Regenzeit rückte heran, die sie nicht mehr in den Bergen überraschen durfte. Um bei Zeiten Sü-tschau, den Anfangspunkt der Schifffahrt auf dem Yang-tse-kiang, zu erreichen, ließ Garnier mitunter die erschöpften Annamiten auf Tragstühlen vorwärts schaffen.

Der Weg führte in nördlicher Richtung über ein Plateau, wo sie einer Karawane von Kaufleuten aus der Provinz Kiang-si begegneten, deren Einwohner bekanntlich die größten Reisenden unter den Chinesen sind und die meisten großen Gasthäuser in den Städten und auf den Landstraßen unterhalten. Den von den Behörden von Tung-tschuan erlassenen Befehlen gemäß mußten alle Mandarinen in den Marktflecken längs des Weges in den Fremden die Gäste des Kaisers und die Gesandten eines befreundeten Volkes ehren. Leider konnte aber Garnier sich nicht entschließen, dieser hohen Stellung gemäß seinen Aufzug, sein Costüm u. s. w. einzurichten. Wie zuvor marschirte er zu Fuße, meist dem großen Zuge weit voraus, da er behufs Herstellung seiner Reisekarte einen gleichmäßigen Schritt beibehalten und alle Plaudereien und Zerstreuungen vermeiden mußte. Incognito und allein durchzog er die Dörfer, stets mehr mit Uhr und Compaß beschäftigt, als mit den Ausbrüchen der Neugier der Einwohner; während sein Pferd hinten die Ermüdeten trug und nur bei feierlichen Gelegenheiten von ihm bestiegen wurde. Das führte aber manchmal zu ergötzlichen Verwechselungen.

So wartete am 8. April der Mandarin des kleinen Städtchens Je-tsche-fin, ein Offizier mit dem blauen Knopf, weit vor dem Orte auf die Ankunft des angemeldeten hohen

Gastes. Von einer zahlreichen Escorte umgeben harrte er zur Seite der Straße, während der Gegenstand seiner Aufmerksamkeiten nach seiner Gewohnheit der Karawane weit voraus geeilt war und froh, der lästigen Ceremonien ledig zu sein, des Weges zu Fuß daher kam. Die Chinesen hielten ihn für den Quartiermacher und witzelten und lachten weidlich über sein bärtiges Gesicht und seinen sonderbaren, halb europäischen, halb chinesischen Aufputz. Der aber ging ruhig weiter und verschwand bald in den Straßen des Städtchens, während der Mandarin immer weiter wartete und vergeblich die Träger und sonstigen Personen des inzwischen herangekommenen Zuges fragte, wo Ngan-ta-yen (so lautete Garnier's chinesischer Name) sich befände. Endlich kam Pater Leguilcher, welcher ihn durch Aufklärung des Sachverhaltes in die größte Bestürzung versetzte. Der Mandarin glaubte natürlich, der mächtige Fremde sei durch sein und seiner Leute Betragen aufs Tiefste verletzt, und eilte Hals über Kopf zu Garnier, um ihn durch Entschuldigungen und Ge-

Miau-tse von Ta-kwang.

schenke zu versöhnen. Der lachte natürlich herzlich über die ganze Geschichte, und der erfreute Mandarin begleitete am andern Morgen die Abreise der Karawane mit Flintensalven, welche diesmal ihre Adresse nicht verfehlten.

Am 9. April wurde auf einer Fähre der Ngië-u-nän überschritten, am 10. wurden bei Ma-tsau-ku Lager von Torf und Anthracit passirt und dann die große, nur von einigen Hügelketten unterbrochene Ebene von Tschautung betreten. Im Nachtquartier, einem kleinen Dorfe, harrte ein niederer Mandarin ihrer Ankunft, der von Tschau-tung dorthin geschickt worden war. Diese Stadt ist der politische Hauptort von einer der drei Unterabtheilungen (Tau) der Provinz Yünnan, vom Tong-Tau oder dem östlichen Tau. Am 11. April hielten die Franzosen dort ihren Einzug, herzlich von einem Unterbeamten empfangen, da der Gouverneur des Tau und der nächst höhere Beamte (Fu) wegen eines Todesfalles in ihren Familien, wie es bei den chinesischen Beamten Sitte ist, auf

Schlucht des Hwang-kiang auf der Straße nach Lan-wa-tang.

längere Zeit sich von den Geschäften in das Privatleben zurückgezogen hatten. Beim Tode des Vaters oder der Mutter dauert diese Zurückgezogenheit drei Jahre!

Die Neugier und Zudringlichkeit der Menge wurde hier bald so lästig, daß sie von dem Beamten eine Wache sich ausbaten und das Ankleben einer polizeilichen Bekanntmachung, welche den Zutritt zu ihrem Hause untersagte, erwirkten.

Tschau-tung ist, wie alle chinesischen Städte von gleicher Bedeutung, von einer rechteckigen Mauer mit Bastionen umgeben. Beträchtliche Vorstädte setzten nach Norden, Osten und Westen die an den betreffenden Thoren mündenden Straßen fort. Die Stadt war nie den Mohammedanern unterworfen, und ihre Einwohner sind von einem glühenden Hasse gegen jene beseelt. Als ihnen einmal ein Commandant, der Anhänger Mohammed's war, von dem kaiserlichen General zugeschickt wurde, jagten sie denselben trotz seiner Betheuerungen, daß er treu zu Kaiser und Reich stehe, zum Thore hinaus. Alle diese Städte von Yünnan haben ein unabhängiges, selbständiges Wesen, eine Folge der Blutmischung daselbst mit den Ureinwohnern. Schon die Annalen der Mongolendynastie gedenken der Leute von Tschautung, Tung-tschuan und U-ting, die damals zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich selbst verwaltende Fürstenthümer bildeten, welche jede Gelegenheit benutzten, das Joch des Vicekönigs von Yünnan abzuschütteln.

In der Umgegend von Tschau-tung leben wilde Stämme, Namens Hwan-Miau, gleichen Ursprungs mit den Miau-tse. Die die Stadt umgebende Ebene ist eine der größten, welche Garnier in der ganzen Provinz sah, und gut angebaut, namentlich mit Mohn zur Opiumbereitung. Sie ist reich an Torf- und Anthracitlagern, leidet aber Wassermangel, da die kleinen sie durchziehenden Bäche zu einer bestimmten Jahreszeit fast trocken daliegen. Die Stadt ist eine der wichtigsten Handelsstationen auf der Route zwischen Yünnan und dem übrigen China. Riesige Transporte roher Baumwolle, englischer oder einheimischer Baumwollenzeuge und von Salz aus Sz'-tschwan kreuzen sich dort mit den Metallen (besonders Zinn und Zink) von Tung-tschwan, den Arzneiwaaren aus West-Yünnan und Nord-Tibet und den Nestern des Insectes Coccus Sinensis, welches Wachs liefert. Dieses Thier erzeugt sich auf einer Ligusterart in den Gebirgen Yünnans und Sz'-tschwans und wird dann auf andere geeignete Baumarten in wärmeren Gegenden verpflanzt, was mit großer Schnelligkeit geschehen muß, damit die eben ausgekrochenen Thierchen unterwegs nicht sterben. Sie werden in großen, mehrfach abgetheilten Körben transportirt, und ihre Träger legen dabei oft 30 bis 40 Wegstunden hinter einander zurück, um nicht den Lohn ihrer Mühe einzubüßen.

Wenig nördlich von Tschau-tung verläßt man die Ebene und befindet sich nach Ueberschreitung einer niedrigen Hügelreihe am obern Ende eines engen, gewundenen Thales, das von allen Seiten von oft spitzen Kalkbergen eingeschlossen wird. Zahlreiche Dörfer beleben den Thalgrund; andere liegen, wie unser Bild es zeigt, auf den Höhen, von Zinnenmauern eingefaßt. Die ganze Gegend ist nach einander von den Man-tse, den Mohammedanern, den Miau-tse, den Taïping, den Straßenräubern und den zu ihrem Schutze abgesandten kaiserlichen Truppen geplündert worden. Aber trotzdem und trotz der vielen Ruinen ringsum scheint die Bevölkerung dicht zu sein, und der Verkehr ist lebhaft. Die Landschaft wird immer wilder und romantischer; die Kalkfelsen der Thalwände gestalten sich zu weißen Nadeln und starren, so weit der Gesichtskreis reicht, gen Himmel; hier und da rauschen Wasserfälle herab und rufen auf den nackten Felswänden etwas Vegetation hervor, die aber mehr und mehr einen europäischen Charakter annimmt. So zeigten sich z. B. Kirsch- und Apfelbäume. Plötzlich verschwindet der Bach, dessen Lauf die Expedition folgte; das Thal hat ein Ende, der Horizont erweitert sich: 600 Meter tiefer öffnet sich ein neues, breites und bewaldetes Thal, zu welchem eine in den Fels gehauene Treppe im Zickzack steil hinabführt. Hier verließen die Reisenden das Plateau von Yünnan und stiegen in die niedrigeren, warmen Regionen des Yangtse-Gebietes hinab. Am Fuße des jähen Abstiegs bricht der Strom wieder schäumend aus einer tiefen Höhle hervor und vereinigt sich bald darauf mit einem großen, von Westen kommenden Fluß. Noch am selben Abend erreichten sie Ta-kwang-hien, ein kleines, romantisch am Flusse (dem es seinen Namen giebt) gelegenes Städtchen, dessen Häuser sich oberhalb und unterhalb seiner langen Hauptverkehrsstraße amphitheatralisch am Bergabhange hinziehen. Beim Mandarinen des Ortes, der, obwohl Civilbeamter, doch für seine Verdienste um Bekämpfung der Rebellen den Soldatenhut trug, fanden sie die zuvorkommendste Aufnahme.

Am 17. April ging es weiter, immer nach Norden am Flusse hinab, bei Kwang-ho-ki über eine schwankende, von starken Eisenketten getragene Hängebrücke, die erste dieser Art, welche sie in China überschritten.

Miau-tse bewohnen die Berge zu beiden Seiten. In großer Höhe über dem Wege sieht man auf den überhängenden Felsen ihre trefflich bestellten Felder und begreift nicht, wie der Pflug dorthin geschafft werden kann.

Bald darauf fällt von Osten her ein großer Strom, vielleicht die Hauptader des ganzen Flußgebietes, in den Ta-kwang-Fluß; er kommt von Sin-kai-tse herab, dessen Silberbleiminen in ganz China berühmt sind. Vor dem Kriege beschäftigten die dortigen Pumpwerke allein 1200 Arbeiter. Am 20. April langte die Expedition in Lan-wa-tang an, einem kleinen Städtchen mit viel Handel und einer großen Hängebrücke, wo der Fluß schiffbar wird und die aus Yünnan kommenden Metalle eingeschifft werden. Die leichten Waaren ziehen den Landweg nach Sü-tschau, dem Yangtse-Hafen, vor, weil auf dem Flusse ein mehrmaliges Umladen erforderlich ist. Dort schiffte sich auch unsere Expedition in einer großen Barke ein, welche von den Chinesen mit großer Geschicklichkeit durch die Stromschnellen gesteuert wurde. In zwei Stunden gelangten sie so nach Pu-öl-tu, wo Garnier mit einigen Begleitern wieder ans Land stieg, um einen kurzen Seitenabstecher zu dem apostolischen Vicar von Yünnan zu machen, während die Uebrigen mit dem Gepäcke die Flußreise fortsetzten.

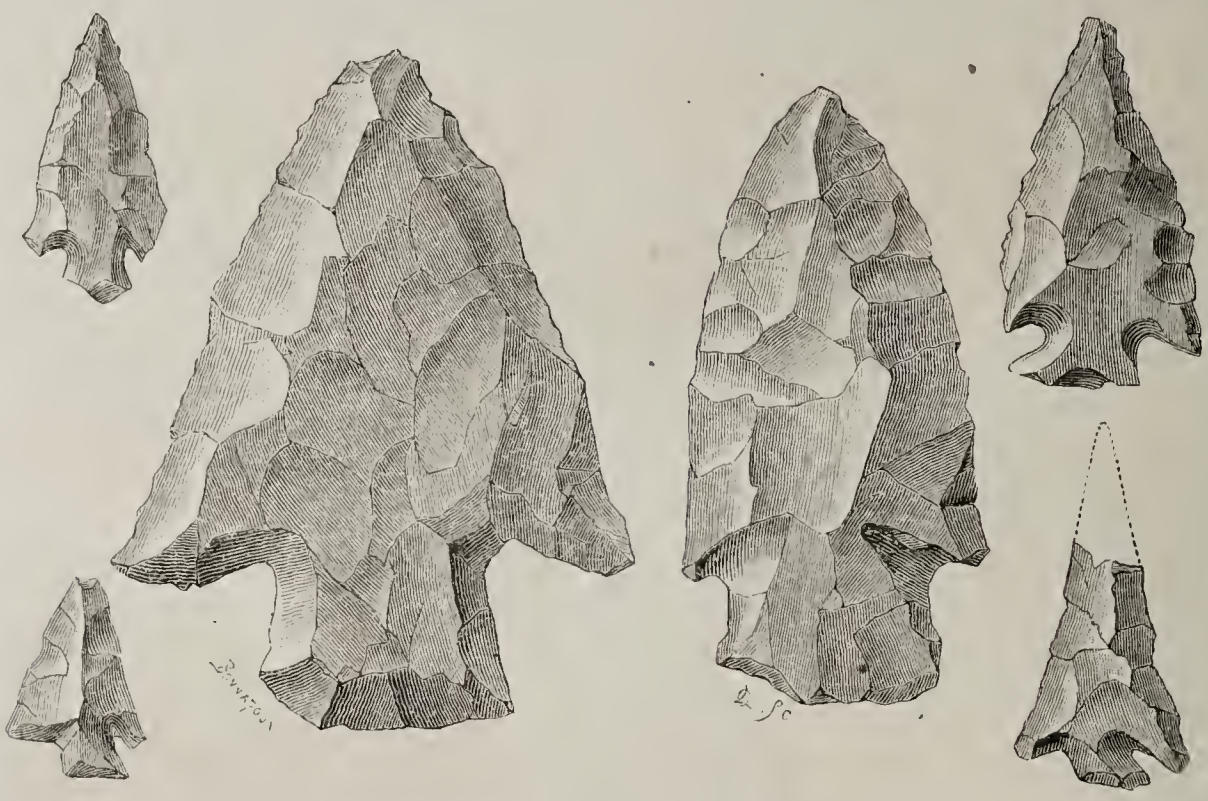
Alterthümer aus Utah und Californien.

In der ersten Illustration geben wir Abbildungen einer Anzahl Pfeilspitzen von Feuerstein und Obsidian, welche der Franzose L. Simonin theils in Utah, theils in Californien gefunden und dem archäologischen Museum in St. Germain en Laye übergeben hat. Als er von Great-Salt-Lake-City nach Westen zum Ufer des Salzsees wanderte, stieß er halb-

wegs auf einen Tumulus, der ihn zur nähern Untersuchung anreizte. Als er den Sand wegscharrte, fand er auch bald Pfeilspitzen aus Kiesel, Carneol und Obsidian, calcinirte Thierknochensplitter, Reste von Muscheln und kleine Ringe aus Thon; ferner Stücken von grobem Thongeschirr, Mühlsteinen, Walzen und Reibekeulen aus hartem Sandstein oder Granit, aber keine Spur von Metall. Die heutigen Indianer haben weder eine Tradition noch eine Sage, welche sich an diesen Hügel knüpfte; und es ist deshalb wohl möglich, daß derselbe einer frühern Bevölkerung seinen Ursprung verdankt. Folgenden Tages ließ Simonin den Tumulus von Arbeitern systematischer und gründlicher in Angriff nehmen, aber nirgends fand er andere Ueberreste als bei seinem ersten Versuche. Seine anfänglich gehegte Vermuthung, daß er es mit einem Grabhügel zu thun habe, fand keine directe Bestätigung.

Unter allen von dort stammenden Gegenständen des Museums nimmt eine Mühle (wenn man so sagen darf) oder ein Mörser zum Zerquetschen des Maises den ersten Platz ein. Er war schon vor Simonin's Ankunft gefunden worden und wurde ihm von einem Indianeragenten zuvorkommender Weise nach Paris nachgeschickt. Ein zweites Exemplar, ebenfalls mit Reibekeule, welches sich im Besitze eines Indianerdolmetschers befand, war dem Eigenthümer um keinen Preis feil, seitdem er gemerkt hatte, daß solche Sachen Werth besäßen. Er hat es aber doch späterhin für theueres Geld an einen Professor des Smithsonian-Institution, der auf eine wissenschaftliche Reise in den Westen ausgesandt war (wahrscheinlich Herrn P. Schumacher) verkauft. Das in Frankreich befindliche Stück besteht aus einem röthlichen, quarzhaltigen Sandsteine, der als Unterlage diente, und einer granitenen Keule, welche auf jenem hin- und herbewegt wurde und demselben eine leicht eingebogene Oberfläche gegeben hat. Ein ähnlicher Reibstein ist in den Torfmooren von Abbeville (Departement Somme) gefunden worden und ist gleichfalls im Besitze desselben Museums.

Noch heutigen Tages zerquetschen die californischen Indianer die ihnen zur Nahrung dienenden Eicheln in Steinmörsern; ja sie nehmen sich oft gar nicht die Mühe einen einzelnen Stein dazu herzurichten, sondern benutzen den natür-



Pfeilspitzen von Feuerstein und Obsidian, gefunden am Großen Salzsee in Utah und am Borax-See in Californien. (Natürliche Größe.)

lichen Fels, um auf ihm die Früchte zu zerreiben. Letzterer zeigt dann nach stetiger Benutzung an der betreffenden Stelle halbrunde Höhlungen, wie man solche häufig längs der Schluchten und Bäche des Landes antrifft. Ebenso verfertigen auch die heutigen Indianer noch ihre Pfeilspitzen aus jenem vulcanischen Glas, dem schwarzen Obsidian, und in Ermangelung desselben aus Flaschenglas oder Eisen; aber keine Kunde hat sich unter ihnen erhalten von den Ureinwohnern ihres Landes, welche die Kiesel- und Obsidianwaffen, die Porphyrmörser u. s. w., die man heute dort in der Erde findet, verfertigt und in die Granitfelsen der Sierra Nevada jene sonderbaren Zeichen eingegraben haben, von welchen unser zweites Bild eine Vorstellung gewährt. Dergleichen sind neuerdings von einem Mr. Henry de Groot in Fresno County an den Felsenwänden eines engen Cañons in großer Anzahl entdeckt worden. Dieselben sollen mehrere Acres Oberfläche bedecken und etwa einen halben Zoll tief eingegraben sein. Besonders häufig findet sich der auch in unserer Abbildung vorkommende Kreis mit einem Punkte in der Mitte.

Von jenen Ureinwohnern scheint auch eine Grabhöhle herzurühren, welche Simonin am südlichen Ufer des Salzsees, nicht allzuweit von jenem Tumulus, besuchte. Sie liegt etwa 100 Meter über dem Wasserspiegel und ist schwer zu finden, weil wilde Pflaumenbäume die Spalte im Gestein verdecken. Ihre Höhe wechselt zwischen 10 und 20 Meter, ihre Breite zwischen 2 und 3; der Boden ist erdig, sandig und ein wenig feucht. Hinten verengt sie sich zu einem niedrigen Durchschlupf, der in eine ziemlich geräumige Kammer führt. Simonin selbst fand nichts mehr darin; ihr Inhalt, zwei Skelete, war schon herausgenommen worden. Einer der beiden Schädel diente im Theater der Salzseestadt bei den Hamlet-Aufführungen als Requisit, wurde aber mit dem andern zusammen bereitwillig dem Fremden überlassen und von diesem dem Pariser Museum geschenkt. Beide sind brachycephal; der eine, anscheinend ältere, rührt von einem Manne her und hat auf dem Scheitel einen Buckel oder Auswuchs; die Stirn ist schmal, der Prognathismus sehr ausgeprägt, Zeichen einer tiefstehenden Race.

Eine besonders merkwürdige Stelle, wo Vorzeit und

Gegenwart sich in Herstellung derselben Waffen aus demselben Stoffe berühren, besuchte Simonin nördlich von San Francisco etwa unter dem 39. Breitengrade. Dort liegt am Ostfuße des Küstengebirges (Coast Range) der Clear Lake, dessen zwei Arme eine Halbinsel mit dem Boraxsee umschließen. Derselbe bedeckt den Boden eines Kraters, ist etwa 100 Hectaren groß und nur einen Meter tief. Eine Eruptivmasse von Obsidian trennt den Boraxsee vom Clear Lake. Den Boden des erstern bildet eine Schlammschicht, auf welcher die Boraxkrystalle anschießen, die eine am Ufer stehende Fabrik sammeln läßt, trocknet und reinigt (jährlich circa 500 Tonnen Ausbeute). In dieser Schlammschicht hat man jene oben abgebildeten Pfeil- und Lanzenspitzen gefunden, die den Urbewohnern der Gegend zur Erlegung des grauen Bären gedient haben mögen. Der Leiter jener Fabrik schenkte sie dem französischen Forscher. Und noch heute beuten die Indianer, die auf den Inseln und an den Ufern des „Klaren Sees" hausen, wie die früheren Anwohner desselben, jenen Obsidianbruch aus, um ihren Pfeilen die schneidige Spitze zu geben.

Ganz ähnliche Funde, wie hier Simonin, hat ein anderer von dem Smithsonian-Institution ausgesandter Forscher, der oben erwähnte Herr Paul Schumacher *), etwas weiter südlich gemacht. Derselbe untersuchte zuletzt die Inselgruppe an der südlichen Küste Californiens und einen Theil des Festlandes, wo er gleichzeitig mit einer Ingenieurabtheilung von der Lieutenant Wheeler'schen Expedition operirte, die damals unter der Leitung Dr. Yarrow's stand und das gleiche Ziel hatte, nämlich die Entdeckung und Aufsuchung prähistorischer Alterthümer für die demnächst zu eröffnende Weltausstellung. Herr Schumacher grub ungefähr 3500 Skelete aus, von denen es ihm gelang, 300 unversehrte Schädel zu erhalten. Mörser fand er 127, die in Gestalt und sogar in der Arbeit große Verschiedenheit zeigen; die einen sind glatt, andere künstlich mit Muscheln verziert, während einige sogar gut gearbeitete Basreliefs aufweisen. Weiter fanden sich 57 größere und kleinere, durchweg gut geglättete Schalen aus Serpentinstein, 23 sorgfältig gearbeitete Töpfe aus Magnesiaglimmer, ein Küchengeräth, welches auf den Inseln, wo auch das Material dazu nicht vorkommt, selten zu finden

Hieroglyphen auf Granit am Yuba-Flusse in Californien.

ist. Auch auf dem Festlande sind diese Geschirre weniger häufig, als die Mörser, ohne Zweifel wegen der Schwierigkeit ein derartiges Gefäß herzustellen. Dieselben sind übrigens so praktisch zum Kochen, daß selbst heutzutage noch die Spanier erpicht darauf sind, eins zu erhalten, um ihre flüssigen Speisen darin zu kochen. Auf starke Raucher läßt die aufgefundene Anzahl von Pfeifen (28) schließen, wenn man die Gewohnheit der heutigen Indianer, stammweise aus einer Pfeife zu rauchen, auch jener ausgestorbenen Bevölkerung vindiciren darf. Natürlich konnten nicht alle Fundgegenstände aufbewahrt werden, da viele durch die Zeit, durch die Wirkung der Nässe des darüberliegenden Erdreichs und selbst trotz aller Vorsicht beim Ausgraben zerbrochen waren. Groß ist die Mannigfaltigkeit der Fischerei- und Jagdutensilien auf den Inseln; unter anderen fand sich ein sehr sinnreich aus Knochen statt aus der gewöhnlichen Muschel verfertigter Angelhaken. Die Gräber lieferten eine reiche Auswahl von Muschel- und Perlenschmuck, wenigstens 80 verschiedene Sorten und über 25,000 Stück; ferner steinerne Fingerringe, über ein Dutzend Pfeifen und halb so viel Flöten aus Knochen, ein hölzernes Schwert, dessen Heft reich mit eingelegter Muschelarbeit verziert war; viele Fruchtmesser, einige darunter 11 Zoll lang, Speer- und Pfeilspitzen ꝛc., Canoemodelle aus Stein, mechanische Werkzeuge aus Stein und Knochen, Knochenschnitzereien jeder Art und viele andere höchst interessante Gegenstände.

Herr Schumacher bereitet sich jetzt in San Francisco zu einem Ausflug nach Oregon vor, um dort ebenfalls Nachgrabungen anzustellen.

---

*) S. dessen Artikel: „Die Erzeugung der Steinwaffen" im „Globus" Bd. XXVII, S. 246; über „Kjökkenmöddings und alte Gräber in Californien" Bd. XXVI, S. 365.

Die Mongolen.

Von **Albin Kohn.**

II.

Die ausschließliche Beschäftigung der Mongolen und die einzige Quelle ihres Wohlstandes ist die Viehzucht. Der Reichthum des Menschen wird dort nach der Anzahl seiner Viehherde bestimmt. Am meisten werden Schafe gehalten, dann kommen Pferde und Kameele; Rindvieh und Ziegen sind nur in geringer Zahl vorhanden. Jedoch ist es auch von den Umständen abhängig, ob ein Mongole überwiegend die eine oder die andere Thiergattung hält. Bei den Mongolen in der Chalcha werden die besten und meisten Kameele gehalten; im Gebiete der Zacharen hat man Ueberfluß an Pferden; in Ala-Schan werden vorzüglich Ziegen gehalten, während man in Kuku-Nor den Yacks vor dem Rinde den Vorzug einräumt.

Die reichste aller Gegenden der Mongolei ist Chalcha, deren Bewohner im Wohlstande leben. Trotzdem vor Kurzem eine Viehseuche unzählige Stücke Vieh dahingerafft hat, kann man doch noch immer unübersehbare Herden antreffen, welche einem Eigenthümer gehören. Man findet selten einen Bewohner der Chalcha, der nicht einige Schafherden hätte. In der Mongolei sieht man selten ein Schaf ohne Fettschwanz; nur im Süden, besonders in Ordos und Ala-Schan, macht das Fettschwanzschaf dem Breitschwanzschafe Platz, während in Kuku-Nor eine Art gehalten wird, die sich durch ihre gegen anderthalb Fuß langen, schraubenförmig gewundenen Hörner auszeichnet.

Der Nomade, welcher seinen ganzen Unterhalt, Speise, Kleidung und Wohnung, seiner Herde verdankt und mit ihrer Hülfe noch hübsches Geld verdient, das theils aus dem Verkaufe von Vieh, theils auch aus den großen für den Transport von Waaren durch die Wüste zu erlegenden Summen vereinnahmt wird, widmet seine ganze Aufmerksamkeit seinen Hausthieren, während die Sorge für seine eigene Person und für seine Familie eine untergeordnete Rolle spielt. Das Uebersiedeln auf einen andern Weideplatz wird ausschließlich durch den Nutzen, den es dem Vieh bringen wird, bemessen. Wo es diesem wohl ist, d. h. wo es reichlich Futter und Tränke findet, siedelt sich der Mongole an, ohne auf andere Umstände Rücksicht zu nehmen. Das ganze Wissen des Nomaden hat nur auf sein Vieh Bezug und seine Geduld mit diesem ist bewundernswürdig; das widerspenstige Kameel wird in seinen Händen ein unterthäniger Lastträger und das halbwilde Steppenpferd ein gehorsames und ruhiges Reitthier. Der Nomade liebt seine Thiere und hat Mitleid mit ihnen. Er sattelt um keinen Preis ein Kameel oder Pferd vor einem bestimmten Alter und er verkauft für keinen Preis ein Lamm oder ein Kalb, da er es für Sünde hält, sie in der Jugend zu schlachten.

Die Industrie spielt bei den Mongolen eine sehr untergeordnete Rolle und beschränkt sich auf die Production derjenigen Gegenstände, welche zum Hausgebrauche durchaus nothwendig sind. Man gerbt also Leder, macht Filzdecken, Sättel, Zäume und Bogen; selten nur verfertigt man sich Messer und Feuerstahl. Alle anderen Gegenstände des häuslichen Bedarfs kauft der Mongole von den Chinesen und in sehr geringer Menge von russischen Kaufleuten in Kjachta und Urga. Von Bergbau ist bei den Nomaden keine Rede. Der Binnenhandel in der Mongolei ist fast ausschließlich Tauschhandel; der Handel nach außen beschränkt sich auf Peking und auf die chinesischen Nachbarstädte. Dort bringen die Mongolen ihr Vieh sowie Salz, Felle und Wolle zum Verkauf hin und nehmen Manufacturwaaren als Bezahlung an.

Unbegrenzte Faulheit ist ein Hauptcharakterzug des Nomaden; das ganze Leben dieses Menschen vergeht in Nichtsthun, das durch die Bedingungen des wandernden Hirtenlebens begünstigt wird. Die Pflege der Herde bildet die einzige Sorge des Mongolen und diese nimmt durchaus nicht seine Zeit in Anspruch. Pferde und Kameele gehen ohne jede Aufsicht in der Steppe umher und kommen nur im Sommer, einmal des Tages, zum Brunnen, um zu trinken. Das Hüten der Kühe und Schafe ist eine Obliegenheit der Frauen oder der herangewachsenen Kinder. Bei den reichen Mongolen, deren Viehherden nach Tausenden zählen, werden gemiethete Hirten gehalten, welche selbst arm sind und keine Familie haben. Das Melken der Herde, das Sammeln der Sahne, Buttern, Kochen und die anderen häuslichen Arbeiten gehören fast ausschließlich zu den Pflichten der Hausfrau. Die Männer thun gewöhnlich nichts und reiten von Morgens bis Abends von einer Jurte zur andern, um Thee oder Kumys zu trinken und mit dem Nachbar zu plaudern. Die Jagd, welche die Nomaden bekanntlich leidenschaftlich lieben, dient bis zu einem gewissen Grade dazu, die Langeweile zu vertreiben. Die Mongolen sind aber, mit seltenen Ausnahmen, schlechte Schützen und haben keine guten Gewehre. Selbst eine Luntenflinte findet man selten bei ihnen, und oft vertreten sie Pfeil und Bogen.

Beim Beginn des Herbstes erleidet das Faulenzerleben der Mongolen eine Aenderung. Sie sammeln dann ihre Kameele, nachdem diese sich genug umhergetummelt, und bringen sie nach Kalgan oder Kuku-Choto, um sie dort zum Transporte zu vermiethen. In Kalgan nimmt man Thee, um ihn nach Kjachta zu transportiren, in Kuku-Choto Proviant für die chinesische Armee in Uljasutaj und Kobdo. Der dritte, kleinste, Theil der Kameelherde wird zum Transportiren von Salz, das sich auf den Salzseen der Mongolei bildet, verwendet; es wird in die chinesischen Grenzstädte gebracht. So werden also während des Herbstes und Winters sämmtliche Kameele beschäftigt und bringen ihren Eigenthümern ungeheuern Gewinn. Im Anfange des April hört der Transport auf; die abgemagerten Kameele werden wieder in die Steppe getrieben und ihre Eigenthümer überlassen sich der Ruhe in gänzlicher Unthätigkeit.

Diese Faulheit zwingt den Mongolen, immer zu reiten und sorgsam jede Bewegung zu Fuß zu vermeiden. Selbst auf einige hundert Schritte bemüht sich der Mongole nicht zu Fuß, sondern besteigt gewiß sein Pferd, das deshalb auch beständig gesattelt vor der Jurte angebunden steht. Auch seine Herde hütet der Nomade reitend und während seiner Reise mit der Karawane steigt er höchstens dann vom Kameele, wenn ihn der bittere Frost hierzu zwingt; aber auch dann geht er nur einen, höchstens zwei Kilometer. Vom beständigen Reiten sind sogar die Beine des Nomaden etwas gebogen, und er umfaßt den Sattel mit den Schenkeln so fest, als ob er an ihn angewachsen wäre. Das wildeste

Steppenpferd richtet gegen einen Reiter, wie der Mongole ist, nichts aus. Wenn der Nomade auf seinem Renner sitzt, ist er thatsächlich in seinem Elemente; er reitet nie Schritt, selten Trab; er fliegt immer wie der Wind durch die Steppe. Aber der Mongole kennt und liebt sein Pferd. Ein guter Renner oder Paßgänger ist sein größter Stolz und er verkauft ein solches Pferd auch in der größten Noth nicht. Zu Fuße gehen ist eine Schande bei den Mongolen, selbst wenn es nur bis zur Jurte des nächsten Nachbars wäre.

Von der Natur mit einem kräftigen Körper ausgestattet und von Jugend auf an Beschwerden gewöhnt, erfreut sich der Mongole einer ausgezeichneten Gesundheit. Ohne auszuruhen zieht er mit seinen mit Thee beladenen Kameelen durch die Wüste, trotzdem alle Tage eine Kälte von dreißig Grad herrscht und ein beständiger Nordwestwind weht, der die Kälte noch fühlbarer macht. Und doch hat der Nomade, während er von Kalga nach Kjachta reist, den Wind immer von vorn und sitzt bis funfzehn Stunden täglich auf dem Kameele, ohne von ihm herabzusteigen. Man muß wirklich aus Eisen sein, um eine solche Reise zu ertragen. Der Mongole macht aber während des Winters die Reise einige Male hin und zurück, was im Ganzen oft fünftausend Kilometer ausmacht. Doch dieser Mensch mit seiner eisernen Gesundheit wird ein ganz anderer, wenn er zu einer andern Beschäftigung genöthigt wird. Ohne furchtbar zu ermüden kann er keine zwanzig oder dreißig Kilometer gehen; wenn er auf feuchtem Boden übernachtet, erkältet er sich, wie ein verzärteltes Stadtkind, und er verflucht sein Geschick, wenn er zwei oder drei Tage ohne Ziegelthee verbringen muß.

Es ist dieses die Folge der passiven Gewohnheit. Geistige Energie erwacht nie in ihm, wenn er auf Widerwärtigkeiten stößt; er sucht nur nach Mitteln ihnen auszuweichen, nicht sie zu bekämpfen. Hier findet man nicht den elastischen, männlichen Geist des Europäers, der fähig ist, sich an Alles anzupassen, mit allen Beschwerden zu kämpfen und sie zu besiegen. Nein; vor uns befindet sich der unbewegliche, conservative Charakter des Asiaten, voll Apathie gegen Alles, wenn er erst durch Beschwerden bezaubert ist, und fremd jeder activen Energie.

Eine zweite charakteristische Eigenschaft des Mongolen ist die Feigheit, welche sich unter der Herrschaft Chinas, dessen Regierung den kriegerischen Geist der Nomaden systematisch getödtet hat, dermaßen entwickelte, daß der heutige Mongole durchaus seinen Vorfahren, welche sich durch wilden Muth ausgezeichnet haben, unähnlich ist. Die unbegrenzte Feigheit hat sich in ihrer ganzen Blöße während der Einfälle der Dunganen gezeigt. Kaum erscholl der Ruf: „Choj-choj!“, da ergriffen sie auch die Flucht und dachten nicht ein einziges Mal an Widerstand, obgleich sie alle Chancen des Erfolges im Kampfe mit den Dunganen für sich hatten. Die Mongolen sahen ruhig zu, wie die Dunganen Ordos und Ala-Schan verwüsteten, Uljasutaj und Kobdo einnahmen und Chalcha einige Male verheerten. Urga hat nicht die Tapferkeit der Mongolen, sondern eine kleine russische Besatzung gerettet, welche die ebenfalls feigen Dunganen nicht anzugreifen wagten.

Dem Mongolen ist eine gewisse Schärfe des Geistes nicht abzusprechen, die sich jedoch nur durch einen hohen Grad von Ueberlegung, verbunden mit List, Falschheit und Betrug, kundgiebt. Diese letzteren Eigenschaften sind aber hauptsächlich in den an China grenzenden Gegenden entwickelt. Unter den reinen Mongolen ist die moralische Verkommenheit hauptsächlich Eigenschaft der Priester. Der gewöhnliche Mongole, oder, wie er sich selbst nennt, der „Charahun“, d. i. der schwarze Mensch, ist dort weder durch die chinesische Nachbarschaft, noch durch die lamaitische Moral verdorben und deshalb ist er gut und offenherzig. Doch auch das Bischen Intelligenz, das der Mongole besitzt, hat eine sehr einseitige Richtung. Er, der Sohn der Wüste, findet sich in ihr selbst in der verzweiflungsvollsten Lage zurecht, sagt jede atmosphärische Veränderung voraus, findet das verirrte Kameel oder Pferd, indem er den unbedeutendsten Spuren folgt, und entdeckt wie durch Instinct einen Brunnen. Wenn man jedoch mit diesem Menschen über etwas spricht, das über seine gewöhnliche Thätigkeit hinausreicht, da hört er mit weit geöffneten Augen zu, läßt sich einen und denselben Gegenstand wiederholt erklären, selbst wenn es ein ganz unbedeutender ist, und man ist sicher, daß er ihn nicht begriffen hat, trotzdem er das Gegentheil versichert. Die Stumpfheit des Mongolen kann einen aus der Fassung bringen, und es zeigt sich bei einer solchen Gelegenheit, daß man ein Kind vor sich hat, das zwar neugierig, aber dabei unfähig ist, sich ganz gewöhnliche, alltägliche Begriffe anzueignen.

Die Neugierde des Mongolen kennt häufig keine Grenzen. Wenn der Reisende einer Karawane begegnet, da kommen die Führer derselben von allen Seiten an ihn heran, ja häufig stürzen sie im vollen Laufe einige Kilometer herbei, um ihn nach der üblichen Bewillkommnung: „Mendu!“ (Willkommen, Herr!) zu fragen, wonach und wohin er reist, was er mit sich führt, ob er nicht verkäufliche Waare hat, wo und zu welchem Preise er die Kameele gekauft hat u. s. w. Ein Frager löst den andern ab und alle kommen mit den gleichen Fragen. Noch schlimmer ist's auf den Halteplätzen. Es begegnete Herrn Prschewalski häufig, daß er, ehe er noch seinen Kameelen die Last abgenommen hatte, von Mongolen umringt war, die seine Sachen begafften, betasteten und in hellen Haufen in sein Zelt drangen. Nicht bloß die Waffen, sondern auch ganz gleichgültige Gegenstände, z. B. seine Stiefel, Scheere, das Vorhängeschloß seines Koffers und andere kleine Sachen erregten ihre Neugier, und die Gäste drangen in ihn, ihnen diese Sachen zu schenken. Das Fragen nimmt kein Ende. Jeder Neuhinzugekommene beginnt mit derselben Frage und fordert dieselben Aufschlüsse, welche der eben Abgefertigte an den Reisenden gestellt und von ihm erhalten hat. Die früher Gekommenen erklären den später Kommenden das Gesehene, jeder sucht es zu betasten und wo möglich auch zu entwenden.

Auffallend ist, daß sich die Mongolen immer nach den Weltgegenden orientiren; sie bedienen sich hierzu nicht der Worte „Rechts, Links“, für die ihre Sprache keinen Ausdruck hat, sondern sagen, die Sache liegt „östlich oder westlich“ vom Fragenden. Hierbei ist zu bemerken, daß die Nomaden ihre Vorderseite als „Süd“ bezeichnen, so daß bei ihnen Ost auf der linken Seite des Horizontes liegt. Alle Entfernungen bezeichnen die Mongolen durch die Zeit, welche nöthig ist, um sie reitend, sowohl auf dem Kameele als auf dem Pferde, zurückzulegen. Wenn man also einen Mongolen nach der Entfernung dieses oder jenes Ortes fragt, so antwortet er: „So und so viel Tage mit dem Kameele und so und so viel zu Pferde,“ wozu er jedoch häufig noch hinzufügt: „wenn Du schnell“ oder „wenn Du langsam reiten wirst.“ Nun ist aber die Schnelligkeit der Thiere an sich eine verschiedene. In Chalcha nimmt man an, daß ein belastetes Kameel täglich 40 Kilometer, ein Reitpferd aber 60 bis 70 zurücklegen kann, während die Kameele von Kuku-Nor nur 30 Kilometer täglich zurücklegen. Ohne Last legt ein Kameel stündlich 5 bis 6 Kilometer zurück.

Die Zeiteinheit des Mongolen ist der Tag; einen kleinern Zeittheil, z. B. die Stunde, kennt der Nomade nicht. In der Mongolei bedient man sich übrigens des in Peking gedruckten chinesischen Kalenders, der ins Mongolische über-

setzt ist. Man rechnet in Folge dessen nach Mondmonaten, von denen einer 29, die übrigen 30 Tage haben. In Folge dieser Zeitrechnung bleibt jährlich eine Woche übrig; man gleicht den Unterschied dadurch aus, daß man alle vier Jahre einen Monat einschaltet. Man verlegt diesen Schaltmonat, nach der Weisung der Pekinger Astrologen, auf den Sommer oder Winter oder auf eine andere von ihnen vorgeschriebene Jahreszeit. In einem Schaltjahre pflegt in Folge dieser Einrichtung in der Mongolei (und in China) ein doppelter Januar, Juni u. s. w. zu sein. Der Jahresanfang fällt auf den ersten Tag des „Zagan-sar", des weißen Monats. Von diesem Monate ab wird auch der Frühlingsanfang gerechnet und die Verehrer Buddhas begehen den weißen Monat als einen einzigen Feiertag. Außerdem werden noch gefeiert der 1., 8. und 15. jedes Monats und diese Feiertage heißen „Zertyu".

Zur Bezeichnung größerer Zeiträume bedient man sich einer zwölfjährigen Periode, in welcher jedes Jahr den Namen eines Thieres trägt. So ist das erste Jahr das Jahr „Chulugun" (der Maus), das zweite das Jahr Ukyr (der Kuh), das dritte das Jahr Bar (des Tigers), das vierte das Jahr Tollaj (des Hasen), das fünfte das Jahr Lu (des Drachens), das zwölfte das Jahr Gachaj (des Schweins). Einen weitern Cyclus bilden 60 Jahre, mit dem man ungefähr das bezeichnet, was wir ein Zeitalter oder Jahrhundert nennen. Wenn man einen 28 Jahre alten Mongolen fragt, wie alt er ist, so sagt er, daß nun sein „Hasenjahr" ist, d. h. daß er nun schon zwei volle Perioden (zu 12 Jahren) lebt und von der dritten das vierte Jahr erreicht hat.

In der ganzen Mongolei herrscht eine Sprache, die jedoch je nach den verschiedenen Gegenden in verschiedene Dialekte zerfällt, die sich in Bezug auf Aussprache oft dermaßen unterscheiden, daß es dem Nordmongolen nicht immer leicht ist, sich vollständig mit dem Südmongolen zu verständigen. Ja es giebt in einer Gegend Worte, welche in einer andern unverständlich sind. Ich will des Beispiels halber nach Prschewalski nur einige solcher Worte anführen. In Chalcha heißt die Nacht „Schuni", der Schafbock „Choni", der Abend „Udyschi", die Theekanne „Schachu", die Milch „Su", der Pelz „Dell"; in Ala-schan heißen dieselben Gegenstände in der angegebenen Reihenfolge Su, Choj, Aschyn, Debyr, Jusu, Dybyll. Außerdem ist auch das Südmongolische weicher als das Nordmongolische, in Folge dessen im erstern häufig das K des letztern in Ch und das C in Tsch umgewandelt wird.

Im Allgemeinen ist Prschewalski der Ansicht, daß die heutige mongolische Sprache verdorben und zwar in einigen Gegenden mit tangutischen, in anderen mit chinesischen Worten vermischt ist. Die mongolische Schrift ist der chinesischen ähnlich; die Mongolen schreiben von oben nach unten und zwar von links nach rechts. Sie haben auch eine ziemliche Anzahl gedruckter Bücher, welche sie der Regierung von Peking verdanken, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine hierzu besonders eingesetzte Commission viele chinesische Werke ins Mongolische übersetzen ließ. Es sind dieses besonders Bücher historischen, belehrenden und religiösen Inhalts. Auch das mongolische Recht ist in mongolischer Sprache abgefaßt und wird in Proceßsachen dem Mandschugesetze gleich geachtet. In Peking und Kalgan sind Schulen, in denen Mongolisch gelehrt wird. Die Kunst des Lesens und Schreibens ist übrigens in der Mongolei ein Privileg der Fürsten, Edelleute und Lamas. Die letzteren lernen auch Tibetanisch. Das gemeine Volk ist des Lesens und Schreibens unkundig.

Die Mongolen, ohne Ausnahme des Geschlechtes, sind sehr gesprächig. Bei der mit Thee gefüllten Schüssel mit jemanden zu plaudern ist ihnen ein Hauptvergnügen. Eine Folge davon ist, daß jede Nachricht fast mit der Schnelle einer telegraphischen Depesche von Ort zu Ort gelangt und die Kunde von einem Reisenden bildet schnell in allen Winkeln der Mongolei, natürlich mit obligaten Uebertreibungen, das Tagesgespräch. In der Unterhaltung ist übrigens der Mongole artig; er nennt selbst Seinesgleichen „Nochor", Herr.

Das Volkslied des Mongolen ist immer traurig und sein Inhalt bezieht sich gewöhnlich auf die Heldenthaten der Vorfahren. Das Lied vom „schwarzen Füllen" (Dagnchara) hört man überall. Am häufigsten wird während der Reise gesungen, doch hört man auch in der Jurte nicht selten ein Lied erschallen. Die Weiber scheinen weniger musikliebend zu sein als die Männer, denn man hört sie nur selten ein Liedchen anstimmen.

Das Loos der Mongolinnen ist nicht beneidenswerth. Der an sich enge Horizont des Nomadenlebens verengt sich für sie nur noch mehr. Da die Mongolin völlig vom Manne abhängig ist, verbringt sie ihr ganzes Leben in der Jurte, wo sie mit den Kindern und der Hauswirthschaft beschäftigt ist. Die freie Zeit benutzt sie zum Nähen der Kleider oder zur Anfertigung eines Putzes, wozu in der ganzen Gegend von Chalcha chinesischer Seidenstoff verwendet wird. Diese Handarbeiten der mongolischen Frauen sollen oft ausgezeichnet schön sein, sowohl in Bezug auf Geschmack als auf Ausführung.

Der Mongole hat nur eine vom Gesetze als solche anerkannte Ehefrau, doch ist es ihm erlaubt, Kebsweiber zu nehmen, die mit der Ehefrau gemeinschaftlich leben und bei deren Heimführen keine besonderen Ceremonien stattfinden. Die eigentliche Frau wird als die Vorgesetzte betrachtet und sie schaltet in der Jurte. Die von ihr erzeugten Kinder haben alle Rechte des Vaters; die Kinder der Kebsweiber werden als außerehelich betrachtet und haben kein Recht am Erbe, doch kann mit Erlaubniß der Behörde ein solches Kind adoptirt werden.

Bei wichtigeren Eheschließungen kommt nur die Geburt des Mannes in Betracht; die Abstammung der Frau ist gleichgültig. Außerdem ist aber auch zu einer glücklichen Ehe durchaus nothwendig, daß sowohl der Bräutigam als auch die Braut unter einem glücklichen Planeten geboren seien, worüber die Astrologen zu bestimmen haben. Oft wird das Nichtzusammentreffen zweier solcher Planeten die Ursache, daß eine geplante Heirath nicht zu Stande kommt (vergl. dagegen S. 221).

Der Bräutigam muß für seine Braut einen „Kalym", einen Kaufpreis, geben, der in Vieh und Kleidern, häufig auch in Geld besteht und oft beträchtlich ist; die Frau erhält als Mitgift eine Jurte und was zu ihrer Einrichtung nothwendig ist. Im Falle einer Verumeinigung zwischen Mann und Frau, auch aus bloßer Caprice, kann der Mann die Frau wegjagen; doch auch die Frau hat das Recht, den Mann, den sie nicht liebt, zu verlassen. Im ersten Falle hat der Mann kein Recht, den für die Frau gegebenen Kalym zurückzufordern, und behält nur einen Theil der Mitgift; im zweiten muß die Frau einen Theil des für sie gegebenen Viehes zurückerstatten. Nach der Ehescheidung ist die Mongolin frei und kann einem andern Manne ihre Hand schenken. Diese Sitte ist die Quelle vieler Liebesgeschichten, welche sich in der stummen Wüste ereignen, ohne je als Sujet zu einem Romane verwendet zu werden.

Was die moralischen Eigenschaften der Mongolinnen betrifft, so muß man zugestehen, daß sie gute Mütter und gute Wirthinnen sind; ihre eheliche Treue ist jedoch nicht ohne Makel. Die Unzucht ist hier übrigens allgemein und geben sich ihr nicht allein verheirathete Frauen, sondern auch

Mädchen hin. Es ist dieses übrigens in der Mongolei kein Geheimniß und wird nicht als Verderbniß betrachtet.

Im häuslichen Leben hat die Frau des Mongolen fast gleiche Rechte mit ihm; aber in äußeren Angelegenheiten, z. B. was das Uebersiedeln an einen andern Ort, das Bezahlen einer Schuld, den Ankauf eines Gegenstandes betrifft, ist des Mannes Wort Gesetz und er fragt die Frau nicht um ihre Einwilligung. Doch ereignet es sich auch, daß eine Mongolin nicht bloß in der Jurte, sondern auch außerhalb derselben regiert und den Mann unter dem Pantoffel hält.

Von Schönheit in unserm Sinne kann bei den Mongolinnen nicht die Rede sein. Race, Lebensweise, Klima und Unreinlichkeit bedingen schon einen vollständigen Mangel an Zartheit der Züge. Doch ereignet es sich hin und wieder, daß man in der Jurte eines Fürsten ein recht schönes Gesicht zu sehen bekommt. Die glückliche Besitzerin eines solchen ausnahmsweisen Gesichtes wird gewiß von zahlreichen Anbetern umlagert, denn auch den Nomaden zieht das schöne Geschlecht an, wenn es wirklich diesen Beinamen verdient. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß in der Mongolei die Zahl der Männer die der Frauen bedeutend überwiegt, was (wohl nur theilweise) von der Ehelosigkeit der Lamas herrührt.

Der Mongole ist ein guter Familienvater, der seine Kinder innig liebt. Wenn er irgend etwas erhält, das getheilt werden kann, so vertheilt er es gewiß gleichmäßig unter die ganze Familie, selbst auf die Gefahr hin, daß jedes Mitglied nur, wie dieses z. B. bei einem Stückchen Zucker der Fall ist, ein winziges Bröckchen erhält. Die älteren Familienglieder genießen eine große Hochachtung; ihr Rath, ja ihr Befehl wird immer aufs Pünktlichste ausgeführt. Der Nomade ist ungemein gastfrei. Man kann dreist in jede Jurte eintreten und eines freundlichen Empfanges, einer Bewirthung mit Thee sicher sein; für einen guten Bekannten findet der Hauswirth jederzeit einen Schnaps oder Kumys, ja er schlachtet sogar gern ein Schaf für ihn.

Wenn der Nomade einem Reisenden begegnet, begrüßt er ihn auch sogleich mit dem Rufe: „Mendu, Mendu-se-bejna!“ „Herr! Herr! sei gesund!“ Hierauf wird der Fremde mit einer Prise Taback bewirthet und nun folgen die Fragen: „Mall-se-bejna?“ „Ta-se-bejna?“ Bist Du, ist Dein Vieh gesund? Die Frage nach der Gesundheit des Viehstandes ist übrigens beim Mongolen die Hauptsache; er fragt erst, wie sich die fetten Schafe, Pferde und Kameele, und dann wie sich ihr Besitzer befindet. In den verschiedenen Gegenden des Landes haben zwar die Bewillkommnungsphrasen eine verschiedene Form; man fragt z. B. in Ordos und Ala-Schan: „Amur-se?“ (Bist Du gesund?), in Kuku-Nor ruft man: „Temn!“ (Sei gesund!), das die tangutische Begrüßungsformel ist; die Bedeutung ist jedoch immer dieselbe.

In Folge dieser Bewillkommnungsfragen ereignen sich häufig, wenn sie an Neulinge gerichtet werden, recht ergötzliche Scenen. So erzählt Prschewalski von einem jungen russischen Offizier, der vor Kurzem erst aus Petersburg nach Sibirien gekommen und von dort nach Peking mit einer Mission gesendet worden war, folgende Anekdote. Auf einer mongolischen Haltestation, wo die Pferde gewechselt werden mußten, kamen sogleich die Mongolen herbei und fragten ihn aufs Ehrfurchtvollste, ob sich sein Vieh wohl befinde! Als der den Offizier begleitende Kasak ihm die Fragen seiner Gastfreunde, ob seine Kameele und Schafe fett sind, mittheilte, schüttelte er verneinend mit dem Kopfe und ließ den Fragestellern antworten, daß er gar kein Vieh habe. Die Mongolen konnten aber durch nichts überzeugt werden, daß ein gut situirter Mann, der überdies noch Beamter war, ohne Schafe, Kühe, Pferde oder Kameele existiren könne. Prschewalski wurde selbst sehr häufig aufs Eingehendste befragt, unter wessen Aufsicht er seine Herden gelassen, als er die weite Reise unternahm, wie oft zu Hause diese oder jene Delicatesse genossen wird, wie schwer bei uns ein Kurdjuk ist, wie viel gute Reitpferde und Paßgänger er besitzt, wie groß die Zahl seiner fetten Kameele ist u. s. w.

In Südmongolien herrscht noch eine andere Sitte; der Gast wird mit einem Geschenke, das „Chadak“ heißt, nicht groß ist, die Form eines Handtuches hat und aus Seidenstoff besteht, bewillkommnet, muß aber ein gleiches Geschenk geben. Diese Chadaks, deren Werth übrigens verschieden ist, werden von den Chinesen gekauft und in Chalcha, wo sie übrigens nur selten zu Geschenken verwendet werden, statt Geldes benutzt.

Kaum ist die Bewillkommnungsceremonie beendet, so beginnt auch schon die Bewirthung, und es gehört zum guten Tone, dem Gaste vor allen Dingen eine brennende Pfeife zu reichen. Beim Weggehen werden gewöhnlich keine Ceremonien gemacht; man steht einfach auf und verläßt die Jurte. Den Gast bis an sein vor der Jurte angebundenes Pferd zu begleiten wird als besondere Auszeichnung betrachtet, die gewöhnlich nur den Lamas und Beamten erwiesen wird.

Obgleich kriechende Unterthänigkeit und Despotismus bei den Mongolen im höchsten Grade entwickelt sind, so daß der Wille eines vorgesetzten Beamten gewöhnlich Gesetz ist, herrscht doch neben dieser sklavischen Unterwürfigkeit eine große Freiheit im Umgange zwischen den Mongolen und den Beamten. Wenn ein Mongole einen Beamten erblickt, fällt er aufs Knie, um ihn zu bewillkommnen und ihm seine Unterthänigkeit zu bezeugen. Doch bald steht er auf, setzt sich neben ihn, unterhält sich mit ihm und schmaucht seine Pfeife. Von Jugend auf gewöhnt, sich durch nichts geniren zu lassen, erträgt er nicht lange einen Zwang, sondern folgt schnell seinen Gewohnheiten. Wenn der Reisende ein Neuling ist, so erscheint ihm dieses als ein wichtiges Zeichen der Freiheitsliebe des Mongolen; später erst überzeugt er sich, daß dieses nur ein Ausbruch der wilden Nomadennatur ist, die nur freie Ausübung kindischer Gewohnheiten verlangt, sonst aber mit der größten Gleichgültigkeit den schwersten Druck des Despotismus erträgt. Der Beamte, neben welchem sitzend der Mongole eben vertraulich seine Pfeife geraucht hat, kann ihm, ohne einen Appell an einen höhern Beamten zu fürchten, einige Schafe nehmen, ja sogar ihn prügeln.

Die Käuflichkeit und Bestechlichkeit ist in der Mongolei wie in China im höchsten Grade entwickelt; man kann sich, wenn man den Beamten bestochen hat, Alles erlauben; ohne dieses geht nichts durch. Die himmelschreiendsten Verbrechen bleiben unbestraft, wenn der Verbrecher den Beamten eine entsprechende Summe in die Hand drückt, wogegen die gerechteste Sache verspielt wird, wenn man den Richter nicht besticht. Diese Fäulniß herrscht in der ganzen Verwaltung, vom „Choschyn“ (untersten Schreiber) bis hinauf zum gebietenden Fürsten.

Die prähistorischen Alterthümer des nordischen Museums in Kopenhagen.

Von **Dr. Hassenkamp.**

I. Die Denkmäler aus der Steinzeit und Bronzeperiode.

Unter allen europäischen Ländern ist das kleine Dänemark vielleicht dasjenige, welches am meisten für die Erforschung seiner Alterthümer gethan hat. Während z. B. in Deutschland die einzelnen Regierungen noch heute den archäologischen Forschungen ziemlich fern stehen und die Privatleute aus Mangel an Mitteln meistens nicht mehr thun können, als für die Conservirung etwaiger Zufallsfunde Sorge zu tragen, hat in Dänemark der Staat selbst den prähistorischen Forschungen ein reges Interesse entgegengebracht; alljährlich bewilligt die Volksvertretung bedeutende Summen, um eine systematische Ausgrabung und Erforschung des Landes zu ermöglichen, und daß diese Summen in der richtigen Weise verwandt werden, dafür bürgt schon der Umstand, daß das Haupt der dänischen Alterthumsforscher, Worsaae, seither als dänischer Cultusminister thätig gewesen ist. Alle Funde wurden dem Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen überwiesen und so ein Institut geschaffen, mit dem, was Reichhaltigkeit der Sammlung, Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung angeht, kaum ein anderes derartiges Museum wetteifern kann.

Deshalb dürfte es vielleicht nicht unpassend sein, die reichen prähistorischen Funde jener Sammlung auch in dieser Zeitschrift kurz zu charakterisiren. Zunächst ist es als eine Eigenthümlichkeit der dänischen Funde zu bezeichnen, daß in ihnen eine genaue Scheidung zwischen der Steinperiode, der Bronze- und Eisenperiode zu Tage tritt, während z. B. in Deutschland Steinwerkzeuge, Bronzesachen und Eisen neben einander oft in demselben Grabe gefunden werden, hier also eine derartige Scheidung nicht vorgenommen werden kann. Der Grund dieser Verschiedenheit ist wohl hierin zu finden, daß, während durch Deutschland schon früh Handelsleute hindurchzogen, welche den Handel mit dem Süden und Südosten vermittelten und Deutschland mit Culturerzeugnissen dieser Länder versorgten, in Dänemark derartige Handelsverbindungen mit dem Süden viel später auftreten, daß sich also hier vielmehr eine einheimische und darum eigenartige Cultur entwickeln konnte.

Die ältesten Culturerzeugnisse, welche in diesem Museum vertreten sind, sind den sogenannten Kjökkenmöddinger, den Haufen von Küchenabfällen, entnommen, welche, aus weggeworfenen Muschelschalen, Knochen und Fischgräten sowie aus Steinwerkzeugen und Topfscherben gebildet, sich an der Ostküste von Jütland und auf einigen dänischen Inseln finden. Nur Schalen von eßbaren Muscheln kommen in jenen Dämmen vor und zwar ist am häufigsten vertreten die eßbare Auster, die wegen des geringen Salzgehaltes der Ostsee heute nicht mehr in diesem Meere vorkommt. Da nun nicht anzunehmen ist, daß die Auster in damaliger Zeit importirt wurde, so muß man vielmehr zu dem Schlusse kommen, daß die Ostsee damals einen weit größern Salzgehalt gehabt habe wie in der Gegenwart; dies können wir aber nur dann für möglich halten, wenn in damaliger Zeit, als jene Muscheldämme angehäuft wurden, der Ocean einen freiern Zutritt zur Ostsee gehabt hat, wenn also die Küstenbildung des nördlichen Jütlands eine wesentlich andere gewesen war wie in der gegenwärtigen Zeit. Von Thierknochen bieten die Küchenabfälle namentlich den jetzt gänzlich ausgestorbenen Urochsen, ferner den Biber, der längst aus Dänemark verschwunden ist, dann den Hirsch, das Reh und das Wildschwein dar; das einzige Hausthier scheint der Hund gewesen zu sein; die Markknochen der Thiere sind künstlich gespalten, ein Beweis, daß das Mark schon jenem Volke als Leckerbissen galt. Die Steinwerkzeuge, die sich in jenen Austerhaufen vorgefunden haben, sind aus Feuerstein roh zugehauen, ohne eine Spur von Glättung; sie haben verschiedene Gestalt und dienten theils als Aexte, Meißel und Schaber, theils als Lanzen- und Pfeilspitzen; Knochengeräthe wurden ebenfalls gefunden, namentlich Pfriemen und Ahlen sowie ein kammartiges Geräth aus demselben Stoffe.

Daß die Anfänge der Keramik nicht unbekannt waren, zeigen die Scherben grober Gefäße, die aus einem stark mit Sand vermengten Thone mit der bloßen Hand geformt und an der Sonne getrocknet zu sein scheinen. Doch muß man daraus nicht schließen, daß der Gebrauch des Feuers unbekannt gewesen sei, vielmehr weisen große, vom Rauch geschwärzte Steine darauf hin, daß sie als Theile eines Feuerherdes dienten.

Etwas jünger als die Kjökkenmöddinger sind die Küstenfunde, die zu Vester-Egesborg in Seeland gemacht wurden. Hier fand man massenhafte Steinwerkzeuge, namentlich sogenannte Schaber, die zum Abschaben der Thierhäute, zum Trennen des Fleisches von den Knochen dienten, ferner Beile, Messer und Meißel, und zwar jede Art von Werkzeugen oft in Hunderten von Exemplaren. Neben schön ausgearbeiteten Stücken finden sich oft mißlungene und unfertige Exemplare sowie zahlreiche Abfälle und Spähne von Feuerstein; alles dies liefert den Beweis, daß wir es hier mit einer Werkstätte von Feuersteingeräthen zu thun haben, daß also jene Werkzeuge im Lande selbst fabricirt wurden. Ganz ähnliche Werkstätten müssen auch auf den kleinen Inseln Hesselö und Anholt im Kattegat gewesen sein; denn auch hier treten, wie die Sammlungen des Museums darthun, die Steingeräthe so massenhaft auf.

Wie die Menschen, welche die Muscheldämme aufhäuften, ihre Todten zu bestatten pflegten, wissen wir nicht; denn die ältesten Grabdenkmäler Dänemarks, deren es zwei verschiedene Arten giebt, gehören schon einer spätern Periode an, in welcher die Steingeräthe sorgfältiger und zum Theil schon vollständig geglättet sind. Die eine Gattung von Grabdenkmälern sind die sogenannten Jettenstuben oder Riesenstuben, Familiengrabkammern, deren Boden mit flachen Steinen belegt ist und die ein länglicher, mit einem Steinkreis umfaßter Erdhügel bedeckt. Verschieden davon sind die viel kleineren Dolmen, Grabkammern, welche von mehreren aufrecht stehenden Steinblöcken in der Weise umgrenzt werden, daß der innere Raum eine fast cylindrische Gestalt hat; große erratische Blöcke bilden die Decken dieser Grabstätten, die meist nur eine Leiche bergen. Im Innern der Grabkammern fanden sich nun zahlreiche Messer, Dolche, Aexte, Meißel und elegante Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, sorgfältig geglättete Hämmer aus Granit, oft von sehr schöner Form; auch entdeckte man eirunde Granitgeräthe, die mit einer rings

herum gehenden Rinne versehen waren und in denen man Netzsenker zu erblicken meinte; nach unserm Erachten haben auch diese Gegenstände als Hämmer gedient, wenigstens besitzt das Kopenhagener ethnographische Museum noch einen Hammer aus Neuseeland, der ganz dieselbe Form aufzuweisen hat. Ein Theil der Steinsachen ist absichtlich zerbrochen, wahrscheinlich in Folge eines auch noch heute bei einzelnen wilden Völkern, z. B. bei den Algonkin-Indianern, herrschenden Aberglaubens, daß jeder Gegenstand eine Seele besitzt, welche bei dem Zerbrechen ins Jenseits wandert, daß also durch das absichtliche Vernichten einer Steinaxt dieselbe in den Stand gesetzt wird, ihrem Besitzer ins Jenseits zu folgen. Außerdem finden sich in den Grabkammern Ahlen und Pfriemen aus Knochen und zwar aus Schafknochen, ferner Perlen aus Bernstein, der während der Diluvialzeit ans Land geschwemmt wurde. Urnen und Töpfe haben sich nur wenige gefunden und diese wenigen Exemplare sind aus einem grauen Thone geformt und die eingeritzten höchst einfachen Verzierungen sind oft mit weißem Kaliglimmer ausgefüllt. An den Begräbnißstätten scheinen zum Theil auch Leichenmahlzeiten gehalten worden zu sein, wenigstens hat man im Samsingerhügel bei Kallundborg auf Seeland einen Dolmen gefunden, über dessen Grabkammer eine 3 Fuß mächtige Schicht von Speiseabfällen entdeckt wurde. Hier fand man neben Kohlenüberresten Muschelschalen und Fischgräten, namentlich zahlreiche oft künstlich zerspaltene Knochen von Vierfüßern, besonders von Ochsen, dem Schafe, Schweine und Hunde. Ueberreste von wilden Thieren zeigten sich seltener und es waren eigentlich nur das Reh und der Fuchs vertreten — ein Beweis für den Culturfortschritt seit der Periode der Kjökkenmöddinger, wo nur ein Hausthier, der Hund, existirte; auch Topfscherben, Knochen- und Steingeräthe fanden sich daselbst.

Noch interessanter war eine Entdeckung, die man in einer Steinkammer zu Borreby machte; hier fand man neben Werkzeugen aus Flintstein, Perlen und Topfscherben zahlreiche menschliche Knochen, die gleichfalls künstlich gespalten waren, ein Beweis dafür, daß man in damaliger Zeit Leichenschmäuse feierte, bei denen dem Cannibalismus gehuldigt wurde.

Ungefähr gleichzeitig ist eine Reihe von Acker- und Moorfunden, die größtentheils in Jütland, zum Theil aber auch auf den Inseln gemacht wurden. Auch hier fand man jene sorgfältig geglätteten Granithämmer, jene gezahnten, als Sägen dienenden Instrumente, sorgfältig bearbeitete Flintharpunen und Pfeilspitzen, auf denen bisweilen Verzierungen eingeritzt sind, zahlreiche Aexte und Messer und darunter ein in seiner Art einziges Exemplar, ein sichelförmiges Messer mit Handhabe, wie es bis jetzt noch nie anderswo gefunden ist. Namentlich aber sind jene Moorfunde für die Kenntniß der Schmucksachen wichtig; so entdeckte man im Aggers-Moor bei Lemvig ein graues vierhenkeliges Thongefäß, welches gegen 1800 Perlen und Schmuckgegenstände enthielt, und in einem Torfmoore im Amte Randers fand man beinahe 4000 Bernsteinstücke, die theils roh, theils schon zu Perlen verarbeitet und zum Theil schon mit Verzierungen versehen waren.

Wie für alle anderen europäischen Länder, so bildet auch für Dänemark die Anwendung der Bronze eine epochemachende Veränderung. Zwar verschwinden die Steininstrumente nicht sofort vollständig; so wurden z. B. Hämmer noch lange aus Stein geformt; die schneidenden Instrumente dagegen wurden nunmehr aus Bronze gegossen und auch zu Schutzwaffen, dem Helme und Schilde, sowie zu Schmuckgegenständen wurde diese Metallmischung verwandt; um dieselbe Zeit scheint auch das Gold bekannt geworden zu sein, das theilweise massiv zu Schmucksachen, theilweise in dünne Plättchen ausgehämmert zur Verzierung von Waffen diente. Gleichzeitig mit der Einführung der Metalle scheinen auch andere Veränderungen vor sich gegangen zu sein; so verschwindet die Bestattung in Steinkammern und statt dessen tritt in der ältern Bronzeperiode die Beerdigung in Holzsärgen (sogenannten Todtenbäumen) auf, während man in der spätern Bronzezeit die Leichen zu verbrennen pflegte. Für jene Epoche sind namentlich interessant die Funde zu Borum Eskøi bei Aarhus, wo man in einem Erdhügel einen rohen ausgehöhlten Eichenstamm und in diesem eine weibliche Leiche entdeckte, deren Kleidung, Dank dem conservirenden Moorboden, vollständig erhalten war. Man fand nämlich wollene eng anliegende Kleider, die also die Nachricht des Tacitus von dem veste non fluitante sed stricta et singulos artus exprimente der Germanen bestätigen, ferner zwei schmale wollene Gürtel und zwei geflochtene Haarnetze. Von Bronzegegenständen fand man in diesem Grabe eine Heftnadel, zwei Armringe, Fingerringe und einen Kopfring, endlich auch — und dies ist eine merkwürdige Zuthat bei einer weiblichen Leiche — einen Dolch, dessen Handhabe aus Horn hergestellt war. Ganz ähnliche Funde *) machte man auf dem Treenhöi und Kongshöi bei Vamdrup in Jütland und bei Bolderslev in Schleswig, indem man auch hier Leichen in wollener Tracht entdeckte. Auch die Beigaben waren ähnlich; man fand Bronzeschwerter in Holzscheiden, die zum Theil schön verziert waren, Dolche, jene mit Schaftlappen versehenen Bronzebeile, die man Palstäbe nennt, spiralförmige Bronzeringe und Gewandnadeln aus demselben Metall. Thongefäße zeigten sich nicht, wohl aber runde Schachteln aus Baumrinde und Holzgefäße, welche zum Theil sternförmige, durch eingenietete Zinnnägel hergestellte Verzierungen aufweisen. Ungefähr in dieselbe Zeit fallen viele einzelne Waffenfunde aus Jütland und Seeland; so entdeckte man namentlich schöne Aexte aus Bronze, die, über einen Kern von gebranntem Thone sehr dünn gegossen, zuweilen noch prächtig verziert sind und so eine hohe Stufe der Gießkunst repräsentiren; ferner fand man viele bronzene Lanzen- und Pfeilspitzen, die mitunter mit Rinnen zur Aufnahme des Giftes (?) versehen sind, außerdem Gewandnadeln und spiralförmige Ringe, dann Ortbänder von Schwertern, Gürtelhaken und namentlich große Bronzescheiben von etwa 6 Zoll Durchmesser, die mit langen Stielen und innen mit Knöpfen versehen sind, über deren Bestimmung bis jetzt aber noch nichts Sicheres angegeben werden kann.

Während in der ältern Bronzezeit, wie wir oben angegeben, die Leichen in Baumsärgen beerdigt wurden, scheint in einer etwas spätern Zeit der Leichenbrand Sitte geworden zu sein, und zwar wurden anfangs die Knochenüberreste in Steinkisten geborgen. Dabei kam es auch oft vor, daß man Steinkammern aus der Steinzeit ausräumte und zur Aufnahme von Knochenüberresten herrichtete. Dies scheint z. B. bei einem Grabe zu Maglehöi auf Seeland der Fall gewesen zu sein, wo man in einem kleinen runden Dolmen eine Steinkiste mit verbrannten Knochen und daneben ein Diadem und eine Dolchklinge aus Bronze entdeckte. Höchst merkwürdig ist auch der Fund aus Hvidegaard bei Kopenhagen; in einer Steinkiste entdeckte man eine Thierhaut und auf dieser eine Menge von gebrannten Menschenknochen, welche augenscheinlich in einen wollenen Mantel eingehüllt waren. Neben diesen Knochen fand man ein Bronzeschwert

*) Vergl. darüber den zusammenfassenden Artikel von J. Mestorf: „Ueber die in Holstein und anderwärts gefundenen Moorleichen“ im „Globus“ XX, S. 139 ff.

in einer Holzscheide, die mit Leder überzogen war, eine bronzene Gewandnadel und eine längliche Ledertasche, welche einen höchst sonderbaren Inhalt aufwies: man fand nämlich darin einen hölzernen Würfel, eine Vogelklaue, einen Natternschwanz, eine durchbohrte Schnecke, ein Lederbeutelchen mit kleinen Steinen angefüllt und ähnliche Dinge. Aus diesen merkwürdigen Beigaben kann man mit Recht schließen, daß der Bestattete entweder Arzt oder Zauberer gewesen sei.

Erst später scheint man die Knochenüberreste in Graburnen geborgen zu haben; allgemein war diese Sitte niemals, wie denn das dänische Museum überhaupt nur verhältnißmäßig wenige Urnen aufzuweisen hat. Die Urnen haben fast alle dieselbe Gestalt; sie sind aus grauem, stark mit Sand vermischtem Thone geformt und meist ohne besondere Verzierungen; nur eine Urne, die zu Robbedale auf Bornholm gefunden wurde, ist merkwürdig genug, besonders aufgeführt zu werden; sie gleicht einer Art von Bienenkorb und hat die Oeffnung nicht oben, sondern an der Seite, so daß man augenscheinlich sieht, daß der Verfertiger dieses Gefäß einem runden Hause mit Dach und Thür nachbilden wollte. Kleinere Gefäße mit der Graburne zugleich beizusetzen war in Dänemark nicht Sitte. Dagegen fanden sich in den Urnen oft Beigaben, Nadeln, Spangen und Schwerter aus Bronze, die bisweilen, sei es um Raum zu sparen, sei es in Folge des schon oben berührten Aberglaubens, absichtlich umgebogen waren. Auch Miniaturgegenstände aus Bronze begegnen uns als Todtenbeigaben, die dann wohl eine symbolische Bedeutung besaßen.

In diese spätere Bronzezeit sind wegen ihrer feinen Arbeit und ausgebildeten Ornamentik eine Reihe von Metallsachen zu setzen, welche meistens in den Mooren Jütlands und Falsters gefunden wurden. Hierher rechne ich zunächst jene prachtvollen Bronzevasen, die mit getriebenen Ornamenten versehen und deren einzelne Theile zusammengenietet sind, ein Beweis dafür, daß die Kunst des Löthens damals noch unbekannt war. Ferner sind besonders erwähnenswerth die großen Blasehörner, von denen nicht weniger als zehn gefunden wurden. Sie sind etwa $4^1/_2$ Fuß lang und ihre Form ist ungefähr einem römischen S ähnlich; eine Bronzekette läuft vom Mundstücke bis zur Schallöffnung und die Ringe dieser Kette sind meist mit kleinen Vogelgestalten verziert; der Zweck jener Hörner war entschieden kein anderer, als der, in der Schlacht das Signal zu geben. Interessant sind auch die Bronzemesser, welche uns die Weiterentwickelung der Ornamentik schön charakterisiren; während in der frühern Zeit sich nur arabeskenartige Verzierungen an den Bronzegegenständen befanden, begegnen uns bei den Messern der spätern Zeit Bilder von Thieren und Gegenständen; namentlich sind oft Darstellungen von Schiffen, Fischen u. s. w. eingravirt, während die Handhaben der Messer selbst sehr häufig in Thierköpfe, namentlich in die von Pferden und Schwänen, ausgehen. Auch das menschliche Antlitz wird in der spätern Bronzezeit als Ornament verwandt und zwar namentlich an Ohrgehängen, an Griffen von Messern und an den Knöpfen von Schmucknadeln; merkwürdiger Weise tragen alle diese Köpfe einen und denselben Typus: es sind plattgedrückte Gesichter mit hervortretenden Kinnbacken und großen, oft noch mit Ringen gezierten Ohren; vom germanischen Typus weichen diese Köpfe entschieden ab und sie scheinen vielmehr auf einen mikrocephalen Volksstamm hinzudeuten. Ich möchte daher diese Bronzesachen als importirt bezeichnen oder zum Mindesten annehmen, daß sie, wenn auch von einheimischen Meistern, so doch wenigstens nach einem fremden Vorbilde angefertigt wurden.

Denn daß man wirklich im Lande Bronzegeräthe anfertigte, beweisen andere Funde: man entdeckte Vorräthe von Metallarbeiten, zerbrochene Bronzeringe, Schwerter, Messer und Sägen, die zum Einschmelzen bestimmt waren; anderwärts fand man große Massen geschmolzenen Metalles und Barren aus Bronze; noch interessanter sind die thönernen Gußformen für Sägen, Palstäbe, Messer und Nadeln, die im Lande zerstreut gefunden wurden und uns den Beweis liefern, daß wenigstens die gewöhnlichen Geräthe und Schmuckgegenstände im Lande selbst angefertigt wurden. Auch die Bearbeitung des Goldes hatte in dieser spätern Bronzezeit bedeutende Fortschritte gemacht; so befinden sich im Museum elf goldene Schöpfgefäße, die, alle in einer Bronzevase verborgen, in einem Moore auf Fühnen ausgegraben wurden; sie haben alle eine zierliche, elegante Form und sind zum Theil reich mit Ornamenten versehen. Ganz ähnlich war der Fund, den man auf der kleinen Insel Munkö machte: auch hier wurden sechs goldene Schalen, die unter einem großen Steine verborgen waren, entdeckt. Alle diese Funde liefern uns einen Beweis dafür, daß der Gebrauch dieses edlen Metalles in damaliger Zeit keineswegs selten war.

Die Knochen- und Beingeräthe finden selbstverständlich in damaliger Zeit geringere Verwendung; doch enthält das Museum aus dieser Bronzeperiode auch noch Pfriemen und Angelhaken aus Knochen und namentlich ist auch ein Fund aus Viborg interessant, wo man massenhafte kreuzförmige, oft noch verzierte Knöpfe aus Bein entdeckte; zahlreiche Stücke waren noch nicht vollendet, unbearbeitete Knochen und Abfälle fanden sich daneben, so daß die Vermuthung nahe liegt, daß wir es hier mit einer prähistorischen Werkstätte für Beingeräthe zu thun haben.

Endlich müssen wir noch erwähnen, daß sich auch oft in den Mooren Seelands und Fühnens kuchenähnliche Massen vorfanden, als deren Hauptbestandtheil Birkentheer ermittelt wurde. Was Zweck dieser Theerkuchen gewesen ist, ist fraglich; doch haben sie wahrscheinlich zum Kitten von Thongefäßen gedient; vielleicht wurde auch ein Lack aus ihnen bereitet, mit dem Schilde, Ledergegenstände und Aehnliches überstrichen ward.

Aus allen Erdtheilen.

Zustände in den spanischen Republiken Amerikas.

Wir haben schon oft darauf hingewiesen und es durch zahlreiche Beispiele belegt, wie sehr die sämmtlichen spanischen Republiken Mittel- und Südamerikas mit wenigen Ausnahmen an der ihnen so werthen politischen Institution der Revolution festhalten und wie wenig demnach ihre Mischlingsbevölkerung geeignet ist, sich selbst oder andere zu regieren. Eine kurze Uebersicht über die Revolutionen, Pronunciamentos, Rebellionen u. s. w. der paar letzten Monate dürfte beredter für jene Ansicht sprechen, als lange Auseinandersetzungen. Um im Norden anzufangen, so finden augenblicklich in nicht weniger als fünf von den etlichen und zwanzig Staaten des mexikanischen Staatenbundes, Rebellionen statt, näm-

lich in Nuevo Leon, wobei einige intime Freunde des Präsidenten der Republik die Hauptrollen spielen sollen, ferner in Jalisco, Michoacan, Guanajato und Chiapas. Die Einzelheiten dieser blutigen Prügeleien — man kann sie nicht anders bezeichnen — interessiren wenig; es sei nur bemerkt, daß die Aufrührer in Chiapas, ebenso wie die von Nuevo Leon zu den Liberalen gehörig, von dem Nachbarfreistaat Guatemala her eingebrochen sind und von dort her Unterstützung erhalten haben sollen. (Schuldenlast Mexicos bei 9,400,000 Einwohnern 140 Millionen Mark) *).

In dem sonst ruhigen und auch finanziell gut gestellten ($2\frac{1}{4}$ Millionen Mark Schulden bei 600,000 bis 700,000 Einwohnern) San Salvador ist im letzten Juni in Folge der Hetzereien der Priester ein schrecklicher Aufruhr vorgekommen. Die Regierung hatte die Verlesung eines den Gesetzen feindlichen Hirtenbriefes des Bischofs in San Miguel verboten. Der durch Brandreden der Priester aufgehetzte Pöbel stürmte das Gefängniß, befreite 200 Verbrecher, ermordete fast die ganze Garnison und viele angesehene Bürger und steckte schließlich 16 Häuser in Brand. Glücklicher Weise befand sich das englische Kriegsschiff „Fantome" in der Nähe; es landete seine Marinesoldaten, welche im Vereine mit Regierungstruppen den Aufruhr unterdrückten. Charakteristisch für denselben, welcher für über 4 Millionen Mark materiellen Schaden angerichtet hat, ist der Umstand, daß man in den Taschen mehrerer gefallenen Rebellen Reisepässe fand, welche folgendermaßen lauteten:

„Petrus, öffne dem Inhaber die Himmelspforte; derselbe ist für die Religion gestorben." Die Pässe waren „Georg, Bischof von San Salvador" unterzeichnet und mit dem Siegel des bischöflichen Sprengels von San Salvador versehen.

Wir kommen zum Staatenbunde Columbia, welcher bei rund 3 Millionen Einwohner 100 Millionen Mark Schulden hat. Dort haben unlängst Einwohner des Staates Magdalena gegen die Bundesregierung sich empört und deren Truppen Schlachten zu Wasser und zu Lande geliefert. Die erste Schlacht fand bei Camarones statt; die „Seeschlacht" auf dem Magdalena bei Teneriffa zwischen einem Regierungsschiff und einer Insurgentenbande auf den Fahrzeugen „Vigilante" und „Murillo". Nach den neuesten Nachrichten scheint dieser Kartoffelkrieg sein Ende erreicht zu haben. Die gegenwärtige Landesregierung wird allgemein als eine gute anerkannt und thut nach Kräften Alles, was die Production des Landes heben könnte; da aber alle Einkünfte, welche hauptsächlich in den Zöllen und den Erträgen der zahlreichen Salinen bestehen, behufs Deckung der zu zahlenden Zinsen verpfändet sind, so hat sie wenig Mittel zur Verbesserung der Verwaltung und zur Hebung des Landes zu verwenden.

Ecuador ist derzeit derjenige Staat, wo die Jesuiten die größte Macht entfalten. Dieselben betrachten das Land als ihre Domäne und wußten es dahin zu bringen, daß der Präsident Garcia Moreno jährlich eine beträchtliche Summe dem Peterspfennige zuwandte **), obwohl die Staatsschulden bei einer Einwohnerzahl von etwa 1,200,000 Seelen 40 Millionen Mark betragen und augenblicklich weder Zinsen noch Amortisation bezahlt werden. Nur mit Widerstreben werden sich Regierung und Volk dazu bewegen lassen, den den Fremden gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Als unlängst Moreno wiederum auf fünf Jahre zum Präsidenten erwählt wurde, nahm die Gegenpartei — man kann sich die That schwer aus anderen Ursachen erklären — zum politischen Morde ihre Zuflucht. Moreno blieb todt; aber sein Nachfolger Don Luis Antonio Salazar, der natürlich nicht aus freier Wahl hervorging, tritt in seine Fußstapfen; Preß- und Redefreiheit existiren nicht, ausgenommen wenn man die Tugenden Moreno's und der Jesuiten rühmt.

Aus Peru (bei $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner 120 Millionen Mark Schulden, die zum Theil durch die neu aufgefundenen Guanolager gedeckt erscheinen) ist von mehreren Aufständen zu melden. Der erste von Mitte Juli hatte seinen Grund, wie so häufig, in Hetzereien der Priester. Der Anstifter, ein alter Rebell Namens Arevalo, hatte sich schon des maritimen Endpunktes der südpernanischen Eisenbahn, Mollendo, bemächtigt und dort geplündert und fuhr dann per Bahn nach Arequipa, wo er bei der unruhigen Bevölkerung eines guten Empfangs sicher zu sein hoffte, als ihn unterwegs eine Anzahl Polizisten anhielten, seine Bande zersprengten und ihn tödteten. Vierzehn Tage später kam es in Arequipa bei einer Wahl zum Aufruhr; Blut floß und die Rebellen waren, freilich nur kurze Zeit, im factischen Besitze der Macht. Schließlich begaben sich auch die Indianer von Puno auf den Kriegspfad, kehrten aber bald auf demselben um, so daß augenblicklich Pern vollständiger Ruhe genießt, abgesehen von den Aufregungen der bevorstehenden Präsidentenwahl, die jeden Augenblick zu neuem Blutvergießen führen können.

Chile, welches durch seine geordneten finanziellen und politischen Verhältnisse, durch seine Fortschritte in der Civilisation, durch die Verbesserungen auf materiellem und ideellem Gebiete sich die allgemeine Achtung erworben hat, hat augenblicklich unter einem ausgebreiteten Banditenthum zu leiden. Prächtig berittene und bis an die Zähne bewaffnete Räuber suchen einzeln oder in Banden die abgelegenen Haciendas auf und plündern und morden; selbst in Santiago ist schon ein Raubanfall vorgekommen. Im Congreß hat man als Gegenmittel alles Ernstes über die Wiedereinführung der Prügelstrafe verhandelt — natürlich unter Protest der Geistlichkeit, welche das Recht, diese Strafe zuzudictiren, für sich allein in Anspruch nimmt — und im Publicum denkt man an Einführung des „Lynchen".

Aus der Argentina ist nur eine kleine „Unordnung" in der Provinz Santiago del Estero zu melden.

Wenn wir zum Schlusse wegen des jammervollen Zustandes von Uruguay auf die ausführliche Notiz auf Seite 239 dieses Bandes verweisen, und bei Paraguay constatiren, daß es wegen gänzlicher Erschöpfung in Folge des Lopez'schen Krieges in völlige Lethargie versunken ist und keine Revolution mehr zu Stande bringen kann, weil eben die Menschen dazu fehlen, so haben wir unsern traurigen Rundgang durch Spanisch-Amerika beschlossen.

*) In diesen Summen sind nie die Schulden der einzelnen Provinzen und Städte mit einbegriffen.

**) Guatemala machte es anders, als unlängst zum Schrecken der Regierung und Landesvertretung sich drei Jesuitenpatres im Lande niederließen. Die erstere scheute vor Gewaltmaßregeln zurück, so lange sich jene ruhig verhielten; aber letztere beschloß sofort die Ausweisung der unwillkommenen Gäste, bewilligte ihnen jedoch als Schmerzens- und Zehrgeld für unterwegs 1500 Dollars.

Die Karelen des Gouvernements Olonez.

Im Gouvernement Olonez (spr. Alónez) lebt ein dem Westeuropäer wenig bekannter, der finnisch-mongolischen Race angehörender Volksstamm, der sich zwar über einen großen Flächenraum ausbreitet, aber wenig zahlreich ist. Es ist dies der Stamm der Karelen oder Korelen, über welche wir im „Golos" („Die Stimme") folgende interessante Notiz finden: „Im Gouvernement Olonez sind ungeheure Flächen von den Karelen bewohnt. Mehr als die Hälfte dieses Volksstammes unterscheidet sich im häuslichen Leben und in Gewohnheiten durchaus nicht von den Russen. Hier sind beständig Hungerjahre. Während mehr als sechs Monate des Jahres essen die Karelen nur Brot, das mit Stroh und Kiefernrinde gemengt ist. In den Dörfern der Karelen sind Kirchen, und wo keine ist, ist eine Capelle. Historisch steht fest, daß sie bereits seit 700 Jahren das Christenthum angenommen haben. Trotzdem haben sie für die Monate keine Bezeichnung. Sie nennen die Feiertage nicht nach den heiligen Ereignissen oder nach den Namen der Heiligen, sondern nach irgend einer wirthschaftlichen Eigenthümlichkeit. Während des einen Feiertages muß man Eier und Käse in die Kirche bringen, wäh-

rend des andern eine Mehlspeise aus Roggenmehl, während eines dritten wiederum müssen die Pferde vor die Kirche getrieben werden u. s. w. An den Hauptfeiertagen kommen die Karelen in die Kirche oder Capelle, „stellen dem Feiertage, dessen Benennung sie nicht kennen, ein Lichtlein" (d. h. sie opfern ein Wachslicht von der Länge und Dicke eines Bleistiftes, das angezündet und an einen Leuchter geklebt wird) und verlassen sie hierauf sofort, ohne dem Gottesdienste beizuwohnen, um sich in der freien Luft, in der Nähe der Kirche oder Capelle mit dem Kochen von Schöpsenfleisch und dem Verzehren desselben zu befassen. Die Knochen werden immer übers Dach geworfen. Nach der grobsinnlichen Auffassung der Karelen „dient man dem Feiertage" durch Kochen und Essen besser als durch Betheiligung am Gebete während des Gottesdienstes. Es erscheint wahrhaft unglaublich, daß während eines so langen Zeitraumes, während dessen die Karelen bekehrt sind, nichts für die religiöse und ökonomische Entwickelung dieses guten und wenig zahlreichen Volksstammes geschehen ist*). Man kann nicht sagen, daß die Frage, die Kunst des Schreibens und Lesens bei ihnen einzuführen, nicht erhoben worden sei; aber die Bemühungen hatten eine falsche Richtung. Man begann damit, die liturgischen Bücher in karelischer Sprache zu drucken; trotzdem wollten und wollen noch jetzt die finnischen Karelen von dieser Uebersetzung nichts wissen. Diejenigen, welche lesen können, kaufen eine finnische Ausgabe. Später, vor ungefähr zehn Jahren, wurde ein karelisch-russisches Gebetbuch, nach der Uebersetzung des Herrn Tichonow, herausgegeben. Bei den Karelen Schulbildung in ihrer Sprache einführen und verbreiten zu wollen, ist unbedingt fruchtlose Bemühung. Es wäre hinreichend, die Aufmerksamkeit, wenn auch nur auf den Landstrich zu lenken, welcher sich zwischen den Flüssen Swir und Kondalaksa hinzieht, an russische industrielle Ansiedelungen grenzt und von Karelen bewohnt ist. Den Bedingungen des Bodens und Klimas entsprechend, hat sich in dieser Gegend eine Industrie entwickelt, welche den ärmlichen Ackerbau unterstützt. Die Bevölkerung dieses Landstriches kann man in drei Classen theilen: in die Classe der Industriellen, welche sehr wohlhabend ist; in die der Ackerbauer und in eine gemischte, welche beide arm sind. Von dieser Bevölkerung verstehen 35 Procent in Folge der Handelsverbindungen, welche mit den Russen unterhalten werden, die russische Sprache und können Russisch lesen. Andere 35 Procent, welche die sehr armen Karelen des nördlichen Theils des Gouvernements (des Kreises Kemsk und Powjenez) bewohnen, kommen, um zu jagen, in die angrenzenden von Russen bewohnten Gouvernements, wo sie sich ohne Weiteres ganz gut mit der russischen Sprache vertraut machen. Es bleiben sonach noch gegen 30 Procent Karelen, welche auch halbwegs kurze in russischer Sprache verfaßte Gebete mechanisch lesen können. Auch unter diesen findet sich nicht nur kein einziger Bursche, sondern auch kein einziges Mädchen, welche nicht gegen zehn russische Lieder, wenn auch mit Radebrechung einiger Worte, auswendig wüßten. Selbst wenn sich die Karelen mit einander in ihrem Idiome unterhalten, hört man gegen 20 Procent russischer Ausdrücke, die nur durch den karelischen Accent unverständlich werden. Hierzu kommt noch, daß sich in der bezeichneten Gegend von Jahr zu Jahr die Industrie (Eisen- und Holzindustrie) mehr hebt, was noch mehr zur Verbreitung der russischen Sprache und Schulbildung beiträgt. Die Karelen sind alle nüchtern, arbeitsam und lernbegierig und deshalb würde die Gründung von Schulen allein hinreichen, um aus dem Karelen einen Russen zu machen."

*) Wer die russischen Popen, besonders die, welche in die nördlichen Gegenden des Landes gesendet werden, kennt, der wird nicht erstaunen, daß sie während vieler hundert Jahre nichts zur Bildung der armen Karelen beigetragen haben, im Gegentheil wird er sich wundern, daß das Volk durch sie nicht demoralisirt worden ist. Unwissendere Glaubensverkünder als die alten Popen sind findet man höchstens in Nordasien; es sind dieses die Schamanen. Uebrigens beweist obige Correspondenz, daß nicht der christliche Glaube allein Völker civilisirt, sondern menschliche Bildung sie auf eine höhere Stufe erhebt. A. K.

* * *

— Durch die Zeitungen lief vor Kurzem die Nachricht, daß Oberstlieutenant Sosnowski (vergl. S. 272) schon von seiner wissenschaftlichen und commerciellen Reise durch China beim Saisan-Posten im Semipalatinsker Kreise wieder eingetroffen sei. Das ist falsch; denn nicht er selbst, sondern nur ein von ihm mit Briefen abgesandter Kosackenunteroffizier, Namens Pawlow, ist auf russischem Gebiete angelangt. Derselbe wurde in Lan-tschan-fu, der Hauptstadt der Provinz Kan-su und Centrum des Rhabarberhandels, expedirt und legte ganz allein den Weg über Chami, Barkul und Kutschen, eine Strecke von über 300 deutschen Meilen, in 50 Tagen zurück. Diese Kühnheit ist um so bewundernswerther, als die Gebiete, durch welche die Straße führt, erst kürzlich von den rebellischen Dunganen gesäubert und jetzt mit den nicht um ein Haar besseren kaiserlichen Truppen erfüllt sind. Doch fand er bei den Behörden überall die beste Aufnahme. Besonders zeichnete sich darin General Tso-tsung-tan aus, „der mit souveränen Rechten ausgestattete Gouverneur von Kansu, Dsungarien und Ostturkestan (so weit es noch chinesisch ist). Nach menschlichem Ermessen scheint demnach Sosnowski's weitere Reise, derentwegen schwere Bedenken obwalteten, gesichert zu sein. Er ist dann der erste Europäer, welcher uns über das Ostende des Tian-schan (Himmelsgebirge) berichten wird.

— Die Lorbeeren, welche der „Newyork Herald" auf geographischem Gebiete durch seine Expeditionen in die arktischen Gewässer und nach Innerafrika erntet, lassen andere amerikanische Zeitungen nicht ruhen. So zeigt ein Blatt an: „Okefenokee. Dieses große „unbekannte Land", bestehend aus Sümpfen, Inseln, Seen, Flüssen, die Heimath der Bären, Hirsche und Alligatoren, der berühmte Zufluchtsort der Seminolen und die Quelle des Suwannee, des berühmten Stromes des Gesanges, wird nächstens durch eine mehrmonatliche theure Expedition auf Kosten der „Constitution" in Atlanta (Georgia) erforscht werden, mit reichen Resultaten in Wissenschaft, Poesie und Abenteuern. Dieses Blatt, monatlich so und so viel Dollars .... sollte in keiner Familie der Vereinigten Staaten fehlen" ꝛc. ꝛc. Uns soll es Wunder nehmen, ob und welche wissenschaftliche Resultate die Expedition aus dem großen, 50 deutsche Meilen von Atlanta entfernten Sumpfe auf der Grenze von Georgia und Florida mit heim bringen wird.

— Eine Compagnie von Capitalisten in Melbourne hat eine östlich von Champion Bay unter 28° 30′ Br. gelegene Inselgruppe von der westaustralischen Regierung in Pacht genommen, um dort Fischereien und andere Industriezweige mi Kulis zu betreiben.

Inhalt: F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan. VI. (Mit vier Abbildungen.) — Alterthümer aus Utah und Californien. (Mit zwei Abbildungen.) — Die Mongolen. Von Albin Kohn. II. — Die prähistorischen Alterthümer des nordischen Museums in Kopenhagen. Von Dr. Hassenkamp. I. — Aus allen Erdtheilen: Zustände in den spanischen Republiken Amerikas. — Die Karelen des Gouvernements Olonez. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 20. November 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine literarische Beilage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII. № 24.

GLOBUS

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan.

VII.

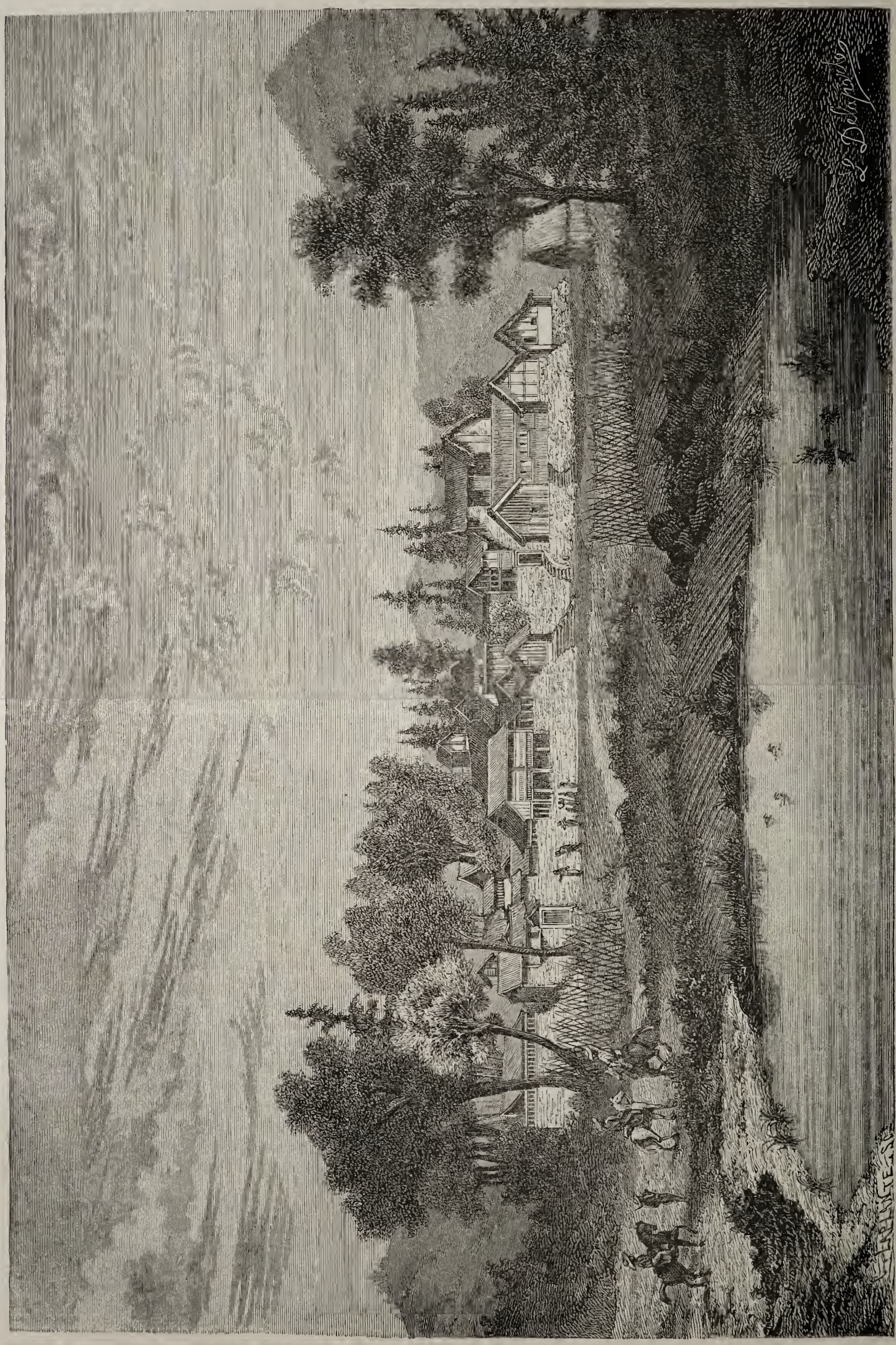
Auf dem kurzen Wege nach Long-ki, dem Sitze des apostolischen Vicars von Yünnan, bewunderten Garnier und seine Begleiter die verschiedenartigsten romantischen Landschaftsscenerien. Von den Kalkwänden des Thales stürzten sich zahlreiche Bäche herab und zerstiebten, ehe sie den Boden erreichten; stufenweise bauten sich kleine Hochflächen über einander auf, mit reichen Saaten und lachenden Dörfern bedeckt. Plötzlich endete das Thal mit einer Felswand von über 100 Meter Höhe, über welche ein Wasserfall herabrauschte. Im Zickzack ging es steil bergauf, und oben angelangt sahen sie mit Freude die französische Fahne von dem Hause des Bischofs Ponsot, ihnen zu Ehren, herabwehen. Freudenschüsse begrüßten ihr Nahen und brachten ihre Pferde in Galopp. Wenige Augenblicke später schüttelten sie dem ehrwürdigen Prälaten, welcher Frankreich noch unter der Regierung Karl's X. verlassen hatte, die Hand.

Diese katholische Niederlassung hat, sowohl was Sicherheit als Verbindungswege anlangt, eine günstige Lage und ist von starken Pallisaden umgeben, welche im Vereine mit der Energie und den europäischen Waffen der Insassen noch alle Räuberbanden dieser so stark von denselben heimgesuchten Gegend fernhielten. Auch gegen die zahlreichen Bären und Leoparden der umliegenden Berge sind sie von Nutzen.

Einige Kilometer östlich von Long-ki liegt auf dem Ostabfalle einer Hügelreihe und hoch über dem Flußbette des Hwang-kiang das Seminar und die Schule der Mission, welche ziemlich stark besucht werden. Dort üben sich die jungen Priester, welche von Frankreich aus zur Verstärkung der Zahl der Missionäre nachgesandt werden, einige Zeit lang in dem so schwierigen Gebrauche der chinesischen Sprache. Die Dienste, welche sie der Civilisation dort leisten, sollen ganz achtbare sein; aber Garnier kann doch nicht umhin, ihnen etwas mehr Energie und Aufmunterung von Daheim zu wünschen, damit sie auch der Wissenschaft einige Aufmerksamkeit widmen möchten. Und dieser Wunsch ist vollkommen berechtigt; denn jene Priester sitzen seit zwei Jahrhunderten inmitten einer vollständigen terra incognita, ohne bisher auch nur den geringsten Anfang gemacht zu haben, das Dunkel, das über ihrer jetzigen Heimath noch ruht, auch nur ein wenig zu erhellen.

Wenn der Präsident des diesjährigen internationalen geographischen Congresses zu Paris, La Roncière-le-Noury, in seiner Eröffnungsrede dem Missionär als einem der regsten Förderer des geographischen Wissens neben dem Seemann und dem Gelehrten einen besondern Platz einräumte und ihn einen Pionier, einen der tapfersten Soldaten der Civilisation nannte, so gebührt den Herren in Long-ki sicherlich nichts von diesem obendrein mehr als anfechtbaren Lobe.

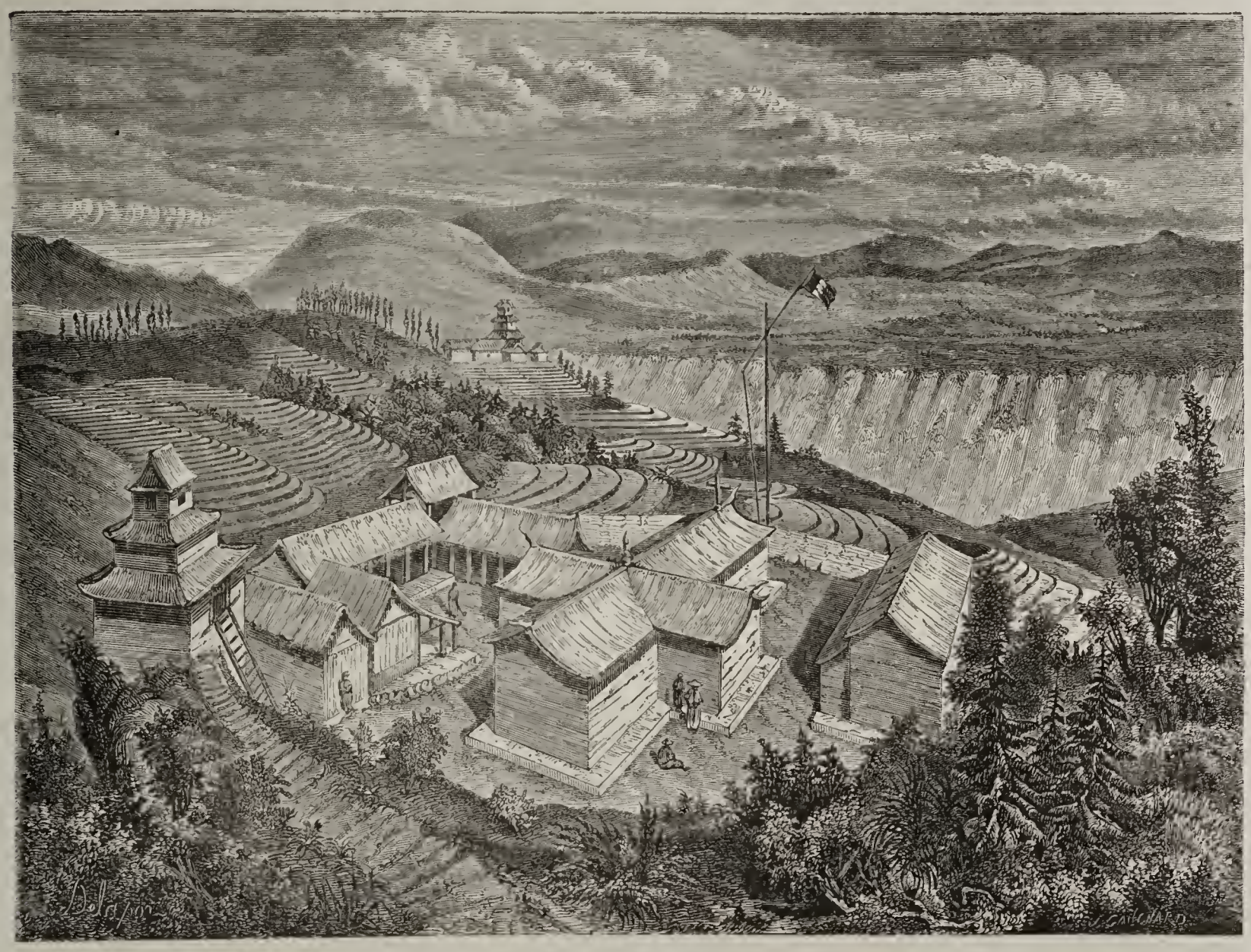
In jener Schulanstalt, Tscheng-fong-schang genannt, erhielt Garnier von den Missionären einen ganz jungen, kürzlich in einer Höhle gefangenen Bären, in welchem der bekannte Zoologe Abbé David einen Ursus Tibetanus erkannte. Derselbe wurde von den Annamiten der Expedition jubelnd willkommen geheißen und mit Zärtlichkeiten überhäuft. Durch seine Gewandtheit und Klugheit unter-



Befestigte Wohnung des Bischofs von Yünnan zu Long-ki.

hielt er die Gesellschaft während der weitern Reise, erlag aber in Suez der großen, langandauernden Hitze während der Fahrt durch das Rothe Meer. Insgesammt giebt es drei verschiedene Bärenarten in jenen Gebirgen, welche die Chinesen Chenn-hiong, Lan-hiong und Ten-hiong nennen. Letztere Art, deren Namen der „Mensch-Bär" bedeutet, ist die gefährlichste; von ihr werden eine Menge der abenteuerlichsten Geschichten erzählt. Der Ten-hiong, heißt es, kann den Gang und die Stimme eines Menschen nachahmen und lockt dadurch Wanderer, welche seinen freundlichen Worten vertrauen, in seine Behausung, wo er ihnen den Garaus macht.

Am 25. April verließ Garnier mit seinen Begleitern Tscheng-fong-schang und stieg zum nahen Hwang-kiang, welcher hier die Grenze zwischen Yünnan und Sz'-tschwan bildet, hinab, wo ihn die Barke erwartete und in $1^1/_2$ Stunden nach Sing-tang hinabführte. Dort machen Stromschnellen ein Umladen nöthig und haben eine Bevölkerung von Lastträgern und Schiffern im Gefolge. Eine halbe Stunde weiter stromab unterbrach die $2^1/_4$ Kilometer lange „Stromschnelle der neun Drachen" (Kiu-long-tang) wiederum, nun aber zum letzten Male, die Fahrt. Am folgenden Morgen liefen sie glücklich in den Yang-tse-kiang ein und landeten nach weiteren $3^1/_2$ Stunden in Sü-tschau-fu, welches am Einflusse des großen von Tsching-tu-fu, Sz'-tschwans Hauptstadt, herabkommenden Ming-kiang liegt und etwa 150,000 Einwohner zählt. Durch ihre Lage steht sie sowohl mit Yünnan als mit Sz'-tschwan in dem regsten



Schulgebäude der Mission in Yünnan zu Tscheng-fong-schang.

Handelsverkehr, welcher natürlich damals durch den mohammedanischen Aufstand stark gelitten hatte. Der Stillstand des Bergwerksbetriebes in Yünnan hatte den Preis des Kupfers auf das Doppelte gesteigert, so daß jetzt 100 chinesische Pfund 18, anstatt wie früher 8 bis 9 Taël kosteten. Ebenso war das Opium von Yünnan im Preise gestiegen, während der Anbau dieses Giftes obendrein den viel nützlichern des Reiches geschmälert und auch den Werth dieses letztern Artikels in die Höhe getrieben hatte.

Trotzdem herrschte aber ein reges Leben und Treiben in der Stadt, wo gerade eine Menge Offiziersaspiranten zum Examen versammelt waren, welche an den eben angelangten Barbaren ihr Müthchen zu kühlen suchten. Solchen Männern, die eine so weite Reise ungefährdet zurückgelegt hatten und bis zu dem gefürchteten Sultan in Ta-li vorgedrungen waren, ihre Verachtung beweisen zu können, das machte das Herz der jungen Krieger höher schwellen. Die Behörden hatten so etwas wohl vorausgesehen und den Franzosen einen grimmigen Thürhüter beigegeben. Trotzdem verschaffte sich einer der Fähnriche unter irgend einem Vorwande Zutritt zu der Pagode, welche den Fremden als Wohnung diente, drang in denjenigen Theil, wo Garnier arbeitete, und gab sich die größte Mühe, vor den Augen einiger Diener und chinesischen Soldaten, alle Regeln chinesischen Anstands mit Füßen zu treten, um dem Barbaren seine Geringschätzung zu erkennen zu geben. Der aber forderte ihn höflich auf, sich davon zu machen: ein höhnisches Lachen war seine Antwort. Und als ihn Garnier zur Thür hinausbugsiren wollte, griff er ihn an. Da aber sprangen zwei von Garnier's Annamiten hinzu und packten ihn bei der Kehle.

Der Yang-tse-kiang unterhalb Kwei-tschau-fu.

Er schäumte vor Wuth, stieß tausend Drohungen aus und bat schließlich um Gnade. Aber Garnier ließ, rasch entschlossen, die Beleidigung selbst zu strafen, einige Zuschauer eintreten, vor ihren Augen dem Missethäter ein Dutzend kräftiger Ruthenhiebe hinten aufzählen und ihn alsdann zum Tempel hinausbefördern.

Das machte natürlich großes Aufsehen, und während die vernünftigen Leute die Bestrafung sehr milde fanden, schwuren die Cameraden des Gezüchtigten Rache: drohende Ansprachen wurden an die Mauern geheftet, worin alle muthigen Leute aufgefordert wurden, das Ihrige zu thun, damit die übermüthigen Fremden nicht lebendig aus der Stadt herauskämen. Die Stadtbehörden ließen es dabei ganz an der Zuvorkommenheit und Hülfsbereitschaft, welche diejenigen in Yünnan ausgezeichnet hatte, fehlen, so daß die Franzosen nur auf ihre eigene Kraft angewiesen waren. Der Angriff ließ nicht lange auf sich warten: als sie sich am 5. Mai eben mit den in der Stadt anwesenden französischen Missionären zu einem Abschiedsessen niedergesetzt hatten, stürmte ein Volkshaufen heran, pochte an die Thore des Tempels und verlangte nach Ngan-ta-yen (Garnier), an welchen soeben eine Botschaft aus Yünnan angelangt sei. Unerschrocken ließ dieser einen der Thorflügel öffnen, trat hinaus und verursachte durch seine Frage, wo denn der Bote sei, ein momentanes Stillschweigen. Gleich darauf aber stürzten sich 4 oder 5 mit Lanzen, Stöcken, ja selbst Sitzbänken bewaffnete Kerle auf ihn; aber ebenso rasch wurden neben ihm einige Bajonnette seiner treuen Annamiten sichtbar, bei deren Anblick die Angreifer sofort Kehrt machten. Aber die Annamiten setzten hinter ihnen her und ruhten nicht eher, als bis auch der letzte Mann des Volkshaufens von der nun todtenstillen Straße verjagt war.

Garnier miethete nun zwei Dschunken, eine für die Offiziere, die andere für die Mannschaft und nahm, nachdem am 8. Mai De Lagreé's Sarg angekommen und an Bord gebracht worden war, von den Missionären, namentlich von seinem Reisegefährten, Pater Leguilcher, den herzlichsten Abschied. Von Sü-tschau-fu an befand er sich auf bekanntem Gebiete; bis dorthin hatten schon die Engländer unter Blakiston den Blauen Strom erforscht und aufgenommen. Hier endete also die eigentliche Forschungsreise der muthigen Franzosen; Plagen und Mühen hatten ein Ende, und ruhig und gemächlich konnten sie sich von dem Flusse bis nach Schanghai hinabtragen lassen, vorüber bei der endlosen Reihe volkreicher Städte, Flecken und Dörfer, vorüber bei den zahlreichen Schiffen, welche von singenden Menschen den zu jener Jahreszeit wasserarmen Strom hinaufgezogen wurden.

Unterhalb Sü-tschau sahen sie zahlreiche Höhlen im Kalke der Thalwände, welche einst den hier hausenden Man-tse zu Begräbnißstätten gedient haben. Ohne Unfall erreichten sie Tschung-king-fu, den Mittelpunkt des Handels in Sz'-tschwan mit einer Einwohnerzahl von 300,000, wo sie wiederum von der Menge bedroht wurden, welche den Sarg des Commandanten De Lagreé mit Steinen warf. Dies war um so beleidigender, als sonst die Chinesen vor den Todten eine große Achtung an den Tag zu legen pflegen. Aber auch hier griff Garnier so energisch ein, daß der eingeschüchterte Volkshaufen alsbald von weiteren Demonstrationen abließ. Der Reichthum dieser günstig gelegenen Stadt ist sprüchwörtlich; derselbe könnte sich aber, ebenso wie ihre Bevölkerung, nach Garnier's Ansicht verzehnfachen, sobald die politischen und physischen Hindernisse fallen würden, welche jetzt noch der Ausdehnung des Dampfschiffverkehrs bis hierher im Wege stehen. Denn der Blaue Fluß hat zwar unterhalb Tschung-king-fu Stromschnellen und Engen, welche der Schifffahrt lästig fallen, aber immerhin nicht derart sind, daß sie den directen Verkehr von der Meeresküste bis fast an die Grenzen Tibets unmöglich machten.

Einen Theil der bedeutendsten und längsten dieser Engen stellt unser Bild dar; sie liegt wenig unterhalb Kwei-tschau-fu und wurde vom 23. bis 25. Mai durchfahren. Mächtige Felsen von Granit oder Basalt engen den Strom von beiden Seiten ein, so daß seine Breite weniger als 100 Meter beträgt und seine Tiefe bedeutend wächst. Seine Geschwindigkeit ist gering; die Treidelpfade an beiden Ufern hören wegen der Steilheit derselben auf. Aber fast beständig wehende Ostwinde ersetzten zu jener Jahreszeit die Menschenkraft und trieben die Dschunken den Strom hinauf. Bald spiegelt das ruhige Wasser die metallisch glänzenden Felsen wieder; bald schäumen die Wogen wild auf und brechen sich an plötzlich auftauchenden Klippen. Mitunter krönen zierliche Thürmchen die spitzen Kalkfelsen, oder es beleben von Bäumen beschattete Pagoden die wilde, öde Landschaft. Ab und zu fallen heftige Windstöße von den Felsen aufs Wasser und zwingen die Dschunken vor Anker zu gehen. Denn die Strömung ist zu schwach, um gegen conträren Wind vorwärts zu helfen.

Am Abend des 25. Mai erreichten sie den Beginn der großen Ebene von I-tschang, nachdem sie ein ganzes Jahr in den Bergen zugebracht hatten. Jetzt wurde der Fluß so breit, daß sie selbst den widrigen Wind zum Segeln benutzen konnten. Ohne Aufenthalt ging es stromab, bis am 5. Juni der Anker vor Han-kau fiel, demjenigen Orte, bis zu welchem die Schifffahrt auf dem Yang-tse freigegeben ist. Hier empfing sie der französische Consul mit offenen Armen. Obgleich noch mitten in China befindlich, hatten sie doch nun europäische Bequemlichkeit und europäisches Wesen um sich; hier begann die Freude über die glückliche Rückkehr, die Begrüßungen seitens der Landsleute. Ein kleiner, flinker Dampfer nahm die Expedition auf und brachte sie in zwei Tagen nach Schanghai. Am 29. Juni 1868 langte sie in Saïgon, welches sie am 6. Juni 1866 verlassen hatte, wieder an.

Stanley's Erforschung des Victoria Nyanza.

(Nach seinen Briefen im „Daily Telegraph" vom 15. und 18. October und 15. November 1875.)

Mit einer Karte.

Von Henry M. Stanley, der bekanntlich im Auftrage des Londoner „Daily Telegraph" und des „Newyork Herald" in Centralafrika reist, liegen drei Briefe vom Victoria-Nyanza-See (wie er denselben nach der Aussprache der Ein-

geborenen und Araber im Gegensatze zu Speke's „Nyanza" nennt), resp. vom 1. März, 12. bis 14. April und 15. Mai dieses Jahres datirt, vor. Das Schicksal dieser Briefe ist ein romantisches, indem zwei derselben von einem schwarzen Msawabili-Händler mit einer Elfenbeinkarawane vom See durch die gefährliche Wildniß nach Zanzibar befördert wurden, während der Oberst Ernest Linant de Bellefonds von Gordon's ägyptischem Expeditionscorps, den Stanley am Nyanza traf, den dritten übernahm. Auf dem Rückwege wurde er jedoch von den Bari (?) überfallen und mit 36 Begleitern ermordet, und die zerrissenen und blutbefleckten Papiere in das Dickicht geworfen, wo sie erst später von einem Streifzuge Gordon's zufällig gefunden wurden. Als Hauptergebniß der Forschungen Stanley's zeigt sich, daß der Nyanza (mit einer Höhe von 3808 Fuß gegen Speke's Angabe von 3740 Fuß), dessen Ufer er, mit Ausnahme der Südwestecke, in dem mitgenommenen Boote befuhr und genau aufnahm, nicht, wie Livingstone nach den Aussagen Eingeborener berichtete, aus fünf Seen besteht, sondern daß Speke's Behauptung, nach welcher er ein einziges großes Wasserbecken bilde, die allein richtige sei. Ferner entdeckte Stanley den gegen 350 englische Meilen langen Shimeeyu-(Schimiju) Fluß, der, unter 5° 13′ S. entspringend, als größter Zufluß des Nyanza somit die südlichste bekannte Hauptquelle des Nils bildet.

Der erste Brief schildert Stanley's Marsch von Mpwapwa in Usagara, unter $6^1/_2{}^0$ südl. Br. und $36^1/_2{}^0$ östl. L. v. Gr., bis wohin die letzten Nachrichten über ihn reichten (s. „Globus" XXVII, S. 192), nach dem Nyanza. Mit seinen drei europäischen Begleitern und mehreren hundert Negern, von denen die Wanguana (Freie von Zanzibar) militärisch organisirt waren, während die Pagazis (Träger) die Lasten, darunter das aus einander genommene Boot und viele Tauschartikel, trugen, drang er unter vielen Reibereien mit den Eingeborenen durch Nord-Ugogo vor. Heftige Regenstürme machten die Wege unpassirbar, so daß viele seiner Leute aus Krankheit und Ermattung zurückbleiben mußten. Als er am letzten Tage des Jahres 1874 die Westgrenze von Ugogo erreicht hatte, verließ er nach zweitägiger Rast den alten Weg nach Unyanyembe, welchen er schon 1871 und 1872 zurückgelegt hatte, und setzte den Marsch auf gänzlich unbekannten Pfaden über ein fast ebenes, bewaldetes Plateau nach Norden fort. Er fand, daß dasselbe sich 300 engl. Meilen lang von Mnanzu bis zum Nyanza erstreckt und die Landschaften Uyanzi, Unyanyembe, Usukuma, Urimi und Iramba und somit den ganzen Theil Centralafrikas zwischen dem Rufidschi-Thal im Süden und dem Nyanza im Norden umfaßt; die Höhe desselben wechselt zwischen 3800 Fuß im Osten bis zu 4500 Fuß im Westen, und an keiner Stelle ergaben die Aneroiden eine größere Elevation als 5100 Fuß über dem Meere. Die Oberfläche dieses Plateaus ist von den fünfmonatlichen tropischen Regengüssen tief zerrissen und zerklüftet, der dünne, mit losem Sand vermischte Alluvialboden ist fast ganz fortgeschwemmt, so daß überall der harte Steinboden von Granit-, Gneis- und Porphyrfragmenten an der Oberfläche erscheint.

Am dritten Tage desertirten sämmtliche gemietheten Wagogo-Führer, der schmale Pfad verschwand unter einem Labyrinth von Elephanten- und Rhinocerosfährten, und nur mit Hülfe des Compasses drang die Expedition mühsam durch ein Dickicht von Akazien und Rieseneuphorbien vorwärts. Wasser und Lebensmittel gingen aus und am fünften Tage mußte schlechterdings vor Erschöpfung Halt gemacht und zwanzig der stärksten Leute nach dem 29 engl. Meilen nordwestlich gelegenen Suna vorausgeschickt werden, um Nahrung zu kaufen. Auch die Jagd war fruchtlos; nur zwei junge Löwen wurden gefunden. Als letztes Mittel setzte Stanley einen eisernen Koffer mit Wasser übers Feuer, und nahm aus den medicinischen Vorräthen fünf Pfund Hafergrütze und drei Blechbüchsen Revalenta Arabica, woraus er einen Brei kochte, mit dem über 220 Mann gefüttert wurden. Nach 48 Stunden kehrten seine Boten von Suna mit Getreide zurück und an demselben Abend wurde die Grenze des Dschungels erreicht, in dem acht Mann ihr Ende gefunden hatten.

Am nächsten Tage erreichte die Expedition selbst die Landschaft Suna in Urimi, nach einem heißen Marsche über eine breite Ebene. Die dortigen Eingeborenen zeichneten sich durch männliche Schönheit, edle Proportionen und — gänzliche Nacktheit aus; nur die Weiber, welche Kinder trugen, hatten Ziegenfelle um. Dagegen waren alle sehr argwöhnisch und tauschten nur widerwillig ihre Lebensmittel gegen Tuche und Perlen ein. So erschöpft waren Stanley's Leute, daß weitere sechs hier starben, und Ruhr, Diarrhöe, Brust- und Fußkrankheiten sich bei den Uebrigen einstellten. Trotzdem durfte, der zweideutigen Haltung der Eingeborenen wegen, bloß vier Tage gerastet werden; aber nur dadurch, daß sämmtliche Soldaten Lasten zu tragen übernahmen, konnte der Marsch durch das offene und wohlbebaute Urimi fortgesetzt werden. Am 17. Januar wurde Chiwyu (Tschiwju) erreicht und hier starb der junge Engländer Edward Pocock, der schon seit Suna in der Hängematte getragen werden mußte, am Typhus. Die beiden mitgenommenen Pedometer zeigten die vierhundertste Meile seit Verlassen der Küste an; Stanley befand sich jetzt am Fuße der Wasserscheide, von der sämmtliche Bäche nord- und nordwestwärts in den Nyanza, das große Bassin des Weißen Nils, fließen. Noch zwei Tage führte der Marsch durch Urimi; bei Mangara wurde Kaif Halleck, ein alter Begleiter Stanley's auf der Suche nach Livingstone, von den Warimi abgeschnitten und in Stücke gehauen; es war dies die erste feindliche That der Eingeborenen.

Am 21. Januar erreichte die Expedition den Bezirk Iturn in Nord-Urimi und campirte bei dem Dorfe Vinyata, in einem breiten Thale gelegen, mit 2000 bis 3000 Einwohnern, durch das der Leewumbu (Liwumbu) westwärts fließt, welcher sämmtliche kleine Ströme vom Süden aufnimmt, so daß er selbst in der trockenen Zeit gegen 20 Fuß breit bleibt. Die Eingeborenen brachten Milch, Eier und Hühner, der die Stelle eines Königs vertretende Zauberdoctor sogar einen fetten Ochsen, wofür Stanley sie doppelt mit Zeugen und Perlen bezahlte, dabei aber mit Argwohn bemerkte, daß sie seine in der Sonne zum Trocknen geöffneten Waarenballen mit Begierde betrachteten. Am dritten Tage waren alle seine Leute bei ihren verschiedenen Beschäftigungen zerstreut, als plötzlich aus den 200 Weilern und Dörfern des Leewumbu-Thales der Kriegsruf der Waturu: „Hehu, A Hehu!" (die letzten Silben langgedehnt) laut und durchdringend ertönte. Das von nur dünnem Buschwerkgehege umgebene Lager lag zum Glück auf 50 bis 60 Yards weit offenem Terrain; nach Westen erstreckte sich meilenweit eine breite Wildniß, nach Norden, Osten und Süden war das ganze Land von Dörfern und bebauten Feldern mit dazwischenliegendem Buschwerk bedeckt. In kurzer Zeit war das Lager von unzähligen Waturu-Kriegern in vollem Kriegskleide umringt, mit Bogen, Pfeilen und Speeren bewaffnet, auf den Köpfen Federn, Zebra- und Giraffenmähnen. Während Stanley seine Begleiter sammelte, Munition austheilte und durch einen Dolmetscher erfolglos mit den Wilden unterhandeln ließ, erschien einer seiner Leute schwer verwundet im Lager und berichtete, daß sein Begleiter, mit dem zusammen er Holz im Busche gesucht hatte, von einem Dutzend Speere

durchbohrt sei. Zu gleicher Zeit drangen die Waturu vor und sandten einen Pfeilregen in das Lager, worauf augenblicklich 60 mit Snider-Gewehren bewaffnete Wanguana-Soldaten als Tirailleurs vorgingen und mit der ersten Salve die Wilden in die Flucht jagten, während Stanley schleunigst eine hohe Dornenhecke um das Lager und aus den Theilen des Bootes eine letzte Zufluchtsstätte bauen ließ. Auf sein Hornsignal kehrten die Tirailleurs von der Verfolgung zurück, nachdem sie den Feinden einen Verlust von 15 Todten und vielen Verwundeten zugefügt. Am folgenden Morgen jedoch erschienen die Waturu wieder in verstärkter Anzahl, worauf Stanley vier Abtheilungen unter erprobten Führern in verschiedenen Richtungen durch das Thal sandte mit dem Befehl, alles Vieh zu nehmen und sämmtliche Dörfer in Brand zu stecken. Bald verkündeten Rauchwolken in drei Himmelsgegenden bis auf acht Meilen Entfernung den Erfolg dieser Taktik, während die Waturu sich überall zurückzogen. Doch sollte der Sieg nicht billig erkauft werden, denn eine der Abtheilungen, die sich zu weit von den anderen entfernt hatte, wurde von den Wilden umzingelt, und bis auf den mitgegebenen Läufer niedergemacht. Als die Soldaten am Abend, mit Vieh und Getreide beladen, ins Lager zurückkehrten, zeigte die Namensverlesung einen Verlust von 21 Mann, gegen den feindlichen von 35. Auch am dritten Tage wurde die Zerstörung der verrätherischen Ortschaften fortgesetzt und erst am vierten zog die Expedition, mit sechstägigen Provisionen beladen, nordwestwärts aus dem jetzt stillen und rauchenden Thale ab.

Nach drei Tagen wurde die Landschaft Iramba erreicht und zwischen Mgongo Tembo und Mombiti trockenen Fußes die 40 Meilen breite sogenannte Lumamberri-Ebene passirt, die, 3775 (?) Fuß über dem Meere und nur wenige Fuß über dem Nyanza gelegen, während der Masika oder Regenzeit zweifelsohne einen großen Seitenarm des letztern bildet. Nach Durchdringung des westwärts gelegenen Waldes und Dickichts kam Stanley in dem dichtbevölkerten und viehreichen Usukuma an, das sich in einer Reihe wellenförmiger Ebenen, von zerklüfteten Hügelketten durchzogen, vor ihm ausdehnte. Ganz allmälig führte die Neigung durch die Districte Mombiti, Usiha, Mondo, Sengerema und Marya des Reiches Usukuma zum Nyanza hinunter, und am 27. Februar dieses Jahres wurde der See selbst bei dem Dorfe Kagehyi am Südostufer in dem Districte Uchambi und Usukuma erreicht. Als Stanley am Tage nach der Ankunft über seine Leute Musterung hielt, fand er, daß von mehr als 300 Mann, mit denen er die Küste verlassen hatte, nur noch 2 Europäer und 166 Wanguana-Soldaten und Träger vor ihm standen, so daß er in weniger als vier Monaten durch Krankheiten, Ermattung, Hunger, Desertion und Krieg gegen 150 Afrikaner und einen Europäer, also etwa die Hälfte, verloren hatte. Der Marsch von 720 Meilen, zu dem die Araber neun Monate oder ein Jahr gebraucht hätten, wurde in bloß 103 Tagen, mit Einschluß der Aufenthalte, vollendet.

* * *

Die beiden anderen Briefe enthalten Stanley's Schilderung seiner Rundfahrt auf dem Nyanza-See, der ersten eines Europäers, denn Speke und Grant sahen nur kleine Theile seines Ufers. Am 8. März verließ er, nur mit den nöthigsten Instrumenten versehen, in dem zusammengesetzten Segelboote „Lady Alice", mit einer Mannschaft von elf auserlesenen Leuten und einem Führer, sein Lager bei Kagehyi, das er unter der Aufsicht der beiden Weißen ließ. Am Südufer nach Osten entlang fahrend erreichte er bald in der Südostecke des Sees eine ungeheuere Bay, die er Speke-Golf benannte. Derselbe ist 25 Meilen breit und gegen 65 Meilen lang und enthält die Mündung des oben erwähnten Shimeeyu-Flusses, des Hauptzuflusses des Nyanza. Es ist dies derselbe, den Stanley bereits als Leewumbu im Bezirk Iturn traf, und der nach einem Laufe von 170 Meilen in Usukuma den Namen Monangah erhält, um nach weiteren 100 Meilen sich mit dem Lumamberri zu verbinden und dann als Shimeeyu sich in den Speke-Golf zu ergießen. Stanley giebt ihm eine Gesammtlänge von 350 bis 370 Meilen und hält ihn für den südlichsten Quellfluß des Nils. Die eine Meile breite Mündung liegt unter 33° 33′ östl. L. und 2° 35′ südl. Br.; weiter oben verengt er sich bis auf 400 Yards. Auch der Nuana-Fluß ergießt sich durch zwei Mündungen in das 12 Meilen breite, flach und sumpfig auslaufende Ostende des Speke-Golfs, auf dessen Südufer die kleinen, von unabhängigen Häuptlingen regierten Bezirke Sinna und Magu liegen. Auf der Ostseite des Shimeeyu erstrecken sich die rauhen, dünnbevölkerten Hügelketten von Maganza und Manasu, das Paradies der Elephantenjäger, während an der Mündung des Nuana die finsteren und sich abschließenden Bewohner von Wiregedi und die schlanken, mit langen Messern und Speeren bewaffneten Watutwa leben, deren Sprache sich von der der Wajika, ihrer Nachbarn in Manasu, unterscheidet. Auf der Nordseite des Golfs liegen die kahlen Berge und Flächen von Schaschi, von denen nur schmale Streifen am Ufer Gebüsch und Röhricht tragen. Am Westende dagegen erhebt sich die große, an Vieh und Elfenbein reiche Insel Ukerewe, vom Festlande durch die enge Nugeshi-Straße getrennt. Die Wakerewe, unter ihrem Könige Lukongeh, bewohnen noch mehrere andere Inseln, besitzen viele Canoes und sind ein unternehmendes und handeltreibendes Volk. Auf der nördlich von Ukerewe gelegenen, 18 Meilen langen Insel Ukara sind die Eingeborenen der Magie und dem Zauberdienst ergeben. Stanley fuhr nicht durch die Nugeshi-Straße, sondern umsegelte Ukerewe und näherte sich wieder dem Festlande bei dem 3000 Fuß hohen Tafelberge Majita, der, auf allen Seiten von niedrigen, braunen Flächen umgeben, von Speke irrthümlich Mazita-Insel benannt wurde. Von hier an (1° 50′ südl.) erstreckt sich die von tiefen Buchten und Bayen eingekerbte Küste des großen Reiches Ururi bis zu 0° 40′ südl. Br. direct nach Norden. Das in viele Districte zerfallene Reich, deren Namen Stanley auf seiner Karte angiebt, besteht aus großen, flachen Ebenen, auf denen zahlreiche Viehherden weiden. Unter den vielen in den See fallenden Strömen ist der Shirati der bedeutendste.

Nördlich von der tief ins Land einschneidenden Kavirondo-Bay, in die sich der Gori ergießt, erheben sich die über 3000 Fuß hohen Berge des Reiches Ugegeya, des Eldorados der Elfenbein- und Sklavenjäger. Die furchtsamen und argwöhnischen Eingeborenen, die oft von Streifzügen ihrer südlichen Nachbarn, der Waruri, heimgesucht werden, erzählten von der wunderbaren Landschaft Susa, 15 Tagereisen nach Osten, wo niedrige Hügel Rauchwolken und manchmal Feuer ausstoßen. Langsam segelte die „Lady Alice" im Schatten des riesigen Goshi-Berges auf dem Festlande und der eben so hohen Ugingo-Insel zur Linken durch die todtenstille, ruhige Straße, die von den Eingeborenen mit abergläubischer Furcht betrachtet wird. Weiter nördlich landete Stanley an zwei kleinen, von üppiger Vegetation bedeckten Basaltinseln; auf einer derselben, davon Bridge Island benannt, entdeckte er eine natürliche Stein-

brücke von 30 Fuß Breite und 15 Fuß Höhe, während auf der andern eine kleine Höhle als Aufenthaltsort für Fischer diente. Nachdem der Aequator passirt war, wurde unter 34° 49′ östl. L. der östlichste Punkt des Nyanza in der inselreichen und tiefen Nakidimo-Bay erreicht, deren nackte Bewohner beim Anblick des Bootes entflohen. Vor

Maaßstab 1 : 2,800,000.

Der Victoria-Niyanza-See nach Stanley.

dem sich hier ergießenden Ugoweh-Flusse wurde die „Lady Alice“ von mehreren Flußpferden in die Flucht geschlagen, um bei dem Bezirke Mahata, wo Stanley eine dichtere Bevölkerung und größere Dorfgruppen als irgendwo anders fand, mit Mühe einem verrätherischen Angriffe der an Ellbogen und Stirn mit kleinen Landmuscheln geschmückten

Eingeborenen zu entgehen, die mit Speeren, Bogen und Schleudern bewaffnet am Ufer im Hinterhalt lagen.

Das darauf folgende Baringo zeichnet sich wieder durch hohe Hügel, Kegel und Plateaus aus, die nach Osten flach verlaufen. Das ebene, vom Yagama durchflossene Unyara umfaßt die Nordostecke des Nyanza, die, von den großen Inseln Chaga und Usugura eingeschlossen, einen separaten See bildet. Von den friedlichen Eingeborenen, deren Sprache sich gänzlich von der in Usukuma, am Südende, unterscheidet, erhielt Stanley Lebensmittel und Gemüse. Jetzt wandte sich die „Lady Alice" westwärts, um an der Nordküste, an den Ufern des Reiches Usoga, entlang zu fahren. Auch dieses zerfällt in viele Bezirke, zu denen die zahlreichen Inseln am Ufer gehören, unter denen Uvuma die größte ist. In der Nähe derselben wurde das Boot von dreizehn großen Canoes mit über hundert bewaffneten Kriegern umringt, die unter dem Vorwande, süße Bataten umtauschen zu wollen, sich der „Lady Alice" zu bemächtigen suchten, aber durch Stanley's große Elephantenbüchse, die ihnen mehrere Todte und den Canoes vielen Schaden beibrachte, in die Flucht geschlagen wurden. Weiter westlich stellte sich bald eine bemerkbare Strömung nach Norden ein und später lief das Boot in den breiten, Usoga von Uganda trennenden Napoleon-Canal, durch den der Victoria-Nil, der Ausfluß des Nyanza, seinen Weg nach Nordwesten nimmt. Nach Einnahme aller Segel ließ Stanley das Boot bis auf eine halbe Meile oberhalb der schon von Speke gesehenen Ripon-Fälle rudern, deren reißende Stromschnellen sich wildschäumend an den Gneis- und Hämatitfelsen des Flußbettes brachen. Nach Verlassen des Ausflusses führte die Fahrt weiter nach Westen an den unregelmäßigen Ufern des Reiches Uganda entlang. In Ukafu landete Stanley und schickte Boten an den König Mtesa ab, um ihm die Ankunft eines Europäers zu melden. Der in dieser Gegend von Speke gesehene Luajerri-Fluß (in der Kisawahili-Sprache wörtlich: „stilles Wasser") hat keine Existenz; doch fand Stanley in der 12 Meilen breiten und 8 Meilen langen Murchison-Bay (nicht Creek) eine regelmäßige, zwei Stunden lange Fluth und Ebbe während des Morgens. Nach dieser Bay wurde die „Lady Alice" von einer Canoeflotte des Königs geleitet, und am 4. April stieg Stanley, von 2000 Eingeborenen mit Flintensalven und Fahnenschwenken begrüßt, bei Usawara, dem Lager des Königs, ans Land. Katakiro, der Hauptmukungu oder Beamte von Uganda, führte ihn in sein Quartier und brachte ihm 16 Ziegen, 10 Ochsen und viele Früchte und Lebensmittel als Geschenk des Königs.

Am Nachmittage wurde er durch eine 80 Fuß breite und eine halbe Meile lange Straße geführt, die auf beiden Seiten von Trommlern, Pfeifern, Gomaschlägern, Fahnenträgern und Kriegern, über 3000 an der Zahl, eingefaßt war. Am Ende derselben saß der König im Schatten des Audienzhauses auf seinem Throne, einem Armsessel einheimischer Arbeit, im Halbkreise von einem Hundert seiner großen Häuptlinge, Kriegsführer, den Söhnen von Provinzstatthaltern und Höflingen umgeben, sämmtlich in reicher arabischer Tracht, während hinter ihm seine Leibwache von 200 Mann und die königlichen Schild-, Speer- und Gewehrträger standen. Als Stanley sich näherte, stand der König auf, und als beide sich stumm die Hände drückten, erhob sich ein betäubender Lärm von Trommeln, Pfeifen und Gewehrsalven.

Mtesa, König von Uganda, Usoga, Unyoro, Usui und Karagwe, einem Reiche von 360 geographischen Meilen Länge und 50 Meilen Breite, mit 2 Mill. Unterthanen, ist gegen 34 Jahre alt, hoch und schlank, aber breitschulterig, mit großen Augen und einem angenehmen Gesicht voller Intelligenz und Milde, mehr einem Araber von Muskat, als einem Eingeborenen Centralafrikas gleich. Seine Manieren und Geberden sind anmuthig, artig und freundlich, was um so auffallender ist, als Stanley erst der vierte Europäer war, den er sah. Speke und Grant fanden ihn im Jahre 1861 als rohen, eitlen Wilden und Heiden; vor vier oder fünf Jahren aber ist er mit seiner ganzen Umgebung zum Islam übergetreten, kleidet und beträgt sich arabisch und hat alle früheren täglichen Blutbäder von Männern und Weibern und sonstige grausame Strafen abgeschafft. Stanley behauptet, ihm einige Ideen des Christenthums, die zehn Gebote, Vaterunser u. s. w., beigebracht zu haben und fordert in Mtesa's Namen mit genauen Instructionen und den verlockendsten Versprechungen englische Missionäre auf, nach Uganda, als einem lohnenden Arbeitsfelde, zu kommen *).

Der König befand sich mit seinem enormen Gefolge seit vierzehn Tagen in Usuwara auf der Vogeljagd. Am Tage nach Stanley's Ankunft fand eine große Flottenrevue von 84 Canoes mit über 2500 Kriegern statt, die Wettfahrten und ausgezeichnete Manöver ausführten. Am folgenden Tage führte der König selbst die Flotte die Murchison-Bay hinauf, um seinem Gast seine Geschicklichkeit als Vogeljäger zu zeigen; am dritten schossen die Truppen nach der Scheibe und am vierten marschirte der König mit Stanley und allem Gefolge nach Ulagalla, der Kibuga oder Hauptstadt seines Reiches, ab. In der Nähe derselben erweiterte sich der Weg von 20 bis auf 150 Fuß Breite und reichbebautes Land zeigte sich auf allen Seiten. Die königlichen Gebäude, hoch und luftig aus Gras und Rohr gebaut, das Dach von starken Baumstämmen gestützt und im Innern mit Leinwand bekleidet, liegen auf einem Hügel, über dem auf hoher Stange eine große Flagge wehte. Ringsum laufen kreisförmig fünf Reihen Pallisaden mit runden Höfen und eine gegen 200 Fuß breite Straße, von der sechs oder sieben Wege strahlenförmig ausgehen, an denen die Hütten und Gärten liegen; die genaue Lage der Stadt ist unter 32° 49′ 45″ östl. L. und 0° 32′ nördl. Br.

Am vierten Tage nach Stanley's Ankunft in Ulagalla langte der erwähnte ägyptische Oberst de Bellefonds an, um in Gordon's Auftrage einen Handelsvertrag zwischen Mtesa und dem Chedive abzuschließen. Am 17. April verließ Stanley in der „Lady Alice" von zehn großen Canoes des Königs begleitet wieder die Murchison-Bay und setzte seine Umschiffung des Nyanza fort. Bei seinen astronomischen Beobachtungen fand er, daß Speke sich bei fast allen seinen Breitenbestimmungen an der Uganda-Küste um 14 Meilen irrt **). An der Westküste, an der er jetzt nach Süden ent-

*) Dieser lockenden Aufforderung wird die „Church Missionary Society" um so eher folgen, als ihr bereits zu den Kosten dieser Unternehmung von zwei Unbekannten 3000 resp. 5000 Pf. St. zugegangen und von ihr acceptirt worden sind.

**) Gegen diese wie manche andere Behauptungen und Angaben Stanley's, namentlich gegen die durch Hörensagen beeinflußten, erklärt sich Richard Burton (Geographical Magazine, Novembre 1875, p. 354 und Athenäum Nr. 2509 S. 712) sehr entschieden. Lieutenant Cameron hat nämlich eine Anzahl von Speke's Breitenbestimmungen an Ort und Stelle geprüft und den Fehler fast niemals größer als eine englische Meile gefunden. Auch daß Stanley in 58 Tagen über 1000 Meilen Seeküste aufgenommen haben will, erregt ihm Bedenken. So weit also Speke 1858 und Speke und Grant 1861 die Süd- und Nordküste des Sees mittelst guter astronomischer Beobachtungen niedergelegt haben, muß sie nach Burton's Ansicht auf unseren Karten in alter unveränderter Form festgehalten werden.

Als weiterer Grund zu Zweifeln kommt hinzu, daß die in dem dritten Briefe (erst am 15. November publicirt) enthaltenen astronomischen Bestimmungen Stanley's häufig mit seiner Karte nicht stimmen. Trotzdem geben wir dieselbe, so wie sie uns vorliegt, ohne sie an die früheren Routen und Kartenskizzen eines Speke, Grant, Baker oder Long anzuschließen und anzupassen, was mit genügender

lang fuhr, erreichte er unter 0° 16′ nördl. Br. die Mündung des bedeutenden Katongo-Flusses, wo ihn die zehn Canoes der Waganda verließen, um nach der 12 Meilen vom Festlande entfernten Insel Sasse, der größten des Sees, hinüberzufahren. Acht Meilen weiter südlich fand er den Amionge-Fluß, aber bei weitem der größte der Westküste ist der Kagerah, der in Karagwe Kitangule heißt und 40′ südlich vom Aequator mündet. Bis an sein Nordufer reicht Ugunge, südlich fängt Usongora an.

An diesem Punkte angelangt schließen Stanley's Berichte plötzlich, denn die Karawane Singoro's, der dieselben befördern sollte, befand sich bereits unterwegs. Nach einigen nur angedeuteten schlimmen Abenteuern, über die uns die Namen auf der Karte „Schlacht-Bucht" und „Zufluchts-Insel" keine nähere Aufklärung geben, scheint er mit Auslassung der Südwestecke des Sees mit seinem Boote quer über den breiten Niyanza gesegelt und am 5. Mai in schlechtem Zustande wieder in seinem Lager bei Kagehyi angelangt zu sein. Hier fand er, daß Frederick Barker zwölf Tage vorher am Fieber gestorben war und ihm somit nur noch ein einziger weißer Begleiter, Francis Pocock, der Bruder des in Chiwyu begrabenen Edward, blieb. Auch die Expedition war der Auflösung nahe, denn die Nachricht des Kampfes mit den Canoes der Wawuma war als Gerücht des völligen Untergangs ihres Führers zu ihnen gedrungen.

Während seiner 58tägigen Rundfahrt um den See legte Stanley über 1000 Meilen in der „Lady Alice" zurück; die größte von ihm gefundene Tiefe ist 275 Fuß, doch hatte er noch nicht die Mitte des Sees sondirt; täglich nahm er zwei Observationen mit dem Seehorizont — zwischen seinem Lager und Mtesa's Hauptstadt allein 37 —, nach welchen sowie mit den an der Westküste genommenen er die erste zuverlässige Karte des Niyanzasees, freilich ohne die Südwestecke, entworfen hat.

Als unmittelbar vor ihm liegende Arbeit giebt er vor Allem die Vollendung der Seeaufnahme an, um dann, nach einem zweiten Besuche bei Mtesa, direct westwärts nach dem Albert Niyanza zu marschiren, um uns auch über diesen und dann den Tanganyika endgültigen Aufschluß zu geben. Mit Ungeduld sehen wir den weiteren Briefen des kühnen Reisenden entgegen und wünschen von Herzen, daß es ihm vergönnt sein möge, sein großes Werk zu Ende zu führen.

Franz Birgham.

Sicherheit erst geschehen kann, wenn Stanley's einzelne Beobachtungselemente vorliegen. Nur sind nach seinen Berichten der Kartenskizze einige Namen mehr als sie ursprünglich enthielt, eingeschrieben worden.

Die Mongolen.

Von **Albin Kohn.**

III.

In Bezug auf Religion gehört der Mongole dem Buddhismus an, der seit unvordenklichen Zeiten (wohl von Tibet aus) zu ihm importirt wurde. Doch herrscht neben dem Buddhacultе auch viel Schamaismus, der ja bekanntlich in Asien, besonders im Norden, weit verbreitet ist. Der Buddhismus, dessen höchstes Ideal faule Beschaulichkeit ist, paßt ganz zum Grundcharakter des Mongolen und hat einen furchtbaren Ascetismus erzeugt, welcher den Nomaden von jedem Fortschritte fernhält und ihn anreizt, in nebulösen und abstracten Ideen über die Gottheit und das Leben im Jenseits das Ziel des menschlichen Daseins zu suchen. Diese Grundsätze des Buddhismus sind von schlauen Priestern als christliche Satzungen nach Europa verpflanzt und ihre Ausübung zu einem Gott wohlgefälligen Thun gestempelt worden.

Wie die römische Kirche hat auch die des Buddha eine auserwählte Sprache, in welcher die Correspondenz mit der Gottheit stattfindet; es ist dies die tibetanische, in welcher in der Mongolei der Gottesdienst abgehalten wird, trotzdem sie häufig selbst die Lamas nicht verstehen. Auch die „heiligen Bücher" sind in tibetanischer Sprache verfaßt; viele sind jedoch ins Mongolische übersetzt; doch dürften noch manche in der Ursprache vorhanden sein, da sich die Zahl der Bände des „Hantschur", des wichtigsten religiösen Buches, auf 108 beläuft. Diese Masse von Bänden eines einzigen Werkes scheint jedoch eine Art Encyklopädie zu sein, denn sie enthält nicht allein religiöse Abhandlungen, sondern auch historische, mathematische, astronomische u. s. w. In den Tempeln wird gewöhnlich dreimal täglich Andacht gehalten, und zwar Morgens, Mittags und Abends. Zur Andacht werden die Gläubigen durch Trompetenschall, der mittelst einer großen Meeresmuschel hervorgebracht wird, eingeladen. Wenn sich Zuschauer und Acteure, Gläubige und Lamas im Tempel versammelt haben, setzen sich die letzteren auf den Fußboden oder auf Bänke und singen psalmodirend Gebete aus den heiligen Büchern. Von Zeit zu Zeit wird dieser monotone Gesang durch einen lauten Ruf des ältern Lamas, den alle Anwesenden wiederholen, unterbrochen. Hierauf wird in bestimmten Momenten getrommelt oder es werden Metallteller an einander geschlagen, was den allgemeinen Lärm vergrößert. Eine solche Andacht dauert häufig mehrere Stunden. Bei feierlicheren Gelegenheiten erscheint der „Kutuchta", der Oberlama, der immer, wie ein katholischer Bischof, auf einem Throne sitzt und sich wie dieser von den unteren Lamas beräuchern läßt. Wenn er in seinem Oberpriesterstaate dasitzt, wendet er sein heiliges Antlitz den Heiligenbildern zu, die er inbrünstig betrachtet. Daß die frommen Männer selbst nicht wissen, was sie von ihrem Gotte wollen, dafür ist der beste Beweis das kurze Gebet: „Om mani padme hum," das keiner von ihnen Herrn Prschewalski zu übersetzen vermochte. Und trotzdem soll es, nach den Versicherungen der Lamas, der Inbegriff aller buddhistischen Weisheit sein und ist die Inschrift aller Tempel *).

Außer den gewöhnlichen Tempeln sind noch in den Jurten, besonders wenn sie in größerer Entfernung von jenen erbaut sind, „Dugunen", d. h. Altäre, errichtet, vor denen die Gläubigen die vorgeschriebenen Gebete verrichten. Man findet aber auch auf Höhen und Gebirgszügen große Steinhaufen, „Obo", welche zu Ehren des Berggeistes — der unserm schlesischen Rübezahl verwandt zu sein scheint — aufgeschüttet sind. Jeder vorübergehende Mongole hält es für seine heilige Pflicht, diesen Obo durch Hinzufügen eines

*) Vergl. darüber „Globus" XXVII, S. 185.

Steines zu vergrößern und außerdem dem Geiste auch noch sonst ein Opfer, sei es ein Läppchen oder ein wenig Kameelhaare, zu bringen. Bei größeren Obos werden von den Lamas im Sommer Andachten verrichtet und das Volk versammelt sich zu denselben, wie das katholische zu den Abläßen.

Das Haupt der buddhistischen Hierarchie ist bekanntlich der Dalai Lama (wörtlich „Oceanpriester"), der in Lhassa in Tibet seine Residenz hat und thatsächlicher Souverän dieses Landes ist, trotzdem er dem Bogdo-Chan in Peking alle drei Jahre einen kleinen Tribut zahlt. Dieser muß übrigens, wie die Fürsten Europas während des Mittelalters dem Papst, seinen geistlichen Vasallen in guter Laune zu erhalten suchen, denn ein Wort von ihm würde hinreichen, sämmtliche Nomaden zu bewaffnen und aufs Blumenreich der Mitte zu stürzen, das kaum im Stande wäre, den fanatischen Nomaden, welche zwischen dem Himalaya und der sibirischen Grenze wohnen, Widerstand zu leisten. Die Stimme des Dalai Lama ist Gottes Stimme; auch er ist unfehlbar, ja er ist sogar unsterblich.

Ihm gleich an Heiligkeit, wenn auch nicht an politischer Bedeutung, ist der „Ban-tsin-erdeni" und diesem folgt der „Kutuchta" in Urga, welchem dann die Kutuchten oder Higenen in den verschiedenen Tempeln der Mongolei und in Peking folgen. Alle diese Herren sterben nicht; alle sind irdische Incarnationen irgend eines Heiligen, und sie wechseln bloß den Körper, wie andere Sterbliche einen abgetragenen Rock wechseln und mit einem neuen vertauschen. Ihre Seelen suchen, wenn sie den schwach gewordenen Körper verlassen, einen jüngern, fahren in diesen hinein, die Lamas finden ihn dann gewiß wieder und führen ihn in seine Gemächer zurück. Natürlich giebt der junge Dalai Lama, der erneuerte Ban-tsin-erdeni und Kutuchta, sich den ihn ängstlich suchenden Lamas dadurch zu erkennen, daß er irgend etwas thut, was er schon früher gethan hat. Die Ungläubigen sagen, daß die Intriguen des Pekinger Hofes bei diesem Auffinden die größte Rolle spielen und daß in Folge dessen immer der junge Hohepriester in Familien, welche keine Bedeutung und keinen Einfluß besitzen, gesucht und gefunden wird.

Der Einfluß der gesammten Priesterschaft auf die rohen Nomaden ist grenzenlos. Ihn anzubeten, seinen Segen zu erhalten, ja nur den Zipfel seines Rockes zu berühren ist das größte Glück, dessen man — jedoch nur für schweres Geld — theilhaftig werden kann. Deshalb auch sind die Tempel in der Mongolei, besonders aber die größeren, ungeheuer reich, denn zu ihnen strömen fromme Pilger aus allen Gegenden der Mongolei, und mit leeren Händen darf keiner kommen. Der Hauptstrom der Pilger geht natürlich jedoch nach Lhassa; sie kommen, trotz ungeheuerer Schwierigkeiten, die sie zu überwinden haben, in großen Karawanen, denn es ist nicht nur ein Glück, sondern auch ein besonderes Verdienst, nach dem tibetanischen Rom zu kommen. Der Aufstand der Dunganen hat während eines Zeitraumes von elf Jahren diese Pilgerfahrten unterbrochen, sie haben sich aber gleich nach seiner Unterdrückung wieder erneuert. Prschewalski macht eine interessante Bemerkung über die Frömmigkeit der Pilger. Indem er nämlich die Pilgerfahrten beschreibt und mittheilt, daß sich auch Frauen an diesen Wallfahrten betheiligen, sagt er, daß diese im Allgemeinen weniger Frömmigkeit heucheln als die Männer. Es herrscht also dort, im Vergleiche mit dem, was bei uns vorgeht, das umgekehrte Verhältniß, da es bei uns immer mehr Betschwestern als Betbrüder giebt. Dieses kommt wahrscheinlich daher, daß die Frauen in der Mongolei die ganze Hauswirthschaft zu versehen und deshalb wenig Zeit haben, sich mit religiösen Fragen zu befassen. In den an China grenzenden Gegenden der Mongolei ist jedoch die Frömmigkeit weit geringer als im Innern der Wüste.

Die Zahl der „Chuwaraks" oder Lamas, d. h. der Geistlichen, ist sehr bedeutend. Prschewalski glaubt, daß mindestens ein Drittel, wenn nicht die Hälfte sämmtlicher männlicher Mongolen diesem Stande angehören, der keine Abgaben zahlt und keine Pflichten, aber ungeheure Rechte hat. Es ist gar nicht schwer, Lama zu werden. Die Eltern bestimmen ihren Sohn in früher Jugend für diesen Lebensberuf, vollziehen an ihm die Tonsur, indem sie ihm den ganzen Kopf rasiren und ihn von nun ab roth oder gelb kleiden. Dieses ist das äußere Zeichen der hohen Bestimmung ihres Sohnes, welcher dann in einen Tempel gegeben wird, wo ihn alte Lamas in der buddhistischen Theologie unterrichten. Bei einigen Tempeln ersten Ranges, wie in Urga und Gumbum, sind besondere Schulen, gleichsam Seminarien, welche Facultäten nachahmen, errichtet. Nach Beendigung der Studien auf einer solchen Hochschule wird der junge Mann etatsmäßiger Lama bei irgend einem Tempel oder — Arzt.

Um zu höheren Würden zu gelangen hat der Lama ein bestimmtes Examen in der Lehre Buddha's zu bestehen und sich den strengen Mönchsregeln zu unterwerfen. Die Lamas sind in vier Rangstufen getheilt, welche: Kamba, Gelun, Gezull und Bandi heißen und sich durch gewisse Abzeichen in der Kleidung unterscheiden, auch besondere Functionen während des Gottesdienstes verrichten. Der höchste Rang ist der des Kamba oder Kjanba. Er wird direct vom Kutuchta geweiht und kann selbst die Lamas niedern Ranges weihen; er hat somit Bischofsrechte. Doch auch der Kutuchta muß alle, auch die niederen Weihen, empfangen, aber er steigt weit schneller hinauf als andere Sterbliche.

Außer den Personen, welche gewisse Pflichten im Tempel und dem mit ihm verbundenen Kloster zu erfüllen haben, leben in ihm noch viele (oft hundert, ja tausend) Lamas, die nichts zu thun haben, als zu beten. Sie werden ausschließlich von den Opfern der Gläubigen unterhalten. Aber es giebt auch Lamas, welche nur von ihren Eltern die oben beschriebene Weihe erhalten haben, in keiner Schule gewesen sind und weder schreiben noch lesen können. Sie tragen ihr rothes Habit, werden „Lama" titulirt und dieser Titel giebt ihnen ein Recht auf die Achtung.

Alle Lamas sind zur Ehelosigkeit verpflichtet. Diese anormale Einrichtung führt zur Immoralität, die auch unter den verschiedensten Formen in der Mongolei in voller Blüthe ist.

Um die Aehnlichkeit des Buddhismus mit dem Katholicismus zu vollenden, hat er auch Nonnen, unter welche Frauenspersonen in einem bestimmten Alter aufgenommen werden. Sie erhalten die Weihe, rasiren sich den Kopf und müssen sich verpflichten, ein sehr strenges Leben zu führen. Wie die Lamas können auch sie gelbe Kleider tragen. Solche Nonnen, welche „Schabganzsa" heißen und ziemlich häufig getroffen werden, werden unter den alten Wittwen recrutirt.

Die Lamas sind eine wahre Pest für die Mongolei, da sie wie wahre Parasiten auf Kosten der übrigen Bevölkerung leben und durch ihren Einfluß das Volk verhindern, aus der tiefen Unwissenheit, in der es lebt, herauszukommen. Obgleich aber die religiöse Ueberzeugung bei den Mongolen so tiefe Wurzeln geschlagen hat, so hat sie doch nicht vermocht, die Entwickelung des Aberglaubens zu verhindern. Der Mongole träumt auf Schritt und Tritt von verschiedenen Teufeln und Hexengeschichten. In jeder ungünstigen Naturerscheinung sieht er die Thätigkeit eines bösen Geistes, in jeder Krankheit seine Wirksamkeit. Das tägliche Leben des armen Nomaden ist eine Reihe von abergläubischen Gebräuchen. So z. B. behauptet er, daß man während eines be-

wölkten Himmels und nach Sonnenuntergang weder Milch verkaufen noch auch verschenken darf, sonst entsteht Viehsterben. Dasselbe Unglück soll sich ereignen, wenn sich Jemand auf die Schwelle der Jurte setzt. Es ist Sünde, während des Essens auf den Hacken zu sitzen; in Folge dessen betrifft einen gewiß ein Unfall während der Reise. Vor der Reise über diese zu sprechen ist nicht erlaubt, denn eine Folge hiervon ist Thauwetter oder Schneewehen. Auch der Name des Vaters und der Mutter darf nicht genannt werden — es ist dies eine schwere Sünde. Nach der Heilung eines Stückes Vieh darf während dreier Tage nichts geschenkt oder verkauft werden.

Doch diese und andere Vorurtheile bilden nur einen geringen Theil des unter den Mongolen herrschenden Aberglaubens; man muß sich selbst überzeugen, wie weit unter ihnen das Wahrsagen und Zaubern verbreitet ist. In dieser Kunst üben sich nicht bloß die Schamanen und Lamas, sondern sehr häufig auch gewöhnliche Sterbliche, mit Ausnahme der Frauen. Das Wahrsagen geschieht gewöhnlich mit Hülfe lamaitischer und chinesischer Rechenknechte und werden dabei natürlich verschiedene Beschwörungsformeln nicht gespart. Wenn sich dem Mongolen ein Stück Vieh verirrt, wenn er seine Pfeife verloren hat, so eilt er auch gleich zum Wahrsager, um zu erfahren, wo er das verirrte Stück Vieh, die verlorene Pfeife suchen soll. Wenn der Nomade eine Reise antreten soll, so läßt er sich gewiß vorher wahrsagen, und wenn Dürre eingetreten ist, so beruft der ganze „Choschun“ (Kreis) den Schaman und giebt ihm schweres Geld, auf daß er nur ja den Himmel zwinge, die nöthige Feuchtigkeit auf die Erde zu werfen. Wenn der Mongole plötzlich krank wird, so sucht er gewiß keinen Arzt auf; er ruft einen Lama, der die Teufel durch Lesen von Gebeten aus dem sündigen Leibe vertreiben soll.

Hunderte von Malen überzeugt sich der Nomade, daß er arg betrogen und belogen worden ist, und dennoch wird hierdurch sein kindischer Glaube nicht wankend. Wenn es dem Betrüger nur einmal gelingt, das Richtige, oder etwas, das als richtig gedeutet werden kann, zu treffen, so vergißt man alle seine Irrthümer und falschen Vorhersagungen und sein Ruhm erklingt von einem Ende der Wüste zum andern. Daß übrigens die Wahrsager ihre Prophezeiungen geschickt einzurichten, auch den Befrager vorher über alles, was ihnen zu wissen nothwendig ist, auszuhorchen verstehen, liegt in der Natur der Sache. Uebrigens lügen diese Leutchen sich so in ihre Macht, Größe und Wissenschaft hinein, daß sie selbst innigst an ihre übernatürliche Kraft und Wissenschaft glauben.

Ein Begräbniß der Leiche des verstorbenen Mongolen findet nicht statt; sie wird aus der Jurte geworfen den wilden Vierfüßern und Raubvögeln zu willkommener Nahrung *). Die Lamas geben nur für Bezahlung die Himmelsgegend an, in welche der Kopf zu liegen kommen soll. Nur die Leichen der Fürsten und wichtigeren Lamas werden begraben oder verbrannt. Im ersten Falle wird auf dem Grabe ein Steinhügel errichtet. Für die Seelenruhe des Verstorbenen werden 40 Tage lang für eine bestimmte Bezahlung Gebete verrichtet. Der Arme, der diese Gebete nicht bezahlen kann, geht natürlich der aus ihnen resultirenden himmlischen Freuden und Gnaden verlustig. Für die Fürsten, deren Hinterbliebene reiche Geschenke an verschiedene Tempel senden, werden dort zwei oder drei Jahre lang Andachten, welche unseren Seelenmessen entsprechen, abgehalten.

Der von Charakter gute wenn auch aus Religiosität leicht- und abergläubische Mongole wird zum wilden Thiere, wenn er seinen Leidenschaften den Zügel schießen läßt. Dieses bewies das Verfahren der Mongolen mit den gefangenen Dunganen. Derselbe Mongole, der noch gestern fürchtete ein Lamm zu schlachten, weil er es für eine schwere Sünde betrachtet, schnitt heute einigen Dunganen mit der größten Ruhe die Köpfe ab, wenn sie in seine Hände fielen, und schonte weder Alter noch Geschlecht.

Der Buddhismus lehrt bekanntlich die höchsten moralischen Grundsätze, trotzdem hat er aus dem Mongolen eben so wenig einen Menschen gemacht, wie dieses andere sogenannte geoffenbarte Religionen gethan haben. Es ist bis jetzt keiner gelungen, das Thier aus dem Menschen zu vertreiben, weil ihnen die Form über das Wesen geht. Nur der wahren Civilisation gelingt es, überall den Menschen zum Menschen zu machen, und diese ist nicht von Offenbarungen abhängig. Nicht mit dem Kreuze und Weihwedel, nicht mit Erzählungen über Wunder, welche sich im Himmel und auf Erden ereignet haben sollen, wird der Mongole der Menschheit einverleibt, ihm Liebe zur Reinlichkeit, Mäßigkeit, zum Fleiße und zur Menschlichkeit beigebracht werden; er muß in eine neue materielle, intellectuelle und moralische Welt versetzt werden, und dann wird es nicht erst dieses oder jenes Gebetes, in einer bestimmten Anzahl hergeleiert, bedürfen, um ihn auf die Stufe zu erheben, auf der allein ein menschenwürdiges Dasein möglich ist. Ihn aus der Apathie, in der er dahinschwindet, herauszureißen, dazu bedarf es eines mächtigern Hebels, als irgend einer Glaubensformel, die alle als Hauptgrundsatz die Gefangennahme des Geistes, die Vernichtung des freien Denkens aufstellen.

Den Schluß des Capitels des Herrn Prschewalski über die Mongolen bildet eine kurze historische und politische Skizze, der ich Folgendes entnehme.

Die Mongolei wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von China unterworfen, dessen Regierung dem Lande eine geregelte Verwaltung gegeben hat. Die innere Verwaltung ist den eingeborenen Fürsten überlassen, über welche jedoch von Peking aus eine strenge Aufsicht geübt wird. Im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten werden alle die Mongolei betreffenden Sachen entschieden; dem Bogdo-Chan werden die wichtigsten zur Entscheidung vorgelegt. In administrativer Beziehung ist die Mongolei in Fürstenthümer, „Aimakam“, und diese in Kreise, „Choschun“ (wörtlich „Feldzeichen“), getheilt. Sowohl die Aimakams wie auch die Choschuns werden von erblichen Fürsten regiert, welche Vasallen des Bogdo-Chans sind. Sie haben kein Recht, mit irgend einer auswärtigen Regierung Verbindungen anzuknüpfen.

Die Gehülfen der Fürsten sind die „Tozolaktschys“, deren Titel ebenfalls erblich ist. Ihre Zahl ist verschieden; sie beläuft sich auf einen bis vier in jedem Kreise. Der Fürst des Choschun ist zugleich Commandirender der Truppen seines Kreises, wozu er wiederum zwei Gehülfen, „Meyrentschangin“, hat. Nach ihnen folgen die Regimentscommandeure (Tschalan-tschangin), die Escadronchefs (Somun-tschangin) u. s. w. Der Commandeur der bewaffneten Macht eines Aimakam ist der „Dzjan-dzjun“, immer ein mongolischer Fürst. Die Fürsten eines Choschun sind verpflichtet, sich alljährlich zu einer Art Landtagsversammlung einzufinden, zu deren Vorsitzenden einer der Fürsten gewählt wird, den der chinesische Kaiser bestätigt. Diese Landtagsversammlungen, die sich nur mit inneren Angelegenheiten zu befassen haben, stehen unter der Aufsicht eines Gouverneurs der chinesischen Grenzprovinzen. Manche Gegenden der Mongolei haben indeß schon eine ganz chinesische Verwaltung erhalten.

*) Ebenso schleifen die Kalmücken zwischen Wolga und Don ihre Todten am Lasso in die Steppe und überlassen sie dort den Raubthieren. Siehe Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. 1875, S. 82.

Die mongolischen Fürsten sind in sechs Rangstufen getheilt. Den Titel erbt nur der älteste legitime Sohn nach zurückgelegtem neunzehnten Lebensjahre. Trotzdem die Würde erblich ist und die meisten Fürsten von Dschengis-Chan abzustammen behaupten, unterliegen sie der Bestätigung des chinesischen Kaisers. Im Falle keine ehelichen Kinder vorhanden sind, kann der Fürst seinen Titel einem seiner außerehelichen Söhne oder einem Verwandten übertragen, wozu jedoch ebenfalls die Bewilligung des Kaisers nothwendig ist. Die übrigen Kinder eines Fürsten werden als gewöhnliche Edelleute betrachtet. Hierdurch wird einer Vermehrung der Fürsten (ihre Zahl beträgt ohnedies zweihundert) vorgebeugt. Dagegen vermehrt sich die Zahl der Edelleute mit jedem Jahre.

Politische Bedeutung haben die Fürsten nicht; sie sind der Pekinger Oberbehörde untergeordnet und beziehen ihren Gehalt vom Bogdo-Chan, von dem auch ihre Rangerhöhung abhängt. Um diese Herren auch durch Familienbande an China zu knüpfen werden ihnen häufig chinesische Prinzessinnen zur Ehe gegeben. Alle drei oder vier Jahre muß jeder Fürst in Peking erscheinen, um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu beweisen. Bei dieser Gelegenheit überreicht er ihm in der Form eines Geschenkes seinen Tribut, der gewöhnlich in Kameelen und Pferden besteht. Hierfür erhält er Gegengeschenke, welche in Silber, Seide, Kleidung u. s. w. bestehen und immer weit mehr werth sind als die mitgebrachten. Im Allgemeinen muß China alljährlich zur Verwaltung der Mongolei bedeutende Summen zuzahlen, doch wird hierdurch die Westgrenze des eigentlichen Chinas vor den Einfällen der unruhigen Nomaden geschützt.

Die Bewohnerzahl der Mongolei wird auf zwei bis drei Millionen geschätzt. Jedenfalls ist sie in keinem Verhältnisse zum Flächenraume, den das Land einnimmt. Die nomadische Lebensweise, die Ehelosigkeit der großen Anzahl von Lamas, das ausschweifende Leben und die aus ihm resultirenden geheimen Krankheiten, sowie Typhus und Pocken, welche sehr häufig unter den Mongolen grassiren, sind hinreichende Ursachen einer sehr langsamen Vermehrung der Bewohner.

Das ganze Volk ist in vier Stände getheilt; sie heißen Fürsten, Edelleute (Tajci), Geistlichkeit und Volk. Die drei ersten Stände haben viele Rechte; der vierte Stand ist eine Art halbfreier militärischer Bevölkerung, welche Gemeinde- und Militärpflichten zu erfüllen hat. Die mongolischen Gesetze sind von der Regierung in Peking zusammengefaßt und geordnet worden. Nach diesem Gesetzbuche müssen sich alle Fürsten richten. Nicht sonderlich wichtige Angelegenheiten werden nach althergebrachtem Brauche entschieden. Der mongolische Codex kennt Geldstrafen, Verbannung und Todesstrafe. Fürs gewöhnliche Volk ist außerdem durch Prügelstrafe gesorgt, welche auch über degradirte Adelige und Beamte verhängt wird. Abgaben werden vom Volke an die Fürsten gezahlt und sie bestehen ausschließlich in Vieh. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei der Durchreise des Fürsten, bei der Verheirathung eines seiner Kinder u. s. w., werden noch außerordentliche Sammlungen veranstaltet. Die Geistlichkeit zahlt keine Abgaben und China erhält von den Einkünften überhaupt nichts. Die bewaffnete Macht der Mongolei besteht ausschließlich aus Cavallerie; 150 Familien bilden eine Schwadron und jedes Familienglied ist vom achtzehnten bis sechszigsten Jahre dienstpflichtig, jedoch wird immer von drei männlichen Gliedern der Familie eins vom Militärdienste befreit. Jeder Krieger muß sich auf eigene Kosten ausrüsten, erhält jedoch die Waffen, welche in langen Lanzen, Säbeln, Bogen und Luntenflinten bestehen, vom Staate. Im Ganzen muß die Mongolei 284,000 Mann stellen. Die Fürsten und ihre Gehülfen sollen häufig Revisionen anstellen; diese führen jedoch zu nichts, da sie durch Bestechungen abgemacht werden. Der faule Mongole besticht lieber den Beamten, als daß er zum Dienste geht. Dieses ist der chinesischen Regierung theilweise sehr angenehm, da, wie die Erfahrung lehrt, in Folge dieser Umgehung des Militärdienstes der kriegerische Geist der Nomaden vollkommen schwindet und sie also dem himmlischen Reiche immer weniger gefährlich werden.

Die prähistorischen Alterthümer des nordischen Museums in Kopenhagen.

Von **Dr. Hassenkamp.**

II. Die Eisenzeit.

Die Verarbeitung des Eisens scheint den Dänen erst dann bekannt geworden zu sein, als die Handelsverbindungen mit dem Süden lebhafter geworden waren, und wir sind so glücklich, die Zeit, in welcher das Eisen allgemein zur Anwendung kam, ungefähr bestimmen zu können; denn während in den Gräbern, welche nur Bronzegeräthe aufweisen, sich keine Spur von römischer Cultur zeigt, treten bei den Funden der Eisenzeit oft römische Statuetten, Gefäße und namentlich Münzen auf, und da die ältesten in dänischen Gräbern gefundenen römischen Silberdenare dem Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehören, so dürfen wir mit Recht vermuthen, daß um diese Zeit das Eisen schon allgemeine Verwendung gefunden hatte.

Da benutzte man das Eisen zunächst zu Schwertern, die sich auch in der Form von den Schwertern der Bronzezeit bedeutend unterscheiden. Denn im Gegensatze zu den kurzen Bronzeschwertern sind die der Eisenzeit lang und breit, bald einschneidig, bald zweischneidig und in der spätern Eisenzeit oft damascirt, während die Griffe meist aus Holz, oft aber auch aus Silber hergestellt waren. Ebenso haben sich zahlreiche eiserne Lanzenspitzen gefunden, und zwar sind selbst die Holzschäfte dieser Lanzen bisweilen noch erhalten, so namentlich in dem Funde zu Kragehul-Moor auf Fühnen, wo die Holzschäfte eine eigenthümliche, aus in einander geflochtenen Schlangen bestehende Verzierung aufweisen. Ferner fand man mehrfache Helme, Sporen, Schildbuckel, Messer, Aexte, Meißel, Sägen und ähnliche Gegenstände aus demselben Metall.

Die Bronze wurde selbstverständlich immer noch nebenbei benutzt und namentlich bei allen den Gegenständen, wo es auf eine feine Ornamentik und größere Zierlichkeit ankam. So sind die Fibeln und Nadeln aus Bronze hergestellt, ebenso die Ringe und Halsbergen; mehrfache Beschläge zu Trinkhörnern hat man aus demselben Metalle gefun-

den; endlich hat das nordische Museum eine Reihe von solchen Bronzegefäßen, die schon aus der Eisenzeit herrühren und oft durch schöne Ornamentik ausgezeichnet sind.

Aber nicht allein durch das Auftreten des Eisens unterscheidet sich diese Periode von der vorigen; noch andere Stoffe sind zu erwähnen, die damals zuerst in Dänemark verwandt wurden. So wird das Silber zuerst während der Eisenzeit in Dänemark verarbeitet und es ist dies um so merkwürdiger, weil die drei unter sich am meisten verwandten (?) Nationen, die Letten, Slaven und Germanen, im Namen des Silbers (littauisch sidábras, altpreußisch scraplas, slavisch srebro und gothisch silubr) übereinstimmen und man daher vermuthen sollte, daß in jener Zeit, als Letten, Slaven und Germanen ein Volk bildeten, das Silber schon bekannt gewesen sei. Wir sehen bei der Erwähnung von Silbergeräthen von denjenigen ab, welche deutlich einen fremden Ursprung zeigen, und führen nur das auf, was auf einen einheimischen Kunstbetrieb hinweist. Da nennen wir zunächst zwei Becher aus Silber, die zu Himlingöie gefunden sind und deutlich einen barbarischen Ursprung verrathen. Sie sind 5 Zoll hoch und mit breiten Bändern versehen, die im Feuer vergoldet sind; verziert sind sie mit getriebenen Figuren, die sowohl Thiere als menschliche Köpfe darstellen, aber nur die rohen Anfänge der Kunst repräsentiren. Außerdem sieht man mehrfache Silberbeschläge, Ringe und namentlich einen interessanten Silberhelm, der aus einer Gesichtsmaske und einem Kopfstücke besteht und im Moore Thorsbjerg in Angeln gefunden wurde. Jedoch ist es immerhin möglich, daß dieser Helm gleichfalls durch den Handelsverkehr nach dem Norden kam.

Auch das Glas erscheint erst während der Eisenzeit in den dänischen Funden, und zwar scheint dieser Stoff zum größten Theile nicht in Dänemark verfertigt, sondern durch den Handel in das Land gekommen zu sein. Ein Theil scheint indessen im Land selbst fabricirt zu sein, wenn auch fremdartige Muster vorschwebten. So ist es namentlich bei einem zu Himlingöie gefundenen gläsernen Horne und bei einem ebendaselbst entdeckten Pocale wahrscheinlich, daß beide im Lande selbst verfertigt wurden.

Ueberhaupt zeigt sich in der Eisenzeit eine bedeutend höhere Cultur, wie in der vorhergehenden Periode. Schon damals hatte man wohlgebaute und vollständig ausgerüstete Ruderboote; so besitzt das nordische Museum das Modell eines derartigen Bootes, das im Nydam-Moore in Schleswig ausgegraben wurde; in diesem Canoe befand sich neben dem nöthigen Schiffsgeräthe noch eine Anzahl von Waffen, Lanzen, Schwertern, Holzbogen, ein Holzköcher und eine Reihe von römischen Silbermünzen, deren späteste aus dem Jahre 217 stammt, so daß wir hieraus die Zeit ungefähr bestimmen können.

Interessant sind auch die vielfachen Pferdegeschirre und Wagengeräthe, die man aus dieser Periode in Dänemark aufgefunden hat. So entdeckte man im Moore Thorsbjerg Zügel, Gebisse, Trensestangen, daneben auch Holzrechen, Hacken und ähnliche Ackergeräthschaften. Der große, auf Kosten des Museums ausgegrabene Moorfund von Vimose auf Fühnen wies gleichfalls Bruchstücke von Reitzügeln und von einem Gebisse auf, auch unbeschlagene Wagenräder wurden ebendaselbst gefunden. Reiche Leute pflegte man mitunter sammt Pferden und Wagen zu bestatten, und so fand man in einer Grabkammer bei Söllested auf Fühnen gleichfalls ein prächtig ausgestattetes Pferdegeräth, Gebiß, Zügel, Schnallen, Nägel und namentlich ein Mähnenjoch, das reich mit Metall ausgelegt ist und maskenähnliche Verzierungen aufweist. Als eine besondere Eigenthümlichkeit der Eisenzeit muß auch der Umstand betrachtet werden, daß damals zuerst eine eigenthümliche Schrift auftrat, die nordischen Runen, welche der ganzen Bronzeperiode durchaus fremd sind. Diese Runenschrift geht ziemlich hoch hinauf, bis in die römische Zeit: so hat sich bei dem schon mehrfach erwähnten Funde zu Himlingöie neben vollständig römischen Gefäßen und Geräthen auch eine bronzene, mit Silber belegte Gewandnadel gefunden, auf welcher in Runenschrift das Wort Hariso eingeritzt ist, ein Name, der entschieden auf den Besitzer oder Verfertiger der Nadel hinweist. Derartige Namen finden wir nun öfters auf Erzeugnissen des nordischen Kunsthandwerks eingeritzt: so ist auf einem Golddiademe, welches zu Straarup in Jütland gefunden wurde, der Name Luthro eingeritzt, und auf einer Schnalle zu einem Schwertriemen, die bei dem großen Moorfunde zu Vimose ausgegraben wurde, findet sich gleichfalls ein Name mit Runen geschrieben. Längere Runeninschriften bezeichnen indessen eine spätere Epoche. In die Eisenperiode, wenn auch in eine spätere Zeit derselben, fällt auch die erste Ausprägung von Münzen in Dänemark. Diese ältesten Münzen sind die goldenen Bracteaten, die nur auf einer Seite geprägt und mit Oehren zum Tragen versehen sind, die also mehr als Amulete denn als eigentliches Tauschmittel dienten. Von diesen Bracteaten muß man eine doppelte Art unterscheiden. Die einen sind barbarische Nachahmungen römischer Münzen und zwar sind die lateinischen Buchstaben ohne Sinn und Verständniß nachgebildet; die anderen zeigen einen gewissen Fortschritt: an die Stelle der verständnißlos nachgebildeten lateinischen Lettern treten Runeninschriften und auch das römische Kaiserbild wird durch Figuren aus der nordischen Göttersage verdrängt.

Fragen wir uns nun, wie in der Eisenzeit Dänemarks die Bestattung der Leichen gewesen ist. Man wird sich erinnern, daß in der ältern Bronzeperiode die Leichen in Todtenbäumen beerdigt wurden, daß dagegen in der spätern Zeit der Leichenbrand üblich ward. In der Eisenzeit halten sich Beerdigung und Verbrennung das Gleichgewicht und je nach der Gegend war die eine oder andere Bestattungsart üblich. So wurden in Seeland die Leichen unverbrannt in natürlichen Hügeln geborgen, und kein Steinkreis, überhaupt kein Merkmal bezeichnet die Grabesstelle. Den Todten wurden zahlreiche Gegenstände theils einheimischer, theils römischer Cultur, Gefäße der verschiedensten Art, Schmuckgegenstände, Kämme und Aehnliches, selten aber Waffen und Pferdegeschirr beigegeben. In Jütland wurden dagegen die Leichen meistens verbrannt und die Knochenüberreste in einer Steinkiste aufbewahrt, und zwar liegen die verbrannten Knochen meist nicht direct in der Kiste, sondern sind zunächst in Graburnen geborgen. Die Urnen, die das nordische Museum aus Jütland besitzt, sind aus röthlich-grauem Thone und ohne Anwendung der Töpferscheibe geformt und ähneln sehr denjenigen Urnen Norddeutschlands, die in den Steingräbern gefunden sind; wie diese haben auch die jütischen Urnen nur eine Art der Ornamentik, die durch Punktirung bewirkte Mäanderlinie; von den geschmackvollen Urnen der ostdeutschen Flachgräber, die auf einen slavischen Ursprung hinzudeuten scheinen, unterscheiden sich diese jütischen Urnen auf den ersten Blick. Wieder anders sind die Grabfunde der Insel Bornholm beschaffen; auch hier herrschte der Leichenbrand, doch wurden die Knochenüberreste nicht in Urnen geborgen, auch nicht in Steinkisten gebettet, sondern man warf die Knochen sammt den Beigaben ziemlich unregelmäßig in kreisrunde, nicht sehr tiefe Gruben. Die Beigaben waren hier ziemlich mannigfach; neben Schmucksachen und Werkzeugen wurden hier den Todten auch Waffen, namentlich absichtlich gebogene Schwer-

ter, Schildbuckel, Sporen und ähnliche Gegenstände mitgegeben; auch Gefäße finden sich in diesen Bornholmer Brandgruben und zwar meist ein größeres, oft absichtlich zerschlagenes Bronzegefäß und mehrere kleinere Henkelgefäße und Schalen.

Schon mehrfach haben wir der Moorfunde von Vimose, Thorsbjerg und anderer gedacht; dieselben sind so umfangreich, daß man unmöglich annehmen kann, die Gegenstände seien nur zufällig in den ehemaligen See gefallen; man muß vielmehr an eine absichtliche Versenkung denken. Dies wird noch durch andere Umstände bestätigt: man entdeckte oft große Holzhacken, Taue und Pfähle, mittelst deren die einzelnen Gegenstände künstlich in den See niedergerammt waren. Auch ist ein Theil der Gegenstände absichtlich verbogen, namentlich Schwerter und Schildbuckel, die Bronzegefäße sind zerbrochen, so daß man mit Recht vermuthen darf, es sei in jenen Funden eine absichtlich versenkte Kriegsbeute zu erblicken, die den Göttern geweiht war, und deren einzelne Theile in Folge dessen unbrauchbar gemacht wurden, um sie anderen irdischen Zwecken zu entziehen. Auch Menschen pflegten mitunter in Seen versenkt zu werden und interessant ist in dieser Hinsicht ein Fund, der zu Haraldkaer in Jütland gemacht wurde; hier entdeckte man in einem Moore Kleidungsstücke und Felle, die auf einem weiblichen Skelete lagen, welches mittelst eines Holzhakens in dem Moore festgerammt war. Auch hier kann man annehmen, daß wir es mit einer den Göttern geweiheten Kriegsgefangenen zu thun haben; wenn wir indessen die Stelle in der Germania des Tacitus „corpore infames caeno ac palude iniecta insuper crate mergunt“ vergleichen, so können wir auch eine andere Vermuthung aufstellen und annehmen, daß wir die Leiche einer durch Versenkung bestraften Verbrecherin vor uns sehen.

Noch haben wir den Spuren einer auswärtigen fremden Cultur, so weit sie sich während der Eisenperiode in Dänemark zeigt, nachzugehen: schon oben haben wir erwähnt, daß der ältern Eisenzeit zahlreiche Ueberreste römischer Cultur angehören, welche sich namentlich in den Gräbern von Seeland gefunden haben. Da führen wir zuerst jene interessanten römischen Glasgefäße aus den Funden von Varpelev, Himlingöie und Ballöby an, die um so interessanter sind, weil sie eine ganz eigenartige Technik verrathen: die einzelnen Figuren — es sind meist Früchte und Blumen, doch wurden auch zu Thorslunde Gefäße gefunden, welche Gladiatorenkämpfe und Thierjagden darstellten — sind nämlich in einer eigenthümlichen reliefartigen Weise aufgemalt, wie es bei den sonst aufgefundenen antiken Glasgemälden gewöhnlich nicht der Fall ist. Daneben sieht man römische Bronzegefäße (Schöpfkellen, Casserolen und andere), welche bisweilen noch den Stempel des Fabrikanten aufweisen. Interessant sind auch die großen Bronzeeimer, die zu Himlingöie aufgefunden sind und um deren Kante eine Thierjagd eingravirt ist, ferner zwei silberne zu Ballöby gefundene Becher, die gleichfalls mit Thierfiguren geschmückt sind; an derselben Stelle fand man auch Gefäße aus der terra sigillata, die mit Reliefiguren geschmückt und mit einem römischen Fabrikstempel versehen sind. Namentlich sind aber wichtig die römischen Bronzestatuetten, die man an verschiedenen Stellen Dänemarks entdeckte; so ist zunächst die etwa 10 Zoll hohe Statue eines nackten, stehenden Jünglings zu erwähnen, die durch ihre kunstvolle Arbeit sofort in die Augen fällt, ferner ein mit der Lanze bewaffneter Krieger, eine Bronzehand, die zu einer lebensgroßen Statue gehörte, und eine wahrscheinlich dem 3. Jahrhundert angehörige Vennsfigur. Daß auch zahlreiche römische Münzen in Dänemark aufgefunden sind, haben wir schon oben erwähnt; die ältesten gehören dem 2. Jahrh. an und sie erstrecken sich abwärts bis zur Mitte des 4. Jahrh.; so sind z. B. auf einem Felde bei Brangstrup auf Fühnen 46 römische Goldmünzen gefunden, deren jüngste aus dem Jahre 351 stammt. Mit der Völkerwanderung hört die Handelsverbindung zwischen Dänemark und dem Süden auf und erst wieder im 6. Jahrh. scheinen neue Beziehungen angeknüpft worden zu sein; in diese Zeit fallen die byzantinischen Goldsolidi, deren Auftreten die sogenannte mittlere Eisenzeit charakterisirt; mit dem 8. Jahrh. finden zahlreiche arabische und kufische Münzen in Dänemark Eingang und gleichzeitig scheint eine Masse fremdartigen Silberschmucks nach dem Norden eingeführt worden zu sein; so entdeckte man in Vesterved sted auf Jütland, in Seierby auf Seeland, in Vaalse auf Falster und in mancherlei anderen Orten zahlreiche, entschieden auswärtige Schmucksachen, die in Verbindung mit arabischen Münzen des 9. und 10. Jahrh. gefunden wurden. Damals waren aber Dänemarks Bewohner schon in den Kreis der historischen Völker eingetreten und es gehört daher die Charakteristik dieser späteren Funde nicht mehr in den Bereich unserer Skizze.

Aus allen Erdtheilen.

Das südöstliche Californien.

Seit 1870 läßt die Regierung der Vereinigten Staaten durch eine Anzahl von Expeditionen die im Gebiet der Felsengebirge liegenden, noch wenig studirten Territorien unter Leitung des Lieutenant Geo. M. Wheeler erforschen. Nachdem im vorigen Jahre Utah, Colorado, New-Mexico und Arizona besucht worden waren, wurde 1875 das südliche Californien vorgenommen. Darüber bringt jetzt die „Los Angeles Post“ aus der Feder von Dr. Loew, der zur Wheeler-Expedition gehört, Mittheilungen, welche den furchtbaren Contrast zwischen dem gesegneten Küstenstrich und den endlosen Wüsteneien des californischen Hochlandes in ein so grelles Licht stellen, daß man an ihrer Wahrheit zweifeln könnte, wenn sie nicht eben das Resultat der sorgfältigsten wissenschaftlichen Untersuchungen wären.

Am 20. Juni trat Lieutenant Bergland's Abtheilung, in der sich außer dem Dr. Loew noch der Triangulator Thompson, der Topograph Birnie und der Meteorolog G. Hasson befanden, ihre Entdeckungsreise von Los Angeles aus an und kehrte am 3. October wieder dorthin zurück. Die von ihr eingeschlagene Route war mit wenigen Worten folgende: Von Los Angeles über den Cayonpaß nach dem Mohave River, dessen Lauf sie bis zu dem Punkte folgte, wo er in der Wüste plötzlich spurlos verschwindet; von dort nach Ivanpah, einem unbedeutenden Minenplätzchen an der Grenze von Nevada, dann nach Cottonwood Island, einer 6 Meilen langen Insel im Colorado-Flusse, die von den Payute-Indianern bewohnt wird. Dem Laufe des Colorado bis nach Calville, einer verlassenen Mormonenansiedelung im nördlichen Arizona, folgend gelangten sie über die Berge an den Rio Virgin; von hier nach Arizona und in die minenreichen Hualapais Mountains. Ihr nächstes Ziel war Fort Mohave, das weitere die Umgebung von Fort Yuma

am Rio Colorado und in der südöstlichsten Ecke von Californien, von wo sie, eine direct westliche Richtung einschlagend, nach dem Dry Lake gelangten, dem Bett eines großen Binnensees, dessen Boden 200 Fuß unter dem Meeresspiegel gelegen und mit Muscheln aller Art bedeckt ist; von Dry Lake über den San-Gorgonio-Paß nach San Bernardino, von San Bernardino zurück nach Los Angeles.

In unserm ganzen großen Nordamerika, sagt Dr. Loew, giebt es kaum einen andern Landstrich, der weniger erforscht und bekannt wäre, wie die Südostecke von Californien, und die unendlichen Schwierigkeiten, welche sich dort auf Schritt und Tritt den Reisenden entgegenstellen, lassen uns noch jetzt in vieler Beziehung über den wahren Charakter desselben in Zweifel. Es ist eine Wüste im weitesten Sinne des Wortes, in welcher das Thal des Mohave- und Colorado-Flusses die einzigen grünen Oasen sind. Die unerträgliche Hitze, die im Sommer nicht selten auf 125° F. und darüber steigt, die gewaltigen Sandstürme, welche in ihrem Charakter allein dem Samum der Sahara vergleichbar sind, der außerordentliche Wassermangel, die kahlen, in gewissen Abständen von einander sich erhebenden Bergzüge, kurz das ganze Gepräge dieses Landstriches, das nebenbei ein Fünftel des gesammten Californien ausmacht, ruft dem Reisenden das Bild der großen afrikanischen Wüste vor sein geistiges Auge. Welch' ein wunderbarer Gegensatz zu den blühenden Fluren des Los-Angeles-Thales, von dem er kaum mehr als 100 Meilen entfernt ist!

Kein lebendes Wesen, als höchstens eine Eidechse oder eine Anzahl geschäftiger Ameisen weit und breit zu erblicken, kein grüner Strauch, keine buntfarbige Blume unterbricht die Einförmigkeit des Bodens. Und doch ist auch das Pflanzenreich hier vertreten wie das Thierreich, wenn gleich nicht weniger armselig, denn ein paar blüthen- und blätterlose Stengel sind Alles, was wir davon erblickten. Aber das Mineralreich liefert der Wissenschaft eine reiche Ausbeute, und die interessantesten Sammlungen, namentlich von vulcanischen Gesteinen, haben ihren Weg von hier aus nach Washington gefunden.

Auf ihren Märschen beständig der Gluth einer unbarmherzig sengenden Sonne ausgesetzt, mußte die Abtheilung des Lieutenant Bergland durchschnittlich 30 bis 40 Meilen täglich zurücklegen, um zu den Quellen zu gelangen, die sie nur dann nicht zu verfehlen sicher sein konnte, wenn sie gewissenhaft den Indianerpfaden folgte. Und wenn sie es gefunden hatte zeigte es sich häufig salzig oder bitter.

Die wenigen einigermaßen besiedelbaren Oasen werden von Indianern bewohnt, und zwar haben die drei bedeutenderen Stämme der Pajutes, Cheinehuevis und Mohaves sich in dem Thale des Colorado-Flusses niedergelassen; aus der Sprache dieser sowie aus derjenigen von vier anderen Stämmen ist es dem Dr. Loew gelungen, ein Vocabularium von 400 Wörtern zusammenzustellen.

Die Lake-Eyre-Expedition,

welche wir in Nro. 19. dieser Zeitschrift besprachen, begleitete der Naturforscher F. W. Andrews. Wir verdanken ihm folgende kleine Mittheilungen. „Im Warburton-Flusse oder, wie man gewöhnlicher sagt, im Salt Creek, nördlich vom Lake Eyre, entdeckten wir bei einer plötzlichen Biegung, welche dieser Wasserlauf macht, indem er seine nordwestliche Richtung verläßt, eine teichartige Ausbreitung im Umfange von vierhundert Yards. Die Tiefe konnten wir nicht ermitteln, da es uns an den dazu nöthigen Werkzeugen fehlte. Wir nannten diesen kleinen Teich „the Fish-hole", weil er uns zu einer Zeit, wo wir großen Mangel an Lebensmitteln hatten, mit den schönsten Fischen reichlich versorgte. Derselbe wird offenbar durch Quellen gespeist, denn sein Wasser war frisch und weich, während es an anderen Stellen des Flusses, wo noch welches vorhanden war, einen salzigen Geschmack hatte. Die vielen Lagerplätze der Eingeborenen, welche hier gefunden wurden, deuten darauf hin, daß der Teich ein permanenter ist. Die lutherische Missionsstation am Lake Kopperamanna (hat keine Erfolge aufzuweisen) macht auch ihrem Aeußern nach keinen günstigen Eindruck. Man sieht nichts weiter als eine alte Hütte und eine Pallisaden-Einhegung in einer dürftigen Gegend. Nur in der Ferne bemerkt man etliche Bäume, sonst nichts weiter als kleine grasige Stellen. Der See liegt dort gewöhnlich trocken, wie in den letzten sieben Monaten wieder der Fall gewesen war. Zum Trinken ist das Wasser nicht tauglich', da es sehr schädliche Eigenschaften besitzt. Der Lake Perrigundi repräsentirt ein imponirendes Wasserbett mit niedrigen Bäumen, welche seinen Rand besetzen, und mit einer Hügelkette im Hintergrunde. Die Eingeborenen hegen eine abergläubische Verehrung gegen diesen Ort und sehen die Anwesenheit von Weißen in dessen Nähe als eine Entweihung an. Vor zwei Jahren wurde hier der Aufseher eines „Run", welcher sich hingewagt hatte, ermordet; und es ist immer mit Gefahr verbunden, die Gegend zu betreten. Wir hielten daher scharfe Wache, um uns gegen etwaige Angriffe der Eingeborenen zu schützen. Auch dieser See, wie überhaupt alle Gewässer, welche wir bereisten, war dem Austrocknen nahe. Der kreisförmige Lake Mulyinburrina, nicht weit vom Lake Mackinlay, ist beträchtlich kleiner als der Lake Perrigundi, hat aber sonst eine ganz ähnliche Lage. Enten, Schwäne und andere Wasservögel gab es in Menge, und zahlreiche Lager der Eingeborenen, welche fast ausschließlich vom Fischfang lebten, umgaben den See. Die Myriaden von Mosquitos machten den Aufenthalt hier keineswegs angenehm."

* * *

— Dr. Lepkowski, Professor der Krakauer (Jagellonischen) Universität, ist vom Cultusminister zum Generalconservator sämmtlicher vorhistorischen Denkmäler Galiziens ernannt worden.

— Ein reicher Australier, Mr. Samuel Wilson, in der Colonie Victoria hat an die Universität Melbourne ein Geschenk von 30,000 Pf. St. gemacht.

— Am Loa-Flusse, der Südgrenze von Peru, sind bedeutende Lager von Gold, Silber und Kupfer (von letzterm Metalle auch in Villaque bei Tacna) gefunden worden; ebenso Anzeichen, welche beweisen, daß selbige schon von den ersten Spaniern ausgebeutet worden sind.

— In den Wäldern des Rio Negro (brasilianische Provinz Parana) ist unter dem Namen „St. Thomas de Papandura" eine Niederlassung gegründet worden, um dadurch vielleicht die sich dort herumtreibenden 3000 bis 4000 Bugres-Indianer zur Ansiedelung und zu einer geregelten Lebensweise zu bewegen.

Inhalt: F. Garnier's Schilderungen aus Yünnan. VII. (Mit drei Abbildungen.) (Schluß.) — Stanley's Erforschung des Victoria Nyanza. (Mit einer Karte.) — Die Mongolen. Von Albin Kohn. III. (Schluß.) — Die prähistorischen Alterthümer des nordischen Museums in Kopenhagen. Von Dr. Hassenkamp. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Das südöstliche Californien. — Die Lake-Eyre-Expedition. — Verschiedenes. — (Schluß der Redaction 27. November 1875.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 9.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3354